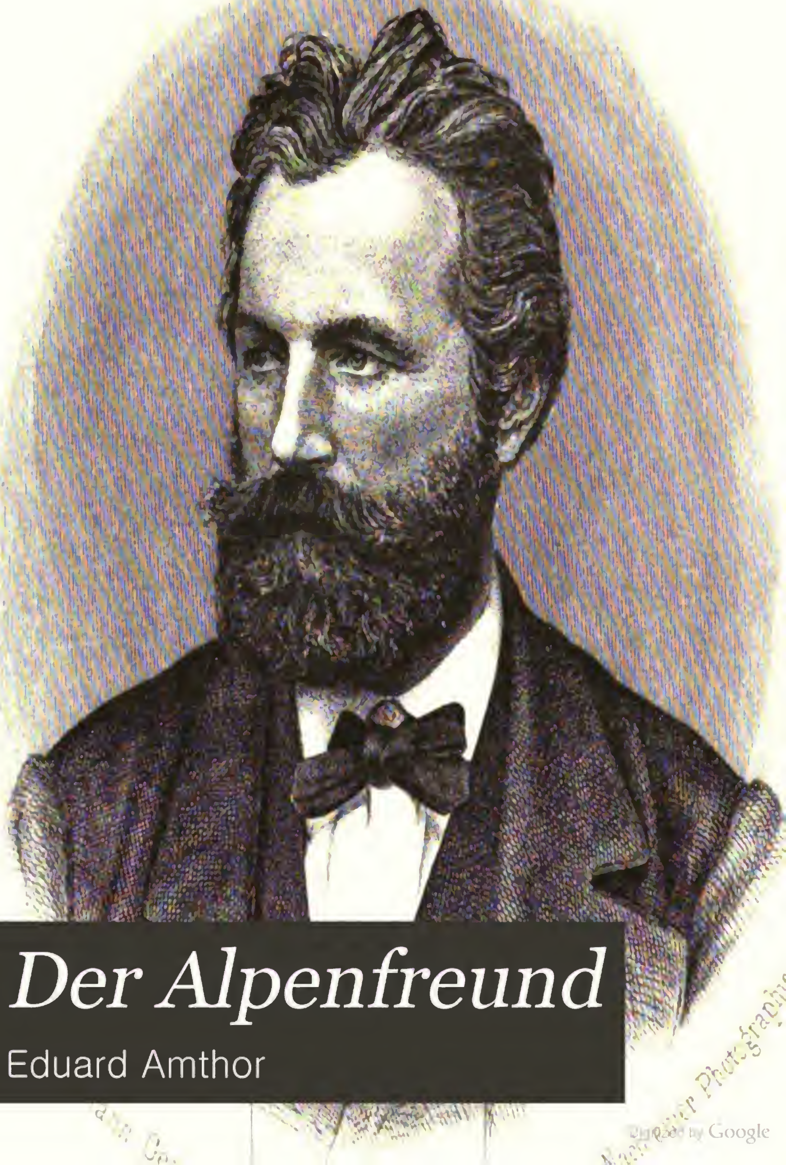


Der Alpenfreund

Eduard Amthor

Der Alpenfreund.

Blätter für Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt

in

populären und unterhaltenden Schilderungen

aus dem

Gesammtgebiet der Alpenwelt

und mit

praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern

herausgegeben

von

Dr. Ed. Amthor,

Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des Herzoglich-Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstlich-Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführers", Ehrenmitglied des Gabelsberger Stenographenvereins und des Kaufmännischen Vereins zu Gera rc.

Neunter Band.

Mit 11 Kunstbeilagen

(2 Panoramen, 8 Landschaften, 1 Portrait).

Gera

Eduard Amthor.

1876.

IX. Band, 1. Heft. Jährlich 1 Band.

Der Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung
von
Alpenkunde unter Jung und Alt
in
populären und unterhaltenden Schilderungen
aus dem
Gesammtgebiet der Alpenwelt
und mit
praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern
herausgegeben
von

Dr. Ed. Amthor,
Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer".

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.

Gera
Eduard Amthor.
1876.

Ein Band à 6 Hefte — à Heft 1 Mark.

Inhalt des ersten Heftes des neunten Bandes.

Hierzu als Kunstbeilage:

Panorama des Kellerjochs, nach der Natur aufgenommen von B. Lergetporer jun. (Tondruck.)

ınet von B. Lergetporer jr.

image
not
available

net von B. Lergetporer jr.

Nationale Aufgaben beim Besuch von Tirol.

Von Dr. Mapperg.

Jetzt da der Frühling in's Land zieht, da Jedermann Pläne macht, wo er seine Sommerfrische und seinen Erholungsaufenthalt nehmen solle, wo in allen Blättern verständige und unverständige Vorschläge zu Reisen und vorübergehenden Niederlassungen in Berg und Thal gemacht werden, sei es uns erlaubt, in Nachfolgendem Freunden der Tiroler Alpen und solchen, die ein Herz haben für unseres Volkes Geschichte und Geschicke, einige Fingerzeige zu geben über Thäler und Dörfer in Südtirol, durch deren Besuch nicht allein eine nationale Pflicht erfüllt, sondern auch neue, noch unbesuchte Orte dem Verkehr erschlossen werden. Wir glauben mit der Empfehlung der einzelnen Punkte (hoffentlich) zahlreichen Besuchern einen guten Dienst zu leisten, ferner den Landsleuten in Tirol selbst einige Fingerzeige zu geben, wo und wie sie selbst zu helfen und die Hände anzulegen haben, und schließlich wollen wir den Schriftstellern, die mit gewandterer Feder als wir dem großen Publikum von ihren Fahrten erzählen, die Bitte ans Herz legen, daß sie diesen verlassenen deutschen Orten den Strom der Alpenfahrer zuzulenken helfen.

Wen berührt es nicht freudig, wenn er hier und da in unsern deutschen Zeitungen eine Stimme aus oder über Tirol begegnet! Und doch wie selten widerfährt uns, die wir jährlich in steigender Anzahl lebhaften Antheil an dem Schicksal dieses herrlichen Stücks von unserem deutschen Volksgebiete nehmen, die Freude, daß ein Volksgenosse aus diesem Alpenlande selbst sich vernehmen läßt in unseren Blättern, und wie doppelt selten ist es, daß ein Tiroler Deutscher einmal in deutschen Heften und Organen dahin zu wirken sucht, daß wir Deutsche herbeikommen, um die krafttödtende Vereinsamung und Vertrocknung zu enden, neues Leben einzuhauchen und dem Entgermanisiren im Süden entgegen zu treten!

Im Herbste des vorigen Jahres lasen wir einen solchen Bericht „aus den Tiroler Bergen" in einem großen Süddeutschen Blatte. Es sei uns gestattet, mit einigen Worten diesen Bericht zu begleiten und in die Erinnerung zurückzurufen! Wer voriges Jahr gereist ist, wird den Angaben des Berichtes, „daß die Schweiz Abnahme, Tirol aber Zunahme der Sommergäste aufzuweisen hätte", zustimmen! Er wird der Angabe beistimmen, daß einige Fortschritte in der Entwicklung von Reiseannehmlichkeiten hier und da zu finden wären; er wird jedoch auch einstimmen in die Klagen, daß im Allgemeinen die Wirthe und die

einzelnen Gemeinden weder Lust noch irgend ein Verständniß haben für die Gastanforderungen der aus kulturreicheren Ländern herbeiziehenden Fremden; er wird, so er bewandert und gewandert ist in Tirol, einstimmen in die lobende und rühmende Behauptung, daß das schöne Gebirgsland noch eine große Anzahl unbereister und für Touristen und Eingeborene gleich reichen Lohn bringender Gebirgsthäler und ganzer Gebirgsprovinzen in sich birgt; vor Allem den Andeutungen über Südtirol wird Jeder, der die Lage der Dinge von einst und von jetzt dort kennt, seinen vollen Beifall zollen. Allein schließlich, wenn einem nach Durchlesung des wohlgesinnten Artikels klar oder unklar die Bilder und Ideen vorschweben, daß es nothwendig sei, dem südlichen Tirol mehr Zuzug aus dem Hauptlande der Deutschen und mehr Verbindung mit demselben zu verschaffen, so fragt man sich: welch positive Vorschläge zur Abstellung der mit Recht beklagten Uebelstände gegen „das wahrhaft erschreckende Vordringen des wälschen Elementes gegen Norden" und „zur Erstarkung des Deutschthums" hast du nun gelesen? Welch bessere Ortskenntniß für befriedigende Gebirgswanderung und für längeren erfrischenden Bergaufenthalt, welche Namenangaben, die du Freunden und Reisenden sagen kannst, hast du gewonnen? Da ist nun leider in obigem Berichte, wie in den wenigen, aber ähnlichen, die man hier und da, wie gesagt, in unserer Tages- und Wochenliteratur findet, nicht viel mehr als vages Klagen zu finden über pompöse neue Gasthöfe für die Winterkur in den Thalmulden, die ja für den oben berührten und nothwendigen engeren Verkehr der süd-tiroler Deutschen mit ihren Volksgenossen gar nicht den mindesten Nutzen bringen. Trotzdem es als dringend nöthig dargestellt wird, daß die letzten Reste unserer Sprachgenossen tief da unten auf den fruchtbaren Berghalden und in den hohen Gebirgsthälern Gästezuzug und nach langen Jahrhunderten Anregung und Stütze erhalten von ihrer Nation, ist doch auch nicht ein einziger derartiger Punkt mit Namen genannt, oder auch nur auf seine Lage und seine Existenz hingewiesen. Es thut aber im höchsten Grad Noth, daß die letzten dieser einsamen, vergessenen Höfe und Dörfer Besuch und Zusprache erhalten von uns; es thut Noth, daß wir zeitweise unter ihnen wohnen, und daß im Wechselverkehr auch sie wieder beginnen heraus zu uns zu fahren und uns und unser Wesen kennen zu lernen.

Der Strom der Sommerfrischler, der vom Süden heraufzieht, ist noch nicht versiegt. Sehen wir es ja selbst mit eigenen Augen; preist doch ein vielschreibender Wanderschriftsteller Gustav Rasch in seinem letzten, Tirol gewidmeten Buche, „wie die vornehmen italienischen Damen in St. Felix und Laurein, den hoch und gesund gelegenen Dörfern des deutschen Nonsbergs, ihre Sommerfrische genießend, italienische feine Sitten und — Sprache verbreiten". — Leise und unbemerkt fließt heute noch der Strom nicht blos der armen Arbeiter, sondern auch der vornehmeren Klassen aus italienischer Nation herauf in die nicht ganz deutschen Berge, und nachdem er dem trägen, seines Nationalitätsbewußtseins

beraubten Deutschen den Hof abgekauft, errichtet der Nobile da, wo bisher nur die Laute der bajuwarischen oder der südallemannischen Zunge erklungen, eine edle, dem Auge gefallende Villa, und am Saume des Gartens steht nun der einst Herr gewesene deutsche Taglöhner und küßt demüthig und doch voll ohnmächtigen Grimms die Schleppe seiner italienischen Herrin! Uns wurde, wenn wir voll Staunen und unangenehm berührt von den Massen der eifrig vor den Herbergen ihre Werkzeuge schärfenden wälschen Arbeitern, während man drin in den deutschen Häusern unsere Stammesgenossen nach langer Mahlzeit noch stundenlang ihre Gebete eintönig und chorweise ableiern hörten, und frugen, wozu die vielen Wälschen da seien, stets die Antwort: „Ei, sie arbeiten hier in den Steinbrüchen", oder: „Sie bauen dort die Brücke" oder dergleichen. Und wenn wir weiter frugen, wozu man dazu die Wälschen in's Land ziehe, so war die stehende Antwort: „Ja, dazu paßt sich der Deutsche nicht; solche Arbeiten machen hier zu Lande nur die Wälschen." — So kommt es, daß die Klage aus den Tiroler Bergen über die Abnahme der deutschen Zunge und die Zunahme der wälschen nur zu wahr sind. Müssen wir auch zugeben, was hier und da behauptet wird, daß ein leiser Hauch von dem seit dem letzten großen Kriege die ganze Nation durchwehenden mächtigen Bewußtsein auch da und dort unter den Deutschen Tirols sich spüren lasse, so müssen wir doch immerhin bekennen, daß bis heute noch der Italiener Tirols größere Leistungsfähigkeit repräsentirt als der Deutsche! Ganz abgesehen von seinem gewaltigeren Nationalstolz und seiner größeren geistigen Beweglichkeit! Bis heute sind die Beweise, daß der Tiroler aufhört, in uns, seinem ketzerischen Blutsgenossen, nur den Ausbund alles absolut verdammten Unglaubens zu erblicken, noch sehr gering an Zahl!

Trotzdem sich also bei der oberflächlichen Abschätzung des Werthes der beiden Tirol bewohnenden Nationen viel, und zwar vom vaterlandslosen wie abstrakten Boden, zu Gunsten der Wälschen und zu Ungunsten der Deutschen sagen läßt, müssen wir im Reich als der einsichtigere und zur Vertretung der Gesammtnation verpflichtetere Theil doch unsere Hand dazu bieten und daran arbeiten, daß eben *diese Deutschen Tirols endlich vor der Ueberfluthung durch die Italiener geschützt*, daß ihre eigene Thatkraft geweckt, daß die an einzelnen Stellen noch vorhandenen Reste unserer Zunge gerettet und erhalten werden. Zur Erreichung dieses Zieles setzen wir auf die Anbahnung eines gegenseitigen Verkehrs, auf die Wiederanknüpfung des theilweise seit vielen Jahrhunderten unterbrochenen Zusammenlebens mit uns die besten Hoffnungen! Bis heute kann man in Bezug hierauf freilich nur von ganz einzelnen Versuchen, ja vielfach nur von Hoffnungen und Plänen reden, aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, werden wenigstens nicht *alle* unsere Hoffnungen zu Schanden werden. Der große Haufen der Deutschen im Reiche und noch mehr der von den Deutschen in Tirol hat keine Kenntniß von dem Andern und ebensowenig eine Einsicht von der *Nothwendigkeit* eines *engeren nationalen* Zu-

sammengewöhnens und namentlich davon, was zu thun sei, wenn nicht eben doch noch die italienischen Bersaglieri auf dem Brenner die italienische Grenze abschreiten und die 200,000 Deutschen, die südlich von ihm wohnen, sammt dem erfundenen „Trentino“ vom südlichen Nachbar verschlungen werden sollen. Es ist wahrhaft unbegreiflich, mit welch stoischer Ruhe oder vielmehr mit welcher Unwissenheit wir das fortdauernde Abspülen unseres alten Volksgebietes dort unten ertragen und wie selbst unsere Literatur von all dem, die lothringer und elsässer Entgermanisirung weit hinter sich lassenden Schwunde des Deutschthums auf den letzten sonnigen Südabhängen der deutschen Alpen keine oder doch fast gar keine Kenntniß hat!

Die politische und vor allem die der Religion zu Liebe erfolgende soziale Absperrung des Landes von seinen Stammesgenossen hat eben in Jahrzehnten und Jahrhunderten böse, böse Früchte getragen! In wie vielen Ortschaften und Höfen ist seitdem die altangestammte Sprache verstummt und die wälsche Sprache eingeführt! Man denke nur an die, bis auf Gliezen und Camposrutana verwälschten „tredeci communi“, an die Verbrennung der deutschen Gemeindeakten zu Lusern durch wälsche Priesterhand, an die Ausrottung der deutschen Sprache durch den wälschen Pfarrer Leonardo Zanella im Thale von Terragnuolo und dergl.! Von einem ähnlichen Beispiele aus unseren Tagen werden wir später sprechen. Wer weiß aber etwas von dem Ersticken und Absterben unserer Sprache dort unten an der Unteretsch, am Chiampo, an der Brenta, dem Astico und wie all die Flüsse und Bäche heißen, an denen einst die deutschen Stämme der Bajuwaren, der Longobarden, der Gothen und vor Allem der zu Theoderich nach Bern ausgewanderten Allemannen ihre Heimath fanden? Wer weiß etwas davon, daß in Verona, dem alten Bern des großen Königs Theoderich, noch zu Anfang dieses Jahrtausends allgemein Deutsch, allgemein das später „Cimbrisch“ genannte Patois (gleich wie „Sächsisch“ für „Deutsch“ in Siebenbürgen auch erst später aufkam) geredet wurde? Hackländer nennt in seinen die letzte Zeit her erschienenen italienischen Reisebriefen Verona „eine ächte italienische Stadt“. Ob er wol Kenntniß hatte davon, daß auf den Versammlungen der von Kaiser Otto I. mit der Grafschaft Trient vereinigten und mit dem Bayernherzog unterstellten deutschen Mark Verona deutsch verhandelt wurde? — Gregor Samarow spricht in seinem Aufsehen erregenden Romanen, resp. der pseudonyme Politiker, in „Um zwei Kaiserkronen“ von der geplanten Abtretung Südtirols an Italien als einer durch die italienische Nationalität seiner Bewohner vollberechtigten Idee; er, der sich durchweg als guter Deutscher zeigt, weiß nichts davon, daß einst das ganze Tirol links der Etsch und großentheils auch rechts derselben deutsch war, daß heute noch 200,000 Deutsche, unverwälscht, südlich des Brenners innerhalb der Tiroler Grenzen wohnen — nicht zu gedenken der verwälschten und noch nicht verwälschten Germanenreste jenseits der Grenzen! Gustav Rasch, als er das Fleimserthal herabfährt, freut sich wieder ächt italienischen Himmel und statt der trägen bigotten Deutschen,

„lebensprudelnde Italiener“ zu sehen! Ihm mag es ähnlich gegangen sein wie einem Freunde von uns, einem hochverdienten Patrioten und Hauptkenner der deutschen Alpen, der in Pergine, früher Fersen geheißen, noch ächt deutsche Bewohner des benachbarten Vierhöfer- (Fierozzo-) Thales, ohne eine Ahnung zu haben, daß unsere Nation so weit hinabreiche, ruhig für Vollblutitaliener nahm! Vor uns liegt die Broschüre des Badearztes von Levico, in Südtirol an der großen Straße durch die Val Sugana von Trient nach Venedig hinab gelegen. In dem sonst verdienstlichen Büchelchen des Dr. Pascher (Wien 1873) läßt kein Satz ahnen, daß wir auf dem alten deutschen Boden stehen, daß noch heut zu Tage im Bauernmunde statt des volltönigen italienischen Wortes Levico die markige deutsche Benennung Lewegg oder Leweck vorkommt, so wie rings um Nancy herum die alte Bezeichnung Nanzig im Gebrauche ist. Ja es fehlt sogar jede, den deutschen Leser doch sicherlich erfreuende Notiz darüber, daß auf den Bergeshöhen sich immer noch einzelne Höfe und vor Allem das ganze Dorf Lusern sich ihre deutsche Sprache bewahrt haben. So ist es auch erklärlich, daß Dr. Baumbach, der in der Gartenlaube (dem einzigen großen Wochenblatte Deutschlands, das über diesen wunden Punkt einen Aufsatz brachte) im vorigen Winter seinen Besuch zu Lusern wie eine wahre neue Entdeckung beschrieb, nicht die mindeste Unterrichtung in dem Bade unten über die benachbarten Sprach- und Blutsgenossen zu finden vermochte. Ein Professor in einer süddeutschen Universitätsstadt, dem wir, trotzdem er selbst ein Sohn der österreichischen Alpen, doch vieles als ganz neu und unbekannt über die Sachlage von einst da unten mittheilten, und dem wir lebhaft anriethen, doch von Attlmayer's Monographie über diesen Gegenstand in der Zeitschrift des Ferdinandeums zu Innsbruck zu lesen, gab uns die charakteristische Antwort: „Die finden Sie weder auf der Universitätsbibliothek noch sonst wo hierzuland!“ So rächt sich auch hier der durchschnittene Zusammenhang Tirols mit dem Hauptstamm seiner Nation! Aber mehr noch: Wer von uns hat das deutsche Dorf St. Bladen (ital. Sappada) oder Sauris im nördlichen venetianischen Friaul besucht? Wer vermag oder wer hat Aufschluß gegeben über die Vergangenheit dieser Germanenreste? Wer weiß etwas zu sagen über Solimbergo bei Spilimbergo in Venetien? Wer vermag uns den grunddeutschen Namen Prampergebirge östlich von Agordo zu erklären? Freilich, wie die deutsche Sprache in diesen italienischen Thälern unter den total abgeschnittenen Deutschen erlischt, so erlöschen auch nach und nach die deutschen Bezeichnungen, die sich sonst am längsten halten: die Benennungen der Wiesen und Felder, der Wälder und Berge. Aus Prampergebirge wird auf Georg Mayr's Karte, „Tirol, München 1872“, ruhig „Mti. Pramper.“ Wie lange wird's dauern, so wird nach der bekannten Analogie, die aus Bratwurst das italienische Wort „browursto“ fabrizirt, ein „Mti. Pramperi“ geworden sein? — Und wer trägt hieran die Hauptschuld? Ei wir Deutschen selbst! Zuerst die deutschen Kartenzeichner, die wissentlich oder unwissentlich die italienischen Namen statt der deutschen angeben, dann das deutsche

Reise- und andere Publikum, welches viel lieber den fremdklingenden Namen statt des ihm so alltäglich dünkenden braucht, und schließlich die Landesbevölkerung, die zuletzt mit den Namen der Bergeshöhen auch die letzte Erinnerung an ihre Abstammung und an ihre einstige deutsche Sprache aufgibt. So nennen die im neuesten Bädecker enthaltenen Karten: St. Felix auf dem Nonsberg „St. Felice", die rothe Wand*) im Ampezzaner-Thale „Croda Rossa" — Aus der Kreuzspitze am Kopfe des kerndeutschen Vierhöfner- (Fierozzo-) Thales wird ein „M. Scalet", aus Lusern wird Luserna; statt daß der deutsche Name „Höhlenstein" mit aller Kraft und entschieden nationaler Absicht festgehalten wird, wird vorzugsweise das italienische „Landro" benutzt. Bei unserer Neigung, uns mit einem Paar ausländischer Brocken daheim und im Auslande dick zu thun, wirkt solch ein Wegweiser wie Gift, wie Verrath an der deutschen Zunge! Solcher Beispiele, alter und neuer, ließen sich aber noch unzählige aufführen!

Haben wir aber bis jetzt den Beweis zu liefern gesucht, daß unsere eigene Unkenntniß, daß die materielle und geistige Abtrennung der exponirten Provinz Schuld daran ist, wenn die Entgermanisirung jedes Jahr seit undenklicher Zeit weiter schreitet, so haben wir auch anzudeuten gesucht, daß die möglicher Weise noch Hülfe bringenden Quellen bisher noch immer verstopft sind. Unsere touristischen Schriftsteller schreiben nichts, oder doch Falsches über die Sache, unsere Reisehandbücher**) bringen weder eine allgemeine Belehrung noch spezielle Fingerzeige für den deutschen Wanderer zu diesem Zwecke; unsere großen Wochenblätter haben noch nie mit patriotischer Tendenz das Augenmerk ihrer Leser auf diesen chronischen Abfall von dem Körper unserer Nation aufmerksam gemacht, und unsere deutschen Tagesblätter enthalten keine Berichte über diese unsere nationale Schande. Am meisten trifft die Anklage die Tiroler selbst. Fühlen diese als Deutsche die Gefahr und die Noth des Zurückgedrängt- und Zusammengeschnürtwerdens durch eine andere Nation, so wäre es am ersten ihre Aufgabe, Hülfe zu rufen gegen die fremde Nation bei ihrer eigenen Nation. Hat sich nicht das kleine Häufchen der Sachsen in Siebenbürgen durch seinen, die ganze Presse durchtönenden Nothschrei eine ganz andere Position geschaffen, als die geduldig sich entnationalisirenlassenden Schwaben im Banat und in Westungarn! Aufgabe der Tiroler wäre es, uns die Orte zu nennen, die in ihrer Nationalität gefährdet sind, und uns hinzuführen in die Schulen und in die Gemeindehäuser dort, damit auch wir reden und wirken würden zur Belebung der deutschen Zunge, des energischen Volksbewußtseins und des frischen Vorwärtsstrebens. Aufgabe der tiroler Schriftsteller und Schreibekundigen wäre es, all die prächtigen Punkte, von denen unser oben-

*) Und ebenso die von Wiedemann'sche Karte des Dolomitgebirges, Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins 1874. V. I.

**) Der Herr Verfasser thut hier wenigstens „Amthor's Tirolerführer" entschieden Unrecht. Man vergl. S. 422. 427. 432. 433. 441—443. des genannten Werkes. Die Red.

angeführter Verfasser sagt, daß es der unentdeckten, unbesuchten Gebirgsgegenden noch so manche gäbe, in all unsren Wochenschriften 2c., in Bild und Wort uns vorzuführen und tagtäglich zu uns zu sprechen: „Kommt hierher, wohnt im nächsten Sommer dort, damit die Bewohner des Dorfes, die — ja alle zweisprachig — sich schon bedenklich hinneigen zur vorzugsweisen Benutzung der italienischen Sprache, endlich einmal sehen, daß auch sie einer großen edlen Nation angehören, auf deren Mitgliedschaft sie als Glied mindestens eben so stolz sein können, wie die Italianissimi Tirols auf das durch fremde und vor Allem durch deutsche Hülfe geschaffene, italienische Reich."

Aber wo finden wir denn eine systematische und konsequente Darstellung des jetzt mindestens 1000 Jahre währenden Abfalls dieser südlichsten Deutschen von ihrer Sprache? Welches Blatt, welche Zeitschrift im Reiche bringt der deutschen Nation Bericht über die unwürdige Entfremdung von den herrlichsten Grenztheilen des ihr vom Geschick als Sprachganzes zugetheilten Landes? Manchmal hat die „Augsburger Allg. Ztg." sich dieses Verdienst, früher mehr als jetzt, erworben. Aber diese einzige, von Zeit zu Zeit ertönende Stimme genügt nicht, 40 Millionen von Deutschen auf ihre nationale Pflicht aufmerksam zu machen; am wenigsten aber, wenn in den betreffenden Arbeiten, wie wir schon oben andeuteten, nicht positive, praktische Vorschläge gemacht werden. Im Gegentheil, wir müssen rastlos, aber in der Aufstellung praktischer Vorschläge, von nun an thätig sein, ohne Rücksicht, ob's wol diese oder jene hohe Instanz übel nehmen möge, auch ebenso rastlos unsere großen illustrirten und nicht illustrirten Blätter für die Erhaltung und selbst Wiedergewinnung dieses unseres Sprach- und Volksgebietes zu gewinnen suchen. Ein Anfang schien gemacht, als die Gartenlaube einen, früher schon erwähnten Artikel über Lusern mit seinen Allemannischen, mittelalterigen Dialekt, und im „neuen Reich" eine schöne Arbeit über das Trentino, freilich unter dem ächt deutschen Pseudonym Tedesco di Lamagna, mit weitgreifenden ethnographischen Exkursen erschien; allein unsere Hoffnung, daß dieser Arbeit von nun an in dem gastlichen Leipziger Hefte eine Reihe von berichterstattenden Aufsätzen über Sonst und Jetzt des verlorenen Gebietes folgen würden, blieb leider unerfüllt, und in der Gartenlaube ward damals gar als unausbleibliche Zukunft dieser letzten unverwälschten Germanenrechte kühl die längstens innerhalb 25 Jahren erfolgte Italienisirung hingestellt; und schließlich einige isolirte Schilderungen im „Amthor's Alpenfreund"*) 2c. blieben bei der Vereinzelung, bei der geringen Verbreitung der Zeitschriften und bei dem Mangel an jeder Fortsetzung ohne Erfolg im großen Publikum!

Wir haben nun aber schon angedeutet, wie der absolut nothwendige Wechselverkehr zwischen den versprengten und versiechenden Tröpfchen unserer Nation

---

*) „Die Deutschen im Fersinathal" Bd. I., „Unsere liebe Frau und St. Felix", „Laurenz und Proveis", „Laurein". Bd. II.

mit dem mächtig sich entwickelnden Stamme derselben wol wieder einzuleiten und zu befördern sei, und wie durch solche nationale Anregung dem drohenden Auslöschen unserer Zunge Einhalt gethan werden könne, und erlauben uns nun noch, neben der Aufforderung an Tirols Schriftsteller, rastlos für diese Zwecke zu wirken, und neben dem Vorschlage an unsere Touristen, in jenen bedrohten und vergessenen Gemeinden für den Besuch und den Aufenthalt lernfähiger Jünglinge bei uns im Reiche zu wirken, zwei oder drei Thäler oder Berggegenden für längeren oder kürzeren Aufenthalt zu empfehlen!

Das erste empfehlende Wort verdienen die vier annoch deutschen Dörfer auf dem Nonsberge rechts der Etsch, südlich von Bozen oder Meran: Unsere liebe Frau im Walde, Proveis, St. Felix und Laurein. Ihnen thut, da vom Süden von Cles, Fondo und Trient aus die Italianissimi nur zu sehr bei ihren Sommerfrischen die deutschen Bauern auf ihre Seite ziehn, ein reger, aufrischender Besuch aus dem Norden doppelt Noth. Von der Schönheit ihrer Lage etwas zu sprechen, hieße Wasser in den Bach gießen, und daß über den Gampen herüber und von Meran und Bozen aus diese wahrhaft zu einem Sanitarium geschaffenen Orte nicht häufig und nicht auf die Dauer besucht und bewahrt werden, ist nur durch die wahrhaft antinationale Ignorirung unserer Reisebücher und Zeitschriften zu erklären. Wie wichtig es aber sei, solche und gerade diese Orte zur rechten Stunde mit deutscher Zusprache aufzurichten und in ihrer Stammestreue zu stählen, bezeugt folgende Geschichte aus jüngster Zeit. Als die Italiener Südtirols im österreichischen Reichstage um Abtrennung Südtirols und um Konstituirung desselben als wälsche Sonderprovinz unter dem Namen Trentino petitionirten, erging aus dem deutschen Nonsberg an einen Mann im Deutschen Reich die Bitte: „Er möge, da diese Petition immerhin Aussicht habe durchzugehen, und sie nicht Lust hätten, Wälsche zu werden, ihre Eingabe an ebendenselben Reichstag gegen die Errichtung des Trentino oder doch um Nichteinbeziehung ihrer Dörfer in dasselbe, in der deutschen Presse unterstützen." Das geschah, wenn auch mit schwachen Kräften, so doch mit großer Freude; auch wurde der Rath gegeben, an welchen Deputirten deutscher Zunge im Reichstage zu Wien diese Gegenpetition zur Vertretung geschickt werden solle. Allein bald lief die Nachricht ein, „die vier Dörfer hätten sich leider entschließen müssen, ihre Eingabe zu unterlassen, da die Bevölkerung des einen, auf die wälsche Seite sich neigend, ihre Theilnahme verweigert hätte; so müßten sie das Geschick über sich ergehen lassen." Da ergrimmte unser Gewährsmann, und er schrieb an die tüchtigste der Gemeinden: „Ob das deutsche Art sei, daß, wenn Einen von vieren Feigheit und Abfall überkäme, verführt in schwacher Stunde, da die andern drei auch das Schwert wegwürfen und sich furchtsam und ergeben im Korne versteckten? Im Gegentheil, dann zieme es, erst recht festzustehen und die Schande von der Fahne abzuwaschen durch treues Ausharren bis zuletzt rc." Der

Brief kam richtig an und wurde in der versammelten Gemeinde vorgelesen, und es erhob sich ein Geschrei, und die Männer entschieden sich einmüthiglich auszuharren und die Eingabe nach Wien abgehen zu lassen, und wenn es auch blos von ihrem Dorfe allein geschehen solle! Aber es fand sich noch eine zweite Gemeinde, die den Muth hatte, ihre Ueberzeugung zu bekennen und ihren Willen rücksichtslos, ob es ihr schaden könne oder nicht, und fest auszusprechen. An die andern beiden Gemeinden ging nochmals die freundnachbarlichste Bitte und Aufforderung, doch sich anzuschließen und die Eingabe mit zu unterzeichnen. Die Versammlung beider Gemeinden trat zusammen; in beiden wurde die Aufforderung und zugleich auch eine vorher eingelaufene Appellation unseres Freundes im Reich verlesen, „daß sie doch nicht vergessen sollten, welchem Volke sie entsprossen ꝛc." Aber in der einen Gemeinde trat der Kurat des Ortes, ein Priester aus Russisch-Polen, der noch nicht lange dahin versetzt war, auf und erklärte den Bauern die Petition mit feindlicher Gesinnung und redete ihnen zu, „daß sie doch dieselbe nicht unterschreiben möchten, denn es sei ja einerlei, ob ihr Ort wälsch oder deutsch sei; und ihm, und ihnen wol auch, sei es ja fast lieber, wenn sie zu den Wälschen kämen, denn dann hätten sie das Landgericht in Fondo unten näher, und seine Freunde, die Herren, eben in Fondo, wolle er sich nicht verfeinden". Das Schreiben von dem Mann aus dem Deutschen Reich an die Gemeinde aber, die obenerwähnte Appellation, nahm der Pole zu sich und sendete es an das Gericht! So fiel die Gemeinde St. Felix ab von der Fahne der deutschen Nation. — In der anderen Gemeinde aber that der Gemeindevorsteher die Dienste des Verführers; er setzte es durch mit Stimmenmehrheit, daß sie sich ferne hielten von dem deutschen Begehren; man weiß, daß der Mann gewonnen wurde von den Italianissimi, man weiß, daß er sich verkauft habe an die Wälschen!

Und Gustav Rasch freut sich, als er in diesen Dörfern die feinen italienischen Damen in der Sommerfrische trifft!

Die andere Gegend, die wir zu längerem oder kürzerem Besuche empfehlen möchten, damit ihre deutschen vereinsamten Bewohner das geistige Band mit uns, ihrer Nation, wieder anknüpfen und geistigen und materiellen Gewinn von den Gästen gewinnen möchten, liegt noch weiter unten und auf der linken Seite der Etsch. Es ist die, von den „Mocheni s", wie sie die Wälschen nennen, bewohnte Schlucht des Vierhöfner oder jetzt häufiger Fierozzo genannten Thales. Unterhalb Fersen (ital. Pergine) vereinigt sich der südwärts aus dem Kalkreuther See und dem Centathale kommende Bach und der nordwärts aus dem Vierhöfner Thale herabeilende eigentliche Fersenbach zur Fersina. In dieses wilde, prächtige Alpenthal, in das Thal von Vierhof oder Fierozzo bitten wir den Leser, uns jetzt vor der Hand noch in Gedanken und später womöglich auf eigenen Füßen, freilich auf steilem und steinigem Wege zu folgen. Dieses obere Fersenthal, von Fersen aufwärts, ist nicht viel über zwei Meilen lang; wir wollen aber damit nicht behaupten, daß ein Fußwanderer vermöchte,

dasselbe in 4 oder 5 Stunden bis hinauf zu den stillen, schneeumlagerten Quellseen zu ersteigen. Von dem ununterbrochenen Kranze von Höhen, der das Thal umgibt, rauschen zahlreiche Seitenbäche der Hauptwasserader zu; diese Berge, im Süden aus Glimmerschiefer, in der Mitte und im Norden durchgängig aus Porphyr bestehend, erheben sich meist bis zu 6500′ und 7500′ Höhe und haben größtentheils abgerundete Formen; auf ihren Gipfeln liegt massenhaftes Geröll, und ihre Wände zeigen oft von Kopf bis zu Fuß tiefe gewaltige Einrisse, so daß einzelne von ihnen, besonders am Vorderende des Thales, malerische scharfe Zacken und Spitzen aufweisen. Große Fruchtbarkeit zeigt das Thal, besonders da, wo die wilden Geröllströme die lehmigen Abhänge mit ihren ertödtenden Güssen überziehen, nicht; nur von Fersen aufwärts ist es noch mit Kastanien, Nuß- und Maulbeerbäumen besetzt. Schon St. Felix, von dessen freundlicher, auf einer Thalterrasse liegenden Kirche man das untere Thal und den Ort Fersen klar und deutlich unter sich liegen sieht, hat aber nur noch kleine süße Kirschen- und einige Pflaumenbäume aufzuzeigen; weiter oben schwindet mehr und mehr die Menschen ernährende Vegetation. Die Ausflüge und Gebirgstouren, die von den Orten des deutschen Thales unternommen werden können, sind zahlreich, und der Blick von den Zinnen und Spitzen der Berge hinab in die wilden und öden Hochthäler ist großartig, gewaltig und durch die erhabene Einsamkeit oft mächtig packend und ergreifend; vor allem die kleinen Hochseen üben auf uns in ihrer grausigen Verlassenheit einen unendlichen Zauber aus. Der Ueberblick über die Alpenwelt im weiteren Umfange aber (Monte Baldo, Adamellogruppe, Ortler, Oetzthaler, Tauern, Dolomit-Gebirge, auf die das Quellgebiet des Astico, Chiampo, Agno ꝛc. bildenden Gebirge) ist bezaubernd schön! Unsere Stammesgenossen in den Dörfern des Thales bieten uns Deutschen ihre Dienste als Führer doppelt willig und freudig dar! Die Flora treffen wir freilich, wie sich aus der Eintönigkeit der angegebenen geologischen Formation erklärt, nicht so reich als etwa auf dem Puflatsch und der Seiser Alpe an, allein immerhin wird der Botaniker auf den Bergen seine Rechnung finden.

In die benachbarten Thäler gibt es verschiedene Paßübergänge: in's Thal der „Pinaiteri“ (Bewohner vom Pine-Thale) mit ihrem grunddeutschen Habitus und italienischer Zunge, in's Calamento, in's Protella-Thal, in's Thal dei sette laghi ꝛc. Daß die sämmtlichen Berge, Wälder, Seen ꝛc. deutsche Namen tragen und erst jetzt von unseren deutschen Kartographen und Reisehandbüchern gewaltsam auf Wälsch umgetauft werden, haben wir schon oben erwähnt; und gerade die dort besprochene Kreuzspitze im Norden und die Bärenspitze oder das Bärenjoch im Osten sind ein paar gewaltige, herrlich durch ihre Aussicht lohnenden Berge. Daß nun in dieses unbesuchte, tausend Reize der wilden Gebirgsnatur bietende Thal kein fahrbarer Weg führt, ist theils zu bedauern, theils auf's Höchste von uns Deutschen zu beloben und zu beglückwünschen. Denn hätte das Thal sich schon früher, ehe zugleich auch neues Leben in unserer Nation zu erwachen begann, dem Verkehr geöffnet, so wären

seine Bewohner aus ihrer Abgeschlossenheit heraus und in das Verkehrs- und Erwerbsleben der Nachbarn getreten; und da diese Alle jetzt der wälschen Zunge angehören, und da gewiß zu den wälschen Lehrern und Priestern, die man bis heute diesen armen Einsiedlern unserer Sprache gibt, auch bald italienische Arbeitgeber und verdienstbringende Sommerfrischler getreten wären, so wäre wol auch längst schon der letzte Hauch unseres Idioms dort erloschen. Eben dieser Abgeschlossenheit also aber auch, ja vor Allem der Treue und dem Festhalten der Mocheni an den Lauten, die ihre Väter gesprochen, haben wir zu verdanken, daß wir da unten noch von all' dem reichen Besitz, den einst unser Volk auf den südlichen Sonnengehängen der mächtigen Alpenkette besaß, und den es nur durch die Trennung seiner Genossen vom Ganzen verlor, doch auch noch dies Thal als zur deutschen Nation gehörig beanspruchen können. Denn in den Gemeinden des Vierhöfner Thales wohnen heute noch ca. 4000 Deutsche und zwar in den Gemeinden Palu (Palai) 550, Gereut oder Gareit (ital. Frassilongo) 690, in Eichlait oder Dachleit (ital. Roveda) 400, und das Dorf Vierhof (ital. Floruz oder Fierozzo) enthält in seinen 30 Weilern, resp. drei Abtheilungen (Außerberg oder St. Franzesco, Mittenberg oder St. Felix und Innerberg) 1236 Personen, St. Orsola, zu deutsch „Dachtholz, Eichholz“, aber 750. Leider sind, wir wiederholen dies, die Priester und die Lehrer der Dorfgemeinden Italiener und zwar meist Italianissimi. Nur einen Priester kennen wir, der leidlich als Deutscher anzusehen ist; die Anderen lehren den deutschen Kindern zwar auch etwas Deutsch, aber weder mit Liebe noch mit Geschick. Da aber bei der Armuth der Gemeinden an die Anstellung von gut gebildeten deutschen Lehrern nicht zu denken ist, und diese Priester zugleich auch die Lehrer der Kinder- und der Fortbildungsschulen sind, so ist die Weiterentwickelung des Deutschen und zwar besonders in den unteren Gemeinden Vignola, Falesina, Caneza und Viarago noch sehr zweifelhaft. In den letzten Jahren haben die Gemeinden von dem Innsbrucker Komité Unterstützung an Büchern und sonstigem Unterrichtsmaterial erhalten; die Schule und die Gemeinde von Vierhof besonders hat von Perthes in Gotha Karten, von anderen Patrioten Märchenbücher, Liederbücher, Bilder, Abonnement auf die Gartenlaube zugewiesen erhalten; aber im Großen und Ganzen ist doch noch, da die Umgangssprache des gebildeteren Verkehrs, ja selbst des Gottesdienstes, außer dem Lateinischen, italienisch ist, gewaltig viel zu thun, wenn dem eigenen eifrigen Triebe der Einwohner, ihre Sprache zu erhalten, auch nur halbwegs von außen entgegengekommen werden soll. Was die Abstammung der Mocheni (von „machen, mochen“ hergeleitet, spöttische Bezeichnung der Wälschen) anbelangt, so ist es bekannt, daß man in ihnen die Nachkommen der im zwölften Jahrhundert aus der Bozner Gegend in dies Gebirgsthal berufenen bajuwarischen Bergleute vor sich hat. Mit den aus den XIII. und VII. communi heraufgesiedelten Bewohnern der jenseits der Brenta und südlich der Fersen seßhaften Deutschen oder Theodisci haben die Mocheni, was den speziellen Stamm anbetrifft, nichts

zu thun, wol aber theilen sie mit jenen vollständig den äußeren Eindruck germanischen Wesens, besonders die blauen Augen und die hellen Haare. Ihre Sprache, ihr Stammesdialekt war von dem z. B., den die Bewohner von Lafraun (Lavarone) sprachen, noch ehe sie die deutsche Sprache in diesem Jahrhundert vergaßen, und ist von dem, den die Bewohner von Lusern (Luserna). beide noch mehr im Süden, heute noch reden, sehr verschieden. Der Mocheni-Dialekt hat als Grundlage den bajuwarischen Ton*), nur mit einzelnen cimbrischen Einmischungen; der Dialekt der südlich von Fersen und der Brenta angesiedelten Germanen hat allemannischen Klang. So lautet die Parabel vom „Verlorenen Sohn" im Mocheni-Dialekt:

Der verleurn Souh.

An Mann hot zwoa süh gahobt; der jüngerest hot köin (gesagt): „Vauter, gi mer en thoël va re erbschoft haraus, der mer trifft." Der voter hot die guëter und 's geld unter seï toëlt. Wienige tan nocher hot der jüngere son olls zom packt, und ist er weit fourt gongen en a frem's land und er hot dert sein vauterguëter durch an wohllustsleben verschwond" u. s. w.

Auf dies Thal nun möchten wir als zweiten Zielpunkt die Aufmerksamkeit unserer gelehrten und ungelehrten deutschen Alpenwanderer lenken! Mögen sie dort eintreten in die Häuser unserer Stammesgenossen; sie werden freundlich und herzlich aufgenommen und, so sie langsam reden, gut verstanden werden! Mögen sie die Schule besuchen von Vierhof und sich freuen über den frischen, hellen Gesang unserer Volkslieder; mögen sie aber auch nicht vergessen, eben dem jungen gelbhaarigen Völklein und den Alten in ihren Höfen, von denen sie wol eingeladen werden, mitzuhalten am eben aufgetragenen Mahle, zu erzählen von dem deutschen Reiche, wie es mächtig aufgeblüht ist unter allen Nationen, und wie es keine Schande mehr ist, ein Deutscher zu sein! Freilich jetzt, wo ein gewaltiger Odem das deutsche Reich belebt, jetzt wo auch schon einzelne leise Spuren davon im alten Bajuwarenlande am Brenner sich regen, jetzt wäre es an der Zeit, einen guten Weg zu den Mocheni zu bauen, daß wir bequem zu ihnen und sie zu uns fahren möchten. Und dem Kollegen „aus den Tiroler Bergen" möchten wir bitten, daß er uns helfe im Wegbahnen und im Deutsche-Priester-Aufstellen und darin, daß eine bessere Gastherberge in dem Thale geschaffen werde. Unsere Künstler aber, wenn sie hinabziehen und wilde Gebirgsnaturen studiren und sich erfrischen wollen an Leib und Seele, bitten wir, dem neuen Kirchlein zu Vierhof eine Widmung zu malen, wie der heilige Karl hinunter zieht in's Römische Land, oder wie der fromme König Dietrich

*) So sagt noch Otto von Freisingen: Dehinc per Tridentum vallemque Tridentinam transiens ad Bauzanum usque pervenit. Haec villa in termino Italiae Bajoariaeque posita etc.

in seiner Stadt Bern die Schaaren der über die Berge gezogenen Allemannen empfängt und ihnen bei sich menschenleere Thäler zur Niederlassung zutheilt."

Um den dritten Punkt, den wir in Zukunft zu besuchen bitten, zu erreichen, wandern wir von Fersen am See von Caldonazzo, oder nach dem anderen Punkte Calceranica (Kalkreuth früher, als sie noch nicht wälsch redeten), auch See von Calceranica genannt, durch das schöne Val di Centa nach Lafraun, in dem eben unsere Sprache im Aussterben ist, und von da völlig auf die Hochebene hinauf nach Lusern. Eine Beschreibung über den von Ludwig Steub besprochenen und neuerdings von J. Baumbach berührten Ort zu geben, wäre überflüssig. Die Lage des Dorfes ist wunderbar; auf solcher Höhe ein großer Ort mit Landwirthschaft und Milchproduktion — kann man unsern Luftdoktoren etwas Besseres empfehlen? — Hat sich einem auf dem Marsche herauf in Kalkreuth und Lafraun, wenn man die Häuflein der kleinen weißhaarigen Schreihälse mit ihren wasserblauen Augen italienisch reden hörte, das Herz vor Ingrimm umgedreht, so freut man sich doppelt, wenn oben in dem weitläufig gebauten Lusern plötzlich wieder deutsche Laute an's Ohr schlagen! Und was für Laute! Aechte alte Nibelungenausgabe; unverfälscht sitzen geblieben, mächtig und ergreifend unser Gemüth berührend, als ob noch Kaiser Friedrich der Rothbart Gericht hielte für seine Deutschen zu Bern, das sie jetzt wieder Verona nennen. Wollen wir nicht die Gastfreundschaft des, wie es da unten vielfach die Sitte ist, wohl darauf eingerichteten Witthums oder Pfarrhofes in Anspruch nehmen, so bietet ein Wirthshaus leidliche Unterkunft; aber auch hier müssen wir unseren Tiroler Freund um Beihülfe für besseres Gasthaus, unsere Publicisten um freundliche Empfehlung des Ortes und unsere dahin wandernden Landsleute darum bitten, daß sie an die Wände des Gasthauses ein oder das andere patriotische Bild und auf sein Bücherbret ein gutes Buch oder ein volksthümlich geschriebenes Wochenblatt stiften. Prächtig wäre es, gelänge es uns, ein paar von den Luserner Arbeitern, die fast alle im Sommer in die Weite wandern und Verdienst suchen, heraus zu uns zur Kenntniß neuer Erwerbsquellen und zur nationalen Fühlung mit uns zu bringen!

Von den Höhen Lusern's eröffnet sich ein bezaubernder Blick in das reiche Thal des Astico und auf die gegenüberliegenden Berge der Sette Communi. Und dies, die Sette Communi, ist der letzte Punkt, den wir unsern Gesinnungsgenossen und Lesern zur geneigten Bereisung empfehlen. Von Lusern über Pedemonte, das einst auch deutsch sprach, oder den zwar beschwerlichen, aber doch prächtigen Abstieg auf Casotto zu nehmend, erreichen wir in kurzer Zeit den nächsten Punkt der uralten deutschen Ansiedlung „Der sieben freien Gemeinden", Rotzo, und gleich darauf Rain, oder jetzt Roane genannt. Für die von unseren Lesern, die des Stoffes Herr sind, erwidern wir auf den Einwurf, „ob wir denn jetzt noch das absterbende Altdeutsch der VII. Communi herein in unsere Germanisirungspläne ziehen wollten? und ob ihr Dialekt nicht viel zu fern und zu fremd sei für solches Streben?" mit der Frage:

„Steht das Deutsch der Siebenbürger Sachsen nicht noch viel ferner unserer Sprache als das der VII. Communi? Und haben sich dieselben nicht erst wieder mit Leib' und Seele dem Gefühle der Zusammengehörigkeit mit uns heimgegeben?" Denen aber von unseren Lesern, die die Geschichte und das Wesen dieser cimbrischen Gemeinden nicht kennen, wollen wir sagen, daß in der Zeitschrift des Ferdinandeum, Innsbruck 1865 und 1867, eine vortreffliche Abhandlung des Herrn von Attlmayer darüber enthalten ist. Zum Beweis jedoch, daß diese Theodisci, die schon im VIII. Jahrhundert als „ab antiquis temporibus in den Vincenzer Bergen wohnend" angegeben werden, keine von den, erst kurz vorher über den Brenner bis nach Bozen, ihrem südlichsten Grafensitz, herabgesiedelten Bajuwaren, wie von Attlmayer will, sondern ächte Allemannen, ausgewandert nach der Schlacht bei Zülpich, seien, führen wir, da dadurch auch der Unterschied von dem Dialekte der Mocheni erhellt, aus Schmeller's Arbeit die Parabel vom verlorenen Sohn auch in diesem Idiome auf: „An certar Man hat gahat zbeen süne; dar jüngarste hat köt an tac me sain vatare: Vatar! ghit mar z'toal, ba mar kimmt, von alleme. Un der vatar hat ausgetoalt allez. Minsche taghe darnach, adar hat gasemelt auf allez, bas istme toccart, ist partiart vun hause, ghenten zua anama baiten lante, ba ar hat allez sciupart, lebenten metten huuren. Un darnach, adar hat allez sciupart und garivet, is ausarkent an groaze teure in di lentar, un car hat angehevet, zo hungaran etc. etc." — In Namen aber, wie „Ristele" oder „Kempele", für die Rücken von hohen Bergen, von „Mosele" für tiefliegende Wiesen, „Laitele" für Stück auf der Hügelseite, in „Grebele, Bisele, Pründele, Prone (Brunnen), Sparprone, Freieck, Santecha (Sandecke), Gartenecha, Nizzegarte :c. tritt uns unleugbar allemannischer Grundton entgegen.

Dies wäre also der letzte Ausflug, den wir unsern geneigten Lesern zu empfehlen hätten. Uebrig bleibt uns noch zu bemerken, daß man auch in allen den Orten, die wir genannt, Aufnahme und Einkehr bei den Kuraten oder Pfarrern zu suchen hat. Es ist das in den entlegnen Thälern Tirols so Brauch. Viele von den Kuraten sind Italiener oder auch wie oben angeführt, einer ein Pole. Man trifft aber doch auch gutdeutsch gesinnte Männer. Ja ein paar von ihnen müssen wir wegen der großen Verdienste, die sie sich um die geistige und materielle Hebung ihrer Gemeinden und um die Erweckung deutschen Nationalbewußtseins erworben haben, unsre ganz besondere Hochachtung und Dankbarkeit zollen. Hierhin gehören die beiden Pfarrer zu Christen und Nicolußi in Lusern und Schweighofer in Laurein. Besonders großes Verdienst hat Pfarrer Alois Gabler in Vierhof oder Fierozzo; ihm, der, von deutschen Ahnen abstammend, aber von seinen Aeltern nur die wälsche Sprache erlernt hatte, ist es doppelt hoch anzurechnen, daß er zurückkehrend zu Sprache und Gesinnung seiner Nation ächt deutschen Sinn in seiner Schule

und seiner Gemeinde verbreitet. Das größte Verdienst aber erwarb sich **Franz Xaver Mitterer**, seit mehreren Jahrzehenden Kurat zu Proveis auf dem Nonsberg. Als er, einem wälschen Vorgänger folgend, an die Stelle zu Proveis berufen wurde, fand er die Schulsprache, die Gemeindeverhandlungen, den Gottesdienst, kurz allen öffentlichen Verkehr wälsch. Er führte in allen Dingen wieder unsre Sprache ein, und heutzutage ist die Gemeinde, die lange lange Zeit ihr Idiom nur am häuslichen Heerde geborgen hatte, wieder öffentlich und allgemein als urdeutsche anerkannt. Ihm verdankt die Gemeinde die Errichtung einer Klöppelschule, einer Poststation (Briefpost), besserer Wege (ein Ding, in dem die deutschen Gemeinden des Nonsbergs von der wälschen Majorität ihres Amtsbezirkes auf das gehässigste beschädigt werden), besserer Schulen, einer neuen Gothischen Kirche, einer Sägemühle, einer Kalkbrennerei ꝛc. Ja in den letzten Jahren, wo der benachbarte Arzt in einem wälschen Orte, ein Garibaldiner, aus nationaler Feindschaft die Besuche des einsamen deutschen Dorfes eingestellt hat, mußte sich der gute alte Pfarrherr, unterstützt von dem k. k. Amtmann zu Fondo, der dem wälschen Kreisarzte die betreffenden Arzneien auszuliefern befahl, selbst der ärztlichen Behandlung seiner Pfarrkinder unterziehen! Jetzt ist er im Begriffe, das Schulhaus für den Sommer zu einem angenehmen Wohnhaus für deutsche Sommergäste umzugestalten; in den im Sommer nicht benützten Zimmern werden Betten aufgestellt, gute Möbel beigeschafft, und eine tüchtige Köchin soll hoffentlich zahlreichen Besuch aus dem Reiche zufrieden stellen.

Es wäre wahrlich ein Verdienst, solches Bestreben durch längeren oder kürzeren Aufenthalt in dem herrlich gelegenen Orte zu belohnen! Ist doch der Weg zu Pferd über Kaltern und dem Mendelpaß von Bozen aus, oder zu Fuß über Lana, Tisens und Gfrill von Meran aus schön und lohnend genug für den Alpenfreund!

Kiepert, der große Geograph, hat in einem der letzten Hefte vom vorigen Jahre in der Zeitschrift für Erdkunde einen Aufsatz mit vortrefflicher Karte über den Verlust an deutschem Sprachgebiete längs der Französisch-wälschen Grenze gebracht; die historischen Forschungen dieser Arbeit gehen nur um 200 Jahre seit heute zurück. Und doch welch deprimirenden, wahrhaft mit Aerger und Scham erfüllenden Eindruck macht dieser Anblick! Hoffentlich haben wir bald Gelegenheit, eine ähnliche Arbeit aus berufener Innsbrucker Hand über den Verlust des Landes deutscher Zunge an der Italienisch-wälschen Grenze zu sehen, und vielleicht ist dann auch hier noch wie an der westlichen Grenze die Möglichkeit gegeben, die einzelnen Tropfen unserer Nation nicht nur, sondern auch das ganze annoch deutsche Südtirol vor der endlosen Verwälschung zu schützen! Wir werden dann sehen, wie einst Rovere della Luna „Markgereut, Margreid", wie Folgaria einst „Vielgereut", Cortina einst „Kurtinig", Rizzolago einst „Risloch", Lavis einst „Gruneis", Cembra einst „Zimmers", Asiazo einst „Sleghe, Schlag", Arzignano einst „Arzingen", Schio einst „Schlait", Enego einst „Geneb oder gen Ebene", Castagnedo einst „Vollchesten", Nosellaria einst

„Haslach", Gallio einst Ghelle, am Gehlbach (Gelber Bach)", Terragnuolo einst „Laim", Campese einst „gen Wiese" u. s. w. hieß!

Aus solcher Arbeit mag dann die deutsche Nation lesen: „Dieweil Ihr daheim Eure Grenzbäume aufrichtetet und den Nachbar in's Verließ warfet und das tödtliche Blei ihm in die Brust jagtet, sind Eure schönsten Gaue, sind die Rechte Eurer ältesten und edelsten Stämme abgefallen von Euerer Art, von Euerer Zunge und Weise und sind gewonnen worden, fremden Volkes Söhne zu werden, weil Ihr sie allein ließet und weil Ihr aus kurzäugiger Habsucht nur Acht gabet auf das Allernächstliegende!" —

Taufers im Pusterthal.

Von Dr. **Daimer** *).

VI. Von Rein nach Jagdhaus.

Wenn in früherer Zeit Fremde das Reinthal besuchten, so geschah dieses nicht des in seiner landschaftlichen Schönheit noch ganz unbekannten Reinthales wegen, sondern deshalb, weil von St. Jacob in Defferеggen nach Taufers der kürzeste Weg durch dieses Thal führte. Auch gegenwärtig ist diese Reiseroute noch, und mit vollem Rechte, sehr beliebt, weshalb ich es nicht für unpassend erachte, die Grenze des Tauferer Thales zu überschreiten und einen Theil der sehr beliebten Rundtour: Bruneck — Antholz — Staller Sattel — Erlsbach — Jagdhaus — Rein — Taufers — Bruneck den Lesern vorzuführen. Jagdhaus, obschon orographisch nach Defferеggen gehörend, ist noch Tauferer Gebiet, und steht in zu vielfacher Beziehung zum Tauferer Thale, als daß es übergangen werden dürfte.

Ein Saumpfad vermittelt die Verbindung zwischen Rein und Jagdhaus. Zwar könnte man erwarten, daß den vielen Alpenbesitzern, welche von Rein nach Knutten und Jagdhaus ihr Vieh zur Alpe treiben, ihre Senner mit Mundvorrath versehen und die Erzeugnisse der Alpenwirthschaft wieder denselben Weg zurückliefern müssen, daran gelegen sei, einen anständigen Weg zu den Alpen zu haben. Aber viel Köpfe, viel Sinn, gilt auch hier, und wenn die Vorfahren mit dem schlechten Wege zufrieden waren, sollen die Nachkommen nicht klagen. Der Wanderer in dieser Gegend mache also keine Ansprüche, erwarte nichts Gutes, dann wird er mit dem Wege vollkommen zufrieden sein, er ist an vielen Stellen besser als jener nach Rein, schlechter aber selten, und im Vergleiche mit vielen anderen Alpenpfaden sogar noch gut zu nennen.

*) Siehe dazu Bd. VII, S. 107, 108, 117, 257; VIII. S. 80.

Ab und zu fällt es einem Alpenbesitzer wol auch ein, nach der Alpe mit einem Wagen zu fahren, d. h. Gerätbschaften, Salz, Mehl u. dgl. mittelst eines ganz eigenen Wagens nach der Alpe zu liefern. Dem zweirädrigen Vordertheile eines Wagengestelles ruhen zwei Stangen oder eine Art Sprossenleiter auf, welche mit ihrem anderen Ende auf der Erde nachgeschleift werden, oben die Last tragend. Ein vierräderiger Karren würde nur schwer fortzuschleppen sein. Im Sommer 1875 fand sich ein unternehmender Italiener aus dem Nonsthale mit zwei Maulthieren ein und versah einen regelmäßigen Verkehr zwischen Taufers und Jagdhaus, so daß zu erwarten steht, es werde für die genannten Wägen die Zeit abgelaufen sein und Saumthiere den Verkehr besorgen, wie auch andererseits die Aussicht besteht, daß den Reisenden in künftigen Jahren die Möglichkeit geboten sein wird, anstatt zu Fuß diesen Weg zurücklegen zu müssen, reiten zu können.

Von der Kirche in Rein schlagen wir den in nordöstlicher Richtung in das Knuttenthal führenden Weg ein. Gegen Süden erweitert sich der Blick auf die Gletscherwelt der Riesenfernergruppe, die tiefe Einsenkung des Gebirges in der Gegend der Antholzer Scharte läßt sich leicht erkennen, wenn man auch letztere selbst, da zuweit zurückliegend, nicht sehen kann. Der ungemein steile westliche Abfall des Wildgall und der dem Auge alsbald verschwindende Riesergletscher deuten auf eine breite und wenig geneigte Hochmulde. Bald tritt zu den bisher am meisten in die Augen fallenden Spitzen Hochgall und Wildgall eine dritte, rechts von den genannten liegend, und weil näher auch bedeutend höher erscheinend. Einer breiten, von blendendem Weiß umhüllten Kuppe sitzt noch eine kleine abgestumpfte felsige Spitze auf, das Ruthnerhorn oder der (nicht „die") Schneebige Nock. Nur eine kurze Strecke des Weges bietet die Möglichkeit, die drei Hauptgipfel des Centrums der Riesenfernergruppe gleichzeitig zu sehen, denn je mehr man sich dem Knuttenthale nähert, desto mehr tritt der nördliche Ausläufer der Gruppe zurück, Hochgall, Großer Rieser, Wildgall verschwinden nach einander hinter dem breiten Fuße des Stuttennock, dafür tritt aber das Ruthnerhorn immer deutlicher hervor als gewaltige und massive Erhebung des Gebirges.

Mitten in Wiesen, an einzelnen Bauernhäusern vorüber führt unser Weg, zur Linken begleitet von den letzten Ausläufern der hohen Tauern. Ueppiger Graswuchs auf den Wiesen deckt das unterliegende Gerölle und die Felsen, und selbst die Aecker erregen oft genug wegen des in so bedeutender Meereshöhe nicht mehr erwarteten Getreidebaues die Verwunderung des Wanderers. Anders sieht es freilich im Herbste aus, wenn die Kälte zu früh beginnt und das „Abreifen" des Getreides verhindert. Immerfort mäßig ansteigend steht man in kurzer Zeit bei den beiden letzten Häusern und betritt man den eigentlichen Alpenweg.

Der Knuttenbach hat sich ziemlich tief in die Thalsohle eingefressen. Jenseits desselben dehnt sich eine schmale Terrasse aus, die Ebne, welche auch

dem darauf stehenden Hause den Namen gegeben, es heißt beim Ebner. An diesem Hause kommt Derjenige vorüber, welcher nicht von der Kirche sondern vom unteren Gasthause ausging, wenn er es nicht vorzog, schon unten im Thale über den Bach zu gehen und in der Nähe der Kirche zu dem erstgenannten Wege heraufzusteigen.

Ueber Weidegrund geht es nun thalauf- und einwärts, auf einer Brücke über den Knuttenbach. Zurückblickend hat man die letzten Bauernhäuser und deren Felder zu Füßen, im Hintergrunde erheben sich die schroffen Felswände der westlichen Hälfte der Rieserfernergruppe, das Ruthnerhorn und dessen nördlicher, in senkrechten, von schmalen rasenbedeckten Terrassen unterbrochenen Wänden abfallender Fuß. Die Thalhänge in unserer nächsten Umgebung sind beiderseits von Wald bekleidet, welcher vielfach die zerklüfteten und zerrissenen Felsen dem Auge entzieht. Mächtige Schuttanhäufungen vermitteln einen allmählichen Uebergang von der Thalsohle zu den Thalseiten. Man würde sich aber sehr täuschen, wollte man hier etwa einen gut gezogenen Wald suchen. Trotz der schon bedeutenden Höhe sind die Bäume noch leicht nach dem Thale zu schaffen, der Wald daher auch schon gelichtet. Daß der Nachwuchs nicht allzu üppig ausfalle, dafür sorgen die Bauern selbst sowohl, wie ihre Ziegen und Schafe. Der Waldgürtel ist hier schon schmal geworden.

Unten im Thale sieht es auch nicht besser aus. Großes und kleines Trümmergestein liegt überall herum, Niemanden kommt der Gedanke, daß man durch Wegräumen des Schuttes die Weide verbessern und vergrößern könne, oder wie es Einem einfällt, so will er allein es nicht unternehmen, weil doch nicht nur er allein den Nutzen hat, sondern auch Andere von seiner Arbeit Vortheil ziehen, wie sie sich auch nicht darum bemühen. Es ist immer dasselbe Lied, welches man, nur in verschiedenen Variationen, hört. Anstatt grüner Berglehnen und reichlichen Graswuchses umgeben öde Schutthalden und spärliche Vegetation den Weg.

Eine kurze Strecke bleiben wir am linken Bachufer, es geht rascher das Thal hinan. Allmählich mäßigt sich die Steigung, die Thalsohle wird mehr eben, bildet eine kleine Terrasse. Abermals müssen wir über eine Brücke auf das rechte Bachufer. Das Bachbett liegt hoch und nicht selten sind die Ufer im Hochsommer oder nach starken Regengüssen unter Wasser. Der Rückblick auf Rein ist verschwunden, seitdem wir diese Terrasse betreten haben, dafür erfreut sich das Auge an der herrlichen grünen nördlichen Thallehne. Höher oben im Thale erkennt man bereits die Alpe Knutten, ihr zur Linken ziehen Bergwiesen bis zur Kammhöhe hinan, nur an einer Stelle von den Felsen der Weißen Wand unterbrochen. Nochmals eine Brücke überschreitend betritt man alsbald das Gebiet der Alpe selbst. Die Holzgrenze nähert sich mehr und mehr der Thalsohle, der Pfad wird rauher, steiniger und beginnt wieder stärker anzusteigen. Eine gute Stunde nach dem Abgange von Rein erreicht man die Alphütten von Knutten — 1886 m.

Die nördliche Thalseite bietet keinen Raum für Ansiedlungen, sie erhebt sich vom Bachufer bis zum felsigen Grate in ununterbrochener, ziemlich steiler Neigung. Die südliche Thalseite dagegen bot auf einem niedrigen Hügel Gelegenheit, eine Fläche von Alphütten hinzubauen, an dem Fuße der Thallehne selbst wären diese zu sehr den immerfort herabstürzenden Steinen oder Lawinen ausgesetzt. Im Schutze der Felsen des erwähnten mitten im Thale sich erhebenden Hügels liegen die großentheils ziemlich verwahrlosten Hütten. Dem Aeußeren derselben entsprachen in früherer Zeit auch die Bewohner. Näherte man sich der Alpe, sah man aus der Ferne menschliche Gestalten um dieselben herum und hoffte einen Trunk Milch zu erhalten, so täuschte man sich gewaltig, denn kaum an den Hütten angelangt, war jedes menschliche Wesen verschwunden, alle Thüren versperrt, und ob man auch pochte, nirgends wurde aufgemacht. Als ich vor Jahren mit einem Geistlichen an dieser Alpe vorüberkam, war es der gegenwärtige Bergführer Mairhofer (vulgo Auer Jaggl) allein, welcher uns bot, was er hatte; in anderen Hütten hatten wir Senner verschwinden gesehen, trotz Klopfens aber keine Antwort erhalten. Noch schlimmer ging es einem anderen Priester, welcher von Deffereggen kommend in der Hoffnung, einen warmen Bissen zu erhalten, in einer Hütte zusprach, in welcher er den Senner hatte verschwinden sehen. Er klopfte, Nichts regte sich, er schaute zum Fenster hinein, sah den Senner am Herde sitzen und erhielt auf seine Fragen nur die Antwort: „es ist Niemand da“. Daraus, daß es Geistlichen so ging — NB. in Tirol — mag der Tourist wol entnehmen, daß eine gastliche Stätte hier nicht zu erwarten war. Ich selbst machte in neuerer Zeit nie mehr einen Versuch, in dieses Alpenheiligthum einzudringen, kann daher über die gegenwärtige Gastfreundschaft nicht urtheilen. Das eine ist nach wie vor zu beobachten, daß man in unmittelbarer Nähe der Alphütten nie einen Menschen zu sehen bekommt; kaum ist man aber außer der nächsten Umgebung der Alpe, kommen Alle aus ihrem Verstecke heraus und gaffen mit offenen Mäulern dem Fremden nach.

Lassen wir die Alpe auf der Seite liegen und laben uns an dem köstlichen Wasser einer an der rechten Seite des Weges unter dem Gerölle hervorsprudelnden Quelle. Steine sind zu Ruhebänken übereinandergelegt worden, auf diesen lassen wir uns nieder und betrachten das Thal. Von Rein bis Knutten zieht es in nordöstlicher Richtung fort. Hier macht es aber eine scharfe Biegung gegen Osten, so daß die weitere Fortsetzung desselben uns durch den an der Umbiegungsstelle vorspringenden Berg verdeckt ist. Ein steiler Abhang kommt im Osten vom Knuttennock herab. Ihm gegenüber zieht eine kaum weniger steil erscheinende Berglehne zum Schwarzen Spitz, zur Weißen Wand und Ochsenluke hinan. Ihre grüne Rasendecke bildet eine ununterbrochene Bergwiese, erstreckt sich bis zu den Schutthalden am Fuße der Affenthaler Spitzen. Es ist selten in diesen Gegenden der Fall, daß man eine über große Strecken ausgedehnte Bergwiese zu sehen bekommt, um so angenehmer berührt aber der Anblick einer solchen, wenn man bisher nur zerstörende Kräfte und Wirkungen

anstatt Vegetation des Hochgebirges vor sich hatte. Einigermaßen anders erscheinen diese Verhältnisse allerdings, wenn man auf diesen Bergwiesen herumsteigt. Nicht so selten trifft man dann auf aus dem Boden hervorragende Wurzelstücke von Sträuchern, ein deutlicher Beweis, daß diese Bergwiesen nicht so alt sind; ebenso fehlen kleine handbreite Spalten im Boden, unbedeutende, kaum nach Quadratmetern messende Abrutschungen oder von Vegetation entblößte Stellen nicht, und lassen das dereinstige Schicksal dieser Bergwiesen ahnen.

Noch eine kurze Strecke gehen wir thaleinwärts, passiren die Brücke über den kleinen Bach und stehen an einer Wegtheilung. Der Bach, über welchen wir gekommen, entspringt aus dem Klammlsee und fließt in dem das Knuttenthal nach Osten fortsetzenden Thalaste. Ihm folgen wir. Annähernd in der Verlängerung unserer bisherigen Wegrichtung öffnet sich ein seicht eingeschnittenes Thal, welches im Hochkaar unterhalb den Affenthalspitzen entspringend von der ersterwähnten, zum Klamml führenden Thalfurche durch einen niedrigen Felswall getrennt ist. Verfolgt man es aufwärts, so hat man nur im untersten Theile den Eindruck, in einem Thale zu sein; soweit eben der Bach sich ein tieferes Rinnsal gegraben hat, je höher man kommt, desto mehr verwischt sich der Charakter eines Thales; eine Reihe von neben und übereinander liegenden niedrigen Hügeln, an deren Berührungsstellen sich kleine Sümpfe vorfinden, ersetzt die Thalfurche, und erst hoch oben an den Ausläufern der Affenthalspitzen erkennt man wieder, daß da ein Thal seinen Anfang nimmt.

Dieser Thalfurche folgt man bis beinahe an das obere Ende der hügeligen Region, wo dann ein vom Klamml heraufführender schmaler Steig erreicht wird, wenn man von Knutten über die Ochsenlenke nach St. Peter in Ahrn oder nach Prettau will. Der Steig führt in nordwestlicher Richtung, nie steil ansteigend, gegen das grüne rasenbedeckte Joch. Will man jedoch, ohne das Klamml zu passiren, zum Merbjoche, so geht man bis zu den obersten Hügeln und trachtet dann möglichst bald auf die Bergwiesen im angrenzenden Affenthal zu gelangen, hüte sich aber zu hoch zu gehen, denn am Fuße der Affenthalspitzen ist es schwer fortzukommen. Ohne Führer diesen Aufstieg zum Merbjoche zu machen, möchte ich entschieden widerrathen.

Will man zur Weißen Wand und nach Ahrn von Knutten aus ansteigen, so führt der Weg die nördliche Berglehne hinan, ist aber ungleich ermüdender als der Aufstieg von Rein und ebenfalls nur unter Leitung eines Führers anzurathen. Ueberhaupt bedarf es auf diesen steilen Mähdern, welche nach Regen sehr schlüpfrig, zur Zeit der Trockenheit außerordentlich glatt sind, aller Vorsicht, ein leichtes Ausrutschen kann eine sehr rasche Thalfahrt und Tod nach sich ziehen. Mancher Senner hat auf solchen Wiesen sein Leben eingebüßt.

Dem Klammlbache entlang zieht der Weg in vielfachen Krümmungen bald auf ebenem Grasboden, bald über Vorsprünge der Thalsohle — Ecken genannt — hinan. Diesen letzteren verdankt die ganze Strecke von der Brücke bis zur Jochhöhe den Namen Lange Ecken, welche Benennung auch auf die wieder-

holte Aufeinanderfolge der Wegkrümmungen zu deuten scheint. In der Mittagsstunde wird der Weg allerdings mitunter sehr sauer, entbehrt aber keineswegs einer gewissen Abwechslung. Eine niedrige Felswand bildet die rechte Seite des Thales (an ihrem Fuße läuft ein schmaler Steig und führt in kürzerer Zeit zum Joche als der vielgekrümmte Weg in der Thalsohle), an der linken öffnet sich zwischen Graunock und Stuttennock ein breites, oben einen kleinen Gletscher beherbergendes Kaar. Alpenrosengebüsch umsäumt an vielen Punkten den Weg, und namentlich die linke Thalseite gewährt in der Blüthezeit der Alpenrosen einen ebenso überraschenden wie lieblichen Anblick. Ich erinnere mich, als Student auf diesem Wege noch Edelweiß in größerer Menge gefunden zu haben. Jetzt wird man selten mehr so glücklich sein, hin und wieder auf ein einsames Pflänzchen zu stoßen. In den Felsen an der Südseite wächst die Edelraute, und manches werthvolle Blümlein entdeckt der Pflanzenfreund in dieser Gegend.

Wir folgen der allgemeinen Begrüßung der Tauferer, von denen wol jeder Zweite uns zuruft: „Laßt euch nur Zeit", und begreifen recht wohl, daß diese Aufforderung, nicht zu eilen, die beste und vernünftigste Begrüßung des Touristen ist. Langsam und mit offenen Augen vorwärts gehend empfinden wir die Länge des Weges nicht, und ehe wir es vermuthen, stehen wir am Klammlsee, 2300 m. ü. d. M.

Unbedeutend ist die Größe dieses Sees, in 10 Minuten hat man denselben umgangen. Schutthügel, welche im Laufe der Zeit von spärlichem Grün umhüllt wurden, umgeben ihn, selbst Schneefelder findet man mitunter noch im Hochsommer an seiner schattigen Südseite. Die schlanke Soldanella alpina und die wohlriechende Primula glutinosa bedecken in Tausenden von Exemplaren weithin den feuchten, eben erst vom Schnee entblößten Boden, und oft hat man Gelegenheit, das zarte überhängende Glöckchen der Soldanella allein aus dem Schnee hervorragen zu sehen, indeß die Blätter noch unter der winterlichen Hülle verborgen liegen und der dünne Blüthenstiel aus einem feinen Schneekanal hervordringt. Diese Gegend ist das Speikmagazin für die Senner der angrenzenden Alpen, und Keiner versäumt es, im Vorbeigehen seinen Hut mit dem starkduftenden Blüthen zu schmücken. Viele sammeln diesen Speik und bewahren ihn als Vieharzneimittel auf.

Absolute Ruhe herrscht da oben, selten wird die allgemeine Stille durch das Geräusch eines Steines, den Schafe oder Ziegen locker machten, oder durch die eintönigen Laute eines Alpenflüevogels unterbrochen. Von der Ferne her spiegeln sich die Spitzen im Norden des Knuttenthales im dunkeln See, und fehlt auch die großartige, wilde Umgebung, welche manchen an und für sich ganz unbedeutenden Hochalpensee auszeichnet, so wird nichts desto weniger auch an diesem See mancher Zug gefunden werden können, dem man leicht Geschmack abzugewinnen vermag.

An dem nördlichen Ufer des Sees vorüber gehen wir noch eine ganz kurze Strecke bergan bis zu dem Bildstöckl, welches die Jochhöhe des Klamml

oder, wie es auf den Karten heißt, den Klammlpaß bezeichnet. Nicht eine Scharte oder ein schmales Joch vermittelt den Uebergang aus dem Flußgebiete der Etsch zu jenem der Donau, eine sanfte muldenförmige Vertiefung bezeichnet die Grenze zwischen dem Zuge der Hohen Tauern (im engeren Sinne) und dem nördlichen Ausläufer der Rieserfernergruppe. Breite, mäßig steil geneigte Hügel erheben sich im Norden, einer über dem anderen, über ihre Höhen führt der Weg zur Ochsenlenke, eine niedrige Kuppe steigt im Süden an; im Westen begrüßen wir noch einige alte Bekannte, Spitzen an der nördlichen Wand des Rein- und Knuttenthales, im Osten aber eröffnet sich eine neue Welt. Zu unseren Füßen dehnt sich ein Thal gegen Norden hin, von einem hohen Gebirgswalle umrundet. Schroffe, in fast senkrechten Felswänden abstürzende Felsspitzen, durch verhältnißmäßig wenig tiefe Scharten von einander getrennt, schließen das Thal gegen Norden ab. Frisches Grün überzieht den unteren Theil der Abhänge, allmählich mehren sich die grauen Schuttstreifen, welche vom Fuße der Felsen sich immer weiter gegen das Thal vorschieben. Alles ringsumher ist Hochalpengegend, nichts drängt sich auf, was noch an das Gebiet der unteren Thäler erinnerte. Kühn geformte Gipfel, zernagt vom zwar langsam aber um so sicherer wirkenden Zahne der Zeit, wechseln mit dem das Auge angenehm berührenden Grün der Bergwiesen, selbst das Murmeln des Baches ist verschwunden, feierliche Stille herrscht ringsum. Klein ist der Gesichtskreis, wenig umfassend die Aussicht, aber trotzdem wird Jeder mit voller Befriedigung nach fast $1^1/_2$stündigem Anstiege von Knutten herauf sich der Betrachtung der ihn umgebenden Bilder hingeben.

Wenige Fuß unterhalb der Jochhöhe, an der Ostseite, liegt hinter dem Bildstöckl eine ganz unbedeutende, darum auch meistens nicht beachtete Schlucht, aus welcher eine der besten Quellen hervorbricht, welche mir bekannt sind. Vor mehreren Jahren untersuchte ich die Temperatur derselben und fand 1,9° C. — Auch an dieser Stelle kann man den Jagdhauser Weg verlassen und zur Ochsenlenke oder zum Merbjoche gehen.

Der Weg nach Jagdhaus biegt nun aus der bisherigen östlichen Richtung ganz wenig gegen Norden. Ein schmaler, südöstlich über die Berglehne fortlaufender Steig wird von einem in der Gegend nicht Bekannten schwer gefunden werden. Man trachte möglichst gerade in das Thal hinabzukommen, es ist das sicherste Mittel, einem allfälligen Irregehen oder einer Felsenkletterei auszuweichen.

In der nördlichen Fortsetzung des Thales erblickt man eine Alphütte, diese sowie das ganze obere Thal führt den Namen Affenthalalpe. Im Hintergrunde unterscheidet man ganz deutlich die Affenthalspitzen, Lengspitz, Merbjoch, Merbspitz. An der Affenthaler Alphütte vorüber führt der Weg zum Merbjoche, auf welches ich später zurückkommen werde. — Einen sehr freundlichen Eindruck macht die gerade genüberliegende, von unten bis oben grüne Berglehne zwischen den Alpen Affenthal und Jagdhaus.

Im Thale angelangt lassen wir den Bach, der sich stellenweise ziemlich tief in die Thalsohle eingefressen hat, links liegen und bleiben in der Höhe auf seinem rechten Ufer. Niedriges Gestrüppe von Alpenrosen und anderen Alpensträuchern mehrt sich, und wenn man dem Bache selbst entlang geht, fällt die an einzelnen Stellen nicht unbedeutende Menge von alten Baumstämmen, welche jetzt von Schutt überlagert langsam vermodern, auf, ein Zeichen, daß einst der Wald auch noch in diese Gegend heraufreichte. Schaut man sich aber nach der gegenwärtigen Holzgrenze um, so sucht man vergebens in der nächsten Umgebung nach einem Baum, erst weit draußen, am Fuße des Todtenkarspitzes vermag man vereinzelte Zeugen der Holzregion zu erkennen.

Beständig, aber nie bedeutend fallend geht es thalabwärts. Die Einsattlung des Klammljoches verschwindet, der Hintergrund des Affenthales wird von Bergesvorsprüngen gedeckt, die ganze Gegend verändert den Charakter, man vermuthet nicht mehr, dem Thalschlusse so nahe zu sein. Endlich erreichen wir eine Brücke und sehen auch das Alpendorf (wenn ich es so nennen darf), Jagdhaus vor uns. Werfen wir aber einen Blick auf die Höhen zu unserer Rechten! Bisher hatten wir wüste Trümmerhalden, von spärlichem Graswuchs und einzelnen Alpensträuchercolonien stellenweise verdeckt, über uns, nun aber erblicken wir eine Eismauer, das Ende des Fleischbachgletschers. Ein mächtiger Bach entströmt seinem Gletscherthore und stürzt wild schäumend und tosend in zahllosen Katarakten dem Thale zu, vereinigt sich eine kurze Strecke unterhalb unserer Brücke mit dem Affenthaler Bache.

Der Bach verschwindet in der tiefen Rinne, welche er sich im Laufe der Zeit gegraben, kaum daß wir noch sein dumpfes Geräusch vernehmen. Ueber sumpfigen Weidegrund, durch eine endlose Reihe von Pfützen verfolgen wir unsere Richtung und erreichen bequemsten Schrittes innerhalb 3/4 Stunden vom Klamml die Jagdhausalpe, 2012 m. Von Rein bis Jagdhaus braucht man 3—3¼ Stunden. Was man beim Anstiege zum Klamml an Zeit verliert, gewinnt man beim Abstiege.

Die Jagdhausalpe ist ein Komplex von 17 Alphütten und macht einen ganz überraschenden Eindruck. Anstatt halb verfallener, kaum gegen die Witterungsverhältnisse schützender Hütten stehen solid von unten bis oben gemauerte Häuschen da. Tritt man in eines derselben ein, so bildet die Küche den Vorraum, auf der einen Seite ist eine Kammer zur Aufbewahrung der Lebensmittel und Erzeugnisse der Alpenwirthschaft, daneben in den meisten Hütten eine kleine Stube, auf der gegenüberliegenden Seite schließt sich der Raum für das Heu und ein Bretterverschlag das Schlafgemach für den „Bscher"*) und Hirten an. Eine roh zusammengefügte und an zwei Wänden befestigte seichte Bettstelle, mit Heu gefüllt und von einigen schmutzigen Lumpen oder Decken verhüllt, bildet das Lager der meisten dieser Leute. Kommen dann im Sommer die Mäher

*) Bscher = Aufseher, Senner.

vom Thale herauf, so müssen diese im Heustadel ihr Nachtlager aufschlagen. Nur in zwei Hütten ist auch für ein Uebernachten von Fremden vorgesorgt. Die eine, Eigenthum des Herrn Eduard Toldt in Bruneck, die sogenannte Sternalpe, ist mit reinen Leintüchern und Decken versehen, so daß man dort im Heu den Verhältnissen entsprechend recht gut übernachten kann. Die andere, die sogenannte Pfarrerhütte, Eigenthum des Dekans von Taufers, ist für eventuelle geistliche Besuche ebenfalls mit Decken versehen.

Unterhalb des Heubodens, oft auch unterhalb Küche und Stube, sind die Stallungen für die Kühe, welche indeß gewöhnlich nur bei schlechter Witterung benutzt werden. Den meisten tirolischen Alpen entsprechend ist die nächste Umgebung der Alphütten in Pfützen verwandelt, in denen die Schweine einen großen Theil ihrer Sommerfrische zubringen.

Die Alpengründe sind gemeinsames Eigenthum aller Besitzer, deren jeder bestimmte Antheile hat. Am Klamml beginnt ihr Gebiet und erstreckt sich über das ganze Schwarzachthal, sowie über den Berg zwischen diesem und dem Affenthale. — Dem kleinen Alpendorfe fehlt natürlicher Weise auch eine Kapelle nicht, in welcher jeden Monat ein oder zwei Mal der Kurat von Rein die Messe liest. Wollen die Senner an Sonntagen zur Messe gehen, so brauchen sie nach Rein 3, nach St. Jacob in Deffereggen 4 Stunden. Jeden Sonntag kann man in Rein „Almer“ sehen, welche, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, nach dem Gottesdienste noch dem Bacchus opfern. Seltener ist es der Fall, daß sie nach Deffereggen zur Kirche gehen.

Es ist ein recht vergnügtes Völklein, welches den Sommer über in Jagdhaus lebt, und vielfach herrschen echt patriarchalische Verhältnisse. An den Abenden versammeln sich die Senner des „Oberdorfes“ und jene des „Unterdorfes“ in je einer Alphütte als ganz geschlossene Körperschaften. Das Gespräch bewegt sich innerhalb enger Grenzen, der Viehstand und die Alpe bilden den Hauptinhalt der Konversation. Ist aber der „Träger“ da, einer jener Leute, welche den Verkehr zwischen den Almern und deren Bauern, d. h. den Alpenbesitzern vermitteln, so ist er der Mittelpunkt der Unterhaltungen. Die Vorfälle und Neuigkeiten in der Heimath und auswärts erzählend, bringt er den Leuten Gesprächsstoff, bis er wieder kommt, und ein anderes Thema das frühere vergessen läßt. Am interessantesten war mir aber immer zu sehen, wie die Senner, wenn ein Fremder in der Sternhütte eingekehrt war und dort übernachtete, Einer nach dem Anderen anrückte und in die Stube kam, begierig, zu erfahren, wer der Angekommene sei, woher er komme, wohin er gehe, was er erzählt. Unter irgend einem Vorwande kamen auch Leute aus dem Unterdorfe, vergessend, daß langjährige Gewohnheit nur den Bewohnern bestimmter Hütten dort den Abendaufenthalt erlaubte.

Man glaube aber ja nicht, daß etwa ein gespanntes Verhältniß zwischen Ober- und Unterdorf bestand, nichts weniger als das. Diese Trennung war eine natürliche Folge der räumlichen Verhältnisse. Die Stuben sind klein und

unmöglich könnte eine solche die Senner aller Hütten fassen. Darum mußten sie sich trennen und jede Hälfte einen eigenen Ort für ihre Abendzusammenkünfte wählen. Durch langjährige Gewohnheit wurde diese Trennung bestehend, und dürfte voraussichtlich auch noch gegenwärtig bestehen. Daß eine Kluft zwischen Ober- und Unterdorf nicht besteht, vermag man am besten daraus zu erkennen, daß sie einander aushelfen, wie sie nur können. Als ich einmal acht Tage lang mich in der Pfarrerhütte aufhielt, und der dortige Senner erkrankte, war es mir überraschend zu sehen, daß in der Wirthschaft keine Stockung eintrat, vielmehr Alles im gewohnten Gange blieb. Andere Senner hatten, je nachdem es ihre Beschäftigung erlaubte, die Arbeiten des Erkrankten übernommen, gewiß ein schöner Zug patriarchalischen Zusammenlebens.

Festliche Zeiten gab es auf der Alpe, wenn die Zillerthaler Branntweinhändlerinnen ankamen. Eine oder mehrere kräftige und unternehmende Zillerthalerinnen, jede mit einem Fäßchen Branntwein am Rücken und mit Trinkgläschen ausgerüstet — wandernde Schnapskneipen — zogen in früheren Jahren im tiroler Hochgebirge herum. Der Bauer auf einem hoch oben „am Berge" gelegenen Gute, wie im Thale, der Knecht, und im Geheimen auch manche Magd, zählten zu den Kunden. Gute Geschäfte aber machten sie auf den Alpen oben, deren Bewohner sich den Gang in's Thal ersparen und die feurige Stärkung bequem in der Hütte verschaffen konnten. Wol wurde der Qualität des Feuerwassers meist wenig Lob gespendet, aber wenn der Teufel in der Noth Fliegen frißt, kann ein Senner, der Wochen lang kein geistiges Getränk zu sehen bekommt, auch schlechten Schnaps trinken. Daß das „elende Gsiff"*) Anklang fand, bewiesen die Thatsachen. Als ich vor etwa 11 Jahren im August nach Jagdhaus kam, gab es jeden Abend Ball. In der geräumigsten Hütte hatten zwei solche Schnapshändlerinnen ihr Wirthshaus aufgeschlagen. Da sammelten sich Abends die Senner zur Stärkung und Labung. In Ermangelung anderer Instrumente mußte eine Mundharmonika die Tanzmusik geben. Auf dem Heustocke lag der „Aufspieler", den Kopf über einen Balken gegen den Küchenraum hervorstreckend, ihm zur Seite saßen oder lagen Zuschauer, unten aber drehten sich zwei Paare nach den Weisen der Ländler und Polka. Bis über Mitternacht hinaus wurde eine ganze Woche hindurch jeden Abend getrunken und getanzt, bis der Branntwein zu Ende war. In den letzten Jahren waren diese herumziehenden Zillerthalerinnen sehr selten geworden, sie fanden ihre Rechnung nicht mehr, seitdem auch die Bauern die Kunst, sich den Branntwein ohne Destillation selbst zu bereiten, gelernt haben.

Jagdhaus liegt unweit der Vereinigung des Schwarzachthales mit dem Affenthale, von denen ersteres von Nordwest, letzteres von Norden her zieht. Nach der Vereinigung der beiden Thäler behält der Bach, welcher nunmehr Schwarzachbach heißt, einen südöstlichen Lauf und ergießt sich bei Huben in die

*) das schlechte Getränke.

Isel. — Orographisch ist also Jagdhaus der oberste Theil des Defferegger-Thales, wurde aber, da seit Jahrhunderten die Alpe von Tauferern benutzt war, in politischer Eintheilung nach Taufers gerechnet. Wegen seiner Lage am Zusammenflusse zweier Thäler, wegen der nahen Nachbarschaft anderer Thäler ist es auch ein Knotenpunkt für verschiedene Ausflüge, auf welche ich später zurückkommen werde. — Eine steile Berglehne verschließt die Aussicht gegen Norden, oben in ein breites und langgedehntes Plateau von geringer Neigung übergehend, über welchem das Hörndle aufsteigt. Im Südwesten hat man den Fleischbachferner gegenüber, links vom Fleischbachspitz (3149 m.) begrenzt. Glatte Felswände, von Runsen durchfurcht, nirgends mit einer Spur von Vegetation versehen, hemmen den Blick nach Osten. Der Name bezeichnet schon die Wildniß, es sind die Lehnen des Todtenkarspitzes (3114 m.). In der Verlängerung des Thales erblickt man das dunkle Grün von Wäldern und sieht auf den ersten Blick, daß die Holzgrenze leicht über Jagdhaus hinaus reichen könnte. Daß sie einst höher gegangen ist, verrathen schon die alten Baumstämme, welche an den Ufern des Affenthaler Baches aus dem Schutte hervorragen.

Oestlich von den Alpenhütten dehnen sich üppige Wiesen über die ganze Breite der Thalterrasse aus, wohlgepflegt und von einer Mauer umgeben. An der Nordseite derselben geht man nach dem Schwarzachthale. Tiefausgefressene Schluchten begrenzen dieses Wiesengebiet im Süden und Osten. An dem jenseitigen rechten Thalhange, hoch über dem Affenthaler Bache, führt der Steig nach Defferegger.

Ausgedehnt ist das Weidegebiet der Jagdhaus-Alpe. Das Schwarzachthal birgt sowol fruchtbare Bergmähder wie geschätzte Weideplätze. Unglaublich erscheint Einem aber das, wenn man auf der Thalsohle dieses Thal aufwärts geht, denn auf beiden Thalseiten fallen gewaltige Lawinenstriche auf, welche eine Unmasse von Schutt anhäuften. Trotzdem ist das Thal wegen der Weide geschätzt. Die rechte Seite desselben ist sehr steil, hat Bergmähder, die linke aber in der Höhe grasreiche Mulden aufzuweisen. Der oberste Theil des Thales dient als Schafalpe. Kleine Gletscher lagern in den Höhen und im Hintergrunde erhebt sich die herrliche Röthspitze.

Wer in Jagdhaus ist, kann sich ohne Mühe und ohne Gefahr Edelweiß pflücken, wenn er gegen das Schwarzachthal gehend, gleich beim Eintritt in dieses Thal einige Schritte links bergauf geht. Alljährlich werden da die Edelweißblüthen von den Aelplern gepflückt, ohne daß diese schöne Pflanze verschwunden wäre.

Gewiß ist diese Alpe eine der schönsten und größten des Pusterthales, ja von ganz Tirol. Mag man ihre Ausdehnung oder ihren Werth für den Landwirth im Auge haben, in jeder Beziehung hat sie Bedeutung. Leider klebt ihr ein Fehler an, welcher in manchen Jahren sehr erheblich wird, es kommen unter dem Rindvieh Fälle von Milzbrand vor. Der Bauer behauptet, die Thiere werden „von Etwas gebissen". Ueber die Natur dieses „Etwas" hört man nun

aber die verschiedensten Meinungen. Am verbreitetsten und am meisten geglaubt ist die bestimmte Versicherung, daß alte Leute ein schwarzes, wie ein „Wurm"*) aussehendes Thier in der Länge weniger Zolle aus dem Boden herauskommen, an einem gewöhnlich jungen und vollsaftigen Thiere hinaufkriechen, es irgendwo beißen und dann sehr rasch wieder im Boden verschwinden sahen. Vergebliche Mühe wäre es, diese Ansicht zu bekämpfen, der Glaube, daß irgend ein Thierchen durch Biß diese Erkrankung und den rasch eintretenden Tod verschulde, ist zu sehr eingewurzelt, als daß man denselben umstoßen könnte.

In früheren Zeiten sollen diese Fälle viel öfter vorgekommen sein, und wurden die verschiedensten Mittel in Anwendung gezogen. Nachdem unten im Thale ähnliche Fälle nicht beobachtet wurden, nur in Jagdhaus solche vorkamen (von auswärts wußte man von derartigen Vorkommnissen nichts), konnten nur außergewöhnliche Ursachen thätig sein. über deren Natur man auch bald im Reinen war, zu einer Zeit, in der das Uebernatürliche die Hauptrolle spielte. Verschiedene „Patern"**), welche in ähnlichen Kalamitäten am besten zu helfen vermögen, wurden berufen, die Alpe gesegnet und mit geweihten Wässern besprengt, Exorcirungsgebete verrichtet u. s. w., aber die kräftigsten und schönsten Rinder unterliegen nach wie vor häufig der Krankheit.

Eine alte, jetzt schon fast vergessene Sage knüpft sich an dieses Alpenübel. Als mehrere Sommer nach einander eine große Zahl der werthvollsten Kalbinnen gefallen war, alle Gebete und Segnungen sich als nutzlos erwiesen hatten, waren die Alpenbesitzer nahe daran, zu verzweifeln und die Alpe unbenutzt liegen zu lassen, da sie doch nur die besten Thiere verloren. Da schien ein Retter gekommen zu sein. Ein armer Mann, welcher auf der Alpe vorbeikam und von dem nimmer enden wollenden Unglücke erfuhr, rieth den Bauern, zu einem Manne im Oberlande***) zu gehen, und diesen zu bitten, daß er sich ihrer erbarme. Gesagt, gethan. Einer der Bauern machte sich auf den Weg und fand den erwarteten Erlöser. Dieser fragte genau nach allen Umständen, und der Bauer erzählte ihm, wie die Alpe, voll von Beißwürmern†), welche den Rindern nachstellten und sie durch ihren Biß tödteten, verlassen werden müsse, wenn nicht Hülfe sich finde. Aufmerksam hörte der Andere zu und fragte den Bauer nur wiederholt, welche Farbe die Beißwürmer hätten, ob wol kein weißer unter den schwarzen, denn im letzteren Falle könnte er auch nicht helfen. Nachdem der Bauer hoch und theuer versichert hatte, daß nur schwarze Würmer vorkommen, ging der Andere mit, ausdrücklich erklärend, wenn ein weißer da ist, sind wir Beide verloren. Der Bauer, welcher wol wußte, daß auch ein ungeheuer großer weißer Beißwurm gesehen werde, wollte das nicht sagen, in der Hoffnung, es werde nicht so arg sein mit dem Verlorensein Beider, der Wundersmann werde

*) Wurm in der Bedeutung = Schlange.
**) Kapuziner.
***) Oberpusterthal.
†) Schlangen.

schon doch helfen können. So machten sie sich auf den Weg. Auf der Alpe angekommen, ließ der Oberländer einen großen Ofen bauen und bereitete sich drei Tage lang durch Gebet und Fasten auf das schwere Werk vor. Als der Tag, welchen der Oberländer bestimmt hatte, anbrach, mußte der Ofen mit Holz angefüllt und dieses angezündet werden; er selbst setzte sich an die Feuerstätte und las so eifrig in einem Buche, daß er zu schwitzen und am ganzen Leibe zu zittern anfing. Alsbald erfüllte ein Brüllen und Wehklagen das Thal, schaarenweise kamen die schwarzen Beißwürmer und stürzten sich heulend in die Flammen. Immer ärger wurde das Brüllen, immer heftiger begann der Oberländer zu zittern, den Bauern standen die Haare zu Berge, es kam am Ende der massenhaften Schaaren von schwarzen Beißwürmern noch ein weißer mit fürchterlichem Kopfe, stürzte auf den Oberländer und den Bauer, welcher ihn angelogen hatte, los und tödtete sie. — Die Beißwürmer kamen wieder, und erst dem eifrigen Gebete eines frommen Priesters gelang es, sie auf eine lange Reihe von Jahren hinaus zu verbannen. Diese Frist soll aber in jetzt nicht mehr ferner Zeit ablaufen.

Man erkennt wol unschwer, daß das schwarze Thier, welchem die Leute jetzt noch den Biß zuschreiben, von dieser Sage herstammt. Diese selbst ist nur noch wenigen alten Leuten bekannt. — In ganz anderem Lichte erscheint die Sache, wenn man genauer auf dieselbe eingeht. Es werden regelmäßig die kräftigsten Thiere befallen und gehen innerhalb kürzester Zeit zu Grunde. Es ist eben jene Form, welche die Thierärzte als Milzbrandblutschlag bezeichnen. Die Krankheit ist an bestimmte Lokalitäten gebunden und außer an diesen nirgends mit voller Sicherheit konstatirt worden. Es sind sumpfige, feuchte Stellen, an denen allein ausgesprochene Milzbrandfälle beobachtet wurden, und leicht wäre es möglich, das Wasser abzuleiten, einige Gräben würden die Gegend trocken legen. Maßgebenden Ortes findet man sich aber nicht bewegen, irgendwie in dieser Richtung thätig zu sein, und Privatpersonen können mit ihren Anschauungen bei den Bauern nicht durchdringen.

Deutet schon die oben erwähnte Sage darauf hin, daß die Alpe Jagdhaus aus alter Zeit stammen müsse, so bestätigen Urkunden diese Ansicht. Ein „Alpenvertrag", die älteste mir darüber bekannte Urkunde, datirt aus dem Jahre 1539. Aus dem Inhalte derselben geht hervor, daß schon zu jener Zeit das Alpengebiet in derselben Weise ausgenutzt war, wie es gegenwärtig ist, man also den Beginn der dortigen Alpenwirthschaft in noch bedeutend frühere Zeit zurückverlegen muß. Auch in Bezug auf die richtige Schreibweise des von der Bevölkerung Jahaus*) gesprochenen Wortes, wenn überhaupt ein Zweifel bestehen sollte, ist diese Urkunde entscheidend, da in derselben immer „Jaghaus" gefunden wird. Die Schreibweise Jochhaus, welche auf manchen Karten erscheint, ist durch Nichts begründet.

*) a = âô.

Es erübrigt nun noch, der Touren Erwähnung zu thun, welche von Jagdhaus aus unternommen werden können. Es ist leicht einzusehen, wie bei der Lage der Alpe zwischen dem Reinthale, Prettau und Prägraten eine reiche Auswahl verschiedener Wegrichtungen möglich ist. Bleiben wir zunächst im Thale. An der Sternhütte vorüber führt der Weg hinab zum Bache, jenseits wieder hinan, über der Schlucht um den Fuß des Fleischbachspitzes herum und senkt sich dann rasch gegen Seebach, so heißt die nächste Alpe, 1877 m. Nach kurzer Zeit erreicht man die Holzregion. Am rechten Ufer des Baches läuft der Weg wieder thalauswärts, übersetzt auf das linke Ufer (links oben die Alpe Oberhaus) und bleibt an diesem bis Erlsbach, 1541 m. Ungefähr auf halbem Wege von Oberhaus nach Erlsbach öffnet sich, von Westen her abfallend, das großartige, wilde Patscher Thal, in dessen Hintergrunde die Wände des Hochgall sich erheben. Erlsbach erreicht man, guten Schritt einhaltend, in 3 Stunden von Jagdhaus, es ist die erste Häusergruppe der Gemeinde St. Jacob in Defferegen und fehlt auch ein Wirthshaus nicht. Von Erlsbach zweigt der Weg nach Antholz über die Stalleralpe ab. Im Thale bleibend, gelangt man in einer weiteren Stunde nach St. Jacob (sehr zu empfehlen das Gasthaus vor der Kirche, links knapp am Wege), und über St. Leonhard, St. Veit (die Kirche hoch oben auf einer Bergstraße), Hopfgarten nach Huben im Iselthale, wo man wieder die Wahl hat, ob man nach Windischmatrei, Kals oder Lienz will. Von St. Jacob kann man über das Gebirge an der Südseite in das Gsieserthal (leichter Uebergang) oder nach Villgraten gehen. Der Gebirgszug der Nordseite vermittelt mehrfache Uebergänge nach Virgen und Prägraten. Unter diesen ist einer nicht genug zu empfehlen, weil er eine der herrlichsten Gebirgstouren ermöglicht, welche überhaupt gemacht werden können. Ich meine den Uebergang in das Mulitz-Thal und die leicht damit zu verbindende Besteigung des Lasörling. Der Lasörling hat eine so ausgezeichnet günstige Lage für einen Ueberblick über die Venediger- und Glocknergruppe, wie kein anderer Berg von seiner Höhe (3094 m.). Man übernachtet in St. Jacob, steigt, möglichst zeitlich am Morgen aufbrechend, zum Joche hinan, in das oberste Mulitzthal hinab und erklimmt den Lasörling an seiner südlichen Hälfte. Abends kann man ohne Mühe in Prägraten sein. Von St. Jacob kann man auch durch das Trojer-Thal zur Trojer Alpe, und dann entweder über die Bachlenke in das Großbachthal oder über das Trojer Thörl in das Daberthal gehen, beide Thäler münden in das Umbalthal und nach Prägraten.

Will man von Jagdhaus auf kürzestem Wege nach Prägraten, so ist der nächste Weg jener aus dem Schwarzachthale zum „Thearla" (Thörler) und über die Scharte zwischen Kleinglockhaus und Thörlspitz ins Daberthal. Unbekannt, aber vielleicht nicht unmöglich, wären noch Uebergänge nach Prägraten zwischen Röthspitze und Kleinglockhaus.

Ungleich größere Bedeutung haben die Uebergänge nach Prettau. Der

leichteste und kürzeste ist jener über das 2834 m. hohe Merbjoch aus dem Affenthale nach dem Merbalpenthale und zur Kirche von Prettau. An der Affenthaler Alphütte vorbei geht man mäßig ansteigend das Affenthal hinauf. Schon unten von der Thalsohle aus erkennt man mit Leichtigkeit die tiefe Einsattlung des Gebirges zwischen Lengspitz und Merbspitz. Anfangs hält man sich an einen der zahlreichen, in vielfachen Krümmungen aufwärts führenden „Kühwege", weiter oben aber, wo diese aufhören, halte man eine möglichst gerade Richtung zum Joche ein. Imposant ist der Anblick des Fleischbachgletschers und der hinter diesem auftauchenden Spitzen der Rieserfernergruppe von der Jochhöhe aus. Hin und wieder erscheint in einer Lücke der südlichen Gebirgswälle eine Spitze der Dolomitgruppe. Im Norden hat man die östlichen Spitzen der Zillerthaler Gruppe gegenüber. Dem kleinen an der Nordseite des Joches hinabfließenden Merbgletscher kann man sehr leicht ausweichen, indem man denselben am oberen Ende umgeht. Ueber Alpenmatten geht es nun auf dem östlichen Thalhange bergab zur Merbalpe, dann durch Wald nach Prettau.

Ein anderer Uebergang von Jagdhaus nach Prettau liegt an der Westseite der Röthspitze. Durch das Schwarzachthal und über oder an der Seite des kleinen (jetzt vielleicht schon verschwundenen) Gletschers unter dem Rothen Mann steigt man zur Jochhöhe hinan. Jenseits muß man über den stellenweise sehr zerklüfteten Röthgletscher hinab, hat den steilen Abfall der Thalsohle vom Gletscher zur Röthalpe zu überwinden und erreicht in Kasern die Tiefe des Prettauer Thales. Der Uebergang ist lohnend, sollte aber ohne Führer nicht unternommen werden.

Die herrlichste Tour aber, welche von Jagdhaus aus unternommen werden kann, ist die Besteigung der 3492 m. hohen Röthspitze. Es wäre überflüssig, über den Werth einer solchen Besteigung etwas zu sagen, nachdem schon in mehrfachen Aufsätzen dieselbe beschrieben wurde. Nur das möchte ich betonen, daß Jagdhaus ein guter Ausgangspunkt ist für die Besteigung, der Tourist, welcher diese Spitze bezwingen will, also nicht nöthig hat, vorerst zur Clarahütte zu gehen, vielmehr über die Röthspitze auf schönstem Wege nach Prägraten kommen kann.

Den bereits erwähnten Touren ließe sich noch eine Reihe anderer unbekannterer anreihen, so ein Uebergang aus dem Affenthale in's Röththal, Uebergänge über den Fleischbachgletscher nach Rein, mehrfache, eine Besteigung wol lohnende Bergspitzen. Da aber die Uebergänge den Weg nicht abkürzen, die Spitzen in Bezug auf Aussicht die Röthspitze nicht übertreffen, manche sogar mehr Beschwerden verursacht, verzichte ich auf eine weitere Aufzählung. Wer etwas Neues unternehmen will, wird an der Hand der Karten sich leicht eine Tour auswählen können.

Beiträge zur alpinen Volkspoesie.

Von Dr. Ludwig von Hörmann.

I. Die Marterlen.

Auch das Unglück hat seine Poesie, und der Tiroler, der wie kein Aelpler eine poetisch angelegte Natur ist, hat mit derselben angeborenen Gabe, die aus tausend und abertausend schnalzenden Schnaderhüpfln springt, die der Alpenhütte Raum belebt und nächtlich ums Fenstergitter des geliebten Mädchens klingt, auch jene stillen Marksteine geziert, die in diesem Lande überall auf Bergen und Jochübergängen, in Wald und Thal, an Schlucht und Wildbach zu finden sind. Man braucht in Tirol nicht lange zu wandern, und man wird diesen ernsten Gedenktafeln begegnen. Hineingestellt in die lebensvolle Sommerherrlichkeit, die mit lieblich grüner Decke die Schrecknisse der Alpennatur zu verhüllen strebt, muthen dich dieselben seltsam an. Sie schauen dir aus diesem und jenem einsamen Waldthal entgegen, wo vielleicht erst vor wenigen Wochen ein kräftiger Bursche beim Holzschießen oder Holzfällen verunglückte, sie sind der Wegweiser auf steilem Grat, wo die abstürzende Lawine schon so manchen verschüttet hat; oder du erschaust sie mit geheimem Grausen am schwindelnden Abhang, wo ein Fehltritt dem kecken Bergsteiger oder einem armen Wildheuer das Leben kostete. Viele sind bereits verwittert, neigen sich halbverfallen zur Erde oder liegen morsch und vom Gras überwuchert am Boden, wie die Erinnerung an den Todten längst erloschen ist; andere sind noch wohlerhalten, und treue Liebe hat sie mit blauen und rothen Blumen geschmückt.

Diese „Marterlen", wie der Tiroler sie nennt, haben gewöhnlich die Form von kleinen Tafeln, die entweder an einen Baum oder an einen angestrichenen Pfahl genagelt werden. Ein Deckbrett schützt die Malerei vor dem vernichtenden Einfluß des Regens und der Sonne. Sie stellt meistens die Unglücksszene dar, in grellen Farben von irgend einem bäuerlichen Autodidakten gemalt. Darunter Verse, oft auch nur diese allein, welchen der Name und das Alter des Verunglückten nebst der Todesart beigesetzt werden. Man wählt entweder passende Bibelsprüche, Strophen aus bekannten Gedichten, oder man läßt sich vom Meßner, Tischler, Schullehrer, oder einem andern „G'studirtrn" des Ortes Verse anfertigen. Häufig besteigt auch eines der Angehörigen selbst den Pegasus, und dann kommt natürlich das Interessanteste heraus.

Von diesen ländlichen Produkten der Dichtkunst nun wollen wir sprechen.

Man erwarte hier allerdings nicht den poetischen Schwung Zedlitz'scher „Todtenkränze", aber jedenfalls ein ganz eigenes Genre von Poesie, die obwol oft allen Regeln spottend, dennoch nicht selten durch den Inhalt anzieht. Andere sind dagegen wieder seltsam gekünstelt und geschraubt. Trotz der mangelhaften Form ist mancher sinnige Gedanke, manche ergreifende Wahrheit in diesen

Sprüchen, ja man findet deren von so kerniger Originalität, daß sie mancher moderne Verskünstler darum beneiden dürfte. Viele üben durch ihre naive Anschauung und Ausdrucksweise einen unwiderstehlichen Reiz auf unsere Lachmuskeln, so daß eine Blumenlese dieser Dichtungen bunt genug ausfällt.

Der naheliegendste Gedanke, der sich an eine solche Unglücksstätte knüpft, ist gewiß die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Ungewißheit des Todes. Daher finden wir derartige Betrachtungen mit angehängter Moral auch an zahlreichen Marterlen. So z. B. auf einem solchen zwischen Imst und Silz an der Poststraße. Das Bild zeigt den Tod, der mit Sense und Schild in der Hand am Innstrome sitzt. Im Schild steht geschrieben: „Denk an den Tod." Ein Engel (Schutzengel) hat die eine Hand auf die Achsel eines Bauern gelegt, der vor ihm kniet, und weist mit der anderen aufwärts zu dem Auge Gottes, welches durch die Wolken blickt. Darunter liest man: „Andenken für Leonhart Gabl von Ötzbruck, welcher am 4. Dezbr. 1853 im 28. Lebensjahre mit Wasserentenschießen in den Innfluß gefallen ist. Gnad der Seele." Den Schluß bilden folgende ziemlich prosaische Verse:

„So weiß der Mensch kein Tag noch Stund,
Er weiß nicht wie und wann er stirbt,
Dieß ist das Wort aus Gottes Mund,
Das leider oft vergessen wird.

So lernet nun aus diesem Falle
Die Wahrheit, die da spricht:
Lebt tugendhaft und fromm ihr alle,
Ihr wißt die Stund des Todes nicht.

Denkt an den Junggesell da immerhin und betet da für ihn. Vater uns. Av. Mar."

Weit schöner, ja wahrhaft poetisch lautet die Inschrift eines andern Marterls, welches sich ebenfalls an der Oberinnthaler Poststraße und zwar auf der Strecke von Schönwies nach Imst an einem Felsen befindet:

„Kein Stundenschlag ertönt,
Kein Tropfen Zeit verfluthet,
Wo nicht ein Menschenherz
Im Todeskampfe blutet;

Kein Morgenroth beginnt,
Kein Abendroth erscheinet,
Wo ein Verlaß'ner nicht
Um den Erblaßten weinet."

Am Jaufenberge bezeichnet eine Gedenktafel die Stelle, wo am 1. Juli 1824 Peter Göll sammt seinem Weibe und drei Knechten vom Blitze erschlagen wurden. Dabei stehen die ernsten Zeilen:

„Seid wachsam stets weil ihr nicht wißt,
Wann euch der Herr ruft zu Gericht;
Wer jederzeit bereitet ist,
Den schreckt des Herrn Donner nicht."

Eine ähnliche Mahnung ertheilt ein Marterl am Wege bei Dumpen im Oetzthal, das nebst einem Bilde der „hl. Maria vom guten Rath“ den schlichten Reim enthält:

„Mensch, was du haben willst gethan in deiner letzten Stund',
Das thue jetzt, weil d' kannst und auch noch bist gesund.“

Dieses Thema findet sich überall in den verschiedensten Variationen. Wir wollen ein paar anführen:

„Wo und wie man wird sterben,
Unbewußt ist jedem dies,
Nur daß Alles auf der Erden
Sterblich ist, bleibt ganz gewiß.
D'rum wer lebt als wahrer Christ,
Stirbt selig, wer, wo er ist.“

oder:

„So weiß der Mensch auf dieser Erden
Sein Schicksal nicht und nicht die Zeit,
Wann Gott und Tod ihn rufen werden
Dahin zur strengen Ewigkeit.
Darum, o Mensch, sei immerdar in Sorgen,
Versichere dein Seelenheil,
Vielleicht ruft dich der nächste Morgen,
Wird doch der Tod auch schnell zu Theil.“

Die Aufschrift eines Denkzeichens links am Weg außer Oetz, wo ein Dienstknecht von einer Lawine verschüttet wurde, bemerkt kurz und naiv:

Oft geht man aus
Und kommt nicht mehr nach Haus;
Darum, o Mensch, sei jederzeit
Auf einen guten Tod bereit.“

Häufig ist das Gedicht in Form einer Ansprache des Verstorbenen an den Wanderer verfaßt. Ein Marterl an der Poststraße zwischen Imst und Silz — das rauhe Oberinnthal ist überhaupt reich an dieser traurigen Staffage — zeigt auf der Tafel einen knieenden Bauer, an dessen Seite ein nach oben deutender Engel steht. Die Aufschrift bezeichnet es als: „Andenken für Alois Stigger von Heimingen, welcher am 13. Dez. 1851 bei der Holzarbeit durch einen Stock um sein Leben gekommen ist.“ Weiter unten steht folgender Vers:

„O Wanderer steh' still
Allda an diesem Ort
Und bet' mir ein Vaterunser,
Dann setz' die Reise fort.
Wenn du schon jung und schön
Und bist auch stark von Jahren,
Der Tod hat List und Tück,
Das hab' auch ich erfahren.“

Auf der rechten Seite des Oetzthales, bei Ellbögen, steht eine gemauerte Waldkapelle zur schmerzhaften Mutter Gottes. Darin hängt ein Holztäfelchen,

welches den Sturz eines Mädchens vom Felsen darstellt. In haarsträubendster Orthographie wird darüber berichtet:

„Hie secht mein unglickh fahl;
Zu einem angedenken
Wolth mier, ihr Christen all,
ein Vater Unßer schenken.

Elisabeth Kirchmaierin, so gestorben den 21. Augusth in 14. Jahr ihres Alters 1788." Den originellsten Reim, der an Kühnheit sicherlich alles Dagewesene übertrifft, hat ein verkanntes Oetzthaler Genie zuwege gebracht:

„Wanderer steh still und schnaufe,
Bete ein Vaterunser und ein Auve (Ave)."

Eine weitere Gattung von Marterlpoesie sind jene gereimten Aufschriften, worin möglichst kurz gefaßt dem Leser und Beschauer der Hergang des unglücklichen Ereignisses erzählt wird. Von diesem Genre gibt es köstliche Proben. Oder sind folgende zehn Zeilen, welche den Tod eines Bauern beim winterlichen Heuziehen beschreiben, nicht etwa ein wahres Muster von epischer Anschaulichkeit und Kürze?

„Was hat doch der Herr dem Ignaz gethan?
Itz schaut er noch seinen Bruder an,
Der sagt: Geh' sei so g'schwind,
Tret' auf den Hut, sonst nimmt dir'n der Wind.
Und wie er auf den Hut hinsprang,
Kein Eisen in Boden ein ist gang.
Es warf ihn hin auf einen Stein,
Der Kopf war entzwei, kein Hirn mehr d'rein,
Vermuthlich war er schon todt,
Der hier vorbeigeht bitt' für ihn beim lieben Gott."

Besagtes Meisterstück der Epik ist auf einem Denkzeichen am Eingang des Virgnerthales zu lesen. An lakonischer Kürze dürfte ihm vielleicht ein Marterlreim aus der Nähe von Pians (bei Landeck) an die Seite zu stellen sein. Unter dem Bilde, welches darstellt wie ein Hirtenknabe sammt einigen Stücken Vieh vom Blitze erschlagen auf des Engels Auferweckungsposaune harrt, stehen, um die Geschichte noch verständlicher zu machen, die Worte:

Hier liegen begraben
Vom Dunder derschlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua;
Her gib ihnen die ewige Ruah."

Auf der Rückseite des Bergisels fällt eine thurmhohe Felsenwand jäh gegen die schäumende Sill ab. Am Rande des Absturzes stand noch vor kurzem ein Marterl, welches die Stelle bezeichnete, wo vor zwanzig Jahren der Landesvertheidiger und Metzgermeister Prantel von Imst einen schauerlichen Tod fand. Folgende Verse besingen das unglückliche Ereigniß:

„Hier deckte den Metzger Prantel
Zu der Todesmantel.
Für einen Mann von siebzig Jahr
Ein starker Fall dies war."

Ob wol jener ehrsame Bäckermeister von Wilten, der das klassische Epitaph dichtete, auf Engelsflügeln hinabgeschwebt wäre? Ueberhaupt entlocken uns diese Erinnerungen an das tausendfache Menschenelend meist nur Lachthränen, und der Tod blickt uns unter einer Narrenkappe entgegen. Die Illustration trägt das ihrige redlich dazu bei. Ein schönes Exemplar von einer Votivtafel hängt an einem Baume auf dem Tummelplatze nächst dem Schlosse Ambras bei Innsbruck, dort wo der Pfad zu den nahegelegenen Steinbrüchen führt. Der sogenannte Tummelplatz ist nämlich eine mitten im Walde gelegene Begräbnißstätte, wo die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in dem Schlosse einquartirten, ihren Wunden erlegenen Krieger beerdigt wurden, und zugleich ein beliebter Wallfahrtsort. Die in Rede stehende Votivtafel trägt die Jahreszahl 1838. Ein bläulicher Streifen, oben und unten von einem grünen begrenzt, stellt den Innfluß dar, in dessen Mitte ein brauner Fleck einen umgestürzten Kahn bedeuten soll. Etwas davon entfernt sieht man eine Gruppe halb aus dem Wasser ragender Gestalten, während ein anderer auf dem Rücken liegender Mann einen aus dem Wasser hervorsehenden Kopf bei den Haaren erfaßt. Am jenseitigen Ufer stehen drei Personen und sehen dem Unfalle rathlos zu. Die Illustration wird durch folgende Erklärung erläutert:

„Ein Trauer geschicht zeigt sich allhier, Was sich hat zugetragen
Finf stund von hier in Vöttenau, Das ist doch zu beklagen.
Ein Schifbruch litten zechen Leit', Davon sind Zwei ertrunken,
Die anderen, die auch dabey, Sind dief hinabgesunken.
Durch dieses Beispiel sechen wir, Wie bald es ist vorbey,
Darum ist's gut al Augenblick, Das man gerichtet sey."

Der Stoff für unsere kritische Beleuchtung bäuerlicher Unglückspoesie würde uns überhaupt gar nie ausgehen, da für alljährlichen neuen Zuwachs bestens gesorgt ist. Einige der interessanteren mögen hier sammt Bildnißbeschreibung noch Platz finden. So heißt es auf einem Marterl auf dem Bergisel:

„Hier liegt Elias Gfahr,
Gestorben im sechzigsten Jahr,
Kaum hat er das Licht der Welt erblickt,
Hat ihn ein Wagenrad erdrückt."

Dasselbe Schicksal in rosiger Jugendblüthe — aber nach gewöhnlichen menschlichen nicht melchisedekischen Begriffen — ereilte einen gewissen Johann Prantel, vielleicht ein Vetter jenes bei der Bergiselfelswand mit dem Todesmantel zugedeckten Metzgermeisters von Imst. Das Marterl befindet sich auf oben erwähntem Tummelplatz. Die Inschrift lautet:

„Gottes Vorsehung sei gepriesen,
Das hat sich an mir erwiesen. (!)

Ich Johann Prantl von zwanzig Jahren
Konnte mein Leben nicht bewahren.
Und mußte mein junges Leben
Vor Mittewald zum Opfer geben.
Doch hab' ich noch Gnad' gefunden
Und den Tod nicht gleich empfunden,
Daß ich noch hatte Zeit
Mich vorzubereiten für die Ewigkeit.
Meinen Vater Geschwisterte und Verwandte
Und alle, die mich kannten,
Bitte ich um ein Gebet,
Weil dieß einzig vor Gott besteht."

Auf dem Bilde sind zwei große Frachtwagen zu sehen; unter einem der beiden liegt ein Mann unterm Rad. — Auf dem Wege durchs Passeierthal fällt dem Wanderer eine Gedenktafel ins Auge, die einen Manneskopf aufweist, der unter einem mächtigen Schneeberge hervorguckt. Links sieht man einen Buben eiligst davonlaufen. Darunter steht:

„Hier starb Martin Rausch.
Die Lawine traf ihn halt
Auf den Leib und macht ihn kalt.
Auch der Jörg der war darunter
Aber heut noch ist gesund er."

Jörg dürfte also wol der im Hintergrunde im vollen Lauf ersichtliche Bube sein. Wir gratuliren ihm herzlich ob seiner dauerhaften Gesundheit, deren er sich, wie ja schwarz auf weiß zu lesen ist, noch heute erfreut. Eine Strecke weiter links ins Gebirg, auf dem Wege nach Saltaus, findet man sich einem an der glatten Felswand gemalten Bilde gegenüber, das, soweit es Lebhaftigkeit der Farben, Schwung und Naturtreue der Zeichnung betrifft, als ein Meisterstück gelten kann. Ein feuerfarbener Ochse mit hochgehobenem Schweife und gesenkten Hörnern schickt sich eben an, letztere in den Leib einer kreideweißen Gestalt zu bohren, die sich dicht an die Felswand drückt, wahrscheinlich an eben jene Stelle, an der jetzt das Bild angebracht ist. Der Ochse scheint Sieger gewesen zu sein in dem ungleichen Kampfe, denn unter der Malerei liest man Folgendes:

„Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in des Himmels Schooß.
Mußte ich auch gleich erblassen
Und Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du."

Kaspar Werndli.

Auf einem Marterl im Bregenzerwalde wird das schnelle Sterben eines Verunglückten geschildert. Der Refrain jeder Strophe ist:

„In einer halben Stunde
Krank, todt und gesunde."

Eine andere Aufschrift beklagt den Tod eines arbeitsamen Mädchens in fast zu naiver Weise:

„Gestorben ist sie im siebzehnten Jahr,
Just als sie zu brauchen war."

Doch nun genug solcher eigenthümlicher Proben von Poesie. Nur noch einige prosaische Grabschriften seien hier angefügt, die in ihrer Art nicht minder Gelungenes leisten; z. B.: „Hier ruht der ehrsame Junggesell Alois Festini von Cosamasango, welcher in der Fremde unter einer kleinen Schneelawine seine wahre Heimath fand. R. i. p.", oder: „Hier verunglicket der ehrsame „Jungesel" Andrae Wild, Ficharz (Vieharzt) von Sistras" u. s. w. Letzteres steht auf einem Marterl an der sogenannten Ratzenleiter oder steinernen Stiege, die vom Wallfahrtsort hl. Wasser bei Innsbruck zum Dorfe Sistrans führt. Oder: „Hier ist N. N. von einer wilden Kuh ermordet worden." (Bei Münster.) Oder: „Hier ist am 3. November 1867 der ehrsame Mathias Kapferer mit Straßenschutt-Errichtung erschlagen worden." (Schönberg, alte Straße.) Außer Wörgl am Weg gegen Itter ist eine Tafel, worauf ersichtlich, wie ein Jäger durch Losgehen seines Gewehres ums Leben kam. Die Illustration ist meisterhaft: Der Jäger liegt am Boden, Füße und Hände nach allen vier Weltgegenden gerichtet. Um ihn herum eine Schaar Hunde, gesenkten Kopfes; mit haugenden Ohren und eingezogenem Schwanze stehen sie todtbetrübt um den Herrn. Aus der beigegebenen Erklärung sei nur der Schluß angeführt, worin besagt wird: „Er wurde außer seinen zahlreichen Hunden von einer Witwe und fünf unmündigen Kindern betrauert."

II. Die Bildstöckeln.

Den Marterln zum Verwechseln ähnlich sind die sogenannten **Bildstöckeln**, die ebenfalls an allen Wegen und Stegen, in Feld, Wald und Gebirge zu finden sind. Während aber die ersteren der Erinnerung an jäh Verstorbene geweiht sind, welchen Pietät und christliche Sorge für das Seelenheil diese schlichten Denkmäler setzte, verdanken die letzteren ihre Entstehung nur der Andacht Einzelner oder dem frommen Sinn der Gemeinde, wobei wol auch die nutzbringende Fürbitte des durch die Abbildung geehrten Heiligen verzeihlicher Weise in Betracht gezogen wird. Ihr Zweck ist, den Sinn der Vorübergehenden vom Irdischen ab und auf himmlische Dinge zu lenken, daher findet man sie besonders häufig an Kreuzwegen, auf vielbetretenen Pfaden, vorzüglich solchen, die zu einem Wallfahrtsorte führen, bei Quellen und Rastbänken oder sonst bemerkenswerthen Stellen. Der Form nach gleichen sie den Marterln meist wie ein Ei dem andern. Man sieht allerdings auch solche von Stein, wie runde oder eckige, oben ähnlich einem Taubenschlag vorspringende Thürmchen erbaut. Diese sind gewöhnlich sehr alt, Schrift und Bild vom Regen unkenntlich gemacht. Doch bleiben derartige interessante Bildstöckeln, welche schon Jahrhunderte überdauerten

sehr in der Minderzahl gegen die mit Tafeln versehenen Holzpfähle. Uebrigens ist die Bauart für uns ziemlich gleichgültig, da wir unser Augenmerk mehr auf die auf diesen frommen Erinnerungszeichen zu Tage tretenden Erzeugnisse der Volkspoesie richten. Der Inhalt der unter dem Gemälde prangenden Verse besteht selbstverständlich weder in einem direkten memento mori, noch in der Erzählung irgend eines tragischen Ereignisses. Wir lesen da Sinnsprüche, Lob und Preis Gottes und der Heiligen, Bitte um himmlischen Schutz, Lehren und Mahnungen für das Gemüth des Beschauers. Viele der Dichtungen sind von unfreiwilliger Komik, andere ernst, ja ergreifend. Nie werde ich des Eindrucks vergessen, den auf einem Spaziergange in meiner Heimath Tirol ein solches Bildstöckel auf mich machte. Am östlichen Ausgang des rechtseitigen Mittelgebirges bei Innsbruck zieht sich in der Richtung gegen die Nachbarstadt Hall das Hasenthal hin, eine wunderliebliche Wiesenbucht, umrahmt vom dunkeln Tannenwald. Ein paar Mühlen am plätschernden Bach beleben den stillen Frieden. Dort wanderte ich an einem schönen Herbstabende mutterseelenallein. Der Himmel spannte sich durchsichtig blau über den scharfen weißlichen Kanten der jenseitigen Kalkgebirge, aber im Gehölz neben mir schimmerten die Buchen und Birken roth und gelb, die Wiesen waren längst abgemäht und da und dort bimmelten die Glocken weidender Kühe. Da fiel mein Auge auf ein Bildstöckel am Rand des Feldweges. Zur Seite geneigt von der Wucht der Jahre, mit halbverblichenen Farben, schien es so recht zu meiner elegischen Stimmung zu passen. Mühsam entzifferte ich die kaum leserliche Inschrift:

„Spinne, Schücksall, spinne,
Spinne kurz und dinne
Meinen Lebensfaden ein;
Webe dicht die Leiden,
Webe seigt (seicht) die Freuden,
Webe mir nur Seelenruh darein."

Kann stille Ergebung in Unabänderliches einfacher und schöner ausgedrückt werden? — Das ist freilich ein Weizenkorn unter vieler Spreu. Eine traurige Wahrheit enthält auch folgender Spruch, der ein Bildstöckel zu Vulpmes im Stubaithale ziert:

„Da es mir wohl ergieng auf Erden,
Wollten Alle meine Freunde werden;
Da ich kam in Noth,
Waren alle Freunde todt
Trau' nicht der Welt,
Trau' nicht dem Geld,
Trau' nicht dem Tod,
Trau' allein auf den Gott."

Aehnliches besagt ein kurzer Reim, den ich beim Dorfe Lermos entdeckte:

„Menschenhülfe ist klein,
D'rum trau' ich auf Gott allein."

Eine Inschrift im Pusterthale fügt der frommen Lehre gleich eine praktische Anwendung bei:

„O Mensch bedenk' die Ewigkeit
Und laß den Opferstock unkeit" (unbeschädigt).

Sehr oft beziehen sich die Verse auf das darüberstehende Bild, welches alle möglichen Heiligen und Szenen aus Bibel und Legende darstellt, z. B.: Auf einer Wulst weißer Wolken ruht in schwefelgelber Himmelsherrlichkeit ein großes Auge Gottes in bekannter Dreieckform. Darunter ist zu lesen:

„Bist oben spitz und unten breit,
Bitt' für uns hl. Dreifaltigkeit."

Ein Bildstöckel in der Nähe von Bruneck zeigt auf dem Bilde den am Kreuze hangenden Christus, wie der Hauptmann ihm eben die Seite durchsticht. Nähere Erklärung gibt folgender Vers:

„Longinus mit der Lanzen
Sticht Christi in den Ranzen,
Daß er laut aufschreit.
G'lobt und gebenedeit
Sei die hl. Dreifaltigkeit."

Das ist doch das Höchste an urwüchsiger Poesie. Maria, als unbefleckte Jungfrau, als „schmerzhafte" und hülfreiche Mutter ist selbstverständlich eine beliebte Darstellung. Ihr Schutz wird vertrauensvoll angefleht. So findet man beim steilen Aufstieg durch den Fichtenwald zum Wallfahrtsorte hl. Wasser ein Bild der Muttergottes an einem Baum befestigt mit dem Bittreim:

„Du o Maria wollst bewahren
Uns und das Vieh vor allen G'fahren."

Zu Absam wird der schmerzliche Abschied der Mutter von dem Sohne geschildert:

„Wie bitter war der Schmerz,
Da Gott zum Leiden gieng,
Den dort Maria Herz
Als Mutter tief empfing.
Ihr fiel der Abschied schwer,
Den Sohn noch zu umfassen
Und ihn der Menschen Wuth
Und Grimm zu überlassen."

Im Alpachthale erhalten wir bei Beginn eines Alpenweges die Mahnung:

„Mensch, gedenk an Jesu Leiden,
Wenn du willst den Berg besteigen."

Ein gemaltes Kreuzbild illustrirt die Worte. Die Hirten der stattlichen Lisenzeralpe zu hinterst im Selrainthale scheinen dagegen besondere Verehrung für die schöne goldlockige Magdalena gehegt zu haben, weil sie anno 1851 am Weg eine Säule mit dem Bildniß der hl. Büßerin aufstellten. Die mit Oelfarbe gemalte Unterschrift meint naiv: „O heilige Maria Magdalena bitt für uns!

Nachdem wir dir im sündigen nachfolgten also auch in der Buße nachfolgen, damit wir einst selig sterben." Strenger fordert eine Kapelleninschrift bei Leutasch zur Bekehrung auf. Unter der Schreckensszene des jüngsten Gerichtes steht geschrieben:

„Wer vor diesem Gericht besteht,
Fröhlich in den Himmel geht;
Wer's nur hat mit Lust und Freud'
Wird wie „mir" vermaledeit."

Die größte Aehnlichkeit mit den Marterlen haben jene Bildstöckeln, welche zur Erinnerung an die „armen Seelen" im Fegfeuer errichtet wurden. Der Beschauer weiß da oft in der That nicht, ob er sein Mitleid einem einzelnen Unglücklichen oder der ganzen bedauernswerthen Inwohnerschaft dieses außerirdischen Gefängnisses zuwenden soll. Grellrothe Flammen umzüngeln die nackten Leiber, deren Arme sich flehend zum Himmel oder einem Heiligen erheben. Hören wir noch ein paar dazu gehörige Verse. Unter einem Kruzifix bei Lengenfeld im Oetzthale, zu dessen Füßen drei „arme Seelen" gemalt sind, steht:

„Weil du bist anhero kommen,
Du mein allerliebster Freund,
Erlös uns aus den heißen Flammen,
Vielleicht wir deine Eltern seind" (sind).

Eine zum Bildstöckel geadelte ehemalige Brunnensäule unweit des Dorfes Völs trägt die inhaltsschwere Aufschrift:

„Wer du immer hier an frischer Quelle
Labung findest oder suchst,
Denk' auch drüben an die Leidensstelle!
Mitleidsdurstig du dann rufst:
Herr, erbarme dich der schmachtenden Seelen,
Die dein Blut erquicken mag,
Laß beim Himmelsborn doch niemals fehlen
Mich am Auferstehungstag."

Der Vergleich einer irdischen Quelle mit dem himmlischen Gnadenborn liegt sehr nahe, besonders in der Nähe eines Wallfahrtsortes wie Maria Waldrast. Dort lesen wir auf einem Bildstöckel:

„Kommt liebe Schäflein trinkt aus diesem Gnadenbronnen,
Hier finden Gnad' und Heil alle die zu mir herkommen."

So ließen sich noch eine Menge verschiedenartiger Bildstöckelreime anführen, doch ich glaube, wir haben bereits übergenug, wenn wir von dem Dufte solcher lyrischer Blüthen nicht Magenweh bekommen sollen.

III. Die Grabkreuze.

Nachdem wir die poetischen Erzeugnisse des tirolischen Volksgeistes auf Marterln und Bildstöckeln betrachtet haben, gelangen wir zur dritten verwandten Gattung. Diese führt uns auf den Friedhof. Lächle nicht, blasirtes Stadt-

herrchen im Kreis lorgnettirender Damen, die mit dir eines schönen Sonntagnachmittags das Mittelgebirge bestiegen, um sich dort beim Kaffee die Langeweile zu vertreiben. Es ist auch eine Blüthe des Volksgemüthes, welche dich hier angrüßt, wenn auch im schlichten Kleide bäuerlicher Anschauungsweise, und die Hinfälligkeit alles Irdischen blickt dich aus dem stillen Raum eines solchen Dorffriedhofes mahnender an, als aus den monumentgeschmückten Gräberreihen der städtischen Ruhestätte. Doch tritt der Tod hier mitten in der freien Natur dem Beschauer nicht so sehr in seinen Schrecken entgegen, sondern vielmehr als das ewige Gesetz des Wachsens und Vergehens, dem Alles hienieden unterworfen ist. So ein stiller Dorfgottesacker, der wie ein Garten die Kirche umgibt, während rings grüne Wiesen und Felder hereinlugen, in dem Lindenbaum an der Mauer die Vögel zwitschern und der blaue Himmel herablacht, hat gar nichts Schauerliches. Wie oft bin ich da zwischen den buntbemalten Kreuzen und Denkmälern herumgestiegen und habe mir die Bilder und Verse angeschaut. An den verschnörkelten gußeisernen Monumenten der Dorfmagnaten ging ich gewöhnlich vorüber. Sie bieten nichts Eigenartiges. Die Platte, worauf sich Bild und Reim befinden, ist mit einem Deckel verschlossen und in dem Zwischenraum nisten Spinnen und Ungeziefer — ein echtes Bild der Vergänglichkeit und des Moders. Ich mochte die Klappe nicht öffnen, um so weniger als die Verse auf solchen aus der Stadt bezogenen Prachtstücken meist gekünstelt sind. Aber die hölzernen Gedenkzeichen! Die sind Dorffabrikat, vom Tischler in Säulen- oder Kreuzform aus einem Bret geschnitten, mit Zierleisten versehen und wunderschön himmelblau und hellgelb angestrichen, mit großen patzigen Rosen und Tulpen bemalt wie das Ehebett und der Brautkasten. An passender Stelle prangt ein Kreuz, ein Marien- oder Heiligenbild, der Sensenmann mit dem Stundenglas, eine ausgelöschte Kerze und andere Symbole des Todes, wie es der Phantasie des Farbenkünstlers eben einfällt. Auf Grabkreuzen kleiner Kinder sieht man stets einen Engel, der eine Wickelpuppe gen Himmel trägt. Unter dem Gemälde oder an sonst einem geeigneten, durch die Form des Gedenkzeichens bestimmten Raum, ist nicht in goldenen Lettern, sondern in einfachen mit Oelfarbe aufgetragenen Buchstaben die Inschrift angebracht: Name, Stand, Geburts- und Todestag, dazu meist Verse, ähnlich jenen auf Marterln und Bildstöckeln, die wir bereits kennen gelernt haben. Begreiflich sind diese drei Gattungen von Poesie nicht strenge geschieden, sondern gehen häufig, wenn der Inhalt halbwegs paßt, von einer Bestimmung zur andern über, um so mehr, da sich nicht immer ein dichterisch begabter Kopf findet, der ein Original schafft. Doch gibt es auch in dieser Richtung der letzteren genug, ernste und naiv komische, wie wir gleich sehen werden. Echt volksthümlich und gehaltvoll schienen mir folgende Zeilen, die ich auf dem Kirchhofe zu Fügen, einem der Hauptorte des lachenden Zillerthales las:

„Es fiel mir ein, was hilft die Kunst,
Die Stärk', die Ehr, die Herrengunst,

Was bleibet mir, das fiel mir ein,
Wann ich zum Tod bereit sollt' sein.
Die Zeit ist aus, das Grab bestellt,
Was hilft mir nun die ganze Welt."

Eine andere Grabschrift in demselben Gottesacker lautet:

„Mein' Mutter und Kinder muß ich verlassen,
Weil ich sie nicht mehr sehen kann;
Ich werde reisen die Himmelsstraßen
Dort bekomm' ich meinen Lohn.
Ja es muß ein jeder sterben
Wie die Blume auf dem Feld,
Er mag sein arm oder reich,
Dort bei Gott sind alle gleich."

Ein schlichtes Monument auf dem Ampaser Kirchhofe ruft den Vorübergehenden zu:

„Steht still, ihr Freunde und Bekannte,
An meinem kühlen Grab!
Der Tod hat mich so schnell genommen,
Wo ich es nicht vermuthet hab!

Steh' still, du Wanderer, merke auf,
Wie du bist so war ich auch,
Wie ich jetzt bin, so wirst du auch werden:
Der Würmer Speis und Staub der Erden."

Zu Lanersbach in Dux sieht man auf einem Todtenkreuz den Knochenmann, der grinsend seine Sense präsentirt. Dabei steht:

„Stolzes Mechten (Mädchen), o beschaue
Hier in diesem Spiegel dich,
Nicht zu viel auf Schönheit baue,
Du zerfällst einst sicherlich."

Einen weniger ernsten Eindruck macht ein anderes, ebenfalls das Grab einer Jungfrau bezeichnendes Kreuz auf demselben Friedhofe. Zu oberst steht nämlich: „Vivat die Barmherzigkeit Gottes, die immer suchet die Menschen an sich zu ziehen." Unter dieser sonderbaren Expektoration sieht man auf dem Bilde, wie Engel einem Duxermädchen in Nationaltracht, vermuthlich der Dahingeschiedenen, einen Lorbeerkranz aufsetzen. Nebstdem zeigt das Gemälde noch zwei Engel mit Palmen und Rosen, die eine fleischfarbene flügellose Gestalt bei der Hand halten, und ein knieendes Mädchen. Die Deutung und der Zusammenhang dieser Gruppen ist der Phantasie des Beschauers überlassen, denn der noch weiter unten stehende Reim enthält nur den schon öfters dagewesenen Gedanken:

„Gleichwie je Pluem auch einst muß fallen ab,
So wird eine jede Menschgestalt wie ich im Grab."

Um diese Wahrheit für ein derbes Bauerngemüth noch anschaulicher zu machen, sieht man ein scheußliches Gerippe die Sense wetzen. Die Grabmonu-

mente werden, wie man sieht, gern dazu benutzt, die Besucher des Kirchhofs auf kurze aber sehr eindringliche Weise zu ermahnen, sich bei Zeiten zu bekehren; denn meint ein Spruch auf der Todtenkapelle zu Rinn:

„Wie gefährlich ist die Buß,
Welche der Tod erzwingen muß.“

Aber auch unter den Bauern gibt es zarter besaitete Seelen, welche auf den Gräbern ihrer Lieben süße Trostesworte dem Pfeffer solcher Schreckbilder vorziehen. So trägt ein Kreuz auf dem Gottesacker letztgenannten Dorfes die schöne Aufschrift:

„Itz fang ich an zu leben,
Da ich gestorben bin,
Und werde wie die Reben
Im Frühling wieder grün.
Der Herr hat mich geschnitten,
Als er mich heimgesucht;
Ich habe Qual gelitten,
Itz bringt sie süße Frucht.“

Hochtrabender tröstet eine Grabschrift zu Waidring die trauernd Hinterbliebenen:

„Hier starb ich nur, dort werd' ich leben,
Hier kroch ich nur, dort werd' ich schweben,
Erlöst von Banden und Trug, in hohem Engelflug.“

Besonders auf den Gräbern der Kinder findet man solche freundliche Dichtungen. Der Tod eines Kindes gilt bei dem Landvolke überhaupt als kein trauriges Ereigniß, vorzüglich in Familien, die ohnehin reich mit Himmelspfändern gesegnet sind. Aber auch wo das einzige Kind stirbt, tröstet sich das betrübte Elternherz durch den lebendigen Glauben, daß ihr Kleines nun als lichter Engel schnurgerade in den Himmel geflattert sei und durch seine Fürbitte gewiß auch den noch im irdischen Jammerthale wandelnden Eltern die einstige Seligkeit erbitten werde. Diese Anschauung prägt sich auch in den meisten derartigen Grabschriften aus, z. B.:

„Frühverwelkte Blümlein blühen dort
Schöner nun im Himmelsgarten fort
Und vergeßt, verklärt im ew'gen Licht,
Eure Eltern und Geschwister nicht.
Reichet kindlich ihnen eure Hand,
Zieht auch sie zu euch ins Himmelsland.“

Das betreffende Denkzeichen ist der Erinnerung an zwei „unschuldige Kinder“ — ein stets wiederkehrendes Epitheton — gewidmet. Wehmüthiger berührt folgende Strophe:

„Was Gott thut das ist wohlgethan,
Greift es uns auch schmerzlich an,
Dulden ist der Menschen Pflicht.
D'rum, o Kind, nimm zur Ruh'
Unsern Segen noch dazu,
Ewig trennt der Tod ja nicht.“

Der sogenannte Uminger Schuster zu Kematen, der zugleich Bauer war, ließ sich folgende von ihm selbst verfaßte Grabschrift setzen:

„Da liegst du, Schusterle, da kannst du ruhig schlafen,
Ein schön's Quartier, ja wohl, hat dir die Welt geschaffen,
Ein Haus, wo ist kein Fenster drin, sechs Bretter dein Gemach,
Darneben deine Todtenbein', die Erde ist dein Dach."

Einfach und vielsagend ist der Lobspruch, der auf einem Denkmal des Höttinger Gottesackers dem darunter ruhenden Landrichter X ertheilt wird:

„Er gab jedem Recht mit Liebe,
D'rum ward ihm Liebe mit Recht."

Die heitere Seite der Friedhofpoesie findet ihre ansehnlichste Vertretung durch jene Verse, welche eine möglichst kurze aber treffende Beschreibung des Lebens, Wirkens und Todes der Entschlafenen zu geben sich bemühen und so nicht selten unbezahlbare Geistesprodukte zu Tage fördern. Daß der alte Grundsatz: „Reim dich oder ich friß dich" dabei eifrigst befolgt wird, ist selbstverständlich, vorzüglich ist dies der Fall, wenn auf den Namen des Verblichenen ein Gleichklang mit den Haaren herbeigezogen wird. Man höre z. B.:

„Ich Johannes Juen
Bitte dich, mein lieber Gott, recht schuen (schön),
Laß mich in Himmel ein,
Wie ich auch würde thuen,
Wenn ich wär' Gott allein
Und du Johannes Juen."

So ist wörtlich zu lesen auf einem Grabkreuze des Landecker Kirchhofes. Der Spruch hat übrigens einen Doppelgänger, denn auch zu St. Gilgen lautet eine Grabschrift sehr ähnlich. Sie bezeichnet die Ruhestätte jener Persönlichkeit, welche bei Lebzeiten den Frachtenverkehr zwischen St. Gilgen und Salzburg vermittelte, folgendermaßen:

„Hier ruht in Gott
Der Verstorbene St. Gilgner Both.
Sei ihm gnädig, o Herr,
So wie Er's auch wär
Wenn er wär Gott
Und du der St. Gilgner Both."

Ob sich hier zwei schöne Dichterseelen gefunden haben oder ob ein Plagiat vorliegt, ob Landeck oder St. Gilgen das Original besitzt, das wage ich nicht zu entscheiden. Fahren wir lieber weiter in unserer Anthologie fort.

„Ach, ach, ach, hier liegt der Herr von Zach,
Er war geboren am Bodensee
Und ist gestorben an Bauchweh."

Diese rührende Klage steht auf einem Todtenkreuze zu Vomp. Ebenso unglaublich klingt folgendes Epitaph, das aber dennoch Thatsache ist:

„Hier ruht mein Weib Anne
Bei Lebzeit hat sie die Küchel verbrannt in der Pfanne,

Sie lebte in Tugend und Zucht
Und starb plötzlich an der Wassersucht."

oder:

„Hier ruht die Anna Feilmoser
Sie hat in ihrem Leben lassen
Viel Altar und Kreuzweg fassen,
Gestorben ist sie im Augustus,
Gelobt sei Jesus Christus."

Letztere Aufschrift befindet sich zu Lienz. Im Brixner Kirchhof heißt es einmal:

„Im Leben roth wie Zinnober,
Im Tod wie Kreide so bleich,
Gestorben am 17. Oktober,
Am 19. war die Leich."

Gelungen ist auch nachstehende Grabschrift eines Lehrers und Organisten:

„Hier liegt Andreas Krug,
Der Kinder, Weib und Orgel schlug."

Eine kürzere und „schlagendere" Darstellung des Lebens und Wirkens dürfte die geübteste Feder kaum zu Stande bringen. Nicht so klar wollte mir der Zusammenhang folgender Zeilen einleuchten:

„Hier ruht Herr Tobias Mair
Und seine noch lebende Gattin."

Auch auf den Dornanberger Friedhof erfahren wir eine geheimnißvolle Geschichte. Es wird uns nämlich auf einem Denkmal berichtet:

„Ich war froh und jung an Jahren,
Ahnte meine Stund' noch nicht,
Wußte nicht, daß Essentragen
Mir des Lebens Licht auslischt.
D'rum, o Jugend, sei bereitet,
Denn es gibt hier viel Gefahr,
Ja oft unvermuthet leitet
Uns der Tod hinab ins Grab."

Welcher Art nun aber die schrecklichen Gefahren gewesen sind, denen der Verstorbene beim „Essentragen", d. h. Hinausbringen der Kost für die Feldarbeiter, zum Opfer fiel, das wird unserer Erfindungsgabe auszumalen überlassen.

So könnten wir noch eine Unzahl Verse und Aufschriften zusammenstellen, denn die Friedhöfe sind eine unerschöpfliche Fundgrube derselben. Wer Lust und Liebe hat, mag an einem schönen Sommernachmittage, der ihn aufs Land hinaus gelockt, einen solchen Gottesgarten selbst besuchen; er findet gewiß manches Anziehende in diesen schlichten Geisteserzeugnissen des Volkes, und manches herzliche Lachen dürfte seine Mühe lohnen. Wir schließen mit den Versen, welche ein Pfannhausarbeiter von Hall seiner unbetrauerten Xantippe widmete:

„Hier liegt begrabt mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir zankt,
D'rum, lieber Erlöser, geh' von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir."

Alpine Lesefrüchte.

I. Von Saalfelden über das Steinerne Meer an den Königsee.

Von **Frederika Plunket**.*)

In Saalfelden (wohin die Verfasserin von der Schweiz aus über das Stilfserjoch, Pusterthal, Pfandlscharte, Hall am See gekommen war. Die Red.) wurde das Wetter wunderschön und verlockte uns zu einem Spaziergang außerhalb der Stadt, wo wir uns auf einem umgehauenen Baumstamm niederließen, um uns am Untergange der Sonne zu erfreuen.

Das scheidende Tagesgestirn ergoß den Glanz seiner Strahlen auf das Steinerne Meer, bis, verschönert durch deren Berührung, die starren Felsen im sanften Licht der Abendröthe erglühten. Doch nicht lange währte die erborgte Pracht. Die Schatten der Nacht stahlen sich aus den Schluchten herauf, und, indem sie des Tages letztes Lächeln auf den finstern Steingebilden verwischten, ließen sie diese härter und kälter zurück als zuvor.

Sofort auch kühlte sich die Luft empfindlich ab, wie es gleich nach Sonnenuntergang in wärmeren Breitegraden der Fall zu sein pflegt; und fester in unsere Mäntel gehüllt kehrten wir in die Stadt zurück. Diesmal hieß es: Früh zu Bett und zeitig aus den Federn. Daher überließen wir uns, nachdem wir Kaffee getrunken hatten, der Ruhe.

Der Mond schien noch hell am nächsten Morgen, als wir, unsere Kräfte sammelnd, vor der Thür des Hôtels Abschied nahmen von unserer freundlichen Wirthin, worauf wir geräuschlos unsere Wanderung antraten durch die noch schlafende Stadt.

Wir verließen deren Mauern und richteten unsere Schritte geradaus nach Norden, dem vor uns liegenden Felsenwalle zu, den wir ersteigen wollten.

Ehe jedoch jene Höhen erreicht werden konnten, mußten deren Vorläufer bewältigt werden.

Zuerst nahm uns ein breiter Fahrweg auf, in dichtem, den Fuß des Gebirges bedeckenden Walde. Letzterer mit diesem sich erhebend, lichtet sich an den zerklüfteten Seiten des Berges, bis seine unregelmäßigen Umrisse an den emporstrebenden Felsen, wo die Vegetation aufhört, verschwinden. Bei Saalfelden waren die Bäume schön und gut belaubt, und scharf und dunkel fielen ihre großen Schatten auf den vom Mondlicht hell beleuchteten Weg. Dieser aber wurde schmäler, wir betraten ein waldiges Thal, an dessen Bergwand uns ein enger aber guter Pfad ungefähr eine Stunde rasch weiter brachte. Alsdann

*) Uebersetzung aus dem allerliebst geschriebenen Büchlein der Engländerin Miss Frederica Plunket: „Here and there among the Alps. London 1875" pag. 144—155.

aus dem Thale heraus tretend, wandten wir uns westwärts, quer durch die steilen aber immer noch bewaldeten Schluchten des Gebirges.

Je höher wir stiegen, um so unansehnlicher wurden die Bäume; niedrig, verkrüppelt, wenig belaubt, standen ihre Reihen sehr weit auseinander, zuletzt nur einzelne verkümmerte Stämme, dem Wetter trotzend, wie verlorene Vorposten der unten befindlichen großen Waldmacht, welche oben einen tapfern aber vergeblichen Kampf kämpften mit der Eisregion und den hier hausenden Stürmen.

Das Mondlicht war der Morgendämmerung gewichen, dieser aber übergegangen in hellen Tag, als wir den letzten Baum erreichten und zu gleicher Zeit die duftige Alpentrift, auf welcher der Herdenglocken bewillkommnendes Geläut uns entgegentönte. Mit Vergnügen auch erblickten wir in geringer Entfernung eines Senners Hütte, wo wir Milch und Butter zu erhalten hofften.

Wir hatten vor unserm frühen Aufbruch nur wenig genossen, es war daher die Sorge um das Frühstück für uns nicht ohne Bedeutung.

Trotz des Hungers aber verweilten wir, gefesselt von dem interessanten Anblick einer am Fuße unferner Felsen spärliches Gras abweidenden Gemsenherde. Mit Hülfe des Fernrohrs konnten wir sie deutlich erkennen, und zweiunddreißig Thiere zählten die Führer. Die Jagd in dieser Gegend gehört einem österreichischen Edelmann, der sie sorgsam überwachen läßt. Das Tödten einer Gemse ohne besondere Erlaubniß ist ein Vergehen, das mit Geldbuße und Gefängniß bestraft wird. Es schienen auch die Thiere des Schutzes sich bewußt, denn obgleich wir ihnen, wie sie uns sichtbar waren, ließen sie sich bei ihrem Frühmahl durchaus nicht stören. Ihr Beispiel war für hungrige Leute zur Nachahmung verleitend, wir beeilten uns daher, zur Hütte und zu einem Frühstück zu gelangen.

Außerhalb derselben und auf einem Felsblock wurde dieses uns aufgetragen, und bald waren wir damit ebenso eifrig beschäftigt, wie vorhin die Gemsen, und zwar in Gesellschaft der zur Hütte gehörigen Schweine, welche herbeigekommen waren und uns mit ihren langen Rüsseln beschnupperten und angrunzten, als wollten sie ihr Erstaunen ausdrücken und fragen, wer und wozu seid ihr hier? Wir versuchten mittelst kleiner deutlicher Winke unserer Alpenstöcke ihnen begreiflich zu machen, daß ihr Benehmen zudringlich, ihre Manier eine schlechte sei. In Folge ihrer sprüchwörtlichen Verstocktheit aber konnten oder wollten sie uns nicht verstehen, denn sie ließen nicht ab von uns, so lange wir dort weilten.

Durch das Frühstück gestärkt und ermuthigt, machten wir uns fröhlich auf den Weg nach den Felsen, welche in der Entfernung von einer halben Stunde vor uns lagen und keineswegs einladend aussahen. Sie sind mir übrigens bis zur Stunde räthselhaft geblieben, denn im Ganzen genommen, entpuppten sie sich als ein großartiger Humbug. Bis zuletzt hatten sie ihr schreckliches, dem nahenden Wandrer mit ihren hochaufgethürmten Felsmassen bedrohendes Aussehen bewahrt, und dennoch waren sie weder sehr steil, noch sehr anstrengend, oder sehr bebeschwerlich zu ersteigen. Als wir endlich nach einstündigem Aufwärtsklimmen

oben angelangt waren, glaubten wir kaum unsere Arbeit gethan, diesen Wall, der so unerreichbar geschienen, erreicht zu haben.

Zum ersten Male übersahen wir nun die lange, schneebedeckte Gebirgskette, aus welcher als höchster Punkt der Großglockner emporragt. Und wahrlich, eine eigenthümliche Aussicht bietet dieses, soweit das Auge des Beschauers reicht, sich nach rechts und links erstreckende Gebirge, das mit seinen hoch über die Wolken aufsteigenden Zacken, Kegeln und Spitzen, im anbrechenden Tage erglühend, scharf hervortrat auf der dunkelblauen Ferne. Zwischen diesem Gebirge aber und zwischen dem, auf welchem wir standen, liegt, beide in seiner klaren Fluth abspiegelnd, der kleine und anmuthige Zellersee.

Als wir aber nordwärts unsere Augen richteten, wurde uns ein außerordentlicher Anblick zu Theil. Einige hundert Fuß unter uns sahen wir die weite Ebene, von welcher der ganze Gebirgszug den Namen erhalten hat. In einer von allen Seiten mit dürren und kahlen Felsen umgebenen Einsenkung dehnt sich mehrere Meilen im Umfang und ringsum von starren Felsen umgeben, öd und wüst, das sogenannte Steinerne Meer. Bewegungslos, lautlos, leblos, scheinen dennoch unaufhörlich seine versteinerten Wellen, wie durch einen Zauber, gezwungen gegen die unwirthbaren Ufer zu schlagen. Etwas unaussprechlich Trauriges liegt in diesem Anblick; keine sanften Reflexe beleben die Fläche, kein Farbenwechsel unterbricht das eintönige Grau. Nichts mildert die rauhen Umrisse desselben, nichts verschönt sein ödes Aussehen. Nur wenige verkümmerte Bäume zwängen sich aus den Spalten, in welchen sich etwas Boden gesammelt, hervor; kümmerliches Gras auch sproßt hin und wieder zwischen dem Gestein; aber diese Versuche der schaffenden Natur erfreuen das Auge nicht. Verwitternd und welkend scheint der auf dem Orte ruhende Fluch auch sie berührt und ihr Gedeihen verhindert zu haben. Wie lange besteht diese Wildniß wohl? Wie viele Jahrhunderte mögen vergangen sein, seitdem der zermalmende Gletscher sie in diese Formen gepreßt hat, und dann langsam hinwegschmelzend, seine eisigen Spuren aufdrückte dem harten Gestein, bis dieses ähnlich wurde dem Element, dem es zur Unterlage gedient hatte? Wie lange wird es dauern, ehe grüne Trift und liebliche Alpenblumen verhüllen werden das wüste Gestein?

Seltsame Räthsel bietet hier die steinerne Sphinx, unter uns aber fand sich kein Oedipus, der im Stande gewesen wäre, sie zu lösen.

Der Weg bergab ist steil aber kurz, und unten angelangt, begaben wir uns auf das Steinerne Meer, auf welchem der Uebergang durch in Zwischenräumen errichtete Steinsignale ermöglicht wird. Trotz derselben aber dürfte der Weg bei nebligem Wetter nur schwer zu finden sein. Abgerundet und geglättet durch die Gewalt des Gletschers sind die Felsenwellen äußerst schlüpfrig, es erfordert die größte Vorsicht, das Ausgleiten zu vermeiden. Wie auf dem Eise, findet der Fuß keinen sichern Boden, und wie auf dem Eise, vermag die Axt hier nicht zu helfen. Der Weg ist lang von einem Ufer zum andern und die Sonnenstrahlen, zurückgeworfen von dem harten Gestein, verursachen unerträgliche

Hitze und eben so unerträglichen Durst. Erst auf der andern Seite war Wasser zu haben, noch nie zuvor hatte ich so großes Verlangen danach gehabt. Endlich war die kostbare Quelle erreicht, und wiederholt mußten unsere Gläser gefüllt werden, ehe wir uns befriedigt fühlten.

Von hier aus steigt der Pfad, bis man aus der Versenkung, in der das steinerne Meer liegt, herauskommt, und die zu Bayern gehörige Seite des Bergrückens erreicht ist. Alsdann geht es fortwährend abwärts bis zu den Ufern des Königsees; nicht so abschüssig, wie auf der südlichen Seite, aber länger und zuweilen sehr steil.

Die Aussichten auf dieser Seite des Ueberganges, der zuweilen die Weißbachscharte genannt wird, sind voll Abwechslung und sehr schön. Für eine Höhe von nur 7,462 Fuß Höhe ist der Ueberblick gewiß großartig genug: seine Fernsichten, Felsen und Seelandschaften gehören zu denen ersten Ranges; das Tafelland auf seinem Rücken aber steht einzig da, und bietet eine Szene der Wildheit, wie in den Alpen keine zweite zu finden ist.

Sind Damen bei der Gesellschaft, so muß man einen langen Tag dem Uebergange weihen und möglichst früh aufbrechen. Die Ruhepunkte einbegriffen, brauchten wir dreizehn Stunden, um die Ufer des Königsees zu erreichen; von wo aus wir uns mittelst anderthalbstündiger Fahrt im Kahne nach dem am andern Ende des Sees gelegenen Dorfe gleichen Namens begaben. Das Herbeischaffen eines Bootes verursacht gleichfalls einen Aufenthalt, so daß von Saalfelden bis zu dem Hotel am Königsee fünfzehn bis sechszehn Stunden zu der Partie erforderlich sind. Sie ist anstrengend, sowohl wegen der langen Dauer und wegen des rauhen Weges, als auch wegen der steten Aufmerksamkeit, welche man den Füßen widmen muß, sowohl bei dem Uebergange über das steinerne Meer, als bei dem Herabsteigen vom Gebirge, weil die vom Gletscher gerundeten Felsen überall vorherrschend sind. Doch die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten des Weges belohnen den Reisenden für die ausgestandene Mühe, die Unbequemlichkeiten, wie für den Durst, den man erleiden muß. Wer die Kraft dazu hat, sollte, kommt er in diese Gegend, den Ausflug machen, er ist sogar einen Umweg werth, wenn Zeit und Umstände einen solchen gestatten.

Wir hatten, zum See hinabsteigend, eine in „Ball's Alpenführer" und von Mr. Tukett" befürwortete Abschweifung beabsichtigt, und die Führer versprachen hierauf Rücksicht zu nehmen. Vielleicht aber kannten sie den Weg nicht, oder zogen den gewöhnlichen vor, was wir erst entdeckten, als es zu einer Aenderung desselben zu spät war. Der gewählte indessen zeigte sich so schön, daß wir zur Unzufriedenheit keine Ursache fanden. Der Durchgang durch eine sehr merkwürdige Felsenschlucht, aus welcher ein siebenundsiebzig Stufen enthaltender Pfad, die Saugasse genannt, im Zickzack abwärts führt, ist schon an und für sich sehenswerth. Diese wilde Schlucht bietet, von unten gesehn, einen höchst wunderbaren, der Finsteraarschlucht bei Meiringen ähnlichen Anblick. Es durchfließt sie jedoch kein Strom, auch ist sie breiter, und der Winkel, in dem der

Pfad hinabgeht, von unangenehmer Schärfe. Auf sehr steilem Niedergange ist rauher Boden glattem bei Weitem vorzuziehen, auf welchem bei jedem Schritt die kleinen runden Kiesel unter dem Fuße hinweggleiten, und dieser nirgend einen festen Halt finden kann. Einer unserer Gepäckträger fiel zwei Mal während des Herabsteigens; ich aber fühlte mich sehr erleichtert, als meine Schwester und ich unten, nicht auf unsere Köpfe, wie ich es befürchtet hatte, sondern auf unsere Füßen zu stehen kamen.

Die Saugasse hinter uns, fanden wir den Weg, obgleich noch weit entfernt von der horizontalen, doch auch von der perpendikularen Linie etwas abweichend. Rascher kamen wir daher, wenn auch mit Beschwerde vorwärts, und als das langwierige Hinabsteigen ein Ende hatte, wir am Königsee angelangt waren, freuten wir uns, an seinem grünen Wasser ausruhen zu können, und auch daß unser Tagewerk nicht mehr zu Fuß vollbracht werden sollte.

Einen unserer Gepäckträger hatten wir vorausgeschickt, um von einem nahen Kaffeehause, bei welchem sich auch ein Landungsplatz befand, ein Boot herbeizuschaffen. Wir harrten aber vergebens, wahrscheinlich vertrieb er sich die Zeit mit Rauchen und Trinken. Das Boot kam nicht, und wir sahen uns genöthigt, den zweiten Träger ebenfalls darnach auszuschicken.

Indessen war es spät geworden, und graue Abendschatten senkten sich auf den See und seine hohen Ufer, als der Kahn endlich herbeikam. Sein Anblick erfreute uns aber nicht sehr; es war ein gebrechlich Ding, mit flachem Boden und niedrigem Rande, der, nachdem wir sechs Personen und ein Sack darin Platz gefunden, in gefährliche Nähe des Wassers gerieth. Es schien übrigens kein wirkliches Boot, sondern in der Eile aus einem alten Kasten in ein solches umgeschaffen worden zu sein. Glücklicherweise war der andere Gepäckträger mit den Sachen noch nicht da; seine Last der unsrigen beigefügt, würde unser Fahrzeug sicherlich umgestürzt haben, was zu verhindern wir uns ohnehin sehr ruhig verhalten mußten.

Klar und glatt wie Glas war ringsum das Wasser, und wie in einem durchsichtigen Glase spiegelten sich in seiner Fluth des Sees jäh abstürzende Ufer, und zwar so deutlich und naturgetreu, daß die Linie, wo letzteres den Wasserspiegel berührte, nicht zu unterscheiden war. Es ließ sich unmöglich bestimmen, wo die Wirklichkeit aufhörte, und wo die Spiegelung ihren Anfang nahm. Unmöglich aber ist es auch, den hierdurch hervorgebrachten Eindruck in Worten zu schildern. Unser Kahn schwamm nicht auf dem See, er glitt durch die Luft. Allseitig von wellenförmigen Bergen umgeben, deren Gipfel und Basis zwei Himmeln zustrebten, hatten wir diesen über und unter uns. Etwas weniger Irdisches, etwas Märchenhafteres, als diese Wasserfahrt in der Dämmerstunde auf dem Königsee, kann ich mir nicht denken! Und als endlich die Nacht herabsank und die Umgebung einhüllend den Zauber zerstörte, schien es uns kaum glaublich, daß wir nichts anderes gethan hatten, als in gewöhnlichem Boote gewöhnliches Wasser befahren zu haben.

Sehr zufrieden war ich, als uns die Lichter des Landungsplatzes in Königsee entgegenschimmerten, mehr aber noch, als wir, das gebrechliche Fahrzeug und den geheimnißvollen See verlassend, die an das Land führende Planke betraten, von welcher aus wir uns sofort in das nahe Hôtel begaben. Wir waren unterwegs gewesen von vor Sonnenaufgang bis zur Nacht und demzufolge sehr erschöpft. Drei Gedanken beschäftigten uns jetzt hauptsächlich. Der erste fand seine Erledigung in einem auf unser Zimmer gebrachten, wohl besetzten Tablett. Der zweite betraf zwei weiche, weiße Betten mit Daunenkissen und zurückgeschlagenem Oberbett. Der dritte endete in einem traumlosen Schlafe, welcher die Beschwerden dieses anstrengenden, aber angenehmen Tages beschloß."

Das Kellerjoch bei Schwaz im Unterinnthal in Tirol.

Besteigung und Panorama desselben.

(Nebst lithographischem Panorama.)

Südöstlich vom Markte Schwaz im Innthale erhebt sich die mit einer Kapelle gezierte Spitze des Kellerjochs. —

Die älteren Höhenmessungen verzeichnen für dasselbe die Angaben 7212′ (Thurwieser) und 7362′ (Lippold). Die neueren Messungen weisen eine größere Ziffer auf: Sonklar 7408′ und mit diesem übereinstimmend die Neue Militär-Mappirung mit 2340,94 m. = 1234,68 Klaftern.

Trotz der leichten Besteigbarkeit und günstigen Lage zwischen Inn- und Zillerthal wird dieser schöne Aussichtspunkt von den Alpenfreunden noch immer vernachläßigt. Carl v. Sonklar nennt in seinem Werke: „Die Zillerthaler Alpen" das Kellerjoch „einen durch seine schöne Aussicht berühmten Berggipfel". Dr. Ed. Pan in Prag sucht im III. Bande der Zeitschrift des deutschen Alpen-Vereins S. 112 durch eine kurze Mittheilung über den „Keller" (so wird der Berg kurzweg genannt), die Aufmerksamkeit der Touristen auf diesen Punkt zu lenken. In „Amthor's Tirolerführer", der sich in so vielen Händen befindet, wird die Aussicht vom Kellerjoch „eine der schönsten Nordtirols" genannt und allen „Bergwanderern auf das Wärmste empfohlen". Und doch sind nur Wenige diesem Rathe gefolgt. —

Das Kellerjoch gehört zur Gruppe der Zillerthaler Alpen und ist die letzte bedeutendere Erhebung des Gilfertskamms, der sich am Dreispitz (8173′) vom Rastkogelkamm abzweigt. Der Gilfertskamm hat nach Sonklar eine Länge von 2 geographischen Meilen. Seine mittlere Kammhöhe beträgt 7280′. —

Nicht bald bietet ein Berg eine solche Abwechslung von An- und Abstiegslinien wie der „Keller", sowol vom Zillerthal als Innthal aus. Wir führen dieselben hier auf:

1) Von Uderns gelangt man über den Pangratzenberg (853 m.) und durch das Finsingthal zur Alpe Gart (Niederleger 1564 m., Hochleger 1921 m.) und von dort zur Spitze (das Finsingthal nimmt seinen Anfang am Roßberg, 8124′ Sonklar. Seine Länge beträgt 2 Meilen).

2) Von Fügen über die Tiols-Alpe (1900 m.), bereits von Dr. Ed. Pan geschildert.

3) Von Fügen über den Fügnerberg (961 m.) zur Arzjoch-Kapelle (1669 m.), hübscher Blick in das Zillerthal, gegen Stumm, Reichenspitz, Zillerthaler Gletscher; von dort in das Oechselthal und zu der Alpe Ulpe oder Kaunz. (1493 m.)

4) Von Schlitters durch das Oechselthal (hübscher Wasserfall des Oechselbaches) ebenfalls zur Kaunz-Alpe.

5) Von Straß über die Brettfall-Kapelle zu den Berghöfen „am Raffel“ (933 m.) und über die große Halde und den Ringenwechsel (1077 m.).

6) Von St. Margarethen über das hübsche Mittelgebirge Galzein (950 m.), sowie über die Höfe von Troi in das Oechselthal ꝛc. (wie oben).

7) Von Schwaz führen vier Wege zur Spitze. Der bequemste und schönste über die Falkensteinhalden auf das Kogelmoos (1136 m.), 2 Stunden. (Prachtvolle Fernsicht über das Innthal von Kufstein bis Innsbruck, Kaisergebirge, nördliche Kalkalpen und Stubaier Gletscher.) Hat man die Schutthalden des einst so silberreichen Bergbaues am Falkenstein überschritten, so gelangt man zu einer Rastbank. Der Platz heißt: „Am Stier“ (900 m.). An dieser Stelle soll der Sage nach im Jahre 1409 durch einen Stier der Bergbau entdeckt worden sein. Grafen von Brandis „immergrünendes Ehren-Kränzlein des Tirolischen Adlers“ erzählt darüber (S. 204, II. Theil) wörtlich: „Der erste Auffschlag deß Falkenstain bey Schwatz, geschah an. 1409. Folgents haben sich auch andere grueber nach, vnd nach, vnd thails wunderlich entdeckt, als der Stierbau genannt, weilen dieselbe durch einen Stier aufkommen, der mit seinen Hörnern den Wasen aufgestossen, vnd darmit das allerschönste Glaß-Artzt entbleſt.“ Ueberhaupt spielten, wie es scheint, Stiere und Kühe eine große Rolle bei Entdeckung dieses Bergbaues, denn gleich darauf heißt es weiter: „Ein andere Grueben haist zur Margreth Randlerin, in dem ein Dienstmagd beym Randlguet in Hüetung der Khüee denselben Artztgang angetroffen, u. s. w.“ Schade, daß unseren jetzigen Kühen diese höchst schätzbare Entdeckungsgabe nicht geblieben ist!

Vom Kogelmoos führt ein sehr schöner Weg wenig steil zum Schwader Eisenstein (1 St.). Von hier gelangt man auf das Sammjoch, 1701 m. (hübsche Fernsicht auf die nördlichen Kalkalpen, Kaisergebirge, Loferer Steinberge, Reichenspitz u. s. w.), und zum Ulpner Trögl (frisches Wasser + 3° R.). Nach kurzer Zeit erreicht man den Ulpenstand (unter sich die Broxenalpe; Ansicht des Innthales, Stubaiergletscher) und ein schmaler Steig leitet zum Schönfeld empor (Quelle + 1.75 R.) und von dort in 15 Minuten zur Spitze. — Ein anderer Weg führt vom Schwader Eisenstein rechts zur Schwader

Alpe (1611 m.) und von dort zum Joche. Will man das Schwader Bergwerk nicht berühren, so gelangt man vom Kogelmoos auch direkt zur Schwader Alpe. Man wähle in diesem Falle dort, wo sich drei Wege theilen, den obersten. — Der kürzeste, aber auch steilste Anstieg von Schwaz aus ist über den Zinnberg und die Broxenalpe. Ein rüstiger Geher erreicht die Spitze ohne Aufenthalt in $3^1/_2$ Stunden Bequemer ist der Weg über den Bruderwald und den Arbeser Kogel, 2022.44 m. (schöne Fernsicht auf Kalkalpen, Stubai). Noch angenehmer, aber weiter, ist der über die Nauz-Alpe (Niederleger 1715 m., Hochleger 1838 m.) und das Kreutzjoch (2115 m.).

8) Auch vom Dorfe Pill führt ein Weg über den Pillberg zur Nauz-Alpe. Steigt man zur Alpe nicht empor, sondern verfolgt den sich südöstlich in das Thal (Pillthal) ziehenden Pfad, so gelangt man zum Loas-Sattl (Branntweinhütte), 1744 m., und hinab in's Finsingthal. Wer von hier aus das Kellerjoch besteigen will, der suche zuerst die Höhe des Kimmesser Joches (2258 m.) zu gewinnen. Von dort leitet ein schmales, schlecht gangbares Steiglein nordwestlich zum Kreutzjoch. —

Auf der Spitze des Kellerjochs erhebt sich, wie schon erwähnt, eine kleine Kapelle; dieselbe wurde am 26. Juli 1844 aufgestellt, nachdem das im Jahre 1823 auf der Spitze errichtete Kreuz am 24. August 1843 von einem Blitzstrahl zerschmettert, und die alte kleine Kapelle bereits baufällig geworden war.

Im Monat August, am Sonntage nach St. Bartholomä, wird auf dem Keller jährlich „Kirchtag" gehalten. Schon frühmorgens versammeln sich dort die Sennen der umliegenden Alpen. Oft befinden sich an diesem Tage gegen hundert Personen auf der Spitze. Auch das zarte Geschlecht ist zahlreich vertreten. Nachdem man einige Zeit auf der Spitze verweilt, steigt der größere Theil der Besucher gegen die Loas ab. Dort ist eine provisorische Kegelbahn errichtet, öfter sogar ein ländlicher Schießstand angelegt, und nun überläßt man sich der ungebundensten Heiterkeit.

Aft draht sich das Dienal,
Aft draht sich der Bua,
Aft nimmt er's beim Mieder
Und juchezt dazu.

Manchmal endet in später Stunde die Sache auch mit einem kleinen Faustkampf, denn die Zillerthaler Burschen besitzen gewöhnlich leicht aufregbare Nerven. —

Zuletzt nur noch das Hauptsächlichste der umfassenden Fernsicht, die durch das beiliegende Panorama ja schon genugsam erläutert ist, durch dessen eben so kunstreiche, wie mühevolle Anfertigung sich unser langjähriger geehrter Mitarbeiter, Herr Lergetporer jr. in Schwaz, gewiß ein großes Verdienst erworben hat (die Originalzeichnung ist bei der lithographischen Ausführung auf das Drittel reduzirt).

Vor Allem verdienen die nördlichen Kalkalpen die volle Aufmerksamkeit des Beschauers; zu Füßen das lachende Innthal mit seinen reizenden Mittelgebirgen, reich besetzt mit Städten, Märkten und Dörfern. Weiter östlich schließen sich

die beiden Kaiser, Loferer Steinberge, Watzmann, Steinernes Meer und Uebergossene Alpe an. Näher liegen die Berge des Brixenthales und Allbachs. In langer Reihe folgt nun die Kette der Hohen Tauern (Groß-Glockner und besonders schön der Groß-Venediger) und die Zillerthaler Gruppe. In greifbarer Nähe die Gletscher des Duxerkammes. Gegen Westen die Seitenthäler des Innthales, an die sich die Stubaiergletscher und die Gebirge des Oberinnthales reihen.

Möchten recht viele unserer Leser im bevorstehenden Sommer die so herrliche Spitze besuchen! Die Besteigung wird fortan, namentlich von Schwaz aus, sehr erleichtert sein, da Herr Bergmeister Hans Schneider daselbst so freundlich war, die angenehme Zusicherung zu geben, daß Touristen, namentlich Mitgliedern des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, die sich durch ihre Jahreskarte legitimiren, das Herrenzimmer am Schwader Eisenstein (mit 2 bis 3 Betten zum Uebernachten) zur Verfügung stehe, so daß man die Nacht vor dem letzten Anstiege nicht in einer schmutzigen Alpenhütte zuzubringen nöthig hat und sich dennoch durch Theilung der ganzen Besteigung die Arbeit bedeutend erleichtern kann.

Auch Herr B. Lergetporer jr. in Schwaz war so freundlich, sich zu Rath und Mithülfe bei einer etwaigen Kellerjochbesteigung bereit zu erklären.

Aus unserm Album.

Vom Horste der Adler.*)

Dramatisches Gedicht in einem Akt.

Von **Josef Erler.**

(Als Festspiel zur Geburtsfeier des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich 1875 im k. k. Nationaltheater zu Innsbruck mit großem Erfolge zur Aufführung gelangt.)

Personen:

Der Alpenkönig.
Edelweiß, eine Bergfee.
Toni, Bauernbursche.

Recht der Aufführung vorbehalten.

Ouverture mit Schalmeien und Kuhreigen. Noch vor dem Finale hebt sich der Vorhang. Szene: Eine öde, zackige Felsgegend; nur einzelne Kiefern klammern sich zerstreut an das zerrissene Gestein. Auf einer mit spärlichem Grüne bewachsenen Matte ruht Edelweiß.

*) Zugleich eine poetische Petition um Schutz für das in den Alpen leider der Ausrottung so sehr ausgesetzte Edelweiß.

Edelweiß (sich etwas emporrichtend).

O tönet mir noch fort, ihr wunderholden Klänge,
Die ihr so freundlich mich dem Schlummer habt entrückt,
Der Hirten Lied im Thal, der Jäger Waldgesänge,
Sie sind es, die so oft mein einsam Herz entzückt.
Doch wie — täuscht nicht mein Blick — der rosenfarb'ne Schimmer,
Der allverklärend sich um diese Firnen schmiegt,
Verkündet, daß die Nacht entsunken nun für immer,
Des neuen Tages Pracht vor Phöbus Wagen liegt.

(Sich erhebend.)

Er soll mir nun den Pfad zum Thron des Alten weisen,
Der über Berg und Thal sein mächtig Scepter führt,
Und dessen edlen Sinn der Geister Chöre preisen,
Die er durch Güte nur, nicht mit Gewalt regiert.
Hierher hat gestern mich mein treuer Stern geleitet,
Als plötzlich mich zu früh das Dunkel überfiel,
Doch hab' ich recht auch wohl der Schwestern Rath gedeutet,
So bin ich nahe schon dem heiß ersehnten Ziel.

(Sich umsehend).

Wie ist mir nur? — Ich schau fünf Zacken engverschlungen
Zu einer Krone hier — und die die Mitte hält
Hat zu den Wolken sich im Stolz emporgerungen,
Daß ja kein Erdensohn auf sie den Fuß je stellt.
Dies Berggebilde ward als Zeichen mir gewiesen,
Des Alpenkönigs Sitz muß in der Nähe sein,
Es soll die Zauberform mir nun sein Thor erschließen,
Fehl' ich den dunklen Spruch — läßt er mich nimmer ein.

(Sie löst drei Mal ein Edelweiß aus dem Kranze, den sie in den Locken trägt, und spricht, dasselbe zerpflückend, die Worte):

Eins — dem großen Herrn der Berge,
Gnomenkönig, Fürst der Zwerge;
Zwei — dem Herrscher in den Lüften,
Hoch im Aether, tief in Klüften;
Drei — der Geister höchstem Geist,
Der im Hauch das All umkreist.

(Donnerschlag. Es weicht ein Felsen rechts und man erblickt in einer Grotte den Alpenkönig an einem Marmortische sitzend, das schneeweiße Haupt auf die Hand gestützt.)

Alpenkönig.

Wer bist du, die mich hier in meinem Schlummer störte,
Als er auf kurze Zeit mir meine Sorgen nahm?

Edelweiß.

Ein Kind der Berge, das von deiner Güte hörte
Und Hilfe suchend her zu deinem Sitze kam.

Alpenkönig.

Wer dies von mir begehrt, wird gerne aufgenommen
Und freundlich biet' ich ihm zum Schutze meine Hand,

(Aufblickend.)

Was seh' ich — Edelweiß, sei doppelt mir willkommen,
Du meiner Alpenliebe theures Unterpfand.

Edelweiß.

Ich bin's — bin Edelweiß, die einst vor Allen glänzte
Im schönen Flore, der der Berge Firnen ziert,
Als noch mein wallend Haar im reichen Schmucke kränzte
Die Blume, die mit mir den gleichen Namen führt.
Mit Freuden weiht' ich ihr mein ganzes Jugendleben,
Und wie du es befahlst, zog ich sie sorgsam groß,
Als Teppich wollt' ich sie um alle Felsen weben,
Mit meinen Thränen netzt' ich ihr der Erde Schooß.
Wie keine Mutter noch die Kinder liebgewonnen,
So schloß ich tief ins Herz den weißen Stern mir ein,
Und nahe jener Welt, wo nie das Eis geronnen,
Dort sollt' ein Denkmal es der treuen Liebe sein.
Und Jahre flossen hin — ein Blühen und Vergehen,
Daß neu nach jedem Lenz die Blume mich entzückt,
Da mußte einstmals sie ein Irdischer erspähen,
Der kühn den schönsten Stern aus meiner Hand gepflückt.
Als im Triumphe er die Beute vorgeführet,
Da riß die eitle Gier die Menschen blindlings fort,
Kein Plätzchen gab es mehr, das sie nicht aufgespüret,
Wir mußten weinend flieh'n, verfolgt von Ort zu Ort.
Zum Horst der Adler hoch, wo kaum die Gemsen weiden,
Zog mit den Meinen ich mich duldend nun zurück,
Dort in der Einsamkeit lebt' ich den süßen Freuden
Der treuen Pflege gern und pries mein neu Geschick.
Wie kurz ward — ach — mein Glück, den Menschen zu entrinnen,
Die vom erstrebten Ziel der grause Tod nicht schreckt,
In Nebel müßte man vor ihrem Blick zerrinnen,
Der die Verfolger dann mit tiefem Dunkel deckt.
Mir ward dies nicht vergönnt, — wo noch kein Tritt erklungen,
Wohl mancher jetzt vom Thal' voll kecken Muthes stieg,
Verzweifelnd hab' ich da auf Sein und Tod gerungen,
Lag er zerschmettert auch — erfolglos blieb der Sieg.
Ach, mich vertrieben sie, wo immer sie mich trafen,
Mein trautes Heim ward bald vernichtet und zerrauft,
Und meine Pfleglinge gefesselt dann als Sklaven
Ins dumpfe Thal entführt, geknechtet und verkauft.
Bald wird das Edelweiß kein Sterblicher mehr kennen,
Der Alpen schönster Stern naht sich dem Untergang,
Kaum wird die Sage wohl noch meinen Namen nennen,
Und keinen Dichter mehr begeistr' ich zum Gesang.
Soll der Vernichtung ich nun so entgegengehen
Und qualvoll enden hier vor deinem mächt'gen Thron?
O großer König — nein — dies läßt du nicht geschehen,
Nicht Strafe giebst du ja getreuem Dienst zum Lohn.

(Sich niederwerfend.)

Sieh' mich im Staube hier — beschwörend auf den Knieen
Um deine Hilfe dich, die mir die Kraft verleiht,
Auch künftig treulich dir die Deinen großzuziehen,
Nicht Güte wär dein Schutz — er ist Gerechtigkeit!

Alpenkönig.

Steh' auf, mein theures Kind, und trockne deine Thränen,
Verborgen blieb mir nicht dein trauriges Geschick,
Du darfst dich nicht so ganz von mir verlassen wähnen,
Nie kehrt man ohne Trost von meinem Thron zurück.
Du hast mir treu gedient, — stets werd' ich dir's gedenken,
Stehst du auch fern' vom Ziel, so war's nicht deine Schuld,
Gern' will ich meine Kraft nun deinem Streben schenken,
Nur Muth, du holdes Kind, — es schützt dich meine Huld.
Den Alpenkönig kann kein Sterblicher bestehen,
Vereint in meiner Hand sind Feuer, Wasser, Luft,
Und wagt ein Frevler sich am Meinen zu vergehen,
Stürz' ich erbarmungslos ihn in die tiefste Kluft. —
— Ha — sieh' den Burschen dort die Felsen kühn ersteigen,
Weh' ihm, wenn er auch nur im Sinn' nach dir begehrt,
So will ich aller Welt zur steten Warnung zeigen,
Wie frechen Räubern hier der Alpenkönig wehrt.
Hoch aus den Lüften müßt ihr Nebel niederschweben,
Zu hüllen freundlich uns in euren Schleier ein,
So hat es die Natur bestimmt dem Geisterleben:
Allsehend dürfen wir — nicht Allen sichtbar sein.

(Es senkt sich ein Nebel über die Grotte herab, der den Alpenkönig und Edelweiß den Blicken entzieht.)

Toni (erhitzt und sichtlich ermüdet, klimmt die Felsen empor).

Nun — meiner Treu, ein Weg, den ich nicht bald gegangen,
Durch Strauchwerk und Geklüft, daß man's kaum glauben soll,
Und all das einzig nur, ein Blümchen zu erlangen,
Von dem vor alter Zeit einst Berg und Thal noch voll.
Doch stirbt's auch jetzt bald aus — im Werth ist es gestiegen,
Umsonst schickt nicht nach ihm der Ahn' mich heut soweit,
Und hab' ich recht gehört, muß hier das Plätzchen liegen, —
Juchhe! — dort seh' ich's ja — es war wahrhaftig Zeit! —
Frisch auf, ihr Glieder, noch zwei Sprünge — so — herüben
Sind glücklich angelangt wir am ersehnten Ziel.
Freut euch, ihr Sternlein, jetzt — mein Recht will ich hier üben,
All, was ich schau, ist mein — und sei es noch so viel.

(Er kniet nieder, um Edelweiß zu pflücken.)

Das erste, das ich froh aus euch zu mir genommen,
Hoch prang' es auf dem Hut und künde meinen Sieg,
Das zweite soll zum Gruß mein Moidele bekommen
Für ihren herz'gen Kuß, als ich zu Berge stieg.
Die andern — ha — was ist mir in den Leib gefahren
Und welch ein Schauer, der so jäh mich überkam? —
Ihr Hände eisigkalt — hinweg aus meinen Haaren —
Entsetzlich — o mein Gott — sind mir die Arme lahm?!
Ha — ist dies Wirklichkeit — kein Glied kann ich mehr regen,
Ein Zauber, unsichtbar, schloß mich hier schrecklich ein, —
Der Berge großer Geist, kann dich kein Fleh'n bewegen,
Muß ich hier untergeh'n, gefesselt an's Gestein?!

(Donnerschlag. Der Nebel hebt sich und der Alpenkönig wird mit Edelweiß in der Grotte sichtbar.)

Alpenkönig (vortretend).

Ha — kecker Räuber du, — du wagtest einzudringen
Im Tempel der Natur, verachtend meine Hut?
Doch nimmermehr soll dir das freche Werk gelingen,
Die Strafe faßt dich jetzt für deinen Frevelmuth.
Zerschmettert lägst du schon, wenn nicht für dich gebeten
Das holde Engelsbild, das du so tief gekränkt,
Doch jetzt gesteh', weshalb du räuberisch betreten
Mein freies Reich und Leid in manches Herz gesenkt? —

Toni.

O großer Geist, ich schwör's — nie wollt' ich dich berauben
Auch eines Gräsleins nur, — und wenn ich's heute that,
Wahrhaftig so geschah es nur im guten Glauben,
Daß es kein Unrecht sei — und weil mein Ahn' mich bat.

Alpenkönig.

Ach ja — ich kenne das, um Münze euch zu schlagen
Aus meinen Blumen — schleppt ihr sie zum Markte hin.

Toni.

O König, solcher That darfst du mich nimmer klagen,
Ein echter Alpensohn trägt nie so nieder'n Sinn.
Es ist ein and'rer Grund, der mich heraufgetrieben,
Es feiert heut ein Fest der schönsten Art das Land,
Den Kaiser ehrend, den sie alle feurig lieben,
Da sie zum Heile führt stets gütig seine Hand.
Mit frohem Herzen zeigt an solchen Ehrentagen
Ein Jeder dankbar sich, wie es ihm gönnt sein Stand,
Und da wir nun zu arm, um Größ'res beizutragen,
Mein Ahn' mit Edelweiß Sein Bildniß stets umwand.
Und wir um ihn geschaart — wir flehen auf den Knieen
Zum Himmel, daß auf Ihn er allen Segen streu',
Daß viele Jahre noch, wie Ihm bisher verliehen,
Er Seinem Reich ein Hort, den Völkern Vater sei. —
— O Gott — wie ist mir nur — war ich nicht festgebunden
Vom Zauber kurz zuvor an dieses Felsgestein?
Ja, während ich jetzt sprach, ist plötzlich er entschwunden,
Und neue Kraft fließt mir in meine Glieder ein!

Alpenkönig.

Du bist erlöst, mein Sohn, was du heut' unternommen,
Kein Frevel ist es — nein — es bleibt die schönste That.
(Ihm die Hand reichend.)
Mein Reich steht offen dir, du bist mir stets willkommen,
Auf meinen Schutz vertrau', wenn dir Gefahr einst naht.
Sein Name tönt auch hoch in meinem freien Lande,
In dem Er weilend schon manch schöne Stunde fand.
Mit Habsburg ist mein Reich von je durch treue Bande
Verknüpft, die ehern längst des Volkes Liebe wand.
Ein Fürst, der sich gleich Ihm dem Schönen nur ergeben,
Erschließt sein Herz auch ganz der Liebe zur Natur.

In Berg und Thal — ja selbst, wo hoch die Adler schweben,
Da zeigt allüberall sich Seiner Güte Spur.
Was Er für's Alpenland geschaffen und gegeben,
Stets sah ich freudig es und sagte: Es ist gut;
Mag Er auf Seiner Bahn nur muthig vorwärts streben,
Es nimmt der Himmel selbst Ihn ja in seine Hut.

Edelweiß.

Gilt es dein Kaiserbild, du wackrer Bursch, zu schmücken,
So steht auch meine Hand gewiß stets offen dir,
Dafür darfst du nach Wunsch dir alle Blumen pflücken,
Die einst zur Pfleg' vertraut der Alpenkönig mir.
Wer jener Thaten all, die Seinen Ruhm verkünden,
Sich würdig preisen darf mit so bescheidnem Sinn,
Vor dem muß in ein Nichts die and're Schöpfung schwinden
Und tief sich beugen selbst der Berge Königin.
Den Sternenkranz lös ich nun selbst aus meinem Haare,
Der Tugenden Symbol, die Seine Bahn geziert,
Und nieder leg ich ihn mit Stolz auf dem Altare,
Den edle Dankbarkeit des Volks ihm aufgeführt.

Alpenkönig.

Dies Schauspiel wunderbar — ich will es dir gewähren,
Daß weit in alle Welt durch dich die Kunde dringt,
Wie sehr Franz Joseph wir auch in den Alpen ehren,
Und wie Sein Name hoch vom Horst' der Adler klingt!

Tableau:

Prächtige Alpengegend. Zwischen den Felsen das Bild Sr. Majestät des Kaisers als Alpenjäger, von den allegorischen Gestalten der edelsten Alpenblumen umgeben. Edelweiß tritt zum Bilde und hebt zu demselben ihren Kranz empor. Toni ist auf die Kniee gesunken Volkshymne.

Vorfrühling.

„Habt ihr den Frühling schon gesehn?"
Heut' sahn wir ihn im Walde gehn;
Aus blauer Höh' die Sonne schien —
Er streifte durch die Büsche hin;
Wir schnell ihm nach —, er flugs entschwand,
Durch die kahlen Aeste noch blitzt sein Gewand.
Doch wo er geweilt, sprießt junges Moos,
Und Pflänzlein entgrünen der Erde Schooß,
Ein laues Lüftchen weht durch den Tann,
Ein Böglein stimmt sein Liedchen an:
„Er war's, der grüßte zum ersten Mal
Mit leisem Hauch sein liebes Thal:
Nun seid getrost: der Freund ist nah,
Und kommt er wieder, so bleibt er da!"

L. F.

Dichterheimath.

Fremd bin ich euerem Geschlecht!
Wie soll ich euch erkennen?
Philistervolk, du hast kein Recht,
Mich heimathlos zu nennen!

Ob an der Rhone, ob am Rhein,
Ob an der Etsch mir blüh'n die Reben,
Mit gleicher Lust trink' ich den Wein
Und lass' die Freiheit leben!

Auf hohen Bergen ist mir wohl
Und auf den höchsten wohler;
Ich heiße Schweizer in Tirol,
Und in der Schweiz Tiroler.

Wo Alpenrosen blüh'n, mit Lust
Wand ich die duft'gen Kränze
Und hab' oft selber nicht gewußt,
Bei welchem Strauch die Grenze.

Und wenn die Heimath mir vergällt
Das Heer der Splitterrichter,
So ist mein Vaterland die Welt,
Und das genügt dem Dichter.

Balthasar Hunold.

Winterveilchen aus Tirol.

Wenn die Welt erstarrt, wenn des Winters Fluch
Die Berge verhüllt mit dem Leichentuch,
Wenn im Wald verstummt der Vögelein Chor
Und die Quelle die liebliche Sprache verlor,
Das Herz, es müßte verzagen,
Wenn nicht der Erinnerung süßes Glück
Die bangende Seele trüge zurück
In den Traum von glücklichen Tagen.

Wie könnt ich vergessen das blühende Thal,
Vergoldet vom scheidenden Sonnenstrahl,
Und die Alpentochter, die liebliche Fee,
Die mich geleitet am Haldensee
Und durch Wälder und kühlende Schatten.
Wir stiegen hinauf zu den höchsten Höh'n,
Wie schien die Welt so herrlich und schön
Und die duftenden, blumigen Matten!

Erhebe dich, zagendes Menschenkind!
Und lache zum Winter und Frost und Wind!
Die schönste Erinnerung halte fest!
Verlassen ist nur, wer sich selbst verläßt;
D'rum Herz, hör' auf, zu klagen!
Wenn das Feld erstarrt und entblättert der Baum,
So sendet dir Gott einen lieblichen Traum
Aus deinen glückseligen Tagen.

Balthasar Hunold.

Die drei Seen von Obervintschgau.

Schmal ist der Weg bei Reschen und bei Heide
Und gleichwol zieht der Weg im engen Thal
Vorüber an drei Seen von Krystall,
Voll keuschem Reiz und heitrer Augenweide.

Drei kleine Seen lieblich hingegossen,
Der grüne See, der grau' und weiße See,
Ruh'n sie, umragt von Bergen, voll von Schnee,
Seit alter Zeit, drei friedliche Genossen.

Dort wo des Schweizerlandes Firnen glänzen,
Am Eingangsthor in die roman'sche Welt,
Die einer mildern Sonne Strahl erhellt,
Wo Blühn und Welken sich so nah begrenzen,

Dort glänzt ihr Spiegel, still und unbesungen.
Noch brachte kein Poet begeistrungsvoll
Als Opfer seiner Weihegabe Zoll,
Noch ist kein Lied zu ihrem Preis erklungen.

Und nie hat sich ein Maler hingewendet,
Der uns ihr Bild mit farb'gen Stiften schuf
Und im Gemälde ihrer Schönheit Ruf
Nach München oder Düsseldorf gesendet.

Wer hätte auch dazu sich Zeit genommen?
Der Maler, der aus wilder Thalesschlucht
Von Finstermünz den Weg nach Süden sucht,
Deß Zauberbild so lockend schon entglommen,

Wie sollte er an diesen Ufern träumen?
Nur flüchtig gleiten seine Blicke hin,
Denn rastlos treibt ihn schon der Wandersinn
Zu den Orangen und den Mandelbäumen.

Und wer vom Feuerwein des Südens trunken,
Gesättigt von dem reichen Farbenglanz,
Umduftet noch von würz'ger Blumen Kranz,
Stets rückwärts schaut, berauscht und traumversunken,

Und sieht nun diese wilden Felsengrate,
Der blickt mit leisen Schauern fast empor,
Als stände, wie auf Dante's Höllenthor:
Lasciate ogni speranza, voi qu'entrate.

So blieb denn selten nur ein Wandrer stehen
Und trat in einer jener Schenken ein
Und wärmte sich am valtelliner Wein,
Durchfröstelt von der Winde scharfem Wehen.

Dann zog er wieder fürbaß eine Strecke,
Und trug er in sich fromm ein gläubig Herz,
Ging er gewiß ins Kirchlein in der Zerz,
Das dort herabschaut von der Felsenecke.

Und niedersteigend von dem steilen Hügel
Winkt er den Fischern wol um einen Kahn,
Und rief der Berge gute Geister an,
Hingleitend auf dem klaren Wasserspiegel.

Hoch über ihm des Geiers ruhig Flattern,
Tief unter ihm der Fischlein muntre Zucht,
Und ringsum aus den Binsen in der Bucht
Zahlloser wilder Gänse kreischend Schnattern.

Vielleicht dann stieg er aus an den Geländen
Und sah bedauernd, wie der Heuer Schaar
Auf schwindlem Steig, trotzbietend der Gefahr,
Den magern Graswuchs fechst an steilen Wänden.

Auch zu den Männern, die im Rock von Loden,
Nüchtern und arbeitsam, hier seßhaft sind,
Trat er und sah, wie sie in Sturm und Wind
Und ringend mit dem undankbaren Boden,

Der oft ihr Hoffen täuscht, doch heitern Sinnes
Und gottvertrauend hier die Scholle bau'n,
Auch wol als Händler ferne Länder schau'n
Und sich erfreu'n des ärmlichen Gewinnes.

Dann zog er fort auf Nimmerwiedersehen.
Die Seen aber lächeln nach wie vor
Und treiben Wasserlilien empor
Und kräuseln sich im scharfen Windeswehen.

So laßt denn mich zuerst euch Grüße bringen,
Und bis ein Besserer vorüberzieht,
Und eure Reize würdig preist im Lied,
Mag dieses Reimwerk euch zum Ruhme klingen.

Moriz Schleifer.

Der Antlaßritt im Brixenthal.

Das nenn' ich einen Festtag, wie es nur wen'ge giebt! *)
Herbei, wer solcher Feier seltsamen Anblick liebt!
Heut, wo man den Frohnleichnam des Herrn mit Jubel ehrt,
Heut hält das Volk den Umzug durchs Brixenthal zu Pferd.

Da seht und staunt, sie kommen von allen Seiten schon,
Nach Brixen ruft hellklingend sie heil'ger Glockenton,
Die Männer, derb und einfach in altehrwürd'gem Putz, —
Heut sitzen sie zu Rosse, gar ernst voll stolzem Trutz.

Und rückwärts steh'n die Weiber und schau'n in müß'ger Ruh
Dem Prangerzug der Männer neugier'gen Blickes zu;
Sie halten kluger Weise sich ferner dem Gebraus, —
Wie nähm sich auch ein Weiblein auf hohem Rosse aus!?

Schon drängen um die Kirche sich der Versammlung Reihn, —
Von innen rauschen Orgel, Gesang und Litanei'n,
Von außen Roßgewieher, Getrappel und Gestampf,
Und dumpfes Böllerknallen und schwarzer Pulverdampf.

Gebt acht, nun wird's beginnen! Auf's neue Glockenklang,
Und aus der Kirche ziehn sie mit feierndem Gesang,
Vor Allen der Herr Pfarrer mit heiliger Monstranz,
Und um die Fahnen windet sich manch ein Blumenkranz.

Aufs Pferd, ihr Bannerträger, schnell, es verrinnt die Zeit,
Macht hurtig, Ministranten, die Rößlein sind bereit;
— Wer aber hilft Hochwürden auf seinen Gaul hinauf?
Der alte Herr verträgt nicht behenden Rosses Lauf.

Nun ist der Zug geordnet, nun geht es: „Hio, hist!"
Nun schallt es: „Vater unser, der du im Himmel bist!"
Dazwischen halblaut scheltend: „Ist denn die Mähre toll?"
Dann schnell: „Gegrüßet seist du, Maria gnadenvoll!" —

So zieht die Kavalkade das Brixenthal entlang, —
Von allen Kirchenthürmen begrüßt sie Glockenklang,
Die Weiber stehn am Wege und sinken in die Knie,
Der Priester spricht den Segen, leis betend, über sie.

Sie staunen, wie der Bauer so stolz zu Rosse sitzt
Und welch ein edles Feuer ihm heut vom Auge blitzt;
Er und sein Gaul, der prangend heut in Parade zieht,
Es weiß am Ende Keiner, wie ihm dann recht geschieht.

Zu Klausenbach hält endlich der Zug der Rosse still,
Die ländliche Kapelle dort ist der Wallfahrt Ziel,
Darin ist ein Gemälde bedeutsam aufgestellt,
Das dieser Feier Ursprung im Bilde dir erzählt.

Du siehst den Zug wie heute, den Priester hoch zu Roß,
Du siehst hier Fahnen wehen und reis'ger Bauern Troß,

*) Amthor, Tiroler-Führer. S. 45.

Und ihnen gegenüber der Feinde grimme Schaar, —
Nun, eine Schlachtenszene stellt dieses Bildniß dar.

Denn als man sechzehnhundert einst schrieb und vierzig acht*),
Da brach herein voll Raublust ein Theil der Schwedenmacht;
Man weiß, wie sie's getrieben in jener Schreckenszeit,
Als Deutschland lag zerrissen im wilden Glaubensstreit.

Da fuhr der Geist des Herren ins Bauernvolk hinein,
Schnell springen sie zu Rosse und schaaren sich in Reih'n,
Wenn andre Banner mangeln, die Kirchenfahnen wehn,
Ihr Priester hebt die Hände, um Sieg herabzuflehn.

So fiel das Landvolk rächend die schwed'schen Räuber an,
Mit blut'gen Köpfen weisen sie ihnen bald die Bahn;
An Kitzbühel vorüber fliehn sie in bleichem Schreck; —
So floh vor Moses — Moab, — vor Gideon — Amalek.

Um solchen Sieg zu feiern, ward dieses Bild geweiht,
Wird noch der Zug gehalten, ein Denkmal jener Zeit,
Wird noch in der Kapelle der Dank dem Herrn gebracht,
Der dort sein Volk gerettet von wilder Feindesmacht.

Und heut noch singt der Priester die Evangelien dort,
Den Herrn der Heeresschaaren preist er als starken Hort;
Still: — Benedictio Dei —, der Reiter springt vom Roß
Und sinkt anbetend nieder, — descendat super vos.

Et super fruges terrae! — Musikgetön erschallt,
Der Böller kracht, daß donnernd das Echo widerhallt,
Mit seinem Glöcklein klingelt lustig der Ministrant,
Bis sich zum Heimzug wieder die Reiterschaar gewandt.

Das ist die Antlaßfeier zu Pferd im Brixenthal,
Ein reges, muntres Leben durchdringt des Volkes Schwall.
Die That der Väter ehrend, erglüht ihr ganz Gemüth,
Das, eigner Kraft sich freuend, in hellen Funken sprüht.

O wahret diese Feier stets in getreuer Hut,
Sie hob am Passe Strub**) einst des Hirtenvolkes Muth,
Sie wird auch, bricht je wieder so ernste Zeit herein,
Euch frohe Siegsgewißheit und Zuversicht verleihn.

Laßt nur die Feinde kommen, chevaliers de trois visages***),
So harre ihrer rächend ein ähnliches carnage,
Frevel heischt strenge Buße, und Zahlung erst macht quitt,
Dann feiert doppelt freudig ihr euren Antlaßritt!

Moriz Schleifer.

*) Auf dem renovirten Bilde steht unrichtig 1843.
**) am 3. November 1805.
***) So nannten die Franzosen die Bauern hier und in Pinzgau von ihrer Gewohnheit, die Knie bloß zu tragen.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Zur gefälligen Notiz.

Das diesem Heft beigegebene Panorama ist, so weit die vorhandenen überzähligen Exemplare reichen, auch **separat zu beziehen. Preis**: 2 Mark Reichswährung.

Das zweite Heft des Alpenfreundes Band IX 1876 erscheint Ende April d. J.

Gera, 15. März 1876.

Ed. Amthor's Verlag.

Im Verlag von **Eduard Amthor in Gera** (alpine Branche) sind erschienen:

Amthor, Dr. Eduard, **Tiroler-Führer.** Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des Bayerischen Hochlands, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärntens und Italiens. Dritte Auflage. Ausgabe 1876 (mit Nachtrag). 8. Textausgabe in rothem Calico gebunden 4 Mark 50 Pf.; Kunstbeilagen (19 Karten, Panoramen, Stadtpläne ꝛc.) elegant broschirt 4 Mark 50 Pf. — Beide Werke werden separat verkauft.

Amthor, Dr. Eduard, **Bozen und Umgebung.** Ein Führer durch die Stadt und auf kleineren und größeren Ausflügen, für Fremde und Einheimische. Mit Umgebungskarte (1 : 100000) und Stadtplan. 1872. Klein Octav. Cartonnirt 1 Mark 80 Pf., in rothem Calico gebunden 2 Mark.

Amthor, Dr. Eduard, und **Jabornegg,** Markus Freiherr von, **Kärntner-Führer.** 2. Auflage. 1876. 8. (Unter der Presse.) 4 Mark.

Auer, Emil. **Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung.** Eine systematische Anthologie alpiner Poesien (Allgemeines; Bayerisches Hochland, Salzburg und Salzkammergut, Steyermark, Kärnten, Tirol, die Schweiz). 1872. 8. In Prachteinband mit Goldschnitt 6 Mark.

Barth, H. v., **Aus den nördlichen Kalkalpen.** Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontal-Projectionen, nach Originalskizzen des Verfassers. 1874. 8. Cartonnirt 16 Mark.

Herbst-Tage im Berner Oberlande. 1872. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf.

Hofmann's, Karl, **Gesammelte Schriften** alpinen und vermischten Inhalts. Herausgegeben von Joh. Stüdl. Groß Octav. 1871. Brochirt 3 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Grüße aus Tirol.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Die Saligen.** 1876. 8. Brochirt 1 Mark.

Kurtz, Führer durch die Dolomitgruppen von Enneberg, Sexten, Schluderbach, Ampezzo, Buchenstein ꝛc. 1874. 8. Elegant brochirt 1 Mark 50 Pf.

Moser, Peter, **Aus den Alpen.** Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben. 1874. 8. Elegant brochirt 2 Mark.

Pichler, Adolf, **In Lieb' und Haß.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Pichler, Adolf, **Der Hexenmeister.** 1872. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Pichler, Adolf, **Marksteine.** Erzählende Dichtungen. 1874. 8. Elegant brochirt 3 Mark.

Pichler, Adolf, **Ueber Jahr und Tag.** 1873. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Schneller, Christ., **Eldorado.** Episches Zeitgedicht. 8. 1871. Brochirt 1 Mark.

Schneller, Christ., **Die romanischen Volksmundarten Südtirols.** Band I. 1870. 8. Brochirt 6 Mark.

Zingerle, Gebr., **Kinder- und Hausmärchen aus Tirol.** Zweite Auflage. 1870. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf., cartonnirt 1 Mark 80 Pf.

Zöhrer, Ferd., **Führer durch Oberösterreich und Salzkammergut** (unter der Presse).

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

IX. Band, 2. Heft. Jährlich 1 Band.





DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt

in populären und unterhaltenden Schilderungen aus dem Gesammtgebiet der Alpenwelt und mit praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern herausgegeben von

Dr. Ed. Amthor,

Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer".

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.





Gera
Eduard Amthor.
1876.

Ein Band à 6 Hefte à Heft 1 Mark.

Inhalt des zweiten Heftes des neunten Bandes.

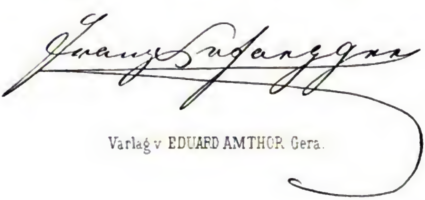
Hierzu zwei Kunstbeilagen in Schwarzdruck:

Der Faaker-See in Kärnten.

Portrait Franz Defregger's.

(Die dazu gehörige Biographie des berühmten tiroler Malers folgt in einem der nächsten Hefte.)





Verlag v. EDUARD AMTHOR Gera.

Ein Herbst in Südtirol.

Von **Adalbert Zöhnle.**

II. Eppan.*)

Weinberge, Weinberge! jubelt der entzückte Nordländer, wenn ihn zum ersten Male die Eisenbahn aus den Schluchten des Eisak dem prächtigen Kessel von Bozen entgegenführt; er kann sich nicht satt sehen an der Menge der Rebenpflanzungen, an dem Anblick der ihm bisher fremden südlichen Gewächse; er pilgert im Schweiße seines Angesichts zu den Burgen und Stätten, die ihm sein rotheingebundener Mentor als sehenswerth bezeichnet — doch endlich ermattet sein Schritt; zwischen den sonneverbrannten Weinbergmauern lustwandeln ist kein ergötzlich Tagewerk. Was soll ihm die Pracht der Landschaft, die in Bozen, kaum einem andern Theile Tirols nachstehend, sich aufschließt; was soll ihm der herrlich blauende Himmel, der Tag für Tag über den Gefilden sich ausspannt, wenn Geist und Körper verschmachten in der Sonnengluth, die den Bozener Boden versengt! Dem nach Kühle und Schatten Schmachtenden bieten die grünen Matten und Wälder des Ritten, die schauerlich schönen Engen des Sarn- und Eggen-Thales willkommene Zuflucht; allein die ersehnten Weinberge vermögen sie ihm nicht zu bieten. Aber über der Etsch dort, wo dem steil aufragenden Mendelgebirge ein ausgedehntes, mannichfach gegliedertes Hügelland vorliegt, aus dem manch hellblinkende Ortschaft heruntergrüßt, sollte nicht auch dort dem Bozen flüchtenden Fremdlingen ein liebliches Asyl sich öffnen!

Es gilt den Versuch! In zwei bis drei Stunden sind wir in St. Michael, dem Hauptorte auf dem Plateau der Ueberetsch.

Weinberge umgeben uns ringsum; aber doch herrscht nicht die drückende Hitze, die uns aus dem Bozener Paradiese verscheuchte; wir befinden uns ja in freierer Lage, bereits ca. 150 Meter über der Thalsohle, und schon vom frühen Nachmittage an gewährt der nach Westen vorliegende Mendelrücken erquickenden

*) Nr. I siehe Alpenfreund Bd. VIII, S. 129 ff.

Schatten. Ein entzückender Anblick wird uns zu Theil, wenn wir eine der leicht zugänglichen Anhöhen besuchen, etwa die Gleif, den St. Michael um mehrere hundert Fuß überragenden Kalvarienberg (548 m.). Unabsehbar ist Weinberg an Weinberg gereiht, bald auf breiter Fläche in Lauben gepflanzt, bald wiederum Stock an Stock an der Berglehne hinabsteigend; Maisfelder sind dazwischen gesäet; Maulbeerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten, Mandeln, Kastanien unterbrechen da und dort die dunklen, schon herbstlich gerötheten Weinpflanzungen; alles ist so enge an und in einander gebaut, daß man denkt, es müsse eines das andere ersticken, und doch grünt und gedeiht alles von der südlichen Sonne gereift. Ausgedehnte Ortschaften, um ihre Kirche geschaarte Dörfer, stattliche Edelsitze und Ruinen, von einstiger Herrlichkeit zeugend, heben sich im bunten Wechsel aus dem umgebenden Weinland. Uns im Rücken steigt schroff die kahle Bergwand empor; vor uns senkt sich die weinprangende Höhe, stellenweise steil und waldumrandet, hinab zum üppigen belebten Thale der Etsch, in dem der sonnenbeschienene Vorort Südtirols, Bozen, gebettet liegt, von einem Kranze burggeschmückter Porphyrberge umfangen, von den zierlichen Zacken und Zähnen der Dolomiten überragt. Es ist ein herrliches, weitumfassendes Bild! Und erst gar wenn der Abend heranzieht; wenn über das nähere Vorland schon die Dämmerung sich breitet, während in der Tiefe unten die Landschaft noch im goldigen, farbengetränkten Sonnenglanze blinkt. Allmählich verlängern sich die abendlichen Schatten; das Licht des Tages, von seinem nächtigen Gegner aus Stellung um Stellung gedrängt, weicht immer weiter an den jenseitigen Berghöhen zurück; nur noch die höchstgelegenen Ortschaften, Aldein und Weißenstein, schimmern die letzten Sonnengrüße wieder. Schon ist der Nacht Herrscherin im Thale; aber noch einmal zeigt der weichende Sonnengott seine Macht; im feurigen Roth erglüh'n die Gipfel des Schlern, Latemar, Weißhorn, getroffen von der Wunderkraft seiner Pfeile. Ein Augenblick und alles ist verglommen; in geisterhafter Größe ragen die erbleichten Felsengipfel dem nächtlichen Himmel entgegen; über der Tiefe herrscht das Nah und Fern ausgleichende Dunkel. Solch ein Anblick gehört zu den großartigsten, welche die Natur dem Beschauer gewährt! In den nördlichen Bergen gönnt sie uns nur selten den Genuß des Alpenglühens; hier bringt fast jeder Herbstabend das farbenprächtige Schauspiel, das uns immer auf's neue entzückt. So manchen Abend habe ich vom Gipfel der Gleif herabgeschaut und wurde nicht müde, die Herrlichkeit der Umgegend, das wechselnde Spiel des Lichtes zu bewundern, bis mich die volle Nacht umgab und St. Michaels Lichter zur Rückkehr mir winkten!

St. Michael im Eppan, auch kurzweg Eppan genannt, 410 m. über dem Meere gelegen, stellt sich uns als eine langgestreckte, freundliche Ortschaft dar, die an die Abhänge des Mendelgebirges sich anlehnend, im Halbkreis von Burgen und Schlössern umgeben, sowol durch die Gunst ihrer Lage als auch durch eine größere Regsamkeit des Verkehrs das umliegende Weinland beherrscht. Zur Gemeinde Eppan gehören, außer zahlreichen Edelsitzen und Ruinen, vier

Dörfer und sechs Weiler, welche in ca. 500 Häusern 4600 Einwohner beherbergen; St. Michael selbst zählt 2140 Einwohner. Ein Dorf wie andere deutsche Bauerndörfer ist es nicht. Diese alten, steingemauerten, stattlichen Häuser mit ihren eigenthümlichen Erkern und Doppelfenstern, mit den mächtigen, oft wappengeschmückten Thorbögen, mit Freitreppen, Säulen und Bögen, diese Häuser, geeignet das Auge des motivesuchenden Künstlers zu entzücken, scheinen nicht dazu angethan, den Sitz eines Landmannes zu bilden, Scheunen und Viehställe zu beherbergen. Viel eher, meinen wir, müßten da drinnen große, kühle Säle sich aufthun, in denen muntere Lieder klingen, und fleißig der Humpen kreist voll des herrlichen Nasses, das ringsum erzeugt wird. Doch erstaunt stehen wir dann wieder stille; lange Risse klaffen uns aus mancher Mauer entgegen, ärmlich gekleidete Kinder spielen im Hausgang, und der Herr des Hauses, in dem wir mindestens einen behäbigen Landedelmann vermuthet, stellt sich als ein pfeifenschmauchender Taglöhner heraus, der für seine Familie, seine Gais und seine Paar Yhren Wein hier eine ausreichende Unterkunft gefunden.

Vorbei sind lange die Zeiten, wo hier frohe Feste gefeiert wurden, und der rege Verkehr reicher Umwohner die ganze Gegend belebte. Die meisten der Ansitze im Eppan theilen eben heutzutage das Schicksal, dem ganz Südtirol anheimgefallen ist. Unthätiger Uebergenuß und trotziger Uebermuth mögen den Verfall manches Geschlechtes herbeigeführt haben, aber neben diesem Grunde, den Staffler mit ernsten Mahner-Worten anführt, haben wol noch andere tieferliegende Ursachen gewaltet, die das herrliche Etschland mit seinen sang- und sagenreichen Burgen dem kulturlichen Niedergange preisgaben. Einst, so bezeugt uns das Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene Volksepos vom Rosengarten zu Worms, vermochte sich das von den Ostgothen theilweise besiedelte, durch den regen Wechselverkehr der von Alters ansässigen Romanen und der neu vordringenden Germanen belebte Thal der Etsch an Glanz seiner Werke und Kraft seiner Recken mit dem Rheinlande erfolgreich zu messen; einst, und zwar bis weit herein in die neuere Zeit, ging ein beträchtlicher Theil des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Italien, Europa und Asien an der Etsch entlang durch die Alpen; Südtirol war damals ein wichtiges Mittelglied zwischen Italien, dessen bedeutendste Kunst und Geistesschöpfungen dieser Periode angehören, und Deutschland, das die besten und edelsten seiner Kräfte hinabstreben sah nach dem sagenhaften, berückenden Süden. Der Völkerverkehr hat jetzt andere Bahnen eingeschlagen, das Hauptleben der Gegenwart pulsirt in großen, leicht zugänglichen Mittelpunkten; an der Peripherie, in der abgelegenen Pracht der Berge haben Handel und Verkehr wenig zu suchen; nicht einmal mehr der derbe Fuhrmann mit seinem mächtigen Lastwagen, mit seinen stattlichen Braunen und dem wachsamen Spitz, nicht einmal mehr der fahrende Student beleben die Landstraßen. Menschen und Güter eilen mit Dampfkraft vorüber, und das einst so viel durchwanderte, reiche Etschthal zeigt fast überall die Spuren von Armuth und Verödung. Kein Wunder also, wenn auch im schönen Eppan die gleichen

Erscheinungen uns entgegentreten, wenn auch hier die zertrümmerden Werke einer glanzreicheren Vorzeit allseitig aus dem Grün der Weinberge sich abheben.

St. Michael selbst birgt eine Reihe einstiger Edelsitze; andere, von denen ein Theil noch das stattliche Ansehen gewahrt hat, liegen in der Umgebung, meist an den Vorbergen des Mendelstockes aufgebaut.

Da ist vor allem im Südwesten Gandegg, ein hübsch gelegenes großes Schloß, in dessen Sälen und Hallen der Maler reiche Ausbeute findet; es ist eines der besterhaltenen in der Umgegend, Besitzthum der Grafen von Khuen, denen auch das nahegelegene, ansehnliche Englar eignet. Da sind ferner im Westen von Eppan die Ueberreste von Gleifheim, Greit, St. Valentin, das düstere Schloß Moos, auch Schulthaus genannt, das liebliche, epheugeschmückte Freudenstein. Mit jeder Wendung des Weges, an jedem hübsch gelegenen Punkte treten uns neue Schlösser und Ansitze entgegen, auch die Neuzeit hat einzelne darunter gemischt, die uns wiedererstehendes Gedeihen des schönen Ländchens hoffen lassen.

Da wo sich im Norden das Plateau von Eppan, mannigfach eingeschnitten, zur Etsch hinabsenkt, liegt der Burgen reiche Zahl. Hocheppan, Boimont, Sigmundskron, das sind berühmte Namen, an die sich eine großartige Vergangenheit schließt. Wer die Geschichte Süd-Tirols im Mittelalter verfolgt, muß immer wieder in Gedanken zu ihnen zurückkehren; wer jetzt nach ihnen forscht, der findet nur noch die klaffenden Mauern. Und wenn wir weitere Umschau halten, wenn wir nach den Edelsitzen von Wendelstein, Angerburg, Lindenhain, Liebenburg, Perkheim, Hohenhaus, Zinnenberg, Aichberg, Platten, Stromburg und anderen fragen, die uns die Ortsgeschichte in der Umgegend von Eppan nennt, so bekommen wir gar oft nur ungenügenden oder enttäuschenden Bescheid.

Vielleicht daß eine oder die andere der zahlreich in den Gewölben Tirols noch ungesichtet lagernden oder achtlos verschleuderten Urkunden uns besseren Aufschluß zu geben vermöchte über die einstigen Inwohner; im Volke sind ihre Geschicke längst vergessen und ihre Herrlichkeit verschollen. Was liegt auch daran? Wissen wir ja doch kaum, welche Völkerschaften in der Reihe der Jahrhunderte hier ansässig gewesen. Daß vor den vom Norden und Süden eindringenden germanischen Stämmen, Bajuwaren und Gothen, die romanische Zunge auch auf dem Boden der Ueberetsch geklungen, das beweisen uns außer den übrigen Quellen der Geschichte, die zahlreichen, lateinischem Stamme entnommenen Ortsnamen, wie Girlan (Cornelianum), Formigar (Formianum), Montiggl (monticulus), Eppan (Appianum) u. a. m. Fragen wir aber nach den Vorfahren dieser Romanen, so begegnen wir einem zeitweise recht lebhaften, aber noch keineswegs ausgetragenen Meinungsunterschiede. Lassen wir die Frage, ob früher Rasener (Etrusker) oder Celten hier gehaust, dem Streite der Gelehrten; in Weinflaschen verwahrt haben jene alten Herren damals ihre Visitenkarten noch

nicht auf den Gipfeln der Berge niedergelegt, auch nicht ihre Namen an die Felsenwände angemalt, wie weiland Kiselack.

Was uns bei unseren harmlosen Herbstwanderungen vor allem bemerkenswerth sein muß, das sind Land und Leute der Jetztzeit. Viel Merkwürdiges kommt nun allerdings nicht zu Tage, wenn wir Eppan durchstreifend die Bevölkerung in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Ein bestimmter charakteristischer Typus in Sitte, Sprache oder Kleidung macht sich nirgends geltend. Die Leute sind in der größeren Mehrzahl dürftig — das Stück Weinland, das fast jede Familie besitzt, ist selten ausgiebig genug, um sie das ganze Jahr durch seinen Ertrag zu nähren — einzelne treiben gewerbliche Beschäftigungen, die meisten verdingen sich als Taglöhner an die größeren Weinherren. Im Vergleich mit anderen Gegenden sind die Löhne niedrig; es mag dies daher kommen, daß das kleine eigene Besitzthum die Leute an die Scholle fesselt und, wenn auch unter weniger günstigen Bedingungen, Arbeit an Ort und Stelle zu suchen nöthigt. Ackerbau und Viehzucht haben im Eppan keinen Boden; die wenigen Alpen des Mendelgebirges werden daher vom jenseitigen Thale, vom Nonsberg aus, betrieben. Der Weinbau erfüllt fast die ganze Thätigkeit der Bewohner, im Weinbau liegt ihr ganzes Hoffen. Und wie trügerisch ist dieses Hoffen! Reif, Hagelschlag, zu große Nässe oder Dürre, und die schönsten Aussichten sind vernichtet. Eine Mure kommt vom Gebirge herab, und der herrlichste Weinberg ist auf Jahre, vielleicht auf immer verwüstet! Daher ist es das Bestreben der wohlhabenderen Weinbauern, an verschiedenen Punkten Besitzungen zu haben; denn während ein Unwetter einen Strich Landes heimsucht, bleibt nicht selten das entferntere Grundstück verschont. Den kleinen Leuten ist selbstverständlich eine derartige Eigenassekuranz nicht möglich. Dazu kommt für sie aber noch ein weiterer Nachtheil. Die geringe Menge Weines, die sie ziehen, trägt es nicht aus, umfassende Vorrichtungen zur Weinbereitung zu beschaffen; was sie zum häuslichen Gebrauche bedürfen, wird in der Regel auf möglichst primitive Art zu Wein verarbeitet; das übrige Praschglet, d. h. der in großen Kufen gesammelte Most, wird an die Weinhändler verkauft und zwar schon im Sommer, lange vor der Lese, wo Quantität und Qualität des Erträgnisses sich noch gar nicht bestimmen lassen, und der Käufer daher um möglichst geringen Preis den Handel abschließt, ein Umstand, den schon Goethe in seiner italienischen Reise bedauert, ohne daß, wie es scheint, seither eine Besserung eingetreten wäre. — So entgeht der Segen des Jahres denjenigen, die sich darum gemüht; nicht minder aber leidet die Güte und Reinheit des Weines bei einer solchen Sachlage; wir meinen einen ächten Kalterer oder Terlaner vor uns zu haben, und eine aus verschiedenen Stoffen zusammengebraute Mischung wird uns kredenzt. Tirol besitzt in seinem Landweine ein seinen Verhältnissen vorzüglich entsprechendes Getränk; statt eines abgestandenen Bieres oder des verderblichen Branntweins treffen wir sogar in der abgelegensten Schenke meist einen ganz erträglichen Trunk. Wie viel Besseres aber würden die Leute uns bieten können, wenn sie,

statt durch alle möglichen Weinpfuscher und Zwischenhändler, gleich am Ursprungsorte selbst ihren Bedarf holten! Allerdings erzeugt selbst die gleiche Gegend sehr verschiedene Sorten. Eine mehr oder minder vorgeschobene Stellung, eine mehr oder weniger südliche Lage, der Bau in der Ebene oder an sanft geneigten Anhöhen, das alles ist vom größten Belang. Der Stöcklwein, der an einzelnen Stöcken auf Abhängen gezogen wird, wird dem auf flachen Boden an Lauben erzeugten (Pergelbau, von pergola Weinlaube) in der Regel vorgezogen. Die weißen Weine von Kaltern, die rothen Sorten von Eppan, Girlan, Tramin erfreuen sich eines hervorragenden Ansehens. Die Reben werden an dem dauerhaften, in Südtirol häufig vorkommenden Holze der Kästen, d. i. Kastanienbäume, aufgezogen, dazwischen pflanzen die armen Leute, um den Boden noch besser auszunützen, Kartoffel, Plente, Mais und andere zu ihrem Hausbedarf nöthige Früchte. — Welche unsägliche Mühe der Weinbau verursacht, das ersehen wir schon aus Virgils ländlichen Schilderungen, und dieselbe Thätigkeit, die der römische Dichter fordert, wird auch jetzt noch in Eppan geübt. Verbesserungen im Weinbau haben sich seit der Römerzeit hier, wie es scheint, wenige ereignet, und auch die Weinbereitung erinnert uns sehr an jene, die wir bei Griechen und Römern geschildert finden. Wenn bei so bewandten Umständen auch die Bevölkerung selbst als eine wenig neuerungssüchtige, den Errungenschaften der Neuzeit keineswegs unbedingt freundliche sich darstellt, wie könnten wir uns wundern! Die Leute der Ueberetsch zeigen manchmal nicht großes Zutrauen zu den fremden Eindringlingen, was ja auch anderer Orten in Tirol vorkommen soll, doch sind sie im Grunde freundlich und gutmüthig; daß sie, gewissermaßen an der deutschen Sprachgrenze befindlich, — denn wenige Stunden von Kaltern überwiegt schon die italienische Sprache — von jener Mode sich fern halten, die ganz Südtirol als italienisches Land proklamiren möchte, gereicht ihnen gewiß nur zum Lobe; allerdings müßten die meisten erst Italienisch lernen, denn bisher herrschten deutsche Sprache und Art im Lande „über der Etsch" entschieden vor.

Wir brauchen uns nicht mit ausländischem Wortschatze zu rüsten, wenn wir das Eppan besuchen. Wenn ein für die Schönheiten der Natur offener Sinn unser Begleiter ist, so werden uns die raschfließenden Herbsttage hier in schönster Weise verstreichen. —

Schon die anfangs beschriebene Gleif lohnt einen Abstecher von Bozen aus. Die unfern gelegenen Eislöcher, die von Vielen so sehr gepriesen werden, möchte ich zwar nicht als Glanzpunkt Eppans bezeichnen, doch ist ihr Besuch immerhin zu empfehlen. Am Schlosse Gandegg vorbei leitet unser Pfad in westlicher Richtung aufwärts, bis die Anfänge des Waldes erreicht sind. Links abbiegend, betreten wir bald darauf die sogenannte Gant, ein wirres Felsengetrümmer, das, wie noch deutlich zu erkennen, von der nahen Bergwand des Matschatsch vor mehreren Jahrhunderten sich ablöste und in einer Ausdehnung von fast einem Kilometer im Gevierte die umliegende Gegend überschüttete. Der ganze Hügel, auf dem wir stehen, ist aus abgestürzten Felsstücken

gebildet, theilweise von Gesträuch überwuchert, theilweise sogar von stattlichen Bäumen besetzt. Ein schmaler, kaum kenntlicher Pfad leitet immer tiefer in die Wildniß, die ihre geborstenen Massen um uns aufthürmt. „Aber wo bleiben die Eislöcher? Dort oben prangt ja ein ganzer Bestand edler Kastanien, vor wenigen Minuten erst haben wir die Reben verlassen!“ — „Husch, husch! wie kalt!“ — „Halt, eine Alpenrose! Alpensträucher die Fülle!“ — „Obacht! daß keines in eine Spalte geräth!“ — Da und dort thut eine Kluft sich auf und eisige Luft strömt aus beträchtlicher Tiefe zu Tage. Das sind die Eislöcher! Im Juli, selbst noch im August, wenn unsern die heiße Sonne Südtirols über den Weinbergen lagert, liegt hier der zu Eis gefrorne Schnee, den der Winter gebracht, im Schatten der Felsen; eine angenehme Kühle, stellenweise eine überraschende Kälte bringt aus den mannigfachen, auch im Herbst noch schneewassergefüllten Klüften hervor und zaubert inmitten der Flora des Südens ein Stückchen Alpenland, wie wir es in solcher Tiefe, kaum 500 m. über dem Meere, in Tirol nicht wieder betreffen. Und wenn wir dann von dem Hauptpunkte der Eislöcher, einer felsüberdeckten Mulde, nur einige Minuten weiter nach Süden vordringen, so beut sich wieder der Blick auf die Weingelände um Oberplanitzing, das wir in einer halben Stunde erreichen können, um von da entweder die Heimkehr nach Eppan oder den weiteren Weg nach Kaltern anzutreten, wohin auch eine direkte Fahrstraße von Eppan aus führt.

Kaltern liegt eine Stunde von Eppan entfernt in mehreren Abtheilungen am Südende des Plateaus, da, wo sich dasselbe zu den Niederungen der Etsch hinabsenkt. Es besteht aus einem Marktflecken, dem eigentlichen Kaltern, und den Dorfschaften Mitterdorf, Oberdorf (St. Nikolaus), St. Anton und Pfuß und gewährt an der halbkreisförmigen, sanftgeneigten Anhöhe angebaut mit seinen weißblinkenden, um mehrere Mittelpunkte gruppirten Häusern einen malerischen Eindruck, besonders wenn man von Süden kommend den grünen, freundlichen Kalterer See zum Vordergrund hat, oder wenn man vom östlich gelegenen Kalvarienberge oder dem hochragenden St. Nikolaus (1782′) aus das ganze Kalterer Gebiet bis zur Etschniederung, bis Neumarkt und Tramin überschaut. Zur Rechten und Linken von grünenden Berghöhen eingerahmt, bietet sich uns da ein liebliches, lebensvolles Bild; und wenn die Gegend von St. Michael durch eine beherrschendere Lage, durch den Schmuck der zahlreichen Schlösser und Edelsitze im Umkreis sich auszeichnet, so bieten Wald, Wasser und Weide, die dort vor der Herrschaft der Weinberge zurückgetreten sind, hier als Vorland und Umrandung dem Auge einen willkommenen Wechsel. Einst war Kaltern bekanntlich durch den Kultus der Maria Mörl ausgezeichnet und besonders in den Jahren 1833 und 1834 von gläubigen Wallfahrern heimgesucht; als es noch keine Louise Lateau, Maria Alacoque gab, da besaß Kaltern bereits seine Maria Mörl — und da sollte mir noch jemand läugnen, daß mein geliebtes Tirol an der Spitze der Civilisation schreitet, weit voraus vor Frankreich und Belgien, die erst in der jüngsten Zeit zu ähnlichen Wundern

gekommen sind. Jetzt ist Kaltern zwar nicht mehr von wundergläubigen Gästen aus nah und fern belebt, gleichwol erfreut es sich eines ziemlich lebhaften Verkehrs. Als Sitz eines Gerichtes ragt es vor den übrigen Ortschaften in der Runde hervor; die größten Weinherren sind hier und in der Umgebung angesessen; zwei Gasthäuser gewähren dem Fremden zuvorkommende und zufriedenstellende Aufnahme. Zum Bezirk Kaltern, der sich über 3¼ Qu.-Meile erstreckt, gehören zwei Marktflecken (Kaltern und Tramin), 14 Dörfer, 20 Weiler, die in zusammen acht Gemeinden gegen 14,000 Einwohner umfassen. Der Marktflecken Kaltern (1332 W. Fuß = 421 m. über dem Meer) zählt ca. 1700, die ganze Gemeinde ca. 3650 Angehörige.

Als sehenswerth ist die hübsche Pfarrkirche und insbesondere auch die Gartenanlagen des dem Baron di Pauli gehörigen Schlosses Windegg zu nennen; man genießt von da einen lieblichen Ueberblick über die Gelände, an denen der milde Kalterer Seewein gedeiht, und auf den See selbst, der so friedlich in seiner grünen Umgebung gebettet liegt. In Kaltern ist das Ende des Sehenswerthen so ziemlich erreicht, die weitere Wanderung gegen Süden, nach dem weinberühmten Tramin, am Westende des Sees vorüber, oder nach den Eisenbahn-Stationen Auer und Neumarkt, wo die deutsche Sprache endet und der welsche Schmutz beginnt, bieten im Vergleich mit dem Vorhergeschauten wenig; ja der Marsch nach Neumarkt, der 3—4 Stunden erfordert und ohne Abwechslung und Aussicht durch ein Gemisch von Sumpf und Weidelandschaften, von Maisfeldern und Weingärten hindurchgeht, ist in der Herbstzeit, wo viele Steige durch Pfandzeichen unliebsam gesperrt sind, oder wenn die austretende Etsch die Niederungen überfluthet hat, nur mit Hindernissen ausführbar. Es empfiehlt sich, mehr vom Norden als vom Süden ins Land der Ueberetsch einzudringen. Von Bozen fährt Morgens und Nachmittags, im Anschlusse an die jeweiligen Eisenbahnzüge, der Stellwagen über St. Pauls, St. Michael nach Kaltern und ebenso von Kaltern in umgekehrter Richtung; mit dem Süden findet eine Fahrverbindung nicht statt.

Auch zur Station Branzoll im Osten des Eppaner Plateaus führen Fußpfade von Kaltern und St. Michael aus. Sie leiten durch das Waldgebiet, welches in beträchtlicher Ausdehnung, vielfach gehoben und gesenkt, das Weinland vom Etschthale scheidet. Die Steige, die da hinabführen, sind steil und unwegsam; besser ist's, wir machen auf halber Wegstrecke Halt, da wo vom Scheiderücken des „Mittelberges" eingefaßt zwei tiefgrüne Seen im Dunkel des Waldes sich bergen. Es sind die Montiggler Seen, von dem naheliegenden Weiler Montiggl so benannt, zwei Musterbilder traulicher Waldeinsamkeit. Nur das Auffliegen eines Wasservogels, den unser Kommen verscheuchte, unterbricht die Stille der Natur, oder der Kahn des Fischers, der manchmal den an Birschlingen und Hechten reichen Seespiegel befährt. Die zackigen Dolomithäupter des Latemar, Jochgrimm, die wir auf unserer Herwanderung vor Augen hatten, haben sich hinter näheren Waldhöhen versteckt, die heißen Weinberge haben schon

geraume Zeit der Waldeskühle Platz gemacht, die trauliche Stille und Frische erwecken in uns den Glauben, wir seien draußen in unserem herrlichen, deutschen Walde, nicht so nahe an Südtirols Grenze, wo an den meisten Berglehnen statt einer Waldbedeckung nur noch sporadisches Gestrüppe von dem ausgebrannten, kahlen Boden sich abhebt. Verschiedene, nicht immer leicht zu findende Pfade führen von Eppan sowol als von Kaltern in einer guten Stunde zum ersteren, größeren See; weniger weiter gegen Nordosten, nur auf engem Waldwege zu erreichen, liegt in stiller Abgelegenheit der zweite See, von welchem aus auch unmittelbar die Rückkehr nach Eppan angetreten werden kann. Doch wir denken nicht so bald daran, uns von dem freundlichen Plätzchen zu trennen. Im Schatten einer Buche lagert sichs vortrefflich. Die sorglich verpackten Vorräthe kommen zu Tage; im bunten Kreise gemischt, genießt sich ein köstliches Mahl. Und dabei erfreut sich das Auge des friedlichen Bildes, der Geist denkt entzückt des bereits genossenen Schönen, und neue Pläne werden entworfen.

Noch haben wir aber das eigentliche Weingebiet Eppans gar nicht heimgesucht. G i r l a n vor allem, wo der gleichnamige, in Tirol weit verbreitete Wein gedeiht, wo der deutsche Wirth „zum Rößl" das Herz eines jeden deutschen Patrioten entzückt! Prangt doch an der Wand seines Hauses der deutsche Kaiser mit seinen Palladinen hoch zu Roß, von dem kunstfertigen Sohne des Besitzers fast in Lebensgröße und mit vielem Geschick abgebildet. Und auch im Innern belehrt uns manch deutsches Helden- und Fürsten-Bild, daß in Tirol unser neues Reich neben seinen schwarzen Gegnern doch auch wackere Freunde zählt, und wenn wir dadurch angeregt, genauer forschen, so wird uns der freudige Eindruck, daß nicht etwa blos ein spekulativer Wirth, sondern auch manch ruhiger Bürger und Bauer die gleiche günstige Gesinnung hegt. Es ist dies ein tröstendes Bewußtsein für jeden, der seine Muttersprache liebt und mit Unfreude bemerkt hat, welch leidenschaftliche Propaganda für die italienische Zunge sich in den letzten Jahrzehnten in Südtirol geltend machte. Die Hochhaltung und Achtung des deutschen Reiches, das Bewußtsein der geistigen Zusammengehörigkeit der beiden mächtigen Nachbarländer kann auch für den Sprachenkampf im tirolischen Süden nicht ohne Einfluß bleiben; denn ein politisch selbstbewußter Stamm prägt auch den anderen seine Sprache, seine Sitten auf; wo das ermunternde Gefühl der Gemeinschaft, der geistigen Macht der eigenen Nation mangelt, da ist bald der unternehmendere Ausländer Meister. Hätte der Schall der deutschen Siege dazu beigetragen, das Nationalgefühl auch des Deutschtirolers anzufachen, es wäre ein zwar weniger hervorleuchtender, nur langsam wirkender, aber gleichwol kein unbedeutender Erfolg der deutschen Waffen; nicht blos im Westen, auch im Süden wäre der Verwelschung gewehrt, die schon nahe genug an die Mauern Bozens und die Höhen der Ueberetsch herangetreten ist. Es ist eine derartige Erwägung nicht Feindschaft gegen die edle italienische Nation, die ja so viele gleiche Interessen mit der deutschen verbinden; es ist nur der Ausdruck deutschen Hochgefühls, das uns mit Nothwendigkeit ergreift, wenn wir an den Ufern der

Etsch, fast Schritt für Schritt, bei jeder Burg, an jeder Stadt den Denkmalen einstiger, durch Deutsche begründeter Blüthe begegnen. Das nur eine Stunde von Girlan, ein und eine halbe Stunde von St. Michael entfernte Sigmundskron, die Krone der Burgen Herzog Sigmunds des Münzreichen, ist uns dafür ein naheliegendes Beispiel. Diese stolz und stark auf etschumbraustem Felsenvorsprunge erbaute, beherrschend über den ganzen Bozener Boden hinwegblickende Veste reicht mit ihrer Geschichte bis ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück, wo die Römer zum Schutze der Brücke des Drusus, die unfern die Etsch überspannte, an der gleichen Stelle die feste Burg Formigar anlegten.*) Im Wechsel der Zeiten wechselten Besitzer und Bestand der Burg, immer aber blieb sie einflußreich in der Geschichte des Landes, hervorragend durch Schönheit der Lage und Pracht ihres Baues; erst seit dem 16. Jahrhundert tritt der allmähliche Verfall ein; die Burg, die einst Fürsten und Bischöfen ein begehrenswerther Sitz schien, dient jetzt nur noch zur Aufbewahrung des Pulvers; die weiten Gelasse sind verödet, zum Theil eingestürzt; die Zugänge haben ihre Wegsamkeit eingebüßt; Schlinggewächse umziehen malerisch das geborstene Gemäuer, das mit seinen Zacken und Sprüngen fast als ein Theil des rothbraunen Porphyrfelsens erscheint, auf dem es sich nahe senkrecht über der Etsch erhebt. Längst schon haben die einstigen Hüter der Burg, die Edlen von Firmian (Formigar, Formianum), sich andere Ansitze gesucht; im Jahre 1473 übergaben die Ritter Niklas und Virgil von Firmian ihren nach und nach zusammengeschmolzenen Besitzstand an Herzog Sigmund, durch dessen bedeutende Neubauten das alte Formianum unter dem heutigen Namen zu neuem, erhöhtem Glanze gedieh; die Edlen von Formian aber leben noch heute in Südtirol, ihr Stammschloß begrüßt uns in Mezzalombardo. Stolz blicken sie auf eine große Vergangenheit, denn sie nennen sich eines der ältesten, wenn nicht das älteste Geschlecht des Landes; schon Anfang des fünften Jahrhunderts weiß die Geschichte von ihnen zu erzählen, bis ins Pusterthal hinein reichte ihre Macht. Es klingt ganz herrlich, wenn wir den heutigen Namensträger Giovanni XXII., Conte di Formiano sich nennen hören, nur leider klingt es — wälsch.

Unfern Sigmundskron, wo der „Katzensteig" vom Plateau der Ueberetsch zu den Etschniederungen hinabführt, erblicken wir schon wieder Bauwerke der Vergangenheit, die ernsten Ruinen Wart und Altenburg und darüber hinaus, am nordöstlichen Absturze der Mendel aufragend, die stattlichen Reste der Burgen von Boimont, Korb, Hocheppan, die alle unsern Besuch herausfordern. Doch sachte, sachte! Zuvor wollen wir uns die nähere Umgebung von St. Michael noch ein Mal beschauen, vor allem das wohlerhaltene, epheuumrankte Schloß Freudenstein, das eine halbe Stunde von unserem Standquartiere entfernt, von Gartenanlagen umgeben, sich zierlich aus dem umliegenden Weinland erhebt. Der weit-

*) Eine anmuthige, auf Sigmundskron bezügliche Schilderung und historische Skizze s. Alpenfreund Band III, S. 25 ff.

reichende Umblick auf das Plateau, auf das Etschland und seine Bergnachbarn in Nord und Ost lassen uns dasselbe als einen Nebenbuhler des oben geschilderten, vielberühmten Kalvarienbergs bezeichnen. Auch Margröllen dürfen wir nicht übersehen, das Muster eines Weingutes. Es gehört unserm leutseligen Wirth Franz Maier zum weißen Rößl in Eppan; mit gerechtem Stolze hat er uns eingeladen, sein Lieblingsbesitzthum zu besuchen. Ja Margröllen! wie du mir vor Augen stehst, im goldigen Sonnenschein, Stock um Stock der herrlichsten Reben, rings um mich und vor mir die duftige Ferne, aus der Bozen und seine Umgebung heraufschimmert. Ein leichtgebautes, geräumiges Sommerhaus erhebt sich am Bergesabhang, benachbart von fruchttragenden Mandelbäumen und Oliven, umgeben von günstig gelegenen Weinbergen. Köstlich munden die Trauben in solcher Umgebung, im traulichen Naturgenuß mit gleichgestimmten Begleitern. Und wenn dann die Zeit der Weinlese da ist, da schallt wohl auch lauterer Jubel, und die Instrumente rufen zum Tanz, Einheimische und Fremde feiern bis zum Dunkel des Abends den Segen des Jahres. Margröllen liegt eine Stunde von Eppan entfernt, wo das Eppaner Plateau sich vielgezackt zur Etsch hinabsenkt. Auf dem Wege dahin durchschreiten wir St. Pauls, mit Eppan und Kaltern zu den größten Ortschaften der Ueberetsch zählend. Eine hübsche, im 14. Jahrhundert im gothischen Style erbaute, vor wenigen Jahren erst restaurirte Kirche ragt mit hohem Thurme weit sichtbar empor und zeichnet St. Pauls vor St. Michael aus, das außer einer kleinen Kapuzinerkirche eine Pfarrkirche besitzt, die wegen Baufälligkeit zum kirchlichen Dienste nicht mehr benützt werden kann. St. Pauls mit seinen 1180 Einwohnern ist ein ganz ansehnliches Dorf; sehenswerth ist der Friedhof mit seinen Arkaden, allenfalls auch der nahegelegne Bloshof, Villa Wickenburg, woselbst vor ein Paar Jahren eine Kolonie von Jesuiten sich angesiedelt hatte, bis sich andere Schauplätze ihrer Thätigkeit auffanden. Jetzt ist die mit hübschem Garten versehene Villa wieder frei und würde wol auch liberalen Menschenkindern zum Aufenthalt, besonders im Winter, bereitwillige Aufnahme gewähren.

An Unterkunftsorten für Fremde fehlt's in Eppan überhaupt nicht; mehrere Privathäuser stellen ihre Räume den Gästen aus Nah und Fern bereitwilligst zur Verfügung; zwei Gasthäuser laden uns in St. Michael zum Besuche und Verweilen ein: das altbekannte Gasthaus „zur Sonne", mit hübschen Fremdenzimmern, Billard- und Leseräumen, das neuerdings erweiterte Gasthaus „zum Rößl", wo Frau Maier mit thätiger Hand in Küche und Metzgerei waltet, und ihr Ehemann in Keller und Weinberg schafft. Wir befinden uns da unter tüchtigen und lieben Leuten, die gerne den Frohsinn ihrer Gäste schauen. Manchmal erhöht auch der Hausherr selbst durch sein Zitherspiel die Lustbarkeit des Abends, und ergötzlich klingt es, wenn er dabei eines seiner selbstgedichteten und in Musik gesetzten Lieder zum Besten gibt, das Kirchfahrtsliedl z. B.:

„O herzliebste Mutter mein,
„Weil es nicht kann anders sein,

Du weißt es ja selbst am besten,
Wie ich am leichtesten bin zum tröſten.
Tag und Nacht nicht schlafen kann —
Weil ich so gern möcht' einen Mann.
O du heiliger St. Sir!
Gib mir an Mann, sonst will i nix —
Wenn ich andre Weiber sich,
Wenn sie so herzinniglich
Scherzen und lachen mit ihrem Mann,
Kommt mir grad das Heirathen an. 2c. 2c.

oder das Franzosenlied:

Deutschland hoch, Deutschland hoch,
Franzosen, marsch ins Loch!
Aus Stolz hab'n sie den Krieg erklärt
Und sind dabei kein Teufel werth:

Deutschland hoch, Deutschland hoch,
Franzosen, marsch in's Loch!
Haben glaubt mit ihren Kugelspritzen
Können sie ganz Deutschland wixen.

Deutschland hoch 2c.
Sie können ja kaum lesen und schreiben
Und nichts als Mitrailleusen treiben.

Deutschland hoch 2c. 2c.

Doch ich darf nicht zuviel ausplaudern; man muß das alles selbst aus dem Munde des leutseligen Mannes hören und daneben ein Gläschen Weines haben, vom Besten, den das Eppan erzeugt, und eine Gesellschaft munterer Gäste, wie sie ein Glücksstern manchmal zusammenführt. Das gibt ein Leben und rasch entschwinden Stunden und Tage!

Wir müssen uns wahrlich in Acht nehmen, daß das freundliche Eppan mit seiner gastgeselligen Aufnahme an uns nicht zum Capua wird, die Thatenlust durch dieses süße, geschäftige Nichtsthun besiegend. Wohlan! lassen wir ein Mal die reizende, üppige Vegetation mit all ihren Annehmlichkeiten hinter uns; der Mendelkamm hat uns lange genug den Blick nach Westen verschlossen, wir wollen doch auch sehen, wie es drüben ist, und von günstigem Standpunkt aus die ganze Umgebung des Etschlandes überschauen.

Der vielgepriesene Monte Roën, die höchste, wenig ins Auge fallende Erhebung des Mendolazuges (6680 W. F. = 2112 m.) gibt uns dazu die beste Gelegenheit.

„Frisch auf, Kameraden, zum Bergstock gegriffen,
„Den Bündel geschnürt und die Eisen geschliffen,
„Nun geht's auf die Berge, die trotzigen Höhen,
„Lebt wohl mir, ihr Lieben, auf Wiedersehen!

„Ob Klippen auch starren, ob Felsen uns dräuen,
„Wir werden nicht wanken, die That nicht bereuen,
„Nur Muth, Kameraden, voran, voran!
„Bald sind wir als Sieger am Ziele der Bahn.

„Schon wird es rings freier, schon leuchtet die Spitze,
„Berggeister, hochthronend auf sonnigem Sitze,
„Sie lösen, uns neckend, in Nebel sich auf, —
„Zum Kampfe mit ihnen! frisch drauf, frisch drauf!

„Hurrah, Kameraden, die That ist gelungen —
„Der Gipfel ist unser, die Geister bezwungen;
„Wir grüßen euch Freunde nun ferne und nah;
„Laut schallt es hinunter: Hurrah, hurrah!

Nun, so gefährlich und schwierig ist unser Unterfangen nicht einmal. In fünf bis sechs Stunden ist der lohnende Gipfel erreicht, und wenn wir etwa am Abende noch das Wirthshaus auf der „Mendel" aufsuchen und am nächsten Morgen bei Zeiten dem Gipfel zustreben, so können wir, selbst bei ausgedehnten Rasten, unser Standquartier zu früher Nachmittagsstunde wieder gewinnen, ohne daß uns die Berggeister etwas anderes angethan haben, als daß sie uns um eine schöne Erinnerung reicher gemacht und mit der Sehnsucht erfüllt haben, bald wieder ihrem Reiche uns nahen zu dürfen.

Man kann die Höhe des Passes, über den ein vielbegangener Saumweg nach Fondo im Nonsberg leitet, entweder von Kaltern oder auf weniger steilem Pfade von St. Michael und St. Pauls aus erreichen. Wir schlagen den uns schon bekannten Weg zu den Eislöchern ein, die aber zur Linken liegen bleiben. Bald betreten wir den Wald, ein ziemlich steiles Steigen auf steinigem Stiege beginnt, doch in Kurzem wird es besser. Zur Linken gibt uns der Felsstock des Matschatsch das Geleite, von dessen leicht erreichbarer Höhe ein weiter Blick über's ganze Gebiet der Ueberetsch und besonders auf die Eislöcher in der Tiefe sich aufthut: zur Rechten bleibt der Hauptzug der Mendel mit dem aussichtreichen Penegal. Mählich geht's in südlicher Richtung aufwärts, im Duft des Cyclamen und theilweise im Schatten erquickenden Laubwaldes. Je höher wir steigen, desto freier wird der Blick, aus der Tiefe winkt das mannigfaltige, reichbelebte Etschland, blinkt der grüne Kalterersee zu uns empor, aus dem Osten grüßen uns die Zacken und Kuppen der nachbarlichen Dolomitstöcke. Es ist das Muster eines Bergpfades, auf dem wir wandern — etwas steinig zwar, doch abwechselnd und aussichtreich! Auf halbem Wege etwa schließt sich der von Kaltern emporführende Steig an, und nach zwei bis drei Stunden ist die Paßhöhe erklommen (1513 m.), das heutige Tagewerk vollbracht.

Die Leute in dem einzelstehenden, von bewohnten Dorfschaften ein bis zwei Stunden entfernten Wirthshause nehmen uns freundlich auf, Küche und Keller sind für mäßige Ansprüche genügend, selbst die Betten bewahrheiten nicht die anfänglich gehegten Befürchtungen. Für 6—8 Personen ist Vorsorge getroffen, wer weiter kommt, muß almerisch übernachten. Auf diese Möglichkeit müssen wir uns allerdings an schönen Tagen gefaßt machen, denn das Mendelwirthshaus ist ein ziemlich besuchter Punkt; das Fremdenbuch, das uns über die Frequenz der Alpenfreunde einigermaßen Aufschluß gibt, zeigt manch bekannten Namen, unter

welchen wir den des vielverbreiteten „Tirolerführers“ sogar mehrmals antreffen. Den Mendelpaß, den Penegal, den Monte Roën finden wir selbstverständlicherweise in einem solchen Hauptleseschatz eines abgelegenen Wirthshauses in prosaischen und poetischen Ergüssen berühmt, und wenn wir die begeisterten Anpreisungen lesen, so ist es leicht begreiflich, daß wir kaum den Morgen erwarten können, der uns all die Herrlichkeiten aufthnen soll. Gespannt blickt das Auge manchmal zum Himmel und möchte aus den Sternen des morgigen Tages Schicksal lesen. Sie funkeln so klar und hell, es heben sich die dunklen Berge im Westen, von einzelnen Nebelstreifen umgaukelt, so scharf vom Horizont ab; was soll das bedeuten? Der schönste Abend kann des morgigen Unheils Bote sein. — Der Morgen graut; der Himmel ist rein, nur die westlichen Berghäupter zeigen wieder jene verrätherischen Nebel. Frisch ans Werk denn! Zum Monte Roën zu Fuß und zu Roß! Im Mendelwirthshaus stehen nämlich ein Paar Saumthiere und sind, wenn sie nicht andere Arbeit ruft, den Bergfahrern zur Verfügung. Das gibt eine herrliche Cavalkade, das störrische Maulthier, das selten einen Reitsattel getragen, und der eigensinnige Esel, der am liebsten an jeder grünen Rasenstelle sich sinnigem Naturgenuß hingäbe. Mit einigem Ziehen von vorne und Schieben von hinten kommt unsere Cavallerie wunderbar schnell vorwärts, in heiterer Abwechslung verstreicht die Zeit. Am östlichen Bergabhang, vorwiegend in südlicher Richtung emporsteigend, meist von Wald oder Buschwerk umgeben, gelangen wir zur unscheinbaren „Romener Alpe“; noch sind kaum zwei Stunden verflossen. Eine weitere Stunde mählichen Anstiegs und die höchste, gras- und edelweißbedeckte, gegen Südost steil abstürzende Kuppe ist erreicht. Eine umfassende Rundschau entzückt uns; zur einen Seite das belebte Bild des Etschthals, zur andern das des dunkleren Nonsberg, dieses von den mannigfach geformten Gruppen der Brenta, Presanella, des Adamello und Ortlergebirges, jenes von den zackigen Dolomiten überragt, die in ihrem bunten Durcheinander unserer Bemühung spotten, ihre Gipfel einzeln zu bestimmen. Es ist dazu auch nicht Zeit; denn auch die Kette der Centralalpen im Norden fordert unsere bewundernde Betrachtung, und schon steigen, mit der höher steigenden Sonne, auch die Nebel hervor, jene boshaften Spuckgeister, die den Bergwanderer verfolgen und durch ihre standhafte Zudringlichkeit zur Rückkehr zwingen. Sie gaukeln hin und her, bald ins grüne Thal uns einen kurzen Einblick gönnend, bald uns in neckischer Art ein Stückchen des blauen Himmels gewährend. Gehab dich wohl, Monte Roën! wir eilen zu Thale, und wenn du uns auch mit deinem Wolkenspiel den vollen Genuß des Tages getrübt hast, wir haben die Herrlichkeit deines Thrones doch gesehen und mit uns die Erinnerung genommen an eine der schönsten Excursionen in Eppans Umgebung! —

Ein Punkt höchstens kann sich an Großartigkeit mit dem Monte Roën messen, das ist Hoch-Eppan, die höchste und schönste der Burgen weitum. Beherrschend liegt sie auf dem Porphyrkegel, der an den nördlichsten Ausläufer des

Mendelgebirges, den fast senkrecht emporsteigenden Gantkostel, sich anlehnt. Das ganze Etschland, aufwärts und abwärts liegt ihr zu Füßen, stolz blickt sie hinweg über die Burgen, die aus der Tiefe sich erheben; wer von ihnen könnte mit dem Besitze der Grafen von Hoch-Eppan sich messen, die an Macht und Ansehen den Burggrafen von Tirol nicht nachstehen; wer möchte es wagen, die trotzige, hochthronende Veste zu berennen! Stolz wie ihre Veste, herrschten und schalteten die Eppaner, ursprünglich bajuwarische Grenzgrafen, über das Land; erst als ihr Uebermuth selbst an Gesandten Heinrichs des Löwen, zwei Cardinälen, sich vergriff, da nahte der Wendepunkt ihrer Macht; mit Hülfe der eifersüchtigen Grafen von Tirol beugte der mächtige Welfe das trotzige Geschlecht, das hinfort nur noch als Lehensträger der Bischöfe von Trient sich erhielt und schon im Jahre 1300 ausstarb*). Die Burg selbst wurde noch zeitweise von ihren wechselnden Besitzern bewohnt, die jedoch bald das Leben in den geräumigen Schlössern des Thales dem Aufenthalte in den engen, ernsten Gelassen des Felsennestes vorgezogen haben mögen; denn immer mehr verödete und vereinsamte die Burg; ein paar kaum mehr wohnsame Räume bieten zur Zeit einer ärmlichen Pächterfamilie Unterkunft. Schon längst wol ist die ausbessernde Hand diesen Mauern ferne geblieben; Thürme und Thore trotzen nur Dank ihrer ursprünglichen Festigkeit dem Sturme der Zeiten. Von St. Michael aus führt ein schwer fahrbarer Weg, beim Rößlwirth von der Hauptstraße abbiegend, in fast gerader Richtung nach Unterhausen, am Fuße des laubwaldumgebenen Schloßberges. Unsere Wanderung begleiten Weinberge; links in der Höhe bleibt das Schloß Korb, durch den gegenwärtigen Besitzer in stattlicher Weise wieder hergestellt, und Boimont, dessen ausgedehnte Ruinen uns die einstige Blüthe bekunden; zur Rechten liegt das uns bekannte St. Pauls, wo die Wege nach Bozen und nach Meran sich scheiden. Auch bei Unterhausen — 1 Stunde von St. Michael — zweigt ein Pfad ab und leitet über Missian nach Terlan, an der Meraner Straße; ein anderer, schmal und steinig am Berghange hinführend, bringt uns, wenn wir einiges Klettern nicht scheuen, nach Andrian hinab, dessen Namen wir bereits in dem mittelalterlichen Gedichte „Ecken Ausfahrt“ begegnen, den Wald aber, in dem es dortmals lag, müssen wir jetzt schon abseits suchen. Wollen wir höher steigen, so ladet uns Perdonig, die höchstgelegene Ortschaft in der Runde, zu sich ein; am „Hangenden Stein“, einem unfern davon gelegenen Felsenvorsprunge, bietet sich eine noch umfassendere Umsicht als von Hoch-Eppan; aber auch der Weg dahin ist beschwerlicher. Hoch-Eppan dagegen ist in einer halben Stunde von Unterhausen aus leicht erklommen, und was sich hier dem entzückten Auge bietet, ist so herrlich, so abgerundet, daß wir schauen und schauen. Bis Meran im Nordwesten, bis Salurn im Süden, bis zu den Eiszinnen der Ötzthaler-Ferner, bis zur Cima d'Asta, die im Hintergrunde der östlichen Dolomiten aufragt, über das lange, reich bebaute, Burgen

*) Vergl. Alpenfreund Band III. S. 73 ff.

und Ortschaften belebte, Ruinen geschmückte Etschthal, über die Weinberglandschaft des Eppaner Mittelgebirges streift schrankenlos unser Blick. Ringsum Sonne und Glanz, ringsum die herrlichste Natur! Und der Menschen Schöpfung, unter deren Mauern wir rasten? —

I.

Was trauerst du, herrliche Veste
Und lugest so finster in's Thal?
Sag an: die heiteren Gäste,
Die Knappen und Knechte zumal,
Wo blieb denn dein fröhliches Prangen,
Die Hallen von Jubel durchbraust,
Wo minniglich Sänger einst sangen
Und stattliche Ritter gehaust?

II.

Nicht klingen mehr gold'ne Pokale
Voll edlen Weines gefüllt,
Nicht zieh'n sie mehr trotzig zu Thale,
Die Recken in Eisen gehüllt.
Vorbei sind die Feste, die frohen,
Der Siege hochherrliche Zeit
Und in den Thürmen, den hohen,
Ein einsam Käuzchen nur schreit.

III.

Vorbei sind sie — und vergangen
Die Menschen, die einst hier gestrebt,
Ihr Kämpfen und Lieben und Bangen
Kaum mehr im Liede noch lebt.
Geborsten klaffen die Mauern —
Nur zärtlicher Epheu sie hält —
Und eines Sturmes Schauern
Wohl über Nacht sie fällt. —

IV.

Es sinket, was Menschen erbauten,
Zurück in ein Trümmermeer;
Was Großes erstaunend wir schauten —
Der Enkel schon schaut es nicht mehr.
Nur eines in ewiger Reue
Den Ahnen und Enkel entzückt,
Sie ist es, die hehre, getreue
Natur, die uns alle beglückt. —

Taufers im Pusterthal.

Von Dr. **Daimer.**

VII. Von Rein über Ahornach nach Taufers.

Der am häufigsten von Taufers aus unternommene Ausflug nach Rein wird meistens als Rundtour ausgeführt, indem man entweder durch den Reinwald nach Rein und in der Höhe über Ahornach zurückgeht, oder man steigt zeitlich Morgens nach Ahornach, geht in der Höhe zu den Ahornacher Alpen und nach Rein hinab, kehrt durch den Reinwald zurück. Es gibt Gründe genug, welche die eine wie die andere Richtung empfehlen, und werde ich auf dieselbe später eingehen. Vorerst verfolgen wir aber den Weg nach Taufers auf der Höhe des Ahornacher Berges.

Die Kirche von Rein ist Ausgangspunkt, ein aus den Bergmähdern im Südwesten, am Fuße des Großen Mostnock aufsteigender, auf seiner obersten Kuppe bewaldeter Felskopf, das vom Thale aus sichtbare nächste Ziel, insofern am unteren Ende der Felsen der Weg vorbeiführt. Eine kurze Strecke müssen

wir durch die Wiesen, dann über ein Bächlein in schütteren Wald. An Wegen und Steigen fehlt es nicht, doch ist es gleichgültig, welchen wir einschlagen, wenn wir nur das angedeutete Ziel fest vor Augen behalten. Wer immerfort darauf achtet, kann nicht irre gehen, wer sich aber überhaupt im Gebirge schwer zurechtfindet, nehme bis zur Höhe einen Führer mit. Allmählich nimmt die Steigung zu, der Wald wird verlassen, noch über den Bach und wir stehen auf den untersten Bergwiesen der Ahornacher Alpen. In raschen Sätzen einige kleine Wasserfälle bildend, dann wieder ruhiger im Kiesbette dahinfließend, eilt der Bach dem Thale zu und verschwindet in einer Schlucht. Eine Reihe von Heuschuppen ist über die Berglehne zerstreut, die einen höher oben, die anderen tiefer unten. Die bisher zahlreichen Wege vereinigen sich am Bache und dieser eine windet sich nun in wiederholten kleinen Krümmungen den Thalhang hinauf, da steiler ansteigend, dort in mäßiger Neigung den Grasboden durchquerend.

Gerne macht man wiederholte Ruhepausen und schaut auf die zurückgelegte Wegstrecke zurück, blickt in das tief unten liegende Thal, denn rascher ist man in die Höhe gekommen, als zu erwarten war. Die dunkelgrünen Wiesen, von dem Silberfaden des Baches durchrieselt, an vielen Stellen in kleine Seen verwandelt, die überall an den Berglehnen zerstreuten Häuschen, das kleine Kirchlein mit dem roth angestrichenen spitzen Kirchthurme vereinigen sich zu einem sehr freundlichen Bilde, einer anheimelnden Alpenidylle. Unten im Thale ist dieser Eindruck bei weitem nicht so mächtig, die hohen Berge ringsum drücken, das dunkle Grün der Tannenwälder, die hohen Felsen und die wild zerklüfteten Gletscher ziehen das Auge vom Thale ab, so daß man dieses den Höhen gegenüber ganz vergißt. Hier oben aber entfalten sich die letzteren immer mehr als selbständiges Bild, und es fällt das Thal, auf welches man niederblicken muß, als ein anderes, gegenübergestelltes Objekt um so mehr auf.

Die Rieserfernergruppe wird mit jedem Schritte, den man aufwärts macht, großartiger und deutlicher sichtbar. Der weite Eismantel des Ruthnerhorn (Schneebige Nock) mit der kleinen Felskuppe ist schon seit längerer Zeit sichtbar geworden. Der Rieserglet scher erscheint nicht mehr als ein schmales Eisfeld, dessen Ausbreitung man nur aus den umgebenden Spitzen und deren Lage erschließen muß oder ahnen kann, man übersieht schon einen bedeutenden Theil desselben. Ebenso zeigt sich der Lengsteinferner in viel größerer Ausdehnung und die im Halbbogen die Eismassen umschließenden Spitzen scheinen fortwährend höher zu werden. Ich brauche wol nicht erst anzuführen, daß der Hochgall auch wieder die Krone des Ganzen ist. Man mag ihn von der Höhe oder vom Thale aus, von Norden, Westen oder Osten sehen, er bleibt sich immer gleich, die steile Eiswand mit dem dachfirstähnlichen hoch aufragenden obersten Grate sichern ihm unter allen Umständen seine überlegene Stellung und charakteristische Form, er ist einer der schönsten und imponirendsten Gipfel der deutschen Alpen. — Verfolgt man die Berglehne gegen Norden, so erkennt man einzelne Spitzen und Felspartien des Tauernzuges, den Großen Mostnock und Durreck. Sie liegen

nicht weit zurück, aber ihr Fuß wird durch den Vorsprung der schmalen Terrasse über uns, auf welcher die Ahornacher Alphütten liegen, verdeckt.

Angesichts dieser erhabenen Gebirgswelt wird der Weg nicht lang, wider Erwarten zeitlich hört die Steilheit des Anstieges auf, vor uns liegt schon der Felskopf, jetzt eine hohe Felswand. Ohne uns anzustrengen, sind wir in einer Stunde vom Thale heraufgekommen. Anstatt des schmalen bisherigen Steiges staunen wir, nun einen ganz anständigen breiteren Weg zu treffen, der in der Höhe thaleinwärts führt. Wir befinden uns bereits ungefähr 350 m. über der Reinerau.

Hochgall und Wildgall traten auf der letzten Wegstrecke immer mehr zurück, verschwanden endlich vollständig. Um so deutlicher kommen aber jetzt die Einzelheiten des nördlichen Astes der Rieserfernergruppe (Patscher Kammes) hervor. Auf der breiten Terrasse erkennt man die Kofel-Alpen, darüber kann man Muklaspitz, Großrothstein, Sossenеck, Stuttennock, Knuttennock unterscheiden. Ueber der Gegend, in welcher das Klamml liegt, tauchen neben den Affenthalspitzen die das Affenthal gegen Norden abschließenden Spitzen Lengspitz und Merbspitz auf. Eine ganz neue Welt öffnet sich aber von Süden her. Rechts von den schroffen Felswänden des Gatternock lagern Gletscher, und die von dem Thale aus bei der ersten Kapelle sichtbar gewesenen Spitzen (vergl. VII. Bd., S. 266) erheben sich in furchtbaren Felswänden aus ödem, trümmererfülltem Thale. Das Geltthal, dieses ist das gegenüberliegende Thal, versteckt sich nicht mehr hinter dem Walde, wie es unten der Fall gewesen, die Hüllen sind gefallen, welche seine Blößen verdeckten, es zeigt uns nun seine ganze Wildheit und erhabene Größe. Wenn man da von der Höhe hinüberblickt, begreift man nicht, wo in solcher Wildniß die aufgetriebenen Thiere ihre Nahrung finden sollen, kein grüner Fleck erfreut das Auge; wo man immer das Auge hinwendet, drängen sich die furchtbaren Erfolge des nagenden Zahnes der Zeit vor. Glatte Felswände von solcher Steilheit, daß locker gewordene Steine sich nicht zu halten vermögen, sondern schon im Augenblicke des Lockerwerdens abstürzen, begrenzen rechts und links den Gebirgseinschnitt, ausgedehnte Schuttmassen, täglich wachsend, erfüllen die Thalsohle, ein in allen Richtungen zerborstener Gletscher lagert unter den Wänden des Fenster- und Rauchkofels, und ein mächtiger Moränenwall tiefer unten im Thale erinnert an die Zeiten, als dieser Gletscher noch weit hinabreichte. Durch diesen Thalwinkel und über den Gletscher führt der Weg zur Elferscharte und weiterhin durch das oberste Stück von Lanebach in das Mühlbacher Alpenthal.

Weniger wild, aber deswegen doch nicht den beschriebenen Charakter verleugnend, ist der hinterste Theil des Geltthales. Zwar sind die Gletscher weniger steil, es fallen nicht breite, vielfach sich durchkreuzende Spalten auf, des Schuttes und trümmerbedeckten Gebietes ist aber Nichts weniger geworden. Ueber die linksseitige Gletscherhälfte gelangt man zu dem das Geltthal mit Antholz verbindenden Joche. Das Geltthal ist unstreitig eines der wildesten und rauhesten Hochthäler

der Centralalpen, und überzeugt man sich am besten von der Wahrheit des Gesagten, wenn man bei den dortigen Alphütten steht und um sich blickt. —

Eine Erdabrutschung, ohne Zweifel der Anfang eines später zu erwartenden Wildbaches, trennt die Ahornacher Alpe von dem angrenzenden Walde. Ein Blick in die Tiefe läßt uns die Höhe, auf welcher wir stehen, bedeutend übertreiben. Ungemein steil, in vielen übereinanderliegenden, durch schmale Absätze getrennten Felswänden senkt sich der Berg zum Thale. Auf diesen rasenbedeckten Felsstufen mähen die Leute alljährlich das Heu, und Mancher mag, wenn er diese Wiesen sieht, das für unmöglich halten, oder denken, wie hart das Brot ist, welches viele Alpenbewohner verdienen müssen.

Der Wald nimmt uns auf, allerdings ein sehr gelichteter Wald, dafür verdeckt er uns aber auch nicht die Aussicht auf die Rieserfernergruppe. Der westliche Theil derselben entfaltet sich immer deutlicher, an Stelle der Gletscher sind Felspartien getreten, nur im Geltthale und unter der Spitze des Ruthnerhorn erblickt man noch Eisfelder. Hohe, steile Felswände mit glatter Oberfläche fallen von den Spitzen und Kämmen gegen Norden ab, Schuttkegel und Trümmerhalden umgeben ihren Fuß, verschwinden erst tief unten unter spärlicher Vegetationsdecke, an welche sich finstere Wälder anschließen. In der Tiefe des Thales sieht man auf Augenblicke die Kaskaden des Reinerbaches und kurze Strecken des Reinerweges. Den Lauf der Lawinenstriche und Wildbäche an der jenseitigen Thalwand kann man mit größter Deutlichkeit verfolgen und ihren Zusammenhang mit den Schutthalden der obersten Thalstufen beobachten, aus denen sich kleine Rinnsale fächerförmig zu einem langen Streifen sammeln, der unten im Walde verschwindet oder sich in einen umfänglichen Schuttkegel verliert. Vom Geltthale westwärts gehend haben wir zunächst ein wenig ausgeprägtes Kar gegenüber — die L i e b f r a u e n a l p e. Noch weiter westwärts dehnt sich am Fuße düsterer Felsen das L a n e b a c h t h a l aus, links vom G r o ß e n R a u c h k o f e l, rechts vom K l e i n e n R a u c h k o f e l, L a n e b a c h- und W a s s e r f a l l s p i t z überragt. Zwischen den beiden erstgenannten liegt eine Scharte, an der Nordseite auch E l f e r s c h a r t e, an der Südseite G r u b s c h a r t l genannt, die Uebergangsstelle vom Reinwalde nach Mühlbach. — Das Großartigste in diesem westlichen Antheile der Rieserfernergruppe sind die Felspartien zwischen der erwähnten Scharte und dem Ende des Gebirgszuges im Westen.

Abermals stellt sich eine Erdabrutschung entgegen. Der Weg ist durch eine Art Zaun gesichert, denn wo der Bauer Vieh treibt, pflegt er die Wege besser in Stand zu halten, als jene, wo nur Menschen verkehren. Nun folgt aber eine herrliche Strecke Weges, immer im Walde. Der Weg selbst ist so gut, daß er jedem Seitenthale alle Ehre machen würde. Man kann so bequem hinschlendern, wie auf einer Straße. Ab und zu gestattet eine Lichtung wieder nach dem gegenüberliegenden Gebirgszuge zu schauen. Das Ruthnerhorn ist noch sichtbar, von hier aus gesehen ein Achtung gebietender Gipfel. Im Westen erscheinen schon die Höhenzüge zwischen dem Mühlwalder- und Rienzthale.

Leider ist diese Wegstrecke nur von kurzer Dauer, der Wald lichtet sich wieder, es beginnen Bergwiesen, der Weg theilt sich. Einer bleibt über den Wiesen und führt um den Bergvorsprung herum zum obersten Bauernhause (1666 m.), der andere biegt in die Wiesen zur Linken ein. Ist die Witterung klar, wähle man den letzteren, und wir thun dasselbe. Anstatt aber dem Steige abwärts nachzugehen, halten wir uns an den Waldsaum links und gehen demselben entlang, bis wir den besten Punkt gefunden zu haben glauben. Unwillkürlich geben wir unserer Ueberraschung Ausdruck. Im Nordwesten tauchten mehrere übergletscherte Spitzen auf, eine neue Welt. Versuchen wir dieselben zu bestimmen. In der Tiefe des Thales erkennen wir wieder die Pfarrkirche von Taufers, westlich von dieser die Pursteinwand. Verfolgen wir die Bergkontouren von dieser Felswand aufwärts, so stoßen wir zunächst auf eine breite abgerundete Kuppe, welche sich verhältnißmäßig wenig über die Holzgrenze erhebt, es ist der Pursteinberg. Weiter westlich von dieser Kuppe sehen wir einige ganz unbedeutende Spitzchen, welche kaum aus dem Kamme hervorragen und vereinzelte felsige Stellen dem Tauferer Thale zuwenden. Von dem letzten Spitzchen zweigt ein Ausläufer nach Osten ab mit zwei wohl ausgesprochenen Erhebungen. Am Fuße der ersterwähnten Spitzchen und an der uns zugewendeten Seite des östlichen Ausläufers liegt ein kleines Hochthal, welches sich auch nach Osten öffnet. Die mehrfachen Spitzchen sind der Speikboden, das Thal am Fuße desselben, die innere Miehlreißer Alpe. Rechts vom Speikboden und hinter diesem liegend gewahrt man ein breites Joch, das Lappacher Joch, und ihm zur Seite den aus schroffen Felswänden sich aufbauenden Tristenstein. Weiter rechts schließen sich Neveserjoch und Pfaffnock an. Sämmtliche bis jetzt genannte Spitzen sind gletscherfrei, Rasenboden und Wald decken den felsigen Untergrund. Sie gehören dem Mühlwalder Kamme an, welcher am Thurnerkamp beginnt und in der Pursteinwand endigt.

Hinter diesem Gebirgszuge erheben sich erst die in die Gletscherregion hinaufragenden Spitzen. Von Links nach Rechts wieder fortschreitend, beginnen wir mit dem massiven Weißzint (neben dem Tristenstein). In seiner Form hat er eine, aber nur entfernte Aehnlichkeit mit dem Hochgall. Neben seiner (am weitesten nach Osten vorgeschobenen) höchsten Spitze drängt sich ganz im Hintergrunde ein kleines Spitzchen vor, der Hochfeiler. In ununterbrochener Reihe folgen nun nacheinander Breitnock, Mutnock, Kleiner und Großer Möseie. Der Thurnerkamp wird durch einen Vorsprung des Ahornacher Berges gedeckt, kann also nicht mehr gesehen werden. Je weniger man hier etwas von der Zillerthaler Gruppe zu sehen erwartet, um so angenehmer ist man von dem Anblicke ihres Centrums der höchsten Erhebungen überrascht.

Nun hält man sich wieder an den Weg, welcher aus den Wiesen durch ein schmales Wäldchen zum nächsten Bauernhause führt. Tiefer unten erblickt man die Ahornacher Kirche und kann über die einzuschlagende Wegrichtung kaum irgendwie im Zweifel sein, denn jedes Haus steht durch einen Weg mit der

Kirche in Verbindung. Zum Gehen ist dieser Weg angenehmer als der andere, welcher oberhalb der Bergwiesen hinläuft. Letzterer ist ungleich breiter, aber auch rauher und steiniger, zugleich um ein Kleines länger. Im Allgemeinen kann man die Entfernung von der Kirche in Rein bis zu jener in Ahornach auf $2^1/_2$—3 Stunden bequemen Gehens veranschlagen.

Wenn man der Ahornacher Kirche von der Höhe aus zugehend weiter gegen Westen kommt, erweitert sich der Blick nach Süden, eine Reihe von Spitzen der Dolomitengruppe taucht auf, im fernen Hintergrunde aber erscheint ein breites, allmählich nach oben sich verschmälerndes Gletscherfeld, die Vedretta Marmolada. In der Tiefe erblicken wir einen Theil des Tauferer Bodens.

Die Ortschaft Ahornach (1331 m.), deren Häuser über die ganze Berglehne zerstreut sind, gewährt nicht blos unten vom Thale gesehen einen sehr freundlichen Anblick, ein Gang bis zur Kirche befriedigt auch durch den Reiz dessen, was man dort oben sieht. Durstige Kehlen mache ich auf das Gasthaus „Moosmair“ aufmerksam, wo in der Regel (die Ausnahmen sind selten) sehr guter Wein zu finden ist. Für Besuche von Fremden sind die Wirthsleute nicht eingerichtet. Was man aber von dem Gasthause einer Berggemeinde verlangen kann, findet man.

Von Ahornach aus steht uns die Wahl zwischen verschiedenen Wegen offen. Die gewöhnliche Verbindung mit Taufers zu wählen mißrathe ich Jedem, denn wer sich nicht sehr gut befestigter Eingeweide erfreut, läuft Gefahr, daß ihm dieselben durcheinander geschüttelt werden. Der Weg ist als ganz vorzügliches Beispiel eines rauhen Bergweges zu bezeichnen. Man sagte den Ahornachern nach, daß sie bei jedem Versuche, den Weg zu verbessern, eine auffallende Verschlechterung erzielten. Obschon man da in kürzester Zeit nach Taufers gelangt, ziehen wir es doch vor, einen Umweg zu machen, welcher uns aber wieder für den Zeitverlust durch gute Aussicht entschädigt. Ein näherer und ein weiterer Weg kann eingeschlagen werden. Folgen wir zuerst dem letzteren.

Bei der Kirche stehend erblicken wir ungefähr 150 m. höher als diese auf einem Bergrücken in westlicher Richtung ein Bauernhaus. Diesem gehen wir zu. Wenige Schritte bleiben wir in der bisherigen Höhe, steigen dann auf dem Feldwege allmählich gegen das bezeichnete Haus hinan. Kaum ist der Rücken, auf welchem das Haus steht, erreicht, so öffnet sich im Süden das Thal, an dessen Ausgange Bruneck deutlich sichtbar wird. Es ist ein reizendes Bild, das breite Thal in solcher Länge vor sich zu haben, in der Mitte der in vielen Krümmungen sich hinwälzende Bach, dessen Ufer von einem breiten Saume von Erlenauen begleitet werden, die grünen Wiesen und gelben Kornfelder mit freundlichen Ortschaften abwechselnd, die Berglehnen hoch hinauf bebaut und in den Höhen auch das frische Grün der Alpenregion.

Das von der Kirche aus als Ziel gewählte Bauernhaus bleibt rechts oben liegen, an dem unteren jetzt erst sichtbar gewordenen vorüber gehen wir in der eingeschlagenen Richtung vorwärts, kommen noch an zwei Häusern vorüber, dann

beginnt der Wald. Mehr und mehr nimmt die Steigung zu, Kahlhiebe im Walde und die Fortschaffung des Holzes haben viel zur Verschlechterung des Weges beigetragen. Das ficht uns nicht an, denn immerfort sehen wir Neues. Je weiter wir nach Westen gehen, desto mehr treten die Dolomite hervor, wird die Zillerthaler Gruppe auf immer größere Strecken sichtbar.

Nach einer Stunde ist das erste Haus von Bojen erreicht, Rasenboden ladet zur Rast ein. Noch um eine Bergecke herum, durch Wald abwärts, wir stehen am Bojer Wege und folgen diesem zum Thale. — Wer von Ahornach über Bojen nach Taufers will, gehe nicht ohne Führer. Der Weg erfordert gute 2—2 1/2 Stunden.

Kürzer ist der andere Weg von Ahornach über Aschbach nach Taufers. Allerdings bietet er, da man in geringerer Höhe um den Ahornacher Berg herumgeht, nicht die weite Fernsicht, wie jener über Bojen, steht diesem aber wenig nach und hat überdies noch den Vortheil, daß er besser ist. Ohne Führer sollte auch dieser nicht unternommen werden. — Wieder geht man von der Ahornacher Kirche aus, aber anstatt bergauf zu steigen, geht man abwärts zum letzten Bauernhause, rechts gegen Westen. Wieder biegt man um den Bergvorsprung in der Tiefe, zu Füßen der steil sich senkenden Berglehne liegt Taufers. Das Thal von Taufers bis Bruneck ist ebenso gut sichtbar wie vom Bojer Wege. Der Weg zieht an Bauernhäusern vorüber, verliert sich im Walde und mündet bei Aschbach in den von Bojen herabkommenden Weg. Der Blick auf die Dolomite ist mehr eingeschränkt, von der Zillerthaler Gebirgsgruppe ist auch nur ein kleinerer Theil sichtbar, als in Bojen. Von Ahornach gelangt man aber über Aschbach in 1 1/2 Stunden nach Taufers.

Wer sich eine größere Leistung zutrauen darf, wähle den Weg über Bojen, er bietet mehr Aussicht, als der nach Aschbach, welcher aber in den Hauptpunkten der Aussicht mit ersterem übereinstimmt, kürzer und bequemer ist.

Blicken wir auf die ganze Rundtour Taufers — Rein — Ahornach — Bojen oder Aschbach — Taufers zurück, so kommen wir zu dem Urtheile, daß man kaum irgendwo in den Alpen, ohne auf bedeutende Höhen zu steigen, an einem und demselben Tage soviel des Schönen, so viele Abwechslung in jeder Richtung finden wird. Die vielen Wasserfälle des Reiner Baches in verschiedenster Größe und Form, die grotesken Felspartien des Reinwaldes, die Gletscherwelt und erhabenen Spitzen der Rieserfernergruppe, die schauerlichen Felswände und öden Schutthalden des Geltthales und von Lanebach, das überraschende Erscheinen der höchsten Erhebung der Zillerthaler Gruppe, der Blick auf das in der Tiefe liegende Tauferertthal und nach Bruneck, die phantastischen Formen der Dolomite, die welligen Kontouren des Mühlwalderkammes und daneben wieder die Spitzen der Zillerthaler Gruppe mit den steilen Gletschern, Alles dieses zieht nach und nach an uns vorüber. Es sind nur die Hauptmomente herausgegriffen, in Wirklichkeit drängt sich eine derartige Fülle und abwechslungsreiche Mannigfaltigkeit von Bildern zusammen, daß man den ganzen Tag über des Schauens nicht

satt wird. Mit aufrichtigem Entzücken sprach bisher Jeder, der diese Rundtour machte, von derselben, Niemand, der nach Taufers kommt und über hinreichende Körperkraft verfügt, sollte es daher versäumen, diese Partie zu wählen. Die Zeit, welche man für den ganzen Weg braucht, ist sehr verschieden je nach dem Schritte. Einzelne Touristen legten den Weg (über Aschbach) innerhalb 5½ bis 6 Stunden zurück, die meisten brauchen aber 8–9 Stunden, über Bojen noch um eine Stunde mehr. Für den Schritt eines zwar bequemen, aber rüstigen Fußgehers mag man die Entfernung so annehmen: Taufers — Rein 3¼ Stunde; Rein — Ahornach 2½ Stunde; Ahornach — Aschbach — Taufers 1½ Stunde; Ahornach — Bojen — Taufers 2½ Stunde; zusammen also über Aschbach 7¼ Stunden, über Bojen 8¼ Stunden. Auf den Aufenthalt unterwegs ist bei dieser Zeitrechnung begreiflicher Weise in keiner Weise Rücksicht genommen. Jedenfalls kann man den Weg in einem Tage leicht durchführen. Wenn man zeitlich Morgens aufbricht und in Rein sich nicht allzulange aufhält, bleibt Zeit genug, auch unterwegs wiederholte Ruhepausen machen und an den schönsten Punkten länger verweilen zu können.

Nicht unzweckmäßig dürfte sein, noch einige Worte darüber anzufügen, in welcher Weise man gehen soll, ob von Taufers nach Rein und über Ahornach zurück oder über Ahornach nach Rein und durch den Reinwald zurück. Die letztere Richtung ist für Manche bequemer. Allmählich bergaufgehend gewinnt man die Höhe der Ahornacher Bergwiesen ohne größere Beschwerden, der etwas steilere Abstieg nach Rein fällt kaum in die Wagschale, kann man ja wieder bequem ausruhen und hat für den Nachmittag nur noch den Weg durch den Reinwald vor sich. Besonders angenehm aber ist, daß man den sonnigen Ahornacher Berg am Morgen passirt und Abends kühlen Schatten hat. In diesen beiden Beziehungen ist also die letztere Richtung zu empfehlen. Auf der anderen Seite hat aber dieser Weg den Uebelstand, daß man den schönsten Punkten den Rücken kehrt, man sich also fortwährend umdrehen muß, wenn man Etwas davon haben will, so bei den Bergen der Zillerthaler Gruppe und besonders im Reinwalde, während man in der erstangeführten Richtung das, was der ganzen Tour den Werth gibt, stets vor sich hat. Die Stürze des Reinerbaches verfolgt man vom Tobel bis zum Sager, die Zillerthaler Gruppe hat man fortwährend vor Augen, während man gegen Aschbach oder Bojen geht. Auch der Weg an sich ist nicht viel beschwerlicher, am meisten Mühe macht der Aufstieg von Rein zur Ahornacher Alpe. Im Reinwalde ist jedenfalls, was den Weg betrifft, leichteres Gehen aufwärts, als abwärts, wo die glatten Steinplatten Manchem sehr lästig werden. Ich möchte jedenfalls die erstgenannte Richtung im Allgemeinen vorziehen, Demjenigen aber, der übermäßig schwitzt, die letztere Richtung empfehlen, denn der Aufstieg von Rein zur Ahornacher Alpe ist in der Sonnenhitze, welche man nicht vermeiden kann, ein saures Stück Arbeit und kostet viele Schweißtropfen.

Der Weg von Ahornach über Bojen oder Aschbach läßt sich auch als selbstständige Rundtour machen, indem man entweder direkt von Taufers zur Ahor-

nacher Kirche geht und dann über Aschbach oder Bojen zurückkehrt, oder, was ungleich schöner und weniger mühsam, wenn man den Tobelwasserfall besucht und am Anfange des Plattenweges nach Ahornach u. s. w. geht. Im letzteren Falle verlasse man sich nicht auf das Wegfinden, sondern nehme einen Führer mit.

VIII. Auf den Großen Mostnock.

Wer sich über eine Gegend ein allgemeines Urtheil bilden, den Zusammenhang der Thäler, den Verlauf der Gebirgsketten kennen lernen will, wird immer im Thal fortgehend nur schwer das erreichen, was er ergründen will, und im günstigsten Falle nur innerhalb verhältnißmäßig langer Zeit ein Urtheil gewinnen. Wie ganz anders ist das aber, wenn man einen hohen Punkt auswählt und von demselben frei um sich blicken kann, in weitem Kreise das Gebirge sich schließen sieht, in der Tiefe den Lauf der Thäler zu verfolgen vermag, kurz einen allgemeinen Ueberblick über die ganze betreffende Gegend gewinnt. Es ist daher die Gewohnheit mancher Touristen, welche kaum irgendwo angekommen, anstatt sich, wie es die Meisten zu machen pflegen, um die nächste Umgebung zu bekümmern, sogleich auf einen Gipfel losstürmen und dann erst das Nähere eines Blickes würdigen, durchaus nicht etwas Widersinniges, sie ist vielmehr Jedem, welcher nicht bloß etwas sehen, sondern auch möglichst genaue Uebersicht sich verschaffen will, anzurathen. Kommt man in eine fremde Gegend und besteigt einen solchen Orientirungspunkt, so wird man an der Hand einer einigermaßen guten Karte durch die einzige Besteigung besser über die oroplastischen Verhältnisse unterrichtet sein, als ein Anderer, der viel im Thale herumgewandert, allenfalls auch auf Höhen geklettert ist, aber nicht eine umfassende Rundsicht genossen hat.

Aus diesem Grunde halte ich auch nicht für überflüssig, nachdem wir das Tauferer- und das Reinthal kennen gelernt, auch eine Bergspitze heranzuziehen. In Taufers hat man die Wahl zwischen zwei Spitzen, von denen die eine der Zillerthaler, die andere der Tauerngruppe angehört. Erstere ist der 2520 m. hohe Speikboden, letztere der aus dem Ahornacher Berge heraustretende Große Mostnock. Leichter und kürzer ist eine Speikbodenbesteigung. Wer sich dafür interessirt, findet in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines VI. Bd., II. Abtheilung, S. 94, eine kurze Schilderung des Weges. Zur Begleitung auf den Mostnock lade ich die Leser des „Alpenfreunds" ein.

Für eine Mostnockbesteigung hat man drei Wege zur Auswahl, über die Süd-, Ost- und Westseite. Geht man von Taufers aus, so bleiben zwei Anstiege, der von Süden und jener von Westen; um von Osten her die Spitze zu erreichen, wählt man Rein als Ausgangspunkt. An der Südseite des Berges

liegt die Ortschaft Ahornach, die Westseite bildet theilweise den Hintergrund des Bojer Alpenthales. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß der Weg über die Südseite der kürzere ist. Da es uns aber nicht darum zu thun, nur in kürzester Zeit hinaufzukommen, entscheiden wir uns für den zwar weiteren, dafür aber auch bequemeren und weniger anstrengenden Weg über Bojen und verwenden für den ganzen Ausflug $1^1/_2$ Tage.

Von Taufers steigen wir zum Schlosse und nördlich desselben nach Aschbach hinauf. Oberhalb des Hauses verlassen wir den bisherigen Weg, biegen über eine kleine Treppe steigend in den schmalen Feldweg ein, der schräg durch die Wiesen läuft und dann wieder in den breiteren Bojerweg einmündet. Rauh und steinig, wie die meisten Bergwege, windet sich dieser die Berglehne hinan. Ein Bauernhaus bleibt links liegen, die anderen, früher sichtbar gewesenen Häuser werden vom Walde verdeckt. Im Süden tauchen bereits Dolomite auf, im Westen erheben sich die Zillerthaler Spitzen. Die Neigung des Weges nimmt etwas zu und unangenehm empfinden wir die heißen Sonnenstrahlen auf unserem Rücken. Nicht gar lange dauert aber dieser Uebelstand, bald sind wir um den Felsvorsprung herum und gehen in kühlem Waldesschatten zur Seite und über dem Bache das Thal aufwärts. Schäumend stürzt der kleine Bach von Absatz zu Absatz, zahllose niedrige Wasserfälle bildend; erst unten auf der Sohle des Tauferer Thales kommt er wieder zur Ruhe. Manche Stelle erinnert an den Reinwald. Links über uns, auf steiler Berglehne, sehen wir die Häuser von Bojen. Man möchte es kaum für möglich ansehen, daß auf so steiler Fläche sich noch Aecker halten können und nicht unaufhörlich die Erde herabgewaschen wird. Weiter oben, wenn man die Berglehne nicht mehr von der Fläche vor sich hat, erscheint sie nicht mehr so übertrieben steil. Zu unserer Rechten bedeckt Wald die südliche Thalseite.

Nach $1^1/_2$—$1^3/_4$ Stunde erreichen wir die ersten Häuser. Links führt ein Steig nach Oberstein in Luttach, ein genußreicher, gute Detailansicht eines Theiles der Zillerthaler Gruppe bietender, aber zugleich schlechter Weg; rechts geht man nach Ahornach. Uns bleibt die Wahl, ob wir über den Bach und an dessen rechtem Ufer bei den Häusern vorüber, oder am linken Ufer durch den Wald hinaufgehen wollen. Ich ziehe den letzteren Weg vor. Auf diesem gelangt man in einen kleinen Thalkessel, dessen Hinterwand von Felsen gebildet wird, in welche sich der Bojerbach sein Rinnsal gegraben und nun in einem zwar kleinen aber ganz hübschen Wasserfall herabstürzt; links bildet Weideland, rechts Wald die Thalseite, Wiesengründe bedecken die Thalsohle. Es ist ein recht angenehmes Plätzchen, auf welchem man gerne ausruht und die Umgebung mustert.

Unschwer findet sich eine Stelle, den kleinen Bach zu übersetzen, noch über den Zaun und über die Lehne hinauf zum Alpenwege. Der Aufstieg ist etwas steil und mühsam, aber die Dolomite, welche in immer größerer Zahl sichtbar werden, locken zu öfterem Stehenbleiben und Zurückblicken. In einer halben

Stunde hört die Steilheit auf, wir betreten die ersten Wiesen der Bojer Alpe. Die Thalseiten nehmen an Höhe zu, die bisher freie Aussicht wird immer enger. Die Thalsohle zeigt deutliche Stufenbildung. Wir eilen an der Alphütte zur Linken vorüber, überwinden den Anstieg zur oberen Terrasse (immer am rechten Bachufer) und betreten alsbald das eigentliche Gebiet der Bojer Alpe. Die Holzgrenze liegt unter uns.

Das Bojer Alpenthal ist wenig tief in die Masse des Gebirgsstockes eingeschnitten, die absolute Höhe der Alpe ist 2006 m., die nächstliegenden Berge aber erheben sich nur 5—600 m. über dieselbe im äußeren Theile. Anders sind diese Verhältnisse im obersten Theile, wo die im Hintergrunde sich erhebenden Spitzen fast um 1000 m. höher sind als die Sohle des untenliegenden Thales. Wegen dieser geringen Höhe der beiderseitigen Thalwände macht die Gegend auch einen sehr freundlichen Eindruck, welchen selbst die zurückgeschobenen Felsen des Durreck nicht zu stören vermögen.

Eine neu gebaute, gemauerte Alphütte diesseits des Baches, oder die andere am jenseitigen Ufer, bieten Nachtquartier und Alpenkost. Es ist zweckmäßig, am ersten Tage bis zur Bojer Alpe zu gehen, dort im Heu zu übernachten, um möglichst früh aufbrechend zeitlich die Spitze zu erreichen. Diese eine Nacht im Heue zu schlafen lohnt trotz der Unbequemlichkeiten reichlich der Genuß, früh auf der Spitze zu sein.

Von den Alpenhütten steigt die Thalsohle sehr mäßig an, wir gehen bald fast ganz eben hin, bald müssen wir über niedrige Hügel. Je weiter wir vordringen, desto mehr verwischt sich der freundliche Charakter, den das untere Thal darbot. Erdabrutschungen auf der einen Seite, grobes Gerölle und Anhäufungen großer Steinblöcke auf der anderen, die hoch in die Lüfte ragenden Spitzen des Großen Mostnock und Durreck gerade vor uns machen einen großartigen, ernsten Eindruck. Möglichst lange bleiben wir auf der grünen Thalsohle, dann aber, am Fuße des Mostnock angekommen, wenden wir uns rechts und steigen über die Felstrümmer hinan. Der kürzeste Weg führt in südsüdöstlicher Richtung zur Spitze. Lockeres Gerölle unten, Schutt oben, machen den Anstieg etwas beschwerlich. In manchen Jahren den ganzen Sommer hindurch, jedes Jahr aber im Frühsommer, finden sich noch Schneelager auf dieser Seite und erheischen Vorsicht. Man kann wol auch beim Aufstiege sich mehr rechts halten gegen den sogenannten Mostnocksee und über den felsigen Grat zur Spitze klettern. In 3 Stunden, von der Bojer Alpe ab gerechnet, sind wir am Ziele.

Schon während des letzten Anstieges hatte sich nach Süden ein weiter Kreis von Bergen gezeigt, jetzt aber, wo wir auf der Spitze stehen, eröffnet sich ein ebenso umfassendes wie entzückendes Panorama. Es ist unmöglich, alle Einzelnheiten desselben anzugeben, nur die Hauptgruppen mögen Erwähnung finden, und es wird Jeder mit Leichtigkeit daraus auf den Werth dieses Berges als Aussichtspunkt schließen können. Beginnen wir im Osten.

Streng für sich abgegrenzt und vom übrigen Gebirge geschieden, steht die Rieserfernergruppe uns gegenüber, in ihrer Mitte die Eiswand des Hochgall, an ihn schließen sich rechts und links die anderen Spitzen an, Wildgall, Ruthnerhorn, Lengstein, Mucklaspitz, Rothstein, Stuttennock ꝛc. Nicht weniger deutlich ist der westliche Ausläufer der Gruppe mit Fensterkofel, Rauchkofel, Lanebach- und Wasserfallspitz. Kaum dürfte man einen zweiten Gipfel finden, der sich so gut zu einem Ueberblicke über die Rieserfernergruppe eignete. Ueberwältigend ist der Anblick des Hochgall, er übertrifft Alles ringsum. Seine sehr steile Eiswand, die dem untenliegenden Gletscher entsteigt, in blendendes Weiß gehüllt, steht in auffallendem Gegensatze zur felsigen Südwestseite, der Gipfel gewinnt dadurch sehr zu seinem Gunsten. Einen bedeutenden Antheil an dem Eindrucke, welchen diese Gebirgsgruppe hervorruft, hat die große Nähe derselben, welche die kleinsten Details zu sehen gestattet, ohne deshalb einen Totaleffekt zu verhindern oder diesen zu schwächen.

Ueber den westlichen Ausläufer der genannten Gruppe ragen stellenweise einzelne Spitzen der Dolomitalpen hervor. Ein Ueberblick über den ganzen Zug derselben ist nicht möglich, weil der gegenüberliegende Gebirgsstock relativ zu hoch ist. Wendet man sich aber etwas weiter rechts, so fehlen die westlichen Partien nicht und namentlich die Vedretta Marmolada fesselt das Auge. Eine tiefe Spalte dringt durch das Gebirge im Südwesten, das Eisakthal, an ihrer Ostseite fällt eine fast senkrecht zum Thale sich senkende Felswand auf, der Schlern.

In weiter Ferne taucht über dem in blauen Dunst gehüllten und in seinen Kontouren nur noch undeutlichen niedrigen Gebirge, den Trientiner Alpen, die Adamello-Presanella-Gruppe auf, an sie schließen sich die Ortler- und Oetzthaler Alpen an.

Viel näher und deutlicher erscheint aber die Zillerthaler Gruppe, deren Hauptkamm in seiner ganzen Länge sichtbar ist. In ununterbrochener Reihe folgt Spitze an Spitze, Gletscher an Gletscher, vom Weißzint bis zum Feldspitz. Jeder Jochübergang kann von den Alpen im Thale bis zur Uebergangsstelle verfolgt werden, die kleinen Gletscher lassen jede einzelne Spalte erkennen und fast glaubt man in den vorgeschobenen Moränenwällen jeden Stein unterscheiden zu können, so nahe hat man Alles vor sich. Der Hochfeiler zeigt sich neben dem Weißzint, und da und dort guckt eine Spitze des Zillerthales über ein Joch herüber.

Im Nordosten vervollständigt die Gruppe der Hohen Tauern das Panorama. Nur ein Theil der Venediger Gruppe ist sichtbar, und in diesem Theile sind es gerade Dreiherrnspitze und Röthspitze, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Innerhalb des so nur in den äußersten Umrissen gezogenen Kreises drängt sich eine Unmasse von Gebirgsketten zusammen. In bunter Abwechslung hat man sanft wellenförmige Kammlinien neben zackigen und zerklüfteten Felsgraten,

bis zur Spitze grüne neben kahlen Bergen. Tief unten dehnt sich um den Fuß des Mostnock der Tauferer Boden an der Südseite, krümmt sich das Reinthal an der Ostseite, im Westen gewinnen wir Einblick in das Weißenbachthal.

Das Schönste und was mir die Aussicht vom Mostnock so anziehend macht, ist der Gegensatz zwischen dem gegen Süden immer niedriger werdenden Gebirge und dem hoch emporgehobenen centralen Alpenzuge, besonders dem furchtbaren Absturze des Hochgall und der Dreiherrnspitze. So großartig der Anblick der eisumgürteten Spitzen in der nächsten Umgebung ist, so lieblich ist jener des abgerundeten Schiefergebirges im Süden, in dessen Hintergrunde das Auge wieder an den Gletschern des Adamello, der Ortler und Oetzthaler Gruppe Halt findet. Ein imposanter, nur stellenweise etwas unterbrochener Kreis von Eisbergen umschließt ein großes abwechslungsreiches Gebiet, und wie jeder Theil für sich eine Fülle des Schönen und Erhabenen bietet, ist der Eindruck der Gesammtheit nicht nur nicht an Größe nachstehend, übertrifft vielmehr Alles.

Ich habe noch meine frühere Behauptung noch weiter zu begründen, daß eine Mostnockbesteigung einen Ueberblick über die ganze Gegend gewähre, daß man mit einem Male den Verlauf der Thäler und der dieselben einschließenden Gebirge erkenne. Ein Theil der Thalfurche von Bruneck nach Taufers ist bis zur Thalsohle hinab sichtbar, der Verlauf des Thales selbst ganz deutlich aus den Bergen zu entnehmen. Das Reinthal verfolgen wir von seiner Mündung in das Thalbecken nach Taufers bis zum Klamml und bis zu den Firnen hinauf. Das Mühlwalderthal erkennen wir genau als zwischen Mühlwalder- und Grubachkamm zum Neveserglетscher vordringend, und nicht weniger ausgeprägt ist die obere Fortsetzung des Tauferer Thales, das Ahrnthal. Wie genau unterscheiden wir nicht die vielen kurzen nördlichen Seitenthäler von Ahrn, den Hollenz-, Woll-, Keil- und Frankbach, den Trippach, Roth- und Schwarzenbach, das Weißenbachthal mit seinen beiden Zuflüssen, dem Mitter- und Trattenbach. Auch in dieser Hinsicht ist die Besteigung lohnend. Von besonderem Werthe ist sie aber für Jene, welche den Bau der Rieserferner- und Zillerthaler Gebirgsgruppe studiren wollen. Man hat diese beiden in Aufbau und Anordnung so verschiedenes Gepräge darbietenden Gruppen gleichzeitig neben sich, die eine rechts, die andere links, und kann sie daher leicht mit einander vergleichen, die Uebereinstimmungen wie die Abweichungen herausfinden.

Die beiden anderen Wege, der über Ahornach und jener von Rein aus, mögen auch noch kurze Erwähnung finden. Hat man sich für den ersteren entschieden, so kann man entweder in Ahornach oder in einer Hütte hoch oben, schon beinahe in der Holzgrenze, im Heu übernachten, so die Partie auf zwei Tage vertheilen. Von der Ahornacher Kirche fort bleibt man auf dem fast gerade aufwärts führenden Wege so lange, bis er scharf nach rechts, gegen Rein hin umbiegt. Anstatt nun die Richtung gegen Rein einzuschlagen, geht man dem Waldwege nach und in der bisher eingehaltenen Richtung aufwärts. Nach

längerem Anstiege erreicht man eine Bergwiese mit Heuschuppen — die sogenannten Schlafhäuser. Am unteren Ende dieser Wiesen ist die letzte mir in dieser Gegend bekannte Quelle, höher oben mag man vielleicht im Frühsommer noch Wasser finden, gegen den Herbst hin ist ringsum Alles trocken.

Bald hat man die Holzgrenze hinter sich, ein ödes trümmererfülltes Schuttkar vor sich, rechts den Abfall des Kleinen Mostnock. Man kann sich da entscheiden, ob man direkt zur Spitze aufsteigen oder früher noch auf die Nordseite des Kammes gehen und von der Bojeralpenseite die Spitze erreichen will. Ich rathe zu ersterem, denn jenseits des Kammes sind Felsen, in denen man sich leicht verirren kann so daß man entweder ins Thal hinabklettern muß oder sich der Gefahr einer Verletzung aussetzt. Der direkte Aufstieg sieht auf dem ersten Blick schlimmer aus, als er in der That ist. Wol fehlt es nicht an Stellen, über welche man klettern muß, wo wäre das in Felsen nicht der Fall! Das Gestein ist ziemlich fest an den meisten Stellen, und wo es locker, kann man entweder durch einen Umweg sich der Unbequemlichkeit entziehen, oder es ist die Neigung so gering, daß man Haltepunkte für die Hände gar nicht braucht. Zuletzt gelangt man auf den Grat und geht dann über diesen zur Spitze.

Dieser Weg über Ahornach ist von Taufers aus für den Geübten der kürzeste, in 5 Stunden ist man am Ziele, aber auch beschwerlich genug, selbst wenn man zwei Tage dafür verwendet.

Wenn man von Rein den Mostnock betrachtet und die steile Fläche sieht, welche er diesem Thale zuwendet, so läßt man sich eine Besteigung nicht so leicht in den Sinn kommen, denn er sieht zu abschreckend aus, ja seine Felsen scheinen unzugänglich. In Wirklichkeit aber ist er von der Reiner Seite nicht schwerer zu erreichen, als von Ahornach aus, ja, wenn ein verläßlicher Führer mitgenommen wird, der seinen Herrn nicht auf dem kürzesten, sondern auf dem besten möglichen Wege führt, sogar leichter. Von Rein schlägt man zunächst denselben Weg ein, als wenn man nach Ahornach wollte. Sobald man die Höhe erreicht hat, d. h. den von Ahornach in der Höhe thaleinwärts führenden Weg, steigt man, anstatt ihm gegen Westen zu folgen, gerade aus in die Höhe. Wer sich einigermaßen umschaut und nicht bloß auf Gerathewohl vorwärts geht, entdeckt immerfort Unebenheiten des Bodens, auf denen er besser Fuß fassen und sicherer gehen kann. Auch der steile Anstieg läßt sich meistens vermeiden, indem schon der Boden zu zickzackförmigen Windungen Anlaß gibt. Dafür gewinnt man aber auch rasch eine bedeutende Höhe. Lange Zeit hat man immer nur Rasenboden unter den Füßen. Höher oben beginnen einzelne Schuttstreifen, kleine Abrutschungen und künden die öden oberen Regionen an. In dieser Gegend angelangt, thut man wohl, wenn man dem hier allein sichtbaren Ausläufer des Berges, welcher nach Südosten vorspringt, zugeht und den Schutthalden am Fuße der Ostseite ausweicht. Man hat zugleich den großen Vortheil, daß man auf festem Gestein gehen kann. Hat man den genannten südöstlichen Ausläufer erreicht, dann halte man sich immer, soweit es leicht möglich ist, an den Felsgrat,

welchen man wiederholt überqueren muß, indem bald auf der einen, bald auf der anderen Seite desselben das Fortkommen leichter ist. Es ist bei weitem nicht so mühsam da hinaufzuklettern, wie man unten im Thale glauben möchte, und wider Erwarten schnell ist man unter der Spitze, man muß dabei trachten, auf die Südseite zu gelangen, und erreicht über den Grat leicht den Gipfel.

Bleibt man beim Aufstiege an der Nordseite des südöstlichen Ausläufers, also auf der Ostseite des Berges, so kommt man wiederholt in die Lage, sich erst lange nach einer Stelle umsehen zu müssen, an welcher man wieder gut weiter kommt. — Von Rein rechnet man 4 Stunden bis zur Spitze.

Für den Abstieg empfehle ich den zwar nicht nahen, auch nicht ganz mühelosen Uebergang von der Bojer Alpe nach Ahrn und zwar in das Kleinklausenthal, von welchem man nach Steinhaus hinabkommt.

Sehr anziehend ist die Tour, wenn man von Taufers Abends nach Rein geht, dort übernachtet, am folgenden Morgen den Mostnock besteigt und durch das Bojer Alpenthal zurückkehrt, oder über Kleinklausen nach Steinhaus geht. Letztere Richtung ist besonders angezeigt für Jene, welche über wenig Zeit zu verfügen haben, aber in kurzer Zeit möglichst viel sehen möchten. Diese lernen nun innerhalb anderthalb Tagen das Reinthal kennen, machen eine Spitzenbesteigung und kommen höher oben im Thale erst wieder herunter, können am folgenden Tage noch Mairhofen oder Krimml oder endlich die Clarahütte im Umbalthale erreichen. Allerdings ist die Tour dann auch etwas anstrengend. Wer Zeit genug hat und eine größere Anstrengung scheut, thut jedenfalls am besten, wenn er Nachmittags von Taufers zur Bojer Alpe geht, am folgenden Morgen den Gipfel besteigt und wieder auf demselben Wege zurückkehrt. Wer aber sich mehr zutrauen darf, und namentlich wer sich durch einen steilen Abstieg nicht erschrecken läßt, kann auch über Bojen und die Bojer Alpe hinaufgehen und über Rein zurückkehren. Mag man die eine oder die andere Richtung wählen, in jedem Falle wird man von der Partie befriedigt sein und mit Vergnügen in späterer Zeit auf dieselbe zurückdenken.

Die Geschichtenerzähler in den Alpen.

Von **Hanns Gapp.**

Die gewaltigen Bergriesen, die sonst mit ihren weißen Schneemänteln im Sonnenlichte so herrlich dastehen, sind heute in bleigraue schwere Wolken gehüllt; unaufhörlich wirbeln im tollen Gewirre die Schneeflocken von denselben hernieder. Es ist Winter. Alle Gesträuche tragen weiße Hauben, und die Aeste der Bäume biegen sich weit herab unter der Wucht der geballten Massen. Lange Furchen im tiefen Schnee auf den Wegen zeigen die Spuren einzelner Wanderer. Das

ganze Bergdörfchen im kleinen Thale scheint ausgestorben zu sein. Doch bald blinkt, da die erste Dämmerung bereits vorüber ist, aus jeder traulichen Stube hinter kleinen matten Fenstern das schwache Licht des „Rendls" oder der Oellampe hervor. Um den Tisch herum sieht der neugierige Beobachter die Bewohner der Hütte im fröhlichen Kreise geschaart; denn wegen des unfreundlichen stürmischen Wetters ist heute das Leben und Treiben draußen früher als gewöhnlich verstummt.

Auch beim reichen „Hollerbauern", oben auf der hochgelegenen Berglehne, hat sich der Bauer mit Bäuerin, Kindern und Gesinde in der warmen Stube, wo der große Ofen steht, schon längst eingefunden. Die Suppe und das „Muß" mit Milch ist bereits gegessen und auch das Rosenkranzbeten unter heimlichem Gekicher und Geschwätz der jungen Leute ist zur Freude derselben vorüber. Die „Weiberleute" sitzen emsig an den schnurrenden Spinnrädern und neben ihnen haben plaudernd die Burschen aus der nächsten Nachbarschaft, welche sich zum Heimgarten eingefunden, Platz genommen. Auf der Ofenbank, „gleim" (knapp) am Ofen, hat der alte „Nähndel" (Großvater) sein liebes altes Plätzchen wieder aufgesucht und nickt bereits fortwährend im Halbschlafe mit dem Kopfe auf und ab. Auch auf dem Ofen, auf der „Dörre", ist es von dem übermüthigen Nachwuchs sehr belebt, was dem schläferigen „Melcher" hinter dem Ofen durchaus nicht behagt; dieser will, da er im Winter jeden Tag der Erste auf den Beinen und den Tag über meist in der kalten Tenne ist, ein kurzes Schläfchen am warmen Ort halten, daher kann er das Poltern über sich nicht dulden und schreit wiederholt, wiewol ohne Erfolg, um Ruhe hinauf. Das regste Leben herrscht aber am großen Tisch, an welchem ein Theil des „Hoangarts" (Besuches) mit den Knechten und dem ältesten Sohne „kartet". Eine Abtheilung „bietet", eine andere „parlackt" oder „zwickt".*) Um all dies Thun und Treiben kümmert sich die „Nahndel" (Großmutter), welche mit ihrer großen Brille in Beinfassung aus der alten Bibel mit den großen Buchstaben liest, nicht im geringsten; sie sorgt für das Jenseits.

„Lost's" (hört ihr), ruft auf einmal der Bauer, welcher nachlässig auf einer Bank ausgestreckt ruht, „es klopft an der Hausthür". „Nicht möglich, daß noch so spät ein ‚Hoangart' kommt", sagt die Bäuerin, „es hat ja schon lange ‚Bet g'läutet'." „Aber es bellt der ‚Ratz' so stark", brummt der Großknecht und stemmt sich auf, „es kann doch wer draußen sein." Lauter und deutlicher klopft es nun an der Thür. „Geh schauen, Hans, wer es ist, vielleicht ist ‚Lahngefahr'**) und man braucht uns", ertönt die Aufforderung an den ältesten Sohn des Bauern. Alsbald rasselt der schwere hölzerne Riegel hinter der Hausthüre zurück, und herein tritt in die warme Stube eine große Gestalt in zerlumpten Kleidern, mit Schnee über und über bedeckt. „Ich bitt' gar schön um

---

*) Beliebte Tiroler National-Kartenspiele.

**) Lawinengefahr.

Nachtherberge, ich komm' über das Joch, es ist schon spät, und ich weiß nicht, wo aus und ein." Alles verstummt. Die Kinder verstecken sich auf dem Ofen in den Hintergrund; denn unter dem großen verborgenen Hut, aus dem wettergebräunten bärtigen Gesicht blickt ein dunkles Augenpaar blitzend hervor. Von einer solchen unheimlichen Gestalt will der Bauer nichts wissen; er sucht dieselbe mit dem Vorwande, keinen Platz zu haben, weiter zu bringen. Aber die Bäuerin denkt an das stürmische Wetter und hat Erbarmen mit dem armen Wanderer. „Geh sieh, Vater", wendet sie sich an den Bauern, „lassen wir ihn in der Stube liegen; bedenk', wenn unsere Kinder vielleicht in den Krieg oder in die weite Welt hinausmüssen, so werden sie auch für jede Wohlthat dankbar und glücklich sein." „Ja, ja, so soll er halt bleiben." Die Bäuerin bringt das „Geloapete" (Ueberbleibsel von dem Abendessen) was der Fremde mit tausendfältigem Dank entgegennimmt.

Nun geht es an das Fragen: woher er ist, von wo er kommt, was er für ein Handwerk betreibt u. s. w. Nachdem er über seine Person zur Zufriedenheit der Fragenden Auskunft gegeben hat, setzt er sich auf die Ofenbank. Nun kommen auch die frischen Buben langsam näher und glotzen ihn mit großen Augen an. „Ah, das sind schöne Kinder! Solche Kinder zu haben ist ein großes Glück", ruft der Fremde plötzlich und sucht einen Knaben an sich zu ziehen, um ihm zu schmeicheln. „In der Welt sich so herum schlagen zu müssen, ist wol schwer. Kein Plätzchen auf der Erde sein nennen zu können und dem Unwetter jederzeit ausgesetzt zu sein, ist wirklich ein trauriges Loos." „Ja", fährt er nach einer Weile fort, „ein ruhiges und sicheres Heim zu haben, wäre ein großes Glück, das weiß man erst zu schätzen, wenn man sich wie ich in der weiten Welt so lange herumgeschlagen hat. Auf meinen Irrfahrten bin ich selbst nach Rom und nach Jerusalem gekommen." Aller Augen richten sich auf den Fremden, der mit wichtiger Miene die Wahrheit des eben Gesprochenen zu bekräftigen sucht. Auch die Großmutter unterbricht ihren Eifer im Lesen und wirft einen prüfenden Blick auf den Sprecher. „Ihr wollt es nicht glauben", fährt er in der Erzählung weiter, „nun so will ich euch von der heiligen Stadt und von dem heiligen Lande erzählen." Alle drängen sich näher zum Fremden der am Tische Platz genommen hat, und folgen mit ungläubigem Lächeln seiner Beschreibung der Gegend von Jerusalem mit den Cederwäldern, Bergen, Seen und heiligen Flüssen, dem Oel- und Kalvarienberge und der vielbethürmten heiligen Stadt, welche von ungläubigen Heiden bewohnt sei. Doch diese Beschreibung des heiligen Landes und anderer Wallfahrtsorte hat nur für die Großmutter und die Bäuerin Interesse; bei dem jungen Volke will es nicht verfangen. Das merkt alsbald der Fremde, welcher den Faden der Erzählung durch eine geschickte Wendung auf ein anderes Gebiet zu ziehen weiß. Er erzählt nun von Schlachten mit den Ungläubigen, von den Kreuzzügen und kommt dadurch natürlich auch auf Rittergeschichten. Alt und Jung, Groß und Klein folgen mit aufgeregter Spannung dem Vortrage schauerlicher Rittergeschichten, in denen

selbstverständlich Mord und Todtschlag in der Geisterstunde nicht fehlen. Nun hat der Fremde die Sympathien Aller erworben und sich als ein „Geschichtenerzähler" entlarvt, worüber sich besonders die Kinder freuen und fröhlich in die Hände klatschen.

„Heute gehen wir nicht so bald schlafen", ertönt es aus jedem Munde. Die Bäuerin geht in den „Gaden" und holt zur Stärkung eine Halbe selbstgebrannten „Kranabiters", welcher nebst Brot und Butter dem Geschichtenerzähler und den Andern gar wohl mundet. Eine Rittergeschichte reiht sich an die andere, ein Märchen folgt dem andern, und geht dem Erzähler einmal, was selten eintritt, der Faden aus, so hilft ihm seine reiche Phantasie schnell aus der Verlegenheit. Auch heitere Erzählungen, schnurrige Possen und Lügengeschichten kommen an die Reihe*).

„Es war einmal ein König, welcher in einem solchen Maße die Lebensfreuden und Unterhaltungen genossen hatte, daß ihn Alles, selbst sein Hofnarr, der sonst immer den König in guter Laune erhielt, langweilte. Voll Unmuth griff der König nach seinem Spieß und ging auf die Jagd. Als er mit seinem Gefolge im besten Jagen war, mußte er zu seinem Zorn bemerken, daß ihm Wilddiebe in seiner Nähe das bereits erreichte Wild wegstahlen. Nach langer Verfolgung gelang es aber, sieben Schuldige einzufangen. Das Ergebniß der Verfolgung wurde alsbald dem Könige gemeldet, welcher sich schon freute, eine harte Strafe über die Frevler zu verhängen; doch als er der ängstlich zitternden Gestalten ansichtig wurde, kehrte seine gute Laune wieder. Der liebe Gott hat ja das Wild für Alle erschaffen, sie sollen diesmal frei werden, dachte der gute König, und es geschah dem so. Als die Sieben sich für diese große Gnade bedankten, versprach er demjenigen ein großes Geschenk, welcher nach drei Tagen die größte Lüge vorbringe. Nach Ablauf dieser Frist fanden sie sich im Königsschlosse ein, und der Erste begann sofort auf einen Wink des Königs seine Lüge zu erzählen: „Eines Tages arbeitete ich bei dem Baue einer Kirche mit. Da erhob sich plötzlich ein Sturm, der mich über Wälder, Berge und Meere trug; endlich ließ er nach, und ich fiel in einen hohlen Baum so fest hinein, daß ich mich nicht rühren konnte. Was nun in dieser fürchterlichen Lage beginnen? Ich lief eilends um eine Hacke nach Hause, hieb den Baum auf und kroch heraus."

Unter zufriedenem Lächeln des Königs begann der Zweite: „Von unserem Schaffer erhielten unser drei Gesellen vor Jahren den Auftrag, einen großen Baum umzuhacken. Nach drei Wochen war die ausgehackte Rinne so groß, daß der Eine die Axtschläge des Andern nicht hören konnte und es eine solche Menge Späne gab, daß drei Schubkarren zur Verführung nicht ausreichten."

Mit siegesbewußter Miene erzählt der Dritte: „Als ich einmal das Dach eines hohen Thurmes deckte, entfiel mir aus Unvorsichtigkeit bei der letzten

---

*) Die beiden folgenden Märchen sind noch nirgends publizirt, dürften also für Sammler ähnlicher Volkstraditionen von Interesse sein. Sie stammen aus dem Unterinnthale.

Schindel der Hammer. Voll Aerger ging ich hinunter, denselben zu holen, um das Dach vollenden zu können; aber wegen der großen Höhe des Thurmes brauchte ich so lange Zeit zum Hinuntergehen, daß mittlerweile der eiserne Hammer verfault, und der hölzerne Stiel ganz war." Nachdem auch der Vierte, Fünfte und Sechste ihre ausgedachten Lügen erzählt hatten, bezweifelte der König bereits die Möglichkeit einer gerechten Entscheidung; doch der Siebente half dem König aus der Verlegenheit, indem er mit Anerkennung der Andern die größte Lüge dadurch hervorbrachte, daß er alle vorher erzählten Lügen als „lautere Wahrheit" hinstellte.

Am liebsten aber hören besonders die Kinder schöne Märchen, wie sie sich im Volksmunde Jahrhunderte hindurch vererbt erhalten. Ein Beispiel. (Originalmärchen). „Zwei Freunde, ein Waffenschmied und ein Wagner, gingen mit einander in die Fremde. Sie wollten treu und fest zusammenhalten in guten und schlechten Zeiten. Doch bald sahen sie ein, daß eine Trennung unvermeidlich sei, da sie verschiedene Handwerke übten. In einem Walde vor einer großen Eiche spaltete sich der Weg, auf dem sie wanderten; jeder verfolgte eine Abzweigung. Vor ihrer Trennung verabredeten sie eine Zusammenkunft an dieser Eiche nach drei Jahren zur selben Stunde. Jeder soll brav sein und besonders sparen, damit gemäß dieser Verabredung recht viel brüderlich getheilt werden könne; auch soll Jeder, wenn er in diese Gegend komme, ein Messer in die Eiche stecken zum Zeichen, daß er noch lebe. So trennten sie sich. Dem Wagner wollte das fleißige Arbeiten nicht behagen; er fand das Nichtsthun viel angenehmer. Warum soll ich arbeiten, dachte er sich, muß ich ja so alles Erworbene theilen. Er ging von Thür zu Thür betteln, legte sich, sobald er etwas zu essen hatte, auf die faule Haut und durchzog vieler fremder Herren Länder. Der Waffenschmied hingegen wanderte in die weite Welt hinaus und sparte das mühsam durch schwere Arbeit verdiente Geld zusammen. Aber das Unglück verfolgte ihn. Auf dem Meere verlor er bei einem Sturme seine ganze Habe und rettete nur sein nacktes Leben; ebenso schlecht erging es ihm bei einer Feuersbrunst. Mißmuthig über solche harte Schicksalsschläge brach er nach seiner Heimath auf; denn die drei Jahre waren bald zu Ende. Seine einzige Hoffnung war der Wagner. Müde und niedergeschlagen kam er eines Tages auf seiner Reise in einen großen Urwald, in dem er sich verirrte. Als die Nacht hereinbrach, stieg er auf einen hohen Baum hinauf; damit er vor den reißenden Thieren sicher wäre, legte er sich auf die unteren großen Aeste und versank bald in einen tiefen Schlaf. Um Mitternacht wurde er plötzlich durch ein prasselndes, zischendes Geräusch und krächzende Stimmen aufgeschreckt. In rasender Eile kam der Lärm näher, und zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß es der „Alber" mit einer Schaar Geister in hellem Scheine sei, welche sich auf dem Wipfel desselben Baumes, auf dem er Zuflucht genommen, niederließen. Er verhielt sich ganz ruhig und empfahl seine Seele dem lieben Gott. Nach kurzer Zeit begann das Haupt der Geisterschaar zu seiner Begleitung zu sprechen: „Ich bin der

größte Feind der Menschen. Vor meinem Namen erzittern Alle. Jedes Kind flüchtet, sobald man den Namen Alber nennt, ängstlich und weinend zur Mutter. Mir sind die tiefsten Geheimnisse der Welt bekannt. Die junge Königstochter dieses Landes ist seit Jahren erblindet. Alle Aerzte sind rathlos, und alle angerufenen Götter wollen nicht helfen. Aus Liebe zu seinem Kinde versprach der gute König demjenigen, der ihr das Augenlicht wiedergeben könne, die Königstochter zur Gemahlin und dazu den Thron. Zu ihrer Heilung giebt es nur ein Mittel. Hier in diesem großen Urwalde, in dieser Einsamkeit, wo es kein Sterblicher hört, will ich es euch mittheilen. Nicht jedes Jahr bietet sich das Mittel zur Heilung dar. In wenigen Tagen ist der erste Mai, und da wird Schnee fallen. Wenn man mit dem frischen Schnee, welcher in der nach dem Sonnenaufgang gerichteten Gartenecke fällt, die Augen der Königstochter berührt, heilt augenblicklich die Blindheit." Dieses und noch vieles Andere erzählte der Alber und flog dann mit seiner lärmenden Begleitung über das Thal. Der Waffenschmied konnte vor Freude kaum den Anbruch des Tages erwarten. Mühsam arbeitete er sich durch das Baumgewirre, und erst nach langer Irrfahrt lichtete sich endlich der dunkle Wald. Welche Freude! Vor ihm stand die mächtige Königsburg. Sein Herz pochte stärker, zaghaft trat er ein und stellte sich dem ehrwürdigen König als Wunderarzt vor, der gekommen sei, um seiner Tochter Heilung zu bringen. Der König schüttelte ungläubig das Haupt mit den weißen Locken und sagte endlich: „Den letzten Versuch will ich dir noch gewähren." Ungeduldig und sehnlichst erwartete der Waffenschmied, welcher heimlich die Königstochter mit dem flachsenen Haargelock gesehen hatte, den von ihm bestimmten Tag, den ersten Mai, zur Heilung. Am Morgen des Wundertages lag in der bezeichneten Ecke des Schloßgartens der Schnee. Auf einer goldenen Schüssel brachte der Waffenschmied ein wenig von demselben zur Königstochter und berührte damit ihre Augenlider. Und sieh! augenblicklich war die Blindheit der Königsmaid geheilt. Entzückt über die schöne Welt und noch mehr über den schlanken blonden Retter fiel sie demselben, ihrem Bräutigam, um den Hals, und der glückliche Vater gab dem jungen Paare den Segen. Durch zahlreiche Volksfeste drückte sich die Freude des Volkes über die Genesung der mildthätigen Königstochter und über den durch Götterbestimmung aufgefundenen jungen König aus. Ueber alle Freude und über alles Glück vergaß aber der Waffenschmied seinen Freund, den Wagner, nicht. Er eilte zur Eiche und fand in der Rinde derselben ein eingestecktes Messer vor, eine Hoffnung für ihn, daß der Wagner noch am Leben sei. Zur königlichen Hochzeit fanden sich Tausende von armen Leuten und noch mehr Bettler ein, da der König Freitisch und Geldgeschenke den Nothleidenden versprochen hatte. Auch der Wagner kam herbei, um zu betteln. Er setzte sich, lahme Glieder heuchelnd, an einen Weg, auf welchem das königliche Paar vorüberfahren mußte. Der junge König, in dem der Wagner durchaus nicht seinen Freund vermuthete, war nicht wenig erstaunt, seinen früheren Genossen in so dürftiger Lage mit kranken Gliedern getroffen

zu haben; er gab ihm ein großes Geschenk und freute sich, ihm seine Hülfe anbieten zu können. Der Wagner war aber mit dem einen Geschenk keineswegs zufrieden. Er suchte eine andere Stelle auf, an welcher der königliche Zug vorüberziehen mußte, grub ein Loch in den Boden, in welches er einen Fuß hineinsteckte, und füllte die Grube wieder aus. Jedermann glaubte nun, dem knieenden Armen fehle ein Fuß. Auch diesmal erkannte der junge König, welcher aber trotz des Unmuthes bei dem Anblicke dieses Gaunerstreiches die Mildthätigkeit walten ließ, den Wagner. Der Rest der drei Jahre bis zur Zusammenkunft an der Eiche ging für Beide schnell vorüber. Der Wagner vergeudete schwelgend die königlichen Geschenke. Zur verabredeten Stunde fand sich der junge König mit dem königlichen Gefolge an der Eiche ein; auch der Wagner kam in zerlumpten Kleidern und nicht mit dem nüchternsten Magen. Wie groß war nun sein Staunen, als er in dem jungen König seinen Freund wiedererkannte! Schmerzlich durchzuckte es ihn bei dem Gedanken an seinen herabgekommenen Lebenswandel und an die nothdürftige Lage, in der er sich immer befand. Aber plötzlich, nachdem er seine Fassung wieder erlangt hatte, erinnerte er sich mit aufleuchtenden Augen der Verabredung, am heutigen Tage Alles zu theilen, was Jeder erworben habe. Die Aussicht, auch König zu werden, brachte ihn vor Freude außer sich. Der junge König bot dem herabgekommenen Wagner ansehnliche Geschenke an und ermahnte ihn, zu einem ordentlichen Lebenswandel zurückzukehren. Der ganze Hochmuth trat aber nun bei dem verkommenen Freunde, der den ganzen Besitz zu theilen verlangte, zu Tage. Die Hälfte des Königreichs wollte der junge König ihm überlassen, doch der Wagner forderte auch den Mitbesitz der Königstochter. Ueber dieses frevelhafte Verlangen murrte die Begleitung des Königs und verlangte die Ausweisung des Frevlers aus dem Lande. Da dies auch der Wunsch des herbeigekommenen greisen Königs war, mußte sich der junge König fügen. Nach kurzer Zeit wurde der Wagner, mit Geschenken reichlich versehen, über die Grenze des Reiches gebracht. Und dem treuen Volke war der junge König ein mildthätiger und gütiger Landesvater durch viele Jahre." —

Das Märchen ist zu Ende, aber auch die Mitternachtsstunde längst abgelaufen, und noch immer stellt sich bei den Zuhörern der Schlaf nicht ein. Da giebt endlich der Bauer mit Zustimmung der Bäuerin das Zeichen und die Aufforderung zum Schlafengehen. Der „Hoangert" macht sich mit den Worten: „Das war heute schön und fein, ich wünsche gute Nacht!" auf den Heimweg unter tausendfältigem Dank für den Geschichtenerzähler, welcher in der warmen Stube auf der Ofenbank seine Liegerstätte aufschlägt. Die Kinder, welchen noch lange die schrecklichen Gestalten aus den Erzählungen vorschweben, können lange nicht einschlafen, und im Traume sehen sie die riesigen Raubritter mit gezückten Schwertern und die bösen Geister mit den fliegenden Haaren in wilden Sprüngen herumtanzen. Am nächsten Morgen will nun der Fremde seinen Weg weiter fortsetzen, aber auf dringliches Bitten bleibt er noch einen Tag. Von Nachbar

zu Nachbar wird es weiter erzählt, daß beim Hollerbauern ein Geschichtenerzähler am Abend erzählen werde, der es besonders gut „setzen“ könne. Alle freuen sich zum Holler in den Heimgarten zu gehen. Nicht nur einen Abend muß nun der Geschichtenerzähler, welcher von einem Bauern zum andern geladen wird, erzählen, sondern Wochen hindurch. Ueberall wartet man ihm mit einem guten Mittag- und Abendmahl, so gut es die ländliche Küche zu bieten vermag, auf.

Solche Geschichtenerzähler zeigen sich oft in einer Gegend. Besonders im Winter, wenn es keine oder nur schlecht bezahlte Arbeit giebt, sind sie nicht seltene Gäste in den Bauernstuben. Im ganzen „Landl“ und wol auch in den angrenzenden Gebieten der Nachbarländer wandern sie herum. Meist sind es Individuen, welche sich lange in der Welt herumgeschlagen und dadurch alle Lust zur Arbeit verloren haben, oft auch entlassene Militärs, denen die eigentliche schwere Bauernarbeit nicht mehr behagen will. Das reichste Kontingent liefert das Etsch- und Pusterthal. Sie suchen auf eine einfache Weise ihren Lebensunterhalt zu finden, ohne gerade unmittelbar zu betteln. Die junge Welt ist dieser Art von Geschichtenerzählern, welche es sehr gut verstehen, sich bekannt zu machen, besonders zugethan. Im Sommer, in welchem sich zur Ausübung ihres Gewerbes keine Gelegenheit darbietet, da die Abende zu kurz sind und die Bauern nach schwerer Arbeit die Ruhe aufsuchen, verdingen sie sich als Taglöhner. Andere gehen über den Sommer in die Schweiz, wo sie kleinere Arbeiten, welche in die Gärtnerei einschlagen, z. B. die Reben zu schneiden und Obstgärten zu reinigen, übernehmen. Im Herbst wandern sie wieder in die heimathlichen Berge zurück und streifen ihr Vaterland von Thal zu Thal ab. Nicht selten erscheinen sie als fingirte „Kraxentrager“ (Hausirer), wodurch ihr eigentliches Geschäft nur verborgen wird. Jederzeit sind sie auch bereit zum „Schnallendrucken“ (Betteln). Ihre schönsten Zeiten haben sie im Winter, wenn die längsten Abende sind, besonders um das Weihnachtsfest herum, wo es bei den Bauern lustig hergeht. An diesen Tagen sind sie meist schon lange vorhinein von einem Bauern eingeladen worden, und ist dies nicht geschehen, so machen sich diese Gesellen untereinander auf fette Bauern aufmerksam. Sie schlagen sich vom Herbste bis zu Weihnachten so durch, daß sie gerade dorthin kommen, wo sie die Feiertage zubringen wollen. In Verlegenheit kommen die Geschichtenerzähler nie. Auf geschickte Weise wissen sie auch, wenn sie eine geeignete Gesellschaft irgendwo treffen, sich in dieselbe einzudrängen, und ist ihnen dies gelungen, so wissen sie auf die geschickteste und anziehendste Art für Unterhaltung, sei es durch Erzählungen, durch Schwarzkünste mit Geld oder Karten oder durch Zauberei, Sorge zu tragen. Nicht selten erhalten sie bei den Bauern alte Kleidungen. Auch kommt es oft vor, daß sie in Gasthäusern um Geld Geschichten erzählen oder ihre anderen Künste sehen lassen. Nicht jedem Geschichtenerzähler gelingt es indeß, dem Geschmack der Bauern, welche oft sehr wählerisch sind und mit ihrer Beurtheilung gar nicht zurückhalten, zu entsprechen. „Der kann es gar nicht ‚setzen‘“, heißt es dann, wenn es nicht gefällt. Auch andere witzige Be-

merkungen fallen zum Schlusse der Erzählungen, wenn dieselben nicht entsprochen haben, wie z. B. „der es glaubt, wird selig", oder „der es nicht glaubt, muß einen Sechser zahlen". — Die Zeiten der Geschichtenerzähler scheinen jetzt nicht mehr die besten zu sein; denn sie tauchen immer seltener auf. Der Grund mag wol darin zu suchen sein, daß dieses Gewerbe der politischen Behörde nicht unbekannt ist, und längere Arbeitslosigkeit, welche als erster Beleg zum Ausweise über die Lebensverhältnisse des betreffenden Individuums dient, zu Mißverständnissen mit diesen Behörden führen würde.

Maria Waldrast.

Von **Fritz Meier**.

Zahlreich sind die Wallfahrtsorte, die der frommgläubige Sinn unserer Vorfahren errichtete. Hier erhebt sich eine stattliche Kirche im bevölkerten Thale, zu der Tausende von Betern ihr bedrücktes Herz hintragen; dort steht eine Kapelle mit dem Gnadenbilde in rauher Wildniß oder winkt herunter von kaum zu erklimmenden Felsen, wo sie der Legende nach auf göttliches Geheiß erbaut wurde. Eine der lieblichst gelegenen Wallfahrtsstätten ist wol Kirche und Kloster Maria Waldrast im nördlichen Tirol. Schon der Name bezeichnet es als das, was es in der That ist, nämlich als Ruheplätzchen mitten im Waldesgrün, umstanden von riesigen Felsgebirgen, die wie ernste Wächter auf das trauliche Nest herunterblicken, das der kühne Mensch sich da oben erbaut hat. Dorthinauf sollst du mir nun folgen, geneigter Leser. Vermögen wir auch nicht mit dem Kinderglauben des Volkes in das schlichte Gotteshaus zu treten, so bringen wir doch ein empfängliches Herz mit für die Wunder der Alpennatur und die großartigen Berge, die als Säulen einen zweiten herrlichen Dom, das blaue sonnduftige Himmelsgewölbe tragen.

Unser Ausgangspunkt ist Innsbruck, die Landeshauptstadt Tirols. Etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, nicht weit von der Prämonstratenserabtei Wilten, bricht der schäumende Sillfluß aus wilden Felsenschlünden in das blühende Innthal und bildet ein Querthal, durch das sich die Heerstraße über drei Gebirgsrücken, den Iselberg, Schönberg und Brenner, nach Italien windet. Zwei Berge eröffnen wie kolossale Thorflügel den Eingang desselben: der Patscherkofel zur rechten, und die Muttererspitze zur linken Seite. Zwischen den Beiden schauen wir im Hintergrunde ein pyramidenförmiges kahles Gebirge. Einsam ragt es, wie ein riesiges altersgraues Denkmal, in den blauen Himmel und fesselt jedes Auge durch seine wunderbaren, zackig zerrissenen Formen. Es

ist die 7733 P. F. hohe Waldraster- oder Serlesspitze. Der nordöstliche Abhang derselben ist mit Fichtenwaldungen überwachsen, und hier steht nun in einer kleinen Einsenkung das Serviten-Kloster Maria Waldrast, das Ziel unserer Wanderschaft. Du siehst schon, mein lieber Reisebegleiter, es mag eine ziemliche Strecke Weges bis dahin sein, fünf Stunden, wie dir der Kundige sagt. Darum wollen wir scharf auftreten und uns den Straßenstaub nicht verdrießen lassen, der um unsere Füße wirbelt, denn dafür entschädigt uns reich die malerische Umgebung. Wir ersteigen zuerst den historisch berühmten Iselberg, durch den jetzt im langen Tunnel die Lokomotive dampft, werfen von der Höhe desselben einen Scheideblick auf die nun verschwindende Stadt und wandern rüstig der italienischen Straße entlang. Wir befinden uns bereits im Sill- oder Wippthale. Links von uns rauscht tief unten das grünliche Gewässer, das sich in mannigfachen Windungen durch die waldigen Gründe drängt, bald verschwindet, bald schäumend wieder auftaucht. Hoch über dem Flusse und fast senkrecht abfallend führt an der jenseitigen Berglehne die Brennerbahn, dieses vielbewunderte Meisterwerk der Baukunst. Schon hier sind wir Zeugen grandioser, nun glücklich überwältigter Terrainschwierigkeiten; wir sehen abgesprengte Berge und ausgefüllte Thäler, und kaum scheint sich die Bahn endlich geebnet zu haben, so drängt sich wieder ein breiter Bergrücken vor, und ein Tunnel öffnet seinen schwarzen Rachen, um den brausenden Zug aufzunehmen und eine Strecke weiter drinnen wieder an's Licht zu speien. Ueber der Bahn ziehen sich als lieblicher Gegensatz sonnige Gelände hin mit Aeckern und Wiesen und übersäet mit Bauernhöfen. So kommen wir endlich über den stolzen Bogen der Stefansbrücke zum sogenannten alten Schönberg und zum Eingang des Stubaithales, das sich rechts von uns öffnet. Nach etwas mühevollem Aufsteigen gelangen wir auf das Plateau, wo wir für die gehabte Anstrengung reichlich durch die herrliche Einsicht in das Stubaithal mit den Gletschern im Hintergrunde entschädigt werden. Unweit des Zollhäuschens ist noch der Zirbelbaum zu sehen, von dem Goethe in seiner italienischen Reise spricht. Dreißig Schritte weiter steht die alte Post, einer der solidesten und renommirtesten Gasthöfe in Tirol. Vom Dorfe Schönberg, am freundlichen Kirchlein vorbei, führt ein sehr angenehmer Weg nach dem zweiten Orte des Thales, Mieders.

Von hier an beginnt der Aufstieg zur Waldrast. Der Weg geht anfangs ziemlich steil im Zickzack bald durch dichten Wald, bald über sonnige Abhänge. Von Zeit zu Zeit erinnern Stationskapellen an das fromme Reiseziel. Nach beiläufig zwei Stunden kommen wir dahin. Auf schmaler von Wald und ansteigenden Alpenmatten umgebener Ebene steht die kleine einfache Kirche, daneben das geräumige Kloster, das gegenwärtig nur ein Geistlicher aus dem Servitenorden bewohnt. Gegenüber demselben befindet sich das Gasthaus, das dem Fremden gutes Getränke und Speisen, sowie bequeme Unterkunft bietet. Wir wollen also hier vom zurückgelegten Wege ausrasten und dann dem Kirchlein einen Besuch abstatten. Von Prunk und Pracht finden wir hier nichts, nur

eine Unzahl wächserner Herzen, Füße, Hände und Thiere, Krücken und Votivtafeln, welche das Volk zum Zeichen des Dankes für empfangene Wohlthaten aufgehängt, bedecken die Wände. Malerei und die darunterstehenden Verse bieten in ihrer Einfalt manches Interessante. Reicher ausgeschmückt ist der Hochaltar, in dessen Mitte das Gnadenbild thront. Die Gottesmutter sitzt auf einem abgestockten Baumstamme, der vermittelst einer Säge sehr uneben abgeschnitten ist. Auf ihrer Rechten ruht das Jesuskind, die rechte Hand zum Segen erhebend und mit dem linken Arme die Mutter umschlingend, die dem Kinde einen Apfel darbietet. Die ganze Statue ist aus Lärchenholz geschnitzt und bemalt und, da sie um die Mitte des Leibes ganz kunstlos gearbeitet ist, mit einem Mäntelchen von Seide bekleidet.

Ueber den Ursprung des Wunderbildes belehrt uns die Legende folgendes: Es war im Jahre 1407, als zwei fromme Hirtenknaben aus der Gegend von Matrei auf den Bergwiesen die Schafe hüteten. Sie hatten sich in den Schatten eines großen Lärchenbaumes gelegt und waren fest eingeschlafen. Beide hatten einen seltsamen Traum. Sie hörten liebliches Geläute, und vor ihren Augen flammte ein wunderbares Licht. Inmitten des Strahlenkreises schwebte eine holde Frauengestalt mit einem lieblichen Kindlein auf dem Arme und blickte die Knaben so liebevoll und freundlich an, daß sie ihr zu Füßen fallen wollten. Bei der Bewegung aber erwachten die Knaben, und das schöne Bild war verschwunden. Die kleinen Hirten erzählten nun die gehabte Erscheinung zu Hause und vermochten einige Bauern mit ihnen zu gehen, da sich die schöne Himmelsfrau gewiß nochmals zeigen werde. Das war nun zwar nicht der Fall, aber siehe da, aus der großen Lärche war ein Bild herausgewachsen, gerade so, wie die Knaben es im Traume gesehen hatten. Voll Staunen und Ehrfurcht standen die Bauern umher. Nachdem man den Seelsorger geholt hatte, wurde das Wunderbild sorgsam abgesägt und in feierlicher Prozession in die Kirche von Matrei übertragen. Doch bald erhielt der Vater der beiden Hirtenknaben ebenfalls im Traum die himmlische Weisung, droben auf der Stelle, wo das Bild gefunden worden, demselben eine Kapelle zu bauen. Allein der arme Mann sträubte sich dessen und sprach: „Dös will i nit thuen.“ Ein solcher Auftrag war auch für den mittellosen Bauersmann keine Kleinigkeit. Weil aber die Erscheinung noch zwei Mal wiederkehrte, ließ es ihm keine Ruhe, und sein Eifer und seine Ausdauer ließen ihn die geeigneten Mittel und Wege finden, so daß wirklich auf der luftigen Höhe eine Kirche gebaut und später eingeweiht wurde. Stiftungen dankbarer Wallfahrer und besonders die Geschenke der frommen Landesfürsten Tirols vermehrten allmählich die Einkünfte der Kapelle, und endlich baute Erzherzog Leopold auf der Waldrast ein Servitenkloster. Anderthalb Jahrhunderte stand dasselbe, bis es unter Kaiser Josef's Regierung aufgehoben wurde. Das Marienbild übertrug man nach Mieders. Die verlassenen Gebäude wurden als Rinderalpe benutzt, und statt der Kirchenglocken durchtönte das Gebimmel der Kuhschellen die stille Bergeinsamkeit. Indeß das Volk hatte den

Wallfahrtsort liebgewonnen und zog nach wie vor zu der geweihten Stätte. Geldgeschenke verschiedener Verehrer machten bald die Wiederherstellung der Kirche möglich, in kurzer Zeit stand auch statt des verfallenen Klösterleins ein neues da, dazu ein Gasthaus für die andächtigen Besucher des Ortes. So ist nun die Waldrast, was sie früher gewesen, eine herzerfreuende Augenweide für die Gesunden und Fröhlichen und eine Quelle des Trostes für die Kummervollen. Denn welche sorgenschwere Brust athmete nicht leichter auf in dieser großartigen Alpennatur, erhaben über dem Treiben der Menschen? Hier oben weht die reinste Hochgebirgsluft, — wir befinden uns 5166 Fuß über der Meeresfläche — gewürzt von der lieblichen Alpenflora, und wenn sich über den waldigen Kuppen und zackig zerrissenen Felsen der Serlesspitze, die in überwältigender Majestät hinaufragen, der klare blaue Himmel wölbt, so begreift man, wie einst der berühmte Lyriker Jakob Balde die Waldrast zu seinem Lieblingsplätzchen erwählte und begeistert von ihr sang:

„Laßt mich! Werde der Gipfel eh' ein Abgrund,
Eh' der heiligen Waldrast ich entsage.
Gönn', o Jungfrau, dereinst in deinem Schooß' hier Ruhe dem Müden."

Aussicht gewährt die Waldrast selbst keine; sie liegt tief eingebettet, wie ein Kind in der Wiege. Wenn wir aber an den Ruinen des alten Klosters vorbei auf den waldigen Hügel steigen, so können wir auch diesen Genuß haben. Man übersieht von hier das Stubaithal und das Wippthal mit den dörferbesäeten Mittelgebirgen und weiter hinaus ein großes Stück Innthal mit der Stadt Innsbruck. Müssen wir aber endlich von dem schönen Plätzchen Abschied nehmen, so wollen wir nicht da hinabsteigen, wo wir heraufgekommen, sondern wenden uns nach Süden und folgen dem sanft abwärts leitenden Waldwege, der uns nach Matrei führt, in das uralte „Städtchen", wo schon die Römer hausten und im Mittelalter mächtige Ritter und Herren ihren Sitz hatten, wie noch manche sehenswerthe Ueberreste bezeugen. Hier befinden wir uns wieder bei der alten italienischen Straße.

Vom Walchensee über das Lamsenjoch nach dem Achensee.

Die zwei größten und schönsten Seen der deutschen Nordalpen, der Walchensee und der Achensee, sind durch den Weg über Jachenau, Fall und Achenkirch für das reisende Publikum verbunden. Außer diesem, ich möchte sagen offiziellen Wege existiren aber zwischen beiden Seen noch mehrere kleinere Wege und Pfade, die freilich wenig bekannt sind und nicht den Anforderungen

der größten Anzahl der Touristen entsprechen, nämlich nicht bequem genug sind, so daß der große Reisetroß lieber sich in den vorgeschriebenen Routen mechanisch fortbewegt, als einmal auf eigene Faust in das Gebirge hineinzuziehen und neue Wege aufzufinden und zu begehen. Einer dieser Pfade führt vom Walchensee über Jachenau direkt nach Vorderriß, von da über Hinterriß, das Plumser- oder Lamsen-Joch nach Pertisau am Achensee. Der Uebergang über das Plumserjoch von Hinterriß ist leichter als der über das Lamsenjoch, und daher auch viel gekannter, während das letztere bei der Welt der sog. Reisenden noch ziemlich in dem Dufte der Nichtgekanntheit liegt, somit aber für den echten Alpenfreund größere Reize als die sogenannten Routen bietet.

Es war ein schöner Augusttag, als wir gegen Abend vom vielgepriesenen Walchensee bei Sachenbach Abschied nahmen und in den dunkeln Fichtenwald einzogen, der uns kurz vor den ersten Häusern der Jachenau das Licht der Sonne wieder blicken ließ. Ich glaube, daß es nicht nöthig ist, hier näher auf dieses begünstigte Stücklein Erde einzugehen, sondern ich will nur erwähnen, daß es, wie auf alle Besucher, auch auf uns den vortheilhaftesten Eindruck machte. In dem guten Gasthofe brachten wir die Nacht zu und verließen am nächsten Morgen um 5 Uhr wieder das freundliche Thal.

Ungefähr $^1/_4$ Stunde vom Wirthshause entfernt schlängelt sich ein Fußweg an der rechten Thalseite der Jachenau empor, auf dem wir bald in die Wolken gelangten, die unruhig über dem Thale wogten und uns treue Begleiter beinahe bis Hinterriß blieben. Als Führer diente uns der „rothe Amthor" und die bayerische Generalstabskarte, sonst wanderten wir, wie auch später, ohne Träger oder Führer im Tannendickicht fürbaß. — Bald erweiterte sich der Fußweg ein wenig und brachte uns an eine Sennhütte, in der uns ein steinaltes Mütterchen einen Weidling der schönsten Milch, Brot und Butter für wenige Kreuzer vorsetzte. Einige Schritte hinter dieser Hütte verliert sich der Weg in einen schmalen Pfad, von dem wir jedoch nach einer $^1/_2$ Stunde weiteren Marschirens richtig zu unsern Füßen das Isarthal und Vorderriß sehen konnten, da die Sonne schon Gewalt bekommen hatte, die morgigen Nebel zerriß und freundlich das niedliche Bild beleuchtete. Von unserm Uebersichtspunkte wand sich der Pfad steil hinab zur Fahrstraße im Thale, auf der eine gute Anzahl Sommerfrischler, in elegantem Kostüm und den unverkennbaren Berliner Dialekt sprechend, sich eingefunden hatte und gemüthlich unserer Kletterei zuschaute, die wir, wie es schien, denn auch zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit ausführten.

Das königlich bayerische Jagdschloß Vorderriß ist weit und breit bekannt, so daß ich eine Beschreibung wol unterlassen kann. Einige Gläslein Wein stärkten uns in dem beim Schloß gelegenen Försterhause für die Fortsetzung unserer Wanderung.

Von den drei Wegen, die bei Vorderriß zusammentreffen, wählten wir den östlichen, der uns bald an das Ufer des Rißbaches führte.

Entsetzliche Schuttmassen, die der Bach bei seinem Eintritt in die Isar auf das umliegende Terrain wälzt, erzählen von der Wildheit in der Jugend seines Laufes. Von dem Trümmerfelde zog sich die Straße immer am Ufer hin, bis wir circa $^3/_4$ Stunde hinter Vorderriß die tirolische Grenze überschritten. Hier drängt sich links der bewaldete Scharfreiter an den Weg, während rechts zuweilen ein Fernblick nach dem Karwendelgebirge sich erschließt.

Das Rißthal zählt zu den bewaldetsten Bayerns und Tirols und ist von Mengen Wildes aller Gattungen bevölkert, in den unteren Partien hauptsächlich vom Edelhirsch und weiter droben vom freien Kind der Alpen, der Gemse. Dieser Wildreichthum hat schon mehrere fürstliche Häupter veranlaßt, hier hinten, fern vom Treiben der Welt, ihrer Jagdlust zu fröhnen.

Die Straße gelangt in zahlreichen Windungen an eine Brücke, von der sich dem Wanderer eine kleine Umschau über das herrliche Waldthal bietet. Die nächste Umgebung bildet nichts als dunkler Fichten- und Tannenwald, in dem sich hie und da einmal eine Arve vorfindet, während darüber hinaus sich grüne Almen zeigen, die von maueräh nlichen Felskronen überragt sind. Ueber der Landschaft liegt gerade jetzt jener Duft, der der ganzen Gegend ein heiteres Ansehen verleiht, das nur die Mittagssonne erzeugen kann im Gegensatz zur abendlichen Sonnenbeleuchtung, dem wehmüthigen Abschied des Tages von der Erde, der wiederum das romantische Blau hervorzaubert.

Wir zogen unseres Weges weiter bis die erste Wallfahrtsstation uns von der Nähe des Klosters Hinterriß belehrte. — Plötzlich öffnet sich der Wald, und wir sehen vor unseren Blicken ein reizendes Bildchen entrollt: in freundlicher Umgebung das Klösterchen, und hinter diesem das jetzt dem Herzog von Coburg-Gotha gehörige (früher hatte es der Fürst von Leiningen) Jagdschloß, in gothischem Stile erbaut; das Thal wird freier, und unbehindert kann das Auge zu den umstehenden Berggipfeln schweifen, unter welchen sich besonders die Falken auszeichnen. Ueberhaupt wechselt das Thal bei Hinterriß seinen Charakter; während nämlich von Vorderriß bis Hinterriß hauptsächlich Wald den Wanderer begleitet, verschwindet ersterer hier mehr und mehr, und die öden Felsen gewinnen die Oberhand in der Szenerie. Das Klösterchen zählt nur drei geweihte Diener der Kirche als Insassen, an deren Spitze der Superior Benvenuto steht, den wir als leutseligen, liebenswürdigen Mann kennen zu lernen bald Gelegenheit hatten. Die drei Mönche haben im Sommer die schwierige Aufgabe zu erfüllen, die umliegenden Sennereien aufzusuchen und dort christlichen Trost zu spenden, außerdem aber müssen sie noch Wallfahrten abnehmen und die gewöhnlichen kirchlichen Arbeiten erledigen, im Winter dagegen sind sie von aller Welt abgeschlossen und nur auf sich selbst und den Umgang mit den Jägern des Schlosses angewiesen. Man sieht demnach, daß ihre Stellung nicht die schönste der Welt ist. Das Kloster besteht aus einem einzigen Gebäude, welches das Kapellchen, die Wohnungen der Mönche, die Wirthschaft und die Wohnung der Wirthsleute enthält. Wie schon gesagt, liegt das

Jagdschloß etwas höher am Bergeshange. Sein Inneres that sich uns nicht auf, da uns die Zeit zu karg zugemessen war.

Als wir uns dem Kloster näherten, eilte der Pater Benvenuto auf uns zu und leitete uns nach herzlicher Begrüßung sogleich in die sehr empfehlenswerthe Klosterwirthschaft, in welcher unser durch die Hitze etwas niedergeschlagener Humor durch wohlzubereiteten Hirschbraten und Fastenspeise, hauptsächlich aber durch vorzüglichen Kalterer Rothwein aufgefrischt wurde. Pater Benvenuto erfuhr von uns das Neueste, das draußen in der Welt vorgegangen war, wir dagegen durch ihn, daß im Thiergarten des Schlosses eine alpine Seltenheit zu sehen sei. Nach Beendigung der Mahlzeit suchten wir natürlich dieselbe auf und fanden außer mehreren Prachtexemplaren von Hirschen einen Steinbock mit seinen drei Ziegen, die sich wacker in dem eingezäunten Raume herumtummelten, auf unser Rufen aber an das Gehege kamen, um sich streicheln zu lassen.

Hier verabschiedeten wir uns von unserm freundlichen Gesellschafter und zogen wieder am Rißufer entlang der Hagelhütte zu.

Nach mehrstündigem Marsche war sie erreicht, die ersehnte Hütte, oder besser Hüttenkomplex, denn 3—4 Hütten tragen den Namen Hagelhütte. Wir hatten die Hoffnung gehabt, in derselben ein Unterkommen zu finden, doch diese wurde enttäuscht, da jede Thür verschlossen war und unser Rufen nur von den uns gegenüber emporsteigenden Felswänden beantwortet wurde. Der Rest von Speise und Trank, welchen unsere Säcke enthielten, wurde verzehrt, und wir überlegten uns, wie wir zu gehen hätten, und wo Unterkunft für die Nacht zu finden sei. Links von uns stieg der Weg zum Plumser Joch auf, über das wir am kürzesten nach Pertisau gelangen konnten; aber wir zogen vor, den Uebergang zwischen den Lamsenspitzen und dem Sonnenjoche zu begehen, was wir auch nicht bereuten.

Nach Hinterriß hinab zogen sich waldige Bergrücken, die nur für den Waidmann Interesse bieten und meist bis zu ihren Gipfeln mit Jagdpfaden umzogen sind. Vor uns erhebt sich das kolossale Fundament des Sonnenjoches, das den linken Wächter des Blaubachthales, das zu betreten wir im Begriffe waren, bildet. Im Hintergrund des Thales erheben sich in erschreckender Wildheit die Lamsenspitzen, am Fuße von Schnee- und Schuttmassen umgeben. Die andere Seite des Blaubachthales wird wieder durch steile Felsriesen gebildet, hinter denen schon die Sonne hinabgestiegen ist und uns die ersten abendlichen Schatten sendet.

Der bis zur Hagelhütte gute Weg hörte bald hinter derselben auf, und wir sahen uns genöthigt, auf das Gerathewohl weiter zu marschiren. Der Fichtenwald endete auch, und nun befanden wir uns in dem mit prächtigen Ahornstämmen überspannten und vom Sennen der Alpe Eng allein bewohnten Blaubachthale.

Aus der abendlichen Dämmerung war inzwischen Nacht geworden und noch war keine Hütte entdeckt. Schon gedachten wir unsere Häupter der Mutter Erde

anzuvertrauen, als wir in der Dunkelheit einzelne Rinder bemerkten, die uns die Nähe menschlicher Geschöpfe verriethen. Mäntel, Ranzen, Gläser und sonstiges Gepäck wurde nochmals aufgesackt und wieder weiter über Stock und Stein den Lamsen zugetappt, bis uns plötzlich Hundegebell und Lichtschein zu unserer Linken belehrte, daß wir das Gewünschte gefunden, nämlich die Hütte der Alpe Eng. Ein Juchzer rief den Sennen vor die Thür, und dieser begrüßte uns, nachdem er seinen händelsüchtigen Hund beschwichtigt hatte, mit biederem Handschlag.

Er tischte uns trefflichen „Schunken" und Rothwein auf, dem wir wacker zusprachen, und zeigte uns sein Fremdenbuch, welches freilich erst wenig beschriebene Seiten aufweisen konnte, von denen wiederum die Mehrzahl mit Innsbrucker Namen angefüllt war. Auch wir setzten unsere Namen hinzu, leider aber nur mit Bleistift, da Tinte nicht vorhanden war.

Die Umgebung der Alpe Eng ist eine ausgezeichnete. Drei Thalseiten sind, wie schon gesagt, von den schroffsten Felsen gebildet, so daß das Thal nur nach der Hagelhütte zu geöffnet ist. Das schönste Grün bedeckt die Thalsohle und endigt kurz vor dem Schnee, der sich von den Lamsen herabzieht, alles dies giebt ein kleines, aber schönes Landschaftsbild. Noch lange saßen wir vor der Sennhütte im Gespräch mit dem Sennen und einem brustkranken Schneider, der hier oben Besserung seiner Leiden suchte. Schon lag die finstere Nacht im Thalkessel, als die Lamsenspitzen noch im Sonnenlichte prangten, dann aber fahler und fahler wurden und endlich nur in gespenstischer Blässe rießengroß am Horizonte sich abzeichneten. — Die ersehnten Gemsen zu sehen war uns für diesen Tag nicht beschieden gewesen, doch schwur uns der Senne hoch und theuer, daß wir den nächsten Morgen gewiß die „Gams" sehen würden, die sich stets in größter Nähe der Hütte umhertrieben. Unser Heulager war in der Nebenhütte bereitet, die, wie überall in den Alpen, als Ziegenstall diente; leider konnten wir nicht viel an's Schlafen denken, denn die Thiere, unsere Nachbarn, machten während der ganzen Nacht einen heillosen Spektakel.

Es mochte wol 3 Uhr sein, als ich mich am nächsten Morgen erhob. Dämmerung lag über dem Thale, so daß ich an dem dunkeln Waldsaume nichts Genaueres unterscheiden konnte. Ich wartete daher auf meinem Beobachtungsposten, da ich doch einmal Gemsen sehen wollte, bis volle Tageshelle herrschte, doch ließ sich abermals kein Stück sehen, nur ein stattlicher Hirsch zog wenige Fuß an meinem Verstecke vorüber zur Tränke.

Es war nun keine Zeit mehr zu verlieren, denn es galt den eigentlichen Uebergang nach Pertisau zu gewinnen. Die Gefährten waren inzwischen auch aufgestanden, und so zogen wir nach Abmachung der billigen Zeche links von der Alpe Eng in einer kleinen Schlucht empor. Der Senne hatte uns möglichst genau die Richtung, die wir einhalten sollten, beschrieben, und wir stiegen lustig weiter. Bald gewannen wir eine Umschau über die Gegend; wir befanden uns ziemlich nahe bei den Lamsenspitzen, wendeten uns jedoch nachmals links und

kletterten in zahlreichen Windungen an einer steilen Wand hinan, die von einer losen Schuttmasse überdeckt war, welche das Gehen ein wenig erschwerte.

Der Uebergangsgrat wurde auf diesem Pfade erreicht, doch zeigte sich vor uns nicht, wie wir gehofft, der Achensee, sondern ödes Gebirge. Zu unseren Füßen lag die Gramaialpe, uns gegenüber erhob sich der schroffe Felskoloß des Sonnenjoches, von Schaaren von Alpendohlen umkreist, die mit ihrem Gekrächze das tiefe Schweigen unterbrachen. In unserm Rücken breitete sich das umfangreiche Gemsrevier des Herzogs von Coburg-Gotha aus, das Gamsjoch grüßte herüber, von dem rechts das Karwendelgebirge und die Falken aufwuchsen, während sich links die Berge des Innthales zeigten. Die herrlichste Flora bedeckte den Boden, besonders zeichneten sich durch große Menge der stiellose Gentian und das chokoladenartig riechende Braunellei aus. Der Abstieg nach der Gramaialpe wurde schnell vollzogen, doch war die Hütte vollständig verlassen, und keine Erquickung bot sich unseren durstigen Gaumen dar. Die Fortsetzung war etwas schwieriger, da sich der Weg in dem Geröll total verlor, doch wir vertrauten auf unser gutes Glück und stiegen nahe eines aus den Felsen hervorschießenden Baches abwärts. Für Personen, die nicht ganz sichere Füße haben, ist der Weg nicht gerade zu empfehlen, und auch nicht für solche, die stark zum Schwindel geneigt sind, da einige Stellen zu passiren waren, wo wir uns mit Hülfe der überhaugenden Latschen am Grunde vorbeischwingen mußten, doch mit der Zeit wird man auch hier ordentliche Wege machen (bereits theilweise geschehen. Die Red.).

Die Sonne stand bereits im Mittag, als wir wieder ebene Erde betraten, das äußerste Ende der Pertisau, auf dem sich eine Hütte vorfand, die aber auch leer war, und wir konnten hier ebenso wenig, wie droben auf der Gramaialpe, etwas für des Leibes Stärkung erlangen. Ein Brunnen spendete uns frisches Quellwasser, das uns sehr mundete, und wir benutzten die kurze Rast, um uns möglichst zu reinigen, da zu erwarten war, daß vorn am Achensee ein zahlreiches Sonntagspublikum (es war Sonntag) von Innsbruck sich versammelt hatte. Einen Marsch von circa 1½ Stunden hatten wir noch zurückzulegen, bis wir wieder dem ersten menschlichen Wesen begegneten, einer einsam wandelnden Dame, die uns von des Sees Nähe auf Befragen unterrichtete, da wir denselben noch nicht zu sehen vermochten, weil üppiger Fichtenwald die Aussicht verdeckte.

Richtig da liegt er, der Ersehnte, umrahmt von prächtigen Waldbergen, die leider heute in den oberen Partien etwas verwölkt sind; doch können wir noch nicht die ganze Länge des Sees überblicken, sondern nur seine Südspitze. Unsere Ahnung, daß zahlreiche Innsbrucker Gäste sich in Pertisau eingefunden haben würden, betrog uns nicht, denn der Statthalter von Tirol war mit seinem Anhange im Fürstenhause anwesend. Wir gründeten daher hier nicht unser bleibendes Quartier, sondern verließen nach Einnahme eines guten Mittagessens im Pfandler, zu dem ein kräftigendes Seebad unsern schon reichlich vorhandenen Appetit vermehrt hatte, die Pertisau und trollten nach Jenbach, um von da weiter in Tirol vorzudringen. **A. S.**

Donau-Perlen.

Touristische Schilderungen von **Ferdinand Zöhrer.**

I. Grein und die Scylla und Charybdis der Donau.

Eine Nachtlandschaft! In feierlicher Ruhe steigt der Mond aus den dunklen Wäldern herauf, sein sanftes Licht gleitet an den himmelhohen Tannen herab auf die wenigen Matten, die sich rechts und links in die gewaltigen Waldpartien eingedrängt, und bald spiegelt sich die große Scheibe in den Fluthen der Donau, deren Wellen hellauf blitzen in die

„ernste, milde, träumerische,
Unergründlich tiefe Nacht".

Lustig und heiter tänzeln sie noch fort in den gewaltigen Engpaß hinein, den rechts und links die Gneis- und Granitfelsen zusammengepreßt. Die Silberstrahlen des Mondes kriechen jetzt hinauf auf einen steilen Felsvorsprung am linken Ufer, den eine gewaltige Veste, die Greinburg, krönt; in ihrem Lichte erglänzt die Fensterfront des imposanten Baues, des herrlichen Schlosses, das fast vier Jahrhunderte lang herabblickt auf die Wellen des Stromes, der manch' Leid' und Freud' herabgetragen aus den oberen Landen, an denen er unaufhaltsam vorbeigeeilt, wie das Leben der Menschen, rastlos, schnell, wie der unglückliche Lenau so treffend sagt:

„— — Ein Verrauschen, ein Verschwinden
Alles Leben! doch von wannen?
Doch wohin? die Sterne schweigen,
Und die Welle rauscht von dannen."

Neugierig lugt der Mond hinein bei den Fenstern des imposanten Rittersaales, beleuchtet die Portraits vieler Herrscher Oesterreichs und die Ahnenbilder voriger Besitzer von dem Erbauer Heinrich Prüschenk, Freiherrn zu Stettenberg, 1493 an, bis in die neueste Zeit, wo auf der Burg wieder frohe Tage eingekehrt unter dem heutigen Besitzer, dem regierenden Herzoge von Sachsen-Coburg-Gotha.

Aeußerst interessant für den Freund des edlen Waidwerkes ist die im großen Burghofe, der mit dreifachen Arkaden von 27 Bogen umgeben, angebrachte Sammlung von nahezu 200 Hirschgeweihen, deren Träger in dieser Gegend erlegt wurden.

Den Mantel der Ruhe und Sitte hat die Nacht über das Tags hindurch sehr belebte Städtchen Grein gebreitet. Das Städtchen macht es sich am Fuße des Schloßberges recht bequem; seine Existenz ist eine uralte. Schon 1140 wird Grein als Pfarrort genannt. 1206 kaufte Herzog Leopold von Oesterreich

Grein um 600 Pfd., Herzog Sigmund verlieh dem aufblühenden Orte viele Rechte und Stromfreiheiten und 1491 wurde Grein von Kaiser Friedrich III. zur Stadt erhoben. Aber auch trübe Tage kamen über Grein, und deren Zahl war keine geringe. 1476 zündeten die Böhmen die Stadt an, wurden aber dann total geschlagen; 1645 brachte die Pest und 1682 eine furchtbare Ueberschwemmung bitteres Weh' hieher. — Heute ruht die kleine Stadt im Frieden!

Langsam senkt sich das Mondlicht über den Schloßberg mit seinen englischen Anlagen, Pavillons, Kiosken herab, und silberne Krönlein tragen wieder die Wellen des Stromes, den ein Felsenriff von links nach rechts drängt und so einen kleinen Wirbel, den früher gefürchteten „Greiner-Schwall", bildet, der jetzt ganz ungefährlich. Bald herrscht wieder Ruhe, unendlich tiefe Stille in den Wäldern oben, Ruhe und Frieden in den Wellen unten.

Doch jetzt horch! Ist's nicht ein fernes Brausen, das an unser Ohr dringt, beängstigend in dieser unsagbar düsteren Umgebung, doppelt unheimlich in der Stille der Nacht?

Die Gebirge treten rechts und links etwas auseinander, das Brausen kommt näher und stärker, es wird zum Tosen des Wasserfalles, die silbernen Krönlein, die das Mondlicht auf die Wellen gelegt, werden von diesen zerrissen, verschlungen; die Fluthen sind unruhig geworden, nicht mehr harmlos stille eilen sie dahin, stürmischer geht es abwärts, dem ehemals so furchtbaren „Strudel und Wirbel" zu, der „Scylla und Charybdis" der Donau, deren dumpfes Gebrause einstmals zum furchtbarsten Memento mori wurde für zahlreiche Schiffer, die von hier ab pfeilschnell dem Abgrunde eines jämmerlichen Todes zugeschleudert wurden. Eine gewaltige, bei 400° lange und 200° breite Felseninsel, der „Wörth" genannt, theilt die tosende Wassermasse rechts in den „Hößgang", der nur bei großem Wasserstande fahrbar, links in den „Strudel, Strum", circa 500 Schritte lang, nahe am Ufer der Wörther-Insel, als fahrbares Wasser benutzt. Die in den Rinnsale früher so gefährlichen Steinkugeln, „Bomben" genannt, sind durch geschickte Sprengungen entfernt, die, vereint mit der Anlage eines 85° langen Steindammes, jede Gefahr beseitigt haben. Die beiden Stromarme vereinigen sich gleich unterhalb der Insel Wörth, das Gefäll beträgt jetzt 4 Fuß auf je 100 Klafter. Nahe dem rechten Ufer lag früher eine weitere Felseninsel, der „Hausstein", dem die vereinten Gewässer mit Gewalt zustürzten; durch den Anprall an das linke Ufer gegen den „langen Stein" zurückgeschleudert, bildeten sie so einen trichterförmigen „Wirbel", der einst so gefürchtet und gefahrvoll war, jetzt aber nur eine unbedeutende Stromschnelle ist. Das ist der „Strudel und Wirbel" heute. Maria Theresia und ihr Sohn Joseph II., jene unvergeßlichen Regenten Oesterreichs, fingen das erhabene Werk der Menschenrettung an, Kaiser Franz I. und Ferdinand I. setzten es fort, und dem heutigen Herrscher Oesterreichs, Franz Josef I., blieb es vorbehalten, das Werk zu beenden und die Gefahren nur noch der Tradition zu überliefern.

Doch blicken wir zurück einige Jahrzehnte. Auf dem hölzernen Schiffe, dem tiefgeladenen „Kehlheimer", auf der „Ulmer-" und „Linzer-Ordinari" welch' angsterfülltes Hin- und Hereilen der „Schiffsknechte", welch' langes Schauen des grauen „Nauführer", der in Grein als Schiffsleiter genommen wurde. Er ist hunderte Male diese Strecke gefahren und hunderte Male preßte es sein Herz zusammen. Wehe, wenn seine Hand nicht Kraft genug hatte, das Steuer bald hinüber, bald herüber spielen zu lassen. Die Bomben im Strudel, die Riffe am Haussteine und der Trichter im Wirbel konnten ihm ein nasses Grab bereiten. Damals galt es doch nur dem Kampfe mit einem Elemente, dessen heute der Mensch an dieser Stelle Herr geworden. Doch blicken wir zurück einige Jahrhunderte. Derselbe Mond, der heute ein Bild unendlichen Friedens in erhabener Umgebung beleuchtet, der seine Strahlen über das Siegeswerk der Menschen heraufgleiten läßt, derselbe Mond sah einst herab auf eine Stätte, wo sich die furchtbarsten Schrecken der Natur mit den noch furchtbareren Gefahren vereinten, die eine entmenschte Horde, die hier hauste, über diese Gegend gebracht. Wie oft mögen seine Strahlen in die düsteren Burgverließe der Raubnester gedrungen sein, die auf allen Felsen klebten, deren Trümmer noch heute als stumme Zeugen entsetzlicher Thaten in die sternbesäte Nacht emporragen; wie oft mag er Zeuge gewesen sein, von den wildesten Orgien, die das Raubgesindel in der Burg feierte, während der beraubte Schiffer im tiefsten Kerker schmachtete, mit seinem letzten Seufzer den rächenden Gott fordernd. Jene Zeiten sind längst vorüber, die Schlösser der frechen Gesellen wurden gebrochen, sie selbst in alle Winde gestäubt, und mit dem Epheu, der sich über die Trümmer rankt, zieht auch manche Sage ein in die bröckelnden Mauern. Da erhebt sich auf der Insel „Wörth" die Ruine einer Burg gleichen Namens; die Veste wurde schon 166 nach Christi Geburt, unter dem römischen Kaiser Marc Aurel, zum Schutze der Donauflotille gebaut, wurde später zum gefürchteten Raubneste, in dessen Verließen Tausende elend umgekommen. Zerstört wurde die Burg 1305 durch Albrecht I., dem Sohne Rudolphs von Habsburg. — Krächzend fliegt ein Käuzchen auf und hinüber nach den Ruinen der Burg Werfenstein, wo Kaiser Maximilian I. im Jahre 1502 auf der Reise nach Wien übernachtet haben soll. Burgruine Struden neben dem Markte gleichen Namen. Vor Kurzem waren auf dem sogenannten „Haussteine" noch die mächtigen Trümmer der Burg „Werfl" mit dem durch romantische Sagen bekannten Teufelsthurme zu sehen. Letzterer war das gefürchtetste Raubnest der ganzen Gegend und der Sage nach der Sitz des „grauen Mönches". Als im Jahre 1045 Kaiser Heinrich III. mit dem Würzburger Bischofe Bruno gegen Ungarn reiste, sei das „graue Mönchlein" dem Bischofe erschienen und habe ihm mit baldigem Tode gedroht. Später übernachteten Kaiser und Bischof im nahen Schlosse Persenbeug. Während des Gelages stürzte der Saal ein, Bischof Bruno fiel sich zu Tode, Kaiser Heinrich III. war ohne Schaden geblieben. Auch Kaiser Maxmilian I. hatte 1502 bei seinem Uebernachten auf Burg Werfenstein dem „grauen Mönchlein" vom Hungerthurme sein Leben zu verdanken.

Alles ist heute in Schutt und Trümmer, kein Stäubchen mehr zu finden von den trotzigen Gesellen, die die Fahrzeuge aufgehalten mit Ketten und Haken, die Schiffer ersäuft oder erschlagen hatten. Jeder Sturmwind, der durch die öden Maŭern braust, wirft ein Stück Gemäuer in die Fluthen, und mit ihm ein Stück Barbarei eines finsteren Zeitalters.

Erhaben als Symbol des Friedens steht auf dem höchsten Riffe der Insel „Wörth" das Bild des Gekreuzigten, zu dem seit drei Jahrhunderten wohl Tausende von angsterfüllten Schiffern hinaufgeblickt haben mögen. Ein Graf aus Tirol ließ es 1552 aufrichten. Die kolossale Gruppe ist aus Granit über 2° hoch, am Kreuzesstamme steht Maria. Der Stifter lebte 12 Jahre als Einsiedler auf der Insel; er verunglückte auf der Reise mit seiner Frau an dieser Stelle, rettete sich jedoch durch Schwimmen. Seine Gattin für todt haltend, bedauerte er sie durch eine lange Reihe von Jahren. Doch ein günstiges Geschick hatte sich dieselbe gerettet, die Arme, die hinwiederum ihren Gatten beweinte. Die Kunde von dem Einsiedler auf Wörth drang zu ihr, und beide fanden sich, gaben ihren Dankesgefühlen gegen die schützende Allmacht in Errichtung des Kreuzbildes Ausdruck.

Es rauschen die Wälder, es toset die Brandung am Fuße des Felsens, unerschütterlich steht das gewaltige Kreuz auf steiler Höhe; der Mond wirft sein bleiches Licht auf die Züge des Gottmenschen, weithin leuchtet das Kreuz vom hohen Felsen hinab in die tosende Fluth. Die Wellen stürzten seit Jahrhunderten an ihm vorüber und werden noch Jahrhunderte lang sich an dem Felsen brechen, und auch dann wird noch leuchten im sanften Mondeslichte das Kreuz auf der Insel Wörth.

Eine Wintertour auf das Kellerjoch.

Von B. Lergetporer jr.

Es war schon lange eine Lieblingsidee von mir, der aussichtsreichen Spitze des Kellerjoches*) auch im Winter einen Besuch zu machen. Wintertouren gehören in der Touristenwelt ja schon lange nicht mehr zu den Seltenheiten, doch immer traten Hindernisse entgegen, und erst das Jahr 1876 sollte die Erfüllung dieses lang gehegten Wunsches bringen.

Am 3. Februar, einem prachtvollen Wintertage, verließ ich mit meinem Freunde H . . . Sch . . . ., der sich bereit erklärt hatte, die Partie mitzumachen, um 1 Uhr Mittag Schwaz. Die Witterung versprach das Beste. In der Höhe herrschte schon längere Zeit Südwind. Die Temperatur war allem Anscheine

---

*) S. S. 51 dieses Bandes, mit Panorama des Herrn Verfassers dieser Skizze.
D. Red.

nach dort oben ganz angenehm, während im Thale besonders am Morgen kalter, unfreundlicher Nebel lagerte.

Wir gelangten auf ganz gutem Pfade, da derselbe im Winter häufig zur Holzlieferung benutzt wird, um $2^3/_4$ Uhr auf das Kogelmoos, und erreichten nach kurzem Aufenthalte, vom herrlichsten Wetter begünstigt, um 4 Uhr 5 Minuten Abends das Berghaus am Schwader Eisenstein, unsere Nachtstation. Der Abend verging mit Zubereitungen für die bevorstehende Bergfahrt.

Vor allem galt es noch zwei tüchtige Begleiter ausfindig zu machen; die beiden Knappen Johannes Wasserer (Hannes) und Ignaz Wasserer (Naz) erklärten sich dazu bereit. Letzterer schien über unsere Leistungsfähigkeit als Bergsteiger manchen Zweifel zu hegen und malte die Besteigung und die damit verbundenen Mühen und Anstrengungen in den grellsten Farben aus, was aber auf mich gerade die umgekehrte Wirkung machte, denn nun galt es sich persönlich davon zu überzeugen.

Prachtvoll glänzte am tief dunkelblauen Firmamente der Mond, als wir uns in das gemüthliche Herrenzimmer zurückzogen. Dasselbe war schon geraume Zeit nicht mehr bewohnt worden, und als nun der Ofen wohlthuende Wärme auszustrahlen begann, fing es an in dem hölzernen Getäfel lebendig zu werden. Schaaren von Fliegen, die aus ihrem Winterschlaf erwachten, umschwärmten uns. Ein sommerliches Zeichen, hätte uns nicht der vor den Fenstern liegende 4 Fuß tiefe Schnee an den Winter erinnert!

Am 4. Februar verließen wir nach eingenommenem kräftigenden Frühstück, bereitet von der kochkundigen Hand meines Freundes, mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet um 7 Uhr Früh das Berghaus. Den Rath unseres Begleiters Hannes folgend, schlugen wir den Weg zur Schwader Alpe (1611 m.) ein. Er hatte uns ja gestern mit Klotz'scher Prophetengabe erklärt: „Da geht's am besten." Er hatte nicht Unrecht. Wir brachen nur wenig im Schnee, und wo die Steigung eine größere wurde, trug derselbe vollkommen so, daß wir die Schneereife nicht benöthigten. Die schön geformten Spitzen der uns gegenüberliegenden Rovan-Gruppe erglänzten bereits von den ersten Strahlen der Morgensonne.

Als wir ein steiles sich zum Schwaderjoche emporziehendes Schneefeld erreichten, sahen wir uns gezwungen, die Steigeisen anzulegen, und gewannen dann ohne besondere Mühe die Jochhöhe (1922 m.). Hier ließen wir die Schneereife zurück. Die Strecke bis zu unserem nächsten Ziele, der Ulpner Scharte, besaß eine so große Steigung, daß die Anwendung derselben nicht angezeigt gewesen wäre, obwol wir in weichen, brosigen Schnee tief sanken; die Hütten der Ulpner Alpe (1822 m.), sowie das sich unweit davon befindliche Berghaus lagen tief im Schnee begraben. Prachtvolle Schneebauten in allen Formen und Gestalten ragten über uns empor. Die starke Anwehung an der Ulpner Scharte übersteigend, hatten wir dieselbe um 9 Uhr erreicht.

Die Höhe der Broxenjöcher fanden wir, wie wir gehofft, von dem flockigen, weichen Schnee durch den herrschenden Südwind befreit.

Es folgte eine kurze Berathung über die weitere Aufstiegslinie. Naz entschied sich über die theilweise „aperen" Felsen, südlich der Scharte, das Schönfeld zu gewinnen, während Hannes kurz aber bestimmt zur Antwort gab: „Da geh i net", — und trotz unserer Aufmunterung nicht zu bewegen war, uns zu folgen.

Wir stellten ihm frei, einen anderen Aufstieg zu suchen, und in der sicheren Vermuthung, daß er jedenfalls später und unter größeren Schwierigkeiten als wir das Schönfeld erreichen müsse, belud ich mich selbst mit meinem Rucksack. Gemächlich, ohne ein Wort zu verlieren, stieg nun Hannes auf den oberen Broxenboden ab, um über den Mitterkamm den Anstieg auszuführen. Schon gestern hatte er ja diese Richtung empfohlen und prophetisch vorhergesagt, daß diese die beste und bequemste sei.

Wir hatten inzwischen die erste steile Felspartie überwunden. Wir trafen aber oben nicht schneefreien Boden, wie wir gehofft, sondern weichen Schnee. Nur langsam kamen wir unserem Ziele näher. Hannes hingegen stieg ohne auf ein bedeutendes Hinderniß zu stoßen die steilen Schneefelder zum Mitterkamm empor.

Als wir endlich das Schönfeld erreichten, schritt er uns siegesgewiß lächelnd über dasselbe entgegen, uns mit den Worten begrüßend: „Gelt's, d' grauen Köpf hab'n do net alleweil Unrecht." (Hannes ist nämlich nicht mehr jung an Jahren.)

Die Besteigung war gesichert.

Um 10 Uhr 32 Minuten betraten wir ohne einen weiteren Zwischenfall die Spitze des Keller-Joches (2340,94 m.), die Westseite der Kapelle fanden wir schneefrei. Schnell wurde auf einer sich oben befindlichen Stange die zu diesem Zwecke mitgenommene Signalwimpel befestigt, welche noch heute lustig auf der Spitze des Joches flattert und mir täglich die Windrichtung in einer Höhe von 2340 m. anzeigt. Die Aussicht war prachtvoll, besonders schön gegen Süden und Südwest. In vollkommener Klarheit zeigten sich die Tauern und die Zillerthaler Gruppe. Ich kann mich nie erinnern die Glocknergruppe (Großglockner, Großes Wiesbachhorn, Hoher Tenn, Glockerin, Bärenkopf u. s. w.) so in vollem Glanze erblickt zu haben wie heute. Selbst kleinere Details waren leicht auszunehmen. Nicht weniger deutlich war die Stubaiergruppe sichtbar, die sich im Sommer selten vollständig zeigt. Minder imponirten die nördlichen Kalkalpen. Ihr steiler Böschungswinkel gab einer größeren Schneeansammlung wenig Raum, während die weichen, welligen Formen der Schiefergebirge diese sehr begünstigten. Dort wo das Auge im Sommer weidereiche, ausgedehnte Alpenmatten erblickte, sah man heute im hellen Sonnenscheine glänzende Schneeflächen. Einem riesigen weißen Tuche glich das Innthal. Das Thermometer zeigte um 11 Uhr Mittags — 3.5 R. bei ziemlich starkem Südwind. Der Sonne und dem Winde ausgesetzt stieg dasselbe auf —2.5 R. Die Kochmaschine wurde hervorgeholt und in

Thätigkeit gesetzt. Einige Gläser warmen Thees mundeten trefflich. Erst nach zweistündigem Aufenthalte (12 Uhr 32 Minuten) wurde der Abstieg angetreten und die erste Strecke anstandslos zurückgelegt.

Nun folgten wir der von Hannes eingeschlagenen Richtung. Ueber den Schnee abfahrend gelangten wir unglaublich schnell auf den oberen Broxenboden, den wir etwas mühsam, da wir bedeutend brachen, überquerten. Schon um 1 Uhr hatten wir die Ulpner Scharte gewonnen. Um einen weiteren Gang durch den weichen Schnee zu ersparen, hielten wir uns auf der Höhe der Broxnerjöcher und fuhren an einer geeigneten Stelle schnell zur Tiefe.

Nach kurzem Marsche waren wir bei den zurückgelassenen Schneereifen angekommen, und nun begann eine der lustigsten Rutschpartien, die ich je gemacht. Nach wenigen Minuten waren wir bei der Schwaderalpe angelangt, und um 2 Uhr 30 Minuten wurden wir im Berghaus mit Freudenschüssen empfangen. Der Abstieg hatte nur 1 Stunde 58 Minuten gedauert, eine kurze Rast inbegriffen.

Zum Schlusse folgte noch eine vortreffliche Schlittenfahrt. Mein Freund ist ja bekannt als bester Schlittenlenker. Wir verließen um 3 Uhr das Berghaus. Als das Kogelmoos erreicht war, benutzten wir kleine Schlitten, sogenannte Böcke, und langten nach sausender Fahrt um 4 Uhr 10 Minuten in Schwaz an.

So endete meine zwanzigste Kellerjochfahrt.

Fasse ich noch Alles kurz zusammen, so erforderte die Besteigung durchaus nicht mehr Anstrengung, als eine gewöhnliche Gletscherpartie. Es ist dieses jedoch nicht als Norm anzunehmen. Unter ungünstigen Schneeverhältnissen, wie sie nachher eintraten, dürfte auch eine Kellerfahrt im Winter auf Schwierigkeiten stoßen. Wir hatten für dieselbe gerade noch die letzten schönen Tage benutzt. Am folgenden Morgen hatten wir frischen Schneefall.

Temperatur-Beobachtungen nach R. im Schatten.

Ort.	Höhe in Met.	Zeit.	Temperat.	Wind R.	Zeit.	Temperat.
3. Februar.						
Schwaz	535.48	1 NM.	— 1°	NO.		
Halden am Kogelmoos	ca. 800	2 -	+ 1.1	-	2 NM.	— 0
Kogelmoos	1136	2,55 -	— 1.2	O.	3 -	— 0.5
Schwader Berghaus		4 -	— 1.0	O.	4 -	— 2.0
-	1398		— 1.5	O.	5 -	— 2.5
-		5 -	— 1.0	O.	6 -	— 4.0
-		6 -	— 2.5	O.	7 -	— 4.0
-		7,10 -	— 2.5	O.	8 -	— 4.2
-		8,15 -	— 2.75	O.	9 -	— 4.0
-		9,15 -			10 -	— 4.5

Beobachtungsort Schwaz.

Ort.	Höhe in Met.	Zeit.	Temperat.	Wind R.	Zeit.	Temperat.
4. Februar.						
Schwaber Berghaus.		4,5 F.	— 1.2	SO.		
-		5 -	— 1.0	SO.	5 F.	— 6.0
-		6,15 -	— 1.0	SO.	6 -	— 6.5
-		7 -	— 0.5	SO.	7 -	— 7.0
Oberhalb der Schwa-der Alpe	ca. 1660	8,10 -	— 3.0	SO.	8 -	— 7.0
Ulpner Scharte	ca 2020	9 -	— 0	O.	9 -	— 7.5
Schönfeld	ca. 2250	10 -	— 3.0	O.	10 -	— 4.0
Kellerjochspitze	2340.94	11 -	— 3.5	S.	11 -	— 2.5
-		12 M.	— 2.0	S.	12 M.	— 1.0
-		12,32 -	— 1.5	S.	1 NM.	0
Ulpner Scharte		1 -	+ 1.0	S.		
Schwaber Berghaus.	1398	2,30 -	— 1.0	SO.	2 -	0
-		3 NM.	— 1.5	SO.	3 -	— 1.0
Schwaz		4,10 -	+ 0.5	SO.		

Beobachtungsort Schwaz.

Am Faaker-See in Kärnten.

Von **Rudolf Waizer.**

(Hierzu Abbildung.)

Nicht so wie gewisse moderne Touristen, die, um eine Gegend gut zu sehen, dieselbe im Buche lesend durchgehen, verließ ich jüngst das Bahncoupé in Föderlach, eine Station an der Linie Klagenfurt-Villach, um in Gottes freier Natur den Staub der Akten von dem Rücken zu schütteln. Gegen Süden an der Straße dem Dörfchen Föderlach zuschreitend, sprachen ich und ein Reisegenosse, der sich zu mir gesellt hatte, im Gasthause des Herrn Glaser zu, der uns freundlich willkommen hieß und uns einen Morgenimbiß — ein exquisites Bockfleisch mit Kartoffeln — vorsetzte, der uns Leib und Seele stärkte und gar weidlich mundete.

Nach kurzem Aufenthalt gings weiter über die Drau, die durch die Gegend ihre grauen Fluthen wälzt, und von da gegen Südwesten durch grünendes Flachland und obstbaumreiche Triften dem Dörfchen Bogenfeld entgegen, von wo aus der Weg in kleiner Steigung in die Höhe leitet, und von wo aus man gar bald den lieblichen Faaker-See erreicht. In dreiviertel Stunden von Föderlach aus erreicht man das Gestade der hellgrünen Wasserfläche, dem eine hehre Staffage einen ganz besonderen Reiz verleiht.

Fast in Mitte des Sees liegt ein liebliches Eiland, auf das uns ein gutmüthiger windischer Charon gegen Erlag der Schiffertaxe per 10 Kr. hinüberleitet. Sanft streicht das kleine Schifflein durch die Wellen, und gar bald erreicht es das grüne Ufer der Insel. Auf derselben winkt uns ein Försterhaus zur freundlichen Einkehr, und ein schattiger Hain verbreitet auf derselben seinen kühlenden Schatten. Das ist ein Plätzchen wie geschaffen zur stillen Zurückgezogenheit. Drum wer ferne vom wogenden Treiben überfüllter Vergnügungsorte, aber in stetem Kontakt mit der herrlichen Natur und deren unerforschlicher Mannigfaltigkeit, in einer Idylle sein Sein verbringen will, der eile hierher und genieße der Fülle an Naturschönheiten in vollen mächtigen Zügen.

Nicht leicht ein See hat eine so reizende Lage, eine so pittoreske Umgebung, als der Faaker-See*). Ich möchte sagen wie eingebetttet in's Herz der Berge liegt derselbe vor dir. Als südlicher Grenzwächter staut seine pyramidenförmige Kuppe, der Mittagskogel, 6762′ in die Höhe. Von den Felsvorsprüngen in dessen Mittellage grüßt das spitze Kirchthürmlein von St. Kanzian, und wie ein Trauerflor hängt sich der Schatten an die romantischen Ruinen des einst so mächtigen Schlosses Finkenstein. Weiter gegen Osten weitet sich das Thal, indeß gegen Westen die aussichtsreiche Villacheralpe (6814′) den Wanderer zum Besuche einladet. Im fernen Norden dehnt sich der südliche Abhang der dunkelgrauen Görlitzen (6090′), indeß uns in nächster Nähe das Dörfchen Faak sein Willkommen entgegensendet.

See und Insel sind ein Eigenthum des Fürsten Lichtenstein. Die Insel selbst, an und für sich betrachtet, ist ein mehrere Joch umfassendes reizendes Stück Erde, auf welcher gejagt und geackert wird, und allwo sich eine Förster- oder Fischer-Familie im Auftrage des Dienstherrn angesessen hat und die Kulturen bearbeitet. Das ebenerdige Häuschen, vor dem einige Zwetschgenbäume und ein Salzburger Birnbaum stehen und im Herbste saftige Früchte spenden, ist eben groß genug für die Familie, die ankommenden Besuchern des Sees gegen geringes Entgelt Backhühner, Kaffee, Milch und auch einen leidlichen Wein auf Begehr verabfolgt.

Als ich ankam, sprang gerade ein circa zweijähriges Bübel, einzig und allein nur mit einem Hemdchen bekleidet, vor dem Hause herum und reichte mir ganz ungenirt seine beide Händchen zum Willkommsgruße entgegen. Die Hitze des Tages machte sich mit aller Dämmigkeit geltend und erregte in uns den Wunsch eines Badgenusses. Am südlichen Gestade der Insel unfern des Hauses, steht das hölzerne Fragment einer Badekabine, die eben nur den Beweis liefert, daß hier einmal eine derartige Hütte gestanden hat. Nach nicht allzulangen Federlesens hatten wir die adamitische Tracht angezogen und badeten in den Wellen des lauwarmen Wassers.

*) S. darüber auch: Amthor und Jabernegg, Kärntnerführer. 2. Aufl. 1876. S. 90, wo die Schönheit des Faaker-Sees gebührend gewürdigt ist.

Nach eingenommenem Bade betrachteten wir uns nochmals die Bruchstücke des halb zerfallenen Badehauses, dessen noch stehende Bretterwand an der Innenseite mit allerlei poetischen und nichtpoetischen Sentenzen angekritzelt war, unter denen der Knittelreim:

„O wüßtest Du, Fürst Lichtenstein,
Wie hier lustig ist zu baden!
Du würdest ungesäumt —
Eine neue Hütte lassen machen von — Laden*)."

gewiß auf einiger Wahrheit basirt, und in welchen Klageruf auch wir aus ganzer Seele einstimmten.

Ueberhaupt fehlt im großen Ganzen der ganzen Lokalität des Inselraumes eine ordnende und schaffende Hand. Würden im Bosquet des Eilandes labyrinthische Wege angelegt, würde eine kleine Blumen- und Parkkultur gezogen werden, und würde überhaupt für den Komfort der so zahlreich kommenden Besucher dieses lieblichen Erdenwinkels durch Errichtung einer Restauration und eines Badehauses gesorgt werden, gewiß würde der Schaffer all' dieser Wünsche seine beste Rechnung und auch seine eigene Freude daran finden.

Die Primitivität, die sich an allen Orten, die nur halbwegs abseits von den Verkehrsadern liegen, geltend macht, könnte in unserm Kärnten schon zum Axiom geworden sein. Die Leute lieben halt allzusehr ein gewisses dolce far niente, welches unser heimathlicher Lyriker, Ernst Rauscher, in seinem „Hängematten-Gedichte" so richtig zu beschreiben weiß, als wäre er selbst ein Anhänger von dieser Gattung Kultus, der eben in dem Gefühle, systematisch nichts zu thun, seinen Kulminationspunkt findet. Würde der rege Sinn für Schaffungs- und Verwerthungs-Geist in unserm leilossianischen Volke einmal Wurzel greifen, so würde auch das Land mit seinen Herrlichkeiten, seinen Gletschern, Seen, Triften, Alpen und Thälern dem Touristen das werden, was ihm jetzt die Schweiz ist, ja und fürwahr, es wäre unser Land dann selbst im Stande, derselben in jeder Hinsicht Konkurrenz zu machen. Darum aufgerafft aus den Saumsalsdusel und die Hände angelegt zum schaffenden Werke, welches Niemandem seinen Lohn versagen wird.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken setzten wir uns in den Kahn und ließen uns an das westliche Ufer hinüberschiffen. Von dort lenkten wir den Weg, Angesichts des herrlichen Landschaftsbildes, über das freundlich gelegene Dörfchen Faak durch die Dobrova nach St. Stefan, einem größeren Dorfe, welches nördlich von Finkenstein und westlich von Faak gelegen; machten beim steinernen Tische des Wirthes und Arztes Trattnig Halt, um unsere durstigen Kehlen mit Rebensaft zu stärken, und marschirten dann heiteren Muthes und voll schöner Eindrücke der zweiten Stadt des Landes — Villach — entgegen, welche wir von Faak aus in zwei Stunden erreicht hatten.

---

*) Bretterladen.

Der Vergnügungszug brachte uns Abends neun Uhr wieder nach Klagenfurt, wo wir im Freundeskreise beim Tirolerwirth „Bonelli“ noch einmal die ganze Partie im Geiste vor unserm Auge vorüberziehen ließen, und wo wir dieselbe angenehmer Erinnerung voll rekapitulirten.

Alpine Lesefrüchte.

II. Das Wippthal

nach der Schilderung eines Italieners*) übersetzt von **Peter Moser.**

Vom Brenner bis Innsbruck geht es durch das Sill- oder Wippthal hinab; die Straße zieht da durch allerlei malerische Schönheiten und Reize dahin.

Das Auge schweift von dem Hellgrün der Wiesen zu dem Dunkelgrün der Wälder, und diese Farben sind bald durch allmähliche Uebergänge vermittelt, bald stehen sie in grellem Gegensatz neben einander. Die Berge schieben überall ihre Ausläufer gegen den Sillfluß vor; sie reihen sich wie Wälle und Kämme aneinander und sind mit dunkeln Tannenpyramiden besetzt. Hie und da schweben Dünste an den Abhängen, senken sich dann zu Thal und bilden oft tausenderlei seltsame Gestalten. Hoch oben von Gipfel zu Gipfel verfolgen sich die Wolken wie stürmische Krieger. In der Tiefe des Thales braust der Fluß, dessen Wellen sich gar wild und drohend gebärden, jedoch ohne Unheil anzurichten.

In geringer Entfernung vom Bahnhof auf dem Brenner gelangen wir zu einem jener kleinen Alpenseen, deren Wellen so blau und deren Anblick so wehmutherregend; am Ufer steht ganz einsam ein recht hübsches Häuschen.

Auf der Weiterreise bemerken wir Bergwände, die man stellenweise durchschnitten, um für die Straße ein wenig Raum zu schaffen; und zwischen den steilen Abhängen auf und nieder winden sich schmale Steige, die schon von ferne durch ihre äußerst einfache Holzeinfassung sich bemerkbar machen; über niederstürmenden Wildbächen schweben Stege, und arme Hütten haben sich furchtlos angenistet, wo kaum Adler sich niederzulassen getraut hätten; dann kommen Spuren frischer Erdbrüche und Ahnungen künftig niederdonnernder Lawinen, und Wasserfälle, die im schönen Bewußtsein, daß sie ihr flüchtiges Leben keineswegs nutzlos verbringen, fröhlich auf Mühlräder stürzen.

Und mitten in alledem, was die Alpen Ursprüngliches, ja fast Unnahbares haben, stehen die Werke der Civilisation: an den Bergabhängen befestigt der

*) Aus: Il Brennero. Note di una gita autunnale nel Trentino e nel Tirolo di G. De Castro. Milano. E. Treves, Editore. 1869. Aus diesem Werklein brachte der Alpenfreund, Bd. 6, S. 233, eine Beschreibung der Stadt Innsbruck.

elektrische Draht, jener Gegensatz zwischen der uralten Natur und der neuen Erfindung der Wissenschaft, welche das Wort dahinsendet über Welttheile und Meere, und dann jene Feuerschlange, welche sich auseinanderrollt und hinunterschießt von Höhe zu Höhe und sich dahinwindet am Rande der Abgründe, ohne je in Gefahr zu gerathen. Auch am Nordabhange der Brennerkette hat die Ingenieurkunst unvertilgbare Spuren eingedrückt. Wenn ich mich recht erinnere, so wird die Fahrt nur durch eine einzige Seitenwendung ein bischen aufgehalten; dafür aber giebt es reichliche Entschädigung: man schaut, man schaut wieder und bewundert ein unvergleichliches Landschaftsbild, und zwischen Gries und Steinach kann man abermals, wie früher bei Schelleberg, vom Abhang hinunterschauen in den Thalgrund, wo die Bahn an den Wächterhäuschen dahinläuft; und bist du dorthinab gelangt, so magst du mit einem Aufblick die Höhe messen, von der du herniedergefahren.

Auch in diesen Alpenschlünden hausten vielleicht einstens Raubritter wie an den Ufern des Rheinstroms; auch hier weiß vermuthlich die Volkssage von jedem Schlosse Liebesabenteuer, Kriegsgeschichten und Gespensterspuck zu berichten. In Lueg, sagte mir ein Mitreisender, nisteten sich adelige Räuber und goldgeschmückte Diebe ein; ob es wahr ist, weiß ich nicht. In der dortigen Gegend steht ein Monument, das an eine Unterredung zwischen Karl V. und seinen Bruder Ferdinand I. erinnert. Ich aber denke an andere durch kein Monument verewigte Zwiegespräche; ich denke an das Mädchen, dem auf diesen Felsenjöchern sein Geheimniß aus dem Herzen gerissen wurde; ich denke an die tieferregte Zwiesprache verliebter Seelen; ich denke an den Abschied des tirolischen Landesvertheidigers, der nicht mehr heim kehrt, und über alle dem vergeß ich Karl V. und seinen Bruder Ferdinand I. und auch ihr Monument.

Bei Stafflach gähnt, wenn mir dieser Ausdruck gestattet ist, ein Seitenthal heraus, Vals genannt, das auf seine Ferner stolz sein kann. Es ist aber nicht das einzige Nebenthal, welches in das Sillbecken mündet: bei jeder Wendung öffnen sich die Berge, um uns über die Schwelle in ein grünes Amphitheater hineinschauen zu lassen. So eine Schlucht ist oft ganz von dichtgedrängten Fichten besetzt, und dann bemerkt man nur von weitem hinter den Waldwipfeln das röthlichbraune Dach irgend eines Stadels, oder einen Alpenbach, der aus Schaum silberweiße Tressen flicht. Zuweilen ein Seitenthal dagegen thut sich auf wie ein geräumiger Cirkus, und auf der Bodenfläche desselben stehen Reihen hundertjähriger Bäume — eine Senatsversammlung von Riesen, die über das Schicksal der Welt nachsinnen. Manch andere Schlucht bläst uns einen eisigscharfen Wind in's Gesicht, und ihre Eisberge hauchen uns Kälte entgegen; man möchte da drinnen einen von der Natur zu geheimnißvollem Wirken geschaffenen Winkel vermuthen, einen Versammlungsort unheilplanender Geister.

Freundlich und neu erscheint das Dorf Steinach; im Jahre 1853 durch eine Feuersbrunst fast gänzlich zerstört, ist es erst seit ungefähr 15 Jahren

wieder aufgebaut. Daselbst wurde der Maler Knoller geboren, welcher Präsident der Akademie der schönen Künste in Mailand war und bei uns so viele Werke und ein so ruhmreiches Andenken hinterlassen hat.

Dies ist einer der letzten Namen, welche uns an Italien mahnen; eine der letzten Erinnerungen, welche Tirol und unser Vaterland verbinden. In Innsbruck angekommen, werden wir noch daran denken, daß dort jener Wilhelm das Licht der Welt erblickte, welcher den schiefen Thurm von Pisa gebaut. Weiter erinnert uns dann nichts mehr an den Süden. Zwar nur ein schmaler Raum trennt die Bewohner italienischen Landes vom Innthal, und doch, welche Verschiedenheit in den Sitten zwischen uns und den in dieser Gegend heimischen Leuten, zwischen den Trentinern und den Tirolern! Kaum war ich über den Brenner*), als mich die Unterschiede schon gewaltig überraschten, die mir dann in Innsbruck noch weit deutlicher und ausgeprägter entgegentraten. Vergeblich ist die Hoffnung auf Vereinigung des Trentino mit Tirol unter dem von manchem geträumten Bilde zweier Frauen auf einer Säule, die sich in Innsbruck erheben soll. Diese beiden Frauen werden in aller Zukunft sich niemals auch nur im geringsten verstehen.

Matrei ist eine gar malerische Ortschaft. Im Allgemeinen zeigen nördlich vom Brenner die Häuser etwas vom Schweizerstil und sind reinlicher und größer; ich will jedoch nicht versuchen, sie weitläufig zu schildern. Jene Wohnungen haben so etwas anmuthig Stilles, etwas Anheimelndes. Einfachheit verbindet sich mit Bequemlichkeit und beide umfangen mit angenehmer Beschränkung die kleine Familie, welche ruhig und frohgemuth ihr Leben hinter jenem Holzgebälke zubringt. Die Fensterchen scheinen ganz eigens dazu gemacht, um dahinter entweder lange Stunden süß zu verträumen oder zu arbeiten und dabei bald empor zu den sich ballenden Wolken, bald auf die in der Wiege schlafenden Kinder zu

---

*) Ein unbefangener, die Alpen von Süden nach Norden durchreisender Beobachter wird nicht erst hier in der Gegend von Steinach, sondern schon nach Ueberschreitung der Sprachgrenze, also vom Dorfe Salurn aufwärts, allerlei Unterschiede in der Lebensweise der benachbarten zwei Nationen bemerken. Solches ist dem sonst mit seiner Beobachtungsgabe ausgestatteten Herrn de Castro natürlich nicht entgangen. Allein es beliebt ihm zuweilen, eine stark mit wälschem Chauvinismus gefärbte Brille auf die Nase zu stecken, und dann erscheint ihm, wie leider noch mehreren seiner hesperischen Landsleute, bis zum Brennerposthause alles in reinster italienischer Beleuchtung: Tannen und Lerchen haben für ihn südwärts von der Wasserscheide unverfälschtes Grün aus der italienischen Trikolore, und selbst das Rauschen des Eisackfalls beim Brennerdörfl gleicht noch ganz der süßen Sprache „del bel paese dove il si suona", oder einer stürmischen Melodie von Verdi, denn bis hierher erstreckt sich ja das „Trentino". Erst der Padaunerkogel steht nach der Meinung gewisser südlicher Herren nicht mehr auf dem Boden des „Trentino", er ist ein echt deutscher Berg, seinen Gipfel zieren keine Citronenbäume, sondern nordische Zwergföhren; und die jenseits des Brennersees hinabstürzende junge Sill rauscht mit rauhen germanischen Lauten. Doch was will man! Wider Chauvinismus, sei es nun italienischer, französischer, deutscher oder gar „spezifisch österreichischer", und wider andere Gehirnstörungen kämpfen bekanntlich die Götter selbst vergebens. Anm. des Uebers.

blicken. Für das Licht ist überall Zutritt, für die Kälte nirgends. Jedes Feuer, jeder Verein liebender Menschen hat sein Hüttchen, sein Nestlein. Bloß mit Rücksicht auf die Wohngebäude ließen sich über den Charakter der verschiedenen Völker lehrreiche Studien anstellen; denn wer sieht nicht, wie die Wohnung den Formen des Lebens sich anpaßt und theils auch ihrerseits dieselben bestimmt? Wer sieht nicht ein, daß das Wohnhaus so zu sagen das Kleid jenes unsterblichen Geistes ist, welcher die Seelen mitsammen verbindet, die wechselseitigen Neigungen einigt, die Arbeit und Bildung befördert? —

Nahe bei Matrei ist ein Hügel bemerkenswerth, der von einem Schlosse gekrönt und von einem Tunnel durchbrochen ist. Die Eisenbahn wendet sich dort auf das andere Ufer der Sill und dieser Fluß wird unter der Bahn durch einen eigenen Tunnel fortgeleitet und kommt dann an der Nordseite des genannten Hügels wieder zu Tage.

Lassen wir nun das durch seine Eisenindustrie berühmte Stubaithal links liegen und suchen wir uns darüber zu trösten, daß der Patscherkofel unserm Gesichtskreis entschwindet, jener Bergkegel nämlich, welcher dem vom Brenner herabkommenden Wanderer stets vor Augen steht wie eine Schildwache dieser Alpengruppe. Möge dann, während wir durch den langen Bergiseltunnel hinfahren, einen Augenblick lang gänzliche Finsterniß über uns ergehen, und bereiten wir uns derweil vor, die Hauptstadt Tirols zu bewundern, jenes anmuthige Innsbruck, das sich am Ufer des Flusses erhebt und denselben beherrscht.

Aus unserm Album.

Landeck.

Landeck! — So viele Jahre, daß ich dich nicht gesehn,
Wie mag noch heut' dein Name mich frischen Klangs umwehn!
Wie steht Dein lachend Bildniß so reizend noch vor mir,
Umrauscht von dunkler Waldung und duft'ger Sagen Zier!

Noch mein' ich dich zu sehen, dort wo der Strom sich biegt,
Wie Angedeir und Perfuchs in heitern Gruppen liegt;
Wie sich in stolzer Wölbung der Brücke Bogen hebt
Und deine alte Kirche hochauf zum Himmel strebt!

Terrassenförmig seh ich die Häuser hingebaut,
Aus denen Wohlstand blühend in hellen Farben schaut,
Wo Blumentöpfe duftend vor allen Fenstern stehn,
Und klare Augen grüßend dazwischen niedersehn.

Von hohen Hügeln schauen Landeck und Schroffenstein
Mit moosbewachs'nen Thürmen in's schöne Thal hinein,
Die altersgrauen Trümmer einer vergangnen Zeit,
Die träumerischen Zeugen entschwundner Herrlichkeit.

Auf Schroffensteins Ruinen hab' ich in stiller Nacht,
Gelehnt an einer Ecke, der fernen Zeit gedacht,
Wo hier um Sempachs Klage der Todtensang erschallt
Und wo Praxedens Anmuth und Liebreiz hier gestrahlt.*)

Und gleich dem Geisterbanner mit seinem Zauberstab
Stiegen die alten Tage auf meinen Ruf vom Grab,
Und was sich einst begeben in ferner Zeiten Lauf,
Das führten lust'ge Schaaren vor mir im Schauspiel auf.

Ich sah, gleich Spuckgestalten, im fahlen Dämmerschein
Zu Landeck auf dem Platze viel Volks in langen Reihn,
Wie es an Kirchweihtagen sich wol in Gruppen schaart,
Derbe Tiroler Bauern in Trachten alter Art.

Bald traten sie zusammen, bald hob sich ein Gesumm,
Bald gingen einzeln Manche von Schaar zu Schaar herum,
Ich sah wol, eine Nachricht zog sich durch das Gewühl,
Die diesem wackern Kernvolk nicht eben wohl gefiel.

Nicht lang und deutlich hört' ich verworrner Stimmen Schall,
Sie drangen mir zum Ohre wie dumpfer Wogenschwall.
Wie, — was? Der Papst, der König? Konzil und Adelsbund?
Was ist's mit Herzog Friedel? Wer giebt uns Wahrheit kund?

He, du dort, alter Spielmann, — du hast's gewiß gesehn?
Du warst ja wol in Constanz? So melde, was geschehn.
Ja, nimm zuvor ein Krüglein herben Tirolerwein,
Und bringst du wahre Botschaft, soll's nicht dein Schade sein.

Alsbald hat sich die Menge um ihn herumgeschaart;
Es ist ein rauhes Antlitz, umwirrt von wüstem Bart;
Wol hat auf seinen Wegen schon mancher Sturm getobt,
Und sein geflickter Mantel hat Allerlei erprobt.

Hoch steht er aufgerichtet, ein stattlicher Kumpan.
Ei, flüstert manche Dirne, — weiß Gott, kein übler Mann!
Bald schlägt er seine Zither, daß laut ihr Klang erschallt,
Bald hebt er seine Stimme, die tönend widerhallt.

Er singt vom Herzog Friedel, der seines Volkes Hort,
Dem heilig noch die Treue, Handschlag und Manneswort,
Wie er dem Papst Johannes, dem er den Eid geweiht,
Aus unwillkommnen Banden mit kluger List befreit; —

Er singt, wie dann die Wolken sich über ihn gethürmt
Und wie der eitle König hämisch auf ihn gestürmt,

*) Jakob v. Schroffenstein fiel bei Sempach (9. Juli 1386). Filipp v. Schroffenstein, um 1500, vermählt mit Praxedis v. Wolkenstein, hatte zwei Söhne, Christof, der Bischof von Brixen wurde, und Filipp, der nur Töchter hinterließ, welche Namen und Vermögen an andere Familien übertrugen.

Wie das Konzil ihn zürnend aus der Gemeinde stieß
Und wie der Schweizer treulos den Aargau an sich riß; —

Wie sie so lang ihn hetzten, bis er nach manchem Schlag,
Der ersten Fürsten einer, erschöpft am Boden lag;
Bis er, die Flügel senkend, der königliche Aar,
In seiner Feinde Händen ein Staatsgefangner war.

Er sang, wie höhnisch kichernd der stolze Adelsbund
Im Etsch- und obern Innthal verlassen ihn zur Stund',
Wie schlau und doppelzüngig der eigne Bruder sich,
Eisern an Kraft und Willen, in diese Thäler schlich. —

Tirol, das Land der Treue, das raubten sie ihm gern,
Tirol, das mag nun huld'gen vor einem neuen Herrn,
Und was der wackere Friedel an hohen Rechten gab,
Das nimmt der harte Bruder den Bauern wieder ab.

Und Herzog Friedel trauert in der Gefangenschaft,
Und Herzog Friedel härmt sich zu Constanz in der Haft,
Er rüttelt an den Stäben des Kerkers wie der Leu:
„Tirol, du Land der Treue, o wär ich wieder frei!“ —

Jetzt schweigt des Spielmanns Stimme, der Zither Ton verhallt,
Da schlägt der Grimm des Volkes empor mit Allgewalt:
„Den Friedel will man halten, den Grafen von Tirol
„Aus seinem Erbe treiben? — Ei, das gefiel euch wol?

„Nein, nein, so soll's nicht werden, brecht auf, als wie ein Mann,
„Sonst zünden wir noch Constanz an allen Ecken an,
„Sie müssen ihn uns geben, wir bringen ihn herein,
„Der Friedel und kein Andrer soll unser Herrscher sein!“ —

„Halt“, ruft der Spielmann wieder und freudig strahlt sein Blick, —
„Was gebt ihr mir, so bring' ich zur Stunde ihn zurück?
„Ei was, ihn treibt die Sehnsucht wol selber in sein Reich,
„Er ist, ich wollte wetten, schon mitten unter euch!“

Weg wirft er Bart und Kappe und seines Mantels Schmutz,
Der Herzog steht vor ihnen in einfach schlichtem Putz,
Er tritt zum Nefnerbauern und giebt ihm seine Hand:
„Find' ich bei dir im Oetzthal wol sichern Unterstand?“

Erst steht die Schaar, als wäre vom Donner sie gerührt,
Hat ihn des Landes Schutzgeist wol wirklich heimgeführt?
Dann aber, als leibhaftig ihn jedes Auge sah,
Erschallt es laut: „Der Friedel, der Friedel ist wieder da!“

Und dann, — doch da erwacht' ich, verflogen war der Traum,
Im Licht des Vollmonds glänzte der Inn im Thalessaum;
Das sind nun ferne Zeiten, ich war noch ein Student,
Als ich an der Ruine von Schroffenstein gelehnt.

Moriz Schleifer.

Unsere liebe Frau von Kaltenbrunn.

Seht ihr die Schaaren dort mit bunten Fahnen?
Sie ziehn vorüber an dem Grat von Prutz,
Wo Schloß Laudeck sich hebt mit stolzem Trutz
Und tief der Innstrom rauscht in engen Bahnen.

Schon wenden sie sich links zum Kaunserthale,
Wo sich der Heerdenglocken muntrer Klang
Vereinigt mit dem heiligen Gesang
Und mit des Faggenbachs Kaskadenfalle.

Aufwärts in Andacht ist der Blick gewendet
Und vorwärts strebt der rasche Fuß, bis nun
Das alte Gotteshaus von Kaltenbrunn
Der Pilger mühevolle Wallfahrt endet.

Weit offen steht das Thor, sie zu empfangen.
Ave Maria! ruft die fromme Schaar,
Und kniet in Andacht hin vor dem Altar,
Darob die Jungfrau thront in lichtem Prangen.

Ein tiefer Ernst ruht ihr im Angesichte.
Nein, das ist nicht des Meeres sanfter Stern
Und nicht die demuthsvolle Magd des Herrn,
Hier ruft sie als Walküre zu Gerichte.

Den Männern winkt sie hier, ihr zu vertrauen.
Wenn Kriegsgetös von allen Bergen hallt,
Wenn die Kanone kracht, der Stutzen knallt,
Dann wendet euch zu ihr, der lieben Frauen.

In eure Seelen gießt sie Feuerfunken, —
Hier wird sie selber zur Tirolerin,
Hier reißt sie eure Herzen lodernd hin
Und schafft euch todeskühn und kampfestrunken.

Kein Gläub'ger zweifelt dran, daß sie's gewesen,
Die euch zu jener Heldenschlacht entfacht,
Die um die Pontlatzbrücke einst gekracht,*)
Von der wir heut noch mit Bewundrung lesen,

Zu jenem Kampfe mit den fränk'schen Schranzen;
Wo euer Cocles sie zu Paaren trieb,**)
Daß ihnen nur die Schmach noch übrig blieb,
Nach eurer lust'gen Siegsschalmei zu tanzen.

Noch giebt davon das muntre Volkslied Kunde:
„Und sel'gesmal zu Laudeck hat's a sakrisch geschnellt,
Unsre Frau von Kaltenbrunn hat's so haben gewellt!“ ***) —
Der Vers ist rauh, doch klingt er frisch vom Munde.

---

*) Am 1. Juli 1703. Wolfgang Menzel, Geschichte der Deutschen. IV, 79.
**) Der riesenhafte Dominic Tasch.
***) Siehe Moser, Aus den Alpen. S. 212.

Und daß sie's so „gewellt“, hat man gesehen
Als sie aufs neue achtzehnhundert neun
Vom Himmel stieg in grellem Wetterschein,
Den gläubigen Tirolern beizustehen.

Da rauschte sie mit ihres Mantels Falten,
Da schwebte sie — nicht auf dem Silbermond:
Auf finstrer Wolke hat sie da gethront
Und auf des Sturmwinds donnernden Gewalten.

Um den Ladis schwebt hehre Siegesglorie.
Derselbe Mund, der einst die Hirtin rief,
Die unter dem Druidenbaume schlief,
Rief hier ihr Volk zur glänzenden Victorie.*)

Da durften ihre Streiter sie gewahren;
Denn was nicht die Verständigen verstehn,
Das darf die kindlich fromme Einfalt sehn,
Das wollte Gott der Demuth offenbaren.

Ein krieg'risch Volk will kriegerische Götter! —
Im Gürtel Rosenkranz und Pulverhorn,
In ihrer Brust ihr Glaube und ihr Zorn,
Und nun, kommt und versucht's, frivole Spötter! —

Moriz Schleifer.

Reit im Winkel.

Mir klingt ein heimathlicher Ton
In's kranke Herz bei diesem Wörtchen,
Wie grüßt' ich dich von Weitem schon,
Du kleines liebgeword'nes Oertchen.

Hineingebettet in den Flaum
Ruhst du der sammetgrünen Wiesen,
Ein schlafend Kind, um dessen Traum
Des Friedens blaue Blumen sprießen.

Und dir zur Seite halten Wacht
Die Tannen und die ernsten Fichten; —
In dieser duft'gen Waldesnacht
Da möcht' ich meine Lieder dichten.

Sie müßten athmen jenes Glück,
Das ach! so selten blüht auf Erden,
Das nimmermehr uns kehrt zurück,
Bis wir nicht wieder Kinder werden.

Ludwig Treu.

*) 8. August 1809.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Der Faaker-See in Karnten

Verschiedenen Anfragen

zu genügen erlaubt sich die Unterzeichnete hierdurch bekannt zu geben, daß

Amthor & Jabornegg, Kärntnerführer

spätestens Anfang Juni d. J. in **zweiter**, vielfach **verbesserter** und **vermehrter** Auflage zur Versendung kommen wird.

Gera, 6. Mai 1876.

Eduard Amthor's Verlag.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

IX. Band, 3. Heft. Jährlich 1 Band.





DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung
von
Alpenkunde unter Jung und Alt
in
populären und unterhaltenden Schilderungen
aus dem
Gesammtgebiet der Alpenwelt
und mit
praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern
herausgegeben
von
Dr. Ed. Amthor,
Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer".

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.





Gera
Eduard Amthor.
1876.

Ein Band à 6 Hefte à Heft 1 Mark.

Inhalt des dritten Heftes des neunten Bandes.

Hierzu zwei **Kunstbeilagen:**

Eingang in's Zemmthal bei Mayerhofen im Zillerthal. Tondruck nach einer Zeichnung von A. Ziegler.

Partbie aus dem Floitenthal bei Ginzling (Zillerthal). Tondruck nach einer Zeichnung von A. Ziegler.



Verlag v. EDUARD AMTHOR Gera.

Parthie aus dem Floitenthal bei Ginzling
(Zillerthal.)

Aus der Umgegend von Meran.

Von H. L.

I. Der Frühling im Meraner Thal. — Auf der Halde von Obermais. — Zenoburg. — Schloß Tirol.

Von meiner Terrasse, der eines der höchstgelegenen Landhäuser auf der Halde von Obermais, liegt in seiner ganzen Rundung das Meraner Thal vor mir. Nord und Süd vermählen sich hier an der wälschen Grenze zu einem Bilde, wie es wenige Thäler da zeigen, wo noch die deutsche Zunge erklingt. Zur Rechten die letzten Ausläufer der Oetzthaler Berge, hier noch über 10,000 Fuß aufragend, starr wie eine Riesenmauer nach dieser Seite das Thal abschließend. Fichten und Tannen bedecken die steilen Abhänge und ziehen bis zu Schloß Tirol, das sich mit seinen hellen Mauern wirksam von dem dunkeln Hintergrunde abhebt. Der Schnee geht jetzt im April hier noch weit von den steilen Graten herunter, fast erreicht er die hochgelegenen Mutthöfe. Aber bald wird er auf der ganzen Mutt- und Zielspitzkette verschwunden sein: die sonnige Lage des Thales macht hier selbst die höchsten Jöcher während des Sommers eisfrei. Hinter meinem Standpunkt klafft der Spalt des Passeierthales, wie Coulissen schieben sich hier die Berge hintereinander; um das kampferprobte Gothenthal schweben wie die germanischen Schlachtenjungfrauen einige Nebelwolken. Vor ihm siehst du auf Rebenhügel das Schloß Schenna. Weithin in das Land hinaus glänzt daneben die Grabkapelle des einstigen deutschen Reichsverwesers, des Erzherzogs Johann von Oesterreich, als ein Denkmal der einstigen Einheitsbestrebungen, ein Heiligthum unseres Volkes. Der jetzt ganz mit Schnee bedeckte Jaufen im Hintergrunde des Passeierthales rahmt Schloß und Kapelle wirksam ein. Weiterhin baut sich hinter mir die weißgraue Granitpyramide des Ifingers auf, mit seinen nördlichen Formen fremdartig in dem südlichen Thale. Alle Bilder, die die Germanenvorzeit der Gegend darstellen, wählen charakteristischer Weise den Ifinger als Hintergrund, die weicheren südlichen Formen der Mendola stören die Einheit des germanischen Eindrucks. — Neben dem Ifinger wölben sich zur Linken meines Standpunktes die Porphyrkuppen des Freiberges, in röthlichem Email schimmernd in der Abendbeleuchtung. Die Verwitterungen des

plutonischen Gesteins und die nach Süden zugekehrte Lage kommen der Reben- und Kastanienanpflanzung hier trefflich zu Statten: alles prangt in südlicher Fülle. Auf den Gehöften des Berges waltet eine ächt germanische Bevölkerung, blond und groß gewachsen, Gothensprößlinge von Theodorich her. Hier beim Hallbauer kredenzt dir die blonde Anna, die stattliche Gothenjungfrau, die schmackhaften Weine des Porphyrberges. Auf einer der weitschauendsten Kuppen sitzt die Fragsburg, wo es aber vor der hier übermächtig auf uns hereinstürmenden Poesie kein Bewohner lange aushalten kann, wie die vielschreibende Ida v. Düringsfeld klagt. Die Formen des Freiberges sind schon mannigfaltiger und origineller, als die Muttspitzkette: der Süden pocht hier schon an die Pforten der Berge. Aber seinen Thron hat sich der Süden und der Frühling auf der Halde von Obermais, in der Meraner Thalebene und auf den Höhen von Völlan und Tisens aufgeschlagen. Besonders auf letzterem Bergzuge kommen schon die Tinten und die elektrische Beleuchtung des Südens in das Thalbild, die Bergformen sind weicher, harmonischer und durchgebildeter, erinnern an die Höhen des Apennin und Unteritaliens. Hier hat sich das weitausgedehnteste Mittelgebirge entwickelt mit seltsamen Kontrasten zwischen wilder Alpennatur und üppigen Anpflanzungen; hier wachsen die duftendsten Weine und wohlschmeckendsten Kastanien, hier ist aber die Bevölkerung vielfach mit nicht-germanischen Racen durchsetzt.

Dies giebt dem Meraner Thale sein Gepräge, das Zusammenstoßen des Nordens mit dem Süden: auf der einen Seite treffen die Ausläufer der großen nördlichen Fernerketten zusammen, die der Oetzthaler- und Stubaierberge, auf der anderen Seite schickt der Süden in den Ausläufern der Nonsberger Berge und der Mendola seine Vorposten in das Thal. Stadt und Umgegend selbst prangt, an den Fuß der nordischen Berge gelehnt, in südlicher Schöne. Hier kommen die Flora und Fauna des Nordens und Südens zusammen: neben den Aepfeln und Birnen wächst die Kastanie, die Feige, der Granatapfel; neben der Tanne und Fichte die Cypresse, die Pinie, die Olive; neben der Rose der Kirschlorbeer; neben unseren nördlichen Reptilien tummeln sich die Eidechse und der Skorpion. — Dazu ist der geologische Aufbau der Berge, die in dem Meraner Thale vereinigt sind, ein ganz verschiedener, und dies bedingt hauptsächlich den landschaftlichen Reiz desselben. Bläulich schimmern des Abends die aus Gneiß bestehenden Schroffen und Grate der Mutt- und Zielspitze, grauweis das zerrissene Granithaupt des Ifinger, röthlich die Porphyrkuppen des Freiberges, weißgelblich die Kalke der Mendolawände, und in der Ferne schließen die wie Kreide schimmernden Zacken und Nadeln der Dolomite der Bozener Gegend das farbige Bild. Und alle diese Farben und Tinten nehmen jetzt im Frühjahre ein Blüthenmeer ein, das wieder dieselben Kontraste zeigt, wie da oben die Höhen: neben den bescheidenen nördlichen Blüthen der Wiese und des Waldes brüsten sich die stolzen Blumen des Südens; Magnolien und Katalpen entfalten ihre fremdartigen Blüthen. Nur der Gesang der Vögel, der

herzbezwingende des deutschen Frühlings, ertönt dünner und vereinzelter, keine Nachtigall schluchzt des Abends ihre Weisen: die deutschen wie die wälschen Südtiroler fangen bekanntlich die Singvögel massenhaft hinweg. Auch hat sich der Wald nach der First der Berge zurückgezogen, der einzige Ansatz zu einem solchen findet sich hinter dem Landhause, das ich bewohne: eine Reihe hochästiger Kastanienbäume, die den Eingang des Naifthales bewachen.

Dringen wir jetzt näher in die Frühjahrspracht hinein, auf die Höhen und in die Thäler, die strahlenförmig von Meran auslaufen.

Zuerst winkt uns die Halde von Obermais. Moderne Villen und alte Burgen und Schlösser ragen auf dieser Halde, die sich fächerförmig aus dem Naifthale nach Südwesten dehnt. Das Aeltere ist auch hier das Interessantere.

Am weitesten unten liegt Schloß Winkel, von Außen geschwärzt, im Innern aber wohlerhalten, umsäumt von grünen Wiesen mit hochstämmigen alten Kastanien- und Nußbäumen. Frische Bäche beleben die Gründe, köstliche Weinberge schließen sich daran, alles umschließen helle Mauern. Kolossale Wappenschilde hüten den Eingang. Wie ein englischer Landsitz aus den Zeiten der Königin Elisabeth tritt uns das Ganze entgegen. Erbauer des Schlosses in seiner jetzigen Gestalt waren die Rosenberg im Anfange des 17. Jahrhunderts. Rosenberg Vater war Kammerdiener bei dem Tiroler Herzog Maximilian, dem Deutschmeister, Rosenberg Sohn war der Sohn Maximilians. Dieses Verwandtschaftsverhältniß soll, wie Steub sagt, der damalige Hofmaler in einem Bilde angedeutet haben, das in der gegenüberliegenden St. Georgenkirche hängt. Es stellt die Huldigung der drei Könige vor dem Christuskinde dar. Der vordere der knieenden Könige soll nun die Gesichtszüge des Herzogs, Maria die der Frau des Rosenberg, der danebenstehende Joseph die des alten Rosenberg zeigen. Auf jeden Fall macht der Joseph auf dem Bilde ein recht säuerliches Gesicht! Vor allem dürfte die Naivetät des damaligen Malers zu bewundern sein, der seinem Hofe so etwas bieten konnte, und ferner so etwas einer damaligen Kirchengemeinde zur Erbauung. Gleiche Naivetät entwickelt derselbe Hofmaler in einem Altarbilde der Kapuzinerkirche zu Meran, wo er dem abgeschlagenen Haupte des Johannes die Gesichtszüge des Herzogs Maximilian giebt. Ich weiß nicht, ob heutzutage ein Fürst von einer solchen Glorifikation angenehm berührt worden wäre.

Erzherzog Maximilian, der Deutschmeister, baronisirte den jungen Ekhard v. Rosenberg, stattete ihn mit Winkel und einer Reihe Obermaiser Schlösser aus, nahm ihn überall auf seinen Reisen und Feldzügen mit. Doch erlosch die neugegründete Baronie schon mit demselben. Rosenberg Sohn erbaute die sehenswerthe Seitenkapelle in der Obermaiser Kirche und ließ sich darin mit seiner Frau beerdigen. Hier hängt auch das oben beschriebene Bild. Winkel, die werthvollste Besitzung von Obermais, ist von seinem letzten Besitzer vor einigen Jahren dem Klerus vermacht worden. Besonders in hiesiger Gegend sucht in letzterer Zeit die klerikale Partei mit zäher Beharrlichkeit die größeren Besitzungen in ihre Hände zu bringen. Außer Winlel ist dies bei Knillenberg, Rubein,

Auer u. s. w. zu beobachten. Da das Burggrafenamt als eine der Säulen der klerikalen Herrschaft gilt, so sucht man den Hauptort desselben, Meran, dem Liberalismus nach und nach zu entwinden.

Oberhalb Winkel liegt Knillenberg, ein ausgesprochen geistliches Schloß aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, dicke plumpe Thürme und finstere Eingänge. Es ist eine der geistlichen Zwingburgen der Gegend. Flugi von Aspermont, der jüngere Bischof von Chur, klug und energisch, aber ein Werkzeug der jesuitischen Gegenreformation, kaufte sich dies Schloß und gab ihm die jetzige Gestalt, um wegen der Religionsstürme in Graubündten, die die Bischöfe von Chur durch ihre Uebergriffe größtentheils selbst verschuldet hatten, hier ein sicheres Asyl zu haben. Meran und Umgegend gehörte damals in seelsorgischer Beziehung zum Bisthum Chur. Von hier aus intriguirte der Bischof gegen die Gestaltung der Verhältnisse seines Vaterlandes, von hier aus erhob er seine herrschsüchtigen Ansprüche gegen die Tiroler Landesfürsten, von hier aus suchte er die Jesuiten nach Tirol zu bringen. Dies gelang ihm damals nicht und konnte erst in späterer Zeit durchgesetzt werden. Nach dem Tode des Bischofs kam das Schloß an die Familie der Flugi von Aspermont, die es bis 1776 im Besitze hatten, wo sie ausstarben. Dieselben werden, wie gewöhnlich die Nepoten geistlicher Monsignori, als kunstsinnig gerühmt, sie sollen in dem Schlosse reiche Kunstsammlungen und Bücherschätze vereinigt haben, die jetzt in alle Winde zerstreut sind. Ueberbleibsel sind nur wenige in dem Schlosse vorhanden: eine reiche Holzdecke aus dem 17. Jahrhundert im großen Empfangsaale, der als Kunstwerk gerühmte Löwenofen 2c. Die oberen Stockwerke sind mit Fresken bemalt, die sich nicht durch Werth, wohl aber durch Originalität auszeichnen. Venus z. B. figurirt hier mit einem grünen Reifrocke nach der Mode des vorigen Jahrhunderts. Doch überwiegen entsprechend dem geistlichen Parfüm des Hauses die theologischen Fresken. Die Intrigue und die Herrschsucht scheinen im Blute der Flugi's gelegen zu haben. Bei einem Einfalle der Bayern in Tirol intriguirte der damalige Flugi gegen den Kommandanten der Landesmiliz Vigil von Hohenhausen so lange, bis letzterer von seinen eigenen Leuten ermordet wurde und Flugi das Kommando erhalten hatte.

Nicht weit von dieser geistlichen Zwingburg kommen wir nach Reichenbach, das jetzt einer ärztlichen Größe, dem Dr. Tappeiner, gehört. Hier ist wieder mehr der englische Stil. Altes Herrenhaus mit Feudalwappen und gewölbtem Eingange, umgeben von grünen Prairien mit alten Bäumen. Hier soll der Zerstörer der geistlichen Zwingburgen, der Freiherr v. Bismark-Schönhausen, gewohnt haben, als er zu Anfang der 40er Jahre einen Winter hier verlebte. Um den jetzigen Fürsten Bismark hat sich überhaupt in hiesiger Gegend schon eine ganze Legende gesponnen; so soll er längere Zeit hier gewohnt, in Ulten eine Liebschaft mit Maria Holzner gehabt haben 2c. Was daran Wahres ist, dürfte interessant sein herauszubringen. Ein vorjähriger Besuch, den ich im Mitterbad in Ulten, einem der Schauplätze dieser Legende, machte, war leider zu

kurz, um genauere Resultate zu erzielen. Der jetzige Besitzer Kirchlechner, den ich darüber zu Rathe zog, brachte die Fremdenbücher aus damaliger Zeit herbei, wir fanden aber da nicht einen Freiherrn v. Bismark-Schönhausen, sondern einen Grafen v. Bismark-Bohlen eingetragen. Vielleicht wird es mir später einmal möglich sein, etwas Genaueres darüber festzustellen.

Die interessanteste von allen Burgen von Obermais ist für mich Rubein. An einer scharfen Wendung der Obermaiser Halde gegen Süden liegt sie wie ein lombardisches Kreuzfahrerschlößchen der Hohenstaufenzeit. Cypressen umsäumen ihre Zinnen, wilde Rosen und Wein klettern an ihren Mauern empor. Marmorgallerien umgeben den stilvollen Hof, inmitten plätschert eine weißglänzende Fontaine. Ueber gut erhaltene Treppen trittst du in die gewölbte Ritterhalle, einige geschnitzte Truhen, die aber aus späterer Zeit stammen, stehen an den kahlen Wänden. Durch eine geöffnete Thür siehst du in einen wildverwachsenen Park, verfallene Marmorbänke laden da zum Träumen ein. Der einzige Minnesänger der Meraner Gegend aus der Hohenstaufenzeit, der Ritter v. Ruwein, ein Schüler Walthers, sang hier seine Lieder von Maienpracht und Liebeslust, aber auch, wie Walther, von Männerstolz und Pfaffentrug. — Rubein ist das einzige Bauwerk, wo sich die Nähe Italiens geltend macht, alle anderen der alten Schlösser von Obermais zeigen gewöhnlich einen plumpen und unzierlichen Geschmack.

Wie Rubein den Abschluß der Obermaiser Halde nach Süden bezeichnet, so Schloß Planta denselben nach Norden. Versunken in den Boden und versunken in den alles da überwuchernden Epheu, der bis zu der Höhe der alten Thürme in mächtigen Aesten hinaufgeklettert ist, träumt dieser verfallende Bau von seinen alten besseren Zeiten, von den mächtigen Rittern v. Greiffen, den ersten Erbauern und vielleicht auch von den spätern schwächlichern Erwerbern. Neben dem verwahrlosten Hauptthurme aus dem 17. Jahrhundert mit Erkern und Giebeldache ragen anders, wie in Rubein, dunkle Fichten. Zu derselben Zeit, wie Knillenberg, kam dies Schloß in die Hände der Bündnerischen Planta's, die ebenfalls, wie die Flugi's, ihr Vaterland verlassen mußten, weil sie gegen die politische und religiöse Gestaltung der dortigen Verhältnisse ihre päpstlichen Wüstereien fortsetzten. Und milder mögen sie hier in Tirol in diesem Punkte nicht geworden sein, aber jedenfalls waren sie unschädlicher wie die Flugi's. Keine Chronik meldet von ähnlichem gewaltsamen Eingreifen der Planta's, wie der letzteren. Planta war mehr das dumpf brütende Eulennest, Knillenberg die Ausfallburg der damaligen Ultramontanen. Dieser finstere Geist scheint auch auf die modernen Novellisten gewirkt zu haben, die das alte Nest besuchten: Paul Heyse, die Baronesse v. Düringsfeld und Noë. Wenn sie von der heitern Meraner Gegend gewöhnlich heiter gestimmt worden sind, so werden sie alle drei melancholisch und erzählen düstere Geschichten, die aber nicht zu den besten ihres Talentes gehören, sowie sie den Bannkreis der unheimlichen Mauern betreten. Aber das alte Gemäuer hat an sich nichts Interessantes: ein verfallender Zopfbau des 17. Jahrhunderts, eher unausgebaut, verwahrlost und schmutzig als verfallen,

überwachsen von der hier übermächtig üppigen Vegetation. Hier wirkt nur der Gegensatz der Ruinen und der strotzenden Natur. Die schmutzigen Bauern, die jetzt darin wohnen, kommen auch nicht der Romantik zu Hülfe.

Hinter Planta liegt Goyen auf der Höhe des Mittelgebirges, die unverfälschte Ritterburg des Mittelalters, nur zu Vertheidigungszwecken erbaut und dienend, geschlossenes Viereck mit doppeltem Hofe und massiven Thürmen, die späteren Bauten in den Plan der ursprünglichen Anlage eingefügt. Die Heere des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche berannten seine Mauern, da seine damaligen Besitzer, die Starkenberger, die Zeichen einer neuen Zeit nicht verstanden und sich der erstarkenden fürstlichen Landeshoheit nicht fügen wollten. Später, in der Reformationszeit, wurde auf diesen Burgen auf den Höhen über Meran das Nahen einer neuen Zeit besser erkannt, sie waren die Tiroler Herbergen der Gerechtigkeit. Hier saßen die hauptsächlichsten Vertreter der Reformationsideen. Für das heutige Tirol klingt so etwas wie eine Mythe. Von Schloß Auer dahinten über der Finelesschlucht angefangen zu Schloß Schenna, Goyen, Fragsburg bis zu Schloß Stein unter Lebenberg fand die neue Lehre unter dem damaligen Tiroler Baronen begeisterte Stätte, während da unten im Thale die Prädikanten der neuen Lehre vom Meraner Magistrate in einer Nacht gefänglich eingezogen und des Frühmorgens ohne weiteren Prozeß und Urtheil am Ultnerthore gehängt wurden. Goyen bewacht den Eingang des Naifthales, das, mehr Schlucht als Thal, sich zum Ifinger und den Bergen des Sarnthales hinzieht. Die Naif, der ungestümste Bergbach der Gegend, hat über die Schlucht ein Trümmerchaos ausgegossen, die Gebiete des Gneiß-Granites und des Porphyrs stoßen hier zusammen, andere Silikatgesteine sind dazwischen gesprengt, Schichten von Konglomeraten und Tuffen finden sich hier, und alle diese Gesteinarten sind durch den Bach wild durcheinander geworfen. Dazwischen wuchert der Wald des Südens: neben der Fichte die Kastanie. Dazu kommt der Wasserreichthum der Schlucht, überall sprudeln Quellen und Wasserrinnen. In dem Walde der Naifschlucht hat sich ein Einsiedler eingenistet, der aber, mehr Wirth als Einsiedler, lieber die Seelen mit den Weinen dieser Welt tränkt, als auf die himmlischen Speisen hinweist. Hinter seiner Einsiedelei schieben sich die Felskoulissen immer mehr zusammen, durch öfteres Uebersetzen der Naif kannst du noch bis zu einem Wasserfalle vordringen, hier legen sich die Schroffen wie ein Riegel davor, von den rothen Porphyrwänden im Hintergrunde winken frühlingsgrüne Lärchen.

Aber besuchen wir jetzt andere und bedeutsamere Plätze.

Am Eingange des Passeierthales sitzt auf einem Granitblocke die Zenoburg, die Burg der Feste der Tiroler Grafen aus dem Hause Görz. Aber es waren keine Granitherzen, die da oben bankettirten und tournierten. König Heinrich mit dem liebebedürftigen Herzen, unglücklich in der Politik und nicht glücklich in der Liebe, hatte die Zenoburg zu seinem hauptsächlichsten Sitze gemacht. In seiner Jugend, in verschiedenen Unternehmungen herumgeworfen, hatte er nach

allen möglichen Kronen gestrebt: die böhmische Krone saß schon auf seinem Haupte, wurde ihm aber wieder heruntergerissen. Von diesen Abenteuern nach Tirol zurückgekehrt, hing er die große Politik an den Nagel und scheint jetzt hauptsächlich auf dieser Burg der Trias Wein, Weib und Gesang gehuldigt zu haben. Aber die schmalen Einkünfte eines so kleinen Landes — mehr berühmt als einträglich, wie später Ludwig von Brandenburg sagte — und die sorglose Wirthschaft des Königs vertrugen sich mit dem immerwährenden Bankettiren nicht. Der König kommt in die größten Verlegenheiten. Einmal, wird erzählt, kann er den Botenlohn nicht zahlen. Ein anderes Mal wurde er von den Fleischhauern in Bozen so lange festgehalten, bis er eine Fleischerrechnung beglichen hatte. Auch seine herumsitzenden Tafelgenossen, die herumsitzenden Barone, beuteten seine Sorglosigkeit zu ihrem Vortheile aus, die Geistlichkeit half wacker mit. So kam König Heinrich einmal zu der ungeheuerlichen Idee, die Verwaltung der Aemter seines Landes und ihre Einkünfte an eine Gesellschaft tirolischer Financiers zu verpachten, eine Gründung, zu der sich selbst die kühnsten Finanzgenies unserer Tage nicht verstiegen haben, ein Staat auf Aktien! Diese Verpachtung dauerte eine ganze Reihe von Jahren. Ebenso verpfändete er die Münze zu Meran, die Zölle, die Saline zu Hall 2c. Was da für Uebelstände zu Tage kamen: schlechtes Salz, schlechtes Geld 2c., kann man sich denken. Es war das dieselbe Wirthschaft im Großen, wie sie heutzutage im Kleinen auf den Bauernhöfen des Burggrafenamtes sich findet. Und fort tönte der Jubel der Feste auf der Zenoburg — das Land aber verarmte. Ein König „Lustik“ des 14. Jahrhunderts. Ebenso abenteuerlich sind die Brautwerbungen des lustigen Königs. Nachdem er seine beiden Jugendgemahlinnen Anna und Adelheid durch den Tod verloren hatte, wollte der alternde König zu neuer Heirath schreiten. Jetzt begann ein Suchen nach Bräuten und beständiges Abgewiesenwerden, wie es kläglicher nicht gedacht werden kann. Für die Häuser Luxemburg und Habsburg war König Heinrich eine sehr wichtige Persönlichkeit, weil er bis jetzt nur zwei Töchter und keinen Sohn hatte, und das Land Tirol also wahrscheinlicher Weise an seine Schwiegersöhne kommen mußte. Beide suchten um den Preis der Heirath eines ihrer Prinzen, dem Könige eine Braut zu verschaffen. König Johann von Böhmen, der Luxemburger, entwickelte dabei eine ungemeine Rührigkeit: zwei Bräute hatte er für König Heinrich hintereinander gewonnen, aber beide Prinzessinnen traten im letzten Augenblicke zurück. Jetzt trat das Haus Habsburg auf den Plan, und dessen Brautsuche hatte einen besseren Erfolg. Beatrix von Savoyen war die von Neuem Erkorene, erst 16jährig. Aber König Johann von Böhmen ließ sich von den Habsburgern nicht aus dem Felde schlagen, rasch änderte er seine Devise und verwendete an dem Savoyer Hofe allen Einfluß, um die Heirath des Königs Heinrich zu einem raschen Abschluß zu bringen. Und es gelang. Der Preis war die Heirath des Luxemburger Prinzen mit der Tochter Heinrichs, Margaretha, die Maultasch genannt. — Neben diesen rechtmäßigen Frauen hatte König Heinrich eine Reihe unrechtmäßiger. Unter solcher Umgebung

und solchen Eindrücken wuchs die bekannte Tochter des Königs Margaretha Maultasch heran mit den Leidenschaften einer Katharina, aber mit dem Kopfe eines Königs Heinrich. Wie mögen ihre Pulse geschlagen haben, wenn sie von der Zenoburg den Frühling in's Land kommen sah, vor sich das Blüthenmeer der Ebene, und weiterhin in den Tinten Italiens die geisterhaften Dolomiten, hinten die grünen Prairien Passeiers, umstanden von den dunkeln Forsten, und mit dem weißschäumenden Bergstrome! Sie, deren Devise lautete: Langer Liebesmangel ist meines Herzens Angel, war die lustigste an dem lustigen Hofe. Solche Zeiten wird Tirol nicht mehr gesehen haben. Aber die Sage, die überhaupt auf Margaretha nicht gut zu sprechen ist, sagt ihr viel düstere Geschichten nach. Wie jene Königin von Neapel soll sie schöne Jünglinge in ihre Netze gelockt und sie dann, wenn sie ihrer satt war, auf die Seite geschafft haben. Und gerade die Zenoburg soll der Schauplatz dieser Orgien gewesen sein. Aber jetzt überdeckt das frische Grün des Frühjahres hier auf der Burg alle diese alten Geschichten. Ueberall drängt es hervor auf den alten Terrassen, Mauern und Thürmen. Auf den alten Höfen wiegen jetzt Blüthenbäume ihre weißen Kronen. Durch das Grün schimmert das stilvolle Portal der alten Kapelle, frühromanisch mit uralten Skulpturen. Alle Spuren weisen darauf hin, daß dieses die Kirche war, wo der heilige Valentin, der Apostel der Rhätier, und später der heilige Korbinian beigesetzt wurden. Die Gegend von Meran war überhaupt ein Lieblingsaufenthalt der Heiligen. Früher schon hatte sich der heilige Valentin das Thälchen in der Nähe von Rubein, wo heute das zierliche Kirchlein steht und der gute Wein wächst, zur Einsiedelei gewählt und starb daselbst. Später kam der heilige Korbinian hierher, und wurde von der Schönheit und Milde der Gegend so entzückt, daß er sich da einen Grundbesitz zu verschaffen suchte, wo er leben könnte. Er erwarb das heutige Kuens. Sein Biograph, der heilige Aribo, war wahrscheinlich aus Meran selbst. — Jetzt ist die Burgkapelle, die dem heiligen Zeno gewidmet war, im Innern mit Tünche verschmiert und ausgeraubt. Nur die romanischen Fenster und das Portal fesseln das Interesse. Unter ihr hat sich die Passer ihr Bett durch den Granitfelsen der Burg gebrochen und umtost, sich über Steinkaskaden stürzend, denselben. Die Erinnerungen der Vergangenheit und die Schönheit der Gegend vermählen sich hier zu einem Bilde, einzig in seiner Art.

Aber wandern wir noch höher den steinigen Weg hinauf, der zu Schloß Tirol führt. Ueber frischgrüne Hügel schimmert die weiße Etsch, auf geborstenem Moränenhügel thront weithin sichtbar das berühmte Schloß. Jammerschade ist es, daß die letzten Jahrhunderte mit ihrem Zopfgeschmack das uralte Kastell umgestaltet haben. Dazu ist bei dem Bergsturze, der den Moränenhügel auseinanderriß, der größte Theil des Schlosses, und gerade der ältere und interessantere Theil, in die Tiefe gestürzt. Aber das wenige, das erhalten ist, ist von höchster Bedeutung. Die Portale zur Ritterhalle und zur Kapelle mögen schon die Gaugrafen gesehen haben, die Karl der Große über den Vinstgau

einsetzte. Die rundbogigen Doppelfenster zeigen frühromanische Formen; die Ritterhalle ist hier noch ganz die altgermanische Methhalle; die gräulichen Thiergestalten und Menschenkämpfe, die die Skulpturen darstellen, athmen den Geist der germanischen Heldensage, Tirol ist eine der Hauptstätten derselben. In der Kapelle glänzt — zum Jammer der Besucher frisch vergoldet und angestrichen — das mittelalterige kolossale Christusbild, das Schicksalsbild der alten Tiroler Grafen. Sowie einer dieser Recken zu seinen Vätern versammelt werden sollte, fiel ein Stück des Bildes herunter. Vor dem Tode des jugendlichen Meinhard III., des Sohnes der Maultasch und des letzten der alten Grafendynastie, öffnete sich frischblutend die Seitenwunde des Christusbildes, um sich bei seinem Tode für immer wieder zu schließen. Unter der Kapelle ist in neuerer Zeit die Krypta wieder aufgedeckt worden, die theilweise aus römischen Mauern zu bestehen scheint. Hier mag einer der Thürme des römischen Kastells gestanden haben. Weiterhin, am Ende des Burghofes, über dem Abgrunde, steht noch ein Römerthurm, wahrscheinlich aus spätrömischer Zeit, als das Kastell gegen die Einbrüche der Völkerwanderung auf's Neue in Stand gesetzt wurde. Es lag an der Stelle, wo zwei der bedeutendsten Römerstraßen sich kreuzten, die eine, die durch das Etschthal über das Mittelgebirge und durch den Vintschgau nach dem Bodensee führte, die andere, die sich in der Nähe des Kastells davon nach dem Jaufen abzweigte. Ein dreifacher Kranz von Kastellen und Thürmen, wie die neuesten Untersuchungen des Grafen Max v. Lüttichau gefunden haben, schützte die Festung Maja, Teriolis (Tirol) war die stärkste Vorburg derselben. Hier in der Gegend war immer der Knotenpunkt der jeweiligen Kultur. Als die Rasener sich vor den einbrechenden Kelten in das Bergland flüchteten, errichteten sie hier das Haupttheiligthum ihres Volkes, den Tempel der Maja, der Frühlings- und Sonnengöttin. Auch schon damals scheint ein Kranz von Burgen das Nationalheiligthum geschirmt zu haben, Teriolis (Tirol) nämlich wird von den etruskischem Teraul, d. i. Felsenburg, abgeleitet. Und von den fürchterlichen Alpenburgen der Rhäter singt auch der römische Dichter Horaz, als Drusus die Bergvölker bekriegte und unterwarf. Hierher zogen in feierlichen Prozessionen die formenvollen Rasener zum Frühjahrsanfange, um von der mächtigen Göttin Glück und Segen für ihre Felder zu erflehen. Und hier in der Nähe im Etschthale scheint auch die Entscheidungsschlacht gegen die Römer geschlagen worden zu sein, die über das Ende des Rasenerreiches entschied. Nach den Rasenern hatten hier die Römer den festesten Stützpunkt ihrer Herrschaft über Rhätien. Und später, als das Bergland zum Christenthume bekehrt, und noch später, als von hier aus die fürstliche Landeshoheit begründet wurde, war immer diese kleine Ecke des Landes ausschlaggebend. Und dies hat sich bis in unser Jahrhundert gerettet.

An einem Sonntage des April, hier in den Südalpen der Frühlingsmonat par excellence, wanderte ich mit munterer Gesellschaft nach dem Schlosse herauf. An dem alten Marmortische des Burghofes kredenzte uns der Schloßhauptmann, früher der erste Mann des Landes, jetzt ein alter Invalide, den Empfangstrunk

in rothem Tirolerwein. Da stieg bei meinen jungen Genossen, die dem Ewig-Weiblichen immer gerne huldigen, das Bild der vielgenannten und vielverkannten Margaretha Maultasch herauf, und es wurde beschlossen, ihr hier an der Stätte, die eine Heldenthat von ihr sah, eine Ovation zu bringen. Die Gläser wurden bis zum Rande gefüllt, hell tönte das Kommando durch das laue Etschthal, und ein feierlicher Salamander ward auf das Andenken jener Fürstin gerieben, die auch von sich sagen konnte, ich bin besser wie mein Ruf. Wie bei jener schottischen Königin war auch bei Margaretha eine unglückliche Heirath, die ihr die Politik ihres Vaters aufgedrungen hatte, an ihren späteren Verirrungen schuld. Wie konnte einer so feurigen Frau, wie Margaretha, ein indolenter Knabe, wie jener Johann von Luxemburg war, auf die Dauer genügen! Sie, die die Liebe zum männlich-schönen Ludwig von Brandenburg, seit sie ihn auf einem Turnier erblickt hatte, im Herzen trug. Als sie sich nun von ihrem Johann von Luxemburg durch jenen Geniestreich losgemacht hatte, daß sie vor dem von der Jagd heimkehrenden Prinzen die Zugbrücke der Burg Tirol aufziehen und die Thore verschließen ließ, war das erste, daß sie sich hinter ihre tirolischen Barone steckte, damit dieselben von dem damaligen deutschen Kaiser Ludwig dem Bayern seinen Sohn Ludwig den Brandenburger als Landesfürsten und Gemahl der Margaretha erbäten. Der Kaiser griff mit beiden Händen zu, und die Heirath mit dem Markgrafen Ludwig ward vollzogen. Als nun aber bald darauf der neue tirolische Landesfürst nach Brandenburg aufbrechen mußte, wo Unruhen ausgebrochen waren, benutzten dies die Luxemburger, um die ihrem Hause angethane Schmach zu rächen. Karl von Luxemburg, der nachherige Kaiser, fiel mit einem großen Heere in Tirol ein, verwüstete furchtbar das Land und verbrannte die Städte, unter anderen auch Meran. Alles schien verloren, da Niemand da war, dem Luxemburger entgegen zu treten. Da brach sich vor der Burg Tirol seine Macht. Margarethe vertheidigte sie wie eine Löwin Monate lang gegen ihren früheren Schwager, alle Stürme wurden abgeschlagen, ungeachtet die Vorwerke, unter anderen auch die feste Brunnenburg, bereits eingenommen waren. Mit den Waffen in der Hand wahrte sie ihr Recht der freien Wahl des Gatten gegenüber den Diktaten der Politik. Durch diesen gezwungenen Aufenthalt Karl's vor Schloß Tirol gewann Ludwig von Brandenburg Zeit, mit seinem Heere heranzuziehen und den Luxemburger aus dem Lande zu schlagen. Es war die einzige Heldenthat in dem Leben der Margaretha, nur die Liebe konnte sie zu so etwas inspiriren. Sonst wurde nach dem Tode ihres Gemahls ähnlich von ihr in Tirol regiert, wie von ihrem Vater Heinrich. Es war derselbe verschwenderische und sorglose Haushalt: fast alle Domänen des Landes wurden an oft sehr unwürdige Günstlinge verschleudert. Die Herzöge von Oesterreich, denen sie nach dem Tode ihres einzigen Sohnes Meinhard III. das Land vermacht hatte, brachten sie endlich zur Abdankung. Margaretha zog sich nach Wien zurück und beschloß da als alte Betschwester ihre Tage. Mit dem Ende des alten tirolischen Grafengeschlechtes war auch der Glanz der Burg Tirol vorüber. Die

Anfänge des Geschlechtes steigen weit in das Dunkel der Jahrhunderte hinauf. Es hat wahrscheinlich schon lange eine Rolle gespielt, ehe wir von ihm etwas erfahren. — Die Schatten dieser Erinnerungen legten sich auf unsere frohe Gesellschaft, schweigend saß sie da im Ausblick auf das reiche Etschthal. Die Sonne war untergegangen, und die letzten rothen Lichter umspielten die benachbarten Höhen. Besonders in purpurnem Schimmer trat das uns gegenüberliegende Kirchlein Katharina in der Scharte hervor, das Versöhnungskirchlein der endlosen Kämpfe der Tiroler und Eppaner Grafen um die Herrschaft des Thales und Landes. Bischof Egno von Trient, der letzte des uralten Welfenstammes der Eppaner, weihte dasselbe am Abende seines Lebens ein, nachdem er selbst, wie alle seines Geschlechtes, sich in erbitterten Kämpfen mit den Tirolergrafen herumgeschlagen hatte. Ein Jahrhundert später nach dem Tode Egno's — und auch das Geschlecht der Tirolergrafen ist ausgestorben.

Kreuz- und Querzüge in Tirol.

Von **H. Mörle.**

II. Durch das Pusterthal zum Großvenediger.

Die Zeit ist da, die so sehnsüchtig erwartete, in welcher hinausgezogen werden soll in Gottes schöne Natur, um Körper und Geist wieder zu erfrischen und zu stärken für die Arbeit des Jahres. Hineinziehen will ich in die herrliche Gebirgswelt Tirols, will daselbst durchwandern liebliche und schauerlich-wilde Thäler, will hinaufsteigen auf riesige Berge, um von da aus hineinzuschauen in all die Pracht und Herrlichkeit, die der große Weltenmeister sich daselbst aufgebaut hat.

Es ist Montag, der 13. Juli 1874. Die wenigen Reiseeffekten, die der Fuß- und Gebirgswanderer bedarf, sind gepackt, fort geht es mit Dampfesschnelligkeit Bayerns Hauptstadt, dem so schönen München zu, welches ja meistens der Ausgangspunkt für Touren in die deutschen Alpen ist. Unterwegs mache ich im Eisenbahnwagen die Bekanntschaft zweier Herren aus Potsdam, die gleich mir in den deutschen Alpenbergen sich erholen wollten. Wir kommen abends gegen 11 Uhr in München an, können aber nicht widerstehen, uns im „Löwenbräu“ noch durch eine Ganze (1 Maaß) des vortrefflichen Stoffes dieses Bräues zu erquicken nach der beschwerlichen tägigen Eisenbahnfahrt. Am folgenden Vormittage gingen wir durch die an Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten so reiche Stadt, bis mich gegen Mittag hin das Dampfroß weiter führte, dem Innthale zu. Zu Reisegefährten hatte ich einen zillerthaler und einen kärntner Sensenmacher, die nach ihrer Aussage aus dem Deutschen Reiche kamen, „wo sie sich

viel Geld verdient hätten", um nun damit in ihren Alpenthälern ein eignes Heim zu gründen. Wie freudig wird doch der deutsch-patriotische Sinn erregt, wenn er die Worte vernimmt: „Deutsches Reich", das so lange zerrissene, machtlose Reich, nun aber durch Preußens Führung wieder geeinte und mächtige.

Beim Eintritte in die Alpenwelt wurde mir die unliebe Bekanntschaft eines zum allerwenigsten sehr unhöflichen österreichischen Eisenbahnschaffners zu Theil, der mich zwischen italienische Eisenbahnarbeiter hineinschachtelte, eine Reisegesellschaft, die wirklich nichts weniger als angenehm war. Auf mein freundliches Befragen, ob er denn kein anderes Plätzchen für mich habe, erwiderte er in recht derbem österreichischen Dialekt: „Sie haben einen Platz bezahlt und bekommen einen, mehr können Sie nicht verlangen." Es wäre für Reisende gewiß sehr angenehm, wenn die Herren Schaffner auf der „Brenner Bahn" von denselben Grundsätzen ausgingen, wie dies auf den Bahnen in Preußen, Sachsen u. s. w. geschieht, sich nämlich die Reisenden ein Bischen anzusehen und nach den Plätzen etwas zu klassifiziren. Auch auf meiner Rückreise fand ich auf der Linie Budweis-Pilsen-Eger einen geradezu wirklich recht groben Schaffner vor, der die Reisenden mit sehr handgreiflichen Dosen von Unverschämtheit regalirte. Dahingegen muß ich anerkennend hervorheben, daß auf der Tour Lienz-Villach die Schaffner einen höchst wohlthuenden Gegensatz zu ihren vorgenannten Herren Kollegen darstellten. Diese Abschweifung von meiner Reiseroute hielt ich im Interesse der dritter Klasse Fahrenden für nothwendig. Ich mußte nothgedrungen in aller Geschwindigkeit mein Billet dritter mit einem zweiter Klasse vertauschen, machte aber noch vor Innsbruck dem betreffenden Schaffner bemerklich, daß ich für Veröffentlichung seiner feinen Manieren sorgen wolle.

Fort ging es nun über den Brenner, dieses Riesenbauwerk menschlicher Intelligenz und Baukunst, das man immer wieder mit Bewunderung anstaunen muß, wenn dies bei frühern Anläßen auch schon geschehen ist. Hier ist eine harmonische Vereinigung von großartiger Natur und Kunst, wie sie sich selten wieder unserer Anschauung darbieten wird.

Das Tagesgestirn verschwand hinter den Bergen, der Abend nahte, dunkle Schatten lagerten sich in die Abgründe, der Berge Spitzen wurden vergoldet und strahlten in jenem magischen, aller Beschreibung sich entziehenden Alpenglanze. Allmählich verbreiten sich die Schatten, das Dunkel der Nacht auch über die Berge, und wir fahren nun, versunken ininnerer Anschauung, mit gewaltiger Schnelle abwärts, weil wir bereits die Paßhöhe überschritten haben. Tief unten im Thale glänzen die Lichter der Station Gossensaß, die wir zu Fuß in 9, auf der Bahn aber erst in 15—17 Minuten erreichen, weil dieselbe an dieser Stelle die längste Kurve und damit zugleich den längsten Tunnel hat.

Auf Franzensfeste angelangt, tritt ein längerer Aufenthalt für diejenigen Reisenden ein, die mit der Pusterthal-Bahn weiter reisen wollen. Dazu gehörte ich. Im Hôtel zur Franzensfeste bezahlt man für mittelmäßige

Speisen und Getränke die höchsten Hôtelpreise, die es nur in den größten Städten irgend giebt, und gern eilt man weiter. Bruneck ist erreicht gegen 12 Uhr Nachts. In der Post daselbst wird Nachtquartier gehalten. Bruneck wird in neuester Zeit sehr von sogenannten Sommerfrischlern besucht, die ich aber eher Sommerwärmler zu nennen versucht wäre, weil sich bei der Lage Brunecks eine so gewaltige Hitze entwickelt, wie ich sie zu meiner größten Freude in keinem andern Orte auf meinen Wanderungen in Tirol wieder gefunden habe. Von einem Herrn Sommerfrischler aus der Nähe Königsbergs in Preußen erfuhr ich, daß in der Post sich eine sehr distinguirte Gesellschaft von Sommerfrischlern und Sommerfrischlerinnen zusammengefunden hätte, und erklärte mir daraus, daß gesellige Anknüpfungspunkte hauptsächlich die Veranlassung sein möchten, eine so auserwählte Gesellschaft daselbst zur sogenannten Sommerfrische zusammenzuführen und zusammenzuhalten. Der obengenannte liebe Herr hatte sich schon 14 Tage in Bruneck aufgehalten und während dieser Zeit zu seiner höchsten Freude bei sehr feinen table d'hôtes in der Post viele werthvolle Bekanntschaften mit Frau Gräfinnen, Herren Generälen, Obersten, Professoren und dergleichen hohen Herrschaften gemacht, weshalb er auch noch einige Zeit daselbst bleiben wollte. Nun, Jeder soll ja nach seiner Façon selig werden, und so soll auch Jeder nach seiner Façon seine Sommerfrische und Reisefreuden genießen. Mir wollte es auf der Post in Bruneck nicht lange gefallen, deshalb ging ich schon an demselben Tage gegen Mittag weiter nach Taufers, wo ich, ebenfalls in der Post, auf ein Paar Tage Standquartier nahm.

Sand in Taufers, das ist ein Alpenwinkel, wie er nur irgend für einen Touristen geschaffen sein kann. Hier kann man Sommerfrische für Körper und Geist halten. Hierher mußt du ziehen, du von der Arbeit des Jahres Todtmüder, um dir in dieser wonnigen Alpennatur neue und frische Kräfte zu holen. Ich bediene mich nicht so leicht der vielverbrauchten Bezeichnung „malerisch" für eine Gegend. Von Sand aber mit seiner Umgebung muß ich dieses Epitheton gebrauchen. Umlagert von angenehm gewölbten Bergrücken, umrauscht von dem sanfttosenden Ahrnbach, der sich hier mit dem wild daherstürmenden Reinbache vereinigt, zieren seine Thalsohle üppige saft-grüne Wiesen, abwechselnd mit fruchtbaren, edle Getreidearten tragenden Aeckern. Wendet man den Blick zur Riesenruine „Taufers", so treten im Hintergrunde die gewaltigen Gletschermassen des Schwarzenstein mit dem Löffler hervor, welche in ihren herabhängenden Eisfeldern und Eisrinnen einen mit dem vorher beschriebenen Thale so scharfen Kontrast darstellen, wie ihn nicht oft eine Gebirgslandschaft bietet, und die auf uns deshalb auch einen gewaltigen Eindruck machen muß. Ziehst du tiefer hinein in das enge Tauferer-Ahrnthal, dem Orte Luttach zu, mit seinen rauschenden, dem Schwarzenstein enteilenden Wasserfällen, so befindest du dich in einer wilderhabenen Gebirgsnatur, die tiefer in das jetzt beginnende eigentliche „Ahrnthal" hinein, auch die Prettau genannt, immer wildere Dimensionen annimmt und dich in ihrer Großartigkeit innerlich fassen und fesseln muß.

Hierher ziehen die eigentlichen Gebirgswanderer und Bergsteiger, die von den thalziehenden Alpenbesuchern scherzweise „Bergfexe“ genannt werden. Gern überlassen wir ihnen diesen billigen Scherz. Wissen wir doch am Allerbesten, daß allein das Bergsteigen mit seinen umfassenden, Thal und Berg überfliegenden Aussichten den echten und rechten Genuß einer Gebirgstour bietet, und sehen so von den Scheiteln der Acht-, Zehn- und Zwölftausender mit wahrem Wohlbehagen auf die zu Wagen und Fuß sich fortbewegenden Thalzügler, indem wir sie herzlich bedauern, daß sie allerhöchstens nur den halben Genuß einer Alpenreise haben, wo wir Bergfexe in ganzer Fülle die so wundervolle Alpennatur genießen können. Auch haben wir dadurch noch den Gewinn der höchsten Kräftigung unseres Körpers und unserer Gesundheit, so daß uns der Arzt dann zu Hause manches Rezept nicht zu schreiben braucht, das er vielleicht hätte schreiben müssen, wenn wir auf unserer Alpentour auf bequem gebahntem Wege dahingezogen wären.

Die Prettau mit ihren wilden Bergen verlassend, lenken wir, über Sand zurückkehrend, unsere Schritte in das **Reinthal**, dieses gegen 8 Stunden lange Scheidethal zwischen den Antholzer Gebirgen und der Hohen Tauernkette, nach „Amthor's Tirolerführer“ von einer mittleren Erhebung von 4568′ = 1442 m. Es ist ja dieses Thal in verschiedenen Alpenwerken schon kürzer und länger eingehend beschrieben worden, auch liegt ein tieferes Eingehen auf irgend eine der von mir durchwanderten Alpenlandschaften nicht in den kurzen Reiseskizzen und Reiseeindrücken, die ich hier gebe. Daher will ich mich auch in den Eindrücken, welche dieses Thal auf mich gemacht hat, kurz fassen, obgleich ich ganze Bogen darüber niederschreiben möchte. Die wilden Schönheiten dieses in seiner Art einzigen Alpenthales sind wirklich für den Naturfreund so recht dazu angethan, dafür aus vollem Herzen schwärmen zu können. Der Besuch des Reinthales von Sand aus wird am besten mit einer Morgenwanderung begonnen und erfordert, wenn er recht genußreich werden soll, einen vollen Tag, weil die einzelnen Partien dieses Thales in ihrer Pracht und Schönheit nicht in flüchtiger Hast, sondern in recht ruhiger Anschauung betrachtet sein wollen. Vier Uhr würde die rechte Zeit sein zum Beginn der Wanderung. E. Geibel sagt ja in seiner „Morgenwanderung“ so wahr und richtig:

„Wer recht in Freuden wandern will,
„Der geh' der Sonn' entgegen“ 2c.

Eine Morgenwanderung in ihrer feierlichen Stille senkt auch in unser Gemüth tiefen Frieden, wir geben uns ganz und voll der Naturbetrachtung hin, und dies um so mehr bei einem Morgengange, wie wir ihn jetzt von unserm schönen Alpenfleckchen Sand in Taufers aus durch St. Moritz begonnen haben. Gleich hinter diesem Orte steigt man bergan allmälig in das Reinthal hinein. Der Reinbach selber kündigt sich in kluftartiger Tiefe unsichtbar durch dumpfes Tosen an und zeigt sich uns zunächst als der „Wasserfallreiche“ in drei nicht unbedeutenden Stürzen. Bei Ueberschreitung desselben auf leichter Brücke sehen wir

ihn tief unter uns sich in grausig-prächtiger Wildheit durch eine enge Felskluft (Klamm) zwängen, um dann nach seiner Befreiung wildtanzend in eine breite, kesselartige Vertiefung zu stürzen, bei welchem Sturze er sich vollständig in Schaum auflöst, der erst, nachdem er den Kessel verlassen, langsam wieder seine eigentliche Gestalt annimmt. Bald umfängt uns, immer am linken Ufer in schluchtähnlichem Thale aufwärtsschreitend, tiefes Waldesdunkel, das uns bei dem wilden Toben des Baches, der sich ununterbrochen über Felskolosse herabstürzt, die sich in dem Bette seinem Laufe entgegenstellen, in tiefernste Stimmung versetzt. Es reihen sich Katarakte an Katarakte, welche sein Wasser öfter auf längere Strecken in schäumende Massen verwandeln, bis er, nachdem man ihn auf festem Stege überschritten, in dem prachtvollen Thalkessel von Rein oder St. Wolfgang in ruhigerem Laufe daherfließt.

Der oben genannte Thalkessel ist ein Prachtstück romantischer Alpenwildheit, vereint mit idyllischer Lieblichkeit. Man wird sofort beim Eintritte in denselben von Gefühlen innigen Wohlgefallens erfüllt. Breite duftende Wiesen bedecken seine Thalsohle, an den Berggeländen ziehen sich einige tausend Fuß hinauf in schönster Alpenflora prangende Matten, die dem Botaniker reiche Ausbeute entgegenbringen. Buntfarbige Schmetterlinge der verschiedensten Art wiegen sich theils auf frischen Alpenblumen, theils in den mit würzigen Düften angefüllten Lüften. Auf grasreichen Triften weiden zahlreiche Viehheerden im bunten Gemisch mit Ziegen, diesen echten Bergsteigern voll Kühnheit und Munterkeit. In voller Freiheit sich tummelnde Pferde ziehen wiehernd dem Wanderer entgegen, der ihnen in dieser abgelegenen Alpeneinsamkeit eine gewissermaßen neue, völlig unbekannte Erscheinung ist. Fleißige Landleute sind auf Wiesen und Matten mit Heumachen beschäftigt.

Unter solchen Umgebungen nähert man sich dem Dorfe St. Wolfgang oder Rein. Ja, Wanderer, nimm dies Wort in seiner eigentlichsten Bedeutung, denn du findest hier eine Alpennatur in ihrer vollendetsten Reinheit. Es liegt dies Dorf theils am Bergesabhange, theils im Thale in viele einzelne Häuser zerstreut. Von der hochgelegenen Kirche bietet sich eine Nah- und Fernsicht, die in ihrer Vereinigung ein so großartig-liebliches Bild gewährt, hinter dem jede Beschreibung zurückbleiben muß. Ueber den oben beschriebenen Thalkessel mit seinen gesegneten Kornfeldern hinweg bleibt der Blick haften an der gigantischen Gruppe der Antholzer Gletscher mit ihren glänzend-weißen Firn- und Schneefeldern. Diese gewaltige Gletschermasse mit Spitzen bis zu 11,000′ hat in ihrem sonderbaren amphitheatralischen Aufbau soviel Eigenthümliches und Charakteristisches, daß wol kaum wieder zum zweiten Male eine ähnliche Gletschergruppe in der deutschen Alpenwelt zu finden sein möchte. Näheres darüber siehe „Amthor, Tirolerführer“, Seite 313 ff. Ganz besonders hocherhaben und schön gestaltet sich aber der Blick auf und in diese Gletscherwelt dadurch, daß eine so unmittelbare Verbindung zwischen derselben und den grünen Auen und Fluren

des Hochthales von St. Wolfgang stattfindet, welches bei einer Höhe von 5029′ noch in voller üppiger Vegetationsfrische pranget.

Im Dorfe St. Wolfgang selber finden wir in unmittelbarer Nähe der Kirche bei dem Wirthe Mayer-Günther, vulgo Bacher-Bauer, bei prachtvoller Aussicht auf die Antholzer Rieserfernergruppe recht gute Unterkunft. Müde von der Wanderung kannst du hier auf guten Betten mit Matratzen deine Glieder zu neuer Wanderung stärken, außerdem deinen Appetit und Hunger, die ja bei Gebirgswanderungen stets unverdorben sind, durch treffliche Forellen, frisches Fleisch, das aus einem Eiskeller heraus dir in voller Unverdorbenheit zubereitet wird, und vorzügliche Butter recht angenehm stillen. Auch der rothe tiroler Landwein, der sehr häufig in so abgelegenen Alpenwinkeln ein wahrer Säuerling ist, wird dir von dem Bacher-Bauer recht leidlich geboten. Dazu findest du an diesem schlichten Bauer und seiner getreuen Ehehälfte, Beide an das 60. Lebensjahr herantretend, ein Paar tiroler Landleute von so wahrer Gutmüthigkeit und unverdorbener Herzlichkeit, wie du sie in vielbesuchten Verkehrs- und Sammelorten nicht mehr suchen und finden kannst. Denn die meisten Reisenden verderben ja fast immer die Wirthe, und was das Schlimmste dabei ist, — ihre Preise. Möge der brave Mayer-Günther sich im Verkehre mit den Reisenden seinen ehrlich-geraden Sinn zu wahren suchen, damit er allen Touristen, die mit gleichem Sinne und einiger Anspruchslosigkeit bei ihm einkehren, stets in treuem Andenken bleiben möge, wie es bei mir der Fall ist.

Ehe wir St. Wolfgang verlassen, machen wir noch dem Herrn Kurat, wie in Tirol die Landgeistlichen heißen, unsern Besuch, wohlwissend aus verschiedenen frühern Tirolertouren, daß diese Herren wohlbewandert sind in Berg und Thal ihres schönen Landes. Mit liebenswürdiger Gastfreundschaft nimmt uns Herr Franz Mitterrutzner bei sich auf, und bald sind wir mit ihm auf geistiger Wanderung durch die Umgebungen Reins. Wir ziehen zur 3 Stunden von Rein entfernten Jagdhausalpe, die in 16 Sennereien 300 Kühe und 70—80 Ochsen auf ihren Bergmatten weidet und als Wasserscheide zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere bemerkenswerth ist. Auch soll sich diese Alpe zur Sommerfrische ganz besonders empfehlen, was wol bei ihrer Höhe nicht bezweifelt werden kann. Unter freundlichem Händedrucke scheiden wir vom Herrn Kurat und treten unter Führung unsers freundlichen Wirthes die Rückwanderung an, aber nicht im Thale, sondern auf der Höhe desselben über die Berge hinweg, so daß wir jetzt gegen 6000′ hoch das tief unter uns hinlaufende Reinthal begleiten und seine erhabene Großartigkeit, die von den Bergen herabgesehen sich in ganz anderen Formen bietet, uns nochmals staunend betrachten können.

In dem so lieblich am Bergeshange gelegenen Dorfe A h o r n a c h geht unser treuer Führer von uns, um zurückzukehren in sein so schönes Daheim. Auf baldiges längeres Wiedersehen in demselben drücken wir ihm zum Abschiede die Hand und werden wol höchst wahrscheinlich in den allernächsten Jahren diesen Abschiedsgruß wahr zu machen suchen. Unter herannahenden Gewittern,

von denen wir schon auf der Rücktour auf einige Zeit in eine Alphütte getrieben worden waren, kamen wir nach diesem wonnigen Wandertage spät abends nach Taufers zurück. Bis zur Mitternachtszeit entluden sich nun ununterbrochen heftige Gewitter, die in ihrer majestätischen Großartigkeit, wie sie sich im Gebirge unsern Sinnen darstellen, das Herz mächtig erfassen und hinaufziehen zum Ursprung aller wahren Größe in der Natur sowohl, als in ihren gewaltigen Erscheinungen. In feuriger Glut flammende Blitze gaben mit ihrem bläulichen Lichte den Bergesformen nicht nur, sondern auch dem dunkeln Wiesengrün des Thales einen so eigenthümlich-magischen Schein, wie ihn nur eine solche Vereinigung von Berg und Thal hervorzuzaubern im Stande ist. Dazu rollten in wenig unterbrochenem Zusammenhange die Festen der Berge erschütternde Donner, die sich in vervielfältigendem Wiederhalle an den Bergen brachen und auf diese Art verdrei- und vervierfachten. Die festesten Bergeswände zerreißende Wasserstürze brauseten, durch wolkenbruchartige Regengüsse hervorgebracht, von den Bergesgipfeln herab und entluden im gesegneten Thale, Riesenbaumstämme und Felskolosse mit sich führend, ihre verheerenden Schlammmassen. So zerstört ja so oft die Natur in wenigen Minuten, was sie sich durch Tausende von Jahren mühsam aufgebaut hat, und gibt uns hierdurch ein Bild des unausgesetzten Kampfes, der mit allem Irdischen zusammenhängt, und der auch uns nicht erspart bleibt, bis wir dereinst zum ewigen Frieden gelangen. Auch in unser Thal senkten sich, nachdem die entfesselten Naturkräfte zur Ruhe gelangt, wieder tiefer Frieden und ersehnte Ruhe, die auch wir im erquickenden Schlafe auf einige Stunden genießen, bis der nach so heftig tobenden Naturereignissen doppelt heitere Sommermorgen uns mahnt, weiter zu ziehen, um noch andere Thäler und Berge aufzusuchen, die wieder neue Schönheiten und Wunder dem Wanderer erschließen.

Noch begrüßen wir zum Abschiede Herrn Doktor Daimer, an den uns Freund Amthor empfohlen hatte, diesen um seine heimathliche Alpenwelt so verdienten Alpenfreund, der jedem rathsuchenden Reisenden zuverlässige Auskunft zu geben stets bereit und auch unsern Lesern durch seine trefflichen Schilderungen bekannt ist, und setzen zunächst mit Postwagen unsere Reise fort. Wir dürfen aber unter Postwagen nicht etwa jene bequemen schweizer Wagen uns vorstellen, die uns so leicht über die höchsten Berge hinwegbefördern. Die Posten in die Seitenthäler sind hier in Privathänden, und ihre Wagen sind meistens 3—4 sitzige Kaleschlein primitivster Beschaffenheit. In diese Kaleschlein setzen sich sehr häufig 7 oder auch 8 Passagiere, was dann besonders bei großer Hitze zu höchst ergötzlichen Szenen Veranlassung giebt. — Das ist ja aber gerade für den anspruchslosen Touristen ein Reiz des Reisens in Tirol! Diese, von der höhern Reisekultur noch nicht verdorbene Einfachheit, nicht etwa blos in seinen Posten, nein, auch in seinen Gasthäusern, in den Sitten und Gebräuchen seiner biedern Bewohner &c., die sich das so wundervolle Gebirgsländchen noch lange Zeit unversehrt erhalten möge; denn leider macht schon in den dem größern Reiseverkehr leicht zugänglichen Orten diese Einfachheit der nicht gerade angenehmen modernen Reisekultur sehr häufig Platz.

Wir haben diesmal nur einen Reisegefährten, einen Kirchenmaler aus Brixen. Die Kirchen in Tirol sind viel schmuckere Gebäude, als die im protestantischen Deutschland, besonders Norddeutschland. So sind vorzüglich auch die innern Wände der katholischen Kirchen mit Heiligenbildern vielfach ausgemalt, und daher ist denn der Name Kirchen- oder Heiligenmalerei entstanden. Unser Kirchenmaler war ein wahres Musterbild eines echten Tirolers, von einer treuherzigen Gutmüthigkeit und ehrlichen Offenheit, wie sie sonst noch selten zu finden sind.

Unterwegs zeigten sich uns mehrmals die gräßlichen Verwüstungen, die die gestrigen Gewitter angerichtet hatten. Auf dem Bahnhofe in Bruneck schied ich von meinem Brixener, den ich während der kurzen Zeit unserer gemeinsamen Postreise lieb gewonnen hatte.

Weiter ging es mit Dampfeseile dem Höllenstein-Ampezzanerthale zu. Bei der Bekanntschaft, die ich im Bahnwagen mit einem jungen katholischen Geistlichen machte, trat mir wieder, wie schon früher mehrfach, der Unterschied im Benehmen zwischen einem solchen und einem jungen protestantischen Geistlichen recht lebhaft vor die Augen; dort ein koulantes, ich möchte sagen weltmännisches Sichgehenlassen, ohne Verletzung seiner geistlichen Würde, hier ein steifes, pedantisches Zugeknöpftsein, ein ängstliches Wahren der geistlichen Würde.

Toblach, der Eingang zum Ampezzanerthale, ist erreicht, und weiter geht es zu Wagen nach Landro, wo ich bei kurzem Aufenthalte im Bauer'schen Gasthause an der Frau Bauer eine höchst gebildete, liebenswürdige Dame fand. Gegen Abend wird zu Fuß nach Schluderbach weiter gewandert.

So sind wir denn inmitten der Dolomiten, diesen wirklich wunderbaren Berggebilden der Alpen. Die verschiedenartigsten und bizarrsten Formen bieten sich hier unserm staunenden Auge: bald sind es bis zu 10,000′ emporragende thurmartige Spitzen und Zinnen, die in ihrem grotesken Aufbau mit Ornamenten und Kapitälen an verschiedenartige Baustile, in ihren Spitzen besonders an Gothik erinnern; bald erscheinen sie wieder als alte gewaltige Ritterburgen oder Riesenburgruinen mit Erkern und Anbauen der verschiedensten Art, weiter stellen sie sich dem Blicke als alterthümliche Kapellen dar, oder auch bis zu den Wolken emporragende Säulenhallen. Der Phantasie bietet sich hier überhaupt ein weiter Raum in den Gestaltungen dieser Felskolosse. Betrachten wir sie mehr in der Nähe, so steigen sie als vertikale Wände häufig viele tausend Fuß in die Höhe, wie z. B. die bluthroth-gefärbte Rothwand (auch Hohe Geisl = Crepa rossa) bis zu 9000′.

Ein näheres und längeres Eingehen in die Gebirgsgruppen der Dolomiten liegt ebenfalls nicht in diesen Reiseskizzen. Dieselben sind ja hauptsächlich nur für die eigentlichen Gebirgswanderer geschrieben, die es vorziehen, fern von den vielbetretenen Straßen des daherfluthenden Reisestroms, mehr abgelegene Alpenwinkel aufzusuchen, um daselbst in stiller, ernster Betrachtung sich zu versenken in die so vielfachen Wunder dieser Gebirgswelt. Nun sind aber in neuerer

Zeit die Dolomiten das Reiseziel einer wirklich großen Masse von Alpenbesuchern geworden und deshalb auch die meisten Reisehandbücher über die Alpen reichlich mit ausführlichen Beschreibungen und Besteigungen dieser Alpengebirgsformation versehen, so daß ich bei meinem kurzen Aufenthalte daselbst nichts Neues hinzuzufügen vermochte. Auch traf mich das Reisemisgeschick eines ziemlich halbtägigen Regenwetters, so daß mir beim Besuche der Misurinaalpe mancher Genuß versagt blieb, den diese Gebirgspartie bei ganz hellem Wetter gewiß gewähren muß. Dafür wurde ich aber entschädigt durch einen Nachmittag in vollster Sommerpracht, der mich auf meiner Rückwanderung durch das Boitathal all' die so großartig seltsamen Dolomitengebilde, wie sie dieses Thal dem Blicke gewährt, vollständig anschauen ließ.

Die aus dem obern Rienz- über einen Gebirgssattel durch das Boitathal nach Cortina führende Straße, nach „Amthor Tirolerführer", mit Recht wol die landschaftlich großartigste des Continents, ist, wenn man den Verkehr der Vergnügungsreisenden abrechnet, im Uebrigen vollständig verkehrslos. Es können Wochen vergehen, ehe nur ein einziger mit wirklicher Handelsfracht beladener Wagen auf dieser Bergstraße hinzieht, obgleich dieselbe von Cortina weiter nach Italien führt. Es fehlt hier an der einen lebhaften Handelsverkehr schaffenden Industrie, die in diesen Thälern gänzlich mangelt, und die allein durch eine so großartige Heerstraße, wie sie Oesterreich seiner frühern italienischen Besitzungen wegen hat bauen lassen, nicht herbeigeführt wird. Die italienischen Besitzungen Oesterreichs sind verloren, all' die prachtvollen Gebirgsstraßen, die es dieser Besitzungen wegen hat bauen lassen, sind geblieben und harren noch des von reger Industrie herbeigeführten Handelsverkehrs.

Die Oede der Ampezzanerstraße wird zu später Nachmittagszeit in Etwas gemindert durch aus dem Walde heimkehrende Holzfäller, die darauf hinweisen, daß der Holzhandel zu gewissen Zeiten des Jahres diese Straße etwas belebt.

In Schluderbach spät Abends angekommen, bereiten wir uns sofort auf die zum nächsten Morgen in aller Frühe vorzunehmende Besteigung des 8975' hohen Dürrenstein vor.

Jede Besteigung irgend eines Dolomiten ist fast in allen Fällen viel mühsamer und beschwerlicher, als die Besteigung einer Spitze der Massengebirge; denn bei diesen sind die Vorberge ausgedehnter, so daß man allmählicher aufsteigt, während man bei jenen mehrere tausend Fuß jäh emporklettern muß, wodurch allerdings viel an Zeit gewonnen wird, die aber natürlich durch einige saure Stunden schwer zu erkaufen ist. So erfordert auch die Dürrenstein-Besteigung einige Stunden recht mühsamen Emporkletterns, lohnt dann aber auch durch eine prachtvolle Aussicht. Wir haben im engeren Panorama vor uns die ganzen Dolomitenketten, aus denen heraus, in majestätischer Pracht die andern überragend, besonders hervortreten: in unmittelbarer Nähe, durch optische Täuschung fast greifbar, die grausige Rothwand, entfernter die drei Zinnen, der Monte Pian, der Cristallostock, die stattliche Sorapiß-Gruppe, die Marmarole,

die Marmolata und die so schöne Tofana. In nördlicher Richtung schweift der Blick weithin über die gesegneten Gefilde des Pusterthales mit seinen Nebenthälern. Durch ein Fernrohr sehen wir, wie sich ein Eisenbahnzug auf der Pusterthalbahn dahinzieht, und werden so in unserer feierlichen Bergesstille recht eigenthümlich an das nie rastende, geräuschvolle Treiben der tief unten wohnenden Menschen erinnert. — Unmittelbar 5000′ unter uns zieht sich das Ampezzanerthal mit seiner Kunststraße dahin, aus dem herauf wir die grünlich-blauen Fluthen des Toblacher Sees emporschimmern sehen. Ueber das engere Rundgemälde der Dolomiten hinaus wird dein Blick getragen zu den Massengruppen und Gletschern der weiteren Alpenzüge. Da treten dir entgegen die dir bekannten Antholzer-, die Zillerthaler-, die Stubaier-, die Oetzthaler Gebirgsgruppen mit ihren Firnspitzen und Gletschergebilden. Ueber all' diese Genannten erheben sich Gloßglockner, Venediger und Dreiherrnspitze. Dem Venediger melden wir mit einem Gruße einstweilen unsern Besuch an und bitten ihn um günstige Aufnahme. — In ganz weiter Ferne endlich treten aus bläulichem Dufte heraus in südöstlicher Richtung die Kärntner Gebirgszüge.

Wir genießen ein paar Stunden lang, umrauscht von den reinen Lüften des Aethers, die volle Pracht und Herrlichkeit einer solchen Bergbesteigung und wenden uns dann, tiefergriffen im Innersten unseres Herzens, zur Rückkehr nach Schluderbach, wo wir kurz nach Mittag ankamen. Hier haben wir noch Gelegenheit, wie auch schon mehrfach früher, das Leben und Treiben von Söhnen und Töchtern Albions in ihren deutschen Sommerfrischen zu beachten. Dies läßt sich in den wenigen Worten zusammenfassen: Sie schlafen viel, essen, trinken viel Thee, kümmern sich mit geringer Ausnahme der jüngeren Generation wenig um die sie umgebende Natur und halten sich größtentheils fern von den Deutschen, auch wenn sie der deutschen Sprache mächtig sein sollten. Sie gehen vielmehr gern den Deutschen aus dem Wege und verlassen sehr bald solche Orte, wo sich deutsche Touristen auf einige Zeit häuslich einrichten, wie ich solches einige Zeit später, besonders in Kärnten, erlebt habe.

Am andern Tage schied ich von Schluderbach, wo ich in der Familie des Herrn Ploner eine nach allen Seiten hin tüchtige Wirthsfamilie gefunden hatte, deren Seele die Frau Ploner mit ihrer ältesten Tochter Marie ist, während Vater Ploner in seiner rauhen und geraden Biederkeit den früheren Gemsenjäger und Bergerforscher nicht verleugnen kann. Es ist nun einmal nicht anders! Solche alte Bergsöhne sind wie ihre Berge selber: ernst, fest und rauh, aber auch unbeugsam ehrenhaft. Der geehrten Familie Ploner hierdurch meinen Gruß!

Während meiner Tour nach Lienz auf der Pusterthalbahn hatte ich Muße, vergangene Zeiten an meinem Gedächtnisse vorübergehen zu lassen. Es war im Jahre 1861, wo ich ganz zur selben Jahreszeit das Pusterthal durchwanderte. An Eisenbahn dachte damals noch Niemand, das Ampezzanerthal wurde fast gar nicht besucht, im Pusterthale aber erzählte man sich allerhand Märchen, die ja vielleicht auch zum Theil Wirklichkeit gewesen sein mögen, von der Unsicherheit

und den räuberischen Anfällen im Ampezzanerthale. Und jetzt? — Ganz unwillkürlich kam mir das Lateinische: „Tempora mutantur, et nos etc." in den Sinn.

Beim Abendtisch im weißen Lamm von Röck in Lienz saßen unter einigen andern Gästen zwei, die sich durch ihren Dialekt sofort als Schwaben ankündeten, und von denen besonders der Aeltere durch sein originelles Wesen uns anheiterte. Mit diesen beiden Württembergern habe ich einige recht frohe und angenehme Reisetage durchlebt, die mir unvergeßlich bleiben werden. Es liegt nun einmal im Volkscharakter des Süddeutschen etwas wirklich Ansprechendes und in den meisten Fällen Treuherziges, was zu ihnen hinzieht und leicht nähere Bekanntschaft, ja sogar Freundschaft mit ihnen schließen läßt. Der Norddeutsche birgt ja auch hinter seinem ernsten abgeschlossenen Wesen meist einen ehrenhaften Charakter, der bei näherer Bekanntschaft immer deutlicher zu Tage tritt; doch gehört dazu eben längere Zeit, wohingegen der Süddeutsche sein Inneres leicht erschließt. Auch der Berliner, wenn er auf Vergnügungstouren aus ist, zeigt sich theilweise ganz genießbar, theilweise freilich auch recht vom Gegentheile, so daß man den Klagen so vieler Reisenden nicht entgegentreten kann, wenn sie sich über arrogante Gespreiztheit, über dünkelhafte Schaustellung einer überlegenen Verstandesbildung und Urtheilsbefähigung, über berechnete Zurückhaltung und gemachten norddeutschen Ernst, und noch über manche Schwächen und Gebrechen der Reichshauptstädtler scharfe Urtheile erlauben. War es doch in der Reisesaison des letzten Sommers einem für seine Gäste auf's Beste sorgenden Wirthe in Lienz von einem Berliner in Begleitung einer Dame so sonderbar ergangen, daß derselbe in seiner Arroganz ihm seine höchst sauberen Betten voll von den bekannten hüpfenden Thierchen erklärte, wobei er freilich von dem feinen Wirthe in elegantester Manier ad absurdum geführt ward und als Blamirter davongehen mußte.

Von Lienz geht es frühmorgens das Iselthal aufwärts bis nach „unter den Huben", wo im guten Gasthause durch Speise, Trank und aufmerksame Bedienung für den Reisenden auf's Beste gesorgt ist.

Wir setzen von hier aus unsere Tour durch's Kalserthal fort, in welchem von wilden Bergen umgebenen Hochgebirgsthale eine verhältnißmäßig bedeutende Fruchtbarkeit, besonders im Getreidebau, herrscht. Die Thalsohle wird zum Theil in enger Felsschlucht tobend durchrauscht von dem Kalserbache. Besonders hervorragend ist der Wasserfall des „Alpenbach" bei Haslach, der, durch heftige Gewitterregengüsse angeschwollen, in gewaltigen Fluthen von bedeutender Höhe terrassenförmig herabstürzte. Unter heftigem Regenwetter, das keinen der vor uns lagernden Glocknerberge hervortreten ließ, kamen wir spät Abends in Kals an, nachdem wir noch einer freundlichen Sennerin, die unterwegs unseren fidelen Schwaben unter ihren breiten Regenschirm aufgenommen hatte, unsern Dank gesagt hatten.

Kals ist vielbesucht und verdient es auch reichlich, auch Glocknerbesteiger sind gar nicht selten; denn seit der um die Alpendurchforschung so hochverdiente

Stüdl aus Prag die nach ihm benannte Hütte hat bauen und dazu einen Weg zur leichtern Glocknerbesteigung anlegen lassen, werden gewiß wenige der höchsten deutschen Alpenspitzen so vielfach besucht, wie der Großglockner.

Wir wenden uns am andern Morgen bei bestem Wetter dem Kalser Thörl zu, das wir noch in voller Aussichtsschönheit erreichen. Bald darauf hüllten sich die von da aus sichtbaren Bergriesen in Wolken ein, so daß die Aussicht eine höchst beschränkte wurde. Mit dem vollständigsten Eindrucke der hohen Schönheit dieses Kabinetstückchens der deutschen Alpen verließen wir das Hochgebirge und pilgerten dem Thale zu. Unter herannahenden heftigen Gewittern erreichten wir Windischmatrei und stillten zunächst unsern brennenden Durst durch einige Seidel eines daselbst im Bräu von Schneeberger gebrauten vortrefflichen Bieres. Dann wurde von mir Standquartier genommen in dem vielbesuchten Gasthofe von Hamerl, der mit musterhafter Aufmerksamkeit die Bedürfnisse seiner Gäste auf's Beste zu befriedigen sucht. Meinen so liebgewonnenen Reisegefährten einen freundschaftlichen Händedruck zum Abschied! Sie wollten noch in die Dolomiten. Unvergeßlich wird mir unter so manchem Urkomischen, das ich mit ihnen durchlebt, vor Allem auch die trollige Art und Weise bleiben, die uns der alte Herr lehrte, Kleider vom Staube zu reinigen.

Beim Reisen geht es so wie im Leben: „Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen." Dies sah ich deutlich wieder in den Tagen meines Aufenthaltes in Matrei. Eine Bekanntschaft nach der andern wurde flüchtig gemacht, und fort ging es dann wieder auf fast sicheres Nimmerwiedersehen. Einige Wienerinnen, die zum Theil Sommerfrische daselbst hielten, zum Theil eingeregnet waren, denn aus Gewittern hatte sich anhaltendes Regenwetter erzeugt, brachten in das so monotone Einerlei durch ihre heitere Laune wenigstens einige Abwechslung. Das ist ja überhaupt das Charakteristische der Söhne und Töchter der großen Donaustadt, daß sie mit ihrem leichtlebigen Sinn eine ungezwungene Liebenswürdigkeit und herzgewinnende Harmlosigkeit verbinden, wodurch sie überall, wo man sie kennen lernt, sich so leicht insinuiren.

Recht werthvoll waren mir auch die durchaus interessanten Erzählungen eines Kolporteurs der britischen Bibelgesellschaft in Wien, der mir so Mancherlei über seine Reisen und Erlebnisse bei dieser seiner Beschäftigung mittheilte, wobei ich zugleich erfuhr, daß genannte Bibelgesellschaft 45 Kolporteure durch sämmtliche österreichische Länder entsendet, zwecks Verbreitung von Bibeln.

Auf einer Gebirgstour mehrere Tage eingeregnet werden! — Wer's durchlebt hat, der weiß eine solche Situation zu beurtheilen. Spleen und Langeweile überfallen uns dann leicht. Wohl Dem, dem der Humor nicht verloren geht, womit er die vorgenannten Gegner sicher aus dem Felde schlagen wird! Dann läßt sich ja die Zeit damit angenehm vertreiben, daß man Briefe in die Heimath und an Freunde schreibt oder auch Reiseerfahrungen notirt. Eine wesentliche Beschäftigung wird auch in genauer Orientirung der noch zu besuchenden

Gebirgspartien zu finden sein. Dieser Beschäftigung wendete ich mich hauptsächlich zu, nachdem ich erstgenannte besorgt hatte, indem ich mir die Karte der Venedigergruppe recht eingehend vornahm.

„Nach Regen scheint ja auch wieder die Sonne." Auch jetzt ging es so: an einem Sonnabend Morgen kam sie wieder zum Vorschein, freilich durch Zeichen bedeutender Anhäufungen von Feuchtigkeit in der Luft noch immer wieder Unwetter verkündend. Doch vorwärts zum Tauernhause mit dem braven und wackern Führer Franz Raneburger, trotz gegentheiligen Rathes unseres nicht blos wirths-, sondern auch wetterkundigen Hamerl. In unmittelbarer Nähe des Steinbachfalles, beim Eintritte in die Stein-Proseckklamm, zeigt uns unser Führer am tiefen Schlunde des Baches eine Höhle, die nach seiner Aussage drei Jahre lang von einem Manne aus Windischmatrei, Namens Joseph Berger, vulgo Bart-Sepperl, in strengster Abgeschiedenheit von allem menschlichen Verkehr bewohnt ward. Also Eremit neuester Zeit! Ganz vor Kurzem war er spurlos verschwunden und trotz alles Nachsuchens nicht wieder aufzufinden gewesen. Man vermuthet, daß er im grausig-wilden Bache verunglückt sei, und was ein solcher Bach in sich aufnimmt, kommt wol kaum wieder zum Vorschein. Man wird überhaupt bei diesen wilden Gebirgsbächen mit ihren ungeheuern, grausig wild dahertobenden Wassermassen unwillkürlich an die Stelle in Schillers „Taucher" erinnert, wo es heißt: „Da unten aber ist's fürchterlich" ꝛc. Ja immer fürchterlicher, immer großartiger werden die Eindrücke, je tiefer wir in diese Felsenschlucht mit ihren tief unten dahinstürmenden Wassern eindringen. So verhält es sich im Grunde mit dem ganzen Tauernthale. Je weiter wir in demselben vordringen, um so mehr nimmt die uns umgebende Gebirgsnatur die gewaltigsten Formen an, so daß wir immer wieder daran denken müssen, daß sich hier ein Knotenpunkt zweier Riesengebirgszüge, der Venediger- und Glocknergruppe, in der Centralkette der Hohentauern aufgebaut hat. Unter solchen Umgebungen, die besonders noch durch häufig wiederkehrende, von den Bergen herabbrausende größere und kleinere Wasserstürze belebt werden, gelangen wir zum 4779′ hoch in einem langen Thalkessel gelegenen Matreier Tauernhaus. Aber schon wieder verhüllen schwere, tief zu Thale liegende Regenwolken, aus denen strömender Regen sich ergießt, jede weitere Aussicht. Also nochmals eingeregnet, und zwar wieder auf ein paar Tage, wobei in Ermangelung von Fleischspeisen der Milchschmarn bei jeder Mahlzeit auf unserem Tische prangt! Am folgenden Tage erhebt sich ein eisiger Tauernwind (der über die Tauern herüberwehende Nordostwind), der das Thermometer bis +,5° R. sinken machte, eine im Hochsommer, 26. Juli, ziemlich unleidliche Temperatur, aber auch zugleich nach dem wetterkundigen Führer die sichere Aussicht bringt, daß nun, wenigstens auf ein paar Tage, gutes Wetter folgen wird. Diese frohe Aussicht verwirklicht sich denn auch zum nächsten Morgen, der mit allen Anzeichen eines schönen klaren Sommertages anbricht und uns veranlaßt, mit dem nöthigen Proviante versehen, unsere Wanderung zur Pragerhütte durch das Gschlößthal anzutreten.

Mit voller und ganzer Wahrheit nennt Amthor's Tirolerführer dieses Thal „einen Punkt von so großer Schönheit, daß sich wenige Gegenden der deutschen Alpen damit messen können". Hier hat die große Meisterin Natur eine chaotische Wildheit geschaffen, die uns bis zum innersten Nerv unseres Geistes packt und durchschauert. Die Riesentrabanten des Großvenediger treten in Berg- und Gletschergebilden an dich heran, du näherst dich den beiden, das Thal abschließenden Kolossen des Schlaten- und Viltragengletschers. Von dem Schlatengletscher läßt sich nichts Treffenderes sagen, als was darüber in oben genanntem Tirolerführer angeführt ist, wo es Seite 363 nach „von Sonklar" heißt: „Der Schlatengletscher, nach der Pasterze der größte in den Tauern, sucht an Großartigkeit und extravaganter Wildheit seines Gleichen in jenem labyrinthischen Gewirr von Treppen, Wänden, Nadeln und Pyramiden der mannichfaltigsten Formen, wie selten zu suchen, und wie es in solcher Ausdehnung zuverlässig als einer der großartigsten Gegenstände physischer Anschauung betrachtet werden muß." Besonders erhöht wird auch die wilde Pracht dieses Thalabschlusses dadurch, daß daselbst ungeheure Felsmassen in unzählbaren Riesenstücken chaotisch durcheinandergeworfen den Thalboden und die untern Bergeshänge bedecken. An diesen unabsehbaren, lose daliegenden Felsstücken kann man ein Stück der inneren Arbeit der Gletscher erkennen, die beim Zurücktreten auf ihren Moränenflächen unter verschiedenartigen Schutt-, Erd- und Schlammmassen auch dergleichen gewaltige Steinablagerungen zurücklassen, welche in ihren einzelnen Exemplaren oft vollständig wie abgeschliffen sind.

Die Gletscher der Alpen treten schon seit einiger Zeit bedeutend zurück, wie dies an verschiedenen, besonders auch in der Schweiz, wahrzunehmen ist, unter welchen ich nur den Rosenlaui namhaft machen will, bei welchem dies in wirklich erstaunlichen Dimensionen der Fall ist. Auch der Schlaten- und Viltragengletscher hatten früher ihre Eisströme viel weiter ins Thal vorgeschoben, wie dies an den Bergeslehnen und vorgenannten Felsmassen unschwer zu erkennen ist. Nach Beobachtungen ist in den letzten zwanzig Jahren das Zurücktreten dieser Gletscher, nach Fuß abgemessen, ein wirklich ganz erstaunliches gewesen.

Wir durchschreiten jetzt, unserem Führer folgend, diese zurückgebliebenen Steinmassen und steigen an grüner Bergeshalde, durch noch in voller Blüthenpracht prangendes Rhododendrongesträuch, immer zur linken Seite des Schlatengletschers steil empor, häufig auf stufenartigen Absätzen der steilsten Stellen durch den Alpenstock uns emporhebend. Immer bleibt dein Auge haften an den lieblichen, in reiner Farbenpracht strahlenden Alpenblumen, von denen du wol auch einige pflückst, um sie in Vereinigung mit ebenfalls frisch gepflückten Alpenrosen deinen Hut zieren zu lassen. Welche Kontraste stellen sich da entgegen! Hier diese Vegetationsfrische, diese Fülle von so schönen duftenden Blumen und Gräsern, und — in fast unmittelbarer Nähe, nur etwas unter dir, die starren Eismassen des Gletschers mit dem gewaltigen Gebrause der von der Sonne gelösten, in seinem Innern dahinstürzenden Gewässer. Da kommen nicht wieder-

zugebende Eindrücke über uns, die man selber an sich erfahren haben muß, um sie recht würdigen zu können.

Wir betreten sodann, immer scharf ansteigend, ein ödes Stein- und Trümmerfeld, an dem wir wieder frühere Gletscherablagerungen vielfach wahrnehmen, übersteigen diese vollständig vegetationslosen Steintrümmerhaufen, die nur durch ein ab und zu von uns aufgescheuchtes Schneehuhn etwas Leben zeigen, und bekommen dann die hoch über uns stehende Pragerhütte in Sicht, die wir nach einiger Zeit erreichen, empfangen von einem dieselbe umschwirrenden, recht schönen Citronenfalter, der in dieser hohen Einsamkeit sich recht wohl zu befinden schien.

Die 8500′ hoch gelegene Pragerhütte ist von der Sektion Prag des deutschen Alpenvereins 1872 erbaut, zwecks leichterer Besteigung des Großvenediger, und mit allen irgend nöthigen Wirthschaftsgegenständen bis auf's Kleinste wohl ausgestattet. Zum Nachtlager dienen auf erhöhten Gestellen angebrachte Heusäcke mit Kopfkissen und warmen wollenen Decken. Hat man die nöthigen Lebensmittel mitgebracht, so können sich hier 8—10 Personen recht gut häuslich einrichten, weil es auch nicht an einer ganz praktischen Kochmaschine fehlt, und das nöthige Holz durch die Führer von Zeit zu Zeit heraufgeschafft wird. Der Stand des Thermometers war bei meiner gegen Mittag erfolgenden Ankunft in der Pragerhütte + 5° R. und stieg durch das im Kochofen angemachte Feuer bis + 7°. Die Sonnenwärme im Freien betrug an der Hütte bis höchstens + $9^1/_2$°. Man findet hier auch eine vorzügliche Karte der Hohen Tauern von v. Sonklar. Die für Erschließung der Alpen so thätige Sektion Prag hat sich durch die Erbauung dieser Hütte und ihre innere Einrichtung ein nicht genug zu schätzendes Verdienst erworben, für das ihr alle Freunde des Hochgebirges großen Dank schulden und gewiß bereitwillig darbringen, wie uns darüber das in der Hütte aufliegende Fremdenbuch belehrt, in welches freilich auch von manchen Besuchern recht viel Ueberflüssiges hineingeschrieben wird.

Nachdem wir den von unserem Führer bereiteten Milschmarn genossen, bestiegen wir noch den 10,000′ hohen Kesselkopf, wobei wir manches Schneefeld zu passiren hatten und recht eigenthümlich überrascht wurden von verschiedenen kleinen Trupps weißer und schwarzer kräftiger Bergschafe, die sich auf den am Kesselkopfe befindlichen grasreichen Matten recht gut nähren und vom Mai bis September ohne die mindeste Aufsicht in dieser Wildniß herumtreiben, wo sie dann bei Eintritt der rauhen Herbststürme zu Thal kommen und von ihren Besitzern in Empfang genommen werden. Immer wieder finden wir in diesen Alpenbergen Eigenthümliches.

Der Kesselkopf, ein sich zwischen dem Schlaten- und Viltragengletscher hineinziehender Berggrat, der nach dem Viltragengletscher in jähen Wänden abfällt, während er nach dem Schlatengletscher zu sich theils steil, theils allmählich abdacht, gewährt uns hauptsächlich auf diese beiden Gletscher eine prachtvolle Aussicht und reiche Einsammlung von Edelraute und dem so lieblichen Edelweiß.

wovon wir uns recht stattliche Sträußchen pflücken um dann nach unserem hohen Steinhause bei Eintritt der Dunkelheit zurückzukehren.

Die Nacht senkt sich hernieder, es herrscht der tiefste Frieden, die feierlichste Ruhe, die durch das dumpfe Getöse der tief unter uns im Gletscher dahinbrausenden Wasser noch erhebender wird. Da steigt die volle Mondscheibe hinter den Eis- und Schneegipfeln der Bergesriesen empor und wirft ihr magisches Licht über die mich umgebenden Eis- und Schneefelder, die nun in jenem unbeschreiblichen zauberhaften Glanze strahlen, wie ihn uns nur eine vollendete Winterlandschaft mit ihren weiten blendendweißen Schneeflächen vorzuzaubern vermag. Tief unter mir liegt in dunkler schwarzer Nacht das Thal, hinter mir stehen die schwarzen Grate des Kesselkopfes, aus der Ferne leuchtet, deutlich erkennbar, der stattliche Glockner herüber, in nächster Nähe flimmert im hellsten Lichte die Spitze des Kleinvenediger, dazwischen ragen die schaurig finstern Wände des Cristallkopfes und der Schwarzen Wand aus den sie umgebenden Schneefeldern heraus.

Tief in Anschauung versunken, empfand ich in stiller Andacht, daß solche Minuten wol die glücklichsten mit sind, die wir im Leben haben können, und die Gottfried Kinkel, ebenfalls tief ergriffen von der überwältigenden Pracht des Hochgebirges, in folgenden Worten so treffend kennzeichnet: „Hier tritt das Geheimniß der Natur näher und gewaltiger an uns heran; wir empfinden schaudernd und selig, wie nahe Leben und Tod sich berühren, und alles Kleinliche, was die unreine Welle des täglichen Menschentreibens in der Seele abgelagert hat, rinnt mit dem Riesenstrome der Ewigkeit hinweg, den wir rauschend durch unser Inneres dahinziehen hören.“ Ich riß mich gewaltsam los von all dieser Herrlichkeit und begab mich in die Hütte zum Führer, um kurze Zeit Schlaf zu suchen, den ich aber, zu tief erregt von den gehabten Eindrücken, nicht fand.

Früh 2 Uhr, 28. Juli, Thermometerstand im Freien + 3° R., wurde gerüstet zur Venedigerbesteigung, und mit Laterne, da es außerdem zu finster war, Punkt 3 Uhr von der Hütte abgegangen; Thee mit Milch, der in ziemlicher Quantität mitgenommen wurde, bewährte sich unterwegs als außerordentlich durststillend.

Wir überschritten zuerst, zum Gletscher etwas absteigend, gewaltige Steingerölle des Kesselkopfes und betraten 4 Uhr den von seinem Thalausgange bis zum Großvenediger sich Stunden weit hinaufziehenden Schlatengletscher, nachdem wir uns vorher gegenseitig mit dem Seile umschlungen hatten.

Der Großvenediger ist nicht schwer zu besteigen, wenn man die nöthige Kraft und Ausdauer besitzt, die dazu gehören, um 7—8 Stunden lang auf Schnee und Eis jäh auf- und absteigend, an einigen Stellen auch kletternd, nicht zu ermüden. Auch ist seine Besteigung nicht gefahrvoll, wenn nicht durch kurz zuvor gefallenen frischen Schnee seine Gletscherklüfte zugedeckt sind, sondern offen zu Tage liegen. Hat vorher starker Schneefall stattgefunden, der in solcher Höhe immer eintritt, wenn es unten zu Thale viel regnet, so ist das Auf-, besonders

aber das Absteigen natürlich viel beschwerlicher und nicht ohne Gefahr, weil man häufig hohen Schnee durchschreiten muß; weshalb in solchem Falle große Vorsicht nöthig ist, indem die durch lockern Schnee zugedeckten Gletscherklüfte den sie betretenden Wanderer sonst leicht in ihre schauerlichen Abgründe aufnehmen möchten, aus deren unendlicher Tiefe ein Sterblicher kaum jemals noch lebend an's Tageslicht gefördert wird. Es hat dieser vollständig vergletscherte Massenberg auch keine schwindelerregenden Stellen, bis wir auf seine Spitze gelangen, wo dies aber auch nur in nicht bedeutendem Grade der Fall ist.

So haben wir denn seine 11,622′ hohe Spitze erreicht mit tiefernsten Gefühlen im Innersten unseres Herzens. Todesstille umfängt uns in der starren Eisregion. Da oben, dem Himmel näher, reißt sich der Geist los von den gewöhnlichen menschlichen Verhältnissen, die denselben zur nichtigen, vergänglichen Erde ziehen. Denn die ihn in unveränderlicher Pracht und Herrlichkeit umgebenden Berge weisen ihn hin auf seine eigene Fortdauer in höhern Welten. Unser Blick schweift, durch die reinste, klarste Luft begünstigt, über die unabsehbare Reihe von Spitzen und Gipfeln, die rund um uns her, meistens tief unter uns liegen und sehr oft, besonders mit ihren Eis- und Schneefeldern und Zinnen, die sonderbarsten Formen darstellen. Es stellt sich im Kleinen dar, wie von einem hohen Thurme aus gesehen, das unabsehbare Häusermeer einer großen Stadt, aus dem die hohen Paläste hervorsehen. Als solche ragen hier über die andern Berge hervor: östlich die Glocknergruppe, südöstlich Hochschober, dahinter Hochnarr und Hochalpspitze, südlich, weit über das Iselthal hinaus, hinter dem Pusterthale, die Dolomiten mit ihren Spitzen, Zacken und Zinnen, dahinter italienische Gebirgszüge, den Julischen Alpen zugehörig, südwestlich der Ortler, westlich die Antholzer-, Zillerthaler-, Tuxer-, Stubaier- und Oetzthaler-Gruppen, nordwestlich über die Innthalgebirge die Zugspitze im bayerischen Hochgebirge, nördlich das bayerische Hochgebirge, Kaisergebirge; hinter diesen Gebirgen erscheint das bayerische Flachland von Rosenheim bis nach München hin, denn hier wird der Fernblick nur durch die Sehkraft des Auges beschränkt; zwischen dem Kaisergebirge hindurch glänzt der Spiegel des Chiemsees; nordöstlich endlich treten hervor: Watzmann, Hoher Göll, Hoher Zinken, Dachstein mit den weiteren steyerischen Gebirgen.

Nach einer Stunde trieb der Führer zum Aufbruche wegen der zunehmenden Kraft der Sonnenstrahlen und der daraus hervorgehenden Gefährlichkeit der von uns zu passirenden Gletscher. Eine solche Stunde prägt sich unserem Geiste bis zum kleinsten Momente unvertilgbar ein. Wir überschritten abwärts steigend die eisige Schneide, dann den R a i n e r- und D o r f e r g l e t s c h e r, den wir 10½ Uhr verließen, trafen an den Abhängen der K a p u z i n e r große Schaaren der zierlichen Alpenfinken und stiegen am Mulwitzgletscher, der ebenso wie der Dorfergletscher bedeutend zurückgegangen ist, herunter zur J o h a n n s h ü t t e, bei welcher wir Mittags 12 Uhr ankamen. In derselben, die ebenfalls zur leichtern Venedigerbesteigung vom Erzherzog Johann auf der Dorferalpe erbaut worden ist,

wurde bei einer Tasse selbstgebrauten Kaffees ein Stündchen gerastet; dann wurde durch das Isel- und Dorferthal der Weg nach Pregratten fortgesetzt. Dieses obere Iselthal, in welchem der Iselbach häufig durch tiefe Felsschluchten, oft auch unterirdisch dahinstürzt und die prachtvollsten Wasserfälle bildet, die nicht selten fünf- und noch mehrfach abgestuft in weite tiefe Kessel sich wild tobend ergießen, erinnert vielfach an die via mala, von der es manche Aehnlichkeit hat.

In Pregratten, das besonders auf einer Seite von mächtigen Bergen umgeben ist, labte ich mich beim billigen Steinerwirth an trefflichen Forellen, die mir nach mehreren Fasttagen recht wohl schmeckten; dann ging's noch nach Windisch-Matrei, wo ich, freudig begrüßt von Wirth und Gästen, gegen 9 Uhr ankam, so daß ich an diesem Tage von früh 3 Uhr an einen Marsch von 16—17 Gehstunden zurückgelegt hatte.

Am andern Tage eilte ich zu Freund Amthor, der mir aus Villach in Kärnten schon telegraphisch nachspürte, und ging mit ihm ins obere Kanalthal nach Tarvis, wo uns wieder das Mißgeschick mehrtägigen Einregnens traf.

Nachdem endlich auch nach diesen Regentagen wieder die Sonne schien, besuchten wir den unweit von Tarvis liegenden Karlssteg, der aus einer gangbar gemachten, wilderhabenen Klamm besteht, durch welche der Kanalbach tobend dahinstürmt, und der unbedingt die Hauptzierde des so lieblichen Kanalthales ist.

Nach einem Besuche der in düsterer Berges- und Waldeseinsamkeit liegenden Weißenfels- oder Mannhartseen und einer, wegen Berg und Thal umhüllender Wolkenmassen wenig Aussicht gewährenden Besteigung des außerdem als aussichtsreich gepriesenen Luschari, verabschiedete ich mich von unserem biedern Amthor und eilte über Klagenfurt durch Steyermark, wo ich mit Bahn das Gesäuse, ein Unikum der Gebirgswelt, durchflog, dann durch Oberösterreich, Böhmen und Sachsen in die Heimath zurück.

Sennerbelustigungen und Almfeste.

Von **Ludwig v. Hörmann.**

Das Leben der Senner und Hirten in ihren einsamen Hütten hoch oben im luftigen Alpenreviere verläuft nicht so still und einförmig, wie mancher Stadtbewohner glauben möchte. Mit den Neuigkeiten und dem Dorfklatsch bleibt man beständig auf dem Laufenden durch den Geisbuben, der tagtäglich um die Mittagszeit mit seiner bimmelnden Heerde vom Thale heraufsteigt und stets freudig bewillkommt wird. Der Senner frägt ihn um dies, der Kuhhirt um jenes, und der Bube erzählt mit geschwätziger Zunge, läßt auch mitunter seine Phantasie walten, in der Hoffnung, dafür eine fettere Butterschnitte zu bekommen. Der

„Kalterer“ aber, ein stämmiger Bursche, zieht den Geishirten gelegentlich beiseite und gibt ihm einen Gruß auf an die Lisel, seinen Schatz.

Der Sonntag unterscheidet sich auf der Alm allerdings wenig von den Werktagen. Die Arbeit bleibt dieselbe, Predigt und Amt gibt es da heroben nicht, folglich auch kein „Standerl“ auf dem Kirchplatze, kein Diendlenmustern und Diendlennecken beim Nachhausegehen; die Dorfkegelbahn, der Schießstand und die Wirthshausstube werden leider ebenfalls vermißt. Das Einzige, was einen Sonn- oder Feiertag kenntlich macht, sind die Besuche, die sich die nachbarlichen Almleute gegenseitig abstatten, wenn die Hütten nicht allzuweit von einander entfernt liegen, oder ein solcher aus dem Thale, sei es nun ein Wilderer, Jäger oder sonstiger Bekannter. Da wird dann im lustigen Heimgart eingebracht, was man die Zeit über versäumt, und oft findet die Mitternachtsstunde die Versammlung noch um das Feuer in der Herdvertiefung sitzen, während dichte Wolken Tabaksrauches durch die Spalten und Lücken der Hütte qualmen.

Am fröhlichsten geht es dort zu, wo Sennerinnen sind, wie es z. B. im Oberinnthal noch häufig der Fall ist. Da verwandelt sich die Sennstube schnell in einen Tanzsaal; flink schwingen sich die Dirnen im Kreise, während die Burschen schnalzen und jauchzen und mit den schweren Schuhen auf den rauhen Holzboden stampfen, daß man fast den frischen „Ländler“ der Zither nicht mehr hört. Eine solche Szene hat der berühmte Maler Defregger in seinem Meisterbilde „der Tanz auf der Alm“ dargestellt. Ein weißbärtiger Alter, vermuthlich einst ein flotter gerngesehener Tänzer, durch die Zithertöne erinnerungsselig gestimmt, hat ein hübsches dralles Diendl zum Tanz aufgefordert. Lachend folgt ihm das Mädchen und wirft dabei einen beschwichtigenden Blick auf den herausfordernd dastehenden Kühbuben, ihren Schatz, zurück, als wollte sie sagen: „Geh', laß ihm die Freud', dem alten Narren.“ —

Aber auch die Mannsleute unter sich lassen sich die Zeit nicht lang werden. Die flinken kräftigen Burschen haben eine Menge Spiele erfunden, größtentheils gymnastischer Natur, um ihre arbeitsfreien Stunden auszufüllen. Die frische, prickelnde Bergluft muntert sie auf, ihre Stärke und Gewandtheit im Robeln zu erproben, das auch in allen Arten versucht wird. Sehr beliebt ist ferner das „Häckeln“ mit den Fingern und der sogenannte Duxerschub, wobei sich die Gegner mit den Fäusten gegen einen Tisch oder eine Bank hinschieben. Das Schlimmste, was einem Hirten passiren kann, ist das „Hosenabziehen“ und Davonjagen, das früher häufig vorkam. Diese Schmach wird dem Betreffenden sein Lebenlang nicht vergessen, so daß schon Mancher, um den Spöttereien zu entgehen, weit weg einen Dienst suchte. Es werden auch Wetten angestellt, ob einer oder mehrere im Stande seien, einem die Hose abzuziehen.

Ein besonders scharfes Auge haben die länger Dienenden auf den neu Eintretenden. Steht er im Rufe, boshaft oder stolz zu sein, so wird ihm durch allerlei Neckereien „das Gesims eingerichtet“. Es werden z. B. Steine glühend gemacht und irgendwo placirt, wo er sich darauf setzen muß, oder sie angreift

und sich elendiglich brennt. Der Scharfsinn der übermüthigen Burschen ist erfinderisch genug für solche Bosheiten.

Nebstdem gibt es noch manche andere, friedliche Spiele. Da ist z. B. das sogenannte Längschlagen oder Längenabschlagen. Es besteht in der Fertigkeit, hoch aufzuhüpfen und mit den Füßen ein gewisses Ziel zu erreichen. Ein gewandter Längschläger steckt sich dasselbe in einer Mannshöhe oder noch höher. Der „Kögele Franz“, Senner auf der Lavasalm, hat im Jahre 1824 auf dem Ueberboden des Neuner zu Innerriß die Länge abgeschlagen, wo man noch heute die Eindrücke der Schuhnägel sehen kann. Manche gibt es, welche rückwärts die Länge abschlagen, was unglaublich erscheinen möchte. Vor mehreren Jahrzehnten produzirte sich der Aelpler „Adler“ von Weer auf der Alpe Pletzboden im Bächenthal (bei der Riß) und berührte rückwärts ausschlagend mit den Füßen den Ueberboden, überholte also die vorgesteckte Mannslänge.

Eine weitere Uebung körperlicher Gewandtheit ist das „Stieglhupfen“. Man steckt 6 Schuh hohe Stangen mit „Zanken“ oder „Zaunlatten“ in den Boden und springt mit oder ohne Anlauf darüber; auch Heustiefel überspringt man gern, am häufigsten aber Zäune, und zwar nicht etwa niedere Planken, sondern solche, wo die Zaunstäbe verschränkt über's Kreuz eingeschlagen sind und oben spitzig auslaufen, so daß der Fehlende unter Umständen leicht gespießt werden könnte. Von solchen kecken Springern erzählt sich das Volk ganz unglaubliche Geschichten. So soll der „Schmiedenbub in der Higna“, Hans Raschberger, über einen 6 Fuß hohen Zaun gesprungen sein, der an einem Abhange stand. Von oben herab war es freilich ein Leichtes, aber er machte den Sprung auch von unten hinauf gegen den Berg zu, was ihm Keiner nachmachen konnte. Ein berühmter „Stieglhupfer“ war der Fütterer Paul Hechenblaikner zu Reiterberg. Sein Meisterstück machte er einstmals im Zorn. Beim Stalle war eine Wiese, dann ein 5 Schuh hoher Spaltenzaun, dann ein Weg, welcher 9 Fuß breit war, und endlich kam wieder ein solcher Zaun, so daß also der Weg von den beiden Zäunen eingeschlossen war. Einmal kam dem Paul ein „Galtling“ ins Roggenfeld, welches jenseits der Straße lag. Voll Unwillen lief er gegen den Weg hin, sprang in der Wuth über beide Zäune zugleich, fuhr auf das Thier wie ein Geier los und riß es beim Schweife zu Boden. Noch immer bewundert man diese Stelle und Paul's Heldenthat, der selbst längst in der kühlen Erde ruht. Dieser kühne Springer wurde indeß noch von einem unterinnthalischen Senner übertroffen, der einmal vierzehn nebeneinandergestellte, je einen Fuß breite Bänke übersprang. Wie viel übrigens zu all' diesen Turnübungen die Fama hinzugedichtet, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Die Aelpler setzen auf das Springen vorzüglichen Werth, und nicht mit Unrecht, da sie sich dadurch an gefährlichen Stellen im Gebirge oft vor Unglück retten.

Auch im Werfen gibt es unter den Almleuten merkwürdige Virtuosen. Man wirft die Steine mit der bloßen Hand; mit der Schleuder will man es nicht recht gelten lassen. Hierzu werden die höchsten Fichtenbäume als Ziel

gewählt, welche Mancher mit Leichtigkeit überwirft. Sind die Hirten selbst zu solchen Kraftäußerungen zu bequem, so haben sie dafür Ersatz in den Kämpfen der Stech- oder Hagmairkühe. Der Eine wettet auf den Sieg der Braunen, der Andere auf den der Scheckigen, und Jubel und Beschämung begleitet den endlichen Schluß des Hörnerturniers. Ferner unterhalten sich die Aelpler gern mit „Watschelen", einem Kugelspiele, mit Wettlaufen und mit Peitschenschnalzen, das mancherorts zu einem förmlichen Konzert ausgebildet wird. Ein besonderes Vergnügen gewährt den Hirtenbuben das Baumschwingen. Sie klettern auf die höchsten Gipfel der Bäume, vorzüglich der elastischen Lärchen, und schaukeln sich um die Wette darauf hin und her. Man sieht, es fehlt den Sennern und Hirten nicht an Unterhaltung, um die Einförmigkeit ihrer Tage zu würzen. Und erst, wenn Sennerinnen in der Hütte schalten und walten! Wie romantisch, wenn der Liebste, in Gestalt eines kecken Wildschützen, an schönen Sommerabenden bei seinem Diendl fensterlt! Wenn es auch nicht immer so poetisch zugeht, wie die Dorfgeschichten es malen, und manche Sennerin eine dürre alte Schachtel ist, in die sich kein Jochspatz mehr verguckt, so ist es doch in anderen Fällen gar nicht ohne.

Zu all dem bereits erwähnten Zeitvertreib kommen sodann noch die eigentlichen Alpenfeste, religiöse und profane, welche die Reihe der Arbeitstage unterbrechen. Die ernsteste dieser Feierlichkeiten ist wol der Alpensegen, eine Einweihung der Alpe, welche den Zweck hat, zum Herrn zu beten, daß er im kommenden Sommer alles Unglück von den Alpen, den Hirten und dem Vieh abwenden möge. Dieselbe findet am Johann- und Paulstag (26. Juni) statt, welche zwei Heiligen von den Bauern die „Wetterherren" genannt werden. Am Feste dieser himmlischen Wetterpatrone geht in aller Morgenfrühe ein Geistlicher mit dem „höchsten Gute" betend und begleitet von den Alpenbesitzern und anderen andächtigen Leuten hinauf zur Alpe. Auf derselben haben die Hirten an vier verschiedenen Seiten Kreuze von Baumstämmen aufgerichtet und mit Alpenblumen und Kränzen sinnig verziert. Vor diesen einfachen Altären werden nun die vier Evangelien gelesen. An manchen Orten beichtet und kommunizirt der Senn im Freien. Hierauf betet der Priester um die Segnung der Alpe. Den Schluß bildet ein kleines Hirtenmahl, nach dessen Beendigung der Zug wieder heimwärts geht.

Nebst dieser allgemeinen Einsegnung gibt es noch eine besondere, welche der Senn selbst vornimmt, und die sich vorzüglich auf die Almhütte und Gehäge erstreckt. In die Hütte steckt er Palmen oder andere geweihte Kräuter — selten einen Oelzweig — zum rauchgebräunten Kruzifix, das in der Ecke hängt. Ueber dem Hauptthore des Gehäges nagelt er einen Benediktpfennig von der Größe eines Kreuzers an, oder manchmal ein „Brevl", das die Franziskaner weihen und vertheilen; dazu kommt noch ein hölzernes Kreuz oder ein Christusbild. Man hat zu diesem Zwecke ganz einfache, nur von zwei Holzstückchen zusammengesetzte Kreuze, welche man sich ebenfalls von den Franziskanern oder Kapuzinern

holt. Nebstdem werden unter den Thürschwellen und an den vier Ecken des Stalles geweihte Dreißgenkräuter, Weisterwurz, Rhabarber, Palmen und ein „Brevl" eingegraben und hierauf der Stall mit dem Rauch von Weihekräutern ausgeraucht. Dabei betet der Senn mit frommem Ernste und hofft sodann vor allem Schaden gesichert zu sein.

Wichtige Tage im Alpenleben sind die sogenannten Zoontage, wie selbe auf den Gesellschafts- und Gemeindealpen Oberinnthals stattfinden. An diesen Tagen wird nämlich der Almnutzen geprüft und berechnet, wie viel jedem der Viehbesitzer zukomme. Der erste Zoontag ist auf zwei Wochen nach der Auffahrt, der zweite sechs Wochen später festgesetzt. Die Berechnung nimmt der Bergmeister im Beisein der Eigenthümer vor. Es wird dabei mit der größten Genauigkeit verfahren, was auch nothwendig ist, denn die Sennerinnen und Hirten suchen mit aller Schlauheit dahin zu wirken, daß die Quantität Milch klein bemessen werde, um dann beim Theilen des Alpennutzens, des „Ziens", wie er in Oberinnthal heißt, eine größere Menge an Butter und Käse als ihre Nachbarinnen aufweisen zu können und so für geschickter, als diese, zu gelten. Hat der Bergmeister und seine Gefährten seine Amtsthätigkeit beendet, so erwartet sie in der Hütte ein fettes Rahmmuß, die höchste Delikatesse der Alpenküche, und nach ein Paar Stunden gemüthlicher Unterhaltung geht es wieder dem Thale zu.

Die Sennleute haben aber auch Feste ohne offiziellen Beigeschmack, wo sie sich nur der profanen Lustigkeit hingeben; ein solches ist der Alpenkirchtag. Einmal während des Sommers, meistens nicht lange vor der Abfahrt, wird dort, wo mehrere Alpen in der Nähe sind, ein „Kirchtag" gehalten. Das Festdiner wird aus dem Besten zubereitet, was man hat. Den Kirchtagsbraten liefern ein Paar Schafe, die in riesiger Pfanne schmorend auf dem Tische prangen, daneben ein Paar Flaschen Enzianbranntwein, den man sich aus der naheliegenden Brennerei (Enzianhütte) holt. Alle Aelpler der Umgegend kommen da zusammen, ein Zitherspieler macht den Tanz auf, ein Anderer pfeift dazu, und bald dreht sich Alles im lustigen Reigen. Sind keine Dirnen da zum Tanz, so binden sich die Jungen den Kopf mit einem Tuche und stellen so Mädchen vor. Mancher weiß sich dabei recht komisch zimpferlich zu geberden. Dazwischen wird wieder dem Glase zugesprochen, oder man arrangirt eines der oben beschriebenen gymnastischen Spiele und treibt allerlei Narrenspossen. Aeltere Leute, die an dem tollen Treiben nicht theilnehmen wollen, setzen sich zum beständig flackernden Herdfeuer, stopfen sich ein Pfeifchen und schauen gemüthlich plaudernd zu. Das Bild gestaltet sich oft malerisch genug, besonders wenn die Nacht hereinbricht und der in einer Wandritze steckende flackernde Kienspan mit seinem rothen Lichte die Gruppen bestrahlt. Das fröhliche Fest dauert gewöhnlich die ganze Nacht hindurch, bis der herrliche Herbstmorgen über die Bergspitzen heraufdämmert. Dann gehen die fremden Senner und Hirten ihrer heimathlichen Alm zu. Oft wird das Fest von dem Senner einer andern Alpe erwidert. So fanden z. B. früher im Wattenthal drei solcher Kirchtage statt, einer übermüthiger als der

andere. Aber die Zeiten sind schlechter geworden; deshalb schraubte man die Lustbarkeit zuerst auf einmalige Feier herunter und ließ sie endlich ganz eingehen. Dagegen wird noch fast überall vor der Abfahrt die sogenannte Schoppwoche gehalten, welche mit der letzten sogenannten Gru-Nacht die höchste Stufe des Vergnügens und damit den Abschluß erreicht. An den letzten Paar Tagen des Aufenthaltes auf der Alpe wird nämlich nicht mehr „gekast" und „gekübelt", d. h. weder Käse noch Butter bereitet, sondern nur gegessen, getrunken, getanzt und gejubelt. Dazu finden sich bekannte Burschen und Dirnen von anderen Almen und aus dem Thale ein, Zitherweisen und Jodler erklingen, die Schnapsflasche kreist, ein Scherz, ein Schabernak gibt dem andern die Hand, so daß sich die Schoppwoche und die Gru-Nacht zu einem Feste gestalten, dem an ungebundener Fröhlichkeit keines im Jahre gleichkommt. Die einzige Arbeit, welche das lustige Treiben unterbricht, ist die Zubereitung des Kränzeschmuckes für die Almkühe, welche ebenfalls Stoff genug zum Lachen gibt. Dann geht es wieder los, das älplerische Bacchanal, bis der Morgen der Abfahrt graut.

Donau-Perlen.

Von **Ferdinand Zöhrer.**

II. Bad Kreuzen.

Wer von dem Städtchen Grein an der Donau auf schattigem, romantischem Wege so ein Stündchen nordeinwärts ins untere Mühlviertl gewandert, gelangt nach dem Badeorte Kreuzen. Ganz sanft hob der Weg den Wanderer 458 M. über den Meeresspiegel in die reine, balsamisch durchduftete Gebirgsluft, die uns hier nicht durch raschen Wechsel schädigt, in das helle Sonnenlicht, das hier fast nie im Kampfe mit Dunst und Nebel begriffen, sondern uns rein und mild umfluthet. Den rauhen Nord hält eine Wand von Bergen fern, ein gelinder Südost umspielt unsere Wangen. Schattige Nadelholzwälder, deren Geruch so erfrischend auf Geist und Körper wirkt, saftig grüne Matten, bedeckt mit Tausenden der Kinder Floras, umgeben uns. In der Felsenschlucht „der Kemat" rieselt und glitzert es von unzähligen Wässerlein, auf die der helle Sonnenschein tanzende Nixen zaubert, die Diademe auf den Köpfchen tragen, in denen mit Goldschrift das Wort „Gesundheit" prangt. Ja, Gesundheit schöpfen diese Nixen aus den vielen Wässerlein mit goldenen Schalen und geben sie denen zu trinken, die dieses kostbare Gut ganz oder theilweise verloren; und sie kommen und trinken in vollen Zügen, bis sie gesättigt — geheilt sind.

Kreuzen ist „Kaltwasserheilanstalt" nach Prießnitz'scher Methode. Diese Art und Weise zu heilen, bricht sich heute schon vielfach Bahn. Die

Vorlage dieses Buches gestattet keine medizinisch-wissenschaftliche Abhandlung über die diversen Heilmethoden in den Bädern und ihre Begründung, wir haben es nur mit dem charakteristischen Naturbilde zu thun, dessen schönste Staffage die „Kuranstalt“ bildet. Die Lage derselben ist eine wahrhaft entzückende. Die Gebäude, in denen die Gäste beherbergt, die Kurmethode durchgeführt wird, sind praktisch, nach jeder Richtung bequem gelegen, theilweise sehr elegant gebaut; so das „neue Kurhaus“ im Schweizerstil, auf dessen Balkon es so traulich sich sitzen läßt, mit den Voll- und Wannenbädern, den Douchen, Flußbädern &c.; das gemüthliche „Hofwirthshaus“ mit den Salons, dem Sammelplatz der Badegesellschaft, die sich in denselben und auf der Wandelbahn an regnerischen Tagen vergnügt und erheitert.

Das gesellige Leben in Kreuzen kann mit Recht ein angenehmes genannt werden; dafür bürgt das größte Kontingent der Badegäste, aus Wienern bestehend, welche dem Gewühle und Staube der Residenz entflohen, Sorgen und Arbeiten dort für einige Zeit zurückgelassen, den weltbekannten Humor, gepaart mit Liebenswürdigkeit, aber mitgenommen haben und hier zur vollen Geltung bringen. Es herrscht ein Ton daselbst, der nicht ausschließt, nicht forscht und abgrenzt, in seiner Art niemals verletzt. Kreuzen ist ja nicht das Bad blasirter Kavaliere, wie sie so häufig nach den bekannten Bädern, welche die feine Welt bedeuten, kommen, dort einige Zeit glänzen und oft kränker an Leib, bankerott an der Seele wieder abgehen; Kreuzen ist ja nicht das Bad, auf dessen Promenaden der herabgekommene Adel seine Töchter führt, um dort für sie Männer von Gewicht zu finden, Schwiegersöhne, die verpfändete Rittergüter auslösen oder dem gefallenen Steckenpferde eines verschwenderischen Barons wieder auf die Beine helfen; Kreuzen ist ja nicht das Bad, wo Diplomaten sich ein Rendez-vous geben, bei den Brunnen sich gegenseitig Gesundheit trinken, im Herzen aber über Pläne brüten, die oft das furchtbarste Weh eines blutigen Krieges im Gefolge haben. Nein, Kreuzen ist kein Bad für Spieler, kein Adels- und Diplomatenbad, alle diese kennen ihn nicht, suchen ihn nicht, den stillen Winkel im herrlichen Oberösterreich. Kreuzen ist das Bad des schlichten Bürgers, der sich bei der Arbeit ein Leiden geholt, des Beamten, des Kaufmanns, der Erholung sucht von angestrengter Kanzlei- und Komptoirarbeit. Ungezwungen lebt jeder, keinerlei Fesseln der Etikette drücken ihn, frei und heiter fühlt er bald die belebenden Wirkungen von Luft und Wasser, wie sie ihn umgestalten in seinem ganzen Wesen, ihn kräftigen und stärken, wie er es wol nie geahnt. Der Frieden, den die gütige Mutter Natur mit segnenden Händen spendet, er kehrt zurück in das beklommene Herz des Menschen, wenn er verloren war, wer ihn aber nie gekannt, dessen Herz durchzieht er mit nie geahnter Wonne.

Schöne, sinnige Tempel sind hier der Allmutter Natur gebaut. Ein Blick von dem Plateau der Anstalt, mit seinem lieblichen „Marienbrunnen“, seinem Blumenpavillon, ein Blick von der Gloriette auf der „Schmidhöhe“ öffnet das Herz; weit schweift das Auge gegen Osten, Süden und Westen, weit

über die Donau bis zu den Alpen, deren Riesenhäupter Oetscher und großer Priel freundlich zu uns herübergrüßen. In dem Thale, in den Wäldern verstecken sich trauliche Plätzchen, wie „Amalienruhe“, „Familiensitz“, „Wiedersehen“, der durch seine reizende Fernsicht beliebte „Jägersitz“, „Ernstens Ruhe“, dem Andenken Sr. Hoheit Herzog Ernst von Koburg geweiht, der hier gerne ein Stündchen geweilt; die lauschige „Alexandrinenruhe“, Ihrer Hoheit der regierenden Frau Herzogin von Koburg zu Ehren so benannt, ein Plätzchen, wo sich's still beten läßt im Heiligthum der Natur. Die Quelle im Pfarrhofwalde, die „Josefinen-Albrechts-Alexandrinen-Quellen“ und wie sie alle heißen, diese Tummelplätze der Nixen, die „Neptunsgrotten und die Herzogsquelle“, sie alle glitzern und flimmern und tragen ihre Wellen in die „Bäder“, wo sie hoch aufschäumen in Licht und Leben.

Der Historiker, der Liebhaber der Romantik, jeder findet Befriedigung in einem Besuche des alten Schlosses, dessen „Epheuthurm“ ihn magnetisch anzieht. Das Schloß, im 12. Jahrhundert schon bekannt, war einst sehr umfangreich und mächtig, heute ist dasselbe größtentheils in Trümmer gesunken, aber auch in diesen noch großartig. Die Herren vom „Machlande“ hatten es 1140 schon im Besitze, der oft wechselte; 1823 brachte Se. Hoheit der regierende Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha Kreuzen mit der nahen Greinburg, Wallsee und noch manche hübsche Schlösser durch Kauf in seinen Besitz. Die alte Kapelle aus dem 15. Jahrhundert ist sehenswerth, ebenso der 24° tiefe Felsenbrunnen, der eisigkaltes Wasser birgt. Aber auch in der Umgebung winken Burgen herüber, so das äußerst romantische Schloß Klamm mit der pittoresken „Klammerschlucht“, Stammschloß der Adelsfamilie Graf Klamm-Martinitz, die Burgruinen Klingenberg, Saxenek, Innerstein. Wo fände sich reichere Romantik, als an den nahen Ufern der Donau, die von Grein ab rechts und links des „Strudel und Wirbel“ interessante Ruinen, wie „Wörth, Werfenstein, Steuden, Sarningstein“ aufweisen? Wer kehrt nicht befriedigt zurück von einem so lohnendem Ausfluge zur Burg „Wallsee“, dem schönsten Schlosse an der Donau von Passau bis zur Mündung?

So ist Kreuzen heute ein angenehmer, ein reizender Aufenthalt; wer Kreuzen besuchte als Tourist, wird sich stets dieses schönen Fleckchens Erde erinnern; wer als kurbedürftig dort geweilt, der hat gewiß Heilung oder Besserung gefunden: jeder gewinnt Kreuzen lieb, und der Händedruck von Bekannten und Freunden bei der „Abschieds-Eiche“ ist oft stumm, doch vielsagend.

III. Ruine Schaumburg.

Vier Stunden oberhalb Linz dehnt sich das Stromthal der Donau, bisher eingeengt zwischen himmelhohen Wänden, die bedeckt mit düsteren Wäldern, bedeutend aus, die Ebene öffnet sich, gegen Süden winken aus weiter Ferne

die oberösterreichischen Alpen herüber, deren Wächter, der Traunstein, von dieser Stelle aus Aehnlichkeit mit dem Profile des unglücklichen Königs Ludwig XVI. haben soll. Franzosen, die 1800 auf dieser Straße marschirten, wollen diese Aehnlichkeit herausgefunden haben. Die Landschaft, deren Charakter von Passau ab durchwegs ein düsterer, oft unsagbar melancholischer gewesen, erheitert sich, die Berge sind wie mit einem Zauberschlage in den Boden gesunken, der hier von der Kultur sehr lohnend ausgebeutet wird.

In dieser lieblichen Ebene dehnt sich am rechten Ufer der Donau der freundliche Markt Aschach aus. Eine Stunde von diesem südwestlich im Lande einwärts erhebt sich der Schaumberg, auf dessen Gipfel die Trümmer der Schaumburg, eine der imposantesten Ruinen Oesterreichs, unser Ziel bilden.

Es ist etwas Eigenthümliches um den Zauber der Romantik, in dem sich diese Burgen des Mittelalters hüllen. Stets mehr und mehr sinken sie in Staub in der heutigen Zeit des Realismus, der seine Gedanken in der Elektrizität ausspricht und seine Thaten in Dampf hüllt. Das Gestein von Burgen, aus denen oft große Geschlechter entsprossen, deren Thaten herüberleuchten in unsere Zeit, wird heute gar oft zum Fundament einer Fabrik verwendet; das Marmorgetäfel einer Schloßkapelle, in der so oft der Segen zu hochherzigen Unternehmungen gespendet, ein Dankgebet nach errungenen Siegen gesprochen wurde: heute stampfen die Pferde des Großhändlers darauf herum, der sich in der Nähe der Ruine eine Villa gebaut. Sie mußten fallen, diese Zinnen der Burgen. Waren ihre Besitzer Raubritter, Buschklepper, deren Thaten oft zum Himmel um Rache schrieen, dann geschah Recht, wenn diese Besten des Uebermuthes, des Hohnes gebrochen, ihre Trümmer in den Abgrund geschleudert wurden. Es sanken aber auch die Burgen- und Stammsitze der Reichen, der Edlen und Großen der Länder; sie fielen wol nicht der strafenden Gerechtigkeit zum Opfer, die Zeit nagt an ihnen, zerbröckelt ihre Mauern, und bald ist auch von diesen Stätten, die oft Großes und Edles gesehen, Thaten, zu deren Ausübung die Jetztwelt gar nicht mehr Zeit genug, Nichts mehr übrig, als die Erinnerung. Die heutige Strategie, die Art und Weise des Angriffes und der Vertheidigung im stehenden Heere machen ja diese alten Bollwerke unnütz. Die Besitzer, die ehemals die Fackel des Krieges von Burg zu Burg gesendet, wenn es ihr Recht und dessen Vertheidigung gegolten, sie Alle haben ihre Schlösser verlassen, die nach und nach verödet, sie sind in die großen Städte gezogen, in die Residenzen der Fürsten und Könige, machen dort jetzt Geschichte, Krieg und Frieden, den einen wie den anderen trägt der elektrische Funke, kaum beschlossen, hinaus in die weite Welt.

Der Stammsitz eines solch mächtigen Geschlechtes, dessen Herrschaft weit ausgedehnt längs der Donau, war eben diese Schaumburg. Viele Burgen, einst Eigen der Schaumburger, deren Geschlecht heute erloschen, standen in der Nähe, so Stauf, Neuhaus, aber keine so groß, als der Stammsitz. Die

starken Herren lebten stets in Fehde mit den Herrschern Bayerns und den Habsburgern. Die Burg war 1402 der Aufenthalt eines hohen Gefangenen, des Königs Wenzel des Faulen von Böhmen, der hier, wie auf der Burg Wildberg bei Linz, eine längere Haft bestand.

Eine düstere Sage von dem tragischen Ende des Letzten der Schaumburger, der 1559 starb, rankt sich um die öden Mauern. Am Fuße des Schaumberges stand einst eine Mühle. Der Müller habe eine hübsche Tochter besessen, die ihr Herz und dessen unendliche Liebe an Wolfgang, den einzigen Sohn, des mächtigen Schaumburger Grafen, verschenkt. Die Beiden ließen sich heimlich trauen. Als der alte Schaumburger, der für seinen einzigen Sohn schon längst eine adeliche Braut aus der Nachbarschaft bestimmt, dies erfahren, fluchte er ihm und dessen Weibe. Der verzweifelte Wolfgang hob seine Angebetete zu sich auf das Pferd und stürzte sich von der Schloßbrücke in den Abgrund. Der alte Vater, dessen Fluch so entsetzlich hart getroffen, wurde vom Schlage gerührt und starb auf der Stelle.

Von der Großartigkeit des einstigen Schlosses geben die Mauern der Wohngebäude und Thürme, die oft 8—10 Fuß im Umfange haben, Zeugniß. Harte Belagerungen mußte die Burg erlitten haben, wie eingemauerte Steinkugeln in einer der Wallmauern uns erzählen. Ein noch ganz gut erhaltenes Thor von gothischer, zierlicher Steinarbeit führt in den Schloßhof; von hier aus erkennt man am besten die gewaltige Anlage, die einstige Größe. In der großen Schloßkirche mit noch gut erhaltenem Presbyterium, in der Sakristei fallen die schön gemeiselten Fensterbogen aus Granit in ihrer reinen Gothik auf. Das Kirchenkreuz schaut noch hinaus vom Giebel in das schöne, fruchtbare Land, das weit herum einst Eigen der Schaumburger gewesen, dessen Bewohner heute kaum mehr den Namen nennen. Dies das Loos alles Irdischen, ob groß und erhaben, ob klein und nichtig, Alles verrauscht — wird vergessen.

Die Aussicht von dem Gipfel des Berges ist eine reizende, großartige, die nur noch überboten wird von dem Panorama des leicht zu besteigenden nahen Mayrhoferberges, des Rigi der Donaugegend. Dort öffnet sich ein Rundgemälde, das wenige seinesgleichen hat. Fern im Norden der Böhmerwald, der das hügelreiche Mühlviertl umsäumt, die Kette der Alpen vom Schneeberg in Niederösterreich bis zum Hohen Staufen in Bayern, in schärfsten Konturen in den Aether gezeichnet: 130 Ortschaften, Schlösser und Burgen in allen vier Gauen des Landes und weit hinab über die Grenze in Niederösterreich erkennt das bewaffnete Auge. Wie ein Silberband schlingt sich die Donau um diese herrlichen Gestade.

Ein Ausflug nach der Schaumburg ist lohnend; er bietet für die Seele den Zauber der Romantik, für das Auge die hehre Pracht der Natur.

IV. Linz.

Der Dampfer hat uns auf den Fluthen des Isthers an einem schönen Septemberabende nach Linz, der Hauptstadt des Landes ob der Enns, gebracht. Die Bilder, an denen wir während der Fahrt von Passau nach Linz vorübergeeilt, waren ernste, oft düstere; wenig Frohsinn und Heiterkeit umgaukelten uns, nur finstere Wälder, deren Schatten sich auf die Wellen legten, bildeten rechts und links die Wandeldekorationen; Burgen, einst als Raubnester gefürchtet, in denen sich das Gejohle des Uebermuthes mit dem Schmerzgestöhne des geknebelten Wanderers gemischt, lugten in ihren Trümmern von den Felsen herab, finster und trotzig, als haderten sie mit einer Zeit, deren Opfer sie geworden, mit der Humanität, welche die Zinnen der Burgen gestürzt, die Verließe verschüttet hat. Seltener bekamen wir während der Fahrt das üppige, pulsirende Leben zu Gesicht, das sich in Linz und weiter stromabwärts entwickelt. Tiefe Ruhe lagerte über diesen Wäldern; wer sollte sie stören? nur ein Raubvogel, der sich von Ruine zu Ruine geschwungen, krächzte das Todtenlied der finsteren Barbarei. Für Menschen gibt es an den Ufern wenig Plätzchen, wo sie sich ein Heim bauen könnten, erst hoch oben auf dem Plateau haben sie Raum für Haus und Hof.

Erst unterhalb Aschach ist der düstere, oft unsagbar melancholische Charakter der Donauufer geschwunden, und Linz zeigt ein Bild, in den hellsten Farben der Heiterkeit, des Friedens und der Lebenslust gemalt, in einem Rahmen, der eines solchen Gemäldes würdig.

Sehen wir uns von dem belebten Quai das herrliche Rundgemälde etwas näher an. Vor uns rauscht der Strom. Seine Wellen haben viel Leid und Freud vorübergetragen. Die Sage läßt in der „Nibelungennoth“ die „edle Chrimhildis“ auf der Fahrt nach dem Lande der Hunnen vorübereilen, nachdem sie im benachbarten „Everdingen“, dem heutigen Eferding, Nachtlager gehalten. 1147 führte Kaiser Konrad auf den Wellen des Isthers seine Kreuzschaaren vorüber nach Palästina. 1626 trugen die Fluthen ein blutiges Blatt Geschichte aus den oberen Theilen des Landes vorüber. Die oberösterreichischen Lande waren damals protestantisch, was dem Kaiser Ferdinand II. nicht behagte; das Land, dem Churfürsten Maximilian von Bayern verpfändet, seufzte unter dem Drucke seines Statthalters Adam Grafen von Herberstorf, der mit den Waffen des Despotismus sich dem bis nun so friedsamen Volke entgegenstellte, es beugen wollte. Doch willig reichte ihm dieses Volk seinen Nacken nicht dar. Am 16. Mai 1626 wurde durch Stefan Fadinger der Funke, der längst unter der Asche glimmte, zur hellen Flamme angefacht, das Volk stand auf, und 80,000 Männer brachten binnen Kurzem das ganze Land in ihre Hände, standen vor Linz und belagerten die Stadt durch 16 Wochen. Fadinger, der Geist der ganzen Unternehmung, fiel vor Linz zu Tode verwundet, mit ihm sank der Glücksstern der Rebellen, die hart bedrängte Stadt wurde am 29. August durch die Kaiserlichen entsetzt, der zu Hilfe gerufene Gottfried Heinrich von Pappenheim warf

den Aufstand im ganzen Lande nieder; auf dem Hauptplatze in Linz, dort, wo heute die Dreifaltigkeitssäule steht, fielen am 26. März 1627 die Häupter der Anführer unter dem Schwerte. Ein Besuch des vaterländischen Museums, das noch viele Erinnerungszeichen an diese denkwürdige Zeit bewahrt, ist zu empfehlen.

Vergnügt weilt unser Auge auf dem bewegten Treiben auf dem Strome. Der kleine Kahn (Schinakl) drängt sich pfeilschnell zwischen die „Hohenauer und Kehlheimer“; diese beiden letzteren bezeichnen die Namen von Holzschiffen größerer Gattung. Das aus Baumstämmen in primitivster Art zusammengefügte „Floß“, auf dem bei einem lustigen Feuerchen die Schiffer ihre Abendmahlzeit abkochen, wurde weiter abwärts gedrängt, da es, zu unbehilflich, keinen passenden Landungsplatz gefunden. Die „Ordinari“, ein größeres Holzschiff mit Häuschen, ist bereits verladen (getaucht), harrt des nächsten Morgen, um mit einer Anzahl Handwerksburschen nach Wien, diesem Eldorado eines sehensdurstigen Jünglings, abzufahren. Der Dampfer, der uns von Passau hierher gebracht, hat seinen Dampf ziemlich geräuschvoll ausgeathmet und wiegt sich in behäbiger Ruhe. Der Wiener Salondampfer wird gescheuert und geglänzt, um morgen eine ansehnliche Zahl Passagiere aufzunehmen, die theils aus den oberösterreichischen Bädern kommen oder in den Ferien die herrliche Donaupartie mit ihrem Endziele „Wien“ machen. Um die malerisch situirte Strasserinsel steuert ein Remagner mit zwei tiefgehenden Schleppschiffen dem Landungsplatze zu, erwartet von zahlreichen Neugierigen und Arbeitern, welch letztere ungarisches Getreide aus dem Kielraum auszuladen haben, um ihn morgen mit märkischen Eisen zu füllen. Auf der schönen Gitterbrücke, die Linz mit dem Markte Urfahr verbindet, wogt die Menge hin und her, geschäftig eilend, promenirend, Luft und Licht suchend. Die Brücke ist der Korso von Linz. Wer einmal das prachtvolle Landschaftsgemälde von der Brücke aus betrachtet, vergißt es gewiß nicht mehr. Oberhalb derselben ist der Strom noch eingeengt von starren Felsen, die sein Bett umstehen, unterhalb erweitert er sich fast zum See. Das rechte Ufer trägt die hübschen Quaibauten der Hauptstadt mit dem imposanten Schlosse auf Bergesrücken, einst Kastell Lentia, einmal Lieblingsaufenthalt Kaiser Friedrich IV., der auch 1493 auf dem Schlosse starb; das linke Ufer mit dem freundlichen Markte Urfahr wird im Hintergrunde von einer Kette anmuthiger Höhen überragt. Der Pöstlingberg mit seiner schönen Wallfahrtskirche, seinem Fort, seiner wundervollen Fernsicht, das ehemalige Schloß Hagen, ein Stück Romantik, zahlreiche Gehöfte zwischen Wiesen und Feldern malerisch schön gelegen, weiter abwärts der gewaltige Lichtenberg mit seiner Giselawarte, rechts davon der kleine Badeort Kirchschlag, wo der berühmte Verfasser der „Studien“, Adalbert Stifter, Erholung suchte, wie er ja selbst in seinen Briefen von Kirchschlag und dem „wunderbaren Berge“ spricht. Die romantische Thalschlucht, der Haselgraben, mit der Veste Wildberg, einst Gefängniß des Böhmenkönigs Wenzel des Faulen, trennt den Lichtenberg von dem Pfenningberge, an dessen Fuße hingezaubert das liebliche St. Magdalena gelegen.

Die sinkende Abendsonne beleuchtet mit rosigem Schimmer ein Bild des Segens, der Fülle, den Schauplatz emsigen Schaffens eines Volkes, das ein Reiß vom großen deutschen Stamme, gesund und kräftig in seinen Thaten, sinnig und gemüthlich, herzlich und bieder in seinem Wesen, ein Volk, treu anhängend seinem Vaterlande, seinen Bergen.

Doch, es heißt zur Ruhe sich begeben, um am nächsten Morgen die Hauptstadt im Festgewande zu schauen; denn Linz feiert morgen sein „Volksfest", das Tausende aus Oberösterreichs Gauen und aus weiter Ferne herbeigezogen; wir merkten dies an der Ueberfülle in den Hôtels und Gasthäusern, in denen ein Leben herrscht, wie es in dieser Regsamkeit nur in den Hôtels der Hafenstädte zu finden.

Ein heiterer Septembermorgen! — Wessen Herz hätte er nicht schon erfreut? Der milde Herbstsonnenschein soll uns leuchten, um Linz im Festkleide anzusehen, im Kleide, das nicht flitterhaft ist, wie Fastnachtskostüm, sondern stattlich und werthvoll. In den Tagen des Volksfestes repräsentirt Linz vollständig den Charakter des oberösterreichischen Volkes in seinen körperlichen und seelischen Eigenheiten. Wir folgen der Menge, die sich vom Quai über den ansehnlichen Franz-Josefplatz mit seiner schönen Dreifaltigkeitssäule bewegt, 1723 aus Untersberger Marmor errichtet, kommen auf die Landstraße, biegen links zwischen der Ursuliner- und Karmeliterkirche ab, gelangen dann auf den Volksfestplatz, der, beflaggt und bekränzt, schon eine lustig sich tummelnde Menge faßt und fort und fort neue Schaaren empfängt. In der Ausstellungshalle sind die Erzeugnisse der Kunst und Industrie, der Acker- und Forstwirthschaft ausgestellt, geordnet, geschichtet, klassifizirt, jedem Etwas bietend, im Allgemeinen aber ein Bild der Intelligenz, des Fleißes, der Thatkraft des österreichischen Volkes im engen Rahmen schaffend, eine Weltausstellung en miniature. Die Räumlichkeiten außerhalb der Industriehalle gehören der Landwirthschaft an, die hier in der Ausstellung prachtvoller Pferde, Rinder und aller Nutzthiere Beweise gibt, welche Stufe sie erreicht. Da stehen feuerige Hengste aus dem Innviertl, Mutterpferde mit Fohlen aus den Ställen eines Herrschaftsbesitzers aus dem Hausruckkreise, jedem Kenner ein Lächeln der Befriedigung ablockend, Rinder aus den Meiereien der Stifte St. Florian, Wilhering ꝛc. oder von den Alpen hierher gebracht, um dem Besitzer verdiente Preise zu erringen. Die schmucke Sennerin liebkost ihre Blaßkuh, die die „große silberne" in Aussicht hat. Schweine, Schafe, Ziegen, Geflügel, alles läßt sich striegeln und biegeln und guckt mit Siegesmienen die „Herren von der Preisjury" an. Fische, seltenster und größter Gattung, aus den Marmorbehältern des berühmten Stiftes Kremsmünster oder vom Fischzucht-Verein exponirt, tummeln sich lustig im improvisirten See herum, alles lebt und ist guter Dinge. Was uns der Wald erzählt, hier wird es zur That.

Drängen wir uns zu den Unterhaltungsplätzen; dort hätte ein Niederländer Maler herrlichen Stoff für ein Riesengemälde des Frohsinns gefunden. —

Versuchen wir es, einige Gestalten in dem Gewirre festzuhalten. Da steht bei den „Schießständen“ ein schlanker Bursche in grauer, grün vorgeschossener Jacke, grünem Hut mit Atlasband von gleicher Farbe, Schildhahnfeder und Gemsbart, fächerartig zusammengebunden, darauf; schwarzes, eng anliegendes Beinkleid, aus Leder fein gearbeitet, mit ledernem Leibgurt, der den Namen des Trägers in Pfauenfedern eingelegt trägt, grüne Strümpfe, Bundschuhe vollenden das Malerische und Zierliche der Nationaltracht. Das Gesicht ist bis auf ein kleines Schnurrbärtchen glatt, gerundet und trägt den weithin kennbaren Nationaltypus des Oberösterreichers, der sich in einer gewissen Gutherzigkeit und Traulichkeit in den Mienen ausspricht. Der Bursche ist ein Aelpler aus der Gegend von Windischgarsten am Fuße des großen Priel. Er vergnügt sich mit Scheibenschießen, und mit stolzer Freude läßt er sich die „Scheiben“ zurückgeben, die mit Kernschüssen gespickt. Neben ihm steht eine Schaar ebenso kräftiger, junger Leute, deren Kleidung in grünen Emblemen wol noch die Söhne der Berge bekundet, doch schon mehr städtischen Schnitt hat. Es sind Bursche aus dem Salzkammergute, deren ganzes Wesen auf häufigen Verkehr mit der Kultur schließen läßt, wie sie moderne Touristen in die schönen Berge tragen. Die Menge drängt uns fort, und wir gelangen zu den „Kegelbahnen“, diesem zweiten Stapelplatz oberösterreichischer Vergnügungen. Die „Kegelbudel“ ist besetzt von einer Zahl junger Leute, in Tuchjacken von meist hellerer Farbe, städtischem Schnitt und ebenso modern gehaltenen Beinkleidern gekleidet, in letzteren das mit Silber beschlagene „Eßbesteck“ tragend. Auffallend sind an den Jacken und Gilets die dicht gereihten großen und kleinen Knöpfe von echtem Silber; die Bursche sind aus dem reichen Innviertl und wahre Helden auf der Kegelbahn. Eine stattliche Erscheinung lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ein schlankes, edel gewachsenes Mädchen, dessen Gesichtsausdruck der sprüchwörtlichen Schönheit der Oberösterreicherinnen zum vollsten Rechte verhilft. Auf dem Kopfe trägt unsere Schöne ein schwarzes Seidentuch, welches rückwärts in einen Knoten geschlungen, der die Enden des Tuches malerisch über die Schulter fallen läßt; um den Hals eine breite, silberne Kette mit goldener Schnalle, in der die kleinern Kettchen zusammenlaufen. Tuch und Kleid sind aus den ersten Modemagazinen der Hauptstadt. Das Mädchen trägt die Sonntagstracht, wie sie im ganzen Flachlande und im Voralpengebiete üblich. Eine ältere Frau an der Seite des Mädchens theilt unsere Aufmerksamkeit. Die Kleidung derselben ist die nämliche wie die des Mädchens, nur auf dem Kopfe trägt sie statt des Seidentuches eine „Goldhaube“, deren Façon Aehnlichkeit mit einer phrygischen Mütze hat. Diese Art Kopfbedeckung wird jetzt seltener, bei hohen Festen, Priesterweihen, Taufen ꝛc. nur von älteren Frauen getragen. Der Werth dieser „Goldhauben“ beträgt oft 300—600 Fl. — Eine Gestalt lassen wir noch an uns vorübergehen. Es ist ein Bauer aus der Gegend von St. Florian, wo die Landwirthschaft auf der höchsten Stufe steht, in den Ställen oft 15—20 Pferde zur Verfügung des Einzelnen vor-

handen. Ernster schaut sein Auge auf die wogende Menge, behäbig schmaucht er aus einer geschnitzten Holzpfeife, die mit Silber beschlagen; ein langer Tuchrock umhüllt seine Gestalt, verleiht der ganzen Erscheinung etwas Gemessenes, Berechnendes. — Der Strom der Menge wird jetzt gegen die Tanzplätze gedrängt, wo bei den Klängen der Militärmusik die flottesten Wiener Tänze in einer Weise aufgeführt werden, die den anwesenden Wiener Gästen keinen Unterschied zwischen „Schwender und Linzer Volksfestplatz" merken läßt. Etwas ferne von dem Getümmel hat sich eine Gesellschaft von Burschen und Mädchen gebildet, die bei den Klängen der „Ländlergeiger" den hübschen, sinnigen Nationaltanz „Ländler" aufführen, der die drehenden Bewegungen des Fandango und das Gemäßigte des alten Menuett in sich vereint. Abwechslungsweise erschallen lustige Gstanzeln (Schnadahüpfln) bei der Zither, die in Oberösterreich meisterhaft gespielt wird. So lebt Alles die Tage des Volksfestes in Jubel und Frohsinn durch, nie wird ein solches Fest durch Streit oder Schlägereien gestört, wol der beste Beweis von der Friedfertigkeit und Gemüthlichkeit der Bewohner Oberösterreichs. Beim Glase trefflichen Bieres werden Freundschaften geschlossen, Abschiede gefeiert, Wiedersehen gehofft im nächsten Jahre. Was dem Altwiener seine Maifahrt in den Prater gewesen, was dem Schwaben sein Kannstatterfest, dem Münchner sein Oktoberfest, das ist im vollsten Maße für das gesegnete „Landl", wie der Oberösterreicher seine Heimath nennt, das Linzer Volksfest.

Wir haben einen angenehmen Tag dort verlebt und wollen den schönen Abend noch auf einem der nahen Berge zubringen. — Bald sind wir wieder auf die „Landstraße" gelangt, passiren den hübschen „Volksgarten" und haben mit leichter Mühe das Plateau des westlich gelegenen „Freinberges" erreicht. Dort erhebt sich ein runder Thurm, einst einer der heute von der Kriegskunst verworfenen Maximilians-Thürme, nebenbei eine schöne, gothische Kirche und ein größeres Konviktgebäude. Sämmtliche Gebäude sind Eigenthum der Jesuiten, welche hier ein Gymnasium leiten. Die Aussicht ist eine der prächtigsten im Lande. Im Norden die Höhen des Pöstlingberges mit Fort und Kirche, der Lichtenberg mit seiner „Giselawarte" und dem Badeorte Kirchschlag, nordöstlich der Pfenningberg, zu Füßen die freundliche Stadt mit ihren vielen Kirchen, sich schmiegend an die Abhänge des Freinberges; die mächtige Donau, belebt von Dampfern und Holzschiffen, dehnt sich fast seeartig aus, macht einen kühnen Bogen gegen Osten, verliert sich bei der Burgruine Spielberg wie ein Silberfaden. Dort weile unser Auge etwas länger! Dort taucht das Städtchen Enns auf im Südosten. Es ist klassischer Boden rundherum; dort war der Hafen Arelape der römischen Donauflottille, dort lagerten die Legionen der Römer in den strategisch wichtigen Laureacum, dort hielt Karl der Große 791 sein Heerlager, von dort zog er in den Kampf gegen die Avaren. Lorch, in der Nähe des heutigem Enns, war das älteste Bisthum der Monarchie. Etwas weiter gegen Südwesten tauchen zwei große Thürme auf aus Waldesdunkel; es sind die Thürme der Stiftskirche des berühmten Klosters

St. Florian, eine anerkannte Stätte der Kultur und der Wissenschaft seit Jahrhunderten, aus der namhafte Gelehrte hervorgegangen. Dort, wo sich die Pappelallee, die „Wienerstraße“ verliert, liegt das Schloß und der Markt Ebelsberg, wo am 3. Mai 1809 Napoleon I. ein bedeutendes Treffen lieferte. Viele Schlösser, freundliche Ortschaften beleben die fruchtbare Ebene, die sich längs der Traun bis Wels hinauf erstreckt; den Hintergrund dieses entzückenden Rundgemäldes bilden die Alpen. Vom Wiener Schneeberge bis zum Watzmann in Bayern strecken sie ihre Höhen empor, zeichnen sich scharf ab gegen den Horizont. Die Riesen, die unserem Auge auffällig, nennen sich: Gerade gegen Süden die Wand des großen Buchsteins am Gesäuse bei Admont, Sparafeld bei Admont, etwas westlicher der große Pyrgas bei Windischgarsten, Hohenok bei Mölln, Warschenek bei Spital, kleine Priel, Teufelsmauer, große Priel, zahlreiche Glieder bis zum Traunstein, der eine imposante Erscheinung bildet, seine Nachbarn aber an Höhe nicht erreicht. Der Salzburger Hochthron, die Berchtesgadner Gruppe verlieren sich in dem Aether, die Abendsonne vergoldet die Spitzen. Wenn das helle Gestirn des Tages längst gesunken hinter die Berge des Westens, glänzen und leuchten die Spitzen der Alpen im rosigen Schimmer noch lange fort; langsam gleiten dann die goldenen Lichter von den Wänden herab, verlieren sich in den Vorbergen; aus dem Flachlande steigen leichte Nebel auf, in die sich Mutter Natur hüllt, um im sanften Schlummer einen neuen Tag mit neuem Leben zu erwarten. —

Wir sind am Konventgarten vorbeigewandert, haben einen Blick in das äußerst romantische „Zauberthal“ geworfen, in welches der Freinberg seinen westlichen Abhang senkt, haben dann einen der reizenden Verschönerungswege eingeschlagen, der uns in sanftem Gefälle durch ein Wäldchen nach dem Kalvarienberg leitet. Letzterer, ein Kirchlein nach dem Plane der Grabeskirche in Jerusalem erbaut, fesselt unsere Aufmerksamkeit. Bevor wir niedersteigen, dringt bei einer Lichtung des Waldes, vom Abendwind getragen, leises Geläute an unser Ohr; es kommt vom Kloster Wilhering an der Donau, in der Richtung gelegen, wo der letzte Strahl der Sonne erblaßt. Wunderbar schön ist der Kalvarienberg von Linz! Ist es der Zauber des kirchlichen Kultus, der uns mit Ernst erfüllt, der gerade diese Stelle voll unendlicher Melancholie gewählt für das Grab des leidenden Gottmenschen, oder fühlen wir im Rauschen des Waldes, im Brausen des Stromes uns näher gerückt dem Ewigen, stimmt uns vielleicht der kleine Friedhof zur Wehmuth, deren sich empfängliche Gemüther in dieser Umgebung kaum erwehren können? Auf seine Gräber glänzen die Sterne nieder und legen ihr sanftes Licht der Versöhnung und Liebe auf die Blumen, die Erinnerung gepflanzt. Nehme sich Jeder, was er braucht, mit für seine Seele von diesem zauberischen Orte!

Wir steigen an den Passionskapellen vorbei abwärts zum Donau-Quai und gelangen bald wieder nach dem freundlichen, ewig heiteren Linz. —

In der schwäbischen Alp*).

Von L. F.

II.

Bei unserem ersten Ausfluge in dieses bescheidene Gebirge, dem die freundliche Redaktion durch wohlwollende Aufnahme jener Zeilen denn doch einige „Hoffähigkeit“ zuzuerkennen schien, führten wir den Leser nördlich von der Bahnlinie: diesmal laden wir ihn ein, uns in südlicher Richtung zu folgen, wohin zumal am Pfingstfeste der stereotype schwäbische „Gänsemarsch“ zu gehen scheint. Denn da blüht nach Uhland das „fernste, tiefste Thal“, und jetzt bringen uns niedliche Zweigbahnen über das einförmigere Vorland, das man früher noch zu Fuße oder in eines „Omnibus“ Martergestell durchqueren mußte, rasch und bequem entweder nach Kirchheim oder nach Urach, den beiden Ausgangspunkten der gewöhnlichen „Alptouren.“

„'s ischt ebe a buckligs Ländle“, sagte jener Postillon, als er umgeworfen hatte. In Schwaben hat nämlich jedes Nest seine besondere „Steige“, welche in der guten alten Zeit, wo noch kein Thierschutzverein bestand, weniger wegen weiter Fernsichten als der Kürze und Wohlfeilheit zu liebe regelmäßig über den steilsten „Stich“ des heimischen Bergrückens geführt wurde, und heutzutage, wenn sie durch eine neue flachere Straße außer Kurs gesetzt ward, immer die „alte Steige“ heißt. Meistens bietet sie mehr Schatten und schönere Aussicht, so auch die „alte Steige“ bei Kirchheim, von welcher man zum ersten Male die Alphöhen Teck, Neuffen ꝛc. in fast greifbarer, imponirender Höhe aufwachsen sieht. Daß da ein Sommerkeller nicht fehlt, leuchtet jedem guten Süddeutschen von selbst ein; auch unten im Städtchen bieten „Adler“, „Löwe“ und anderes Gethier gute Atzung. Das Schloß der alten Herzoge von Teck ist in ein Frauenstift umgewandelt; auch die Stadtkirche lohnt die Besichtigung. Aber die überall sprudelnden grünen Wasser der Lauter erzählen allzuviel von den nahen Bergthälern, als daß wir hier noch länger säumen möchten. Ein flotter Einspänner bringt uns in einem Stündchen nach Bissingen, das bereits tief in üppig grüner Bergmulde hinter der „Teck“ verborgen liegt. Auch hier stärkt ein „Wirthshaus mit kühlen Bieren“ für den Aufstieg zur Höhe, welche jedoch rasch und mühlos, meistens durch schattigen Laubwald erreicht wird. In den Burgtrümmern ist an Festtagen eine fliegende Schenke aufgeschlagen, allwo wir schon anno 62 einmal durch einen ländlichen Sängerkranz mit der „Wacht am Rhein“ bekannt gemacht wurden; wer hätte damals in diesem Muster landläufigen Liedertafelstils seine spätere Bedeutung geahnt? Aber zu einem „Nationallied“ sind die Worte die Hauptsache, und jede Musik darüber ist gut, die denselben nicht entgegen, einfach und faßlich ist.

*) S. dazu Bd. VIII S. 184.

Die Aussicht ist von jedem Alpberge fast die gleiche, auf der Teck nur etwas günstiger über das Neckarthal, worin die Stadt Nürtingen dominirt, mit einem großen Seminar, aus welchem die Blüthe des württembergischen „Provisor-(Schulmeister-)thums hervorgeht. Etwas oberhalb sieht man Neckarthailfingen, von wo man s. Z. den Plan hatte, einen Neckararm über die wasserarme Hochfläche der „Filder" ins Thal des Nesenbachs zu leiten, wo derselbe vielleicht als imposanter Wasserfall, wie jener von Terni oder Tivoli, herabgestürzt wäre. War es nun aber der Kosten halber oder um dem Neckarthale die bisherigen Wasserkräfte nicht zu schmälern — die Stuttgarter Landschaft mußte auf diesen ihr einzig noch mangelnden Reiz verzichten; neuerdings ging sie sogar noch ihrer kleinen „Kaskatellen" verlustig, welche aus den drei Parkseen durch die Kaltenthaler Schlucht abflossen, jetzt aber von der neuen Wasserleitung absorbirt wurden: als trauriges Denkmal „verschwundener Pracht", verbeut im trockenen Rinnsale noch eine „hohe Säule", schwarz-roth angestrichen, das Baden bei 1 Fl. Strafe, und schmerzlich fragt der Seufzer: „wo?"

Gerade unter uns liegt das Städtchen Owen, daher der alte Kalauer, welcher Berg am bequemsten zu besteigen sei? Antwort: die Teck, auf die man von oben kommen könne. Drunten in der Post, wie in manchen Alporten, gibt's Forellen, welche aber derberes, weniger schmackhaftes Fleisch haben, als die eigentlichen Gebirgsforellen. Dagegen findet man die Weine hier oben herum oft in reinerer Qualität, als „drunten im Unterland", und besonders der gelbe „Schneewein" von dem nahen Linsenhofen verdient alle Achtung.

Hier hat nun der Fußwanderer die Wahl zwischen mehreren Thälern: über Weilheim, an dem sich symmetrisch zuspitzenden grünen Bergkegel der alten Limburg vorbei, in das Neidlinger Thal und auf die Ruine Reißenstein. von hier zu den vier Vilsquellen, in das einst bayerische Städtchen Wiesensteig, ferner das romantische, selbst mit kleinem Wasserfall begabte Drackenstein, dessen als Komponist geschätzter Pfarrer einst im Stuttgarter Schloßteich durch Einbruch des Eises einen jähen Tod fand — und von da über Gosbach nach den Bädern Ditzenbach und Ueberkingen. Oder er steigt auf dem Berggrate längs des baumreichen Lenninger Thales am Krebsstein vorbei, den wir aus Auerbachs „Diethelm" kennen, nach Gutenberg hinab, und von da über Grabenstetten, in dessen Nähe die Falkensteiner Höhle liegt, hinüber ins Ermsthal. Bequemer jedoch und lohnender ist der Weg außen herum, der noch die gelegentliche Besteigung des „Beurer Felsen", oberhalb des Dörfchens Beuren, und des Hohenneuffen gestattet; letztere Burg ist 1823 in einer Sturmnacht ausgebrannt; aber riesig ragen noch die äußeren Mauern empor, weithin sichtbar, im Abendroth oft wundersam erglühend.

Das Uracher Thal bietet im Kleinen bereits allen Apparat einer Gebirgslandschaft: sausende Wildwasser, steile Grashänge, unwirthliche Sandreusen, walddunkle Grate, scharf vom glänzenden Aetherblau sich abhebend, dunkelgraue Felszinnen, welche die Thalgründe cirkusartig abschließen, wonnige Matten, im

Sonnenglanze grün auflodernd, mit blüthenschweren Obstbäumen übersäet, — dazwischen die malerischen Fachwerksfronten der Bauernhäuser, geschäftige Mühlen, dampfende Fabrikschlote und blanke Gasthäuser. Die Krone der letzteren ist die „Post“ in Urach selbst, eine der ersten unter jenen vielbelobten „Posten“, welche dem süddeutschen Wanderer als freundlicher Trost in allen Thälern des lieben Vaterlandes stattlich aufragen. Schon manchem wackeren Manne wurden hier die Beine schwer, so daß er nicht mehr lüstern war, nach Seeburg und Hohenwittlingen emporzuklimmen, nicht einmal auf die nahe Festung Hohenurach, bekannt durch Frischlin's Tod bei seinem unglücklichen Fluchtversuch. Wir sehen da oben die herkömmlichen Einzelheiten zerfallener Schlösser: tiefe, wasserlose Brunnen, hohläugige Mauerreste, Thurmgeschosse ohne Treppen, verschüttete Thorwege, und von den Zinnen das Schwabenland bis zu den hohen „Filialen“ (Vorwerken) der alten Reichsstadt Eßlingen, und den Grenzwäldern des „Amtsoberamts“ Stuttgart (welches Wortmonstrum seither noch ebensowenig mit dem einfacheren „Landamt“ vertauscht wurde, als die unsinnigen Lokative „Weilderstadt“ und „Weilimdorf“ mit „Stadt“ und „Dorf Weil“; überhaupt wann kommt sprachreinigender „Stephan“ diesem Lande?)

Von der Burg führt ein schattiger Waldpfad auf dem Grate fort bis zum Wasserfall, der nach Gewitter oder Regentagen ziemlich imposant ist, auch von kleineren Fällen in der Nähe flankirt wird, die jedoch oft austrocknen: als ich einst einen solchen von oben her vergeblich suchte und von einer Felsennische aus einen nahen Eingebornen darum fragte, rief dieser: „Sie standet ja grad' drinne!“ Auf die Höhe des einschließenden Felsenbeckens mußte man vormals mühsam klettern; jetzt führt ein bequemer Zickzackpfad hinan, und am Bergrand weiter zum Gestüte St. Johann und zum grünen Felsen, abermals einem hübschen Aussichtspunkte, der durch eine Lücke auch das berühmte Schlößchen Lichtenstein zeigt. Durch kühlen Bergwald hinab kommt man zum Dörfchen Glems, und über Neuhausen zur Station Metzingen, wo sich im „Hôtel Sprandel“ die Alpläufer gerne treffen und von den gehabten Miniaturstrapazen erzählen. Da geht es nicht wol ohne einiges „Jägerlatein“ ab, und im Nothfalle müssen etliche Abenteuer mit groben Bauernjünglingen herhalten, welche in diesem Neckargebiete allerdings etwas gewaltthätiger und unbändiger erscheinen, als weiter oben und unten; als ich einst einen Zuruf nicht gleich verstand und erwiderte, schrie man mir nach: „Oho, 's Häs macht de Mä nit us!*) Nichtsdestoweniger wandere ich immer wieder gerne in diese Gegend, und kein Leser wird bereuen, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben; wer einmal da gewesen, dem rauschen die geschäftigen Wasser der Fils, Lauter, Echatz und Erms in die Träume, singend und lockend, bis er wieder kommt; denn nach Goethe ist ja der beste „Ersatz für Unbestand“ die Wiederholung.

*) Das Gewand macht den Mann nicht aus!

Regentage in Landro.

Von **Wilhelm Riehl.**

Posthalter Bauers Gasthaus Landro im Höhlensteiner Thale ist ein trefflicher Aufenhalt, selbst im schlechten Wetter, wenn man nur ein Zimmer mit guter Aussicht erhält und gute Gesellschaft trifft. Das sollten wir in der Mitte des regenreichen Juli 1875 erproben.

Wir wanderten am Morgen des 15. Juli beim herrlichsten Wetter von Toblach her die schöne Straße zwischen dem Dürrenstein und der Birkenkofelgruppe hin, und immer näher rückten die mächtigen, wundersam geformten Dolomitfelsen des Monte Cristallo und seiner Nachbarn, deren bizarre Gestalten sich jenen anreihten, welche wir schon mannigfach südwärts der Pusterthalbahn von dieser aus erblickt hatten. Am Ziele angelangt, wies uns Frau Bauer, die immer thätige, freundlich allen berechtigten Wünschen ihrer Gäste entgegenkommende Wirthin, in ein Giebelstübchen, dessen Fenster sich der letztgenannten Bergmasse, vor welcher der Dürrensee seine grünen Fluthen erstreckt, gegenüber öffnet. Es ist so schön, wenn man schon vom Zimmer aus so prachtvolle Berge vor sich sieht; da machen sich die Pläne so einschmeichelnd und lockend, wenn man über einige Tage frei zu verfügen vermag, und weil es uns so ging, waren wir auch schnell dabei, unsere Zeit einzutheilen.

Die Mittagsstunde, welche bald nahte, vereinigte einige zwanzig Gäste bei Tische, eine mannigfaltige und bei aller Verschiedenheit liebenswürdige, durch gemüthlichen Verkehr verbundene Gesellschaft. Norddeutsche und Oesterreicher hatten sich freundlich gefunden, und selbst einige englische Damen schlossen sich nicht aus. Ein Präsident aus Mödling und ein bekannter Nationalökonom aus Wien, Mitglied der Sektion Austria, mit ihren Gattinnen, ein anderer alter braver Herr von daher, der seit langem schon zur Sommerzeit hier verkehrte und fleißig Wetterbeobachtungen machte, aber auch sonst jedem gern mit seiner Lokalkenntniß, die ihm den Namen „Thalgraf" eingetragen hatte, nützlich wurde; ein Geheimer Rath nebst Frau aus Berlin, beide der liebenswerthesten, immer gut gelaunten Spezies des Norddeutschen angehörig, ein junger, reich begabter Hofschauspieler H. und ein Kammervirtuos M. aus Hannover, bildeten den Stamm der Gesellschaft, in die wir — ebenfalls aus Deutschlands Norden kommend — hier eingetreten waren. Mein Freund und Reisegenosse, Musikdirektor W., fand sogar in dem Geheimen Rath G. und dessen Gattin nahe Verwandte, von deren Anwesenheit hier er zuvor nichts gewußt; um so größer war das Vergnügen, das uns an der wohl, ja trefflich besetzten Tafel im belebten Austausch der Erfahrungen und Pläne alsbald erfüllte.

Aber wie wenig von all' den schönen Vorsätzen sollte sich verwirklichen; denn schlimme Regentage folgten, und doch können wir noch heute nicht anders als mit innigem Behagen an Landro zurückdenken.

Zwar an jenem selben Tage gingen wir noch mit einander nach Schluderbach zum wackeren Ploner und ließen uns daselbst ein Glas guten Terlaner schmecken. Auf dem Hin- und Herwege aber staunten wir hinauf zu dem gewaltigen Monte Cristallo und zu seinen Nachbarn, dem Monte Cristallin, Piz Popena und der Schönleitenschneide, so wie zur Rothen Wand jenseits Schluderbach und zum Monte Piano, der östlich fast senkrecht von des Dürrensees Ufern aufsteigt. Welch ein Bild gibt das, wenn der Spiegel dieses Wassers, von keinem Lufthauch zerstört, in wundervoller Klarheit die Bergformen mit gleicher Schärfe nach unten wiederholt und der Himmel darunter wie darüber blaut! Der Abend verging rasch und angenehm; denn es gibt viel zu erzählen, wenn in solchem Kreise einmal das Eis gebrochen ist, und jeder sein Scherflein zur Unterhaltung hinzuthut.

Wir wandelten auch draußen noch auf und ab. Es ist da gleich jenseit Landros auf der Chaussee, da wo die schwarze Rienz unter einer Brücke hindurchschießt, nach links ein Einschnitt zwischen dem Steingebirge mit dem Pullkofel und dem nördlichen steilen Abfall des Monte Piano, durch welchen in charakteristischer Form die mächtigen Felsenthürme der Drei Zinnen sichtbar werden, gerade so, wie sie Johannes in Partenkirchen und Lotze in Botzen (Moser's Kunstverlag) in schönen Bildern fixirt haben. Aber was die Photographie nur ahnen lassen, nicht wiedergeben kann, das ist der zauberische Lichtwechsel, welchen der verschiedene Stand der Sonne von ihrem Aufgange bis zum Niedergange hervorruft. Jedesmal, wenn wir auf unseren Gängen wiederkehrten, fanden wir neue Eindrücke zu bewundern.

Der nächste Morgen kam. Nun gedachten wir an den Bergen selbst auf- und abzusteigen. Landro liegt für sich schon über 4500 Fuß über Meer; aber der Monte Piano strebt 2700 Fuß höher empor und der Cristallo hat gar mehr als 10,000 Fuß Höhe. Schon nahe gegenüber von Bauer's Gasthause trifft man blühende Alpenrosen, und am Fuß des Monte Piano fanden wir, wol herabgeschwemmt, aber ziemlich reichlich über den ebenen Boden zerstreut, Edelweiß und auf dem Berge mit anderen zahlreichen Alpenpflanzen, unter denen mehrere Gentianen und das duftende Schwarzständel (Nigritella) auch eine seltenere Alpenrose, Rhododendron intermedium. Allein drei Tage lang konnten wir an keine Partie nach den Bergen denken; denn von früh an und ganz ununterbrochen lag alles ringsher in graue Schleier gehüllt, und der Regen rieselte immerzu nieder, so daß man keinen Schritt ohne Schirm zum Hause hinaus thun konnte. Keine tröstliche Lage für uns Reisende, die wir aufs Alleräußerste nur fünf Tage hier zu verweilen vermochten.

Dennoch sollte die fehlgeschlagene Hoffnung uns nicht niederdrücken. Am Tage wurde gegangen so viel als noch möglich; freundlich gesellig blieben die Stunden bei Tisch, und dann wurde in aller Stille von dem Musikdirektor, dem Kammervirtuosen und dem Hofschauspieler, denen sich ein Vierter als Dichter anschloß, der Plan zu einer am Abend zu improvisirenden Abendunterhaltung

entworfen und vorbereitet. Drüben jenseits der Straße steht noch ein Pensionshaus, in dem auch die Post-Expedition eingerichtet ist. Dort fand sich oben in einem Nebenraum am großen Hausflur ein Pianoforte, das leidlich in Stand gesetzt und gestimmt wurde. Hierhin nun ward am Abend die ganze Tischgesellschaft geladen, und in feierlicher Erwartung nahm man Platz. Eine Ouverture, vierhändig vorgetragen, eröffnete die Soirée, dann trat der Poet hervor und sprach:

Festgeregnet am Ort, —
Wer kann es bestreiten, —
Sind wir aus Süden und Nord
Und müssen uns wahrlich bereiten,
Daß wir in bösem Geschick
Heiter uns halten den Blick.
Aber durch göttliche Gunst
Ward uns verliehen die Kunst,
Daß sie mit köstlicher Gabe
Selbst in den Stunden uns labe,
Darin sich Wolken so schwer
Lagern rund um uns her. —
Lacht Landro im Sonnenglanz nicht,
Zeigt uns kein freundlich Gesicht
Monte Cristallo, und schauen vergebens
Suchend wir nach der Rothen Wand,
Bist doch als Schmückerin jeglichen Lebens,
Heitere Musenkunst, du uns gesandt.
Tritt denn herzu, wir begrüßen dich gern!
Laß, die vereint hier von nahe und fern,
Wie sie der Zufall so glücklich geschaart,
Bringen von mancherlei Wesen und Art,
Was uns die Stunden zu kürzen vermag.
Hilf du dem Unvollkommenen nach, —
Banne vor allem die bösen Geister,
Die jetzt in Gebirg und Wald sind Meister,
Die über die Bergeshöhen leider
Ihre grauen Nebel-Schleppenkleider
So unwandelbar deckten,
Daß sie des Wanderers Fuß abschreckten,
Und die immer neue Wolkenmassen
Ueber alle Gipfel marschiren lassen.
An umnebelter Natur ist uns nichts gelegen,
Noch an der Nässe auf Weg' und Stegen,
Auch nicht an der Kälte, die nur im Ueberzieher und Plaid
Man noch mit Anstand und Würde besteht.
Wir lieben uns mehr den sonnigen Hain
Und den Sternen-, wie auch den Vollmondschein;
Aber andernfalls sind wir uns selbst genug
Und folgen gern, heilige Muse, deinem Flug;
Denn du entrückst uns in Regionen,
Wo Heiterkeit und Freude ungetrübt wohnen.

Dich rufen wir darum herbei, — du wirst uns gewähren,
Nur Liebes und Schönes dahier zu hören.
Kein Groll und kein Unmuth weile hier;
Wo die Kunst waltet, ist geheiligtes Revier.
Auf denn, herbei in bunter Reihe!
Ein freundlicher Empfang und ein dankbar Gemüth
Gebe Allem, was in der Muse Garten erblüht,
Heut auch in Landro die rechte Weihe!

Diese anspruchslosen Verse wurden mit aufmunterndem Beifall aufgenommen, ja sie mußten gleich noch einmal wiederholt werden, weil am Schluß des ersten Vortrags desselben das Auditorium noch einen ansehnlichen Zuwachs erhielt. Nun aber folgten von Seiten der beiden Musiker und des Mimen in gefälliger Abwechselung allerlei Instrumentalsätze, Gesänge und Recitationen, letztere besonders aus Fritz Reuter's Läuschen und Rimels wie aus Scheffel's Gaudeamus, so daß der Abend Allen ein sehr vergnüglicher wurde. Ja eine der jungen Engländerinnen hatte die besondere Freundlichkeit, auch ein deutsches Lied vorzutragen, und sie sang es mit angenehmer Stimme und lieblichem Ausdruck. Nachdem so der regnerische Tag einen für Alle angenehmen Abschluß erlangt, vereinigte noch ein Eierpunsch, der rasch von den Damen bereitet worden, die ausübenden Künstler bis zur Mitternachtsstunde in der Wohnung des Geheimen Raths in fröhlichster Stimmung, und auch hier wurde noch manch anziehendes Gedicht vorgetragen.

Am folgenden Tage regnete es unausgesetzt weiter und am dritten auch; wir blieben auf die kürzesten Wege die Chaussée entlang beschränkt und kamen doch immer triefend nach Haus, ohne daß wir von den Bergen Nennenswerthes gesehen. Allein die Unterhaltung ging uns nicht aus, und Abends las uns der Hofschauspieler mit seinem volltönenden und biegsamen Organ eine eben erschienene Novelle von Sacher-Masoch vor, während Frau Dr. W., die Gattin des Nationalökonomen, allerliebste kleine Zeichnungen von Blumen und anderen Sachen mit geschickter Hand und feinem Geschmack entstehen ließ. So kamen die letzten beiden Tage heran, bis zu welchen wir unseren Aufenthalt in Landro nur noch auszudehnen vermochten.

Ein gut Theil besser war das Wetter geworden, darum nahmen wir Beide mit den hannöverschen Freunden zusammen einen Wagen vom Posthalter und fuhren nach Heiden oder Ampezzo-Cortina. Schluderbach, die Rothe Wand (Croda rossa), Ospitale und Peutelstein bezeichnen Glanzpunkte dieses Weges, besonders schön aber sind von letzterem aus die Blicke durch das grünumwaldete Boitathal hinab nach dem im weiten Kessel liegenden Hauptorte desselben. Ghedina's Aquila nera, eben wieder erstanden nach verheerendem Brande, nahm uns auf. Zwei Söhne des Besitzers sind Maler; der eine, zu den Besten der neueren Italiener zählend, lebt in Venedig, er hat aber auch hier die Außenwand des neuen Hauses mit einem tüchtig ausgeführten Freskobilde geschmückt; der andere lebt am Orte und hatte die Freundlichkeit, uns in seine Künstler-

werkstatt zu führen, wo eine Menge von Skizzen und ausgeführten Bildern günstiges Zeugniß von erfolgreichem Wollen und Können geben. Ein pompejanisches Balkonzimmer in dem erwähnten Neubau ist nicht blos mit schönen Wandbildern geziert, sondern giebt zugleich eine unvergleichliche Aussicht an der Boita hinauf nach Peutelstein zu.

Auch an diesem Tage blieben die Regengüsse nicht aus; aber dazwischen lachte die Sonne wieder freundlich, und das von mächtigen Bergen umkränzte Thal gewann dadurch einen um so höheren Reiz, daß bald dunkle, breite Massen von Gewölk über die langen, steilen Felsenmauern sich drohend hereinwälzten, bald aber auch wieder der heiterste Sonnenschein alles doppelt lieblich und frisch erscheinen ließ. Unsere Blicke weilten besonders gern auf dem mächtigen Antelao im Südosten, von dessen Felsenstirn herab lange schmale Schneestreifen in horizontalen Schichten blendend weiß herabglänzten. Jedoch auch die anderen riesigen Thalwächter, der Monte Pelmo, die Rochetta, der Nuvolau, Pomagagnon, Monte Cristallo, Sorapiß, Tofana und wie sie alle heißen, trugen das Ihrige dazu bei, eindrucksvolle, reiche Bilder zu geben. Die Kirche des Ortes mit ihrem hohen, freistehenden Glockenthurm ist ebenfalls besuchenswerth.

Im Gasthause fanden wir den um die Erforschung der österreichischen Alpen und die Belebung des Interesses an ihren mannigfachen und großen Erscheinungen hochverdienten k. k. Reichsgeologen, Bergrath Dr. E. v. Moisisovics, welcher, hier schon seit einiger Zeit mit dem Studium der Berge beschäftigt, sich anschickte, in den nächsten Tagen zu gleichem Zwecke mit den ihn begleitenden Herren den Monte Pelmo zu besteigen.

Vollbefriedigt kehrten wir, indem wir besonders noch die Peutelsteiner Klamm mit hohem Genuß durchkletterten, gegen Abend nach Landro zurück und wurden hier von dem gastlichen Kreise nicht blos aufs herzlichste empfangen, sondern auch durch die guten Vorträge eines inzwischen eingewanderten Spielers der Bergzither erfreut.

Den letzten Tag widmeten wir einer Besteigung des Monte Piano. Es wurde uns ein Führer mitgegeben, der zugleich den nöthigen Proviant und ein paar Flaschen Wein trug. Leider erwies er sich in sofern unzureichend, als er eben nur den Weg kannte und uns dabei ohnehin auf einem Richtwege dermaßen durch Sumpf und Wasser führte, daß wir viel Beschwerden auszustehen hatten, weil ja die Regentage sich hier noch fühlbar machten.*) Ein neuer Fahrweg, von Ploner nach dem Misurina-See angelegt, war zwar auch durch seine spitzen, lockeren Steine leichtem Gehen noch nicht förderlich, aber er schwingt sich bequem hinan, und wo man ihn verläßt, hat die Sektion Auronzo des Club

*) Das Führerwesen bedarf hier noch einer besseren Ausbildung. Nach Kurz (Führer durch die Dolomit-Gruppen, p. 82) erhält ein Führer von Landro auf den Monte Piano 2 Fl.; diese werden auch bezahlt, aber dazu noch 1 Fl. als Trinkgeld an den, der da führt, und der eben nur ein Knecht des Hauses ist, ohne genügende Kenntniß der Aussichtspunkte, wie selbst der Sprache derer, die er begleitet. Die 2 Fl. nimmt die Herrschaft für sich in Anspruch

Alpino Italiano durch Wegtafeln trefflich dafür gesorgt, daß man Richtung halten kann. Der Misurina-See, still und friedlich zwischen bewaldeten Bergen lagernd und jetzt mit einem Wirthshause versehen, giebt ein anmuthendes Bild, ebenso weiter hin eine weite Bergwiese; auf welcher man Stallung für 200 Stück Vieh erblickt.

Die kurzen Rasten eingerechnet, brauchten wir vier Stunden, um auf die ebene Gipfelfläche des Monte Piano zu gelangen. Wir fanden sie von Herren und Damen, die von Schluderbach heraufgekommen, zahlreich besucht und entzückten uns mit ihnen an der weiten, in der ersten Zeit ganz ungetrübten Nähe wie Ferne mit gleicher Klarheit umfassenden Aussicht. Von der Tauernkette her schimmerten die Schneefelder und so auch alle die Dolomitriesen; besonders mächtig die drei Zinnen, Dreischusterspitz und Cadinspitzen; Sorapiß und Antelao, dann Cristallogruppe und Dürrenstein standen in vollem Glanze um uns her. Tief zu unseren Füßen am fast senkrecht abfallenden Hange lag der Dürrensee, durch den sich wie ein weißes Band ihn durchschneidend die Chaussee nach Landro und Schluderbach zog. Von dort her sahen wir unsere Freunde in kleinen Abtheilungen heranwandern und nach uns hinaufsuchen, während wir mit Hut- und Schirmschwenken, mit Tücherwehen und Jauchzern uns bemerkbar zu machen strebten. Ueber anderthalb Stunden verweilten wir oben, schwelgend im Genuß der köstlichen Aussicht. Während dessen verzehrten wir auch unseren Proviant und botanisirten inmitten der reichen, uns umgebenden Alpenflora.

Das Hinabsteigen ging etwas schneller, jedoch brannte die Sonne sehr heiß. Oben hatten wir 13°, in der Sonne 16° R. gehabt, jetzt zählten wir 20°, resp. 26°, bald braueten dicke Wolken über die Gipfel herüber, und nun mußten wir einen zweimaligen Gewitterausbruch mit heftigen Regengüssen bestehen, also daß wir ganz durchtränkt nach Landro zurückkehrten. Dennoch zogen wir frohgemuth und reichbeglückt ein, wurden herzlich begrüßt und mit dem schmackhaftesten Essen, das Frau Bauer für uns bereit gehalten, empfangen. Der Rest des Tages brachte noch mancherlei Kurzweil. Die ganze Gesellschaft ließ sich einer nach dem anderen auf der Brückenwage wiegen, sogar Lux, der 111 Pfund schwere Hund, ward mit eingeschlossen. Dann brachte der Postwagen dem Dr. W. Pilsener Bier von Wien her mit, das sogleich geprobt werden mußte, und endlich brannten die Söhne des Wirthes Abends ein effektvolles Feuerwerk ab, das zwischen den dunklen Bergen unter dem Sternenhimmel sich herrlich ausnahm.

Damit schloß unser Aufenthalt in Landro; denn der nächste Morgen führte uns nach herzlichem Abschiede ins Pusterthal und zur Brennerbahn zurück. Dem Posthalter Bauer, seiner Frau und dem damals anwesenden, überall hülfreichen Frl. Anna, wie der ganzen Familie und der im Hause gefundenen Gesellschaft bleibt ein freundliches Andenken bewahrt. Möge den nach uns in Landro Weilenden, wenn auch mit mehr Wettergunst, doch stets das gleiche Maß behaglich geselligen Daseins wie uns beschieden sein!

Ein Ausflug in das Rhône-Thal.

Von **C. Roßberger-Hallowetz.**

An einem herrlichen Julimorgen benutzten ich und meine liebe Frau den Frühzug, der um 6 Uhr Morgens von Montreux abging, um eine kleine Tour ins Rhône-Thal zu machen. Kein Wölkchen war am Himmel zu sehen, und die erquickende Morgenluft, welche ungehindert in unseren Waggon drang, war uns höchlichst willkommen, da wir mit noch 8 Personen in ein Coupé gepfercht worden waren und uns kaum rühren konnten. Nach kaum 10 Minuten hatten wir die erste Station Veytaux-Chillon erreicht. Da lag das düstere, in den See hinaus auf Felsen gebaute Schloß Chillon, welches Lord Byron durch seinen „Prisoner of Chillon“ weltbekannt gemacht hat, und welches einst die Grafen von Savoyen beherbergte und von denselben zu einem Staatsgefängnisse verwendet wurde. Noch zeigt man jene unterirdischen in Felsen gehauenen Kerker, in welchen, nebst vielen anderen Kämpfern für Recht und Wahrheit, auch Bonnivard, der Held des Byron'schen Gedichtes, sechs Jahre lang gefangen gehalten wurde, bis es den protestantischen Bernern gelang, ihn aus seinem Kerker mit Gewalt zu befreien. Die nächste Station ist Villeneuve, welches sich Städtchen nennt, aber nur eine einzige Straße besitzt. Es liegt ganz am Ausgange des Genfersees. Weiter an Roche und Aigle vorüber kamen wir nach Ollon-St. Triphon eigentlich zwei Orte für sich, welche aber als Station in einen zusammengezogen worden sind. St. Triphon soll hübschen schwarzen Marmor liefern, während das reizend liegende, kleine Dorf Ollon seines milden Klimas wegen als sehr günstiger Aufenthalt für Brustkranke gerühmt wird.

Als wir in der nächsten Station hielten, hörten wir ein klägliches Geschrei, welches frappante Aehnlichkeit mit den Lauten hatte, die von zur Schlachtbank geführten Kälbern ausgestoßen werden. Ich beugte mich zum Waggonfenster hinaus und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß die Kondukteure jene thierischen Laute hervorbrachten und damit kundgeben wollten, daß wir uns in Bex (welches sie wie „bäh“ aussprachen) befänden.

Auf einer Eisenbahnbrücke den Rhône übersetzend und einen langen Tunnel passirend gelangen wir nach St. Maurice, wo das Thal sich so einengt, daß man die Straße, welche längs dem Rhône hin führt, in den Felsen sprengen mußte. Wir fuhren noch zwei Stationen weiter bis Vernahaz, dem Ziele unseres Ausfluges. Es ist das ein kleines unscheinbares Oertchen, und doch erwartet uns am Bahnhofe ein Omnibus, welcher uns nach minutenlanger Fahrt vor einem großen Hôtel (Hôtel des Gorges du Trient) absetzte. Hier giebt es nämlich eine großartige Schlucht und einen Wasserfall zu bewundern; Grund genug, daß

man schleunigst ein Hôtel hinbaute, welches, wie es uns schien, gar keine schlechten Geschäfte macht. Nachdem wir uns im Hôtel Karten gelöst hatten, welche zum Besuche der Gorge de Trient ermächtigen, machten wir uns auf den Weg dahin. In zwei Minuten hatten wir den Eingang der Schlucht erreicht und wurden hier von einem Führer hinein begleitet. Wer irgend eine der vielen sogenannten „Klammen" besucht hat, der wird hier Aehnliches finden. Zu beiden Seiten streben 400 Fuß hohe Felswände empor und bilden eine enge, vielfach sich windende Schlucht, in welche nur selten ein Sonnenstrahl sich verirrt, und in deren Tiefe der Trient wild dahinschäumt. Rechts führt ein in eisernen Klammern hängender, gerade nicht sehr Vertrauen erweckender hölzerner Steg etwa eine Viertelstunde weit in das Innere der unheimlichen Schlucht, welche eigentlich drei Stunden lang ist und, wäre der Steg so weit fertig, auf die Passage du Tête noire führen würde. Am Ende des Steges hatten wir noch einen sehr schönen Anblick; der Trient bildet an dieser Stelle, indem er über Felsenkolosse herunterstürzt, einen kleinen Wasserfall. Die Gorge de Trient hat viele Aehnlichkeit mit der Tamina-Schlucht bei Pfäffers. Während aber die letztere noch grausiger erscheint dadurch, daß in ihr das geheimnißvolle Halbdunkel mehr vorherrscht, imponirt die erstere wieder viel mehr durch die schwindelnde Höhe der Felswände. Nach Besichtigung der Schlucht gingen wir die Landstraße entlang. um den Wasserfall der Sallenche (Cascade de Pissevache genannt), den man schon von Ferne sieht, ganz in der Nähe betrachten zu können.

Nach $1/2$stündiger Wanderung kamen wir links zu einem kleinen Häuschen, aus welchem uns bald ein Führer entgegentrat und uns fragte, ob wir zum Wasserfall hinauf wollten. Als wir es bejahten, führte er uns einen ziemlich steilen Zickzackweg hinan, bis dicht unter den Fall. Es war ein herrlicher Anblick von unserem Standpunkte aus. Das breite Thal ist durch hohe Berge im Hintergrunde abgeschlossen und hoch über alle ragte der schneeweiße Mont Velan (wie uns der Führer sagte, die höchste Spitze des St. Bernhard) empor. Als wir hinsahen, war der Berg gerade wundervoll beleuchtet und erschien uns immer schöner, je höher wir stiegen. Der Wasserfall selbst befriedigte mich weniger durch seine Großartigkeit, als durch die eigenthümliche Art seines Sturzes. Die unzähligen, ganz feinen Wasserstrahlen, welche sehr viele Nebenkaskaden bilden und über eine terrassenförmig abgestufte Felswand herunterrieseln, sahen aus wie die sprühenden Garben eines brillanten Feuerwerkes. Köstlich wurde der Anblick, als die Sonne mit ihren Strahlen die bekannten Regenbogenfarben erzeugte. Ein überdachter Steg führt bis dicht unter den Fall, durch welchen man nun wie durch den Schleier einer Wassernixe hindurchzusehen glaubt.

Es war Mittag geworden, als wir in das Hôtel zurückkehrten und dort eine sehr zahlreiche Gesellschaft, aus Russen und Engländern bestehend, vorfanden. Nach eingenommenem Mittagmahl fuhren wir nach St. Maurice zurück, wo wir abstiegen, um uns den hübsch gelegenen Ort näher zu betrachten.

Das Städtchen bekam seinen Namen vom heiligen Mauritius, welcher hier den Märtyrertod erlitt. Ein Spaziergang durch dasselbe zeigte uns nur schmutzige, düstere Häuser, und am Ende der Stadt tauchte eine Festung auf. Die Ausläufer der Dent du Midi und Dent de Morcles engen das Thal ein, und von der Brücke aus bemerkt man den Mont Catogne und übersieht auch am besten die Gegend und das Städtchen. Oberhalb der Festung befindet sich eine unterirdische Höhle, welche man ganz mit Unrecht „Grotte aux fées" genannt hat und zu deren Besuch wir uns nolens, volens entschlossen, da wir bis zum Abendzuge noch lange Zeit vor uns hatten. Wir wurden jedoch sehr enttäuscht. Unserem Führer nach, der uns mit einer Laterne voranging, schlichen wir fast eine Viertelstunde lang, und größtentheils in gebückter Haltung, einen furchtbar engen, kalten Gang vorwärts, bis wir zu einer Stelle kamen, an welcher der Führer stehen blieb und sagte: „Hier ist ein kleiner See, der auch mit einem Nachen befahren werden kann." Wir sahen nichts, als ein klein wenig Wasser, welches gerade von der Laterne beleuchtet war, und verzichteten mit Vergnügen auf die uns verheißene Wasserfahrt. Die winzigen Stalaktiten, auf welche der Führer aufmerksam machte, hatten kaum die Länge eines Zolls. Das Beste an dieser Grotte aux fées bleibt der Umstand, daß der Erlös des Eintrittsgeldes dem Waisenhaus zu Gute kommt. Wir dankten Gott, als wir wieder ins Freie traten. Auf dem Bahnhofe angekommen, versuchten wir, kleine Erfrischungen zu uns zu nehmen, doch es bekam uns sehr schlecht, und möchte ich alle Reisenden vor jener unverschämt theuren und miserablen Bahnhofsrestauration hiermit gewarnt haben.

Um 9 Uhr Abends kamen wir glücklich wieder in Montreux an und genossen von den Fenstern unserer Wohnung aus noch lange Zeit den bezaubernden Anblick des Genfersees, der vom Lichte des Vollmondes übergossen wie ein Silberspiegel vor uns lag. — Einen würdigeren Abschluß konnte unser kleiner Ausflug nicht finden.

Alpine Lesefrüchte.

III. Von Trient nach Brixen*).

Schilderung einer Reise in der guten alten Zeit. Aus dem Italienischen übersetzt von **Peter Moser**.

Lieber Freund! An jenem Augustabend, wo ich mit diesem süßen Namen von dir Abschied nahm, wär' es fast das letzte Mal gewesen, daß ich denselben

*) Diese Skizze ist dem 1872 bei Serafino Muggiani e Comp. in Mailand erschienenen „Viaggio nel Tirolo del P. Ant. Bresciani" entnommen. Wann die hier beschriebene Reise gemacht worden, ist in dem Büchlein nicht ausdrücklich gesagt, nach einigen Andeutungen jedoch dürften seitdem fast 40 Jahre verflossen sein.

gegen dich sowie gegen alle meine Theuern im Munde geführt. — Wie so? Was hat sich ereignet? — Was sich ereignet hat? Ich wäre bei einem Haare ertrunken; und hätte der Himmel nicht ein halbes Wunder gewirkt, läg' ich bereits irgendwo in der Gegend von Klausen als mißgestaltete Leiche zwischen dem Gebüsche auf den Auen am Eisackufer.

Dich schaudert und du willst wissen, wie das alles gegangen? So höre! Und da ich glücklich mit dem Leben davongekommen bin und jetzt unter diesen guten Deutschen hier in voller Behaglichkeit und, da wir einander nicht verstehen, fast in beständiger Schweigsamkeit lebe, will ich dir meine ganze Reise kurz schildern, und das Bangen abgerechnet, wirst du, wie ich hoffe, an den Vorfällen nicht wenig Vergnügen finden.

Du sollst also wissen, daß ich in Trient die nach Wien abfahrende Diligence bestieg, worin sich nur der Kondukteur befand, der so fett und prälatenmäßig dick war, daß er allein die Hälfte des Kastens ausfüllte. Aus der Pfeife rauchen, stöhnen als ob er am Asthma litte, zuweilen einnicken und schnarchen, das war die längste Weile seine Beschäftigung. Beim Anbruche des Morgens kamen wir nach Lavis, und das wilde Gerassel der Räder auf dem holperigen Straßenpflaster und das laute Posthorngetute lockte alle Neugierigen an die Fenster.

In dieser stattlichen Ortschaft, nicht weit von der Grenze italienischen und deutschen Sprachgebietes gelegen, verließ der Kondukteur für eine Weile den Wagen, um die Postpackete in Empfang zu nehmen; ich fand also Zeit, mich derweil am großartigen Anblicke des dort aus Fleims herausstosenden Wildbaches und der ringsum hochaufragenden, theils zerklüfteten und theils bewaldeten Berge zu erfreuen.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als wir in Salurn anlangten. Die Postpferde aber, statt sich in den Ställen zu befinden, weideten frei und ledig auf den Weiden herum, wie einstens die Rosse des Achilles an den Ufern des Simoenta und Xantos. Sie einzufangen brauchte es fast eine Stunde, denn wenn ihnen die Stallknechte mit den Halftern nahe kamen, bückten sie den Kopf zwischen die Vorderfüße und wiesen derart die Hinterhufe, daß an eine Annäherung gar nicht zu denken war. Dann sprangen sie übermüthig und zügellos wiederum vorwärts über die Wiese. Ueber dem am Fuße einer Felswand ausgebreiteten Dorfe Salurn wurde einst ein Schloß erbaut, das außer für Falken und Geier wol für Niemanden zugänglich war, denn die isolirte Zacke, worauf es emporragt, stürzt von allen Seiten derart steil ab, daß man nicht anders dorthin gelangen konnte, als mittelst einiger Brücken. Heutzutage steht das Schloß gebrochen dort oben auf der Höhe und bietet den Landschaftsmalern gute Gelegenheit zu Studien, gewährt auch nichtmalenden Menschenkindern einen schönen Anblick. Aber nicht blos hier, sondern überall im Eischthal, im Nonsberg, ja in ganz Tirol könntest du die malerischsten Schlösser und Thürme schauen, theils als Ruinen, theils in gutem Zustande erhalten. Auch Wildbäche, Felsenstürze, Bergwände, Wälder, Höhlen und Abgründe bieten oft einen staunenswerthen Anblick.

Vor Anbruch der Nacht passirten wir Neumarkt. Da ging denn ein Regen nieder, der uns bis Bozen begleitete, wo wir um Mitternacht eintrafen. Der Wagen fuhr in den Schuppen des Zollamtes ein, in welchem sämmtliche Felleisen, Rollen, Kisten und überhaupt alle Habseligkeiten in unserm Räderkasten ab- und wieder aufgeladen werden mußten. So verstrichen hier leider drei volle Stunden! Pechschwarz war die Nacht, der Regen rauschte in Strömen vom Himmel, und ein eisiger Wind pfiff zwischen den Sparren des Schuppens herein. Das Dunkel wurde nur ein bischen erhellt durch das Lichtlein der Laterne jener zwei Zollbeamten, die ihrer Amtsgeschäfte wegen die Betten verlassen hatten. Ich verstand nicht deutsch, kannte nicht die Straßen der Stadt, um in irgend einer Gastherberge für eine Weile Unterstand und Ruhe zu suchen. So blieb mir denn keine andere Wahl, als zähneklappernd in Finsterniß und Kälte dort auszuharren. Glücklicherweise führte unser Wagen auch einen jungen Soldaten, einen tiroler Kaiserjäger, den ich am vergangenen Abend unten zu Trient zum Nachtessen eingeladen hatte, und der mich endlich so elend zusammengekauert erblickte. Nun wollte er mir die Aufmerksamkeit, welche ich ihm früher erwiesen, mit großer Freundlichkeit vergelten, trat also zu mir heran und sagte, oder bemühte sich wenigstens mir in deutschem Italienisch zu sagen: „Guter Freund! Mein Ueberwurf ist neu, reinlich und von festem Tuche, so daß die Kälte nicht durchdringt. Nehmen Sie ihn, da Ihr Mantel Sie keineswegs hinlänglich schützt." Dieses sagen, mir denselben um die Schultern legen, mich zwischen die Waarenballen geleiten, dort einige Strohmatten zurechtlegen und mich einladen zum Niedersitzen, das war alles eins. Daß ich ihm von ganzem Herzen dafür dankte, kannst du dir wol leicht einbilden. Nun stellt' ich mir vor, ich wäre ein Soldat in einem Zelte mitten im Kriegslager, und fast wähnte ich, in Bälde würde mich Trompetenschall und Trommelwirbel zur Schlacht rufen. Statt dessen jedoch ließ sich um drei Uhr nach Mitternacht das Knallen der Peitschen der Postillone, der Lärm von acht herantrampelnden Pferden, von klingenden Glöckchen, Ketten und deutschen Kraftstimmen vernehmen. Da wird hin und her gezerrt, gezogen und angespannt. Endlich fahren wir aus dem Schuppen des Zollamtes und dahin geht's am Fuße der Berge neben dem Eisack.

Dieses Wasser ist ziemlich tief und breit und hat einen stürmischen Lauf mitten zwischen Bergabstürzen dahin, an finstern Wäldern vorüber und zuweilen, wenn das Thal sich ausweitet, von Wiesen, Pappel-, Espen- und Weidereihen begleitet. Beständig am Ufer dahinfahrend gelangten wir zum stattlichen Postwirthshause Deutschen*) im gleichnamigen Weiler bei dem Dorfe Atzwang. Dort betrachtete ich den am linken Flußufer steil aufragenden Berg, der über

*) Dieses Wirthshaus wird auch in Goethes „Italienischer Reise" genannt. „Mit Tagesanbruch," sagt der Dichter, „erblickte ich die ersten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirsichen begegnete mir, und so ging es auf Deutschen los, wo ich um sieben Uhr ankam und gleich weiter befördert wurde." Im Jahre 1841 erfolgte die Verlegung der Poststation nach dem nahen Atzwang, wodurch Deutschen natürlich seine frühere Bedeutung verlor.

und über mit großstämmigen Fichten, Lärchen und Tannen bedeckt ist, an denen der Wind rüttelte mit wildem Geheul. Mein Geist fühlte sich gehoben durch große Gefühle und verehrte die Macht des Schöpfers, welcher in diesen riesigen Naturformen seine Majestät so deutlich offenbart.

Am Morgen kamen wir bei Sturm und Regen nach Kollmann, wo ein hohes viereckiges Gebäude mit Zinnen und Thürmchen fast wie eine Festung emporragt, und von dort fuhren wir nach Klausen, einer an beiden Seiten des Eisack gelegenen und mittelst einer langen gallerieartig gedeckten Holzbrücke verbundenen Ortschaft. Da wurde eine Weile gehalten. Wir begaben uns also in ein Wirthshaus, wo man uns jene famose Suppe vorsetzte, welche für die Tiroler Ambrosia und Nektar zugleich ist und den Namen „Speckknödel" hat. Dieses Gericht besteht aus riesigen mit Mehl, Speck-, Salami- und Wurststücken bereiteten Klößen, und du kannst dir leicht vorstellen, wie verdaulich und angenehm für den Magen es sein wird. Diese Kanonenkugeln werden in einer großmächtigen Schüssel, in einer Specksuppe schwimmend, auf den Tisch gesetzt, und du solltest nur einmal sehen, wie diese deutschen Aelpler sich darob freuen! —

Aber nun, lieber Freund, ging es von Scherz und fröhlicher Laune an den Rand des Grabes, wie dies in den Wechselfällen des menschlichen Lebens ja gar oft zu geschehen pflegt, und zwar, wenn man es am allerwenigsten erwartet. Kaum waren wir von Klausen abgefahren, als der Himmel sich plötzlich noch mehr verfinsterte. Schwarze Wolken ballten sich in der Luft überall massig zusammen und schütteten unerwartet schnell noch dichtere Regengüsse als früher auf uns herab. Der Wind peitschte dieselben wüthend an die steilen Bergabhänge, so daß sie theils wie feiner Staub von den Felsen sprühten, theils von den glatten Wänden herabströmten. Blitzesleuchten und Donnerschläge verdoppelten den Schrecken. So fuhren wir im Thale dahin, zur Linken ragende Felsen, zur Rechten den Fluß, der vom Regen den letzten Tag stark angeschwollen und stellenweise über die Ufer getreten war. Regen und Sturm ras'ten fort mit wachsender Kraft, und in kurzer Zeit stürzten aus den Seitenthälchen und herab von den Berghängen gewaltige Gießbäche. Der Eisack konnte sie lange nicht mehr fassen, er zerriß fortwährend die Ufer, wo er dies nicht schon früher gethan, und fluthete schrankenlos durch das Thal. Von allen Seiten umtobte uns nun das Gewässer, das immer mehr anschwoll und uns stets furchtbarer bedrohte. Acht starke Pusterer Pferde konnten dem tobenden Gewoge, das ihnen um Brust und Beine schäumte, nur mit Mühe widerstehen. Der Wagen ging tief im Wasser und die Postillone verloren in den Fluthen allmählich die Straße. An ein Stillhalten war da nicht zu denken: das hätte so viel geheißen, als sich den verderblichen Wellen auf Gnade und Ungnade ergeben. Am größten war die Gefahr beim Ueberschreiten der Gräben, in denen das Wasser von den Bergen stürzte, große Steinblöcke mit sich herabreißend. Hätte einer davon ein Rad zertrümmert oder ein Pferd zu Falle gebracht, so wären wir sicher alle mitsammen verloren gewesen. Ein Glück für uns war es, daß rückwärts im

Wagenkasten einige Fäßchen voll Metall sich befanden, die zugleich mit dem vorn sitzenden pustenden schweren Kondukteur den Wagen wie eingeladener Ballast niederdrückten, so daß er von den Fluthen nicht aufgenommen und weggeführt werden konnte. Eine derartige Ladung hatte ein Deutscher, der vor uns herfuhr, leider nicht bei sich; sein Wägelchen wurde daher von den Fluthen in die Höhe gehoben und sammt dem Pferde fortgerissen. Der arme Mann wagte in dieser verzweifelten Lage einen kühnen Sprung, klammerte sich an einen am Fuße des Berges aus dem Wassergewoge aufragenden Baum und rettete so mit Mühe sein Leben. Das Wägelchen und das Pferd wurden unterdessen vor unsern Augen fortgerissen und zwischen einige große von der Wassergewalt bereits entwurzelte Bäume hineingewirbelt.

Und all diese Noth und Gefahr, mein lieber Freund, dauerte für uns nicht etwa etliche Augenblicke, sondern zwei gute Stunden. Endlich führte die Straße auf eine Anhöhe empor. Wir waren herzlich froh, der Gefahr endlich glücklich entronnen zu sein, und setzten nun unsere Reise unbehindert fort nach Brixen. Eine Strecke vor diesem Städtlein kam uns der Postmeister entgegen, welcher die vom Wasser verursachte Gefahr ahnte und daher mit etlichen Männern uns Hilfe bringen wollte. Dieselbe war auch jetzt noch sehr erwünscht bei Ueberschreitung eines vom Berge herabtobenden Wildbaches, der die Brücke mit sich fortgerissen hatte.

In **Brixen** erholte ich mich vom ausgestandenen Schrecken und von den Mühseligkeiten der durchwachten Nächte. Am folgenden Tage, wo der Himmel wieder heiter war, ging ich am Ufer des Eisack hinaus, in der Richtung gen Varn, und in einer stillen Kapelle, die ich am Wege dort fand, verrichtete ich einige Dankgebete für meine Rettung.

Die Edelraute.

Von Antonio dal Paz.

Wohl den meisten Lesern des Alpenfreundes wird die Edel- oder Hochraute, wenn auch nur dem Namen nach, bekannt sein; diejenigen aber, die sie in den Central- und Südalpen Tirols und der Schweiz, am Fuße der Eisspitzen, am Rande der Ferner, auf dem Rücken und zwischen den Schroffen der Hochjoche kennen gelernt und selbst gepflückt haben, wird es bei der Nennung dieses einfachen, hochalpinen Pflänzchen ganz eigenthümlich anmuthen. Man fühlt förmlich die erfrischende, kräftigende Gletscherluft, man sieht vor seinen Augen wieder all' die herrlichen und großartigen Gebirgspanoramen sich entfalten, zu den Füßen aber, zwischen den Klippen und an den steil abfallenden Wänden die so unscheinbare, aber doch von den Alpenbewohnern und jedem Freunde der Alpen so hoch geschätzte Edelraute!

Die Hochalpen erfreuen ihren Besucher durch eine unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Flora. Welche Verschiedenheit der Pflanzenformen findet man da, von den

kaum bemerkbaren Flechten und Moosen an den Grenzen des ewigen Schnees, den im herrlichsten Grün prangenden, üppigen Alpenmatten mit ihren sie in den leuchtendsten Farben schmückenden, blühenden Kräutern, bis zu den mächtigen Zirbelkiefern und Lärchen und den prachtvollen Kastanienwaldungen in den Thälern der Südalpen. Aber der Naturforscher findet da auch gar manche botanische Seltenheit, die sonst nur im äußersten Norden auf den Gebirgen Lapplands oder am Strande des Eismeeres gefunden wird.

Doch unter allen den herrlichen und interessanten Pflanzen der Alpen sind es einige, welche sich vor allen anderen einer besonderen Beliebtheit und Popularität erfreuen, die Alpenrose, die verschiedenen Gentianen und das Edelweiß. Die Gentianen erfreuen sich namentlich einer großen Werthschätzung des Aelplers, wenn auch erst als Branntwein, als echter Enzler! Dem zierlichen Edelweiß aber ist die allgemeine Beliebtheit schier schon zum Verderben geworden, so daß es in sehr besuchten Gegenden beinahe ausgerotet ist. Abgesehen davon, daß der Alpentourist einen jeden ihm vorkommenden Edelweißstern pflücken zu müssen glaubt, so wird ja nun auch das Edelweiß in den deutschen Alpen von Kräutersammlern und Wurzelgräbern zum Verkauf an Reisende in Massen gesammelt, und wol die meisten aus dem Gebirge zurückkehrenden Touristen haben das Edelweiß, mit welchem sie dann daheim auf ihren Hüten prunken, in den Galanteriewaarensammlungen von Salzburg, Innsbruck, Bozen, oder auf den Bahnhöfen gekauft, oder wenn es hoch hergeht, auf einer Alm von irgend einem Senner eingehandelt. Drunten im Flachlande glaubt man doch, ein jeder einzelne Edelweißstern wäre von seinem Besitzer mit Lebensgefahr errungen worden, obwol es gar manche Stellen, besonders in Südtirol, giebt, wo man das Edelweiß auf den Bergwiesen so massenhaft findet, daß man es mit der Sense mähen könnte. Höher als jede andere Pflanze der Hochalpen wird aber in Tirol die Edelraute geschätzt; eine besonders schöne Staude Edelraute auf dem Hut ist der Stolz des tirolerischen Aelplers, und er scheut keine Gefahr, um eine solche zu erlangen. Gar manchen verwegenen Burschen fand man, von steiler Wand herabgestürzt, auf einer Schutthalde zerschmettert, in der blutigen Faust die Edelraute, die zu erlangen er sein Leben wagte. Ist es nicht möglich, die Stelle, wo besonders schöne Edelraute wächst, mit Steigeisen oder barfuß zu erreichen, da läßt sich ein kecker Bursche selbst mit einem Seil hinab, das er oben irgendwo befestigt oder von einem Kameraden halten läßt.

Die Edelraute, Achillea moschata L., auch Artemisia glacialis, Artemisia mutellina, wird in Tirol auch Jochraute oder Wildfräuleinkraut, in Graubündten Iva genannt. Sie gehört zur Pflanzengattung der Kompositen und ist mit der überall vorkommenden Schafgarbe, Achillea millefolium, und dem Wermuth nahe verwandt, welchem letzteren auch das kleine grau-weiße filzige Pflänzchen sehr ähnlich ist. Wenn auch die Edelraute im Ganzen unscheinbar, so ist ihr doch ein ungemein würziger Geruch eigen, der wol die Ursache war, daß schon seit urlangen Zeiten die von der Volkssage mit romantischem Schimmer umkleidete, in den Süd- und Centralalpen in einer Höhe zwischen 5- und 9000 Fuß überall vorkommende Edelraute als Volksheilmittel allgemein angewandt wird.

Vor Jahrhunderten schon lenkte sie die Aufmerksamkeit der sich mit der Alpenflora befassenden Gelehrten auf. Conrad Geßner, der berühmte Züricher Gelehrte, der deutsche Plinius, gab vor schon über dreihundert Jahren eine ziemlich genaue Beschreibung der Pflanze und schrieb 1560 in einem seiner Werke über die Edelraute wie folgt: „Iva rathritica et moschata, so nennen die an die Lombarden angrenzenden Rhäter ein kleines Alpenkraut, welches dem Tanacetum verwandt ist und einen außerordentlichen Geruch hat. Ich habe diese Pflanze in meinem kleinen

Garten gepflanzt, wo dieselbe noch gegenwärtig zu Anfang Juni ein frisches Grün, aber noch keine Blüthen zeigt." In den ein Jahr später geschriebenen „Zusätzen" zu diesem Werke berichtet er: „Nachdem Obiges geschrieben war, ist die Pflanze in meinem Garten zu Grunde gegangen, ohne zu blühen. Wild wächst sie nur auf den höchsten Bergen; ich habe sie nur auf den höchsten Punkten des Wormser Joches gefunden." In einem an den Arzt Occo gerichteten Briefe vom 18. Novbr. 1564 schrieb C. Geßner über die Edelraute: „Was die Anwendung der Iva moschata gegen die Epilepsie der Kinder betrifft, so hörte ich nur, daß sie gepulvert den Speisen der Kinder beigemengt werde; auf welche Art sie aber immer angewendet werde, ich halte sie jedenfalls für äußerst heilkräftig; sie wächst ausschließlich nur auf den höchsten Bergjochen, fast in der Nähe des ewigen Schnees." Nach Conrad Geßner beschrieben oder erwähnten die Edelraute J. J. Schlenzer, Campell, Giovanni Pona, Albrecht Haller, am eingehendsten jedoch befaßt sich mit derselben unser Zeitgenosse Dr. A. von Planta-Reichenau.

Wie schon erwähnt, wird die Edelraute in den Südalpen als ein hochgeschätztes Volksheilmittel gebraucht und bildet auch einen Bestandtheil der sogenannten Genippikräuter oder des bekannten Schweizerthees. Nach einer in Graubündten verbreiteten Sage gingen einmal zwei Frauenspersonen im Sommer auf eine weit entlegene Alpe, um bei den Sennern und dem ihnen gehörigem Vieh nachzusehen. Auf dem Rückwege erkrankte eine von ihnen in einer einsamen wilden Gegend. Die Andere eilte, um Hilfe zu suchen, fort, während die Erkrankte bei hereinbrechender Nacht in der schauerlichen, einsamen Felsenwildniß zurückblieb. Da trat eine luftige, zarte, blendendweiße Frauengestalt von überirdischer Schönheit, eine Saligefrau, zur Kranken heran, legte ihr ihre zarte Hand auf die Stirne und horchte auf das Hämmern der Pulse und Röcheln der Brust, ging dann zwischen die Felsenspalten und Trümmer des Bergabhanges, pflückte die dort überall wachsende Edelraute, gab sie der Kranken und verschwand. Als diese nun von der Edelraute aß, wurde sie allsogleich wieder gesund, so daß sie ihrer Hilfe bringenden Gefährtin entgegengehen konnte. Auf diese Weise wurde man, wie die Sage erzählt, mit den Heilkräften der Edelraute oder Iva bekannt. Aehnliche Sagen sind auch in Tirol verbreitet, hier ist es bald ein Wildschütze, bald wieder ein Säumer, der unter Wegs hoch im Gebirge von einer tödtlichen Krankheit befallen, vermittelst der Edelraute von einer „Saligen" gerettet wurde, und hiernach ist auch der an verschiedenen Orten übliche Name „Wildfräuleinkraut" für diese Pflanze zu erklären.

Die Edelraute wurde, wie weiter oben erwähnt, besonders durch Dr. A. von Planta-Reichenau einer eingehenden Untersuchung und genauen chemischen Analyse unterworfen, deren Resultat er in Liebig's „Annalen der Chemie" veröffentlichte. Er fand in dieser interessanten Pflanze folgende Bestandtheile: Das Ivaöl oder Ivaol, ein ätherisches Oel von ungemein intensivem, längere Zeit haftendem und weit wirkendem, angenehm kräftig-ätherischem Geruch und bitterem erwärmenden Geschmack; das Ivain, ein terpentinähnlicher, sehr bitterer Stoff, der wahrscheinlich durch Oxydation aus dem Ivaöl entsteht und mehrere Extraktivstoffe von eigenthümlichem Geschmack, die er Achilleïn, Moschatin und Achilletin nannte, nebst verschiedenen anderen Bestandtheilen von weniger Bedeutung, wie Stearinsäure, Gerbsäure 2c. Es wäre zu wünschen, wenn diese schon so lange von der Volkserfahrung als Heilmittel angewandte Pflanze von medizinischen Autoritäten einem eingehenden Studium bezüglich ihrer Heilkräfte unterworfen würde; vielleicht geben diese Zeilen Anstoß hierzu.

Aber nicht blos dazu wird die Edelraute verwendet, um auf dem Hute des Aelplers zu prangen oder als Volksheilmittel zu dienen, sondern auch als Zusatz

zu Branntwein wird sie in manchen Gegenden verwendet, wie die ihr verwandten Wermutharten. Besonders in Graubündten ist diese Verwendung der Edelraute oder Iva üblich, obwol der dort (so wie der Enzler in den übrigen Alpenländern) hochgeschätzte Ivabranntwein lange die Bedeutung eines selbst bereiteten Haustrunkes und Hausmittels nicht überstieg. Erst in neuerer Zeit findet die Edelraute eine industrielle Verwerthung in größerem Maßstabe, es wird dieselbe nämlich von einem Fabrikanten in Chur*) zur Herstellung von Likören verwendet, die unter dem Namen Fleur d'Iva, Iva-Bitter und Iva-Doppelbitter in den Handel kommen; besonders der erste und letztere dieser drei scheinen berufen, unter den feinen Spirituosen einen hervorragenden Rang einzunehmen, und kommen dem echten Schweizer-Absynth und Chartreuse nicht nur gleich, sondern übertreffen sie noch in vieler Hinsicht. Diese Iva-Liköre haben nämlich ein so duftiges, eigenthümlich würziges, fast möchte man es alpines Aroma nennen, wie kein anderes spirituöses Getränk. Sie dürften, in Berücksichtigung dessen, daß sie sehr magenstärkend und erwärmend wirken, fast als ein Universalmittel gegen alle, besonders bei Hochgebirgswanderungen vorkommenden gastrischen Affektionen gebraucht werden können und sich dazu eignen, alle anderen Spirituosen aus der Feldflasche des Gebirgsreisenden zu verdrängen.

Aus unserm Album.

Meransen.

Erstiegen ist die Höh', wir ruhen aus,
Doch hülle dich in deines Mantels Falten.
Denn häufig toben hier des Sturms Gewalten
Und nieder strömt der Regen mit Gebraus.

Dort ziehn zwei schöne Alpen sich hinan,
Die in der Abendsonne sich vergolden,
Voll von Ranunkeln und von weißen Dolden,
Von rothem Speik und blauem Enzian.

Seefeld und Großfeld! — Sieh', einsam und still
Wirst du daselbst drei kleine Seen finden;
In ihren klaren Wellen tiefen Gründen
Treibt nie der Fischlein Brut ihr muntres Spiel.

Drei Bäche aber plätschern gegen Thal,
Der hier nach Vals, der nach der Mühlbachklause,
Der dritte stürzt mit donnerndem Gebrause
Vom hohen Fels schäumend im Wasserfall.

Das sind Meransens vielgerühmte Höh'n,
Wo sich das Schartel und der Gitsch erheben,
Die Tanne und das Joch gen Himmel streben
Und um den Feldberg braust des Winds Gestöhn.

---

*) S. dazu „Alpenfreund Bd. I. S. 320", über die Erfindung und Bereitung des Iva-Likörs durch Apotheker Bernhard in Samaden (Engadin). D. Red.

Und frohes Leben ist hier allzeit wach,
Es hüpft das Reh, es lauscht der scheue Hase,
Das Stein- und Haselhuhn duckt sich im Grase
Und die Forelle spielt im klaren Bach.

Welch Panorama magst du hier erschau'n!
Hier — siehst du stolz die Bergeshäupter trotzen
Von Fassa bis zum Weißenstein bei Bozen
Und Sankt Odilia und Gufidaun; —

Dort — lacht, beglänzt vom schönsten Sonnenstrahl,
Soweit des Wandrers trunknes Auge gleitet,
Gleich einer Karte vor ihm ausgebreitet,
Bis Toblach hin das schöne Pusterthal.

Hier also war's, — es tritt die alte Zeit
Vor mich im Nachhall längst entschwund'ner Tage
Heut' leuchtend hin, und eine fromme Sage
Klingt an mein Ohr mit trauter Innigkeit, —

Hier war es, wo der Schreckensruf erscholl:
„Der Hunnenkönig naht, wir sind verloren!
Schon steht der Schreckliche vor unsern Thoren,
Schon dringt er in die Thäler von Tirol." —

Er kam. Entsetzen wandelte vor ihm
Und des Verderbens todesschwanger Wehen.
Wer mag der Geißel Gottes widerstehen?
Die Völker sanken hin vor seinem Grimm.

Heut naht die Schreckenspost von Lonciums Fall
Und morgen bahnen die entmenschten Horden
Sich stürmend ihren Weg mit Raub und Morden
Und pochen an Aguntums Mauerwall.

Was frommt ein Kampf, den Keiner noch bestand?
Bald zeigt uns eines Blutstroms rothe Welle
Und rauchender Ruinen Schutt die Stelle,
Wo einst die Pflanzstadt der Zakynthier stand.

O wenden wir den Blick! — Doch sieh, die Schaar
Der Knechte bringt drei Mädchen, die voll Bangen
Man in des Heiligthums Asyl gefangen,
Dem Könige zum schnöden Dienste dar.

Drei Schwestern sind es, lieblich, hold und fein,
Schön wie der Rosenknospe zarte Blüthe,
Umweht vom Hauch der Anmuth und der Güte
Und leuchtend in der Unschuld Lilienschein.

Und lüstern ruht auf ihnen Etzels Blick:
„Der Frauen Schönheit ist des Königs Beute,
So wahrt sie mir in sicherem Geleite
Bis zu der Nacht verschwiegnem Minneglück."

„Nein, nein, nicht diese Schmach, gieb uns den Tod
Und opfr' uns deinem Zorn mit bitterm Hohne! —“
Umsonst, man führt sie weg von seinem Throne
Und hütet sie, wie es der Fürst gebot.

Sie aber sinken in die Knie und flehn:
„O heil'ge Jungfrau, Königin der Reinen,
Erhör' uns du und schütze du die Deinen
Und laß uns nicht in Schande untergehn! —“

Und wunderbar, so wie die Nacht sich naht,
Da sinkt der Wächter Schaar, in Schlaf verloren,
Ohnmächtig hin, und aus den offnen Thoren
Führt rasch ins Freie sie der Rettungspfad.

Die Jungfrau'n fliehen aus des Königs Zelt; —
Unsichtbar, eingehüllt in Nebelschleiern,
Ziehn sie vorüber an den Lagerfeuern,
Die ihnen selbst den finstern Weg erhellt.

O nicht gesäumt, ihr Fräulein, eilig fort!
Rastlosen Laufs, gleich leichtbeschwingten Fohlen,
Enteilen sie auf unermüdbar'n Sohlen
Hierher in dieser Berge stillen Hort.

Hier sind sie sicher erst, hier ruh'n sie aus;
Der Morgen graut, es bleichen schon die Sterne,
Sie schaun zurück und sehn in weiter Ferne
Den Feuerschein von wildem Flammengraus.

Sie setzen sich am Waldessaum zur Rast,
Ein Baum gewährt des Laubdachs kühlen Schatten,
Ein neuentsprungner Quell erfrischt die Matten
Und Aepfel blühn für sie am Tannenast.

Ermüdet sinken sie vom langen Lauf
In Schlummer hin. Wer möchte wol sie wecken?
Fortan wird kein Tyrann sie mehr erwecken,
Von solchem Schlaf wacht nie der Schläfer auf.

Im Tod noch lächeln ihre Züge mild,
Und daß noch spät ein kindlich Herz sich labe,
Geschah manch Wunderwerk an ihrem Grabe
Und auf dem Altar prangt noch heut ihr Bild.

So nehmt dies Lied denn, das ich euch geweiht,
Aubeth, Kubeth und Querre! Seltne Namen!
Drei See'n, drei Bäche und drei junge Damen.
Und eine Sage aus verklungner Zeit.

Moriz Schleifer.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Verlag v. EDUARD AMTHOR Gera. Zeichnung von A. Ziegler

Eingang in's Zemmthal bei Mayerhofen
im Zillerthal.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

IX. Band, 4. Heft. Jährlich 1 Band.







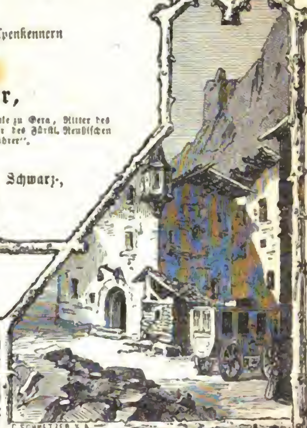
DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung
von
Alpenkunde unter Jung und Alt
in
populären und unterhaltenden Schilderungen
aus dem
Gesammtgebiet der Alpenwelt
und mit
praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern
herausgegeben
von
Dr. Ed. Amthor,
Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer“.

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.





Gera
Eduard Amthor.
1876.

Ein Band à 6 Hefte à Heft 1 Mark.

Inhalt des vierten Heftes des neunten Bandes.

Hierzu zwei **Kunstbeilagen:**

Panorama vom Bogner Garten des Gastwirths Severin Schindl in Absam bei Hall in Tirol.

Pörtschach am Wörthersee.



Pörtschach am Wörthersee
in Kärnten.

Aus den Julischen Alpen.

Von **D. Welter.**

Die Thäler der Save und des Isonzo. — Der Terglou (2856 M. = 9036 W. F.); **Terglonjoch** (etwa 2400 M.) **und Predilpaß** (3541 W. F.).

Die Salzburger Alpen mit dem Dachstein, 9238 W. F., als höchster Erhebung und Ischl als Mittelpunkt finden in den Julischen Alpen ihr vollkommenes Gegenstück mit Wiederholung aller charakteristischen Züge und Uebereinstimmung in Gliederung und Aufbau, Bodengestaltung und Zusammensetzung. Wie jene am Nordabhang im Winkel zwischen Enns und Salza sind diese, gipfelnd im dreispitzigen Terglou mit Flitsch an der Predilstraße als Mittelpunkt, in dem Winkel zwischen Tagliamento und Save am südlichen Kamme, dem centralen Stock der deutschen Alpen vorgelagert, ein breites, massig und hoch aufsteigendes Kalkgebirge, durch deutliche natürliche Grenzen und abweichende Bildung scharf geschieden von allen anstoßenden Gruppen.

Die tiefen Einschnitte der begrenzenden Thalfurchen mit den auffallend niedrigen Verbindungsjöchern zwischen den einzelnen Flußgebieten (bei Saifnitz 2586, bei Ratschach 3304 W. F.) lassen beide, von fern und aus der Höhe gesehen, wie ungeheure hochragende Felseninseln mit steil abfallenden Rändern oder besser noch wie Festungswerke mit hohen Wällen, die aus springenden Winkeln thurmbastionenartig von Bergspitzen überragt, erscheinen; so vollständig ist ihre Isolirung von den nebenliegenden Gebirgszügen. Innerhalb der Außenwälle bergen beide Gruppen Hochflächen der ödesten Kalkwüsteneien, stundenweit in Länge und Breite fast eben sich hinziehend, die auch dem flüchtigen Beschauer neben den Parallelketten und Längenzügen der andern Kalkalpen im Norden und Süden auffallen.

So sind dort das Tännen- und das Todte Gebirge, sowie das Dachsteinmassiv, hier der Monte Kanin und Krn, sowie der Terglonstock. Am Fuße der höchsten Gipfel senkt sich das Gebirge dann in einem tiefen Kessel, rücklings von steilen Felsenwänden verschlossen, ausgefüllt von einem Bergsee (Hallstädter, Wocheiner See).

Aber trotz der orographischen und orogenetischen Aehnlichkeiten, denen Naturforscher von Fach im Einzelnen nachgegangen sind, ist das Schicksal der beiden

verwandten Gruppen ein grundverschiedenes gewesen, wie wol von zwei gleich oder ähnlich begabten Brüdern der eine seinen Weg in der Welt macht, Zuneigung, Bekanntschaft und Stellung erwirbt, der andere aber in der engen Stelle des Heimathhauses einwächst und verkümmert.

Das Salzkammergut ist seit langen Jahren das beliebte Ziel der Vergnügungs-Reisenden und Sommerfrischler, und manch glückliches Paar hat an den Ufern des grünen Traunsees, in Ischl und St. Wolfgang den Honigmond der Ehe begangen. Einstweilen aber weiß man noch von keinem Paar, wenigstens aus dem Reich, das an die Gestade des Raibler oder Veldeser Sees, nach Wurzen oder Flitsch zu besagtem ebenso löblichen, wie angenehmen Zweck gepilgert ist. Einer unter tausend Alpenreisenden vielleicht geht in die Julischen Alpen. Droben wissen die rothen Bücher in jedem Winkel guten und genauen Bescheid, hier unten war man für zuverlässige und eingehende Nachrichten bis vor Kurzem allein auf John Ball's, Alpine Guide, vol. III: Eastern Alps angewiesen. Jetzt ist die Lücke allerdings durch „J. Frischauf's Gebirgsführer" (Graz, Leuschner & Lubensky) und durch „Amthor-Jabornegg's Kärntnerführer" (Gera, Ed. Amthor) ausgefüllt.

Wie erklärt sich diese Vernachlässigung? Zunächst wol durch die geographische Lage. Karnische wie Julische Alpen haben ihr Vorland in Oberitalien; der welsche signore aber hat im Allgemeinen keinen Sinn für die Berge und reist nicht. Wer aber soll aus Deutschland gerade darauf kommen, sich die Terglougruppe als Ausfluggebiet zu erwählen, wenn er, nur um an ihren Fuß zu gelangen, sich wie auf der Reise zum Schlaraffenland durch eine dicke Mauer von Süßigkeiten durchessen, hier durch eine Reihe der schönsten Landschaften der Voralpen und des Hochgebirges erst durcharbeiten müßte. Kein Wunder, daß die Meisten dabei unterwegs stecken bleiben, und so die Julischen Alpen eine terra incognita geblieben sind. Ihr Besuch beschränkt sich einstweilen nur auf die nächsten Anwohner, und nur selten und zufällig verliert sich ein anderer dahin. Das wird sich bald ändern, sowie erst die Schiene über oder durch den Predilpaß „gestreckt", und die Linie Villach-Görz die kürzeste Verbindung von Süd- und West-Deutschland mit Triest bilden wird. Diese zur Ausführung beschlossene, für Oesterreich kommerziell und militärisch nothwendige Bahn führt mitten durch das Herz der Julischen Alpen und wird ihre Schönheiten auch der bequemeren Reisewelt erschließen. Von dem großen Transitverkehr wird ein kleiner Niederschlag wol auch den durchschnittenen Gegenden zu Gute kommen, die nur empfängliche Herzen und offene Augen brauchen, um berühmt und besucht zu werden, wenn auch letzteres vielleicht nicht in so hohem Maße als der begünstigtere Bruder im Norden.

Fern sei es, die Schönheiten der Julischen Alpen zu übertreiben! Die lachende Lieblichkeit der Seen im Salzkammergut, die sonnige, heitere Bischofsstadt, die elegante aristokratische Schönheit des Traunthales und die Gletscher des Dachsteins finden im Terglougebiet nicht ihres Gleichen. Bad Veldes, so

reizend es liegt, kann nicht als Ersatz für Ischl dienen, und alle Seen der Julischen Alpen zusammengenommen wiegen den einen Traunsee nicht auf. Aber die eigentliche Thal- und Gebirgsszenerie ist im Süden viel schöner und malerischer. Liebliche Bilder, wie die des obern Savethals, das Sir H. Davy, der berühmte Chemiker, für das „schönste Thal in ganz Europa" zu erklären pflegte, sind hier selten; der Charakter der Gegend ist ernst und düster überall da, wo nicht die warme italienische Sonne die starren Formen gestreift und mit dem Zauberhauch des Südens in Färbung und Pflanzenwelt überzogen hat. Landschaftsbilder, wie die Thäler der Pischenza und Urata, die Kessel der Wocheiner Save und des hinteren Isonzo und der Raiblersee können in ihrer eigenartigen Stimmung und Größe, in ihrer finstern Majestät und grausigen Abgeschlossenheit neben die gepriesensten Veduten der Alpenwelt gestellt werden. Die eigentlichen Spitzen Terglou, Manhart, Prestelenik, Wischberg, um nur die höchsten und bekanntesten zu nennen, sind trotz ihrer geringen absoluten Erhebung — wenig über und unter 9000 Fuß — durch das ganze unvermittelte Ansteigen über die niedrigen Thalsohlen und durch die furchtbare Zerrissenheit und Zerklüftung ihrer Flanken, Kämme und Gräte imponirende und gewaltige Gipfelbauten. — Noch einer für den Beobachter des Volkslebens anziehenden Eigenthümlichkeit will ich gedenken, der rein slavischen Bevölkerung, die hier, als der einzigen Stelle der Alpen, einzelne Thäler in kompakten Massen bewohnt. Wer Slaventhum nicht geradezu für gleichbedeutend hält mit Schmutz, Mangel an Eigenthumsgefühl, Unbildung und Verstocktheit gegen deutsches Wesen, wird mit Interesse das Volk und seine Sitten, wie sie sich in Anpassung an die gegebenen örtlichen Verhältnisse gestaltet haben, beobachten, ohne daß der Vergleich immer zu Gunsten seiner Landsleute ausfällt. Ohne einige Zungengymnastik geht es zwar für ein deutsches Mundwerk bei Namen, wie Krn, Czrn, Vrh, Skrnatrca nicht ab; doch hilft sich unser einer, wie's gerade geht, und schiebt Vokale und Silben nach Belieben ein, auch wo der Slovene ein Bedürfniß dazu nicht zu empfinden scheint. Fühlende Seelen, d. h. solche, die Deutsch verstehen und sprechen, findet man auch regelmäßig: wo's gerade nicht sein sollte, reichen Geberden zur Verdeutlichung einfacher Bedürfnisse sicherlich aus. Aber trotz der Verkündigung all dieser Reize der Julischen Alpen fürcht' ich einstweilen, vor Eröffnung der Bahn, ein Rufer in der Wüste zu bleiben, wenn nicht gerade zufällig einen meiner Leser der Weg dahin führt, wie's mir — ehrlich gestanden — selber ergangen ist.

In Villach tagte im August 1872 die Generalversammlung des Deutschen Alpenvereins: die kleine rührige Stadt an der Drau, die sich mit Stolz als eine Grenzfestung des Deutschthums betrachtet, hatte das Fest zu einem politischen und nationalen gestaltet, an dem alle Kreise und Schichten der Bevölkerung Theil nahmen. Die Straßen prangten im reichsten Flaggenschmuck, die öffentlichen Lokale waren mit Laubgewinden geziert, und jeder einzelne Theilnehmer genoß der liebenswürdigsten Gastfreundschaft. Ja es war sogar am Bahnhof

ein Musikkorps aufgestellt, das jeden Zug mit munteren Weisen empfing. In früheren Jahren hatte einmal der Wiener Männergesangverein in Villach ein Konzert gegeben und war mit fliegenden Fahnen in festlichem Zug eingerückt. Aehnlich hatten sich die guten Villacher nun auch das Ankommen des Alpenvereins vorgestellt. Am Vorabend war Alles, was Beine hatte, um den Bahnhof versammelt. Der Zug langt an, rauschend fällt die Musik ein mit der „Wacht am Rhein", und herausklimmt — ein einziger Alpenreisender, bestaubt, den Rucksack umgehangen, mit dicken Nagelschuhen, in ziemlich fragwürdigem Kostüm, der wol ebenso verblüfft über die unerwarteten Ovationen, wie die Zuschauer über den Alpenverein waren, dem sie galten. Bei den folgenden Zügen verliefen sich die Zuschauer, aber die Musik hielt mit Tuschblasen tapfer aus, trotzdem eben die meisten Ankömmlinge eilen mußten, ihr Bergkostüm mit einem für Stadt und Fest passenderen Anzug zu vertauschen. Nur wer da mit „Sonntagswadln" ausgerüstet zu sein glaubte oder war, promenirte mit „Boahöslen" und nackten Knien bei den Versammlungen ohne und erst recht mit Damen umher.

Aber Fest und Thätigkeit des Alpenvereins zu beschreiben, ist hier nicht der Ort: die Tage vergingen, ohne daß man recht wußte wie, und dann trat die Frage heran: Was nun? Die Schönheiten von Villach waren rasch besehen, auch sein Spezialwunder, das eine Zeit lang Wallfahrer und Pilger angezogen hatte. Ein Christusbild in haut relief gehauen, an der Außenwand einer Kirche, war in früheren Jahrhunderten bei einem Umbau zur Herstellung gerader Wände mit Kalkputz und Mörtel verdeckt worden. Im Laufe der Zeiten war der Putz verwittert, zum Theil abgefallen, und aus der Verkleidung drängte sich allmählich das ursprüngliche Bild heraus. Unter den Gläubigen verbreitete es sich wie ein Lauffeuer, daß in Villach ein gekreuzigter Christus aus der Wand herauswachse, und rief fromme Pilger in Menge herbei. In Frankreich und im Elsaß hätte ein solches Wunder wenigstens für 10 Jahre hergehalten, hier aber gewann die nüchterne Einsicht in den Zusammenhang des angeblichen Wunders bald die Oberhand, und Villach verlor die Aussicht, als Wallfahrtsort mit Oetting und Absam in Konkurrenz zu treten.

Aber in das weite fruchtbare Villacher Becken schauen die steinernen Häupter der Karawanken mit trotzigen Felsengipfeln herein, und hinter ihnen ragen noch schönere Berge empor, die stolzen Gestalten der Julischen Alpen, von jedem höhern Standpunkte, ganz besonders aber vom Dobratsch oder der Villacher Alpe, dem hoch und mit Recht berühmten Kärntnerischen Rigi, auf dessen Gipfel man jetzt auch eine Eisenbahn führen will, sichtbar in ihrer ganzen wilden Majestät. Dorthin zog es mich, hatt' ich doch von jeher ein besonderes Interesse für den Berg mit dem wunderbaren geheimnißvollen Namen Terglou gehabt, das die Lektüre nur vermehrt hatte. Bei der ersten Ersteigung durch Hauptmann Bosio am 3. Juli 1822 war in einem furchtbaren Gewitter auf der Spitze ein Mann vom Blitze erschlagen und die andere Gesellschaft schwer beschädigt worden, und nach der spätern Beschreibung von Holsmay mußte der Berg ganz fürchter-

liche Hindernisse, aber auch wunderbare Genüsse bieten. Also kühn die Gelegenheit benutzt, da man auf zwei Meilen, in der Luftlinie gerechnet, ihm nahe war: unter Alpenvereinlern war für solche Zwecke natürlich rasch ein Reisegenosse gefunden in der Person des Herrn F. L. aus Leipzig, der noch vor Kurzem die Jungfrau vom Roththale aus „gemacht“ hatte.

Wir gönnten einander einige Stunden zur nothwendigen Ausrüstung und Kostümirung: von der meinigen brauche ich nur zu sagen, daß sie nach fünfwöchentlichem Klettern schon mehr abgerissen aussah und vor den prüfenden Augen eines königl. preußischen Gensdarmen ohne Zweifel die Frage nach dem Wanderbuch hervorgerufen hätte, aber die äußere Hülle meines Gefährten, die für die Folge Ursache merkwürdiger Ereignisse war, verdient genauere Beschreibung. Er hatte von der ursprünglich aus der Heimath mit geführten Kleidung viel Fetzen an der Jungfrau hängen gelassen und, da „der Rest nicht weiter zu gebrauchen war“, sich kurzer Hand aus dem schweizerischen Zeughaus die Montur eines Tessiner Milizsoldaten erstanden. Sein Kostüm, rothe Juchtenschuhe, weite, blaugrüne Pluderhosen, nur wenig unter das Knie reichend, graue Lodenjuppe, statt des ursprünglichen rothen Besatzes jetzt grün eingefaßt, und ein Kalabreser — verbunden mit seiner sonstigen Ausrüstung — ein faustbreiter Leibgurt, an dem ein seidenes Gletscherseil befestigt war und ein Eispickel — machte an der untersetzten breitschultrigen Gestalt ein Bild, das den alten Terglou selber zum Staunen bringen, einem harmlosen k. k. Polizeioffizianten aber mit der Signatur höchster Staatsgefährlichkeit und Räuberhaftigkeit behaftet erscheinen mußte. So sollte es denn auch später kommen. Einstweilen hatten wir aber gegenseitig nur Freude an unserm Aussehen und nahmen Abschied von den neuen und alten Freunden.

Lengenfeld-Moistrana, im obern Savethal an der Bahn Laibach-Tarvis gelegen, war das nächste Ziel, dem dann am folgenden und nächstfolgenden Tage die Besteigung des Terglou sich anschließen sollte. Freiherr von Czörnig, der genaue Kenner der Julischen Alpen, hatte uns erzählt, daß der Terglou vom Isonzothal noch nicht erstiegen, ein direkter Anstieg aber ihm und verschiedenen Jägern nach Rekognoszirung durch das Fernrohr möglich erschienen sei. Uns reizte der Plan, in umgekehrter Richtung einen Abstieg von der Spitze nach dem Isonzothal zu versuchen, um so mehr, da dies vortrefflich in den Reiseplan paßte, uns der lästigen Rückkehr nach dem Ausgangspunkte überhob und die Gelegenheit bot, gleichzeitig das Isonzothal und den Predilpaß kennen zu lernen. Also Terglou mit Abstieg nach Südwesten war die Losung.

Die Eisenbahn Villach-Tarvis, die uns sonst im Anschluß an die Linie Tarvis-Laibach in kürzester Frist zu unserem ersten Nachtquartier Moistrana, im Norden des Terglou, gebracht hätte, war leider erst im Bau begriffen, so daß der kürzeste Weg zur Erreichung des Savethals über den Krainberg nach Wurzen oder Kronau führte. Wir nahmen einen Wagen bis Riegersdorf und verließen am 24. August Nachmittags das gastliche Villach.

Die Straße führt im Thal der Gail, zugleich Neben- und Parallelfluß der Drau, an der rechten Berglehne hart unter den Ausläufern des Dobratsch aufwärts; sie berührt zuerst das Villacher Warmbad mit einer der Pfäfferser ähnlichen Quelle, die in den Römerzeiten der Villa ad agnos den Namen gab und durch die zweite Benennung „Napoleonsbad" die Zeit vergegenwärtigt, wo selbst dieser entlegene Landstrich als Dép. de la Carinthie dem französischen Kaiserreich angehörte, und geht dann an dem schroffen Felsen der Burgruine Oberfederaun, von dem industriellen Geist der Neuzeit in eine Schrotgießerei umgeschaffen, vorbei auf das rechte Ufer des Flusses hinüber. Gleich beim Verlassen der Stadt trat uns die Mahnung, daß wir das deutsche Volks- und Sprachgebiet verließen, in einem anmuthigen Bilde recht greifbar vor die Augen. Ein Trupp wendischer Mädchen in ihrer buntfarbigen leuchtenden Tracht zog sonntäglich geputzt lachend und plaudernd des Wegs einher. Rund ausgeschnittene niedrige Schuhe, schneeweiße bis über das Knie reichende Strümpfe, ein sehr kurzer rother Rock mit weißer Schürze, ein farbiges Mieder und der bänderreiche Kopfputz bildeten die Einzelheiten eines Kostüms, das den stämmigen jugendlichen Gestalten sehr gut ließ. Ein Theil hatte Schuhe und Strümpfe ausgezogen, um den Staat zu schonen, und stapfte mit blosen Füßen voran. Vergleicht man diese und andere der südslavischen Volkstrachten mit den in den deutschen Alpen beim weiblichen Geschlechte üblichen, die mit geringen Ausnahmen geschmacklos, ja abscheulich und geradezu verunstaltend sind, so erscheint der feine Farbensinn und der angeborne Kunstgeschmack der vielverlästerten Slaven dem Auge wohlthuend genug.

Bei der Abzweigung der italienischen Reichsstraße, die in zwei Linien über den Predil und über Pontafel-Pontebba nach Venetien hinabführt, begann die Fußwanderung. Dort trat an uns gleich eine andere kärnterische Eigenthümlichkeit, aber nicht anziehend wie jene wendischen Mädchen, entgegen. Vor uns keuchte ein Wagen den Berg hinan, dessen Insassen die Pferde mit aller Kraft antrieben, indeß mit heulendem Wehegeschrei ein Trodbel, wie hier die Kretins heißen, ihnen zu folgen versuchte, aber bald zurückbleiben mußte. Der Arme wurde, wie manche seines Gleichen, im Hause zu kleinen Dienstleistungen gehalten, und machte seiner Anhänglichkeit an die Fortfahrenden dadurch Luft, daß er sie gar nicht fortlassen wollte und mit List zu Hause zurückgehalten werden mußte. Nun, wo sie glücklich im Wagen saßen, wollte er nach. In Kärnten, noch mehr in Steyermark, begegnet man häufig Kretinen. Der ungewohnte Anblick einer solch traurigen Rückbildung der menschlichen Natur berührt ungemein peinlich.

Wir vergaßen den armen Trodbel glücklicherweise bald, als sich beim gemächlichen Anstieg auf der guten Landstraße über den Krainberg der Ausblick öffnete und die Stätte des größten Bergsturzes historischer Zeit in den Alpen entfaltete. Am 25. Januar 1348 sah der Prior von Arnoldstein aus den Fenstern seines Gemachs auf die weiß beschneiten Abhänge des gegenüberliegenden Dobratsch, als auf einen plötzlichen Erdstoß der ganze Berg zu wanken und

auseinander zu brechen anfing: eine ungeheuere Masse Schutt und Felsgetrümmer rollte hinab, im Laufe weniger Minuten 10 Dörfer, 7 Weiler, 3 Schlösser verschüttend und das ganze breite Thal der Gail mehr als eine Stunde aufwärts mit seinen Geröllmassen anfüllend. Weit hinauf ward der Fluß zum See aufgestaut, der sich erst verlief, nachdem die Wasser sich ein neues Bett durch die Trümmerwüste gewühlt hatten. Zwei kleine Dörfer, bezeichnend genug „Unter- und Oberschütt" geheißen, haben sich auf der Stätte des Unglücks wieder angesiedelt, die sonst nur kümmerliches Buschwerk trägt. Darüber ragen die rothgelben Böschungen des Dobratsch, dessen beide Kirchen nur wenige Fuß von dem durch den Bergfall erzeugten Abgrunde stehen. Gerne wendet der Blick sich hinab nach der sonnigen Ebene mit den leuchtenden Augen des Wörther und Faaker Sees und dem welligen Bergland im Osten und Norden.

In vielfachen Windungen eines engen aussichtslosen Waldthälchens stiegen wir nun der Wasserscheide zwischen Drau und Save entgegen: dort, wo sich uns der Anblick der gegenüber liegenden Centralgruppe der Julischen Alpen vom Manhart bis zum Terglou mit den nördlich geöffneten Seitenthälern eröffnen mußte, verdüsterte ein plötzlich aufziehendes Nebelwetter den ganzen Gesichtskreis — in einem Augenblick befanden wir uns mitten in Wolken, und dicke Tropfen vereinzelter Regenschauer fielen nieder. Zeitweise verzogen sich, vom Winde gejagt, hier und dort für wenige Minuten die finstern Hüllen, und mitten aus dem Nebel, von den Wolken wie von flatternden Gewändern umzogen, tauchten weißblinkende Schrofen und Zinnen hervor, um im nächsten Augenblicke wieder im Dunkel zu verschwinden. Das mußten die Riesen der Julischen Alpen, unser Reiseziel, sein. In aller Eile jagten wir den steilen Weg hinab, gleichsam unter dem Regen hindurch, umgingen Wurzen und langten auf einem Fußpfade erst über Bergmähder und Wiesen, wiederum im hellsten Sonnenschein, am Bahnhofe in Kronau (slovenisch Krainska Gora) an.

Ein freundlicher Wegaufseher hatte uns diesen kürzeren Pfad geführt und uns obendrein den guten Rath mitgegeben, auf der Eisenbahn doch ja vierter Klasse zu fahren und für das gesparte Geld einen Schoppen mehr zu trinken. Er lachte über seine Schlauheit und wir über seinen nicht befolgten Rath und seine Schätzung unseres äußeren Menschen.

Die Fahrt nach Lengenfeld-Moistrana war ganz prächtig. Die Bahn fuhr so langsam, daß vollständig Zeit und Gelegenheit zur gründlichen Betrachtung der Landschaft verblieb. Ein rüstiger Fußgänger hätte mit der Lokomotive bequem um die Wette laufen können — sie hatte ja auch einstweilen nichts zu versäumen, da Mangels des Anschlusses Tarvis-Villach die Linie Villach-Laibach reine Sackbahn ohne nennenswerthen Verkehr war und für die sie benutzenden slovenischen Bauern der Grundsatz: Zeit ist Geld, noch nicht erfunden war. Ein Zug solcher heimkehrender Wallfahrer stieg mit Kreuz und Fahne und Pastor an der Spitze unterwegs ein, der Herr Pastor behäbig in die zweite Klasse, die Schäflein mit sammt dem „Herrgott" in die vierte. Auf die spöttischen

Bemerkungen einiger Mitreisenden über die umgekehrte Welt, daß der Herr in der vierten und der Diener in der zweiten Klasse führe, sah sich der arme Pastor zum allgemeinen Gelächter veranlaßt, das Kruzifix sammt Träger zu sich in die zweite Klasse zu nehmen.

Die Gegend bot ganz eigenthümliche Kontraste. Die junge grüne Save hatte sich in Wiesen versteckt, ihr Bett an den südlichen Abhängen der Karawanken, deren Spitzen durch Vorberge üppigen reichen Laubwaldes ganz verdeckt waren, in fast gerader Linie gegraben. Gegenüber erheben sich die Ausläufer des Terglou-stocks, ab und zu von Querthälern durchschnitten, welche die Rippen des Gebirges bis zum innersten Rückgrat offen legten. Ungeheure breite Schotterbetten unterbrachen dann die fruchtbare Thalsohle und zwangen die Bahn zu kostspieligen langen Ueberbrückungen. Kein Strauch, kein Pflänzchen hatte Zeit gefunden, sich auf diesen weißen Halden anzusiedeln, die jedes Unwetter wieder überschüttete und neu gestaltete. Sie gaben ein sprechendes Zeugniß von der ausnahmsweisen Verwitterbarkeit und der stetig fortschreitenden Verwitterung dieses Kalkalpenstockes unter den gemeinsamen zerstörenden Einflüssen der Atmosphäre und des Wassers. Stundenweit zogen sich diese Steinwüsteneien hinein bis zum Fuße und den Seiten hoch aufragender Felsengipfel, deren südlichen Absturz der Isonzo bespült.

Am meisten charakteristisch und zugleich am schönsten zeigt sich die Oeffnung des Pischenzathals, im Hintergrunde geschlossen von der dreispitzigen Pyramide des Prisinig, dessen oberstes Horn sich spitz aus zwei gewölbten Felsenschultern hervorhebt. Die kühnen Felsenbauten des Moistroka, des Rogiza und Rasor umrahmen rechts und links ein Bild schauerlicher, aber großartiger Oede und Wildheit. Und wenn man verwundert nach dem Wasser schaut, das solche Veränderungen der Erdoberfläche zu Wege gebracht, dann sucht das Ohr vergeblich das Rauschen und das Auge die rasche Bewegung eines Baches — die Schotterbetten liegen verdörrt im Strahl der Sonne, und das wenige regelmäßig fließende Wasser sickert unsichtbar durchs Gerölle, aber jedes Unwetter erzeugt breite reißende Flüsse, welche von den morschen Bergesflanken Ströme von Steinen herabreißen und vor sich her wälzen.

Im Dunkel erreichten wir die Station Lengenfeld und wanderten nach dem jenseits gelegenen Moistrana.

Nach einigem Herumfragen, dem beiderseitig mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sprache mehr guter Wille als Verständniß entgegen getragen wurde, fanden wir das uns empfohlene Wirthshaus von Schmerz und wurden von Mutter Schmerz und dem lieblichen Töchterlein Gera (slovenisch für Gertrud) empfangen. Aber die Mutter konnte kein Deutsch, und Gera, obwohl früher nach Villach zum Studium der Weltsprache herausgethan, war zu schüchtern und verschämt, um vielen Gebrauch davon zu machen. Die Mutter zeigte die Spuren früherer Schönheit, und Gera war in dem von den Schultern bis zu den Knien reichenden weißen Fürtuch und den langen Zöpfen eine lieblich fremdartige Er-

scheinung. Nur so viel verstanden wir, daß der alte Schmerz — übrigens nicht Familien-, sondern nur Spitzname, der den ersten ganz verdrängt hatte — mit Touristen aus Bad Veldes zum lokalberühmten Peritschnikwasserfall im Uratathal gepilgert, und für uns beim Vorhandensein der zahlreichen Jagdgesellschaft des Herrn G. aus Laibach kein Unterkommen im Hause zu beschaffen sei. Man stellt sich unter solchen Umständen am besten dumm und bleibt bis auf Weiteres. Das thaten wir auch und wurden für diese Verleugnung unseres eigenen Selbst dann auch dadurch belohnt, daß die heimkehrende Jagdgesellschaft in der liebenswürdigsten Weise uns eines ihrer Zimmer ein- oder vielmehr ausräumte, nämlich von den darin untergebrachten Jagd- und Fischereigeräthschaften.

Wir setzten uns nach dem Abendessen in den Hausflur zu den Andern, um wegen eines Führers und des projektirten Abstiegs vom Terglou nach dem Isonzothal Umfrage zu halten. Der matte Schein der Kerze beleuchtete ein hübsches Bild. Neben den beiden Herren G., den Pächtern der ausgedehnten Jagdreviere am Terglonstock, und ihren Begleitern, einem Professor aus Laibach und einem Wunderdoktor, der übrigens mit seinem breiten Gesicht und behäbigen Bäuchlein in nichts das menschengefährliche Handwerk verrieth und uns als solcher erst durch die Erzählung des von ihm angeblich wunderbar geheilten ältern G. bekannt wurde, saßen die beiden angestellten Jäger Urbas und Gregor Rabitsch, dem Aussehen nach wahre Pracht- und Teufelskerle, nicht groß, eher schmal gebaut, aber muskulös und mit den klugen blitzenden Augen und gebräunten Gesichtern verwegen in die Welt hinein schauend, dazu Papa Schmerz und Leute aus dem Dorfe, zwischen denen allen geschäftig, aber lautlos Gera herum hantirte. Der slovenischen Unterhaltung folgte bald Gesang und, merkwürdig genug, nur deutscher Gesang, Kärntner G'sangln, Vierzeilen, den Schnadahüpfl'n ähnlich. Viele der Sänger verstanden kein Deutsch, also nicht den Sinn, wohl aber die Worte, und sangen einzeln und im Chor lustig mit, man kann kaum sagen, verständnißinnig, da sie eben nichts davon verstanden. Diese thatsächliche Anerkennung der höhern musikalischen Begabung der Deutschen soll allgemein sein, ist aber durch den dichterischen Gehalt und die ansprechenden Singweisen der Kärntner Volkslieder (cf. die Sammlung von Pogatschnigg und Hermann, Graz 1869) nur verdient.

Nachdem der erste Sangesdurst gestillt war, konnten wir mit unsern Anfragen kommen. Daß die verschrieene Gefährlichkeit des Terglou eitel Wind sei, wurde allgemein erklärt; die Jäger hatten ihn vielfach erstiegen, und auch der junge G. war schon oben, und zwar, wie er geringschätzig bemerkte, ehe „der Terglou gerichtet", d. h. der Weg hergerichtet und durch Pfähle, Stützen rc. gesichert gewesen. Jetzt sollten um so weniger Schwierigkeiten vorhanden sein, als die vom Wocheiner Terglouverein in Angriff genommene Unterstandshütte am Fuße des kleinen Terglou schon als Nachtquartier zu benutzen und von dort der Gipfel in 1½ Stunden leicht zu erreichen wäre, also lauter gute Nachrichten. Auch der Abstieg zum Isonzo war möglich, zwar nicht direkt von der Spitze,

sondern ihren Fuß links nach Belpole hin umgehend über ein steiles Schneejoch. Die Jäger hatten den Weg nie gemacht, aber sich von der Ausführbarkeit desselben überzeugt. Sie waren überhaupt die besten Kenner des Terglonstockes, auch der noch unerstiegenen Spitzen, wie des Suhi Plas, der hiermit den Liebhabern von Erstlingstouren empfohlen sei; und wir hätten sie gerne als Führer mitgenommen. Das konnte aber Herr G. nicht gestatten, weil er sie zur Jagd und sonst zur Bewachung der Raubschützen nöthig hatte.

Statt ihrer wurde uns ein gewisser Poschgantz empfohlen, als einer, der schon mehrfach mit Touristen den Terglou bestiegen und auch nach den Anweisungen der Jäger den Abstieg nach dem Isonzo finden würde. Die Erscheinung des Empfohlenen, eines Vetters von Rabitsch, sprach wenig zu seinen Gunsten. Er schien der langen ungeschlachten Glieder kaum Herr zu sein, und ein Ausdruck schläfriger Melancholie lagerte auf dem breiten gutmüthigen Gesicht und um den weiten Mund, dem durch das Fehlen der beiden Vorderzähne ein fortwährendes äußerst einfältiges Lächeln aufgezwungen war. Er hatte sich die Zähne ausgeschlagen, um vom Militär frei zu kommen, ein probates Mittel zu der Zeit, als man noch die Patronen mit den Zähnen abbeißen mußte, das aber heut zu Tage bei Dreyse, Werndl und Mauser nicht mehr ziehen würde. Große Neigung für's doppelte Tuch schien die ganze Bevölkerung nicht zu haben, denn beim genauern Zusehen entdeckte man fast an Jedem irgend einen dieser künstlichen Fehler. Der eine Jäger hatte den Zeigefinger der rechten Hand durch eine Verstümmelung krumm und steif und sollte nun natürlich die Flinte nicht mehr losdrücken können, obwol ihn das an der Jagd nicht im Geringsten hinderte. Diese Vorkommnisse mochte man in den Zeiten der langen Dienstpflicht entschuldigen, wo in Oesterreich ein zur Fahne Berufener der Familie, dem Handwerk und der Heimath ganz entfremdet wurde — eine bessere Wehrgesetzgebung hat sie an der Wurzel beseitigt. — So wenig Vertrauen die Persönlichkeit von Poschgantz uns einflößte, was zum Theil auf Rechnung seiner geringen Kenntniß des Deutschen, zum andern aus der Gegenüberstellung mit den Jägerburschen kommen mochte, so sehr hatten wir später Ursache, mit seiner Kenntniß und Findigkeit im Gebirge, auch bei schwierigen Stellen, und seiner Willigkeit unter allen Verhältnissen zufrieden zu sein.

Nach ziemlich langer und vergnügter Sitzung trennten wir uns: die bekannte Neigung der Oesterreicher, ihr Land vor Fremden in jeder Weise unbarmherzig herabzusetzen und mit rein negirendem Pessimismus Männer und Maßregeln und die Zukunft des ganzen Staates zu bestreiten — war uns auch hier wieder aufgestoßen. Dieser Mangel des Staatsbewußtseins, des Gefühls der Verantwortlichkeit und Zusammengehörigkeit des Einzelnen mit dem Gemeinwesen, so sehr er einen schon im Gespräch mit Deutschösterreichern abstößt, war hier vielleicht durch Nationalitätsgegensätze und Feindseligkeiten noch vermehrt.

Ich streckte mich behaglich in dem reinlichen Bette aus — nicht so mein Genosse. Er wollte das Vorhandensein von Exemplaren des pulex alpinus

gewittert haben, verschmähte daher das Bett und entwickelte aus den unergründlichen Tiefen seines Schnerfsacks eine kunstgerechte Hängematte. Sie wurde zwischen zwei Fensterbänken fest angeschraubt und der Plaid darüber gebreitet: dann setzte er sich rittlings darauf und schwang beide Beine und den Oberkörper mit einem Mal hinein. Die Maschen des Netzes schlossen sich, er zog den Plaid zusammen, und eben wollte er mir eine Vorlesung über die Vortrefflichkeit eines solchen Lagers halten, als die Schrauben nachließen und die ganze Maschinerie nebst Inhalt am Boden lag. Ich schälte den wie weiland Mars in den Netzen des Vulkan gefangenen aus dem Flechtwerk heraus, und das Gehänge wurde nun über zwei Stühlen mit den Enden in den Fußboden eingeschraubt. Wieder dasselbe Manöver von oben, und diesmal hielt es: indeß ich aber gänzlich unbehelligt in meinem guten Bette bis zum Morgen schlief, klagte er beim Aufstehen, daß gerade ihn eins der gefürchteten Beißthiere von unten angesprungen haben müsse. Was die Gebirgsluft nicht für Turnfertigkeiten bei solchen Thieren hervorrufen kann!

Die Jagdgesellschaft zog zum Waidwerk hinaus — Papa Schmerz sollte treiben und die Stelle des Hundes versehen, der in den Bergen nicht zu gebrauchen ist; dazu hatte er sich noch mit einem in mehre Theile zerlegten, leicht zu verbergenden Wildschützengewehr bewaffnet und mochte so sich selber mehr Gefahr bereiten, als den Gemsen.

Da zu unserm heutigen Nachtquartier in der Terglouhütte nur ein Marsch von 6—7 Stunden, also die Arbeit eines Nachmittags nöthig war, so konnten wir den Morgen behaglich in der nächsten Umgebung von Moistrana verschlendern. L. entwarf eine Skizze des Dorfes mit dem herrlichen Gebirgshintergrunde, die jetzt in Farbe ausgeführt und mir oft das dem Gedächtniß eingeprägte Bild wieder vor die Augen bringt. Zwei Hauptthäler, die Kerma mit dem Seitenthal der Kotenza und die Urata, ziehen vom Terglou herab und würden sich vereint bei Moistrana zur Save ergießen, wenn nicht ein niedriger Hügel der Kerma diesen Ausweg versperrte und sie zwänge, scharf umzubiegen und als Radovina (deutsch zu Rothweinthal zurecht gemacht) der Save parallel und durch den schmalen Rücken des Repikouz bis zur Einmündung unterhalb Jauerburg etwa 6 Stunden weit ostwärts zu fließen. Diese Umbiegung der Kerma entzieht sich dem Blick, und dem Auge erscheinen beide Thäler als hier zur Save einmündend getrennt durch den vom Terglou über den Zmir zum Czerni Vrh herabziehenden Grat. Den Hintergrund der Urata füllt neben der tiefen Spalte des Lukniapasses die breite Wand des Steiner, der sich vorne die Felsen der Rogiza anreihen. Hinter dem Zmir ragt die Spitze des Terglou scheinbar viel niedriger hervor; links verschließt die Riovina, das Haupt einer ganzen Kette gewaltiger Spitzen, das Kermathal, als deren Wurzelstock der Terglou sich erhebt. Ueber den sanften Formen und milden Farben der waldbewachsenen Vorberge ragen die Genannten als nackte Felsen in die Höhe, die seltsamen rahmfarbigen Wände grell von der Sonne beleuchtet.

Um 1 Uhr verließen wir das freundliche Moistrana; Poschgantz schleppte neben unsern Tornistern noch reichliche Vorräthe, da wir vor Montag Abend nicht wieder in bewohnte Gegenden kommen konnten. In glühender Mittaghitze stiegen wir über den vorhin erwähnten niedrigen Sattel in das Thal der Kerma hinab. Dort, wo sich südlich das Seitenthal der Katenza und gegen Osten parallel der Save das Radovinathal öffnen. Bei all diesen sogenannten Thälern muß übrigens die gewöhnlich untrennbar damit verbundene Idee eines durchfließenden Baches hier ausgeschlossen werden. Alle Requisite eines solchen Baches sind bestens vorhanden, zunächst das tief eingeschnittene, den Entwässerungskanal eines mächtigen Gebirgsstockes bildende Thal, ein stattliches breites Bachbett von Erlengebüsch umwachsen, mit grünen Inseln und Auen inmitten der Kiesbänke; nur die Hauptsache, nämlich das lebendige Wasser, fehlt. Unter dem losen Schotter hört man zuweilen ein Rauschen und Rollen, aber leer und wasserlos ist das sonnengedörrte Bett: in den verworfenen Gangspalten der zerklüfteten Kalkfelsen hat sich das Wasser seine eigenen verborgenen Wege gesucht, rinnt unterirdisch zusammen, um dann, weit von den Ursprüngen entfernt, als mächtiger Bach plötzlich zu Tage zu treten; das ist die Ursache der weit verbreiteten Höhlenbildung, die namentlich in Unterkrain die großartigste Entwickelung (Adelsberger Grotte 2c.) gefunden hat.

Diese Belehrung über den Wassermangel der Julischen Alpen wurde uns erst durch die praktische Erfahrung zu Theil: auf dem Sattel über Moistrana, bei einem stattlichen Bauernhof, war ein laufender Brunnen — wir gingen trotz glühender Hitze daran vorüber, denn das lange Thal lag ja vor uns: dort mußten Quellen genug sein, und zur Noth konnte man aus dem Bach trinken. Aber Thal und Bett erwiesen sich trocken wie die Wüste. Nun setzten wir unsere Hoffnung auf die Hütten der unteren Kerma-Alpe (3 Stunden), jedoch vergeblich, die ziemlich zahlreiche Bevölkerung bezog ihren Wasservorrath aus einigen großen Schneeflecken, die den Sommer über in tiefen Bergschluchten sich halten. Die geringe, durch die Sonne bewirkte Abschmelzung wird in einer hölzernen Rinne sorgfältig gesammelt und in einen großen mit Lehm ausgeschlagenen Tümpel geleitet, der dem Vieh zur Tränke dient. Wir versuchten dort zu trinken, verschmähten aber trotz des Durstes das fade, lauwarme Getränke und fanden erst unter der oberen Kermahütte, über 4 Stunden nach dem Aufbruche von Moistrana, wieder frisches Wasser.

Die untere Kerma ist ein einförmiges Thal — die Sohle wird von Wiesen und eingefriedigten Weiden gebildet, zu beiden Seiten erheben sich gewaltige Berge: der steile Zug der Riovina und der Kamm des Mali Draski Vrh in immer niedrigeren Absätzen, beide eine lange Reihe wilder, unersteiglich aussehender Spitzen bildend, mit vielen trotzigen Kuppen und Gipfeln. Nur eine kurze Strecke hinauf zogen sich spärliche Grasflächen, dann ragten vegetationslos und kahl, weiß, gelb und röthlich gefärbt, die gewaltigen Felsen empor: ich ward an das zur Zugspitze in gleicher Weise ins Kalkgebirge eingeschnittene hintere

Rainthal erinnert. Dort brachten die blauen Gumpen und das Wasser der Partnach wenigstens etwas Leben und Bewegung in die Landschaft, hier aber war alles starre Einsamkeit und wilde Oede. Ein niedriger, vom Terglou südöstlich zum Draski hinziehender Felsriegel schloß anscheinend das Thal: wir sahen nach dem Ersteigen des ersten Absatzes, daß es sich scharf rechts zu den Abstürzen der Riovina umbog. Dort oben im äußersten Winkel lag die zweite Kerma-Alpe, die ärmliche Wohnstatt eines Schafhirten; vor uns aber hören wir das willkommene Rauschen einer Quelle und eilen ihr zu. Ein starker Schwall krystallhellen Wassers trat am Abhange des Berges zu Tage, lief etwa 40 Schritte oberirdisch und versank dann zwischen den Steinen. Dort machten wir nach 5 Stunden die erste Rast. L. war wie ein Wettrenner gelaufen, und ich merkte sehr bald zu meinem Schrecken, daß ich beim Steigen nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte.

Ein unsäglich schmutziger, von Dreck und Rauch fast zum Mohren gefärbter Kerl stellte sich als der Hirte der oberen Hütte auch an der Quelle ein und ward engagirt, uns Holz und Kochgeräthe zur Hütte zu bringen. Er besaß weder Pfanne noch eisernen Topf, aber zwei irdene Hafen, die er zur Hütte schaffen sollte, da drinnen Ofen und sonstiges Kochmaterial seiner Angabe nach fehlte. Dann stiegen wir, ohne die obere Alpe zu berühren, das Joch hinan, über welches der Weg nach Belpole und ins Thal der Wocheiner Save führt: kurz unter demselben wurde wieder eine Quelle angetroffen, wahrscheinlich die nämliche, welche auch tiefer zu Tage tritt, und dort das letzte Mal für mehr als 24 Stunden aus fließendem Wasser getrunken.

Auf der Höhe zeigten verwitternde Stämme von Legföhren, daß auch hier einst Holzwuchs gewesen, während jetzt nur das abgewaschene Gestein zum Himmel starrte; die trocknen Wurzeln dienten uns zum Feuerungsmaterial.

In der Tiefe lag unsern Blicken verborgen die Belpole-Alpe, in früherer Zeit das gewöhnliche Nachtquartier der Terglouhesteiger, berühmt wegen ihres guten und reichlichen Wassers, wir aber wandten uns der rechten Thalwand zu. Jenseits derselben in einer Mulde am Fuße des dreispitzigen Gipfels lag die neue Hütte. Auf dem Abhang zwischen den Steinblöcken häuften sich die Spuren von Blitzschlägen. Große Stücke des eisenschüssigen Kalkes, vom Blitz zu Schlacken zerschmolzen, fanden sich in Menge. Der Terglou ist als Sammelpunkt gewaltiger Gewitter bekannt. Zwischen den Trümmern entdeckten wir das kleine Terglouvergißmeinnicht (Myosotis triglaviensis) mit den niedrigen, kriechenden Stielen und blassen Blümchen.

Bald war auch diese Höhe erreicht, und nach 6stündigem Marsch standen wir für heute am Ziel: ein wenig unterhalb mit dem Rücken an die Felsen gelehnt, lag die kleine mit Brettern gedeckte Steinhütte an einem sehr passend gewählten, geschützten Platze. Das Dach war von den Stürmen schon halb abgedeckt und mußte erst wieder zusammengelegt und mit Steinen beschwert werden; die Thüre schloß nicht ganz und mußte zudem beim Feuern als Rauchfang offen

gelassen werden. Die Fugen des cyklopischen Mauerwerkes waren so gut als möglich mit Moos und Steinchen verpicht; im Hintergrund befand sich eine aus Steinen aufgeführte Pritsche mit Holzbelag, kurzes frisches Heu darüber ausgestreut. Ein Klapptischchen, ein Schränkchen und eine Wandbank, alles ziemlich wackelig, bildeten das Mobiliar des Raumes, in dem wir, augenscheinlich die ersten Besucher, bei gehöriger Stärkung des inneren Menschen, schon recht gut eine Nacht zubringen konnten.

Einstweilen packten wir die mitgenommenen Vorräthe aus der Heimath (L.'s Erbswurst, Fleischextrakt, Wurst und Thee) und die aus Moistrana mitgenommenen Provisionen aus und freuten uns schon auf die Produkte unserer Kochkunst. Ein großes Schneefeld mußte das Wasser liefern. Ohne Feuer und die Hafen des Schaflers war vor der Hand nichts anzufangen, und wir durchstreiften in dessen Erwartung die nächste Umgebung der Hütte.

Die Sonne ging unter und warf ihre letzten Strahlen auf die hochragenden, mit blaßrothem Glanz angehauchten Felshäupter. Gerade vor uns führte eine mächtige Schuttriese zum Terglongrat hinan, der mit prallen Wänden, an denen nur hie und da ein Schneefeld haftete, emporstieg. Die höchste Spitze entzog sich unseren Blicken, aber schon der steile Aufsatz des kleinen Terglon ließ die Bildung derselben errathen. Und daneben, nicht minder trotzig, erhoben sich die wilden Gestalten des Suhi Plas und der Umrandung der Urata und Kotenza, besonders auffallend ein ungefüger thurmartig aufragender Schrofen, durch den ein natürlicher Tunnel führte und den blauen Himmel durchblicken ließ. Das war ein Bild der trostlosesten Oede und Einsamkeit, wie die Wüste kein öderes aufweisen kann. Ringsum alles todter starrer Stein; kein Pflänzchen kann hier ausdauern, und die Thierwelt hat sich zurückgezogen; es fehlen auch die Gletscher des Hochgebirgs und ihr Leben, nur das Leben des Gesteins erhält sich noch, und das ist ein langsames Absterben und Auseinanderfallen, ein stetiger Tod.

Da verkündet der Dampf aus der Hütte, daß der Schafler angekommen und das Feuer angezündet sei. Schleunigst schritten wir dahin zurück und fanden, daß Poschgantz schon die Töpfe mit Schnee gefüllt zum Schmelzen aus Feuer gesetzt hatte. Die mitgebrachte Kerze erzeugte eine brillante Beleuchtung, und behaglich gruppirten wir uns um das wärmende Feuer, harrend der Dinge, die da den Töpfen entsteigen sollten. Der Durst ließ uns nicht erst das völlige Schmelzen des Schnees abwarten, ich schöpfte mit dem Becher aus dem einen, L. aus dem anderen das an der Oberfläche zergangene Wasser, aber mit einem Schrei des Abscheus ließen wir die Becher fallen. Das Wasser meines Topfes hatte einen abscheulichen Geschmack von altgewordenem, ranzigem und brenzlichem Fett, der einen civilisirten Magen bis auf die innerste Falte umwenden mußte. Bei näherer Untersuchung entdeckte man, daß über die ursprüngliche Thonglasur eine feste langjährige Schmalzinkrustation sich gelagert hatte, die wenn auch die Härte des Gesteins, immer noch die Mittheilsamkeit ihres Geschmackes besaß. Nun war noch der andere größte und schönste Topf da: aber der schmeckte we-

möglich noch viel abscheulicher. Von Buchweizenmehl, Heiden genannt, wird in Steyermark und Kärnten eine Art zerkrümelten Pfannkuchens, „Sterz", gebacken, der mit den gehörigen Zuthaten gekocht in der Suppe und allein recht gut schmeckt und in rohem Urzustande gleich der italienischen Polenta die Nahrung des niederen Volkes bildet. Milchgebende Thiere hielt der arme Schafler nicht, und so nährte er sich denn wesentlich von Heidensterz, den er in diesem Topf zu kochen und zu verzehren schon seit langen Jahren pflegte. Dieweil der Hafen aber so eng und hoch war, daß er ihn nicht ausschlecken konnte, so hatte bei der Rarität des Wassers und der nicht bis zur Kerma gedrungenen Kunst des Spülens eine jede Mahlzeit ihren Rest darin abgelagert. Wie die Geologen aus den Niederschlägen der Flußthäler das Alter derselben und der Erde berechnen, so hätte ein Kundiger auch aus den Schichten des Heidensterzes das Alter des Topfes und seines Gebrauches abzählen können. Die beiden Gefäße spotteten jedes Versuches der Reinigung, sie schmeckten andern Morgens, nachdem wir die ganze Nacht Wasser darin hatten aufweichen lassen, noch gerade so wie am Abend vorher, und für unsere Geschmack- und Riechorgane war und blieb alles aus diesen Töpfen ungenießbar. Traurig starrten wir beide in das Grab unserer Hoffnungen und Träume, der Faden der Feldzugserinnerungen, an die Erbswurst-Suppe, die Trösterin so manchen langen Marschtages und nassen Bivouaks, geknüpft, war zerrissen, und tief betrübt frugen wir uns, was nun zu beginnen. Künftigen Besuchern ist daher aufs Dringendste anzurathen, ein eigenes Kochgeschirr mitzubringen, wenn nicht mittlerweile in der Hütte ein solches gestiftet ist.

Der mitgenommene Weinvorrath mußte für den morgigen Tag geschont werden: eine unterwegs genommene Probe machte uns darauf ohnedies nicht lüstern. Nur weißer kroatischer Wein wurde in Moistrana verabreicht: schon frisch aus dem Keller kein Getränke, bei dem man froh werden konnte, vertrug er das Schütteln des Tragens sehr schlecht und wurde erst durch den Mangel jedes anderen trunkesgenießbar.

Glücklicher Weise hatte ich von meinen früheren Touren her noch eine Kaffeemaschine zur Spiritusheizung, aber nur für den Bedarf einer Person eingerichtet, im Ranzen; diese bot denn wenigstens die Möglichkeit, zu genießbarer Flüssigkeit freilich in sehr beschränktem Maße zu gelangen, da wir den mitgenommenen Wein für den morgigen Tag schonen mußten. Der Spiritus war bald zu Ende, wir stellten aber das Blechgefäß seitlings aus Feuer und thauten so den Schnee. Zum Kochen konnten wir das Wasser freilich nicht bringen, aber doch mit reichlicher Beigabe von Thee, der freilich im Topfe ganz geschmort wurde, und Zucker, auch halbwarm, ein menschenwürdiges, uns damals köstlich schmeckendes Getränk erzielen. Die Operation mußte nur sehr oft wiederholt werden, ehe wir alle Drei wieder einigermaßen Grundwasser bekamen, allein schließlich verschwand der Aerger und die schlechte Laune, die dem Schmalztopf und dem Sterztopfe entstiegen waren, vor der unwillkürlichen Komik der Situation, und

wir haben selten so herzlich gelacht. Poschgantz that natürlich mit, und sein Gesicht ward noch dümmer als gewöhnlich, da er von diesen unsern Reden immer nur einen sehr kleinen Theil verstand.

Ganz vergnügt suchte ich dann zu später Stunde die Pritsche auf. Bis zu den Ohren mit Poschgantz eingegraben, verspürten wir durch die Fermentation des frischen kurzen Heus keine Spur von Kälte und verfielen sehr bald einem festen Schlaf. Bei L. kam die Ruhe nicht so rasch. Erst gab er einige Vorstellungen auf der gespannten Hängematte, welche die tolle Laune noch steigerten, indem er bei den Befestigungsversuchen bald die Balken und die ganze lose gefügte Hütte auseinander gerissen hätte; dazwischen entwandt er sich wieder dem Flechtwerk und hockte sich ans Feuer, um Wasser zu schmelzen, mit der Behauptung, der starke Thee lasse ihn nicht schlafen. Endlich fand auch er die lange vergeblich gesuchte gewünschte Ruhe in der Hängematte und widmete sich denn auch dafür dem tönendsten Schlaf mit so viel Hingebung und Erfolg, daß er andern Morgens kaum zu erwecken war.

Halb vier Uhr war ich auf den Beinen, schürte das Feuer und begann wieder Thee in der früheren Weise zu bereiten. Ich war ganz gehörig gestärkt, ehe die beiden andern sich einfanden, um auch ihren Theil zu empfangen.

Der Reihe nach tranken wir aus dem einen Blechtöpfchen ganz brüderlich, der eine dem andern genau auf Mund und Finger passend, daß er nur seinen Theil und nicht mehr bekäme. L. schien aber noch etwas auf dem Herzen zu haben, als wir die harten trocknen Brodrinden kauten. „Ich bin ein Sachse“, sagte er endlich, „und ein echter Sachse muß beim Frühstück titschen“ i. e. eintunken. Die Nationaleigenthümlichkeit mußten wir als berechtigt anerkennen, und so „titschte“ denn auch L. in den gemeinsamen Topf hinein.

Endlich war das Frühstück beendet, und wir konnten aufbrechen.

Der Morgen des 26. August 1872 war wunderschön, klar und wolkenlos. Alle Sachen blieben in der Hütte zurück, wir bewehrten uns nur mit Plaid und Bergstock, soweit die erbärmlichen Gerten aus Moistrana diesen Namen verdienen. Quer durch die Mulde und durch die breite, dem Massiv des Grates vorgelagerte Schuttriese ging in Zickzacklinien ein ganz erkenntlicher Pfad. Er verlor sich, als wir über einen Schneefleck an das harte Gestein kamen und nun einer Felsbank entlang uns rechts der niedrigsten Stelle des Grates nördlich vom kleinen Terglou zuwandten. Durch eine enge Felsenspalte, von den Umwohnern na Terglouske moza — ohne Garantie für die Orthographie — das Thor des Terglou genannt, gelangt man auf den Kamm, der im Bogen von Osten nach Westen ziehend die drei Spitzen, welche dem Berge den Namen geben, trägt. Gerade vor uns steigt der kleine Terglou empor als eine stumpfe, dem Grat aufgesetzte Pyramide, an deren ausspringender Seite wir hinaufklettern mußten. Treppenartig zackte sich die ziemlich breite Kante aus, Stufen und Pflöcke waren eingelassen, und wir hatten ohne viel Mühe bald die Höhe erreicht. Oben zeigte sich der große Terglou, erst wie eine Mauer aufsteigend,

dann in einer scharfen Schneide zur höchsten Spitze sich schwingend, ein unge- heurer Obelisk von 600 Fuß Höhe. Er konnte in der That Schrecken ein- flößen und mußte auf den ersten Anblick unersteiglich scheinen. Nach links und rechts stürzt er in glatten Steilwänden über 1200 Fuß tief ab, links auf ein Schneefeld in der Nähe unsrer Hütte, rechts zum Katenzathal bedeutend tiefer und die Seiten trichterförmig umgebogen auf einen kleinen Hängegletscher, den einzigen seiner Art in den Julischen Alpen. Vielfach wird ihm diese Eigenschaft bestritten, weil eben Niemand die steile Fläche betreten hat und betreten konnte. Wir glaubten aber in den eingewaschenen Furchen deutlich das Eis zu unter- scheiden. Das war sofort klar, daß an den Seitenwänden nicht hinauf zu kommen war; man mußte den Stier bei den Hörnern packen und dem Grat entlang ansteigen. Bei genauerem Zusehen entdeckte man denn auch in der steilen Wand eine rothe Rinne, ein Felskamin, unterschied sogar darin die neuer- dings eingelassenen Stufen, die an den schwierigsten Stellen eine Art Leiter bildeten. Nun mußte man aber zuerst am Fuße des großen Terglou sein, und dazu hatte man vom kleinen abzusteigen und die fabelhafte, viel gefürchtete Schneide zu passiren. Die erwies sich aber als ganz harmlos. Allerdings fielen die Felsen links und rechts glatt und eben ab, und ein Schwindliger würde den Blick in die Tiefe wol nicht ertragen. Solch einer mag dann rücklings (bei dem schneidend scharfen Gestein kein besonderes Vergnügen) oder gar auf allen Vieren hinübergelangt sein. Immer aber bot sie dem Fuß genügende Breite und festen Halt. Wir gingen mit größter Ruhe und Sicherheit hinüber, und wieder einmal machten wir in den Alpen die Erfahrung, daß die Herren Ersteiger und gewisse Führersorten zur Erhöhung der eigenen Heldenthaten die Schwierig- keiten übertreiben. Den Hals bricht keiner gern; wer Herr seiner Glieder und Sinne ist, kann alles vollbringen, was nur je Bergkletterer von Profession gemacht haben, und der Unterschied zeigt sich nur eben darin, daß der eine die Sache in kürzerer Zeit bewältigt, länger aushält und weniger fremde Hülfe beansprucht als der andere.

Nun begann aber eine wirkliche Kletterarbeit den steilen Klotz des Terglou hinan. Poschgantz klomm ohne sich weiter um uns zu kümmern mit nach- lässiger Sicherheit, ein ganz anderer Mensch, wie er im Thal erschienen, auf eigene Faust in den Zacken herum. Als wir ihm später bemerklich machten, daß sein Amt als Führer nicht blos das Zeigen des Wegs, sondern die Be- wachung und Leitung jedes Schritts des ihm anvertrauten Reisenden erheische, meinte er: bei uns sei das ja nicht nöthig gewesen, bei andern würde er's schon thun.

Leicht ging es in den Stufen der Rinne hinan: die Pflöcke erwiesen sich als sehr nützlich, wenn auch nicht nothwendig, da die schartigen Felsen immer Haltpunkte für Hand und Fuß boten. Schlimmer, wenn auch minder anstren- gend, wurde es, als wir aus dem Kamin auf den Grat kamen und nun bald rechts, bald links zur Seite, bald auch über die Schneide weg ansteigen mußten.

Die Steigung war geringer, der Halt und Tritt aber bei den losen Blöcken, die bei jeder Bewegung in die Tiefe befördert wurden und befördern konnten, unsicherer. Endlich erbreitert sich der Grat, wir wandern auf einem breiten leicht gewölbten Dach, mit ungeheuren Steinhaufen bedeckt, und in kurzer Zeit sind wir auf der höchsten Spitze, die eigentlich gar keine solche, sondern nur der höchste Punkt eines Plateaus ist.

An einer Stange, in eine Steinwand gesteckt, machen wir Halt, und Poschgantz erklärt, daß wir auf dem Terglou ständen. Es war 6 Uhr 20 Minuten, und wir hatten $^{5}/_{4}$ Stunde von der Hütte gebraucht.

So leicht und mühelos wird kein Berg von solchem Rang errungen. Seine Lage im südöstlichen Winkel der Alpen als Gipfelpunkt einer großartigen isolirten Gruppe und gen Osten die letzte bedeutende Erhebung bildend läßt ihn das ganze weite Gebiet, welches vom Adamello anfangend über Ortler, Oetzthaler, Stubayer, Zillerthaler und die Tauernkette bis zum Dachstein von der Ringmauer der Centralalpen umschlossen ist, in seiner ganzen Ausdehnung überschauen, und umwendend verfolgt der Blick von der grünen Steyermark an bis zum Etschthal das wogende Gebirge und die langen Linien des formenlosen Tieflandes von der ungarischen und kroatischen Ebene bis zum Spiegel der Adria und den niedrigen Flächen Oberitaliens, soweit eben die Sehkraft des Auges und das Rohr trägt. Also ein Aussichtspunkt so großartig, daß ihm nur die ersten Namen, ein Großglockner und Monterosa an die Seite gestellt werden können. Nichts fehlt in dem wunderbaren Bilde! Die nächste Umgebung zeigt eine grausige Oede sonder Gleichen: an die kahlen kastenförmig aus der Ebene gehobenen Plateaus des Krn und Monte Kanin, gewaltige kompakte Erhebungsmassen, die auf ihrem Scheitel weite wellige, fast ebene Flächen schimmernden Kalkgesteins tragen, nur wenig überhöht von den Spitzen des Ringwalls schließt sich der Haupt- und Längenzug der Julischen Alpen, das steil empor gerichtete nackte Gestein, in den wildesten Formen zerrissen und gespalten, in jeder Falte unermeßliche Geröllfelder, ein wahres Unglücksreservoir auf Jahrhunderte hinaus, ehe der letzte Stein zur Tiefe und zum Meere geführt sein wird. Aber die lachenden Thäler der Save und Savitza, der Gail und Drau, des untern Isonzo durchbrechen diese schauerlichen Wüsten; aus den tiefen Schluchten blicken die leuchtenden Häuser und blinkenden Kirchlein von Flitsch, Lengenfeld und Moistrana, Radmannsdorf, Veldes und der Hauptstadt Laibach empor, und Alles beherrschend, aber nahe genug, um die ganze Kette verfolgen, jeden einzelnen Berg und seine Bildung herausfinden zu können, ragen die stolzen Häupter der Tauern auf im weißen jungfräulichen Firnkleide, in langer Reihe, eine Schlachtordnung eisgepanzerter Riesen. So deutlich erscheinen sie, daß sich die Anstiegslinie, beispielsweiße des Großglockners, der Hochalmspitze, unsere Wege der früheren Wochen, genau verfolgen ließen. Immer wieder haftet an ihnen der Blick, kann das Auge sich nicht satt sehen an den reinen Linien und der vollendeten Schöne der Formen, wie sie niemals der Fels allein,

sondern nur Schnee und Eis schaffen können. Daneben vermögen selbst die Dolomiten, sonst ein Glanzpunkt jeder Aussicht, nur durch die Seltsamkeit und Großartigkeit ihrer Gestaltungen zu reizen, aber nicht zu fesseln.

L. versuchte die hervorragendsten Aussichtspunkte zu skizziren, mußte aber wegen des kühlen Windes, der ihm die Finger erstarrte, bald den Versuch aufgeben. Später erfuhren wir denn auch, daß der unermüdliche Gebirgsmaler Marcus Pernhart, derselbe, welcher das Panorama des Großglockner in Farben ausgeführt, das vom Terglou in Umrißzeichnung skizzirt und herausgegeben habe. Sein Gebrauch auf der Spitze wird für spätere Besucher von großem Werthe sein. Nur um eine Idee von der Aussicht und ihrer Ausdehnung zu geben, will ich die hervorragenden Punkte kurz nennen. Im Süden: Unterkrain, das Bergland von Idria, Schneeberg, der Birnbaumer und der Tarnovaner Wald, das Plateau des Karstes, die Adria von Istrien bis Venedig, die Berge von Görz und Friaul, die oberitalienische Ebene. Im Westen: die Premaggioregruppe und die Cadorischen Alpen, Monte Kanin mit Rombon, Prestelenik und dem Baba, Jalouz und Manhart, dahinter die Dolomiten mit Marmolata, Antelao, Pelmo bis zum langen Zug des Paralba, des schönen Kollinkofels und der Kellerwand. Im Norden: über Moistroka der Prisinig, Dobratsch, Steiner, Rogiza, Suhi Plas und die lange Kette der Karawanken, schließend und gipfelnd mit dem Obir und Stou; über die Thäler der Gail und Drau die Tauern: Rödt- und Dreiherrnspitze, Olperer und Schrammacher in Dux; jenseit des tiefen Pfitscher Jochs und in der Ferne verschwimmend Löffler, Thurnerkomp und Hochfeiler; dann Venediger und Großglockner, dieser als zierliche Schneenadel erscheinend, von der Adlersruhe an bis zum Gipfel; Hochnarr, Ankogl, Hochalmspitze, Hafnereck und der Dachstein. Im Osten: die Fortsetzung der Karawanken und die Steiner Alpen mit Grintouz und Oistriza; darüber das steyerische Hügelland und im Duft sich verlierend die Ebene.

Wir verweilten eine Stunde auf dem Gipfel und stiegen dann zur Hütte zurück. Der Gang auf dem Grat und das Herabklettern in dem Kamin war viel schwieriger und bedenklicher, als der Aufstieg gewesen. Der Fuß ist nicht so sicher, und der Blick in die Tiefe mitunter wirklich beängstigend: namentlich hierfür sollte man bei gewöhnlichen Touristen Seil und zwei Führer mitnehmen, weil ein Fehltritt unvermeidlich den sichern Tod zur Folge hat. Langsamer fast als herauf kamen wir zum Thor des Terglou und konnten von dort unsere Schritte beschleunigen.

Drunten wartete der Schafler seines Lohnes und seiner Töpfe: Beides wurde ihm zu Theil, und unsere Vorwürfe nahm er äußerst gelassen hin, weil er ja doch sein Bestes und Einziges gegeben habe.

Ein kleiner Schluck ward den durstenden Kehlen erlaubt, und vorwärts ging's auf neue Bahnen. Es galt den Uebergang nach dem Isonzothal zu gewinnen; auch Poschgantz war von nun an in ganz unbekannter Gegend. Wir durchschritten die Mulde und wanderten quer über ausgedehnte lose Geröll-

halden immer unter den Abstürzen des Terglou entlang. Tief sank der Fuß ein und beförderte mit jedem Tritt einen Strom des losen Steinzeugs zu Thal. Als ich bei einer scharfen Wendung den Stock fest einsetzte, brach er, und ich fiel mir die Hände blutig — es sollte nicht der letzte Schrund an dem Tage sein.

Poschgantz war mit seiner stereotypen Redensart, die er den Tag über unzählige Mal wiederholt hat: „I wer gen schaugen" auf ein „Köpfel" gestiegen und hatte den richtigen, von den Jägern beschriebenen Weg auskundschaftet.

Einen scharfen Eckpfeiler entsandte der Grat: als er umgangen war, zeigte sich ein großes, wenig steil geneigtes Schneefeld, das in fast ganz nördlicher Richtung unter den Abstürzen des großen Terglou und der östlichen von uns nicht betretenen Spitze aufwärts zog. Aus den Rinnen fingen wir das abschmelzende Wasser auf und dachten nicht, daß es für mehr als 8 Stunden das letzte sein sollte.

Rasch war das Schneefeld erstiegen, und jubelnd sahen wir, daß der Paß nach dem Isonzothal, von uns Terglonjoch, weil direkt unter der Spitze durchführend, getauft, gefunden sei. Vor uns dachte der Schneerücken sich fast eben auf ein Plattenfeld ab, links von kahlen Kalkbergen, rechts von grünen niedrigen Hügeln eingefaßt. In der Mitte ging eine Kluft oder Felsenspalte nieder. Deutlich erkannten wir nordöstlich vor uns die Lücke des Luknjapasses, der viel benutzten Verbindung zwischen der Urata und dem Isonzothal. Die tief eingeschnittenen Thäler der Urata und Sadenza sind durch einen niedrigen Felswall getrennt, auf den der Terglougrat und die Ausläufer des Steiner in steilen Wänden absetzen. Noch rücken die gewaltigen Berge zusammen, und der Felsenwall schwingt sich als eine natürliche Brücke hinüber. Dort war schon der Pfad erkenntlich, auf den wir freilich nicht gelangen konnten: wir mußten in westlicher Richtung das Thal zu gewinnen suchen.

Es war Mittag geworden; nach der tüchtigen Anstrengung des Morgens schmeckte selber der Kroate, und wir meinten um 2 Uhr unten, um 5 Uhr schon in Flitsch zu sein. Noch einmal wurde forschend der Terglou untersucht, ob von dieser Seite ein Anstieg möglich sei: die Felsen waren, trotz der jähen Abstürze, vielfach verwittert, und ein Anstieg wäre vielleicht zu erzwingen, aber der Versuch, von der Spitze zu dem Joch abzusteigen, ohne vorherige genaue Kenntniß des Gesteins, ein frevelhafter Leichtsinn gewesen. Dann ging's hinab über das Schneefeld den Platten zu. Aus der Ferne mochte man sie auch für Schnee halten, so glatt und weißblinkend sahen sie aus. Tiefe Spalten und Rinnen waren eingewaschen, in denen für uns unsichtbar und unerreichbar die Abflüsse der Firnfelder rauschten. Die Spalte, welche sich, wie wir später konstatirten, direkt unter dem Joch bis hinab zum Bette des Sadenzabaches in westnordwestlicher Richtung hinzieht, wurde hier unpassirbar gefunden, weil sie in jähem Fall von den Platten auf ein Geröllfeld abfiel. Poschgantz stieg dann

auch in richtigem Instinkt auf den grünen Hügel an ihrer rechten Seite los, dann denselben herab auf einen zweiten tiefer gelegenen. Ueberall zeigte sich Schafmist, die Thiere hatten ordentlich Pfade eingetreten. Wir mußten also auf dem richtigen Wege sein und dachten über diese Grasberge abwärts zu kommen. Drunten hörte man Wasser rauschen und sah drüben Menschen arbeiten.

Nach einigem Forschen erklärte aber Poschgantz, daß an den vorn in steilen Wänden abbrechenden Hügeln nicht herabzukommen wäre und wir wiederum links uns der Spalte zuwenden müßten, deren Geröllfeld wir vor uns sahen. Wir entdeckten dann auch jenseits desselben an den schurfigen Hängen Spuren eines eingetretenen Pfades und kletterten daher gerades Wegs darauf zu. Das war keine leichte Sache; an schmalen Felsbänken vorbei, dann auf einen tiefern Absatz herabspringend, gelangten wir endlich auf das Geröll. Poschgantz hatte sich dabei so verstiegen, daß er nicht mehr weiter konnte und eine gute Strecke wieder aufwärts klettern mußte, ehe er zu uns gelangte.

Quer durch das Geröllfeld ging's nun auf die linksseitigen Hänge los, wo wir den Weg erkannt hatten. Man sah die Spalte hinauf zu dem früheren Standpunkte auf den Platten am Fuße des Schneefeldes und hinab bis tief ins Thal. Von hier aus hätte sich meiner Meinung nach, die wir später unten bestätigt fanden, wol in der Spalte herabklettern lassen, wir zogen aber natürlich den Weg vor und kamen denn auch auf diese Art über Felswände und Geröll bald mit, bald ohne Weg um viele größere und kleinere Seitenschluchten und Spalten herum auf ein kleines mit Gras und Buschwerk bewachsenes Plateau, das sich, losgelöst von dem hoch darüber aufragenden Rücken des Gebirges, wie eine Landzunge steilrandig an beiden Seiten weit ins Thal hinein streckte. Dort fanden sich die Ueberreste einer Hütte. 3—4 Fuß hohes Mauerwerk, Reste einer hölzernen Bedachung, alles seit lange nicht benutzt, denn üppiges kniehoch wucherndes Unkraut hatte sich im modrigen Boden des Innern angesiedelt. Ein Trog, zum Auffangen des Wassers bestimmt, stand dabei, aber der Zufluß war nicht mehr zu finden und nur ein schlammiger Rest Regenwasser in seiner Tiefe geblieben. Den verschmähten wir in der festen Hoffnung, bald gutes Wasser zu finden, um so mehr, als in unzähliger Menge dichte Büschel einer rothen, von Poschgantz als eßbar bezeichneten Beerenpflanzen auf dem sonnigen Abhange wuchsen. Etwa einen Fuß hoch waren die Stengel, auf deren Spitze in der Mitte fächerförmig ausgebreiteter dunkelgrüner Blätter drei bis vier glänzende Früchte standen, in der Form den Johannisbeeren ähnlich, mit dicken Kernen, dünnem Fleische und säuerlichem Geschmack. Dazu wurde der letzte Rest unseres Weinvorrathes verzehrt, denn nun mußten wir in kurzer Zeit die etwa 1500 Fuß tiefer gelegene Thalsohle erreichen können.

Nur frug es sich, ob links oder rechts, nordwestlich oder nordöstlich abzusteigen war. Dichtes Buschwerk bedeckte die ganzen Landzungen und verhinderte den sicheren Ausblick. Wir stiegen links in der scheinbar kürzesten Linie hinab, geriethen in dichtes Zwergföhrengebüsch und arbeiteten uns mühsam durch das

Gewirr von kriechenden Aesten und Wurzeln hindurch, an allen Ecken zerschunden und zerstochen.

Von drüben ertönten fortwährend Zurufe: „Hü, Hü!“ die, wie wir später bemerkten, uns zur Warnung dienen sollten, ohne daß wir auf sie achteten; in dem verwünschten Latschenlabyrinth gab es überhaupt kein Rückwärts, man mußte sich vorwärts arbeiten, ob einem gleich die krummen Aeste die Rippen einzwängten und die Nadeln durch die Kleider hindurch die Haut zerstachen. Kriechend und springend, an den zähen Zweigen sich wie an Seilen herunterlassend, kamen wir endlich auf eine lichtere Stelle, ein zweites kleineres Plateau. Gerade unter uns, fast mit einem Steinwurf zu erreichen, standen ein halb Dutzend Sennhütten, weideten Heerden mit bimmelnden Schellen, rauschte ein Seitenbach nieder. Mit Flügeln wären wir in wenigen Minuten dort gewesen, wie aber kamen wir mit unseren zwei Beinen hinab? Wieder konnte man rechts oder links von unserem Köpfel, wie Poschgantz es wiederum nannte, hinabklettern. Es lag etwa 400 Fuß unter der verlassenen Hütte, und die ganze Strecke hatten wir uns im Dickicht heruntergearbeitet.

Wahre Tantalusqualen standen wir aus, auf dem ganzen Abhange lag brennend und dörrend die heiße Nachmittagssonne — unser Wein war zu Ende, wir besaßen nur noch ein kleines Fläschchen Schnaps, und der Durst war mittlerweile peinigend geworden, die Kräfte dagegen am Sinken. Ich hatte vorher immer L.'s leichtes Steigen bewundert und beneidet, jetzt aber rächten sich an ihm die beiden Hängemattennächte ohne rechten Schlaf — er legte sich rücklings ins Gras und schlief ein. Poschgantz meinte, links könnten wir nicht hinab; ich ersah den Anfang einer in der Richtung der Hütten niedergehenden Spalte im Gestein und glaubte mit einiger Kletterei dort ins Thal zu kommen. Trotz der Warnungen von Poschgantz ließ ich mich den Abhang hinunter, um mit eigenen Augen Sicherheit zu gewinnen, ein tolles Unternehmen ohne Stock mit dem defekten Schuhwerk. Eben im Begriff, die Spalte am obern Ende zu umgehen, um gegenüber von einem Felskopf den Blick in die Tiefe zu gewinnen, strauchle ich, falle, glücklicherweise auf den Bauch, und gleite nun so liegend auf den glatten Felsen hinunter. Ich besaß das vollste Bewußtsein meiner gefährlichen Lage, daß ich über die Felsen abstürzen würde, wenn ich mich nicht zum Halten brächte. Alles, was ich zu Hause zurückgelassen, zog mit Gedankenschnelle am Auge vorüber, indeß ich im fortwährenden Gleiten mit Händen und Füßen eine Stütze zu gewinnen suchte. Die Finger klammerten sich an jeden Zacken, die Nägel gruben sich in die Grasschöpfe ein, und endlich konnte ich fest fassen: ich hing an den Händen und hatte bald auch für die Füße Tritt gefunden. Langsam klomm ich wieder aufwärts und athmete erst dann frei auf, als ich aus wirklicher Lebensgefahr errettet auf dem Plateau stand. Die Nägel waren abgeschürft, die Hände blutig, und heute noch trage ich die Narben der Risse. Niemand hatte meinen Fall gesehen.

L. schlief oben auf dem Köpfel, und Poschganz war anderwärts gegangen

„schaugen". Wäre ich abgefallen, sie hätten's nicht einmal bemerkt, viel weniger mir helfen können.

Bei L. forderte ich einen Schluck Schnaps: der letzte Tropfen unserer Vorräthe, auf ein Stück schmutzigen Zuckers, den ich in der Tasche entdeckte, geträufelt, gab mir wieder Kraft und Muth zurück. Ich war innerlich beschämt über mein zweckloses Wagniß, das nur durch die von Durst herbeigeführte Verzweiflung und Aufregung erklärlich war.

Nun kam auch Poschgantz mit dem trostlosen Bescheid zurück, daß wir wieder nach der Hütte zurück müßten. Deutlicher ertönten jetzt die Rufe von der gegenüber liegenden Seite: Poschgantz suchte sich mit den Leuten slovenisch verständlich zu machen. In der Entfernung verhallten die Worte, nur eins: prawo, prawo, oft wiederholt, traf unser Ohr, das hieß „rechts", wie man's den polnischen Rekruten oft genug hatte vorschreien hören. Also zur Hütte zurück und rechts den Abstieg versuchen, meinte Poschgantz. Der Gedanke, wieder steigen und noch dazu in den Latschen herauf steigen zu müssen, war zu widerwärtig. Wir machten daher noch einmal den Versuch, grade hinab zu kommen. Immer dringender wurden die Mahnungen von P., zurück zu gehen, man konnte nicht 10 Schritte des Abstiegs übersehen, und widerwillig entschloß auch ich mich zum Rückzug nach der Hütte. Später unten wollte es scheinen, als ob wir von dieser Stelle hätten herunter kommen können; die Latschen zogen sich bis ins Thal, indeß an jener ersten Stelle, wo ich gefallen war, weiter unten die Wände über 1000 Fuß tief senkrecht hinunter stürzten. Ein steiles Felskamin zog sich von unserm Standpunkte in grader Richtung aufwärts, und in ihm klommen wir mühsam zurück, alle Minuten keuchend rastend; dies war eigentlich die schwierigste Leistung des ganzen Tages. Das Kamin ging allmählich in einen steilen Grathang über, auf dessen oberem Ende ich unsern Weg, ehe wir in das Dickicht gekommen waren, zu erkennen glaubte. L. legte sich nieder, indeß P. und ich weiter aufwärts stiegen, um zu sehen wie's weiter ginge. Langsam wie die Schnecken krochen wir einem von unten sichtbaren Einschnitt zu. Das war unser alter Weg, und etwa 30 Schritte weiter lag das kleine Plateau mit der verfallenen Hütte. Nun war wenigstens für heute gewonnen Spiel. Bei mir waren, wie ich meinte, die Kräfte und jedenfalls die Lust zu weitern Versuchen am Ende, und ich hatte mich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, bei der Hütte die Nacht zuzubringen. Holz gab's genug, Eßvorräthe hatten wir im Tornister, und Poschgantz wurde ausgeschickt, in einem leer gemachten Rucksack aus dem hoch oben am Terglou gelegenen Schneefeld eine tüchtige Portion Schnee zum Kochen zu holen. Der kleine Wassertümpel im Trog, den wir früher verschmäht hatten, weil er eben so viel Schlamm als Flüssigkeit enthielt, ward jetzt als köstlichste Labe geschlürft — ich hätte ihn bis auf den letzten Tropfen geleert, wenn ich nicht auch des unten gelagerten Genossen gedacht und ihm brüderlich sein Theil drin gelassen hätte. Dann aber warf ich mich ins Gras zu den Beeren, von denen ich nach Herzenslust schmausen konnte, da

die Masse so groß war, daß wir uns einige Tage davon hätten nähren können. Leider ist es mir noch nicht gelungen, den botanischen Namen dieser Pflanze, unsrer Lebensretterin, in Erfahrung zu bringen.

Rascher als ich gedacht, erschien Poschgantz wieder, er hatte statt Schnee zu holen von Neuem in den Bergen herum spekulirt und auf die Zurufe der Leute von der andern Seite nalewò naprawo links! rechts! endlich den richtigen Weg gefunden. Er führte von der Hütte scharf rechts auf die Spalte los, welche wir vom Terglonpaß abwärts verfolgt hatten. Nun ging Poschgantz den Freund zu benachrichtigen, den die gute Nachricht ebenfalls rasch auf die Beine brachte. Bis auf den letzten Tropfen wurde der Trog ausgesogen, dann stärkte er sich an den Beeren, und nun ging's lustig abwärts mit neuen Kräften. Es war ein Pfad, aber was für einer! Erst führte er zu der Spalte, die wir von dort bis zum Geröllfeld aufwärts anscheinend passirbar ziehen sahen, dann in derselben abwärts, und schließlich, dort wo die Abhänge sanfter wurden, wieder links über Schutthalden und durch Laubwald um die Ausläufer der Landzunge herum, in denen wir so vergeblich herum geklettert waren. Wir liefen ordentlich, als ob wir am frühen Morgen zum ersten Marsch, geruht und gerastet, auszögen. Endlich ward's lichter, gerade vor uns sahen wir die wohlbekannten Hütten, ein großes Schneefeld an den Berg gelagert, rechts in der Tiefe polterte ein ungestümer Bach über Felsblöcke tosend und schäumend herab. Ich glaubte den Bach, L. die Hütte eher zu erreichen, und ohne ein Wort zu wechseln, sprang ich den Wald hinab in großen Absätzen zum Bach, er mit Poschgantz auf die Hütten los. Ohne Gefäß zum Schöpfen trank ich in der primitivsten Weise am Ufer liegend in langen, langen Zügen die klare Fluth. Das war eine Labung nach dem 8stündigen Klettern in glühender Hitze! Drüben kam der Weg vom Lukniapaß herunter, der führte ja direkt nach Sotscha hinab, und ihn mußten ja auch Poschgantz und L. schließlich treffen. Vergeblich war mein Rufen nach ihnen — wie ich später erfuhr, hatten sie in den Hütten, freilich umsonst, nach Milch gefragt und sich dadurch länger verhalten. In diesem wunderbaren Thal hält man Schafe als die einzigen milchgebenden Thiere, und trotz der durch das Melken auffallend stark entwickelten Euter ist natürlich das Erträgniß ein sehr geringes.

Ich wanderte daher unverdrossen durch Wald und Wiesen weiter den Weg entlang in der Absicht, im nächsten Wirthshaus ihrer zu warten. Noch einen letzten Blick sandte ich dem Terglon zu. Ueber die Felswände, die sich blaßgelb, glatt und steil wie riesige Mauern erhoben und allerdings jedes Niedersteigen unmöglich gemacht hätten, reckte sich, durch einen schmalen Saum dunklen Waldes getrennt, das gewaltige Haupt der Julischen Alpen heraus.

Drunten im Thal lagen schon die langen Schatten des Abends, und in unheimlicher Beleuchtung drohten die starren Felsen dem glücklich ihrem Bann Entronnenen, aber rother Schimmer umsäumte, wie eine Strahlenkrone, die Spitze. Ein letztes Lebewohl, und hinter einem Hügel verschwanden die stolzen

Berge. An Gehöften eilte ich vorbei ohne den geringsten Aufenthalt, übersetzte den Isonzo, der aus der hintern Trenta mit blauen Fluthen gewaltig hervorbricht, und gönnte mir keine andere Ruhe, als die oft wiederholte des Trinkens aus dem Fluß. Auf meine Frage nach dem Wirthshaus in Sotscha gab es oft ein Schütteln des Kopfes oder ein „Nix Deutsch"; endlich fand ich einen Deutschredenden, der mich zum letzten Bauernhause, zur Frau „Burmester", i. e. Bürgermeister, wies und — gefällig genug — begleitete.

In vollständiger Dunkelheit erreichte ich das unscheinbare Bauernhaus, das meine Idee von der Frau Bürgermeisterin sofort bedeutend herabstimmte.

Ein Gensdarm in der kleidsamen Tracht trat mir entgegen, und auf meinen Ausruf: „Gott sei Dank, Einer der wieder Deutsch versteht", fragte er nach der Legitimation, eine Frage, die man bei dem in Nacht und Nebel einherstürmenden plötzlichen Besucher in höchst defektem und unvollständigem Kostüm — meinen Rock nebst dem Tornister führte der zurückgebliebene Poschgantz, und der verbleibende Rest der Bekleidung war in den Latschen und bei dem Sturz arg mitgenommen worden — ganz natürlich finden mußte. Ich beruhigte den Wächter der öffentlichen Sicherheit, daß ich weder ein Spitzbube, noch ein Vagabund, sondern ein von Führer und Genossen getrennter Vergnügungsreisender sei und die Legitimation sammt Rock *c. sich in dem von Poschgantz getragenen Tornister befinde. Ihm mochte diese Art von Vergnügen wol etwas zweifelhaft erscheinen, und schlau fragte er: „Also Ihr Vieh haben Sie droben gelassen?" Das war eine naive Art von Suggestivfrage, wie sie den Inquirenten der alten Zeit den armen Delinquenten gegenüber als die höchste Kunst erschienen. Mein herzliches Lachen und die Versicherung, daß ich bis heran weder jemals Vieh getrieben habe, noch in der nächsten Zeit zu thun gedenke, beruhigte den Mann vollends, und er nahm sich meiner aufs Beste an. Er belehrte mich, daß ich nicht schon in Sotscha, sondern erst in dem zwei Stunden höher gelegenen Trenta sei. Ein Bett war bei Frau „Burmester" nicht zu bekommen, ich hätte mit ihm und seinem Kameraden auf dem Heu schlafen müssen, dagegen würde ich in Sotscha bei dem Gemeindeschreiber Fleiß, der auch deutsch spreche, wol ein Bett finden. Nach einem Bett hatte ich nun eine unüberwindliche Sehnsucht, und trotz der vorgerückten Stunde — 9 Uhr — entschloß ich mich, bis Sotscha weiter zu gehen, das ich in scharfem Trab in einer Stunde zu erreichen hoffte. Ich bat den Gensdarmen, die nachkommenden Gefährten aufzusuchen und ihnen zu sagen, daß ich nach Sotscha voraus gegangen sei, um Quartier zu machen und Essen zu bestellen.

Er führte mich noch eine Strecke auf den richtigen Weg. Kurz vor Trenta, wie diese an der Umbiegung des Isonzo gegen Osten gelegene Häusergruppe gleich dem Thale heißt, war nämlich der Weg auf das linke Ufer übergegangen, und ich mußte bei der zweitfolgenden Brücke wieder auf das rechte hinüber. Darauf sollte ich bleiben und konnte auf dem breiten Wege nicht fehl gehen.

Ein kurzes „Pfüt Ihne Gott“ des freundlichen Gensdarmen, der aus der Steyermark hierher verschlagen war, und fort wanderte ich in die einsame dunkle Nacht. Am nächsten Bauernhaus fand ich noch Licht; bei meinem Pochen kreischten und stoben die Weiber und Kinder aus einander, aber ich konnte mich doch mit meinem Wunsche nach Wasser und um den richtigen Weg nach Sotscha verständigen. Sie schöpften mir aus dem Isonzo und wiesen mir die Straße. Von da ab kein Licht, kein Mensch, kein Laut mehr als das unheimliche Rollen des Flusses. Wie eine weiße Linie zeichnete sich der Weg auf kurze Strecken in der sternlosen Nacht ab. Immer weiter lief ich an Bauernhäusern, Ställen und Gehöften vorbei.

An der Kirche, neben einer großen Linde, sollte das Haus von Fleiß liegen. Aber immer war noch keine Kirche zu sehen. Nun rückten die Berge näher zusammen, der Weg trat in eine Felsenenge, in welcher der Isonzo in Wasserstürzen hinab toste. Im Thalkessel drunten mußte Sotscha liegen.

Es tauchen immer mehr Häuser auf, aber keine menschliche Seele rührt sich — ein Christusbild wird sichtbar am Wege, aber immer keine Kirche.

Endlich 3 bis 4 Häuser hart an der Straße, eins ein gewöhnliches Holzhaus mit einem Thürmchen und darauf ein Kreuz, das muß die Kirche sein, der mächtige Baum ist das Zeichen, dort der Pfarrhof und hier das kleine Häuschen, die Wohnung des Gemeindevorstehers. An einem kleinen Seitenfensterchen ist noch Licht — ich rufe, aber keine Antwort erfolgt; die Insassin des Zimmers ruft alle Heiligen an und verbirgt sich unter der Decke. Ich gehe die Vortreppe hinauf und hämmere mit wuchtigen Schlägen auf die Bohlen los, immer „Herr Fleiß! Herr Fleiß!“ rufend. Endlich fragt eine zaghafte Stimme nach meinem Begehr. Ich sei ein Reisender, bringe (Gott verzeih' mir die Lüge!) einen Gruß von Freiherrn von Czörnig, der, wie ich wußte, vor einigen Wochen in amtlichen Geschäften hier gewesen — und wünsche ein Nachtquartier. Darauf wird mir geöffnet, und ich bin endlich unter Dach und Fach, freundlich und liebenswürdig empfangen, trotzdem ich die ganze Familie aus dem Bette getrommelt hatte. Hunger verspürte ich nicht, die Ermüdung war dafür zu groß, nur unsäglichen Durst.

Fleiß hatte glücklicher Weise Wein, weißen Wixbacher, küstenländisches Gewächs, der jedenfalls besser mundete, als der Kroate.

Meine äußere Erscheinung forderte einige Erklärung, woher und wie ich in diesen Zustand gekommen; dann aber ward mir ein Bett zurecht gemacht — wie es sich später zeigte, das von Frau Fleiß in aller Eile geräumte und frisch bezogene.

Ich warf mich auf den raschelnden, mit sogen. Türkenfedern, den trockenen Kolbenhülsen des Mais, gefüllten Strohsack und dachte einen langen und guten Schlaf zu thun. Und doch konnte ich's nur zu einem wirren Halbschlaf voller Träume und Beklemmungen, zu einer Betäubung der immer noch aufgeregten und empörten Sinne bringen. Immer traten die Ereignisse des langen Tages

in schauerlicher Verzerrung mir wieder vor die Gedanken. Die langdauernde Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte hatte eine Ueberreizung der Nerven zur Folge gehabt, wie ich sie nur ein Mal und zwar trotz des Lagers im schönsten Himmelbett eines braven französischen Curé in der Nacht zwischen zwei blutigen Treffen empfunden hatte. Was half in solchem Zustande langes Verweilen im Bett! Um 7 Uhr war ich schon auf, trotzdem ich eigentlich liegen bleiben wollte, bis Poschgantz mit meinen Kleidern käme.

Bald erwachte wenigstens wieder der Hunger, und nach einem ordentlichen Frühstück — freilich nur Kaffee mit Schafmilch und Rühreier in Oel — setzte ich mich in aller Gemüthsruhe nieder, um einen Brief zu schreiben und mit Fleiß über Land und Leute bis zur Ankunft der Gefährten zu plaudern. Fleiß war ganz unterrichtet, ein Tischler aus Tolmein, der durch seine Frau in das ärmliche elende Thal und dort als Schreib- und Sprachkundiger zur Würde des Gemeindevorstehers gekommen war. Jedes Jahr verringerte sich durch die Abstürze der brüchigen Hänge das kultivirbare Land und die Nahrungsquellen der Bewohner. Die österreichische Regierung hatte daran gedacht, die ganze Gemeinde in eine andere Gegend zu verpflanzen, dem jedoch der Heimathssinn der Bewohner widersprochen. Auch die größte Merkwürdigkeit von Sotscha, durch die es vor einiger Zeit viel von sich reden gemacht, wurde mir erzählt; ein von Kroatien herüberstreifender Bär, deren sich mitunter zeigen, hatte einem Trentaner durch einen Schlag mit der Tatze die ganze untere Kinnlade weggerissen. Durch eine wahre Wunderkur in Wien war der Mann genesen, konnte aber Speisen nur mit einem in den Schlund gesteckten Röhrchen zu sich nehmen. Trotz der Armuth des Thales, trotz der erbärmlichen Nahrung von Schafmilch und Polenta waren die Bewohner wahre Prachtgestalten mit Gesichtern wie von Milch und Blut. Mich hatte die Frau, welche ich gestern um den Weg gefragt, für einen Räuber gehalten und war am Morgen gekommen, sich nach mir zu erkundigen, wie Fleiß lachend erzählte. Als ob ein Räuber den armen Teufeln etwas abnehmen könnte, wo nicht einmal der Steuerexekutor etwas findet.

So plauderten wir, bis Fleiß sich entfernte, um auf der Alpe nach seinen Schafen zu sehen — ich schreibe ruhig an meinem Briefe weiter, und nach einer Weile zum Fenster hinaus blickend, sehe ich zuerst Fleiß, äußerst ernst dareinschauend, dann L., rechts und links von einem Gensdarm in voller Waffenrüstung, einer davon der Steyermärker, eskortirt heran kommen. Hinter ihnen trollt Poschgantz einher mit dem dümmsten Gesicht von der Welt.

Nicht wissend, was dieser Aufzug bedeuten soll, laufe ich, ungeachtet meines defekten Kostüms, auf die Straße und rufe L. an: „Nun wie gehts, wie kommen Sie daher?"

Erst jetzt bemerkte ich die Wuth auf seinem sonst so vergnügten Gesicht. „Fragen Sie die Männer — die haben mich als einen Räuber arretirt und wollen mich als Gefangenen nach Flitsch führen", war die Antwort.

Das war doch zu toll, um ernst zu bleiben!

Mitten in den Auseinandersetzungen fühlte ich mich auf die Schulter geschlagen, und vor mir steht wie ein deus ex machina ein guter Freund und früherer Reisegenosse, Assessor B. aus Koblenz. Er hatte in Villach unsern Spuren nachgeforscht, war in der Hoffnung, uns zu treffen, nach Flitsch und von da nach Sotscha gegangen. Im Pfarrhause hatte er ein Nachtquartier gefunden und nicht geahnt, daß im Nachbarhause der gesuchte Freund, der freilich aus besonderen Rücksichten sein Lokal nicht verlassen konnte, kampire. Jetzt wollte B., an dem Zusammentreffen verzweifelnd, über den Vorsetzsattel nach Wurzen gehen und stieß gestiefelt und gespornt, den Tornister auf dem Rücken, grade im kritischsten Moment mit uns zusammen, wo wir seiner am meisten bedurften.

Die Gensdarmen machten bei der kordialen Begrüßung durch einen Herrn, der jedenfalls nicht wie ein Räuber und Vagabund aussah, äußerst bestürzte Gesichter, sie fanden darin und in unserm ganzen Benehmen eine bessere Legitimation als in den von L. umsonst verlangten Papieren. Am liebsten hätten sie sich still gedrückt, sie kamen aber doch so leichten Kaufes nicht davon und sollten ihren Irrthum bis zum Grunde auskosten.

Wir traten sämmtlich bei Fleiß ein, um dies wunderbare Zusammentreffen und die Rettung aus der Noth mit einem Trunk zu feiern. Fleiß brachte den bis dahin geheim gehaltenen Schatz seiner Speisekammer, geselchte Forellen und seinen Wein, wir unsere Vorräthe herbei, und B. unterrichtete Frau Fleiß in der kunstgerechten Bereitung von Rühreiern.

Ich konnte meine Toilette adjustiren, und derweil erzählte L. seine Abenteuer. In den Hütten und auf dem Wege hatte er vergeblich nach Milch gefragt, endlich auch einen langen Lümmel in weißen Kniestrümpfen. Der sei statt der Antwort vorausgelaufen, er, L., in der Meinung, daß er ihn führen wolle, wo Milch zu bekommen, natürlich nach, und Poschgantz hinterdrein. Der Wettlauf habe am Hause der Frau „Burmester“ sein Ende erreicht; mit dem lauten Ruf: „Da sind die Räuber“ sei der Kerl herein und, wie auf ihn wartend, das Gensdarmenpaar herausgestürzt. Legitimation habe er natürlich keine gehabt, also auch keine vorweisen können, sich übrigens darauf berufen, daß nach einer Ministerialverfügung von Wien eine solche unnöthig und er Mitglied des Alpenvereins sei. Auf die barschen Fragen seien natürlich seine Antworten ebenso gefallen und die Folge gewesen, daß die Gensdarmen ihn als Arrestanten behandelt und nach Flitsch auf das Amt hätten führen wollen. Der Steyermärker sei von dem andern Gensdarmen, dem Postenführer, noch gehörig herunter geputzt worden, daß er den einen Räuber, nämlich mich, habe entwischen lassen. Erst wollten sie sofort nach Sotscha aufbrechen, um mich aus dem Nest zu heben, dann änderte der Führer auf die Versicherung, ich sei so todtmüde und abgehetzt gewesen, daß ich gewiß nicht weiter als Sotscha gekommen, seinen Plan und befahl, um 5 Uhr andern Morgens aufzubrechen, um mich noch sicher im Bett zu überraschen. Dagegen aber protestirte L. mit der Erklärung, daß er so

lange schlafen würde, als es ihm gefiel, und erst gehen würde, wenn es ihm beliebte. So endete denn am Abend die Unterredung, und grollend in zwei feindliche Gruppen getheilt, kampirten hier Gensdarmen, da L. und Poschgantz bei der Frau „Burmester".

Die armen Gensdarmen wurden übrigens hart genug bestraft. L. fing an zu kochen, und zwar die für den Terglou bestimmte Erbswurst. Lieblich strömte der Duft durch das Zimmer, und während L. mit Poschgantz wacker suppte, erzählte er ihm von dieser Kraftnahrung der deutschen Soldaten, daß den hungernden Beamten das Wasser im Munde zusammenlief. Sie waren schon zu neun Zehntel überzeugt, daß ein Mann, der solche Nahrung bei sich führte, kein Räuber sein könnte, und würden ihn sehr gerne als Baron anerkannt haben, wenn er sie hätte kosten lassen wollen. Das geschah aber nicht, und ganz verstohlen probirten sie hinterher bei Poschgantz den in der Schüssel verbliebenen Rest, bestätigend, daß das „wol schon fein" sei. Mehr noch wurden sie des andern Tages ihres Irrthums inne, aber nun bestand L. darauf, sich als ihren Arrestanten zu betrachten und nach Flitsch aufs Postenkommando geführt zu werden.

In dieser Stimmung traf die Gesellschaft in Sotscha ein. Die angeborne Gutmüthigkeit triumphirte bald bei L. über den Groll; nachdem er die Gensdarmen noch gehörig durch Drohung mit Beschwerden geängstigt hatte, entließ er sich endlich auf unser Bitten ihrer Haft und willigte ein, sich nicht ferner mehr als Arrestanten zu betrachten. Die Gensdarmen bestritten nämlich durchaus eine förmliche Arretirung und wollten ihn nur bis zur Feststellung seiner Persönlichkeit überwacht haben, was am Ende auf das nämliche hinaus lief. Sie hätten auf höhern Befehl die Grenze des Küstenlandes gegen Krain abgestreift, um auf Landstreicher zu fahnden, dabei drei Tage bei schlechter Nahrung im Heu kampirt und wollten nun unverrichteter Sache auf ihren Posten nach Flitsch zurückkehren, als wir ihnen von den Bauern als Räuber signalisirt wurden. Die Leute hatten von dem Zweck der Gensdarmenpatrouille keine Kenntniß, Touristen, zudem in solchem Kostüm, wie das unsrige, namentlich das von L., war und erst recht jetzt nach der Kletterei geworden war, hatten sie nie zu Gesichte bekommen, und so kombinirten sie denn, daß wir die von den Gensdarmen gesuchten Persönlichkeiten und zum wenigsten Räuber sein müßten. So löste sich die ganze Verwicklung, namentlich durch B.'s Dazwischentreten, in große Heiterkeit auf. Das Zusammensein war leider von keiner langen Dauer, da unsre Wege direkt auseinander liefen. Wir wollten nach Flitsch und Villach, B. war auf dem Wege nach Ungarn, also eine rasche und gänzliche Trennung nach dem unerwarteten Wiedersehen.

Unsere Wanderung durch das Thal des Isonzo führte über eine fortlaufende Reihe von Bergstürzen, solchen, die es waren, und anderen, die es eben werden wollten. Steile Berge erhoben sich von beiden Seiten bis hoch hinauf, aus losem Geröll bestehend, grau und kahl, die Abhänge in geraden Linien wie von Menschenhand abgeschrägt. Niedriges Kastaniengebüsch hatte sich auf

dem ärmlichen Boden angesiedelt, sonst nirgends ein Zeichen von Kultur und menschlicher Arbeit, die auch auf diesen leicht beweglichen Massen so vergeblich wie auf Triebsand gewesen wäre. Erst kurz vor Flitsch, wo der Isonzo die vom Manhart und Predil herabkommende Koritenza aufnimmt und dann in weitem Bogen aus der bisherigen westlichen in eine südliche Richtung übergeht, ändert sich die Szenerie. Die Berge rücken auseinander, statt der glatten grauen brüchigen Hänge werden andere Formen sichtbar, der schlanke Swinjak oder Schweinsrüssel und im Hintergrund die gewaltige festungsartige Masse des Kanin mit dem vorgeschobenen grünen Rombon.

Aber wo sonst eine Thalebene sich ausbreiten würde, hat ein Schutthügel bis zu einer Höhe von 100—200 Fuß die ganze Niederung in der Form eines Dreiecks ausgefüllt, dessen Grundfläche der Kanin, dessen beide Seiten Isonzo und Koritenza bilden. Beide Gewässer haben ihr Bett tief in den Schutt eingenagt. Beim Einfluß der Koritenza zeigt sich an einer langen steilen Böschung, die aussieht, wie ein frisch aufgeschütteter Eisenbahndamm, das ganze Gefüge des Schutthügels, der seinen Ursprung den Abfällen des Kanin verdankt, bis auf den Grund, und täglich schreiten die Abrutschungen weiter fort. Alles wälzt der hurtige Isonzo voran, um es draußen in der italienischen Ebene in unermeßlichen Kiesbetten abzulagern. Auf diesem Schutthügel, an den vorspringenden Rombon gelehnt, liegt Flitsch, wo wir die Ankunft der zwischen Görz und Villach verkehrenden Post zur Fahrt über den Predil abwarten wollten. Erst mußte man tief in die Schlucht der Koritenza absteigen, um auf der andern Seite ebenso hoch wieder den Schutthügel hinaufzusteigen, dann aber befand man sich inmitten üppiger Maisfelder, in einer schon an Italien erinnernden Vegetation, nach der Oede von Sotscha ein doppelt wohlthuender Anblick. Bisher hatten die Gensdarmen uns begleitet: sie wiesen uns noch zum Wirthshaus und verabschiedeten sich dann mit freundlichem Händedruck und der Bitte: „Nichts für ungut!“

Die Bauart der Häuser, die dicht mit Läden verstellten Fenster, die dunklen schwarzäugigen Gesichter gemahnten schon an Welschland, an Welschland leider auch die Küche. Trotz energischer Bestellungen senza ajo bekamen wir durch ein Mißverständniß der Köchin, die uns für besondere Freunde der kroatischen Vanille halten mochte, die Beefsteaks con moltissimo ajo so, daß wir sie ungegessen an Poschgantz und den Kondukteur abtraten. Ein eigenthümliches Sprachgemenge herrschte überall: die deutsche, slovenische und italienische Zunge stoßen hier zusammen, wie schon der dreifache Name des Städtchens, Flitsch bei den Deutschen, Bauc bei den Slovenen und Pleß bei den Italienern, beweist, die meisten Einwohner sind denn auch der drei Sprachen mächtig.

Poschgantz hatte sich schon darauf gerüstet, den Nachmittag nach Sotscha und andern Morgens über den Lukniapaß nach Moistrana zurückzugehen, und ward höchlichst erfreut, als wir für ihn einen Platz nach Tarvis mitbelegten, von wo er mit der Eisenbahn seine Heimath erreichen konnte. Im Eilwagen war er nie

gefahren und kam sich äußerst groß und wichtig vor, als er auf dem Polstersitz Platz nahm, indeß wir uns auf der Decke des Wagens zwischen den Koffern mit unsern Tornistern ein Lager zubereitet hatten, das uns die Bequemlichkeit bot, liegend und sitzend nach allen Seiten hin die Gegend zu überschauen.

Unter dem Halloh der Straßenjugend verließen wir Flitsch, und mancher Laden öffnete sich halb, um den seltsamen Aufzug zu betrachten. Poschgantz aber lehnte mit der Ruhe eines Strikers und dem ganzen Stolz eines Eilwagenreisenden zum Fenster hinaus und puffte ihnen den abscheulichsten Kneller ins Gesicht. Die Straße ging über den Schutthügel hinab ins Thal der Koritenza und deren Ufer entlang. Ein Blick noch auf das Thal des Isonzo und das kahle karstähnliche Plateau des Krn im Süden von Sotscha — und verschwunden war der Schauplatz unserer gestrigen Irrfahrt und Abenteuer. Wieder waren wir in enger Schlucht: tief unter uns in schmalem Felsenbett brauste die Koritenza, und an der engsten Stelle, wo beiderseits die Felsen ganz nahe zusammenrückten und Spuren verfallener Festungstrümmer, der Flitscher Klause, trugen, schwingt sich einbogig eine Brücke über das in einer Tiefe von 138 Fuß in enger Schlucht kaum sichtbar fließende Wasser. Dann folgt ein langer, düsterer Engpaß, zu dessen Seiten gewaltige Felsberge 3—4000 Fuß hoch emporstarren. Weite Karrenfelder ziehen sich zu ausgedehnten Schneestreifen hinan, kümmerliches Gebüsch haftet auf den Felsbänken und hie und da ihnen entlang die Spuren eines schwindligen Steges — eine Landschaft voll des finstersten Ernstes und doch großartig, namentlich durch den äußerst imponirenden am Thalschluß über niedrige Vorberge aufsteigenden Manhart oder Mangart (die Slovenen sprechen beim Deutschen jedes „h" als ein „k" aus, also „kaben" statt „haben"), den zweitberühmten der Julischen Berge. Gerade vor, aber mehr als 1000 Fuß über uns auf dem Mittelgebirge zu Füßen des Manhart zieht eine zweite Chaussee entlang, und während wir über deren Richtung streiten, macht unsere Straße eine scharfe Biegung rechts in ein Thal, um in einer großen Kurve eben jene vorhin sichtbare Stelle senkrecht über uns zu erreichen. Vom Dörfchen Oberpreth an folgt der eigentliche Paßweg einem aussichtslosen engen Hochthälchen, zwischen den nackten Wänden des Sebnik und des Seekopfes. Niedrige Festungsmauern sperren den Weg — Schildwachen verkünden das Fort Predil. Ein Denkmal, dem bekannten Luzerner Löwen nachgebildet und vom jüngstverstorbenen Kaiser Ferdinand errichtet, erinnert an die Heldenthat des Hauptmanns Hermann, der im Mai 1809 mit 300 Mann in einem in der Eile errichteten Blockhaus das Defilé der Koritenza drei Tage einem französischen Armeekorps versperrte und dem geschlagenen österreichischen Heere die Rückzugsstraße deckte. Als die Franzosen, von einem Verräther geführt, die Höhe oberhalb des Blockhauses erstiegen und dasselbe in Brand schossen, machte er einen letzten verzweifelten Ausfall und fiel im erbittertsten Handgemenge mit seinen sämmtlichen Soldaten bis auf fünf Mann, die lebend in die Gewalt der Franzosen geriethen. Eine Heldenthat, dem Thermopylenkampf des Leonidas in den äußeren Zügen vergleichbar!

Gelangweilt schauten die Soldaten dem vorüber rollenden Postwagen zu, noch eine kurze Strecke ebener Fläche — und wir standen am Absturz des Raibler-thales, inmitten einer gewaltigen Landschaft. Zu Füßen, zwischen Kaltwasser- und Seekopf, der lichtgrüne Raiblersee, seine Zunge tief hinein in das offene Kaltwasserthal erstreckend, ein Felseninselchen nahe dem Ufer mit einem Pavillon geschmückt. Darüber die kühne dolomitische Zinne des Königsbergs, von dem herab Alboin seinen Longobarden Italien, das Ziel ihres Eroberungszuges, gezeigt haben soll, leider aber wegen der vorliegenden Berge nicht gezeigt haben kann. Links die thurmartig aus dem Raibler-, Fella- und Raccolanathal aufragende Masse des Wischberges und des Montasio, rechts die in vielen Spitzen und Nadeln ausgefransten Lahn- und Fünfspitzen, durch den Namen schon ihre Gestalt anzeigend.

Das Dörfchen Raibl ist durch Blei- und Zinkbergbau und Geologen, besonders durch die nach ihm benannten Raibler Schichten bekannt: auf halber Bergeshöhe sah man lange Halden und Eingangsstollen.

Auf der Sommerstraße — im Winter wird der Lawinen wegen ein andrer Weg eingeschlagen — kamen wir hinunter ins Thal. Der Regen zwang uns, von unserm luftigen Sitz in den engen überfüllten Wagen zu klettern, und die Dunkelheit entzog uns den Blick in die herrliche Landschaft. In Tarvis, dem Kreuzungspunkt der Bahnen nach Laibach und (seit 1873) auch Villach, dereinst auch der nach Görz, trennten wir uns von Poschgantz. Da sich solche Leistungen, wie er sie mit uns hatte machen müssen, nicht nach den gewöhnlichen Preisen abmessen lassen, so gaben wir ihm noch mehr, als er vorschlug; der gute Kerl konnte sein überströmendes Dankgefühl nur schwer in deutsche Worte fassen und immer wiederholte er noch als größte ihm angethane Wohlthat, daß wir ihn im „Eilwagen" hätten fahren lassen.

Vor Villach überraschte uns ein Gewitter, das furchtbarste, was ich je durchgemacht; wie gebannt von den taghellen Blitzen blieben die Pferde mit dem Wagen auf der Landstraße stehen, und nach Mitternacht, lange nach der angesetzten Zeit, langten wir im strömenden Regen in Villach an. In keinem Hôtel war ein Zimmer zu bekommen: wahrhaftig, ein würdiger Schluß der dreitägigen Irrfahrt! L. entschloß sich, seinen Gastfreund vom Vereinsfest aufzusuchen und wieder um ein Bett anzusprechen. Ich scheute das um so mehr, da ich schon mit dem Frühzug die Heimreise antreten wollte und also nur für wenige Stunden meine freundlichen Wirthe in die Ungelegenheiten gesetzt hätte. Nun war aber mein Reisekoffer noch bei ihnen, und so mußte ich dennoch einige Stunden im Hofe der Post dem prasselnden Regen zuschauen. Dann begab ich mich zum Hause des Herrn Zoppoth, fand auch schon Licht im Hause und Leute an der Arbeit, die mir öffneten und meinen Koffer herausbrachten. Ich schrieb noch einen Dankesbrief, und in tiefster Dunkelheit wandelte ich durch die menschenleeren Straßen zum Bahnhof. Das war die dritte Nacht ohne Schlaf, kein Wunder also, daß ich in der Eisenbahn sehr bald darein verfiel. Für dies Jahr hatten die Berge mir's zur Genüge angethan, ich fuhr auch den kürzesten Weg

ohne Pausen der Heimath zu, in der ich zuerst wieder Ruhe fand. Erst spät ist die Terglоutour, die merkwürdigste meiner Bergfahrten, zu einer wirklich angenehmen Erinnerung geworden.

Der Räuberzwischenfall hat noch ein kleines Nachspiel gehabt. Ich theilte ihn gelegentlich dem Freiherrn von Czörnig in Triest und dieser dem küstenländischen Landesgendarmerie-Kommando mit. Zur Konstatirung des Sachverhalts und Verhütung ähnlicher Vorfälle wurde der Posten in Flitsch „ämtlich" zur Rechtfertigung aufgefordert. Der darüber eingelaufene Bericht ist so charakteristisch und unbewußt humoristisch zugleich, daß ich seinen Inhalt mittheilen will:

„Für den 25. und 26. August 1872 hatte das Landespräsidium von Krain eine große Streifung auf Vagabunden angeordnet. Auch die benachbarten küstenländischen Posten streiften, um etwa Uebertretende abzufangen. Vom Posten Flitsch waren es der Führer Binder und Gensdarm Winkler (der Steyrer). Letzterer hatte sich am Abend des 26. schon zur Ruhe begeben, als das Weib des Gemeindevorstehers zu ihm hereinstürzt mit dem Rufe: ‚Eben kommt ein Räuber.' Er armirte sich, ging hinaus und sah den (Schreiber dieses), erkannte sofort, daß derselbe kein Räuber, sondern ein ‚intelligenter Mann sei', ‚nur war seine Montur sehr zerrissen'. Der Fremde theilte ihm auf Befragen seinen Namen mit, daß er den Terglou bestiegen und noch einen Kollegen hätte, der aber ‚verloren' gegangen. Als er ein Bett verlangte, rieth ihm der Gensdarm, nach Sotscha zu gehen, was er auch that. Dann suchte Winkler den anderen Fremden auf und fand ihn nebst seinem Führer hinter einem Zaun, den sie nicht übersteigen konnten (wol möglich bei der Dunkelheit!). Winkler half ihnen hinüber und fragte nach der Legitimation. L. antwortete: ‚Fragen Sie mich offiziell oder materiell? denn ich bin ein Deutscher; als solcher kann ich in Oesterreich ohne Legitimation reisen.' Erst auf die Bedeutung ‚offiziell' nannte er Namen und Stand und wies als Legitimation eine Blume vor, ‚Edelweiß' genannt, welche er am Hute trug (das Alpenvereinsabzeichen) und die der Gensdarm auch schon bei dem Freiherrn von Czörnig gesehen hatte. Diese Blume konnte jedoch nach den bestehenden Vorschriften nicht als Legitimation angesehen werden. Mittlerweile ‚hatte man sich auch mit dem Führer Binder vereinigt'. Herr L. ist aber nicht arretirt, auch nicht als Arrestant behandelt worden, wofür der Umstand als Beweis dient, daß er mit seinem Führer auf dem Heu, die Gensdarmen im Wohnhause die Nacht zugebracht haben. Er war auch steinmüde und ebenfalls nicht wenig zerrissen. Am andern Morgen sind die Gensdarmen ‚über L.'s Ansuchen' gemeinschaftlich nach Sotscha mitgegangen und dort mit dem anderen Fremden zusammengetroffen. In Flitsch haben sie sich von den Herren getrennt, nachdem sie ihnen noch auf ihren Wunsch das beste Wirthshaus gezeigt."

Soweit der Gensdarmenbericht, der in der Arretirungsfrage natürlich die günstigste Seite hervorkehrt. Er gab Veranlassung, seitens des Gensdarmeriekommandos zur Verhütung ähnlicher Vorfälle die einzelnen Posten durch ein Cirkular auf die Kennzeichen und Unterschiede von Vergnügungs-

reisenden und Vagabunden hinzuweisen, deren einziger wesentlich wol der sein wird, daß die Ersteren Geld in der Tasche haben, nur die Letzteren keines. Vor ähnlichen harmlosen und in der Erinnerung nur amüsanten Abenteuern werden also künftige Touristen in den Julischen Alpen geschützt sein. Die geschilderten landschaftlichen Reize werden den Besuch aber reichlich lohnen, und die Ursprünglichkeit des Lebens und der Sitten nur einen weiteren Anziehungspunkt bilden.

Bilder aus Oberösterreich.

Von F. Zöhrer.

I. Traunfall.

Ein leuchtendes Frühlingsmorgenbild. — Wir sind angelangt bei dem Dorfe Roitham, das so ziemlich auf halbem Wege von Lambach nach Gmunden sich befindet. Rechts abwärts führt der Weg zum „Traunfall“, berühmt, auch einzig in seiner Art. Das Bett, in das sich die Traun gegraben, ist hier von dichter Waldung umstellt, die einen Naturrahmen liefert, wie er eines Bildes von solcher Pracht würdig. Einige Matten haben sich eingezwängt zwischen die Tannen, die hier herrschende Feuchtigkeit legt Millionen Tröpflein auf die Blumen und Gräser, die Morgensonne legt ihr volles Licht darauf, und es glitzert und glänzt, wie ein Teppich aus goldnen Perlen; bunte Schmetterlinge flattern leichtsinnig von Blümchen zu Blümchen, emsige Bienen von nahen Gehöften, die diese Oase im Walde gut kennen, saugen Honig aus den Kelchen, hie und da schimmert das Gewand des Rosenkäfers, der hinter einem großen Blatte, seinem Schlafzimmer, hervorgekrochen und sich des goldigen Morgens freut. Es ist der hohe Gottesfrieden, der über dieser Flur lagert, im nahen Walde erschallt das Lied der Goldammer, der Drossel und wie sie alle heißen, die da singen in den lichten Aether das Lob vom „Tag des Herrn“. Wir steigen wieder eine kurze Strecke abwärts, bald dringt ein Geräusch an unser Ohr, das uns im Unklaren läßt, ob es aus der Erde heraufkomme oder ein entfernterer Donner sei. Tiefer und tiefer steigen wir und näher kommt das Geräusch, es wird zum Gebrause, gar bald zum erschütternden Donner. Die Lüfte sind durchfeuchtet, frisch. Die Schmetterlinge und Käferchen, die weiter oben tausendfach die Wiese umschwärmten, hieher verirren sie sich nicht mehr, es ist, als laste die feuchte Atmosphäre auf ihren Flügelchen zu schwer. — Wir beeilen unsere Schritte, biegen um die Ecke des Gasthauses und stehen vor dem „Traunfalle“, einem Naturschauspiele von wahrhaft großartigem Charakter.

Lange, lange schauen, staunen und bewundern wir. Schauen in den weißen Gischt, der sich durch den 13 Meter tiefen Sturz der Wassermassen

bildet und hoch aufschäumt, als empöre sich der Fluß in seiner Kraft gegen die Felsenklippen, die seinen bisher so ruhigen Lauf tückisch hemmen, die er zittern und beben macht. Es ist, als schleudere er seine Gewässer zornentbrannt hoch auf, so daß wir auf unserem Standpunkte unter der Brücke noch den Sprühregen ins Gesicht bekommen. Die helle Sonne glänzt in diese Myriaden Wasserstäubchen hinein und färbt sie mit den herrlichsten Irisfarben. Wir staunen ob der Eigenthümlichkeit des Falles. Es zieht sich nämlich gegen das linke Ufer ein Riff von Nagelflue, das sich hier nicht quer, sondern schief den Fluthen entgegenstemmt und den Fall veranlaßt, den Fluß zwingt, sich in zahlreichen Rinnsalen durchzudrängen und in die Tiefe abzustürzen. Wir bewundern des Menschen Geist, der hart neben diesem Schauplatze entfesselter Elementar-Gewalten sich dieselben dienstbar gemacht, den Fluß gezwungen zum Frohndienste für seinen Handel und Verkehr, der einen Theil des Flusses eingedämmt und fahrbar gemacht hat, den andern unbekümmert toben und branden läßt, da heute für den Menschen der Kampf gefahrlos geworden. — Wir bewundern die Thatkraft eines Mannes, wie Johann Thomas Seeauer, der die Traun, die seinerzeit so wichtige Verkehrsader zwischen dem Salzkammergute und der Donau, schiffbar gemacht, das Hinderniß weggeräumt hat. Kühne Wasserbauten im Lande, wie die Hallstädterseeklause, der regulirte Laufnerfall, der 1516 erbaute Fahrkanal am „wilden (Traun-) Falle“ sprechen von der Genialität dieses Waldmeisters, der drei Kaisern gedient, der sich seine Monumente selbst gesetzt im Dunkel des Waldes, in der Freiheit der Berge.

Stellen wir uns um die Mittagszeit auf die Brücke, gerade oberhalb des Falles, wir werden erkennen, was Seeauer mit damals noch geringen hydrotechnischen Hülfsmitteln geleistet. Da tost sie unter uns, die ewig grüne Traun, dieses Kind der Alpen. Weit oben im Steyerischen hat der „Grundsee“ sie geboren, den „Hallstädtersee“ hat sie zu Gevatter, bald wird sie kräftig in ihren Bergen, an Ischl vorbei muß sie den Menschen schon Lasten tragen auf ihren Fluthen, der gewaltige Gmundnersee, den sie durcheilt, läßt sich stolz den „Traunsee“ nennen. Sie ist zu ungeberdig, vorwärts stürmt sie aus den Bergen und ihrem Sturze zu. Doch sieh, Salzschiffe kommen auf den Fluthen herab; letztere sind geschwellt von der geöffneten Seeklause am Traunsee und pfeilschnell treiben sie die Schiffe durch den 209° = 366 M. langen Fahrkanal, den guten Fall, durch das aufgezogene Klausthor; diese ziemliche Strecke mit einem Gefälle von 44 Fuß ist in 50 Sekunden durchfahren. Wäre das Klausthor nicht aufgezogen, würde ein Schiff dann von der gegen das linke Ufer stürmenden Brandung erfaßt, dann würden die Felsen sich die Splitter dieses Schiffes zuwerfen und der Bemannung wäre unrettbar der Tod gewiß. Doch seit undenklichen Jahren ist kein Unglücksfall vorgekommen. Eine Flußfahrt von Hallstadt bis hierher verschafft Genüsse, die wol kein Fluß der Welt abwechslungsreicher bieten kann.

Unterhalb des Falles wird der Fluß ruhig, als sei seine Kraft gebrochen, seine stürmende Gewalt im furchtbaren Kampfe erlahmt. Nichts nimmt er mit

vom herrlichen Lande, das er durcheilt, als das grüne Kleid der Berge; langsamer fließt die Traun dahin aus den schönen Bergen, melancholische Weiden tauchen ihre Aeste weiter unten in die Fluthen, unterhalb Linz wird sie von der Donau aufgenommen, dieselbe färbt gar bald ihr grünes Kleid mit schmutzigem Grau. Wir kehren nach dem lieblich gelegenen Gmunden zurück; sagen wir aber dem schönen Salzkammergute „Lebewohl", dann schließt noch das prächtige Benediktinerstift Lambach mit seiner sonderbaren Paurakirche den Cyklus reizender Landschaftsbilder ab. Ob so oder so, noch lange wird das Brausen des Falles, der Donner seiner Brandung in unser Ohr klingen, er wird verklingen, doch nie und nimmer die Erinnerung schwinden an dieses Schauspiel in den Bergen, großartig und erhaben in der Kraft der Natur, noch größer und bewundernswerther in der Kraft des Elemente zwingenden Menschengeistes.

II. Bad Hall.

„Das Jodbad Hall in Oberösterreich müssen Sie aufsuchen, Ihr armes Kind muß Jodsoole gebrauchen", wie vielfach mag der erfahrene Arzt diese Worte sprechen zu einer gramerfüllten Mutter, deren Kinder an der Skrophulose dahinsiechen oder durch sogenannte „englische Knochen- und Gelenkleiden" verunstaltet werden im regelmäßigen Bau ihrer Glieder. Die Mutter befolgte den Rath des Arztes, suchte Hall auf, und ein Erfolg, der oft ans Wunderbare grenzt, lohnte ihre Mutterliebe; mit Wonne drückt sie jetzt den Knaben, von dessen Wangen die bleiche Farbe, dieses Attribut der Blutkrankheit, geschwunden, an ihre Brust; einen Kuß der reinsten Liebe giebt sie auf die Stirne ihres Töchterchens, welches, lange gelähmt, heute lustig mit ebenmäßigen Füßchen einhertänzelt vor der überglücklichen Mutter. Ihre Augen, trunken von nicht geahnter Wonne, ruhen auf den geliebten Gestalten, und einen Blick sendet die weiche, gefühlvolle Mutter nach Oben, einen Blick voll des Dankes, und wahrlich, das Weib, die Mutter hat sich eines solchen Blickes nicht zu schämen, er ist ja ein Gebet. Der Krieger, dessen Fuß eine feindliche Kugel zerschmettert, der auf Krücken Schritt für Schritt sich einherschleppte, der ein Dasein der Entsagung und der Leiden vor sich, wie bald wurde er seiner Krücken los, die er auf den Altar des Vaterlandes legt, dem er ja sein Leben geweiht. So ist Hall ein Bad im vollsten, im wahrsten Sinne des Wortes, aufgesucht von Tausenden Leidender, denen hier neues Leben winkt.

Der Luxus verirrt sich nicht hierher, er hat Nichts zu suchen. Hall ist der größte Schatz des Landes ob der Enns. Der geschickteste Arzt und Chemiker, die Natur in ihrem geheimnißvollen Wirken und Schaffen, hat hier in ihren unterirdischen Retorten ein Heilmittel aus Jod, Brom und einer Menge anderer kräftiger Stoffe zusammengebraut, ein Lebenselixir, das sie in Quellen reich aufsprudeln läßt zu Nutz und Frommen der Menschheit, die schon seit dem Jahre 777 Kenntniß von dem wunderbaren Gewässer; die Natur begünstigte den Ort und sandte hier die reichste Jodquelle des Kontinents zu Tage, um die sich all-

jährlich Tausende sammeln, deren Ruf in aller Herren Länder, weit über den Ozean gedrungen.

Hall liegt auf einer lieblichen Anhöhe oberhalb des Sulzbaches. Eine Urkunde des Stiftes Kremsmünster von Herzog Thassilo II. erwähnt schon 777 dreier Sudleute von Hall; als Kurort ist es seit 1855 in raschem Aufblühen. Das elegante landschaftliche Kurhaus mit seiner reizenden Fernsicht auf die Gebirgsgruppen der Alpen, der schöne Park mit seinen Brunnentempeln, die Wandelbahn, sie fesseln den Gast, bieten ihm Zerstreuung und Erholung. Im Markte selbst mit seinen freundlichen Häusern giebt es harmlose Vergnügungen in Gesprächen mit den biederen Bewohnern, welche stets Mitleid mit dem Leidenden haben, sich freuen, wenn er aus ihrem Heimathsorte sich Genesung geholt, eine freundliche Erinnerung an Hall und seine Bewohner mitnimmt in weite Fernen.

Ja gewiß, Hall ist des Namens eines Heilbades werth. Die herrlichen Umgebungen machen den Ort auch im Auge des Touristen bedeutend. Die Schlösser Feiregg, Achleiten, das malerisch gelegene Pfarrkirchen, die uralte Eisenstadt Steyer, mit ihren berühmten Waffenfabriken und prachtvollem Schlosse, diesem historisch merkwürdigem Stammsitze der Markgrafen von Steyr, einst Herren der heutigen Steyermark, sie alle lohnen eines Besuches. Das prachtvolle Benediktinerstift Kremsmünster, so reich an Schätzen der Wissenschaft und Kunst, berühmt durch Gelehrte, die aus ihm hervorgegangen, wie nahe liegt dieser schöne Tempel der Kultur; wen würde die Sternwarte dort nicht interessiren, welche sich 8 Stockwerke hoch imposant in den Aether erhebt? wer geht nicht bewundernd vorüber an den Marmorbehältern, in denen sich Tausende von Fischen herumtummeln, an diesen Riesenbassins, die der französische General Lecourbe 1800 für die Pariser Akademie abzeichnen ließ? Der Badegast von Hall, der die Schätze an Meisterwerken der Malerei, die er in der Residenz besuchen konnte, vielleicht schwer vermißt, er gehe nach dem nahen Kremsmünster, dessen Stiftskirche mit Bildern eines Turriani, Syder, M. Schmidt, Sandrart und Röselfeld geziert, dessen Sommerabtei Schlachtenbilder von Lebrun, dessen Sommerefektorium Portraits der Habsburger von einem M. Altomonte besitzt, dessen Gemäldegallerie im 4. Stocke der Sternwarte wahre Schätze aufzuweisen; der Gelehrte und Forscher hat eine Bibliothek von mehr als 80,000 Bänden zur Verfügung mit mehr als 2000 Incunabeln und Manuskripten arabischen und malabarischen Ursprunges. Wer hätte nicht ein Wörtchen der Bewunderung bei der Aussicht von der Plattform der Sternwarte? bei dem Anblicke der fruchtbaren Fläche, die sich weitab gegen Nordost der Hauptstadt Linz zuzieht, des riesigen Obstgartens, der sich gegen Süden Hügel auf und Hügel ab ausdehnt, alles durchfluthet vom hellsten Sonnenschein, der das edelste Obst reift, hie und da das Kreuz eines Kirchthurms vergoldet, auf den Fluthen der rauschenden Krems tanzt, die dem herrlichen Thale den Namen giebt, die in des fleißigen Bewohners Diensten steht, die seine zahlreichen Eisenhämmer in Gang setzen muß. Sehnend blickt das Auge des Naturfreundes nach den Alpen, die sich im

Süden und Südwesten aufstellen wie eine Mauer, unterbrochen wie von Wartthürmen von den höchsten hier sichtbaren Gipfeln: Schiefenstein, Schwanzkogl, Hochbuchberg, Hohe Nock, Hochgsengsen, Kleiner und Großer Priel, Traunstein und weit ins Bayerische hinüber.

Ist der Beschauer dieses herrlichen Panoramas ein Kurgast von Hall, so wird ihn die Nymphe des Bades bald so weit unterstützen, daß er einen Ausflug nach jenen Höhen versuchen, eine Wanderung in das Thal von Windischgarsten oder in die unvergleichlichen Stoderthäler am Fuße des himmelanstrebenden Priel machen kann, solche Ausflüge sind die Krone eines Aufenthaltes in Hall, sind — unvergeßlich.

III. Burg Alt-Pernstein im Kremsthale.

Im lieblichen Kremsthale, diesem Garten Oberösterreichs, das in seiner eigenartigen Schönheit der großen Schaar der Touristen weniger bekannt, da es abseits der viel betretenen Heerstraße, liegt der freundliche Markt Kirchdorf, der als Centrale für eine Reihe der lohnendsten Ausflüge gelten kann, die sich selbst über den romantischen Almsee hinaus ins Salzkammergut erstrecken. Wir haben uns die Wetterfahne der Burg Alt-Pernstein zum Ziele gemacht.

Nach einstündiger Wanderung haben wir die Burg, halb Ruine, erreicht. Trotzig steigt sie auf, ein stummer Zeuge kühner Thaten der Vergangenheit. Theilweise scheinen die Mauern mit den Felsen verwachsen zu sein. Der Forscher kann an dieser Burg lernen, wie unsere Vorfahren gebaut, wie die Reichen und Mächtigen gewohnt, gelebt haben. Alt-Pernstein ist großartig, scheint für die Ewigkeit gebaut, die Zeit wird noch manch' Jahrhundert zu nagen und zu bröckeln haben, es wird noch lange dauern, bis ein rauher Nord den letzten Staub in die Winde streut. Die Geschichte der Burg ist dunkel. Eine Familie Bärnstein erbaute sie als Familiensitz, wann? ist unbekannt. 1247 tauchen noch Pernsteiner in den Urkunden auf, später figuriren Truchseer, Pollseimber, die Wallseer, Jörger, ein Gerberstorf als Herren der Veste, aus deren Händen sie 1630 an das benachbarte Benediktinerstift Kremsmünster überging, das heute Eigenthümer der Burg Alt-Pernstein und des nahen Schlosses Neu-Pernstein ist. Ein Jäger des Stiftes dient uns als Cicerone. Gewaltige Ringmauern schützten die Burg auf der einen, tiefe Gräben auf der anderen Seite. Ueber eine steinerne Brücke sind wir zum Burgthore gelangt, dasselbe ist mit Eisenblech überzogen, die Rollen der ehemals angebrachten Zugbrücke sind noch zu sehen. Wir kommen in den Schloßhof, links dräut das entsetzliche Burgverließ, aus dem mancher Fluch des bestraften Lasters, manches Gebet der verfolgten Unschuld aufgestiegen sein mag. Ein 36 Klafter tiefer Brunnen lieferte das Wasser für die Bewohner. Wir gelangen dann zur eigentlichen Burg mit ihren Ritter- und Frauenzimmern, dem Speisesaal und der interessanten Burgkapelle, mit einem hübschen Gemälde nach Titian. Ein anderer Schloßtrakt zeigt die einstigen Vorrathskammern, wieder geht es aufwärts in die Rüstkammer, die früher reiche

Sammlungen besaß, die fast alle in die Museen nach Wien gewandert. Von der Rüstkammer, dem höchst gelegenen Theile der Burg, treten wir hinaus auf den Balkon, den die Natur aus Felsenzacken gebaut, und das Herz erweitert sich beim Anblicke dieses Gemäldes.

Wir sehen hinüber auf den Thurnhamberg, der früher die Burg Schellenstein trug mit ihrer Sage von dem gemordeten Bruder, der auf die Burg Pernstein geladen und dort vom Fenster aus die brennende Burg ansehen mußte, die sein eigener Bruder, Herr auf Pernstein, aus Rache anzünden ließ, dann nach diesem erschütternden Anblicke auf Befehl dieses Bruders in die Tiefe gestürzt wurde. Das ganze Kremsthal mit seinen reizend gelegenen Orten Michldorf, Heiligenkreuz, Kirchdorf, belebt von stattlichen Gehöften, liegt zu unseren Füßen, das Auge trinkt Wonne von den üppigen Feldern, den dunklen Wäldern, den grünen Matten, nimmt ein Bild der lieblichsten Erinnerung in sich auf, das sich tief einprägt, das Bild vom romantischen Pernstein im schönen Kremsthale.

IV. Die Stoderthäler und der Große Priel.

Es giebt Gegenden in Oberösterreich, welche, etwas abseits von der großen Heerstraße der Touristen gelegen, heute noch nicht zu der Berühmtheit gelangt, die sie ihres landschaftlichen Charakters halber verdienen. Ein solch halbvergessener oder besser gesagt halbunbeachteter Winkel des Paradieses liegt am Fuße des Großen Priel, dieses Riesen der Todtengebirgsgruppe, es ist dies der sogenannte „Stoder“.

Die große Meisterin Natur bekümmerte sich nicht, ob ihre herrlichen Werke, die sie hier geschaffen, von einem Häuflein kleiner Menschen bewundert und angestaunt werden. Ruhig arbeitete sie fort durch Jahrtausende, zerklüftete die Kalkfelsen, schuf in ihnen Gebilde, welche die Bewunderung des Naturfreundes im höchsten Grade erregen. Ja, hier im Thale von Hinterstoder, in diesem stillen Tempel hat die Natur ihr Heiligthum aufgeschlagen, das Thal mit Reizen überschüttet, für deren Schilderung die Feder zu schwach. Hier ist gut sein, hier stört nicht der schrille Pfiff der Lokomotive die erhabene Stille, hier wandert keine Geldaristokratie, kein schmeichelnder Höfling auf den grünen Teppichen herum, die, von der Künstlerin Natur mit reichster alpiner Flora durchwirkt, das ganze Thal bedecken. Ein gesundes, gemüthliches Völklein bewohnt die stattlichen Gehöfte, die hie und da hinter dem Laubwerk der Obstbäume hervorgucken in freundlicher Weise. Lustig springt die „Steyr“ von Stein zu Stein im schmalen Bettchen. Das Kind der Berge ist ja noch jung und klein, ganz in der Nähe steht ja ihre Wiege, ihre Wellen glänzen das Thal entlang, durchziehen es wie ein Silberfaden im smaragdgrünen Teppich. Da steht das Kirchlein von Hinterstoder, so malerisch schön. Dem Schöpfer sind wol wenige Tempel der Andacht erbaut, die von solch erhabener Majestät der Alpenwelt umgeben sind, wie dieses kleine, schmucklose Kirchlein.

Wir wollen die Natur in ihrem Heiligthum belauschen, die große Bildnerin in ihren geheimen Werkstätten aufsuchen. Da finden wir nach einstündiger Wanderung im hintersten Winkel des Thales den „Dietlbauer“ und in der Anhöhe zwischen den Wänden den Spitzmauer und den Hochkasten, die „Dietlhöhle“, ein Felsenamphitheater; eine Sennhütte, auf der saftigen Matte einige Rinder, einen jauchzenden Hirtenknaben, und eine Alpenidylle ist fertig, des Pinsels eines Gauermann würdig. Wandern wir an der Steyr aufwärts, stets im Angesichte des großen, majestätischen Priel, so gelangen wir zu dem schönen Gehöfte „Baumschlagerreuth“, hier sehen wir, wie im vollen Purpur der Sonne die Zinnen eines „Hebenkas“, „Eisenberg“, „Kruppstein“ leuchten, bald stehen wir am „Ursprung der Steyr“, die aus einer Felsenwand zur Rechten hervorbricht, eine herrliche Wiege, der Priel ist der Herr Gevatter. Und weiter wandern wir von Altar zu Altar, um der Allmutter Natur unsere Huldigung darzubringen. Wer würde nicht entzückt vom Anblicke des „Polsterthales“? Nenne mir jemand ein ähnliches Bild so voll Anmuth und idyllischer Lieblichkeit. Vom Grunde des Thales ziehen sich saftiggrüne Matten hinan zu den Hütten der „Polsteralpe“, in der Mitte steht der stattliche Hof des „Polsterbauers“; diese Perle der Stodergegend hüten im Süden die Riesenwände einer Ostrowitzspitze, der Spitzmauer, die Vorschübe des Großen Priel, der 7944 W. F. = 2510 M. hoch in den Aether hinaufragt, in weiten Fernen ein Markstein, zu dessen Füßen ein Fleckchen Paradies.

Wer seinen Gipfel bestiegen, wird die Pracht, die Majestät des Umblickes wol schwer in Worten schildern können. Es liegt ein Land voll Herrlichkeit zu seinen Füßen, Oberösterreich mit seinen Ortschaften, Schlössern, Burgen, hie und da von Flüssen wie von Silberfäden durchzogen, die Alpenzüge Niederösterreichs, Oberösterreichs und Obersteyers, die Gletscher der Dachsteingruppe, die Eisfelder eines Großglockner, Großvenediger, Wiesbachhorn übersieht das Auge; alle die Hunderte von Zinnen, Nadeln und Spitzen, in die das Todtengebirge zerrissen und zerklüftet, sie ragen in den lautlosen Aether und machen den beschauenden Menschen aufmerksam, daß er winzig klein gegenüber einer Majestät der Alpennatur.

Wir haben unten noch ein anderes Schauspiel, es ist der „Klinserfall“, der aus dem „Bärenloche“ in zwölffachen 150° hohen Kaskaden herabstürzt, wir möchten dem Flüßchen, das sie die „krumme Steyr“ nennen, gerne tausend Grüße mitgeben, doch kurz ist ja sein Lauf.

In diesem reizvollen Thale erwartet uns noch ein anderes Bild, das wol nicht mehr mit den sanften Tönen der Idylle, der Lieblichkeit gemalt, sondern voll Großartigkeit und ernster Schönheit gehalten ist. Es ist dies die „Strumboding“, jener pittoreske Wasserfall der Steyr, der ½ Stunde von Hinterstoder entfernt an der Straße in die „Dambergau“ liegt. Der Kleine Priel in seiner Kegelform und der Steyersberg drängen sich dort zu einem romantischen, fast schauerlichem Engpasse zusammen, kaum daß die Riesenwände der Straße und der tief unten fließenden Steyr ein Plätzchen übrig

gelassen. Schon weit von dem Falle schlägt dumpfer Donner an unser Ohr, gar bald wissen wir die Ursache. Die Steyr stürzt 14° tief in den Felsenabgrund, brausend schäumen die Wellen hoch auf aus dem Kessel und schleudern ihren weißen Gischt in die Lüfte. Banges Grausen erfüllt uns, wenn wir die Holzflößer auf den Leitern, die an den Felsen angebracht, herumsteigen sehen. Ein Bild, das die Schweiz wol nicht in gleicher Großartigkeit aufzuweisen!

Eine weitere Merkwürdigkeit findet der Naturfreund, der Forscher im Kleinen Priel. Es ist die „Kreidenlucke", eine Kalksteinhöhle voll hübscher Tropfsteingebilde. Ein hohes Portal bildet den Eingang zum imposanten Gewölbe. Die Höhle birgt einen kleinen See.

So finden wir in diesen Thälern so mannigfache Reize, die uns eine Trennung sicher recht schwer fallen lassen. Die Gegend ist bezaubernd schön; wer sie einmal besucht, diese traulichen Plätzchen, erinnert sich derselben fort und fort; wer ferner dem Weltgetümmel einige Tage in der Idylle der Alpenwelt, in Ruhe und Einsamkeit, die hier so wohlthuend, verbringen will, der suche sich, wenn er nach Oberösterreich gelangt, im blauen Aether den Großen Priel, an dessen Fuße er ein Fleckchen Erde, himmlisch schön, voll Ruhe und Frieden finden wird.

V. Ischl.

Die Römer, deren Spuren im ganzen heutigen Salzkammergute zu finden, erzählten sich schon von einem Iscala in der Provinz Noricum; finstere Wälder umstanden es, die reißenden Thieren zum Aufenthalte gedient. Mühevoll, gefahrvoll war der Aufenthalt des Menschen, der sich seine Hütte in diesen undurchdringlichen Forsten gebaut. Doch Stamm um Stamm fiel unter der wuchtigen Axt, und Hütte reihte sich an Hütte; unbeachtet von der Weltgeschichte erhob sich 1466 an dem Flüßchen Ischl, dort wo es in die schon mächtige Traun einmündet, der Markt Ischl, klein und unansehnlich, doch schon in Gunst der Herzöge von Oesterreich, selbst der Kaiser Friedrich IV., Max I., Ferdinand I., die seiner stets bedacht.

Arm blieb Ischl und seine Bewohner lange fort. Das Holz der Wälder flößten sie auf der dienstfertigen Traun fort, um es zu verkaufen, doch Holz wuchs damals überall in Hülle und Fülle, wenig genug brachten sie von der Ferne nach Hause für die gefahrvolle Arbeit. Die Gnomen und Berggeister, die den Menschen hier in seiner Einfalt, seiner Redlichkeit und Herzensgüte liebgewonnen, erbarmten sich aber seiner und zeigten ihm 1562 den Salzberg, und seither holten sich die Bewohner das kostbare Mineral aus dessen Tiefe und mit ihm Wohlstand und Ansehen. Bald erhoben die Salinengebäude ihre Schlote in die Lüfte und zeigten von der Thätigkeit der Menschen, die Wälder lichteten sich, und die Sonne konnte bald einen aufblühenden Ort beleuchten, der mehr und mehr das Auge des Naturfreundes auf sich lenkte, denn noch war im Salzkammergute, um Ischl herum, das innerste Heiligthum der Natur zu finden.

Doch nicht genug. Lassen wir die Legende weiter erzählen. An den tausend und tausend Bächlein und Quellen, die von den Bergen herabrieselten, an den nahen Wasserfällen saßen Hunderte von Nixen, die auch den Menschen hier lieb hatten wegen seiner Treue, diese freundlichen Nixen mischten heilsame Arzneien in manche Quellen und leiteten sie den Menschen zu. Später kamen Männer, deren Dienste der leidenden Menschheit geweiht, nach Ischl, und ein Dr. Wolf, Götz, ein Dr. Wirer erkannten die unendlichen Wohlthaten, die hier fast unbenutzt von der Mutter Natur gespendet wurden; mit vereinten Kräften, unterstützt von verständigen Bürgern, gingen diese Wackeren 1822 an die Gründung des heutigen, weltberühmten Bades. Wirer von Rottenbach wurde zum Genius für Ischl, den Dank bezeugte „das dankbare Ischl seinem Wohlthäter“ durch Errichtung seiner Büste im heutigen „Wirergarten“.

Was Ischl heute ist, wie es ist, davon wird nachstehendes Bild, das wir am besten an einem Sommer-Sonntage an uns vorüberziehen lassen, eine schwache Skizze geben. Es dauert wol nur noch Monate, und Ischl ist — Bahnstation. Das Dampfroß wird mit seinen Schnauben die ganze Poesie der Natur, die sich heute gerade um Ischl noch so rein und unvermischt erhielt, aus diesen hehren Tempeln jagen. Doch Ischl ist nicht allein ein Bad, in dem der Luxus glänzt, in dem man nur Luft trinkt, es wird auch von Tausenden besucht, die wirklich leidend, denen tiefer, innerer Schmerz auf den Zügen geschrieben steht, Ischl ist und bleibt auch ein Bad für Kranke, für die es ein Gebot der Nothwendigkeit, möglichst schnell und bequem die Stätte, wo ihnen Heilung winkt, erreichen zu können. Lassen wir aus Liebe zu unseren leidenden Mitmenschen die Poesie fahren und bringen wir der „Bahnstation Ischl“ ein „Hoch!“ —

Es ist der Tag des Herrn! — Wir haben eine Morgenpromenade gemacht, sind vom Badehause ausgegangen, haben Gesundheit getrunken in dem schönen Glasbau der „Trinkhalle“; einige Gänge durch den lieblichen „Rudolfsgarten“, der die Büste des Erzherzogs Rudolf, Erzbischofs von Olmütz, enthält, haben Auge und Herz erfrischt. Der Rudolfsgarten ist ja die Morgenpromenade der fashionablen Welt, die sich aus allen möglichen Gründen in Ischl zusammenfindet. Da rauscht es und glänzt es. Väter in Uniformen mit ihren Söhnen, die die Ferien hier zubringen, Mütter mit ihren Töchtern, die hier sehr oft den ersten Schritt in die Welt machen, ohne Gefahr zu laufen, zu straucheln. Hier ist ja kein glatter Boden der Salons, Ischl bleibt ein Tempel der Natur, dessen Boden sich nicht so leicht glätten und bürsten läßt, der betreten werden darf von den eisenbeschlagenen Bergschuhen des kühnen Alpenjägers, sowie von den Atlasstiefelchen der Fürstentöchter; dieser Tempel bleibt ein Heiligthum für Alle. Wir bewunderten das k. k. Salinendampfbad in seinem geschmackvollen Bau; die ärarischen Salzsudwerke, die ihre Thätigkeit auch heute nicht eingestellt, fesselten uns in ihrer inneren Einrichtung längere Zeit. Mitleidig betrachteten wir die blassen, abgemagerten Gestalten,

die in der Glühhitze an den Pfannen arbeiten, ein harter und karger Verdienst, der einem dieser „Pfannhäuser“ zu Theil wird. Besser sind die Arbeiter an der Soolenleitung, die „Strähnleute“ daran, noch besser die „Holzknechte“ der Saline, denen die Arbeit wol eben so hart fällt, die aber in Gottes freier Natur leben. Wir haben die Hôtels, die in innerer und äußerer Ausstattung der Residenz zur Zierde gereichen würden, Revue passiren lassen, das neue „Kurhaus“ gesehen und sind zur schönen Pfarrkirche gelangt, in der soeben der Gottesdienst beendet. Schaarenweise stehen die strammen Bursche in geselligem Gespräche beisammen, hie und da halten sie ein schüchternes Mädchen in ihrer Mitte, alle in der kleidsamen Tracht der Berge. Da sind sie herabgekommen vom Bergamte in Pernegg, die Knappen vom „Salzberge“, die Knechte von dem großen „Rettenbach-Rechen“, die die Woche über Holz gestaut, die munteren Aelplerinnen von der „Rettenbach-Alpe“, vom „Katerberg“, von den „Leonsberghütten“ und wie sie alle heißen, diese herrlichen Höhen in Ischls Umgebung, die Bauern aus dem „Traunthale“ und aus dem „Ischlerthale“. Burschen und Mägde haben sich ja so viel zu sagen, was sich nur unter vier Augen sprechen läßt. Die Burschen von „Pfandl“ haben neue „Schnadahüpfln“ einstudirt, die heute nach dem Segen losgelegt werden im gewohnten Gasthause; der „Flößernazl“, der in dieser Woche von einer Wienerfahrt zurückgekommen, hat von dort die neuesten Tänze für die Zither mitgebracht, heute werden sie die beliebtesten Nummern im Konzertprogramme bilden, die Zwischenpausen werden mit dem Naturgesange dieser Kinder der Berge, mit „Jodeln“ und „Juchatzen“ ausgefüllt, ein Unersättlicher stellt sogar einen „Ländler“, diesen hübschen Nationaltanz, in Aussicht. Nichts stört diese harmlosen Seelen, heiter sehen frische Burschen- und Mädchenaugen in die schöne Welt, die sie umgiebt; stören auch wir diese echten Alpennaturen nicht, die sich in Freud und Leid äußern, wie es ihnen um's treue Herz bestellt, einfach und wahr. Der Fremde gewinnt die Gegend lieb, die grünen Höhen um Ischl und mit ihnen auch die Kinder dieser Berge.

Wir suchen ein anderes Bild, deren Ischl heute so schöne in seinen Rahmen gesteckt. — Es ist jetzt Mittag. — Die Klänge der Bademusikkapelle locken uns nach der „Sophienesplanade“ am linken Ufer der grünen Traun. Wir fühlen uns auf den Graben oder den Ring von Wien versetzt, so wogt es und glänzt es. Es ist ja der allerhöchste Hof in seine prachtvolle Villa in der ehemaligen Schmalnau hierher übergesiedelt für diese Saison. Das genügt, um die vornehmsten Adelsfamilien nach sich zu ziehen, denen wiederum die Geldaristokraten folgen. Die Saison ist eine glänzende. Ischl ist ja auch Luxusbad, und die Esplanade, dieser Corso Ischls, entfaltet ein reiches, üppiges Leben.

Wir dehnen unsere Promenade weiter aus, kommen durch die „Franzens-Allee“ nach dem „Fürstenplatz“, zum „Karolinensitz“, welche Wahl an herrlichen Punkten! Weiter drängt es uns, fort in die himmlisch schöne Alpennatur, fort zur Ruine „Wildenstein“ oder zum „Erzherzog Rudolfs-

brunnen", zu „Wirers Hain". Wer hätte Ischl besucht, ohne die reizenden Plätzchen, seinen „Kalvarienberg", „Ahornbichl", „Heinrichs Erinnerung", „Louisenquelle", seinen „Hohenzoller-Wasserfall" und die Hunderte anderer traulicher „Ruhen" sehen zu wollen? Wer würde nicht entzückt von den Prachtgemälden, die sich vom „Sophiendoppelblick", von der „Dachsteinaussicht", von „Sterzens Abendsitz" dem Auge bieten. Wessen Herz erweitert sich nicht, der vom „Siriuskogl" hineinsieht in diese Welt des Zaubers, in dieses Landschaftsgemälde, hingehaucht vom Meisterpinsel der Natur.

Da liegt Ischl unter uns, dieser Tempel Hygieens, mit seinen palastähnlichen Hôtels, da streckt sich der spitze Kirchthurm in die Höhe, auf den zahlreichen Schlößchen und Villen, auf den freundlichen Gärten liegt das helle Sonnenlicht, hier nicht sengend und schmerzend, sondern milde und leicht wärmend. Da stehen sie rund herum die Berge, auf denen die Freiheit wohnt, im Norden das Höllengebirge, über welches der Höllkogl und Wildenkogl neugierig herüberlugen, im Nordosten schaut die Ziemitz herein über den Jainzen, im Osten dräut die hohe Schrott, im Südwesten der Katerberg und der Heinzen, weit im Süden erkennt das Auge die Dachsteingletscher. Von den Alpen ziehen sich grüne Matten in die Thäler, die Traun glänzt wie ein Silberband zu uns herauf, sie bringt Grüße aus der grünen Steyermark, wo ihre Wiege steht, nach Ischl, sie nimmt tausend Grüße mit aus den Bergen und eilt fort, um weit im Lande unten zu erzählen von den grünen Höhen der Heimath, von dem Juwel, das sie bergen, von der Alpenrose — Ischl.

Aus der Umgegend von Meran.

Von H. L.

II. Nach Völlan.

Nach langem Regen waren endlich im Mai heitere Tage gekommen, und ich beschloß, einmal wieder das Mittelgebirge von Völlan, das vielgepriesene, das mir so verlockend von Obermais immer gegenüber lag, zu besuchen.

Das Mittelgebirge von Völlan und Tisens mit seinen von wilden Schluchten zerrissenen Porphyrwällen, die gegen das Etschthal steil herunterfallen, und seinen unregelmäßig gestalteten, wie Vorgebirge herausspringenden waldigen Höhen macht von der Meraner Gegend aus je nach dem Standpunkte einen ganz verschiedenen Eindruck. Von Obermais und dem Freiberg aus gesehen legen sich die sonst bizarr gebildeten Höhen mehr an den Hintergrund und verlieren so größtentheils das Charakteristische ihrer Formen. In seiner ganzen Schönheit tritt es von der südlichen Terrasse von Lebenberg aus hervor. Stehst du dort, wenn die Sonne untergegangen ist, so schieben sich die Waldberge über einander, die

bizarrsten Vorgebirge springen hervor, fast alle Höhen krönen Burgen und Kapellen, terrassenförmig über einander gestellt, und in duftender Ferne winken die Mendel und die Thürme von Hoheneppan. Zwei Berge treten aber auf dem Mittelgebirge vor allen hervor, um sie gliedert sich die ganze Region: der Kreuzberg und die Tisenser Gall. Zwischen beiden hat sich der Brandiser- oder Völlanerbach sein Bett gegraben, aber eigensinnig werfen sich ihm die Felsen immer in den Weg, in der Nähe des Schlosses Altbrandis haben sie sich gar wie ein Riegel vor ihn gelegt, und der Bach ist genöthigt, in einem Wasserfalle der Etsch zuzueilen.

Dieses schluchtenartige Waldthal, in dessen Hintergrund die Doppelpyramide des jetzt noch schneebedeckten Laugen ragt, und das den Durchgang zu dem nach dem Nonsberg führenden Gampenpaß bildet, hatte ich mir hauptsächlich als Ziel meiner heutigen Exkursion gestellt. Bildet dieses doch in geognostischer Beziehung einen wichtigen Abschnitt, indem es die Grenze zwischen der größtentheils aus krystallinischen Silikatgesteinen bestehenden Hauptzone und der aus sedimentären Ablagerungen bestehenden südlichen Nebenzone der Tiroler Alpen bezeichnet. Hier freilich an der Grenze tritt dieser Unterschied nicht gleich scharf hervor, es machen sich noch die in die südlichen sedimentären Ablagerungen eingesprengten Eruptivgesteine geltend: die Gall auf der rechten Seite des Baches und der im Hintergrunde des Thales aufragende Laugen besteht aus Porphyr, während der Kreuzberg auf der linken Seite des Baches aus Granit aufgebaut ist. Erst in den an den Laugen sich anschließenden Wänden des Gampen und der Mendel fangen die mächtigen Kalk- und Dolomitmassen der südlichen Zone an. —

Von Lana aus beginnt ziemlich steil der Aufstieg nach dem Völlaner Terrassenland. Aber auch hier ermüdet weniger die Steilheit des Aufsteigens als das wie fast überall in Südtirol holperige Steinpflaster. Im Anfang wechseln Anpflanzungen der Rebe mit denen der Kastanie, die als die wohlschmeckendste fast des ganzen Thales gepriesen wird. Die Bauernhöfe sind an den aussichtsreichsten Stellen erbaut, überall fällt der Blick ins sonnige Etschthal. Weiter oben verschwindet etwas mehr die Rebe, um der Kastanie das Feld zu lassen, und noch weiter oben mischen sich Lärchen und Fichten darein. Das erste, was dir in die Augen fällt, wenn du endlich das Terrassenland erstiegen hast, ist das Blüthenmeer der Bäume, das sich da oben noch entfaltet, während es unten im Thale in der Hälfte des Mai, wo wir dies schreiben, schon lange vorüber ist. Durch immer höheres Steigen kann man sich also in hiesiger Gegend das Frühjahr recht bedeutend verlängern. Bald stehst du vor dem Völlaner Schlosse, der Maienburg, und erblickst gegenüber auf einem Hügel die Kirche und das Klösterchen der deutschen Ordensschwestern, die unten in Lana ihre Hauptniederlassung haben.

Maienburg, Schloß des Maien, Lieblingsburg unter denen des burgenreichen Tirols, wie liegst du im Angelpunkte der Schönheiten des Etschlandes!

Von deinen Fenstern breitet sich eine Aussicht, die ebensowol durch die Umrisse einer großartigen Gebirgslandschaft als durch das wonnevolle Detail einer üppigen Natur ausgezeichnet ist! Dazu kommen die „feineren Züge der Kultur“. Wie ein aufgeschlagenes Buch des Mittelalters liegt das Thal vor dir. Schloß Tirol, Greifenstein, Maultasch und Hoheneppan, die du alle mit einem Blicke überschaust, lassen das ganze glänzende mittelalterliche Tirol vor dir aufleben, in duftiger Ferne liegen sie wie Marksteine der Jahrhunderte; die kleineren Herrensitze, die überall vor deinen Blicken auftauchen, und die alle ihre großen Erinnerungen haben, illustriren im Einzelnen das große historische Bild. Und die Farben sind hier im Etschlande viel wärmer, und die Sonne überzieht alles mit glänzenderem und strahlenderem Firniß, als anderswo. Und gleich der umgebenden Natur ist auch in ihrem Innern die Maienburg von seltener Schöne. Wie würdig ist schon das Eingangsthor, bewacht von dem alten Römerthurm! Kletterst du in den ausgedehnten Wohnräumen umher, die den Hof umgeben, so stoßen dir noch Fresken auf, die die Zimmer ausschmückten: unter Gestrüpp und Trümmern siehst du plötzlich das Bild einer rosigen Nymphe, einer Najade; ein Bacchuszug mit Frauen und Bacchantinnen springt plötzlich zwischen dem Grün hervor, das sich jetzt hier überall breit macht. Aber besonders in einem der zertrümmerten Säle, die nach der Flußseite hinausgingen, leuchtet dir durch Fliedergebüsch ein besser erhaltenes Bild entgegen, voll griechischer Heiterkeit und italienischer Grazie: Aktäon erblickt Diana im Bade. Körperformen und Gruppirung, der Ausblick in eine reiche Landschaft erinnern an ein gutes Vorbild, vielleicht von Paolo Veronese oder Giulio Romano. Ebenso das Stück des noch erhaltenen Frieses. Sehr heiter muß dieser Saal gewesen sein, mit dem Blick nach Außen in das blühende Etschthal und nach Innen auf die griechische Götterwelt. Es zeigt uns, wie freundlich sich damals anders wie jetzt das Leben auf den Tiroler Schlössern gestaltet hatte. Wahrscheinlich rühren diese Ausschmückungen von den Haelen oder ihren Nachfolgern den Lidl her. In der Nähe sind die Trümmer der alten Schloßkapelle: hier sind durch Auswaschungen alte Fresken zum Vorschein gekommen mit heiligen Männern und Frauen, die vielleicht noch die ersten Besitzer, die Grafen von Eppan, gesehen haben. Vor allem fesselt den Blick eine Madonna mit lieblichen Zügen und goldigem Haar im blauen Mantel. Welche Wünsche von reisigen Rittern und holden Frauen mögen vor sie hier gebracht worden sein! So muß es früher recht prächtig in dem alten Welfenschlosse gewesen sein, das die Eppaner als eine der am weitesten gegen ihre Erbfeinde, die Grafen von Tirol, vorgeschobene Besitzung stark befestigt hatten. Auf alten Römerkastellen hatten sich auf der einen Seite die Gaugrafen des Vinstgaues und auf der andern Seite die der Bozener Gegend eingenistet. An den beiden Endpunkten des Thales saßen also zwei mächtige Dynasten, und bald mußte es zu blutigen Fehden um die Herrschaft kommen. An dem nördlichen Ende, wo die Ausläufer der großen nördlichen Fernerketten sich erheben, wo noch damals dichter Tannen- und Fichten-

wald die Berge bedeckte und bis zu Schloß Tirol herunterzog, waren die Grafen von Tirol, deutsch vom Kopf bis zur Zehe, die Ghibellinen des Landes. Starrer sind hier die Berge. Und starr war auch der Sinn dieser Grafen und energisch im Zugreifen, wo es galt den Vortheil ihres Hauses zu wahren, aber auch klug und bedächtig, der sie zurückhielt, viel aufs Spiel zu setzen. — An der Ecke des Thales unter der Mendel mit dem Blick zugleich auf die nördlichen Berge und die südlichen nach Italien gewandten Thäler liegt die Hauptfeste der Eppaner Grafen, Hoheneppan. Hesperisch schon ist hier die Vegetation, und die Formen der Berge mahnen bereits an die Nähe des südlichen Landes. Und glänzend und ritterlich, aber auch verschlagen und gewaltsam wie die Fürsten der Lande, wohin ihre Hauptburg sieht, war auch der Sinn der Eppaner Grafen. Wälsches Blut rollte in ihren Adern, die Frauen des Geschlechtes waren größtentheils von daher, während die Tirolergrafen sich größtentheils ihre Frauen aus dem Reiche holten. So stießen hier auf engem Raume, in dem engen Tirolerthale, die zwei gewaltigen Gegensätze zusammen, die die damalige Welt bewegten: Ghibellinen und Welfen. Und charakteristisch war es, daß die Welfen, die Eppaner, nicht ihren Gegnern erlagen, sondern in ihrem Uebermuthe einen gewaltigeren und größeren über sich beschworen, Friedrich den Hohenstaufen mit dem rothen Bart. Und ein anderer Welfe, Heinrich der Löwe, brach im Auftrage des Kaisers ihre Burgen, und machte sie für immer unschädlich. Jetzt erst konnte sich das Arrondirungsstreben der Tirolergrafen ungehindert entfalten.

Doch es ist Zeit, sich von dem hochragenden Maienschlosse zu trennen. Die Sonne steht schon hoch am Himmel, und wir haben noch einen langen Weg bis nach Platzers, dem Endpunkt unseres heutigen Marsches. Wir durcheilen das kleine Dörfchen und steigen hinter demselben in die Höhe auf Wegen, die, wie so häufig in Tirol, mehr der steinigen Runse eines Baches als einer menschlichen Steige gleichen. Aber die umgebende Natur entschädigt uns dafür. Vor uns liegt Völlan, ein verstecktes Eden, umgeben von dem Kranz seiner Wälder, und weiter schimmert das Etschthal herauf, und von drüben die wildzerrissenen Schluchten von Vöran und Mölten. Bald haben wir die Thalschlucht des Brandiser Baches erreicht, der tief unter uns theilweise in malerischen Kaskaden dahin braust. Eine Lessing'sche Waldlandschaft mit Alpenhintergrund! Besonders effektvoll macht sich der Wald, der überall die Höhen umsäumt: zwischen die dunkeln Fichten ist das Laubholz gemischt, dieses schimmert jetzt im ersten Frühjahrsgrün. Die Wege werden immer schlechter, die Gegend immer wilder und großartiger. Endlich erscheinen gegenüber auf einer Höhe, die wie ein Vorgebirge in den Fluß hineinspringt, an einer Stelle, wo ein Seitenbach hereinfällt, Thürmchen und Dächer einer Häuseransiedlung. Es ist das Völlanerbad. Aber um dahin zu gelangen, mußt du erst noch über eine Brücke, um auf der andern Seite auf gut erhaltenen Wegen wieder hinauf zu steigen. Hier ist es im heißen Sommer durch den Wald, der bis zu den Häusern herankommt, und durch die Höhenlage schon alpenhaft frisch, und Bewohner des heißen Etsch-

thales flüchten dann hieher. Die Heilquelle hier soll der des Mitterbades in Ulten ähnlich aber auch schwächer sein. Abgesehen von seiner frischen Waldlage scheint das Völlanerbad unter seiner jetzigen Bewirthschaftung noch einen andern Vorzug vor einer Reihe Tiroler Bäder zu haben, den der Reinlichkeit. Die Wohnräume und Wirthschaftszimmer, die ich sah, machen durchweg diesen Eindruck. Nur das Mitterbad in Ulten wird es darin übertreffen. So dürfte dieser Ort vielleicht von Manchen ins Auge zu fassen sein, die eine waldumrauschte Sommerfrische nicht zu weit von den Städten vorziehen.

Vom Völlanerbad steigt der Weg immer steiler gegen Platzers. In schiefer Ebene senkt sich das Höhethal von letzterem Ort gegen Völlan zu. In den Rinnsalen früherer Bäche, aber immer durch Fichten- und Tannenforsten, die abwechselnd von Laubholz durchsetzt sind, geht das Steigen: auf den waldigen Bergeswänden, die über den Bäumen sichtbar werden, liegen einsame Bauernhöfe. Wo der Wald in die Wiesen und Aecker von Platzers übergeht, entfaltet sich eine ausgedehnte Fernsicht. Wir stehen immer noch auf schiefer Ebene, tief unter uns die grünen Waldschluchten des Brandiser Baches, darüber erheben sich von der anderen Seite der Etsch her die Hochflächen von Hasling, Vöran und Mölten. Gerade fast uns gegenüber die weiße Kirche von Mölten. Die weitausgedehnten grünen Felder zeigen von der Größe dieser Hochflächen. Iffinger, Plattenspitze und Hirzer, um so effektvoller, weil sie noch tief im Schnee stecken, sehen von links herein. Hinter uns glänzt ebenfalls noch im Schneemantel die feingezackte Doppelpyramide des Laugen. Daran schließen sich die monotonen waldbewachsenen Gampenwände. Von rechts leuchten durch eine Spalte dieser Gampenwände die eisigen Dolomite des Fleimser Thales herein. Ueber dürftige Wiesen und Felder haben wir endlich die ärmliche Kirche von Platzers erreicht, die dem heiligen Sebastian gewidmet ist, und die erst in neuerer Zeit mit einem Seelsorger versehen wurde. Dieser, ein freundlicher Mann, ist in Gesellschaft einiger Bauern mit Holzsägen beschäftigt. Welche Gegensätze, hier der einsame holzsägende Kurat in dem dürftigen Alpendörfchen, und da unten in den Städten die stolzen Prälaten in den violettnen und purpurnen Prachtgewändern! Und sie alle haben doch nur dieselbe Mission von dem Erlöser erhalten, Priester der Religion, der Liebe zu sein. In der der Kirche gegenüberliegenden Schenke lagen wälsche Arbeiter, die vom Nonsberg in das Etschthal zogen. Mit jedem Jahre nimmt die Einwanderung der Wälschen in die benachbarten deutschen Thäler größere Ausdehnungen an. Uebervölkerung, größere Anstelligkeit und Genügsamkeit auf der einen, Zurückgehen der Bevölkerungsziffer, Unbeweglichkeit und Wachsen der Ansprüche auf der anderen Seite erklären diese Thatsache zur Genüge. Wie alle Schäden, an denen Tirol krankt, wird auch die fortschreitende Verwälschung der deutschen Grenzthäler mit dem Tage aufhören, wo die geistige Erstarrung, in der dieser kräftige deutsche Volksstamm liegt, gebrochen sein wird. —

Nach drei Seiten hin ist Platzers Durchgangspunkt: einmal über Gfrill

und den Gampen nach dem Ronsberg, dann über die Malayenscharte und den Kratzberg nach St. Pankraz im Ultenthale und endlich für Besteigung des Laugen. Vor Anlegung des Reitweges auf den Laugen vom Mitterbade in Ulten aus wurde der Weg von Platzers auf diesen Berg mehr gemacht wie jetzt. Jetzt überwiegt die Besteigung von Ulten aus, die auf jeden Fall die bequemere, wenn auch weitere ist. Zum Rückweg dürften diesen Weg, der nur etwas viel Geröll hat, solche wählen, die nicht in das Ultenthal zurückkehren wollen. Diese würden dann im Völlanerbade Unterkommen finden.

Zu bemerken dürfte noch sein, daß ein großer Theil der Wälder, die wir durchwandert haben, dem deutschen Orden gehört, der auch das Patronatsrecht der Kirchen von Lana und Völlan besitzt. Besonders in der Bozener Gegend scheint der Orden umfangreichen Besitz gehabt zu haben, Bozen war eine Landkommenthurei desselben. Wie Tirol manches aus dem Mittelalter konservirt hat, so auch den Besitz der geistlichen Ritterorden.

Pörtschach am Wörthersee in Kärnten.

Von **Rudolf Waizer.**

(Nebst Abbildung.)

Ein heiterer Sommersonntag lachte vom azurnen Himmel hernieder, die geputzte Welt zog schaarenweise zu den vier Stadtthoren hinaus, um sich dort oder da im Freien recht gütlich zu thun, der Vergnügungszug war flott geworden, und der Dampfer „Karinthia" lud gerade mit seinem fernhintönenden Signale zum Einsteigen ein. Da überkam auch mich die Sehnsucht, hinaus zu dampfen zu dem Gelände des Klagenfurter Sees, an dem sich durch den Bau von Villen und Badehütten gerade jetzt ein reges Leben und Treiben entfaltet.

Es war zwei Uhr Mittags. Eine zahlreiche Gesellschaft, die den Vortheil besaß, mitunter sogar gewählt zu sein, hatte sich auf den Deck des Schiffes eingefunden, welches nach drei schrillen heiseren Pfiffen seinen Standpunkt veränderte und zur Freude Aller sich endlich nach — vorwärts bewegte. Durch den Lendkanal geht es auf landschaftlichen Befehl natürlicherweise in gemäßigtem Tempo, hat das Schiff aber einmal die sich imposant repräsentirende Station Loretto, d. i. den Eingang in den Wörthersee, erreicht, dann weitet sich die Lunge der Dampfnixe „Karinthia" und mit doppelter Geschwindigkeit saust dieselbe hin über die dunkelgrüne Wasserfläche, die im leisen Zephyrhauch erzittert, und über die der glitzernde Sonnenglanz seine funkelnden Diamanten streut.

Der Steuermann gibt dem Dampfboot die Richtung gegen Südwest und nach kurzer Zeit landet man beim Meiernigg — die Windischen schreiben „Maierobnigg" — einem primitiven Bauernhause in reizvoller Gegend, an der soeben

auch die überall hindringende Zunge der Kultur zu lecken beginnt. Mit dem Beginn der gegenwärtigen Seesaison begrüßen wir an diesem Punkte die Errichtung einer ganz komfortablen Badeanstalt mit Bassin, Douche nebst allen möglichen Schwimmvorrichtungen, und finden am Ufer eine ganz nette Veranda angelegt, die hinlänglichen Unterstand für den größten Theil der Sonntagsausflügler zu gewähren im Stande sein dürfte. Wenn auch Keller und Küche gut versorgt sind, so ist die Parthie für die Klagenfurter jedenfalls ob der Nähe der Stadt wie geschaffen und eine der angenehmsten zu nennen.

Nach Abladung der diversen Passagiere geht es weiter am westlichen Gelände des Sees gegen die grüne Bucht von Reifnitz; man hält beim Landungsplatz dortselbst, von wo aus eine angenehme Parthie zum Keutschacher See oder zur nett situirten Annakapelle unternommen werden kann.

Von hier wird das Schiff gegen die reizend gelegene romantische Halbinsel Maria Wörth dirigirt, von der uns die altehrwürdige gothische Kirche, die schon ein Jahrtausend über sich hinziehen sah, ihren ernsten Gruß entgegenwinkt. Wer ein Freund des Alterthums ist, der mag hier aussteigen und die Kirche mit ihrer Krypta in Augenschein nehmen.

Am Ufer des Sees steht das Gasthaus zum „Seewirth", ein Produkt der potenzirtesten Einfachheit, ein Heim für durstige Landleute, jedes Komforts total entbehrend. Wer ein Freund der Natur und der schönen Gegend ist, der schiffe weiter ins nördliche Gelände — nach Pörtschach — und nehme da seinen Ausstieg.

Man erreicht diese Station mittels des Dampfers von Klagenfurt aus in circa zwei Stunden. Wenn man die Karte zur Hand nimmt, so wird man eine von Norden gegen Süden sich in den See dehnende Landzunge bei dem Dorfe Pörtschach bemerken, welche nunmehr den Landungsplatz der „Karinthia" und das Territorium, auf dem Neupörtschach entstehen soll, bildet. Die Wörther Seebad-Aktiengesellschaft hat auf dieser Zunge drei Villen, jede in einem anderen Baustyle erbaut, Private haben gleichfalls zwei ihrer Landsitze dorthin postirt, und am nordöstlichen Ausgangspunkte ist ein Aktien-Hôtel errichtet, welches vor Kurzem erst wieder eröffnet wurde. Das Pfarrdorf Pörtschach, durch dessen Häuserzeile sich die Reichs-, sowie sich hinter dem Dorfe die Eisenbahnstraße von Klagenfurt nach Villach windet, liefert uns zwar ein Bild idyllischer Einfachheit, bietet aber wenig Interesse. Die Umgebung erhält einen besonderen Reiz durch die zahlreichen Villen, welche seit wenigen Jahren wie aus der Erde gewachsen und mitunter reizend situirt sind. Das Gasthaus zum „Werzer", bei dessen Besuch zuweilen theuere Erinnerungen an das Salzkammergut wachgerufen werden dürften, beschafft so ziemlich Alles, was ein genügsamer Mensch zu wünschen berechtigt ist.

Ein herrliches Landschaftsbild entrollt sich dem Auge, wenn man das nördlich von Pörtschach circa eine halbe Stunde entfernt gelegene Leonstein, eine recht malerische Ruine, die dereinst, wie ein Spaßvogel behauptete, die Stammburg

der nunmehr in Klagenfurt domicilirenden „Gebrüder Leon“ gewesen sein soll — besteigt und seinen trunkenen Blick hinunterschweifen läßt über das prächtige Panorama, das sich vor unserem Auge entfaltet.

Tief unten liegen zwischen üppigem Grün die weißblinkenden Häuser und die geschmackvollen Villen des Ortes Pörtschach, darüber hinaus dehnt sich die smaragdene Fläche des Sees in allen möglichen Schattirungen. Als Staffage breitet sich das saftiggrüne Ufergelände, über welches die ehrwürdigen Riesenzinken der Grenzwächter Kärntens, die „Karawanken“, auftauchen, von denen die gigantischen Formen der Petze, der Topiza, der Obir, Matzen, Koschutta, Harlontz und der Baba besonders abstechen. Pörtschach gegenüber schaut man die Golitza und die gegen Norden steil abfallende Kuppe des Mittagskofels. Weiter rechts hinter dem pittoresk gelegenen Kreinberg ragt die Riesenpyramide des Mangert in die Lüfte und den Schluß des Bildes gegen Nordwest bildet der kärntnerische Rigi — der aussichtsreiche Dobratsch.

Vom westlichen Ausgangspunkte des Sees winken im Thale die Häuser Veldens, welcher Ort die Schlußstation am Wörthersee bildet. Die Geschichte des Schlosses Leonstein ist verschollen, wie die Herrlichkeit desselben versunken ist. Die Geschichte meldet nur, daß die ausgedehnte Burg dereinst ein Eigen der Peuscher von Leonstein gewesen ist, welches Geschlecht schon vom fünfzehnten Jahrhundert ab aus den Blättern der Historie verschwindet. Hat man sich satt gesehen an dem reizvollen landschaftlichen Bilde, so thut man gut, wieder niederzusteigen ins Thal und eine kleine Kahnfahrt zu unternehmen. Schiffe und Schifferinnen sind bald gefunden, und sind Letztere auch nicht schön, so sind sie doch ganz harmlose Geschöpfe, die nota bene ein leidliches Deutsch radezubrechen versuchen. Die Uferbewohner des Sees in Pörtschach, Maria Wörth, Reifnitz ꝛc. sind Abkömmlinge des Herzogs Ingeu, famose Wenden, welche sich jedoch gegenwärtig im Stadium der vollkommenen Germanisirung befinden. Die Leute sehen eben ein, daß sie bei den Badegästen mit dem windischen Idiom nicht weit kommen, und deshalb geben sie, ihren Vortheil ins Auge fassend, Karte zu, parliren deutsch, so gut es geht, und germanisiren sich nolens volens selbst.

Hat man im Kahne Platz genommen, so schifft man nach Maria-Wörth oder fährt zur Schlangen-Insel, welches Eiland zwischen Pörtschach und Maria-Wörth gelegen ist. Die Schlangen-Insel hat ihren Namen von einem Klausner, der dort einmal gehaust, den Ort seiner Niederlassung aber verlassen mußte, weil ihm die Nattern die Existenz unmöglich gemacht hatten.

Auch an Romantik fehlt es nicht auf dem See. Wenn es Ave läutet, der Tag zu Rüste geht und die Nacht ihre schwarzen Fahnen aufhißt:

„Da tönt in nächt'ger Stunde
Der Glocke ernster Laut,
Die auf des Seees Grunde
Ein guter Geist gebaut!“

Die Schifferin bekreuzt sich, denn sie hört das Summen der Glocke aus der Tiefe, sie lenkt den Kahn vorsichtig, daß sie mit ihm nicht am Thurmknauf anfährt, und sie erzählt dir von der versunkenen Stadt, die da im tiefen Seegrunde liegt, und die neu auftauchen wird, wenn der jüngste Tag kommt.

Auch seine Hero- und Leander-Sage hat der See, natürlich auf das Volk angepaßt, die sich aber thatsächlich zugetragen haben soll. Die Variante lautet: „In jenen Tagen des Winters, wo das Frieren des Sees jeden Augenblick zu erwarten stand, fuhr ein Bauernjunge, getrieben von Liebessehnsucht, in einem leichten Kahne eines Abends vom nördlichen nach dem jenseitigen Ufer. Die Nacht brach herein, und ein kalter Windhauch fuhr über die schneebedeckten Gefilde und Wälder. Die Liebenden achteten des Frostes nicht. Spät erst gedachte der Unglückliche der Rückkehr. Fröhlich betrat er das Boot. Kaum jedoch hatte er die Mitte des Sees erreicht, fühlte er Widerstand im Rudern und gewahrte zu seinem Schrecken, daß unter und neben ihm das Wasser zu frieren beginne. Noch eine kurze halbe Stunde und sein Bemühen, die plötzlich entstandene Eisdecke zu durchdringen, war ein fruchtloses. Seine Kräfte waren erschöpft und er sank ermattet nieder. Schneidende Kälte machte seine Glieder erstarren. Er war ein Kind des Todes, wenn er, unverwahrt gegen ihren Einfluß, die noch übrigen Stunden der Nacht ihr vertrauen wollte. Die Liebe zum Leben siegte über die Furcht vor der augenscheinlichen Gefahr. Er stand auf und prüfte die Stärke des Eises. Sie betrug kaum einen halben Zoll. Sein Entschluß war gefaßt. Gott vertrauend, verließ er den Nachen und betrat leise und vorsichtig, mit Händen und Füßen zugleich, die schreckliche Bahn. Sie widerstand der Last seines Körpers. So kroch er in Todesangst vorwärts, und erst nach mehreren Stunden übermenschlicher Anstrengung war er so glücklich, das heimathliche Ufer wieder zu erreichen. Man mißtraute der Wahrheit seiner Erzählung; doch der Kahn, festgefroren in der Mitte des Sees, sowie die Spuren seines furchtbaren Weges gaben Zeugniß seiner That."

So hat die Gegend am Wörthersee ihren landschaftlichen und mythischen Reiz, dessen Werth immer mehr steigen wird, sobald die Bewohner Pörtschachs und des Seegestades für die Kultur und Verschönerung der Gegend hilfreiche Hand bieten werden, so lange nicht ekler Egoismus die Uebermacht gewinnt, der stets mehr zerstörend als schaffend einwirkt, und der das Paradies selber zu jenem Orte stempelt, dem der Naturfreund lieber aus dem Wege geht, um ja nicht Gefahr zu laufen, selbst für die einzuathmende Luft seinen Tribut leisten zu müssen.

Als ich ins Coupé des Vergnügungszuges, der gegen neun Uhr Abends von Villach kam, einstieg, lugte der Mondenschein durch die Fensterluken des Wartthurms an der Leonsteiner Ruine, und über dem See zitterte sein silbernes Licht, das er in die Kelche der träumenden Wasserlilien goß.

Die Brettfall.

Von **Dr. Schreiber.**

Wenn man mit dem Bahnzug vom heitern Unterinnthal herauffährt und das Städtchen Rattenberg mit den Schlössern Matzen, Kropfsberg und Lichtwer hinter sich hat, öffnet sich plötzlich linkerhand gegen Süden fast unter einem rechten Winkel zum Hauptthal, ein Nebenthal in bequemer herrlicher Weite. Es ist das weltbekannte sanges- und lebenslustige Zillerthal. — Den Eingang in dieses Eldorado beschirmen wie riesige kühngethürmte Festungsbauten zwei stolze Felskegel, von deren einem rechtsliegenden bewaldeten Scheitel ein Kirchlein gar anmuthig heruntergrüßt. Es ist die Brettfall, ein weitbekannter Wallfahrtsort, der Gnadenmutter Maria geweiht. Das weiße Kirchlein klebt fast wie ein Vogelnest am Rande der steil abfallenden Felswand und schaut so freundlich herab, als wollte es dem Wanderer unten im Thale zurufen, zu ihm heraufzusteigen, um von oben all die Pracht und Herrlichkeit anzuschauen, die sich vor ihm ausbreitet.

Ein angenehmer im Zickzack sich hinaufwindender Gangsteig, dessen Beschwerlichkeit jedoch durch den Waldschatten gemildert wird, führt dich in einer kleinen halben Stunde zur freundlichen Brettfallkapelle mit einem kleinen angebauten Häuschen, das ein Eremit bewohnt; daneben steht ein kleiner einfacher Gemüsegarten. Wir sind vom Wege erhitzt, und so wird es uns die Gottesmutter wol vergeben, wenn wir vor dem Besuche des kühlen Kirchleins an den steilen von einer Brustwehr beschirmten Rand des Felsens treten und hier den wundervollen Anblick der vor uns liegenden Gegend genießen. Der Fuß betritt fast mit Bangen die von der Mauer umsäumten natürlichen Felsenaltane, und das Auge mißt mit einem anfänglichen Schauer die schwindelige Tiefe, die jäh dahinter abfällt.

Aber welcher Anblick!

Wie berauscht überfliegt das Auge blitzschnell das aufgerollte Naturbild. Vor uns liegt, wie ein blühender Riesengarten, das schöne Unterland. Vom Inn wie von einer schimmernden Schlange durchzogen, breiten sich die üppigen Wiesen und Kornfelder aus. Dorf um Dorf, Kirchthurm um Kirchthurm taucht aus den Obstbaumgärten auf, während rings die prangenden Mittelgebirge mit den weißblinkenden Einzelgehöften, überragt von den zackigen Bergkolossen der nördlichen Kalkalpen, das Bild umrahmen. Bis zum gewaltigen Kaisergebirge, das wie eine gigantische Riesenburg das Ganze im äußersten Osten abschließt, schweift der entzückte Blick, um fast überwältigt von der Mannigfaltigkeit der Eindrücke zuletzt auf der gerade unter uns liegenden Idylle auszuruhen.

Das friedliche Dörfchen, das fast senkrecht unter uns aus schwindeliger Tiefe heraufblinkt, ist die Ortschaft Straß mit ihrem grünen spitzigen Kirchthurm. Sie beherrscht den Eingang ins Zillerthal, dessen vorüberziehender Bevölkerung

sie trotz der Eisenbahn ihren Wohlstand verdankt. Dahinter stehen die malerischen Schlösser Kropfsberg, Lichtwer und Matzen, einst blühend und mächtig, jetzt traurige Zeugen irdischer Vergänglichkeit. Weiter gegen Osten guckt ein Theil des alten Städtchens Rattenberg hervor, bespült von den Wellen des Inns, mit den überragenden Trümmern der alten Bergfeste, dessen durchbohrten Fuß jetzt die Lokomotive durchbraust. Daneben steht das stattliche Dorf Brixlegg mit rauchenden Schmelzöfen. Auf der linken Innseite fesseln den Blick die lieblichen Weiler Münster und Wiesing und das am Eingang des Achenthales sich ausdehnende gewerbthätige Dorf Jenbach mit seinen Hammerwerken.

Wendest du aber das Auge gegen Süden, so lacht dich die Vorderseite des heiteren Zillerthales an, und vor allem der bis hinauf bewachsene und mit Gehöften übersäete Harterberg. Auf seiner halben Höhe in göttlicher Lage haben sich die Weiler Bruck und Hart angebaut, letzteres beherbergte den allgemein beliebten Vikar Lettenbichler, der sich auf dem Gebiete mythologischer Forschung einen Namen gemacht hat. Oft bin ich bei diesem freundlichen Herrn in der Rebenlaube im Widdumsgärtchen beim kühlen Wein gesessen, und während draußen die Abendsonne ihre Goldblättchen auf Feld, Wald und Auen warf, zu uns herauf die Jodler heimkehrender Schnitter erklangen, haben wir manches ernste und heitere Wort über Tirol gesprochen.

Doch was interessirt das den freundlichen Leser!

Wir sind ja jetzt noch auf der Brettfall und nicht im Hospitz zu Hart. Dazu haben wir noch das Kirchlein zu besichtigen und dem Herrn Eremiten in seiner Klause einen Besuch abzustatten. Das Kirchlein ist ganz einfach und schlicht gebaut. Auf dem Altare thront die Makellose. Die Wände sind mit Bildwerken und Votivtäfelchen überkleidet. Denn die „Muttergottes von der Brettfall“ gilt bei dem Landvolk als ganz besonders hilfreich gegen die armen bedrückten Menschenkinder, und die zahlreichen Dankeszeichen, welche der gläubige Sinn der Bauersleute hier aufgehängt hat, erzählen, daß so Mancher, der unter der Last seines Kummers mühsam heraufwankte, getröstet aus der Kapelle ging. Vorzüglich wenn Seuchen oder sonstiges Unglück den Viehstand betreffen, wird hieher gewallfahrtet.

Woher aber der seltsame Name „Brettfall“ kommt, darüber weiß niemand Aufschluß zu geben.*) Wahrscheinlich hing derselbe mit dem Bergsegen zusammen, der in der Nähe dieses Ortes blühte, und von dem noch Stollen in Menge zu sehen sind. Der Fuß des Brettfall-Vorgebirges wird das Klauseck genannt und war in der Vorzeit, als die Herrschaft Rattenberg den Herzogen von Bayern gehörte, mit Schanzmauern zur Sperrung der Straße versehen, deren letzte Trümmerreste erst in neuerer Zeit verschwunden sind. Wo aber die Geschichte stumm bleibt, da öffnet die Sage ihren goldenen Mund, die uns von der Entstehung des Wallfahrtskirchleins folgendes erzählt. Es lebte vor sehr langer

*) L. Steub erklärt ihn aus dem Romanischen pra de valle.

Zeit ein frommer Knappe, der die heilige Jungfrau hoch verehrte. Er befestigte deshalb an einem Baume des Brettfallgebirges, an welchem er täglich vorbei zur Grube ging, oberhalb des Platzes, wo gegenwärtig das Kirchlein steht, ein geschnitztes Marienbild mit dem Jesuskinde, um dort zu beten. Doch wie erstaunt war er, als sich am folgenden Tage das Bild nicht mehr an seinem Baume, sondern auf der Höhe des Brettfallgebirges befand. Er trug es an die alte Stelle. Umsonst. Dreimal entfernte sich das Bild. Man sah nun in dieser wunderbaren Begebenheit einen Fingerzeig Gottes, daß an letzterem Orte die Gottesmutter verehrt werden solle. Man baute zuerst eine hölzerne Kapelle, bis endlich aus den milden Opfern der zahlreichen Andächtigen, die von Nah und Fern zu dem Wunderbilde pilgerten, das hübsche Kirchlein errichtet werden konnte. Als Meßner siedelte sich neben demselben ein Klausner an, von dessen Nachfolgern einer anno 1829 das Unglück hatte, sammt seiner Einsiedelei zu verbrennen. Seitdem ist diese indeß längst wieder gebaut und beherbergt nun einen neuen Waldbruder, den sogenannten „Brettfall-Oansigl" (Einsiedler), der in glücklicher Zufriedenheit hier oben seine Tage verlebt. Seinen Unterhalt giebt ihm theils das kleine Gärtchen, mit Gemüse und Blumen bepflanzt, theils wirft ihm der Verkauf von Heiligenbildern und Gedenkpfennigen, die er den Wallfahrern feilbietet, einige Kreuzer ab. Als ich bei meinem letzten Besuch der Brettfall den gutmüthigen Alten im härenen Habit fragte, warum er sich gerade diese Gegend für seine Einsiedelei gewählt habe, da sah er mich treuherzig an und sagte: „Schauen's Herr, das kann ich Ihnen nicht sagen, aber mir ist halt immer etwas auf dem Herzen g'legen, und es hat mir's kein Mensch weggebracht, außer die da drin." Dabei deutete er auf die offene Kapelle. —

Und nun Gott befohlen!

Das Türkenausbratschen.

Von L. v. Hörmann.

Ende September wird der türkische Weizen (Zea Mais), in Tirol gemeiniglich „Türken" oder „Türgge" genannt, eingeführt und männiglich, so ein Freund der schönen Natur ist, freut sich darauf; denn die lang sich hindehnenden dürren schmutziggelben Maisfelder geben der Gegend ein trostloses Aussehen. Zugleich darf man hoffen, daß mit der Zeit seines Einbringens der orkanähnliche nervenerschütternde Scirocco, nicht umsonst „Türkenreiser" genannt, allmählich sich „ausgeht" und jenen blauen wolkenlosen Herbsttagen den Platz räumt, die diese Monate, wenigstens in den Alpen, zu den schönsten des Jahres machen.

An diese Einfechsung des Türkens reiht sich das sogen. „Türkenausbratschen", „Ausflitschen", „Türkenabfiedern" oder „Ausliesschen", welche Arbeit in der

Reinigung der „Tschurtschen“ (Kolben) von der dürren Blätterhülle besteht und wegen der damit verknüpften ländlichen Belustigung für die Kenntniß des tirolischen Volkslebens nicht ohne Interesse ist. Das Ausbratschen wird Nachts entweder neben dem Hause, gewöhnlich aber, weil es um diese Zeit bereits empfindlich kühl ist, in der Tenne vorgenommen. Die Theilnehmer an der Arbeit werden Tags über durch die Kinder des betreffenden Bauern eigens dazu eingeladen, und gegen acht Uhr ist in der Regel die Beschäftigung schon im vollen Gange. Alt und Jung, vorzüglich aber die lustigsten Dirnen und Burschen des Dorfes haben sich eingefunden. Das Scheunenthor ist geschlossen, um Unberufene fern zu halten. Gelächter, Scherzreden hin und her, unterbrochen von derben Witzen und klingenden Schnadahüpfeln, dringen durch die Klunsen der matterleuchteten Tenne und machen Vorübergehende auf den ungewohnten Lärm neugierig.

Schauen wir durch irgend eine Spalte hinein, so erblicken wir ein sehr bewegtes Bild. Auf langen Bänken, die durch schmale auf niedere Pflöcke gelegte Breter gebildet sind, sitzen der Wand entlang sich gegenüber die „Ausbratscher“. Vor ihnen auf dem Boden liegt der zu bearbeitende Türkenhaufen. Ueber ihren Köpfen, an einigen schräg in den Haustock gesteckten Heugabeln, hängen die Laternen. Die Arbeit selbst ist nicht so leicht, als man sich vorstellen möchte, und erfordert starke Hände und Achtsamkeit. Die Kolben werden nämlich der Reihe nach hergenommen, mit einem kühnen Riß ihrer dürren Umhüllung, der „Federn“ oder „Flitschen“, entledigt und neben sich gelegt oder in die auf dem Türkenhaufen liegenden „Reutern“ geworfen. Die zwei stärksten Flitschen werden daran gelassen, um mehrere Kolben zusammen zu knüpfen. Diese anstrengende Arbeit fällt den „Aufbindern“ zu. Man nimmt dazu kräftige Leute, die gewöhnlich zu oberst in der Reihe sitzen und denen die Kinder die abgefiederten Kolben zutragen. Sie binden 2—4 Kolben mit einem einzigen Knopf zusammen, was, wie gesagt, sehr ermüdend ist. Im Innthal bindet man noch mehr Kolben zusammen, benutzt aber dazu Strohbänder.

Der ganze Verlauf der Arbeit ist durch die heitersten Späße gewürzt und des Kicherns und Lachens ist kein Ende. Zielscheibe der Neckereien sind gewöhnlich die Verliebten, für die dieser Abend ein legales Rendezvous ist, und die es schon so einzurichten wissen, daß sie neben einander zu sitzen kommen. Wird nun z. B. ein Kolben gefunden, an dem ein oder zwei kleine angewachsen sind, die man „Zukindlen“ heißt, so wird er gewiß dem betreffenden Diendl in die Hände gespielt, was natürlich zu allerhand boshaften Bemerkungen Veranlassung giebt. Die abgebrochenen und verkümmerten Kolben kommen als sogen. Brocktürken in einen eigenen Korb und fallen bei reicheren Bauern den Armen zu; die schönsten und größten hingegen werden als „Samtürken“ aufbewahrt. So geht die Arbeit bei regster Beschäftigung aller Hände oft bis gegen Mitternacht fort, bis nämlich der vorliegende Türkenhaufen abgefiedert ist. Dann wird, so gut es in Eile geht, Frucht und Hülle bei Seite geräumt, und die müde Gesellschaft mit Schnaps, Obst und Brod traktirt, ärmere Leute geben Milch und Kartoffeln.

Damit beginnt erst die allgemeine Heiterkeit. Aus einer Ecke erklingt die Zither, und bald dreht sich Paar an Paar im lärmenden Dreischritt. Helles Jauchzen und Gestampfe durchhallt die Tenne und hält trotz des Staubes oft an, bis der Morgen über die Jöcher heraufdämmert.

Ist der Bauer begütert, so geht das Türkenausbratschen oft mehrere Nächte mit gleich heiterem Schlusse fort. Tages darauf werden dann die abgefiederten Kolbenbüschel auf Gerüsten an der Außenseite des Hauses aufgehängt. Ein mit dieser goldgelben Frucht über und über tapeziertes Gehöfte nimmt sich ganz herrlich aus. Die fromme Hauswirthin aber hat die drei schönsten Kolben, darunter einen düster rothen, dem gebräunten Herrgott in der Stubenecke an die ausgespannten Arme und Füße gehängt, welches Symbol des Dankes bis zum nächsten Jahre bleibt.

Der verlorene Sohn.

Eine Humoreske von Sterzinger.

Unter den vielen Eigenthümlichkeiten, die das Tirolervolk besitzt und in ihm eingewurzelt erscheinen, ist auch das Spitznamen-Aufbringen. Diese Spitznamen sind aber nicht so ganz aus der Luft gegriffen, sondern sind meistens Folgen eines dummen Streiches, übler Gewohnheiten, übereilter Reden oder das Lächerliche an der Person selbst. Ein einmal aufgebrachter Name haftet aber streng an der betreffenden Persönlichkeit und geht wol meistens mit ihr zu Grabe.

So starb vor einigen Jahren im Dorfe Axams ein Mann, den man nur unter dem Namen „der verlorene Sohn" kannte. Ganz unwillkürlich erinnern wir uns bei diesem Namen an den verlorenen Sohn im Evangelium. Wir wollen sehen, was ihm zu dieser Benennung verholfen und wiefern er Aehnlichkeit mit jenem im Evangelium hatte. Einige Stunden von Innsbruck, wenn man auf dem linken Innufer stromaufwärts geht, kommt man zu einem Dorfe Ober-Petnau. Man unterscheidet Ober- und Unter-Petnau. Es sind zwei getrennte Dörfer, die, wie schon der Name sagt, ungleich hoch liegen. Ober-Petnau ist der Geburtsort unseres Pfiffikusses. Sein Vaterhaus, eines der ältesten im Dorfe, steht auf einer kleinen Erhöhung und hat vor dem Eingange zur rechten Hand ein kleines Gärtchen, worin die Bäuerin Salat, Schnittlauch, gelbe Rüben und wol auch einige Anisstauden pflegte. Das Häuschen hatte nur die allernöthigsten Räumlichkeiten; so waren zu ebener Erde eine getäfelte Stube mit vier Fenstern, worin ein großer grüner Ofen stand, eine Küche, an die ein Milchkämmerchen stieß, und welches zugleich auch als Speisekammer benutzt wurde. Durch die Küche kam man in eine kleine Hausflur, von wo eine Thüre in den Stall führte. Durch eine Holztreppe gelangte man zu den zwei Kammern im

ersten Stocke, wo die Einwohner des Hauses schliefen. In diesem größtentheils aus Holz gebauten Häuschen nun wohnten ein Vater und eine Mutter mit ihren zwei erwachsenen Buben. Das Erträgniß, welches ihnen die paar Grundstücke und die vier Kühe eintrugen, brauchten sie meist selbst, nur kam alle Jahre einmal ein Metzger und trieb ein oder zwei Kälber fort. Auch ging wol der Bauer im Frühjahre ein oder zwei Mal mit einigen Säcken voll Getreide auf den Markt, die ihn sein Nachbar, der ein Pferd hielt, auf den Wagen werfen ließ.

Gewöhnlich kommt die Heimath nach dem Ableben des Vaters auf den ältesten Sohn. Dieses ist in Petnau gerade umgekehrt. Da bekömmt der jüngste Sohn Haus und Hof und tritt in die Fußstapfen des Vaters. Unser verlorener Sohn, der damals noch mit seinem eigentlichen Namen Klaus benannt wurde, hatte in Unter-Petnau eine schmucke Dirne liebgewonnen und hätte sie gar gern zum lieben Weibe genommen. Das ging aber nicht; das Haus kommt, wenn auch der Vater einmal sterben soll, nicht auf ihn, sondern auf seinen Bruder Ferdl (Ferdinand), das wußte er gar wol. Er dachte lange hin und her — es ließ ihn auch manche Nacht nicht schlafen — wie er diesem Umstande abhelfen solle. Eines Tages, nachdem er wieder eine ruhelose Nacht durchdacht hatte, faßte er den Entschluß und trat zum Vater: „Schaug's Vater, i möcht soviel gern heirathen, vermachts mir's Heimathl, Ferdl (Ferdinand) kommt schon decht (doch) durch.“ Sein Vater aber, der ein gar rechtlicher Mann war und keine Hand breit vom ererbten Brauche abweichen wollte, sagte es ihm nicht zu. Klaus kam später oft mit Drohungen, als wolle er sich ein Leid anthun oder auf und davon laufen, um seinen Vater zum Zugeständniß zu bewegen — aber vergeblich. Es kam die heilige Weihnachtszeit und somit auch die Zeit, wo man beinahe in jedem Bauernhause ein Schwein absticht, größer oder kleiner, je nach dem Wohlstande der Bauern. Unser Klaus, der immer verliebter wurde und um des Teufels willen die Heimath bekommen wollte, hatte sich nun ein gar feines Mittelchen, wie er meinte, ausgedacht, wodurch er seine Eltern zur Erfüllung der Bitte bringen wollte. Am Tage, wo der Vater das Schweinchen abstechen ließ, schlich er sich heimlich in das Milchkämmerchen, holte sich die Schweinsblase, die sein Vater aufgeblasen aufgehängt hatte, füllte sie mit dem Blute des abgestochenen Thieres, nahm die Stalljoppe, steckte sich einige Laib Brot bei, that in einen Papiersack Mehl und Butter und ging, während die Andern in der Kirche waren, dem Walde zu. Die Dorfglocke tönte hell und klar über die beschneiten Felder und so feierlich gezogen, als wollte sie sagen: „Bereite dich, o Christ, auf die Ankunft des Herrn“. Klaus schien den Ruf nicht zu hören, sondern er eilte noch immer bergauf. Endlich hielt er inne, trat auf ein Brücklein, warf die Stalljoppe in den Schnee, öffnete die mit Blut gefüllte Blase, bespritzte den Schnee von allen Seiten und leerte den Rest noch auf die daliegende Joppe. Dann streckte er die Hände in den frischen Schnee und machte verschiedene Tritte kreuz und quer. Ein Spottlächeln umzog seine Lippen, wie er jetzt dastand und im Gefühle, seine Arbeit recht gut gemacht zu

haben, umherblickte. Dann stieg er, damit man ja sicher meinen sollte, er sei von Räubern angefallen, getödtet und dann in den Bach geworfen worden, vom Brücklein auf die schneelosen Steine, die aus dem Bache hervorschauten und von Zeit zu Zeit von einer Welle überschwemmt wurden, nieder und setzte so von Stein zu Stein springend den Weg bachaufwärts fort. Er war schon eine starke Stunde immer höher gestiegen und hatte manchen Fehltritt in den Bach hinein gemacht, als er endlich ganz durchnäßt und erfroren zu einer Almhütte kam. Klaus kannte sich hier sehr gut aus, weil er im Sommer öfter als Hirt bei einem Senner hier war, und es kostete ihm daher auch nicht viel Mühe, die Thüre zu öffnen und einzutreten. Schnell zündete er sich ein Feuer an und suchte sich zu trocknen. Nachdem seine Kleidungsstücke so ziemlich warm und trocken geworden, kam ihm der Hunger. Glücklicherweise fand er nach langem Hin- und Hertappen im Kasten (Milchkämmerchen) eine alte Pfanne. Schnell holte er sich in einem hölzernen Napfe Schnee, ließ ihn beim Feuer zu Wasser werden und kochte sich Nocken, die ihm trotz ihrer Schwärze und Unschmackhaftigkeit sehr mundeten. Das Abendessen war genommen und Klaus sank in ein tiefes Nachdenken. Heute Christnacht und ich hier. Wie gerne ging ich sonst immer in die Mette und freute mich auf den morgigen Tag und auf das Schweinefleisch. Heut vor zwei Jahren hab ich zum ersten Mal meine Luzi heimgeführt und heut bin ich da und kann sie nicht sehen, und was wird sie denken, wenn sie mich morgen nicht zum Opfer gehen sieht? Aber, dachte er sich, und es entfuhr ihm wol ein oder das andere Wort, das Mittel muß wirken, dann wird Luzi mein Weib. — Unterdessen war seine Mutter aus der Mette zurückgekommen und fand wider Erwarten die Hausthüre unverschlossen. Sie rief nach Klaus, suchte sogar in seiner Kammer, kam in den Stall, fand aber keinen Klaus. „Hat er schon wieder offen gelassen und ist fortgegangen, der ‚Kunter'!" Als der Vater nach Hause kam, fragte ihn die Bäuerin, ob er den Klaus gesehen habe oder ob er ihn zum Viehdoktor geschickt habe wegen des Kalbes. Nein, erwiderte er, er habe ihn weder gesehen, noch habe er ihn zum Tommele (Thomas) geschickt. Am andern Tage, als man in die Kirche gegangen, schaute die Mutter mehr als je die Burschen an, um ihren Klaus zu finden, aber vergeblich. Das Amt wollte nicht zu Ende kommen, der Herr Pfarrer hörte nicht auf zu predigen; noch nie schien ihr der Gottesdienst so lange. Kaum war man nach Hause gekommen, so fragte die Bäuerin den Ferdl, ob er den Klaus nicht gesehen und er solle doch suchen gehen. „Ah, was werd ich heut' den Narren, den verliebten Esel, suchen, er wird schon kommen, wenn er das Schweinbratel riecht." Die Mutter getraute sich nichts mehr zu sagen, aber eine Angst, die nur ein Mutterherz empfinden kann, ließ ihr den Braten nicht schmecken. Schon schauten die letzten Sonnenstrahlen ins Fenster der Stube und trafen das große Kruzifix, welches in der Ecke ober dem Eßtische aufgehängt war, und noch nicht kam Klaus. Jetzt erst kam auch den Männern eine heimliche Sorge und der Vater sprach: „Geh, Ferdl, geh doch schauen, wo er

hingerathen ist, geh hinunter nach Unter-Petnau, er könnte halt doch bei der Luzi sein.“ Ferdl folgte dem Worte des Vaters und trat ins Freie. Aber wie genöthigt, ging er nicht bergabwärts, sondern verfolgte die nämliche Richtung wie Klaus einen Tag früher. Als er einige hundert Schritte ober das Dorf gekommen war, blieb er stehen und dachte sich: „Wo will ich denn eigentlich suchen? Im Walde wird er nicht stecken.“ Schon wollte er wieder umkehren, als er aber doch den Entschluß faßte, bis zum Almbrückeln zu gehen. Immer näher kam er dem verhängnißvollen Orte, bis er endlich etwas Dunkles auf dem Brückchen liegen sah. Er ging schneller, und wie versteinert blieb er stehen, als er Klausens Joppe ganz voll Blut im Schnee daliegen sah. „Der Schnee ist zertreten und offenbar muß er angefallen worden sein, dann haben sie ihn erschlagen und in den Bach geworfen.“ Schnell rannte er nach Hause und erzählte dem Vater die Schreckensscene. Auch die Mutter hörte davon und brachte kein Wort hervor, bis endlich ein heißer Strom von Thränen dem Worte Luft machte. „Hab ichs nicht schon gestern gesagt, man soll' suchen gehen, dann wär' das Unglück gewiß nicht geschehen!“ Vater und Sohn verließen das Haus, holten den Schulmeister und kehrten wieder zu dem Mordplatze zurück. Alles wurde gefunden, wie es Ferdl verlassen hatte. Man suchte im Bache die Leiche, aber vergeblich. Es dämmerte schon und noch war nichts gefunden. Der Schulmeister meinte, man müsse geschwind die Anzeige bei Gericht machen. Ein Bote ging ab, zwei Gensdarmen durchstreiften die Gegend, aber umsonst. Der dritte Tag nach Klausens Verschwinden ging schon zur Neige, und kein Trost wurde der armen Mutter zu Theil. Das ganze Dorf war voll von der Trauerkunde. Luzi hatte den ganzen Tag geweint, — da ging die Stubenthüre auf und eintrat — Klaus. Die Mutter flog ihm entgegen, sein Bruder ging ihm entgegen, sein Vater blieb sitzen. Schnell hatte die Mutter schon eine Menge Fragen an ihn gerichtet, von denen Klaus noch keine beantworten konnte, weil die eine die andere verdrängte, als sein Vater sich erhob und in bestimmtem Tone sagte: „Klaus, wo bist Du gewesen?“ Der Angesprochene hat aber keine Lust, hier seinen ganzen Witz aufzudecken, und er meinte auch, das Mittel könnte dadurch geschwächt werden. Durch zweideutige Antworten ließ er den Vater im Ungewissen. Dieser aber, mit solchen Ausflüchten nicht zufrieden, sprach von der blutig aufgefundenen Joppe, von dem zerknitterten Schnee. Klaus sagte, er wisse von keiner Joppe, sie sei nicht von ihm, denn er hätte die seinige, wie sie Alle sähen, am Leibe. Unterdessen war die Bäuerin schon zur Nachbarin geeilt, hatte Klausens Rückkehr gemeldet, und allmählich füllte sich die Stube mit Leuten. Ein Jeder wollte ihn näher sehen, und Jeder richtete Fragen an ihn. Klaus blieb aber einsilbig und verschlossen. Die Leute schauten einander ins Gesicht, und wol Einer oder der Andere murmelte etwas vor sich hin, das wie Narrheit, Trübsinn, Selbstmord lautete. Im Winkel der Stube standen zwei Nachbarbäuerinnen, die sehr leise, aber schnell und wichtig mitsammen sprachen. „Er sollt' halt das Heimatl kriegen, dann wär's schon wieder gut“, sagte die

Eine. Wie aber die Leute sahen, daß nichts zu erfragen sei, verloren sie sich nach und nach, und die Stube blieb leer, bis auf Klaus, der sich hinter den Ofen gelegt hatte. Dem Bauern war aber bald ein Licht aufgegangen. Wie der in das Milchkämmerchen trat, sah er keine Schweinsblase, die er sich schon längst als Tabaksbeutel ausersehen hatte. „Wo soll sie hingekommen sein", dachte er sich. „Ja, ja, das Schweinchen war Mörder, und so viel hab' ich schon im Kopf, daß mich der Klaus nicht d'ran kriegt." Der Bauer mochte wol auch seiner Ehehälfte davon mitgetheilt haben. Da diese aber ein Weib war, so erzählte man sich bald im ganzen Dorfe die Geschichte von Klaus. Sonntags darauf, als Klaus in die Kirche gegangen, lachten ihn Alle aus, und als ein aufgeweckter Bursche ihn den verlorenen Sohn nannte, so waren alle Ohren voll vom verlorenen Sohne. Wie ein wildes Feuer in Stroh schlägt und schnell weiter frißt, so ging dieser neue Name von Mund zu Mund, und am nächsten Sonntag darauf wußte schon jedes Kind, daß Klaus nicht mehr Klaus sondern der verlorene Sohn heiße. Auch Luzi war bald mit der Geschichte bekannt gemacht und vielen Stichelreden der Burschen und Mädeln ausgesetzt. Sie aber sagte Klaus die Liebe auf und wollte nichts mehr von ihm wissen. Klaus freute es nun im Heimathdorfe nicht mehr, und da er auch weder Haus noch Hof zu erwarten hatte, ging er in die Fremde und diente bei einem Bauer als Knecht. Aber auch über sein Vaterdorf begleitete ihn der Spitzname: „Der verlorene Sohn."

Aus unserm Album.

Vom Ardetzenweine.

„Fürwahr, das heiß' ich dürsten! Kein Tropfen, seit es tagt!
Fast schlechter, als den Hirschen, ging's mir auf dieser Jagd.
Zerbrach mir doch die Flasche, ausrann der edle Wein;
Gott Dank, da ist Valduna, mein liebes Klösterlein!

„Hab' immer hören sagen vom kühlen Klostertrunk,
Den da zur Ehre Gottes ohn' allen sündigen Prunk
Die frommen Mönche schlürfen nach altem, heiligen Brauch,
Und hausen hier auch nur Nonnen, ich wette, Gott ehren sie auch.

„Frau Pförtnerin, o öffne die geweihte Pforte geschwind!
Sind christliche Ritterslente, die hungrig und durstig sind. —
Seht, Herren, schon sind die Thore gastlich uns aufgethan;
Selbst Gast, ladet euch zu Gaste Kaiser Maximilian."

So ritt bei sinkender Sonne Max zu Valduna ein;
Bald funkelt in zinnerner Kanne vor ihm der goldene Wein.
Die Oberin neigt sich und beugt sich und trippelt verlegen und spricht:
„Sind schlechte Arbetzentrauben; doch Besseres haben wir nicht.

„Solch' armen Klosterleuten liegt viel zu ferne Burgund,
Doch ist der Trank auch nicht edel, so ist er doch hell und gesund.
Gott seg'ne ihn, den Kaiser, mach' gnädig seinen Blick,
Denkt er einmal nach Jahren an die armen Nonnen zurück!“

Der Kaiser schmunzelt behaglich, doch der Schalksnarr drehte sich um
Und flüstert in's Ohr dem Nachbar: „Man kennt das Präambulum,
Der Max zahlt diesen Schoppen Essig noch theuer genug,
Schon sinnt er, wie er vergolden ihr könnte den zinnernen Krug.“

Beim siebenten Schoppen da winkte den Schreiber Max herbei:
„Für jede meiner Kannen soll's Kloster drei Mal drei
Dukaten jährlich erhalten am Sankt Hubertustag,
Daß der Heilige meine Flasche mir besser behüten mag!

„Nun auf, meine Zechkumpane, schon blinkt der Abendstern
Durch's hohe Bogenfenster, und die Herberg' ist noch fern!“
Die Oberin neigt sich und beugt sich und trippelt verlegen und spricht:
„Noch ein Schlücklein! auf den Arbetzen wächst ja das Kopfweh nicht.“

Doch das zu Pferde Steigen fällt diesmal Max gar schwer;
Es schwirrt vor seinem Blicke wie tausend Fliegen umher,
Er ist absonderlich lustig, das Aug' ihm seltsam glänzt:
„Weiß Gott, was mir die Nonnen heute für Wein kredenzt!“

„Die Nonnen sind wahrlich schuldlos“, fängt lachend der Schalksnarr an,
„Das hat euch sicher der böse Unfallo angethan;
Sagt's Melchior Pfinzing, ich bitt' Euch; der bringt es euch schwarz auf weiß,
Wie Unfallo einen geführet mitten im Sommer auf's Eis.“

Wie der Kaiser nach Hause gekommen, erzählt uns kein Bericht,
Auch ob's Herr Pfinzing erfahren, ward überliefert nicht.
Doch zu Valduna, da trank man jährlich bei frommem Gelag'
Auf Maxens Wohl viel Schöpplein am Sankt Hubertustag.

Julius Günther.

Am Firnensee.

Hoch in der Firne ewigem Schweigen
Da liegt, da ruht, da rauscht ein See;
Da will ich oftmals aufwärts steigen;
Da ist's so wohl mir und so weh!

Es spiegeln d'rin die Himmelssterne
Sich hell und klar in Glanz und Gluth,
Weit unten in der Azurferne,
Tief unten in der blauen Fluth.

Die Wasser rauschen still und leise,
Als tauschten sie Geheimniß aus,
In einer wundersamen Weise,
Als sprächen sie vom Vaterhaus.

Da steh' ich einsam oft im Schweigen
Am eisumkränzten Firnensee.
Ich möchte in die Fluthen steigen,
Um zu vergessen all mein Weh.

Kaspar Ruepp.

Der Sommer kommt!

Der Sommer kommt, schon wogen rings die Saaten,
Die Linde blüht, das Bächlein spendet Kühle,
Des Waldes Schatten locken aus der Schwüle
Der Stadt uns fort zu muntern Wanderthaten.
  Nur frisch hinaus, es braucht kein langes Rathen!
Der Sommer kommt und bringt uns neue Ziele:
Hervor mein Bergstock, auf zum kecken Spiele
Ihr Eisen, die schon manchem Gipfel nahten.
  Den Höhen gilts, die dort, von Duft umwoben,
Den Sommer grüßen mit gar eignen Klängen,
Mit Gletscher-Krachen und Lawinen-Toben,
Mit tausend Bächen, zischend durch die Engen,
Sie winken uns, es glitzern ihre Zinnen,
Zur Bergfahrt auf, wir müssen sie gewinnen!

A. Zöhnle.

Abendläuten im Gebirge.

Ich stand auf waldiger Höhe
Und sah hinab in's Thal:
Der Berge Häupter glänzten
Im Abendsonnenstrahl.

Aus weiter, duftiger Ferne
Drang wundermilder Schall —
Es war der Abendglocken
Andächt'ger Wiederhall.

Wie ernste Scheidegrüße
So tönt' es durch den Hain;
Die Feierklänge drangen
Mir tief in's Herz hinein.

Und stiller ward's und dunkler
In Wald und Thal und Flur:
Es sang dieß Abendläuten
In Schlummer die Natur.

Mir aber schlich's wie Wehmuth,
Wie bitt're, in das Herz —
Der Glockenton, er mahnte
Mich an der Trennung Schmerz.

Und doch ein freudig Hoffen
Die Seele mir erfüllt':
Ich sah durch mächtige Schatten
Des Wiedersehens Bild.

Es folgt auf finstre Nächte
Der Morgen, rein und schön —
So folgt dem Trennungsschmerze
Ein fröhlich Wiederseh'n!

M. Diemayr.

Auf ewigem Schnee.

Wo zu den Wolken hoch die stolzen Häupter ragen
Der Bergesriesen, die der ew'ge Schnee umkränzt,
Fühl' ich im Busen stets mein Herz auch höher schlagen
Und eine Thräne hell in meinem Auge glänzt.

Ein Meer von Eis und Schnee liegt weit zu meinen Füßen,
Milliarden Tropfen, die aus starrer Todesruh'
Die Sonne zaubernd weckt mit heißen Liebesküssen,
In tausend Bächlein flieh'n den jähen Klüften zu.

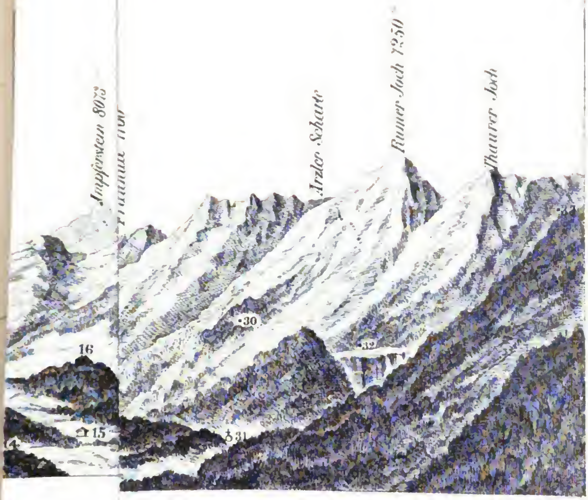
Kein Wesen schau' ich weit, mein Staunen auch zu theilen,
In diesem Aether selbst der kühne Aar nicht kreist,
Und doch sehnt sich mein Herz, für immer hier zu weilen.

Millionen schau' ich rings — von allen doch geschieden!
Nur Dir fühl' ich mich nah', des Weltalls großer Geist,
Deß ewig Denkmal diese Gletscher steh'n hienieden.

Josef Erler.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



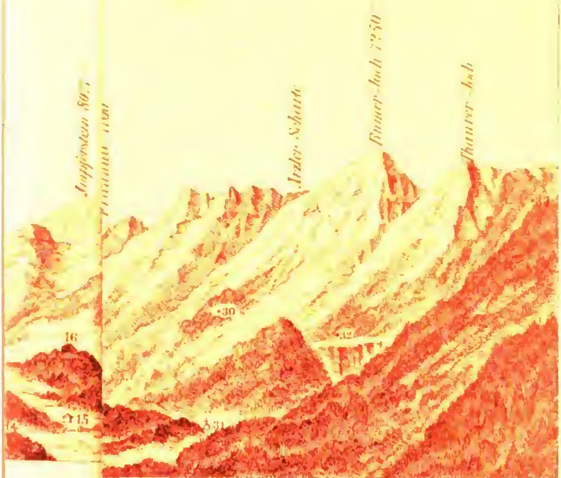
Verlag von Eduard Amthor, Gera.

30. Vintl Alpe
31 St Romedi
32. Thaurer Alpe
33 Kaiser Pyramide 5430'

ach
Hügel

N C

wirths



Verlag von Eduard Amthor, Gera

st

30 Vintl Alpe
31 St Romedi
32 Thaurer Alpe
33 Kaiser Pyramide 5430

ach
hügel

N C

wirths

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

IX. Band, 5. Heft. | Jährlich 1 Band.

DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung
von
Alpenkunde unter Jung und Alt
in
populären und unterhaltenden Schilderungen
aus dem
Gesammtgebiet der Alpenwelt
und mit
praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern
herausgegeben
von

Dr. Ed. Amthor,

Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer“.

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.

Gera
Eduard Amthor.
1876.

Ein Band à 6 Hefte | à Heft 1 Mark.

Inhalt des fünften Heftes des neunten Bandes.

Hierzu **zwei Kunstbeilagen:**

Maurizenalpe (Hochleger). Schwarzdruck. Nach einer Originalzeichnung von Lergetporer.

Tesero im Fleimserthal in Südtirol. Schwarzdruck. Nach einer Photographie.



Lith. Anst. v. C. Bollmann, Gera

Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera

TESERO

im Fleimserthal in Südtirol.

Drei Sagen vom Fuße der Dreiherrnspitze.

Von A. Auer.

Dort wo sich die tirolischen Alpen in der Zillerthalergruppe bedeutend niedersenken, um sich wieder in überraschender, majestätischer Erhebung in der Venedigergruppe fortzusetzen, an der Wasserscheide der Adria und des schwarzen Meeres, dräut mächtig und erhaben die Dreiherrnspitze mit ihrem Silberscheitel in den blauen Aether und sendet den schmutzigen Schweiß des altersmüden Hauptes nach allen Seiten hinab in die schluchtenreichen Thäler, befruchtend und zerstörend zugleich. Gleichwie sie ihre meisten Nachbarn in ihrem Baue und in ihrer Gestaltung weit übertrifft, so fühlte sie sich vor Zeiten reich und mächtig genug, Dreien Herrn ein Stück Gebietes zu Lehen zu geben. Die Nachwelt, wenn auch im Allgemeinen undankbar genug, bewies sich jedoch hierin gegentheilig; sie nennt den hehren Alpenfürsten die Dreiherrnspitze oder den Dreiländerer.

Nach drei Seiten hin läßt die Dreiherrnspitze ihr silberdurchwirktes Atlaskleid hinunterwallen auf den Grund schluchten- und schründenreicher Hochthäler, deren vielgestaltige Trümmermassen die äußersten Zipfel nur frostig und gezwungen in die Hand nehmen; denn die Dreiherrnspitze ist eine spröde, kühle Herrin, die gebieterisch Unterthänigkeit und Gehorsam fordert. Die drei bezeichneten Hochthäler sind: das Umbalthal im Südosten, das sogenannte Kößthal (mit der Alpe Köß ganz knapp am Ferner) im Norden und das obere Prettanthal im Westen, genannt Lauern, mit gleichnamiger Alm. Wir beschäftigen uns hier mit dem letztgenannten Thale, und zwar in seiner weiteren Verästelung und Entfaltung.

Blickt man vom schönen gothischen Kirchlein St. Valentin in der Prettau thaleinwärts, so entzieht sich dem suchenden Blicke des Touristen jedwede Fernsicht auf die Koryphäen der diesbezüglichen Bergwelt; das Thal scheint seinen Abschluß zu haben oben auf der Birnlücke, einer Sattelung der Tauernkette, die auf genanntem Punkte sich relativ bedeutend senkt. Das großartige Lauernthal hat sich ganz hinter den vorspringenden Ausläufern der Röth- und Dreiherrnspitze verborgen.

Wir betrachten die sanfte Buchtung der Birnlücke und gewahren in deren Vertiefung noch eine mächtige Schneelage, die sich, selbst im Sommer, weit

herab über den Bergrücken erstreckt. Die dahinter sich spannende Bläue zieht unser Gemüth zauberhaft an und läßt die Ahnung aufkommen, als ob da droben etwas ganz Seltsames zu finden wäre. Darum steigen wir auch also gleich hinauf auf die Birnlücke.

Der Weg führt anfangs die Straße entlang zum Tauernhause Kasern, an dessen hinterer Thüre allen Fremden (so heißt man allgemein die Touristen) bereitwillige Aufnahme und gute Bedienung in auf einer Tafel angebrachten echt drolligen Versen versprochen wird, was man aber leider selten hält; dann geht es über die flachen „Felder" hinein zum heil. Geistkirchlein, von dort am rechten Ufer der Ache am Tauernwege vorwärts am Brunnstein, wo der Tauernweg abzweigt, vorüber und hinein in die Alpe Kéra, eine wahre Idylle von einer Alm. Dort gelangt man über den Bach und am linken Ufer hinauf nach der Alpe Lanern, von wo quer über zur Runse, die von der Birnlücke herabstreift. Noch eine gute Strecke stark bergan, und oben stehen wir im Sattel der Birnlücke.

Soeben schwebt die Sonne draußen über dem Schwarzensteinferner und schießt ihre letzte Strahlengluth zurück auf die uns umgebenden, theils beeisten, theils eisfreien Berge. Schon beginnt die Dämmerung ihr märchenhaftes Licht allenthalben zu entfalten; unten im Thale färbt's sich stahlblau, und eine träumerisch melancholische Ruhe wird nur theilweise unterbrochen durch das murmelnde Plätschern der Bächlein, die ringsum, immer stiller und stiller, ihrem Bette in der Tiefe zueilen.

Werfen wir noch einen Blick nach Nordost in das Rößthal und seine weitere Fortsetzung, das Windthal; dort kämpft in seinen entferntesten Theilen an den Einfassungs-Bergen und Gipfeln schon die Nacht mit der weichenden Dämmerung; nur im obersten Theile, dem mächtigen Rößferner, der sich unter der ein paar Tausend Fuß hohen Felswand, die sich von der Dreiherrnspitze schroff und steil herabsenkt, in mächtigen Thürmen und Schründen im schönsten Farbenspiel vom Hellgrün bis ins Dunkelgrau herauszieht, bis hart an die Almhütten zur „Röß", hält sich das Licht noch mehr gebunden und sticht zum fast unheimlichen Dunkel der Partie des Prettau- und Ahrnthales wohlthuend und erhebend, aber doch wieder geheimnißvoll ab.

„Wenn's unten dunkelt, tief im Thal,
Und uns beengt im Zauberkreis,
Wird's frei am Ferner allzumal,
Es lebt und pulst im Gletschereis."

I. Der verborgene Schatz.

Nachdem wir den freundlichen Leser mit unserem Standpunkte vertraut gemacht haben, können wir wohlgemuth an die Mittheilung dessen schreiten, was in unserer Ueberschrift angedeutet wurde. Wenn diese auch auf den ersten Blick mehr für Kinder berechnet erscheint und für deren Erwartungen spannend sein

möchte, so wollen wir es dem freundlichen Leser keineswegs verhehlen, daß mehr darin gefunden werden mag, als etwa nur eine Fütterung der Phantasie des Kindes.

An der Alpenblume nascht emsig der Schmetterling und die Biene, es ziehen beide daraus den köstlichen Honig; der gelehrte Botaniker greift mit nicht geringerem Eifer nach derselben, zergliedert sie und stellt darüber die tiefgehendsten Forschungen an; der Pharmazeut klettert über Stock und Stein zu ihr herauf — er reißt sie sammt der Wurzel aus dem sandigen Boden und bereitet daraus den heilbringenden Trank. So dürfen wir denn auch hoffen, daß „diese Alpenblume" vom sinn- und gemüthreichen Alpenfreunde mit Vergnügen angeschaut und betrachtet werde, daß der Sohn der Berge auch an der schlichten Sage irgend etwas für seinen Geist finde, das er dann nach seiner Art verwerthen kann.

Wenn ich als Gymnasiast in den Ferien nach Hause kam, waren es vor Allem die Berge und Hochalpenthäler, die ich in Jagdlust und frohem Studentensinn durchstreifte, ja ich begeisterte mich damals selbst für das Leben auf der Alm, ich nahm als natürliche Nachhilfe meiner Phantasie dazu den alten Homeros zur Hand und glossirte wol auch manche Stelle aus der Odyssee. Jedoch nicht ausschließlich schwärmte ich auf den Gebirgen herum; zuweilen stöberte ich auch in den hinterlassenen Schriften und Aufzeichnungen meines Großvaters, welcher als Verwalter des Berg- und Schmelzwerkes im Ahrnthale schon von Berufswegen sich viel mit der Bergwelt abgeben mußte. Ich kannte den guten Alten nicht mehr, denn kaum hatte ich die Augen dem Leben geöffnet, schloß er sie. Nur hörte ich später von den Leuten Vieles über Wesen und Charakter des „alten Verwesers" (das war sein Name) reden, und sein Andenken lebt noch im Munde des Volkes. Unter den vielen alten vergilbten Papieren fand ich ein kleines loses Blatt, wohlverwahrt in einer ledernen Brieftasche neben einigen Bankzetteln vom Jahre 1811. Mich interessirte das überschriebene Blatt vielmehr, als die werthlosen, wenn auch sehr hübschen Banknoten. Nun, war vielleicht ein Vermächtniß, oder der Satz eines Weisen darauf verzeichnet, oder gar eine verborgene Goldmine darin angedeutet? Keines von beiden. Es stand wörtlich folgendermaßen zu lesen: „Ein gewisser Haid, Pierhammer, hat zu Feindeszeiten droben auf der Birnlücke eine große Masse geprägten Goldes und Silbers vergraben. Darum weiß Niemand etwas außer dem alten Gemsenjäger Hallechn Vestl."

Wie blitzte es da auf in meinem Innern! Wol hatte ich als Studiosus Vieles von Schatzgräbern und Hexenmeistern gelesen und auch das kaum beneidenswerthe Loos derselben beherziget, indem ja doch, wie man zu sagen pflegt, kein wahres Wort an derlei Sachen ist. Allein die Pietät gegen den alten Großvater, die so bestimmte Angabe der Person des Goldvergräbers, sowie das tiefe Geheimhalten ließen in mir keinen Zweifel an der Wahrheit der Aufzeichnung

aufkommen. „Ich werde schnellstens mich an die Erhebung dieses Schatzes machen", so tönte es aus meinem Herzen heraus, ohne auf das wie mich zu besinnen.

Vorerst fragte ich harmlos und ohne Aufsehen zu erregen, ob der Gemsenjäger „Vestl" noch am Leben sei. Die Antwort lautete „ja". Das war ein neuer Hoffnungsstern. Allein die Ferien gingen bereits zu Ende, und meine Eltern würden mich schwerlich jetzt schon den Beruf eines Studiosen mit dem eines Schatzgräbers haben vertauschen lassen. Darum barg ich das große Geheimniß in meinem Busen und ging wieder auf die Universität in der sicheren Hoffnung, bei Gelegenheit der nächsten Ferien mein Glück zu machen.

Sehr häufig kam denn auch, wie leicht begreiflich, selbst während der obligaten Studien das Schatzerheben in meinen Sinn. Ich kalkulirte hin und wieder, ohne auch nur irgend Jemanden ins Mitwissen zu ziehen. Ja, was gar am seltsamsten klingt, mir wurde das Vorhandensein des Schatzes zur völligen Gewißheit. Dazu trug unter anderem der Umstand bei, daß die Urkunden des späteren Mittelalters das Ahrnthal „vallis aurea" nannten, worauf ich erst jetzt ein großes Stück hielt. Wol las ich diese Bezeichnung früher in einigen Prämien aus der Zeit der Gymnasiasten-Jahre; allein dazumal legte ich kein Gewicht auf das „Goldthal". Jetzt aber erschien mir der Name „ominös", und in meiner erregten Phantasie ward der weitere Schluß bald fertig: „Es muß dort wirklich Gold vergraben liegen." Wenn auch diese meine Logik, aller und jeder Gründlichkeit baar, keinen Denkenden zu überzeugen vermag, mir galt der Schluß als unumstößlich sicher, ja noch viel sicherer als alle aristotelischen und scholastischen Schlüsse. Darum war denn mein ganzes Sinnen und Trachten auf die kommenden Ferien gerichtet; den Plan zur Erhebung des Schatzes hatte ich lange schon fertig gebracht; ja noch mehrere andere Luftschlösser gebaut, die sich der freundliche Leser selbst leicht vorstellen mag; es waren Korollarien aus dem ersten Hauptsatze, welcher mir unfehlbar gewiß schien: „Ich erhebe den Schatz und werde ein steinreicher Mann."

So kamen denn die Ferien, wenn auch im Schneckengange, herangezogen. Anstatt der Einladung, einen kränkelnden Instruenten aus sehr wohlhabendem Hause auf seiner Rekonvalenzreise durch die Schweiz und Italien zu begleiten, Gehör zu geben, fand ich Ausreden genug, die mich schnell in meine Heimath riefen. Dort angelangt schritt ich ganz im Geheimen an die endliche Ausführung meines Vorhabens. Das Allererste war denn auch wieder die Nachfrage nach dem alten Jäger „Vestl". Er wohnte einige Stunden entfernt von meiner Heimath, in der Prettau und war mir deshalb nicht näher bekannt. Um mir ein längeres Verweilen bei ihm möglich zu machen, wählte ich eine Alm in der Prettau als Sommerfrische, angeblich zur Stärkung und Ausfrischung meiner Nerven; dies erschien denn auch meinen Angehörigen sehr plausibel und war auch von meiner Seite aus in dieser Beziehung wünschenswerth.

Des Jägers Vestl Logement war überall und nirgends. So haben es

wol viele Gemsenjäger unserer Alpen. Am sichersten ihn zu treffen, ging man — das versicherten mir die Senner meines Sommerfrisch-Aufenthaltes — zum Tauernwirth in „Kasern". Dort stellte Vestl mit seinen erlegten Gemsen, will nicht sagen, eine chemische Analyse, wol aber einen eigenen Stoffwechsel an. Zuerst wurde der erlegte Gemsbock in Silber gewandelt, dann dieses in eine Flüssigkeit, die bei allen Jägern hoch in Ehren gehalten wird, in Schnapps. Die Krücklein aber schlug Vestl fleißig vom Schädel der Gemsen und kaufte dafür Pulver und Blei. So lauteten die Aussagen der Senner, von deren Richtigkeit ich mich alsbald überzeugte.

Bei der ersten besten Gelegenheit machte ich einen Abstecher zum Klaus (so hieß der Wirth) in Kasern. Wirklich traf ich den Vestl, nachdem ich mich nach ihm erkundigt hatte, in der Wirthsstube; aber, o Elend! in einem Zustande, daß an mein wichtiges Geschäft, das ich mit ihm abzumachen vor hatte, gar nicht zu denken war. Der Kerl hatte einen Rausch, der in der bekannten Skala, wenn nicht den obersten, so doch den nächst daranstehenden Platz einnahm. Wahrscheinlich hatte er den letzten Groschen, den er für die letzt erlegte Gemse eingelöst, soeben verpufft. Man bedeutete mir auf meine Fragen: „Es sei schon einmal Vestls Brauch, sich für jede Gemse dies Vergnügen zu machen; nach zwei Tagen werde er wieder nüchtern, und dann sei er ein ganz guter leutseliger Kerl". Ich ersuchte den Wirth Klaus, dem ausgenüchterten Vestl zu sagen, ich wünschte mit ihm eine Gemsjagd mitzumachen und werde zu diesem Zwecke am St. Lorenzi-Tag mich in Kasern einfinden. Schnell lieh ich einen Pürschstutzen und rüstete mich mit allem Jagdzubehör aus. Dann erschien ich in Kasern. Vestl hatte sich richtig eingestellt, und zwar in einem ganz anderen Zustande als bei der letzten Begegnung. Nachdem ich ihm meinen Wunsch auseinander gelegt, mit ihm, dem erfahrenen alten Jäger, eine Gemsjagd-Partie vorzunehmen, hatte ich den sonst einsilbigen Vestl ganz gewonnen; ich hatte sein Vertrauen, und er wurde redselig. Nun erübrigte nur noch, den Ort auszumitteln, wohin wir gehen sollten. Ich überließ ihm den Vorschlag. Er nannte in erster Reihe „Lanern", das Hochalpenthal, mit dem Aufstiege zur Dreiherrnspitze. Natürlich that ich keine Widerrede, sondern erklärte mich schnell einverstanden, denn gerade das Lanern hatte für mich einen besonderen Reiz, wie wol dem freundlichen Leser von selbst einleuchten wird.

Es wurde daher sogleich beschlossen, heute noch bis in die Alpe „Kéra" zu marschiren, um am morgigen Tage vor Morgengrauen droben an der Warte zu stehen. Da es noch gut an der Zeit und der Weg nach Kéra nicht besonders weit und beschwerlich war, wichste ich dem Vestl beim Kasernwirth Klaus noch ein Paar Fraggelen (ein halbes Seidel) Schnapps auf, damit er ja recht redselig werde. Die Stunde zum Aufbruch war gekommen; wäre nicht ich bei Vestl gewesen, er hätte sicher lieber den Schnapps weiter verfolgt, als die Gemsen; aber so ging er bereitwillig mit. Unterwegs erzählte er mir verschiedene Jagdabenteuer, denen ich mit großem Interesse folgte. Aber von der Birnlücke und

dem dort verborgenen Schatze erwähnte er keine Silbe, was mich schier Wunder nahm, indem doch er davon wissen mußte. Ich stellte auch vor der Hand keine diesbezügliche Frage.

In Kéra angekommen ließen wir uns vom Senner ein Melchermus kochen, das wir mit unserm mitgebrachten Proviant würzten; noch kurze Zeit nach dem Abendschmans wurde am lodernden Feuer ringsum im Kreise gesessen, erzählt, das Projekt für den morgigen Tag genauer fixirt, nach Spuren von Gemsen umgefragt; dann auf Vestl's Anrathen zeitig auf den Heuboden gegangen und — mir träumte vom verborgenen Schatze, keine Silbe von der Gemsjagd.

Früh morgens schon um 1 Uhr weckte Vestl zum Aufbruch; das Wetter zeigte sich sehr günstig. Beim Aufsteigen war Vestl schweigsam wie die uns umgebende Nacht. Die schneidige Firnluft fächelte prickelnd um Wangen und Locken, so daß es nicht zum Angenehmsten gehörte, über unwegsame steile Pfade zu klettern, in die sich schon einzelne abgerissene Fernertrümmer einzwängten. Ich entschloß mich, dem Jäger die Lust nicht zu verderben — er hatte Gemsen auf der Spur —, sondern erst nachträglich mit meinem langgenährten Plane herauszurücken. Er stellte mich auf die Warte hoch oben auf dem Berggrate, der das Lanernthal vom Windthal trennt. Nur sehr schwer ist es für den Fuß des Menschen, hin- und herüber zu kommen; desto beliebter und häufiger aber wechseln dort oben die Gemsen. Von dieser Warte aus hatte ich die Birnlücke vis-à-vis vor mir gegen Norden. Mein Blick war, sobald es nur ein bischen graute, dort hinüber gerichtet, gedachte ich ja heute noch, und zwar bei Zeiten, das tiefe Geheimniß dort drüben zu lösen! Der Trieb begann. Vestl schoß und fehlte, ein Rudel Gemsen sprang — nicht mir zu, sondern gerade entgegengesetzt hinüber zur Birnlücke und verschwand im Nu jenseits derselben. Ich stieg herab dem Vestl zu, der nicht weit von mir war. Vestl sah traurig und mißvergnügt darein; hatte er ja sicher gehofft, mich durch eine interessante Gemsjagd zu erfreuen, und dies war gänzlich fehl geschlagen. Ich suchte ihn zu trösten und holte aus der Jansentasche Proviant hervor; ein köstlicher „Terlaner“ sollte unser Mittagsmahl würzen. Vestl wurde wieder redselig, und jetzt glaubte ich den rechten Moment herangekommen, um ihm mein Vorhaben zu entdecken.

„Vestl“, begann ich, „laß einmal ein gescheidtes Wort reden. Hast du nie etwas gehört, daß drüben auf der Birnlücke (dabei zeigte ich mit der Hand hinüber) ein großer Schatz verborgen liege?“ Vestl machte Augen wie ein Buhie (Uhu); seine Muskeln und Nerven schienen sich alle krampfhaft zu spannen. Schweigsam sah er mir ins Gesicht, als wollte er an mich die Frage stellen, ob ich denn darum wisse. Ich langte aus meinem Portemonnaie den vergilbten Zettel heraus und zeigte ihn dem Vestl, las ihm auch die räthselhaften Zeilen vor, denn er konnte nicht lesen. Nachdem ich ihn über das „wohin“ und von „wem“ der Zettel sei, aufgeklärt, ward auch seine Zunge gelöst.

„Vestl", sagte ich, „erzähle mir, was du weißt, es bleibt Alles Geheimniß zwischen mir und dir; du darfst mir vertrauen."

Jetzt hub Vestl an zu erzählen: „Ja, ich weiß von dem Schatze, und zwar bin ich der Einzige, der davon weiß, mit Ausnahme von Ihnen, wie es scheint; darum sollen Sie Alles erfahren. Vierzig Jahre sind es jetzt her, wenn ich nicht irre, als ich, Bergknappe im Dienste Ihres Großvaters, vom Vorhandensein eines Schatzes zuerst Nachricht erhielt. Ihr Großvater zog mich ins Geheimniß, weil ich schon als junger Bursche das Jägerhandwerk trieb und mit dieser Gegend sehr vertraut war. Er erzählte mir, daß er von einem alten Bergverweser gehört, daß droben auf der Birnlücke viel Geld vergraben liege. Auch die Stelle bezeichnete er mir. Es findet sich, so sagte er, hart am Ferner eine Steinplatte; darauf ist eine Bärenbratze, eine Wolfsbratze und ein Menschenfuß eingegraben. Unter dieser Platte sei der Schatz verborgen. Ihr Großvater sagte mir auch, daß kein Mensch darum wisse und die Platte sehr schwer zu finden sei; auch stehe es ganz fest, daß wirklich ein Schatz vergraben liege, denn jener Bergverweser, von dem Ihr Großvater die Nachricht geschöpft, habe den Schatzvergräber noch gekannt, und sei ihm beim Vergraben verhilflich gewesen. Weiteres wußte Ihr Großvater selbst nicht zu erzählen, nur das sagte er immer, es steht fest, der Schatz ist noch droben, er ist nicht erhoben."

Nach einer geraumen Pause, die Vestl mit einem Schluck Terlaner ausfüllte, fuhr er weiter fort: „Ihr Großvater selbst machte nie einen Versuch, den Schatz zu erheben, wol aber munterte er mich stets dazu auf und versprach mir dabei hilfreich an die Hand zu gehen. Das wußten wir beide, daß sich ja keiner unvorbereitet und ohne die „geheimen Kenntnisse" ans Schatzerheben machen konnte, wenn Jemand nicht Leib und Leben aufs Spiel setzen wollte. Da traf es sich, daß zufällig der Freimann (Scharfrichter) hier zu Thal war. An diesen wandte ich mich um eine Belehrung über das Schatzerheben. Er theilte mir gegen gutes Geld auch das Geheimniß mit und belehrte mich, wie ich es anzugehen hätte; auch gab er mir eine kleine Kugel, anscheinlich von Pech; die, sagte er, solle ich stets bei mir tragen ein halbes Jahr lang. Dann solle ich mich in der Sommerquatemberwoche um 12 Uhr Nachts vom Samstag auf den Sonntag an die Erhebung des Schatzes machen. Auch ertheilte er mir noch einige andere Vorschriften, die ich alle genau einhalten sollte. Der Tag nahete heran, an dem ich mich nach des Freimanns Weisung zur Erhebung des Schatzes anschickte. Niemand wußte auch nur im Geringsten etwas von der ganzen Geschichte, außer Ihrem Großvater, dem alten Verweser — Gott tröste ihn! Ganz allein, als wollte ich des edlen Waidwerks pflegen, stieg ich im raschen Schritt zum heil. Geistkirchlein hinan; dort betete ich einige Vaterunser, wie ich zu thun pflegte und wol jeder Vorübergehende, und empfahl meine Sache dem lieben Herrgott. Schon gleich nach Sonnenuntergang stand ich auf der Höhe, im Sattel der Birnlücke, meine Pechkugel sorgfältig hütend und beobachtend. Es ging Alles gut von statten, kein trübes Zeichen mischte sich in meine Beobachtungen. Endlich

nahte die zwölfte Stunde, ich erkannte das an der Segenhand (Sternzeichen des Orion), die just hinter dem Rauchkofel unterging. Jetzt krabbelte ich, das Licht einer Kerze, welche der Freimann mir gab, in der Hand, um die Schrofen und Fernerenden, nach der Platte mit den bezeichneten Fußtritten suchend. Ich fand sie fein bald. Schier außer Sinnen vor Freude, machte ich mich mit frischem Muthe an die Arbeit. Die Platte war hart am Ferner, so groß wie der halbe Tisch unten in Kasern. Das Fernereis war theilweise schon darübergewachsen, so daß ich nur noch den Menschenfuß und die Bärentatze sehen konnte. Darum fing ich an, die Platte bloszulegen; Stemmeisen, Hacke und Schaufel hatte ich mitgenommen. Ich fand auch die Wolfstatze, fast ganz wie neu eingegraben. Ich fühlte mich stark wie ein Löwe, und nun galt es, die Platte zu heben und darunter den Boden aufzugraben. Ich muß es sagen, trotz meines Muthes beschlich mich ein so unheimliches Gefühl, daß ich es gar nicht auszudrücken vermag. Die Sterne flammten so feurig über mir, es war Alles so still um mich herum, wie im Beinhaus. Betend griff ich nach dem Stemmeisen, um die Platte aufzuheben. Schon hatte ich das Eisen unter die Platte geschoben und einen Stein zum Festhalten daruntergesteckt, noch ein Ruck, und — Gott im Himmel! jetzt fings an über und unter mir zu krachen; Blitze fuhren durch die Luft, der Boden erbebte, als wenn das jüngste Gericht im Anzug wäre — ich verlor das Bewußtsein, und als ich wieder zu mir selber kam, lag ich unten im Lanernboden, hart am Bache, Besen, Hacke 2c. neben mir, und schon graute der Tag. Ich war so matt und abgeschlagen, als wenn mich Jemand durchgeprügelt hätte. Als ich hinaufschaute gegen die Birnlücke, war es droben wie heute, Alles still und ruhig, der Himmel hübsch blau dahinten."

Jetzt machte Vestl wieder eine Pause, aber nicht zum Trinken des Terlaner, sondern es schien sein Gemüth tief ergriffen, seine Augen waren feucht, und eine Thräne wischte er sich schweigend von der Wange. Mir war selbst nicht ganz wohl zu Muthe; einerseits rührte mich das Schicksal Vestl's, andererseits hatte ich Stoff zum Nachdenken mehr, als hinreichend, sowol über meine in der Vergangenheit gehegten Hoffnungen, als auch über die Zukunft. Ich schob dem Vestl vor der Hand mein Jagdfläschchen mit dem edlen Terlaner zu; nur instinktmäßig langte er darnach; ihn bannte noch das Unheimliche jener Nacht, und der Schreck bei der Erinnerung, wie er unten lag „krank am Herzen".

Erst nach und nach kehrte der gewöhnliche Ideengang wieder in ihm zurück.

„Ich sagte", fuhr er jetzt fort, „Niemanden etwas von dem, was mir begegnet, ausgenommen Ihrem Großvater. Seither dachte ich nie wieder an's Schatzgraben; bin auch auf die Birnlücke nie mehr hinaufgestiegen." —

Indem ich doch große Lust verspürte, den Ort des verborgenen Schatzes zu sehen, wenngleich auch mir jegliche Hoffnung und Aussicht auf ein Wiederfinden und Erheben desselben gänzlich geschwunden war, ja ich sogar an der Existenz desselben zu zweifeln begann, so lud ich den Vestl ein, mich alsogleich hinauf zu begleiten.

„Mein lieber Herr“, entgegnete Vestl, „ersuchen Sie mich um Alles, nur nicht um dieses. Ich habe es hoch und theuer gelobt und verschworen, nie mehr zur Birnlücke hinaufzusteigen. Denken Sie nur, selbst wenn ich einer Gemse auf der Spur war, dorthinauf folgte ich ihr nicht mehr, und manches Stück ist mir auf diese Weise entgangen.“

Indem ich sah, daß Vestl durchaus nicht mitzubringen war, entschloß ich mich, allein hinaufzusteigen. Ich übergab dem Vestl meinen Stutzen, nebst anderem überflüssigen Zeug, zum Retourtragen. Bevor wir auseinander gingen, bat er mich, über das Gehörte reinen Mund zu halten. Nun, das versprach ich ihm.

Nach einem Händedruck und „Glück auf, auf Wiedersehen am Sonntag draußen in Kasern!“ entließ ich Vestl und ging allein der berüchtigten Birnlücke zu. Nachdem ich das Lauernthal hart am Fuße des Ferners im Bogen umgangen, kam ich hinüber zur Runse, welche herabläuft in den Lauernboden. Bald stand ich im Sattel der Lücke. Meine Gefühle will ich hier nicht niederschreiben, der freundliche Leser wird sie größteutheils errathen. Nur das kann ich sagen: Angst und Furcht befiel mich nicht. Vielmehr will ich das Terrain bezeichnen, wie ich es vorgefunden.

Vom Ferner im eigentlichen Sinne des Wortes war keine Spur mehr; nur ein Schneegewüste etwas größerer Dimension zog sich von dem „Lückenkopfe“, der nach Westen steht, herab; der Sattel selbst und seine dies- und jenseitige Fortsetzung glich einem Steinmeere. Kolossale Granit- und Gneistrümmer lagen wol klaftertief wirr durcheinander, ein ächtes Bild der zerstörenden Natur. Ich schlug, in Ermangelung eines Berghammers, mit der Zinke meines Bergstockes ein hübsches Stück Turmalin aus einem Glimmerfelsen, steckte es in die Tasche als Andenken an den Schatz auf der Birnlücke und machte mich schnell jenseits ins Salzburgische hinunter; anfangs eine kleine Strecke über Geröll, dann den Stock zu Handen flog ich pfeilschnell bergunter über Schneeflächen, dann auf der Fernerzunge und über Moränen hinaus nach Köß. Dort bei den Sennern unbekannt, vertauschte ich mein Metier des Schatzgräbers mit dem des Touristen und fand recht urgemüthliche Leute. Von hier ging's über Joabach hinaus auf den Anlaß, dann retour über den Krimmler Tauern.

Ich kann jedem Touristen, der Großartiges mehr liebt als Anmuthiges, zugleich auch beschwerliche Touren den leichten vorzieht, anrathen, den Weg von der Krimml über Köß und die Birnlücke nach Prettau zu machen; ebenso umgekehrt. Führer sind leicht zu bekommen; bei gutem Wetter sind solche entbehrlich. Der Anblick der Alpe Köß und des diesseitigen Ferners, sowie der Ueberblick über das offen daliegende Ahrnthal bis hinaus zu den Mühlwalder Randgebirgen und darüber hinweg, endlich der Anblick der Zillerthaler- und Rainergruppe entschädigen reichlich die geringe Mühe und den Mehrverbrauch an Zeit, die allerdings über den Krimmler Tauern kürzer ausfallen wird. Um aber auf dem Wege über die Birnlücke die Dreiherrnspitze gut sehen zu

können, ist es rathsam, heraus zur Alpe „Tauernhaus“ zu gehen, was auch nicht beschwerlich ist.

II. Das durchschossene Kruzifix.

Da ich mir vorgenommen hatte, Thal und Leute in der Prettau nebst Sitten und Gebräuchen näher kennen zu lernen, machte ich in späteren Ferien öfter einen Abstecher hinein nach Kasern hinter den Wirthstisch, denn

„Nur dann wird das Wesen der Aelpler erkundet,
Wenn ihnen am Wirthstisch der Wein recht gut mundet“.

Sehr oft, ja fast immer, traf ich unter anderen Gästen auf den Jäger Vestl. Man mußte aber hübsch fein zeitig sich dorthin begeben, wollte man anders von seinen Erzählungen etwas profitiren; in späterer Stunde perorirte Vestl nur noch in unklaren abgebrochenen Sätzen, wenngleich ihm die „Begeisterung“ nicht mangelte.

Es war an einem Sonntag nach Mittag, wenn ich nicht irre, am heil. Geist-Kirchweihsonntag. Als ich mich Kasern nahte, hörte ich schon von ferne buntes Leben. Wie ich näher kam, sah ich junge Bursche in schmutziger Sennertracht vor dem Hause sich am „weiten Kegel“ belustigen. So nennt man das Kegelschieben, das bei feierlichen Gelegenheiten der Wirth veranstaltet; ein paar Thaler auf gefärbtem Seidenband, mit einem Blumenstrauß und Spielhahnfedern geziert, sind der Preis oder das Best. Natürlich dieser Preis ist ein Leckerbissen für die jungen Burschen der Sennwelt; er taugt ja ganz besonders als Präsent für ihren „Schatz“. Drinnen im Hause ging's bunt und lärmend durcheinander. Hier flogen die Paare wirbelnd im Kreise herum; der Tänzer verstand sehr gut, auf seiner Schuhsohle den Takt zur Musik zu „tröstern“ (Tröstern oder Plattl'n nennt der Volksjargon das Schnalzen mit Zunge und Fingern); auch ein gewähltes Schnadahüpfl sang er, seinen Schatz heranführend zum Tanz. — Dort saß ein Senner mit dichtem Vollbart, Gesicht und Hände zerkratzt und blutend; einige Kameraden um ihn herum, theils tröstend, theils ermuthigend; aus ihren Gesichtern sprach Zorn und Grimm. Dies war eine Parthie Raufer, welche den Kürzern gezogen. Das Raufen gehört einmal zum Kirchtag, gleichwie das Kyrie zur Messe. Die Wirthsstube war gedrängt voll, und ein Qualm drang zur Thüre heraus, wie aus einem frisch geheizten Backofen; dazu ein Lärm, ein Durcheinander, daß man kein Wort verstehen mochte.

Eine schmucke Kellnerin stieg die Treppe hinauf und herunter; sie trug exquisite Sachen. Auf meine Frage, ob vielleicht Touristen angekommen (denn dies ist im Sommer sehr häufig), bekam ich zur Antwort: „Nein, droben ist das Paklvolk.“ Ich verstand diesen Ausdruck und ging zur hinteren Thüre hinaus ins Freie. Paklvolk nennen die Leute hier zu Thal jene Paare, die sich am Kirchtag gegenseitig ihr Rendez-vous machen.

Auf meine Frage, ob der Jäger Vestl heute nicht hier sei, entgegnete der Wirth Klaus: „O ja, er ist just gegen heil. Geist hinein, wird bald wieder

zurück sein." Kaum hatte ich mit Klaus einige Worte gewechselt, so trottelte auch schon Vestl über die „Felder" daher. Von Weitem hörte ich ihn schon; er deklamirte des Weges daher, der ihm, wie es schien, etwas zu schmal geworden. Als er näher kam und mich ansichtig wurde, riß er schnell den Hut von seinem kahlen Haupte und machte ein tiefes Kompliment; darauf gestikulirte er mit der linken Hand, hob drei Finger derselben in die Höhe, in Form eines Dreiecks, und sprach dabei ganz kategorisch: „Den Herrgott im heil. Geist, haben Sie gesehen drei Schuß?" Bei diesen letzten Worten kehrte er die ausgestreckten drei Finger seinem Gesichte zu und blickte sie starr an; ganz ernsthaft gestaltete sich seine früher mehr lachende Miene. Doch plötzlich zogen sich seine Gesichtsmuskeln wieder in die frühere heitere Lage zurück. Es war dies, wie mir der Wirth Klaus gleich sagte, des Vestl's Gewohnheit, so oft er etwas aufgeheitert von der Wallfahrt zum heil. Geist zurückkehrte.

„Komm her, Vestl", begann ich alsbald, „laß uns ein Gläschen trinken auf das Wohl der Jägersleute"; dabei lachte ich etwas schelmisch zu ihm hinüber.

„Ja, ja", entgegnete er und ergriff einen Stuhl bei der Lehne, um sich zu setzen, „ist wol ein Kreuz, wenn man alt ist und den Gemsen nicht mehr recht nachkommt; denken Sie, Herr, wie's mir heut gegangen. Ich geh nach Kirchen heraus zum Kaserer, weil heut Kirchtag ist, und ich mit vielen Leuten abzurechnen habe." Vestl trieb nämlich in seinen alten Tagen zum Broderwerb eine Masse Geschäfte; er war Klempner, Schuhflicker, Maurer &c., kurz ein Universalgenie im Dorfe; daher schrieb sich die Abmachung vieler Geschäfte, die freilich oft durch ein „Fraggelen" Schnaps beglichen waren. „Da trink ich ein. zwei Tupfer Schnaps und will ein Pfeifchen rauchen; da find' ich aber nirgends meine Pfeife. Ich dachte, würde sie am Wege heraus verloren haben und geh' zurück sie suchen. Wie ich beim hohen Kreuz drein auf den ‚Feldern' vorbei komme, will ich dem ‚Herrgott' die Füße küssen; denken Sie, da stoße ich mit der Pfeife am Kruzifix an; hab' ich nicht die Pfeife im Mund gehabt und es gar nicht bemerkt gehabt! So geht's den alten Leuten; sie vergessen Alles." Jetzt griff Vestl nach dem Gläschen und machte einen gefälligen Zug.

Wir hatten uns auf dem Platze hinter dem Wirthshause, doch etwas abseits vom tosenden Lärm gelagert; die Aussicht hatten wir hinein gen heil. Geist und die weitere Fortsetzung bis hinan zur Birnlücke einerseits, andererseits auf den herrlichen Wasserfall des Rödtbaches, der gerade dem Wirthshause Kasern gegenüber in die Thalache einmündet. Welch ein herrliches Bild, dieser Wasserfall sammt Umgebung! Das Rödtthal ist ein mächtiges Hochalpenthal, grenzt hinan an die Rödtspitze und schlingt sich im Bogen gegen Nordosten hinüber ans Windthal, von dem es nur durch einen niederen Felskamm getrennt wird. In dem unteren Theile desselben zieht sich eine bedeutende Ebene heraus, ein Moosgrund, reich an Torf, der auch zur Heizung der „Bergstuben" gut verwendet wird. Dies Torfmoos reicht weit übers Thal heraus, ja ganz nahe

heran zur Stelle, von wo aus der Rödtbach stürmend und brummend über einen steilen Felsen senkrecht hinunterfällt, nur von den unten sich erhebenden Felsriffen gepeitscht und zertheilt, so daß es eine wahre Pracht ist, das beweglichste und festeste Element mit sich im hitzigsten Kampfe zu sehen. Zudem wird dieser Wasserfall von einer wirklich großartigen Umgebung umrahmt. Oben am Rande des Horizontes ist es die sehr beträchtliche Spannweite des Thales, das in seinen Vorlagen keinen anderen Hintergrund aufweist, als das Blau des Himmels. Zu beiden Seiten des Falles sind es die gerötheten Felsen des Chlorites, der hier stark mit Kupfer- und Schwefelkies, auch eisenhaltigem Minerale gemischt erscheint; dazwischen sticht ein Erdwall und eine Knappenstube malerisch genug heraus; die untere Partie zieren dunkle Fichten und hellgrüner Lärchenwald, durch dessen lichtere Stelle die weißschäumenden Bächlein herauslugen, die sich nach dem Falle des Rödtbaches, wahrscheinlich aus Schreck, wie eine Brut vom Habicht gescheuchter Hühner ringsher zerstreut haben. Jetzt schoß gerade die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in den aufgewirbelten Staub des gepeitschten Elementes, und ein Farbenspiel entfaltete sich, wie in einer Zauberlaterne. Träumerisch blickte ich auf diese Szene, als plötzlich, wie wenn der Vorhang des Theaters fällt, der ganze Schimmer verschwunden war. Die Sonne ist eben herabgesunken hinter den Bergen.

„Aber Vestl", begann ich endlich, vom Reiche der Träume zurückgekehrt, „Vestl, was weißt du mir denn heut' zu erzählen? Was hast du denn früher von den drei Schuß gefaselt?"

„Haben Sie nie etwas gehört vom durchschossenen Kruzifix?" entgegnete Vestl verwundert. Ich wollte und konnte es verneinen.

„Nun, so muß ich Ihnen die Geschichte erzählen, eine merkwürdige Geschichte das." Der Schnapps war schier zu Ende, und ich wollte Vestl vorderhand bei gesunder Phantasie erhalten; er konnte ja voraussetzen, daß er nachträglich reichlich entschädigt werde. So begann Vestl seine Erzählung.

„Es war drinnen zu Heil. Geist unterm Wege just vor der Brücke ein Jäger; wie lang es her ist, weiß ich nicht! Dieser Jäger war weitum bekannt als der erste Gemsenschütze, auch als Scheibenschütz hochberühmt. Er hatte Weib und Kind zu ernähren, und darum mochte er sich schon tummeln, um den kleinen Vögeln das Essen zu verdienen. Lange Zeit war er auch glücklich und erlegte viel Wild; auf einmal ließ es aber nach; er hatte keinen Tod mehr im Stutzen; die Gemsen, wo er sie auch traf, kamen ihm alle davon, kurz, er brachte nichts mehr vom Fleck, weder auf dem Gebirg, noch auf dem Schießstand. Da meinte er, wie wir Jäger wol alle, es müsse verhext sein. Er wendete auch die Mittel an gegen die Verhexung, sie halfen aber nichts; in Folge dessen wurde der Jäger furchtbar aufgebracht, er schalt und fluchte, daß es ein wahrer Graus war, ihn anzuhören. Sein Weib suchte ihn zu beschwichtigen und von dem grausigen Fluchen abwendig zu machen; allein da wurde es noch ärger, und sie mußte froh sein, wenn sie nicht Schläge erhielt. An einem Spätherbsttage ging der

Jäger wieder früh morgens auf die Gemsen; da begegnete ihm gerade hinter der heil. Geistbrücke ein altes Weib (sonst immer ein Unglück für uns Jäger). Sie fragte: „Wohin so früh?“ „Auf's Birg hinauf, alter Drache“, war die trotzige Antwort. „Hoho! dürftest schon höflicher sein mit mir; hab' schon manchem Jäger einen guten Rath ertheilt“, meinte die Alte und lachte frech dem Jäger ins Gesicht. „Aber mir noch nie“, rief spöttisch der Jäger. „Ich brauchte gerade jetzt einen solchen; wenn du was weißt, so sag' es mir.“ Jetzt trat die Alte ganz nahe an den Jäger heran und schien ganz im Vertrauen mit ihm zu sprechen; sie zupfte ihn bei der Jacke und deutete mit der linken Hand hinüber auf die Viehweide, welche sich hinter dem heil. Geistkirchlein gen das Windthal zieht. „Wenn du“, begann die Alte mit funkelnden Augen, drei Mal auf das Kruzifix dort drüben schießest, so wirst du in Zukunft immer sicher treffen.“ Mehr sagte die Alte nicht, sondern trat einige Schritte zurück und schaute den Jäger mit fragender Miene an. Dieser überlegte nicht lange, sondern war entschlossen, jedes Mittel anzuwenden, das man ihm rieth. Alsogleich riß er den Stutzen von der Achsel und machte schnell hintereinander drei Schuß; nach dem letzten verschwand die Alte. Der Jäger ging seines Weges weiter auf die Jagd. Von jetzt an hatte sich das Blatt beim Jäger gänzlich gewendet. Es war so, wie die Alte ihm prophezeit: kein Schuß ging fehl, und jedes Stück lag alsogleich nach dem Schusse todt auf dem Boden. Jetzt blühte dem Jäger der Waizen. Auch auf die Scheibe traf er sicher und holte manches „Best“ von den benachbarten Schießständen. Aber nicht lange dauerte sein Glück. Es war recht bald darauf ein großes Scheibenschießen drüben in Mittersill im Pinzgau. Der Jäger von Prettau ging auch hinüber auf dies Schießen; er schoß sehr gut und gewann das erste Best, welches in einem großen Stiere bestand. Voll Freude trieb er nach Beendigung des Schießens den Stier übers Pinzgau dem Krimmler Tauern zu und über denselben hinüber. Wie er aber hinaus kam gen heil. Geist, gerade auf den Platz, von dem aus er ungefähr vor einem Jahre die drei Schuß aufs Kruzifix gemacht, wurde der Stier, der früher zahm gewesen wie ein Lamm, wild und zerdrückte den Jäger mit seinen Hörnern, so daß nur noch ein Klumpen Fleisch von ihm übrig blieb.“

Vestl war während dieser Erzählung stark in Eifer gekommen; man sah es ihn an, daß er große Theilnahme für den Jäger hegte, aber noch größer war sein Unmuth über die frevelhafte gotteslästerliche That. Ja, Vestl hatte ganz und gar sogar das Gläschen vergessen, so sehr hatte er sich in die Situation der Erzählung hineingefunden. Ich gab ihm zu verstehen, daß er doch etwa im Jägerlatein gesprochen.

„Was“, entgegnete er rasch, „sind Sie auch ein solcher Neuheide, der nichts glaubt? Kommen Sie gleich Morgen mit mir nach heil. Geist hinein, und Sie werden sehen, daß ich die Wahrheit erzählt.“

Jetzt, da ich sah, daß Vestl sogar böse würde, wenn ich noch weiter Zweifel äußerte, gab ich ihm in allen Stücken Recht und entschloß mich, mit ihm wirklich

nach heil. Geist hineinzugehen, um den Gegenstand der Erzählung in Augenschein zu nehmen. Doch heute war dazu nicht die rechte Zeit; auch hatte sich der Kirchtag-Sonntag schon sehr tief in den Abend hinein verloren, sowol bei uns am grünen Rasen, als noch viel mehr drinnen in der dumpfen rauchigen Wirthsstube. Wir plauderten noch lange, und ich hatte den Vestl nach Beendigung seiner Erzählung auch reichlich mit Lebenswasser versorgen lassen.

Auf einmal wurden wir durch einen furchtbaren Lärm, der aus dem Innern des Hauses kam, in unseren gemüthlichen Plaudereien gestört (es hatten sich noch einige „Alte" zu uns an den Tisch gesetzt, denen der Lärm im Hause zu groß ward, und die Interesse hatten an der Erinnerung der Vergangenheit). Wir glaubten Alle, eine Schlägerei werde die Ursache des entstandenen Tumultes sein; denn, wenn Raufereien am Kirchtag vor Mittag etwas ganz gewöhnliches sind, so sind dieselben des Abends etwas ganz regelmäßiges, und keine größere Seltenheit weiß die Dorfgemeinde darnach zu erzählen, als wenn am Kirchtag keine enorme Rauferei stattgefunden und es nichts von „Blauen", Augenausstechen und Fingerabbeißen gegeben.

Doch wir täuschten uns gänzlich über die Ursache des entstandenen Lärms. Bald hatten wir die wahre Ursache vernommen. Ein älteres Männchen aus der Zunft der Schnappsbrüder hatte vom edlen Schnapps allzuviel bekommen. Aus vielen Kehlen drang der Ruf: „Er brennt, er brennt." Wirklich hatte sich der Alkohol im häutigen Faß (Magen genannt) entzündet, und das arme Männchen war nimmer im Stande, sich zu rühren; nur ein bläulicher Qualm drang aus seinem Munde. Doch waren einige Bursche gleich hilfreich zur Hand. Die Roßkur begann. Eine tüchtige Dosis Mistjauche wurde dem armen Schnappsbruder eingegossen, darauf rahmige Milch; noch mehr, man zog ihn hinaus zum Düngerhaufen, und er wurde wie ein Block Holz (er glich auch in der That einem solchen) bis zum Kopfe mit Dünger überdeckt.

„Das hilft gewiß", hieß es allumher, und — es half auch — wie ich später erfahren habe.

Mir wurde indeß bange um meinen Romantiker „Vestl", denn er war auch kein Schnappsophob; darum suchte ich ihn zu bereden, mit mir den Weg nach Hause anzutreten. „Morgen", sagte ich, „gehen wir nach heil. Geist hinein." Vestl gehorchte und ging. Ich hatte von diesem Kirchtag genug, besonders vom Schlusse desselben; denn ein brennender Mensch entsetzte mich doch!

Tags darauf ging ich der Verabredung gemäß mit Vestl hinein zum heil. Geistkirchlein, um mich von der Identität des Kruzifixes zu überzeugen. Vestl zeigte mir den Platz, wo dasselbe zu Zeiten, wo das Gräßliche geschehen, gestanden; dann traten wir ein ins gothische Kirchlein, das zum Schutze vor der Lawine unmittelbar vor einem grandiosen Felsblock erbaut ist. Vestl zeigte hinauf auf die linke Seite des Langhauses. Dort am Ende der Stuhlreihe, hart am Holzgitter, welches Langhaus und Presbyterium trennt, ist ein Kruzifix befestigt; es ragt frei in die Höhe und die Christusfigur mißt 2¼ Fuß.

Da sieht man in der Brust desselben drei Schußlöcher von gleicher Weite, in Form eines nur wenig verschobenen gleichseitigen Dreiecks. Die Rückseite des Christus zeigt deutlich, daß Kugeln durchgedrungen und die Löcher nicht gebohrt waren. Das Kreuz ist neueren Datums und zeigt keine Spuren eines Schusses.

Ich trat ernst und nachsinnend aus dem Kirchlein heraus; denn Zweifel an der Wahrheit dessen, was Vestl erzählt, konnte ich nun nicht mehr hegen. Mich schauderte vor dem Gedanken, daß der Frevel einmal stattgefunden.

Will der Tourist sich vom Vorhandensein des genannten Kruzifixes überzeugen, so kostet es ihm nur ein paar Schritte hinüber zum heil. Geistkirchlein, wenn er vom Krimmler Tauern hernieder- oder auf demselben hinaufsteigt. Der Reisende von oder nach Umbal (in Prägratten) muß ohnehin hart am Kirchlein vorbei.

III. Das antische Loch.

„Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond", das hat Jeglicher schon erfahren. Haben wir die Zeit unserer Jugend inmitten der ewig sich verjüngenden Mutter Natur mit Wonne durchlebt, so ist auf einmal eine Zeit herangeschlichen, die uns an ernstere Dinge mahnt und selbst die Freude an der Alpenwelt und dem Bergsteigen als einen Tand phantasiereicher Zeit erscheinen lassen möchte. Doch wenn auch Vieles, durch die geschärfte Brille des kalten Verstandes angesehen, den jugendlichen Schmelz verliert, und die prismatischen Farben nicht mehr spielen wollen: — unsere Alpen scheuen auch nicht den spähenden gereiften Blick, sie verlieren nicht den Zauber ihrer und unserer Jugend; sie sind jenes Kaleidoskop, in welchem das Kind und der Greis, der Jüngling und der Mann, ein Jeder nach seiner Art ein Stück Kosmos schaut, dessen Schönheit und Großartigkeit sich mehr *fühlen* als *begreifen* läßt. —

Vestl, der Gemsenjäger, ist heimgegangen, seine Stelle ersetzen Andere. Auch mein Beruf hatte mich hinaus aus dem Schooße der Alpen in die monotone Ebene geworfen, eine geraume Zeit war mir nur die Erinnerung an erstere gegönnt. Die große bunte Welt, mit ihren interessanten Mannigfaltigkeiten, wäre nun schon geeignet, den Geist zu beschäftigen und ihm Inhalt zu geben. Die physikalischen, anatomischen 2c. Kabinete, die Bibliotheken, Museen, die Hörsäle der Universität, die Kommerse, Burschenschaften, das Theater, der Cirkus, die Boulevards, die großen Gasthäuser und kleinen Schenken, der immense Reichthum und daneben die menschenwidrigste Armuth; dies und noch viel Anderes ließ mich wol diese Welt lieb gewinnen und dabei verweilen, und ich guckte auch fein tief in ihren bunten Kasten. Konnte ich aber dabei unsere Alpen vergessen? Nein, dieser Magnet zieht Meilen weit und wird nie laß. Darum war es auch mein fester Vorsatz, sobald mir anders die Berufsgeschäfte nicht mehr hinderlich im Wege ständen, den Alpen, und zwar zunächst meinen Heimathsbergen und ihren Nachbarn, wieder einen lang versagten Besuch abzustatten. Fand ich ja

in meinen früheren Jahren, daß die Bergwelt unserer deutschen Alpen auf das Gemüth einen unbeschreiblichen Zauber übte, und jetzt, wo ich den Gegensatz des Großstadtlebens eben verspürt, konnte ich auch unschwer einen Begriff und Ausdruck finden für jenes „Namenlose", das vorher in meinem Herzen wogte. Hatte ich das Leben in der Stadt, in der „Welt" als ein Erschließen des Lebens nach Innen und Unten gefunden, so kam mir bei der Erinnerung an die Bergeswelt der Alpen der Gedanke von selbst, als sei mir hier die Welt nach Oben erschlossen. Ja fürwahr, gleichwie unsere Alpen Majestät und Großartigkeit aushauchen, so erfüllen sie jegliches Gemüth mit eben demselben Inhalte. Darum

„Auf! zu euch, ihr hehren Alpen,
Lange sehnt ich mich dahin!"

In Gesellschaft zweier Kollegen klopfte ich bei dem Gebiet der Alpen gerade dort an, wo die Wasser des Glockners und Großvenedigers sich vermählen: zum Gastwirth „unter den Huben" im Iselthal zogen wir.

Wir schritten dem Punkte zu, an dem sich das Iselthal im weitern Sinne des Wortes in das eigentliche Thal der Isel abzweigt; sonach über das idyllisch gelegene Virgen nach dem im grün-grauen Thalkessel gelegenen Prägratten. Hier, welch ein Kontrast von Niedlichkeit und Großartigkeit!

Doch ich kann und muß mich hier nur auf das aller Allgemeinste der örtlichen Schönheiten beschränken, weil diese Partie schon von gediegener Feder gezeichnet, und wir unserem Ziele, dem oberen Umbalthörl und der darunter gelegenen Prettau, entgegeneilen wollten.

In Prägratten wurde bei Herrn A. Kargruber logirt, der mit einer ungemeinen Freundlichkeit und Redseligkeit uns über den bevorstehenden Weg sowol, als über Venediger-Partien Aufschluß gab. Früh morgens ward aufgebrochen ohne Führer, denn ich hatte den Weg schon einmal gemacht. Jedoch kaum hatten wir ein halbes Stündchen zurückgelegt, so drangen die beiden Kollegen in mich, einen Führer anzunehmen, der Anblick riesiger Alpenschluchten hatte seine Wirkung nicht verfehlt, freilich war diese Wirkung bei ihnen nicht erhebend, sondern deprimirend. Nun ich entschloß mich, nachzugeben, und wir nahmen einen „Träger", um Allen zu genügen.

Dieser Träger war ein junger Bursche von Prägratten, ein Mechaniker sondergleichen, Autodidakt, redselig, munter, ein Gemsenschütz, obwol noch jung, reich an Abenteuern. So ging's denn bei köstlicher Unterhaltung am „Ströcker" und dem darüber heruntertosenden Wasserfalle vorüber, bis hinein auf jenen Punkt, wo es auf einmal einsam und düster wird, nämlich gegenüber dem Alpenhochthale, durch das die „Taber" herauseilt. Hier kreuzten wir mit einem Touristen (er war der erste in diesem Jahre auf diesem Wege). Nach Brauch wurden, da keine Partei etwas dagegen hatte, die Führer gewechselt; wir schieden ungern von unserem munteren Prägratter, doch wollten wir von der Regel keine Ausnahme machen. Zum Abschiede reichte derselbe uns eine Flasche

„Enzian“, die er für sich mitgenommen, und lud uns ein, sie zu leeren. Dies geschah auch, allein nicht zu unserem, wenigstens nicht zu meinem Besten, um so mehr, da ich sehr wenig Nahrung zu mir genommen hatte. Bis hinein und hinan an die Fernerzunge der Dreiherrnspitze schritt ich zwar in vollster Begeisterung; von dort ab aber ließen die Kräfte nach; dazu hatte ich einem meiner Kollegen meine Schneebrillen gegeben, indem dieser den Schnee und das Fernereis gar nicht vertragen konnte. Nun galt es, die steile Berghalde unmittelbar vor dem höchsten Punkte des „hohen Thörl“ zu erklimmen. Ich wollte „Jausen“ halten; man entgegnete mir: „Oben auf dem Joch“. Ungeschickt genug ließ mich mein Stolz nicht offenbaren, daß ich, sehr ermattet, eine Restaurirung unumgänglich nöthig gehabt hätte. Ich dachte mir, mit meinen Kollegen nehm' ich's doch noch auf, den Felsgrat zu ersteigen. Allen Proviant trug der Führer im Rückkorbe. So schritten wir Alle der Höhe zu, ich sehr begreiflich zuletzt. Keiner ahnte, warum ich zuletzt schritt; ja man fand dies sehr begreiflich, indem man mein Vorhaben, eine Skizze des Weges zu veröffentlichen, schon kannte. Bald ließ ich mich auf einer Steinplatte nieder, um mich von meiner Ermattung zu erholen. Die Kollegen schritten wohlgemuth weiter in der Meinung, ich nehme eine Zeichnung auf; es wäre ja der Punkt dazu ein ganz vortrefflicher gewesen, denn prächtig und großartig glänzten Dreiherrn- und Simonyspitze einerseits und Welitz-(Rödt-)Spitze andererseits im Firnensonnenglanze, und mächtig wogten die Schatten und Schluchten und Schründe der Eismassen.

Doch anders sollte es gehen, als eine herrliche Naturzeichnung aufzunehmen. Kaum hatte ich mich niedergelassen, so war ich schon dem Morpheus in die Arme gesunken, der mich fest umschlang. Nach einer guten halben Stunde erwachte ich plötzlich, aber welch ein Erwachen! Matt und kraftlos, das Auge geblendet durch das sonnenbeschienene Fernerweiß; die Kollegen sammt Führer nirgends zu sehen. Ich raffte mich auf, suchte einem Schneestreif nahe zu kommen und scharrte mit der matten Hand etwas Schnee ab und nahm ihn in den Mund. Dann nahm ich einen Schluck Rum, den ich bei mir trug, und schickte mich an, den Anstieg zu forciren. Doch ach, aus war es mit der Kraft. Jetzt begannen die Gedanken trüberer Natur zu werden.

Ich griff zum Fernrohr und schaute aus nach den Kollegen. Welch froher Gedanke! ich sah sie oben auf dem Felsgrate sitzen. Jetzt raffte ich die letzten Kräfte zusammen und schrie so laut ich konnte, um — Brod; schwenkte auch mein weißes Sacktuch. Indem dieselben sahen, daß ich nicht vom Flecke wollte, sandten sie den Führer zu mir herunter. Kaum war dieser in einiger Nähe, rief ich wieder nach Brod. Allein er verstand mich nicht. Erst als er unmittelbar vor meiner Nase stand, bedeutete er mir auf die bescheidene Frage nach Brod, daß er allen Proviant droben im Korbe habe. Jetzt hieß es allen moralischen Muth zusammennehmen und auf Gerathewohl dem Führer nachgehen. Es gelang auch vortrefflich: allein würde ich sicherlich nicht hinaufgekommen sein,

denn ich hätte nicht den Muth dazu besessen. Oben bei den Kollegen angekommen, befriedigte ich jenen Drang, den man zu Deutsch „Hunger“ nennt; und nachdem derselbe gehörig befriedigt war, ging es denn auch freudig über das jenseitige Schneefeld hinunter ins Windthal, das unmittelbar vor Heiligen Geist ins Hauptthal einmündet. Dies Windthal ist denn auch der Schauplatz der Sage, die ich auf die Stirne dieses Aufsatzes gesetzt habe. Wir wollen uns ein Bischen näher orientiren!

Noch einmal kehren wir im Geiste zurück auf das vordere Umbalthörl: ein Blick nach Ost und West wird zweifelsohne die Mühe lohnen. Oben im Sattel zwischen der Dreiherrn- und Rödtspitze, ringsum in der Nähe von grandiösen Eisfeldern umgeben, sehen wir im Osten die atlasglänzenden Gipfel der beiden Simonyspitzen, etwas tiefer das unwirthliche Umbalthal mit seinen theils kahlen, jähen Felswänden.

Schauen wir nach Nord und West, so tauchen in weiter Ferne die Reichenspitze mit ihren Trabanten und die ganze lange Reihe der Zillerthaler Gruppe aus der dunkeln dumpfen Tiefe, spielend mit den flockigen Wolken, die neckisch um der Alpenriesen Schläfe naschen, gleich den Mücken um die Mähne des Leu. Unten in unmittelbarer Nähe zeigt sich das Windthal von Terrasse zu Terrasse bis hinab nach Heiligen Geist.

Es ist das ein eigenthümliches Thal. Freilich der Fremde geht an dessen Umfassungswänden vorüber, ohne irgendwie interessirt zu werden; liegt ja ein melancholisch ernster Teint darüber gebreitet, der es Jedem wünschenswerth macht, recht bald dem Thale zu entkommen. Ist dies etwa gar die Folge eines Reflexes, den des Thales vorübergezogene Geschichte über die zurückbleibenden Matten und Schutthaufen gebreitet?! Wir wollen sehen.

Der Name „Windthal“ leitet seinen Ursprung nicht etwa, wie Jeder glauben möchte, von dem prosaischen Worte „Wind“ her, sondern sein Entstehen hat einen tieferen Grund. An dem obersten Rande dieses Thales finden wir nicht blos die Wasserscheide zweier Meere, des Schwarzen Meeres und der Adria, sondern auch die Grenzscheide zweier Völker: der Bojoaren und der Wenden. Zeigt uns dies ja schon der Doppelname der hohen Bergspitze an, die unmittelbar von der Sattelscheide des Ueberganges sich emporthürmt. Hüben heißt man sie die Welitzspitze (offenbar ein wendisch-slavischer Name), drüben die Rödtspitze (ein urdeutscher Name). So sollte auch das Windthal richtiger das „Wenden-“ oder „Wend-“thal heißen, als das von den Wenden besuchte und durchstreifte Terrain. Steigen wir den ersten Stieg hinunter; zuerst über Fernerlager und vegetationslose Schutt- und Geröllhalden bis auf die spärlich bewachsene Schafweide, und gleich werden wir den Beweis für unsere aufgestellte Behauptung finden. Der Führer zeigt mit der Hand nach links und spricht lakonisch: „Dort drüben ist's ‚antische Loch‘“. Wir gehen wundershalber hinüber, und was finden wir? Anscheinend einen Fuchsbau. Doch nein, das ist es wahrlich nicht. Nach genauerer Untersuchung zeigt sich uns Folgendes.

Unten am Ende eines abschüssigen Felsens, dem gegenüber sich der Berg wieder steil erhebt, so daß sich dazwischen ein schmales Thal gelagert, erblicken wir eine Oeffnung, einer Lehmgrube nicht unähnlich. Nach außen zeigt sich ein grober Sandrain, der sich auch ins Innere der Oeffnung fortsetzt. Ober der Oeffnung, nicht am Tage, sondern ganz in den Fels gebaucht, befindet sich ein schier vertikal aufsteigendes „Loch" (Höhlung) von bedeutender Länge; oben am anderen Ende sieht man das Tageslicht durchblitzen. Dies ist das sogenannte „Reitloch". Ein nicht übermäßig dicker Mensch kann bequem von oben herunter fahren, einen „Steinritt" machen. Man nimmt noch mehrere Höhlungen in der nächsten Umgebung wahr; freilich sind die meisten stark verfallen. Wir schauten uns diesen Ort allseitig an; fatal war dabei nur, daß uns der vierschrötige Führer auf allfällige Fragen nichts zu antworten wußte als: „I woas nit; s' Antische Loch hoaßt mas halt." Ist auch leicht begreiflich, was kümmert sich so ein Führer von der Prettau um Berge und deren Namen, um Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten der Gegend; ihm ist nur allein darum zu thun, daß er seinen Taglohn von 6 Fl. in den Sack stecken kann, das ist sein Eldorado, anderes Pläsir giebt es für ihn nicht. Wir mußten uns daher mit diesem sehr einfachen Bescheide vorderhand vertrösten, in der Hoffnung, unten in der Prettau hierüber einen genaueren Aufschluß zu erhalten. Schnell ging's nun hinab und hinaus, über kleine Terrassen und Ebenen, die kühn vorragende Pferaspitze zur linken Hand, vorüber an den saftigen Viehweiden den letzten Abstieg hinunter zum Kirchlein Heil. Geist. Hier treffen wir auf den dem freundlichen Leser aus dem Früheren schon bekannten Boden. Außen in Kasern hielten wir natürlich an; dort fand sich auch Gelegenheit, unsere Neugierde betreffs des „antischen Loches" gleich zu befriedigen. Der „Einfahrer" des gräflich Enzenbergischen Bergbaues saß hinter dem Wirthstische und zeigte sich schnell bereit, auf unsere Fragen Aufschluß zu geben. Er war auch gerade der Mann, der einen solchen geben konnte; ihm war die ganze Prettau, sammt ihrer Geschichte und Chronik, bis auf's letzte Jota bekannt, durch sein Bergwerksleben von Jugend auf; darum lassen wir ihn uns und den geneigten Lesern erzählen.

„In grauer Vorzeit, so geht die Sage, lebten innen im Windthale, im ‚antischen Loche' Leute, die selten oder nie herauskamen ins Thal. Nur ein Mägdlein, so schön wie eine Nymphe, das auch drinnen im antischen Loche ihre Heimath hatte, verdingte sich beim Steyer in der Prettau als Dienstdirne. Sie war sehr verschlossen und offenbarte über ihren früheren Aufenthalt und ihre Eltern nicht das Mindeste. Nur das sagte sie, daß ihr Aufenthalt hier in der Prettau kein bleibender sein könne; denn sobald ‚der geharnischte Mann auf seinem Schimmel die Prettau durchreite', müsse sie unverzüglich wieder fort, ins ‚antische Loch'. Bei diesen Worten weinte sie immer. Und wirklich sah man später nach nicht gar langer Zeit einen Unbekannten auf einem Zelter das Thal hinausreiten. Sogleich war auch das Mägdlein wie ein Irrwisch ver-

schwunden. Drinnen im Windthal, beim ‚antischen Loche‘ sah und hörte man nicht viel, denn sobald ein Mensch in die Nähe des Loches kam, wurde alles mäuschenstill, auch wagte nicht leicht Jemand sich ganz in dessen Nähe. Nur das Wimmern von kleinen Kindern vernahm man zuweilen, und nicht selten sah man Kindeswindeln beim Sonnenscheine außen auf den Steinen. Jetzt findet man keine Spur mehr von einer menschlichen Wohnung, es sind auch die Höhlen und Löcher stark zerfallen. Aber etwas Merkwürdiges ist doch noch darinnen unter dem ‚Reitloch‘. Wenn man fleißig im Sande nachsucht, so findet man kleine weißgelbe Steinchen in der Größe einer Erbse, manche noch kleiner. Diese Steinchen haben die Eigenschaft, Splitter und Unrath aus den Augen zu ziehen; man sagt, es seien versteinerte Thränen der ‚antischen Leut'‘.“ Bei diesen Worten zog der Einfahrer sein Portemonnaie heraus und wickelte aus einem darin enthaltenen Papierchen einige solcher Steinchen hervor, zum Beweise der Richtigkeit seiner Erzählung. Auf meine Bitte, mir das eine oder andere zu verabfolgen, war er sehr bereitwillig und gab mir ein paar. Man nennt sie Augensteine. Sie werden in der Prettau und auch weiterhin zu den oben bezeichneten Zwecke verwendet, und in der That, die Steinchen sind so abgerundet und ölig glatt zum Anfühlen, daß man es gar nicht wahrnimmt, wenn man ein solches ins Auge hineingibt.

Mich interessirte diese Erzählung vom antischen Loche so sehr, daß ich später bei guter Gelegenheit einen Sachverständigen hierüber befragte. Seine Antwort war: „Dies ist ein Nachklang von der Völkerwanderung.“

So will ich denn dem Touristen, der in dieses Alpengebiet wandert, nicht weiter vorgreifen. Der Pfad zu weiterer Forschung ist geöffnet, und da läßt sich rasch auf demselben vorwärts schreiten. Zweifelsohne sind am Fuße der Dreiherrnspitze noch manche interessante Sachen zu entdecken. Sofern der „Alpenfreund“ geneigt sein sollte, derlei zu vernehmen, werde ich zu diesem Zweck recht gern einmal wieder die Feder ins Tintenfaß tauchen.

Skizzen aus den altbayerischen Alpen.

Von **N. Zh.**

2. Der Heimgarten. 1797 M.

Wie in einem ersten Artikel (Band VIII, S. 204) bereits erwähnt, führt der Theil der altbayerischen Alpen, welcher dem Gebirgsstocke Wetterstein-Karwändel vorlagert, den Namen Wallgauer Berge. Die Grenze bildet nach Westen die Loisach, nach Süden und Osten das Isarthal und nördlich im Allgemeinen die Linie Ohlstadt, Kochel, Länggries.

Mit Ausnahme der Strecke Partenkirchen-Kaltenbrunn ist es eine vollkommen abgeschlossene Gebirgsgruppe mit der Tendenz wechselnder Streichrichtung der Züge. Doch treten mehrfach Höhenzüge mit ausgeprägter Richtung von West nach Ost auf, wie der Kamm Herzogenstand-Heimgarten oder die Benedikten-Wand, welche wieder durch kleinere Zwischenglieder mit nordöstlich streichenden verbunden sind.

Bemerkenswerther Weise sind die beiden erwähnten, ausgeprägt west-östlich ziehenden Kämme von den übrigen Gebirgstheilen mit wechselnder Streichrichtung je durch ein Thal, dort das Eschenloher, hier das Jachenauer Thal, getrennt und sind überhaupt ein einziger Zug, der nur wie zufällig durch die Spalte des Kesselberges unterbrochen wird, wie aus den geologischen Anzeichen unzweifelbar hervorgeht.

Die ganze Gruppe gehört dem Flußgebiet der Isar an, indem die Gebirgsbäche entweder direkt in die Isar, oder durch Vermittelung der Loisach oder Jachen in sie einmünden. Die beiden letztgenannten sind auch die größeren Zuflüsse aus dem Gebirgstheil und zugleich Abflüsse aus zwei größeren Seen, und zwar die erstere aus dem Kochel-, die letztere aus dem Walchensee.

Betrachten wir die Gruppe auf einer gut gestochenen Gebirgskarte, also dem Blatt 24 des vorzüglichen Atlas des bayerischen Generalstabs „Südwest-Deutschland", so fällt uns sofort auf, daß sie, nach außen so schön abgeschlossen, durch zwei in derselben Süd-Nord-Richtung auf einander folgende Seen in zwei getrennte Theile zerlegt werden kann. Verfolgen wir die Scheidelinie weiter, so finden wir, daß sie nach Süden mit dem Isardurchbruche bei Mittenwald, welcher den Wetterstein und Karwändel-Stock scheidet, zusammentrifft, nach Norden auf ein von Moosen erfülltes Thal, das zum Starnberger-See zieht, deutet. Die Behauptung der Geologen, daß in dieser Richtung einst ein großer Gebirgsstrom floß, der die beiden erwähnten Seen ausgewühlt und sich bei einer der folgenden Erdrevolutionen eine andere Bahn erzwungen hat, erscheint als vollkommen den Verhältnissen entsprechend.

Die vorerwähnte Linie Mittenwald, Walchensee, Kochelsee scheidet also die Gruppe in einen westlichen und östlichen Theil. Dem letzteren sind jenseits der Jachenau die niederen Isarberge vorgelagert. Der westliche bildet ein nach rechts verschobenes Parallelogramm, welches nördlich und westlich von der Loisach, südlich von dem Thale des Kankerbaches und der Straße Partenkirchen-Krün, östlich von der Straße Krün-Walchensee-Kochel begrenzt wird.

Von den höheren Spitzen, welche aus der Gruppe hervorragen, nenne ich den nördlichen Kamm mit dem Herzogenstand und Heimgarten. Die nordöstliche Ecke bildet der Osterfeuerspitz, nach Süden setzen sich an diese der Fahrenberg, Griesberg, Sattmannsberg und Hirschberg. Diese erwähnten Berge bilden eine Theilgruppe, indem sie durch die tiefe Spalte des Eschenloher Baches von dem südlichen Theil getrennt werden. In diesem sind vom Eschenloher Thal an der Schellenberg, Hoher Kistenkopf, Krottenkopf, Bischoff, Hoher Fricken; die süd-

westliche Ecke bildet der Eckenberg, dann folgen Rindberg, Bletschertbalkopf und die Schafköpfe, zwischen ihnen niederere verbindende Glieder. Die ganze Gruppe gehört dem Hauptdolomit des mittleren Keuper (Alpenkalk) an.

Dem sich für die spezielle Geologie der Gruppe Interessirenden will ich aus dem Meisterwerke des bayerischen Oberbergrathes Gümbel Geschöpftes mittheilen, da sich das auf einzelne Berggruppen bezügliche Material erst durch allgemeines Studium des umfassenden Werkes zusammentragen läßt. Das in den altbayerischen Alpen vorherrschende Gestein ist der Dolomit. Es lassen sich bis zum Inn mehrere parallel laufende Längenzüge unterscheiden, welche der Vollständigkeit halber hier Platz finden mögen, trotzdem dieselben über unsere engere Gruppe hinausgreifen:

1. Hinterwettersteiner Dolomitzug, südlich des Wetterstein- und Karwändel-Gebirges. Er beginnt bei Ehrwald und verläuft einerseits bis zum Quellpunkte der Isar, andererseits mit einer Wendung nach Süden bis zum Inn zwischen Telfs und Zirl als Innthalerzug.

2. Vorderwettersteiner Dolomitzug, welcher vom Fuße der Alpspitze an ostwärts im Norden des Wetterstein- und Karwändel-Gebirges über Hinterriß zum Achensee und von da in einem gegabelten Zuge einerseits über Brandenberg zum Innthale, andererseits über Schnaitejoch und Riettenberg zum Inn streicht.

3. Hinterer Dolomitzug; beginnt am Loisachthale ohne bestimmte Trennung vom vorderen Zuge und dehnt sich, von letzterem durch den Streifen jüngeren Gesteins, der vom Krottenkopfe zum Jachenauerthale streicht, getrennt, über das Risser-, hintere Kreuter- und Zellergebirge bis zum Inn bei Oberaudorf aus.

4. Vorderer Dolomitzug; ist vom Loisachthale über Walchensee, Jachenau, Hochkampen, Hirschberg, Wallberg, Nagelspitz, Jägerkamp, südlich am Wendelsteine vorüber nach Bayerischzell und in vielfacher Zertheilung zwischen den zusammengestauchten jüngeren Schieferstreifen zum Inn zwischen Niederaudorf und Flintsbach ausgebreitet.

5. Seegebirgszug; ein schmaler Streifen, der mit öfteren Unterbrechungen am weitesten nördlich längs des Randes der älteren Kalkalpen hinstreicht.

Der für unsere Gruppe in Frage kommende Zug ist der vordere Dolomitzug. Aus der Zone jüngerer Gesteinsschichten, welche nach Norden den hinteren Dolomitzug begrenzen, heben sich noch weiter nördlich die älteren Gebirgsmassen, der Plattenkalk und der Hauptdolomit hervor. Vom Loisachthale erheben sich südlich der Eschenloher Längenbucht, die zum Walchensee zieht, mit den schroffesten Steilwänden der Hohe Fricken, der Oberriß und Hohe Kistenkopf und stellen sich durch die großartige Wildheit und Zerrissenheit der Gräben, die sie durchfurchen, den pittoreskesten Partien in den Alpen würdig zur Seite. Als Gegenflügel steigt in mildem Abfalle mit Wald bedeckt das Gebirge des Heimgarten und

der Osterfeuerspitze gegen den Walchensee, durch eine breite Thalung von den eben genannten Gipfelhöhen geschieden, auf und nimmt nur in den durchfurchten Felszacken des Herzogenstandes den Charakter der Dolomitberge an. Der Heimgarten und ein Theil des vordersten Gebirges wird vom Plattenkalke gebildet, welcher in mehrere parallele Züge gespalten, von denen einer zum Fahrenberg nach Urfeld und über den Desselkopf zum Jochberge, zum Walchensee und zum Thal der Jachenau sich herabbiegen. Der Herzogenstand dagegen besteht wie der Kesselberg und der nördliche Steilabfall des Heimgarten ganz aus Hauptdolomit. Am Heimgarten finden sich von der Oberalpe an aufwärts weißliche bündelartig zusammenlaufende Kalkstücke (aus den weichen Mergelschichten herausgewittert), dann gelbgraue fleckige Kalke wie am Krottenkopfe und ausgefressene oolithische Kalkplatten, erfüllt von den Versteinerungen des oberen Muschelkeupers. Das Gestein, dem sie entstammen, bildet die Fortsetzung des Streifens, der, bei Oberammergau unterbrochen, östlich von Eschenlohe in der oberen Ruflahn wieder erscheint und in gegabelten Streifen einerseits durch die Längenbucht der Roßalpe und des Oelrains zur Oberalpe, zum Martinskopf, Kirchelskopf und Walchensee, andererseits über die Ochsenalpe und das Mittereck zum Kochelsee sich wendet. Auf der höchsten Kuppe des Heimgartens erscheint grauer, stark zernagter Kalk als liegendes Gestein. Am Nordgehänge des Buchrains ziehen die plattigen Kalk- und Mergelschichten des nördlichen Streifens zur Ochsenalpe, deren Weidefläche mit gelbem Lettenboden und zahlreichen großen Blöcken eines grauen, stark ausgewitterten, oft oolithischen Kalkes bedeckt ist. Einzelne Versteinerungen kennzeichnen auch hier den oberen Muschelkeuper, welcher fortlaufend über die Käseralpe und Mittereck zum Jochbache am Kochelsee vordringt.

Es liegt wol sehr nahe, auch den beiden großen Seen, welche, wie wir gesehen haben, die Gruppe trennen, Beachtung zu schenken. Der landschaftliche Reiz derselben ist ein sehr hoher; schon die Vergleichung mit einander läßt ihre Vorzüge erkennen. Der Kochelsee liegt noch beinahe in der Ebene (605 M.), jedoch hart am Fuße des Gebirges, so daß die Spitze des Herzogenstandes (1758 M.) nicht einmal 3 Kilometer davon entfernt ist; er hat deshalb die Steilabfälle desselben, wie auch des Jochberges und Heimgartens, unmittelbar vor sich, und hinter sich die Ebene bis über den Starnbergersee hinaus. Am besten überblickt man ihn von der Anhöhe westlich des Bades Kochel. Ich werde an einer andern Stelle versuchen, sein Bild dem Leser zu zeigen. Der Walchensee dagegen liegt 800 M., also auf eine Entfernung von 2½ Kilometer, um beinahe 200 M. höher. Die Straße, die zu ihm hinaufführt, ist der älteste Verkehrsweg zwischen Deutschland und Italien; eine Tafel auf der Höhe gibt die Geschichte ihrer Erbauung. Rechts des Weges ist der Kocheler Wasserfall (Kesselbachfall), der wahrscheinliche Abfluß des Walchensees. Darüber baut sich der dunkle Forst auf, der die Spitze des Herzogenstandes verbirgt; zur Linken dagegen sind die schroffen Abfälle und kahlen Felsmauern des Jochberges sichtbar. Nach einer Stunde streckenweise mühsamen Steigens gelangt man auf die

„Absätz“, den höchsten Punkt der Straße, von wo aus die Wege auf den Herzogenstand rechts und den Jochberg links ausgehen, und von da hat man nur noch wenige Minuten an den See. Der Ausblick südlich der „Absätz“ auf den See bleibt mir stets erquickend und erfreuend: das schöne Rund des Kessels, in dem das flüssige Krystall die Bilder der Berge getreu wiederspiegelt, abgeschlossen im Hintergrund von den niederen bewaldeten Isarbergen, unter denen wir den Hochkopf, einen Lieblingspunkt des Königs von Bayern, erblicken, über ihnen die zackigen Zinnen des Karwändel-Gebirges und durch die Lücken zwischen diesen und den Wettersteinalpen die Stubaier Ferner!

Die Bildung des Walchensees gehört zu den denkwürdigsten Erscheinungen im Hochgebirge. Zu seiner Entstehung trägt in erster Linie die materielle Beschaffenheit der Gebirgsmassen bei, welche früher den Raum des Sees einnahmen und nun zum Theil seine Ufer ausmachen. Es stoßen hier von drei Seiten mächtige Zonen von Plattenkalk und oberem Muschelkeuper zusammen, welche wegen der ihnen zwischengelagerten weichen, thonigen Schichten einer zerstörenden Umgestaltung wenig Widerstand entgegensetzen konnten. Es ist zu vermuthen, daß eine besonders mächtige Entwicklung des mergelreichen oberen Keupers da, wo der See seine größte Dimension erlangt hat, der Zerstörung um so leichteres Spiel gewährte. Die nämlichen Gesteinsverhältnisse bedingten auch die Entstehung der auffallend breiten Thalung der Jachenau. Dazu kommen noch verschiedene geotektonische Verhältnisse; der Faktor in erster Linie war jedoch der veränderte Lauf der Gewässer des oberen Isarthales, welcher statt des jetzigen — bei Krün beinahe im rechten Winkel abbiegenden — Thalweges früher einmal seine Richtung über den Wallgauberg, Walchensee, Kesselberg zum Kochelsee und ins Loisachthal nahm. Dem stürmenden Andrange der Gewässer, verstärkt durch die Wucht eines wasserfallartigen Absturzes über den Wallgauerberg herab, mußte das ohnehin leicht zerstörbare, zerklüftete, dünnplattige und durch thonige Zwischenlagen zertheilte Gestein unterliegen, indem es vorerst abgenagt und in kleine Trümmer zermalmt, später von den reißenden Fluthen bis in die tiefste Tiefe aufgewühlt und fortgeschwemmt wurde. Es finden sich keinerlei Anzeichen für eine andere Entstehung des tiefen Beckens, insbesondere nicht für eine solche durch Versenkung der Schichten.

Daß diese Katastrophe einmal da oben spielte, hat denn der im hohen Grade ausgebildete Instinkt der Münchener längst vor allen Gelehrten erkannt. An langen Winterabenden, zur Zeit wo das harte Zungenband schon mit einer anständigen Quantität Bier eingeweicht ist, und wenn die aus den Publikationen des edlen Paares Lechioni und Sigl mühsam geschöpfte Weltweisheit bereits aus den Köpfen verraucht ist, flüstert einer der Biedermänner, daß, wenn einmal der Walchensee ausbreche, ganz München verloren sei und elendiglich im Wasser — horribile dictu — „versaufen“ müsse. Das ist freilich für einen passionirten Biertrinker eine sehr unangenehme Perspektive, und nur mit Mühe läßt der geehrte Herr Vorredner sich trösten, daß nämlich dieser Gefahr durch einen

fürsichtigen civis monacensis schon vorgebeugt sei. Es soll nun faktisch eine Stiftung existiren, aus deren Erträgnissen — ich weiß nicht wie oft — heilige Messen gelesen werden, um unseren lieben Herrgott zu verhindern, ein wässeriges Sodom aus dem schönen Isar-Athen zu machen! Daß der Walchensee 60 Kilometer von München entfernt ist, vermag allein natürlich die Furcht nicht zu dämpfen.

Auch der Kochelsee wird auf ähnliche Weise wie der Walchensee entstanden sein. Die Gesteine des Ufers zeigen, daß an seiner Stelle eine mächtige Gipsmasse dem Kesselberge vorlagerte. Der Abfluß des Walchensees, seinerseits das Ablagerungsgebiet der Isar, zerstörte das weiche vorliegende Gestein, die vom Kesselberge herabstürzenden Gewässer höhlten allmählich den Kessel aus, der jetzt den Kochelsee in sich schließt, derselbe Vorgang wie die Auskolbung, welche wir am Fuße jedes Wasserfalles oder Wehres erblicken können.

Bemerkenswerth sind ferner noch die Moose, welche sich um den Kochelsee in kolossaler Ausdehnung nach Norden fortsetzen und auch nach Westen dem Laufe der Loisach entlang ziehend das große Eschenlohe-Murnauer Moos bildet. Der Geologe giebt zur Entstehung dieser Moose folgende Erklärung. Der fortwährende Zufluß eines Gebirgsflusses, der natürlich viel Kies mit sich führt, setzt den Schotter desselben im See ab, wo die Bewegung beinahe auf Null reduzirt ist. Das sich auf dem Grunde sammelnde Material erhöht im Laufe vieler Jahre natürlich den Boden des Sees. Die Wassermenge bleibt dieselbe, sie überfluthet daher die Ufer und schafft solche Moose wie bei Eschenlohe, das noch jetzt alle Uebergangsformen eines ursprünglichen Sees, der durch Flußgeschiebe ausgefüllt wurde, vom Röhrig bis zum vollendeten Torfmoore bildet. Ein weiteres Beispiel bietet der in dieser Periode befindliche Kochelsee. Die Loisach, welche ihre Quelle in den Zugspitzbergen hat, fließt von Westen, eine geringe südliche Abweichung nicht berücksichtigt, in den See und verläßt ihn in nordöstlicher Richtung. Sie hat mit dem vom Hochgebirge entführten Gerölle den nördlichen Theil des Sees, den Rohrsee, eine große Schilffläche, ausgefüllt und jenen ungeheuren Filzen ihr Dasein gegeben, die zwischen Groß-Weil und Benediktbeuern die ganze Thalbucht füllen. Ein Beweis für diese geologische Behauptung sind die Inseln festen Bodens, die im Eschenloher Moose stehen, die sogenannten „Köchel". Sie waren, als das Moos noch See war, wirkliche Inseln, sie sind die Fragmente der an dieser Stelle gestandenen Vorberge, welche der Zerstörung durch ihre Härte entgangen sind. Die regelmäßige Streichrichtung des Gesteins in allen diesen Inseln — es sind deren neun — läßt bestimmt erkennen, daß es nicht Bruchstücke eines zusammengestürzten Gebirges sind, sondern daß sie als Ueberreste des ringsum zerstörten übrig blieben, während das minder feste Nebengestein von der Verwitterung zermalmt und von den Fluthen weggespült wurde. Sie bestehen aus festem Gestein, das zu Pflaster- und Trottoirsteinen gebrochen wird.

Aus der beschriebenen Gebirgsgruppe nun, die von der Loisach, dem Eschenloher Bache und dem Kochel- und Walchensee umflossen wird ist bereits eine

vortreffliche Schilderung im Alpenfreund, Band I. Seite 55, enthalten, nämlich über den Herzogenstand, und möchte ich nun dem Leser einen weiteren Gipfel, den Nachbar desselben, schildern und ihn zu dessen Besteigung veranlassen. —

Wer von Starnberg aus mit dem Dampfboot eine Tour um den See macht, wird durch den Anblick des Gebirgsstockes überrascht werden, der im Süden gleichsam aus dem See herauszuwachsen scheint, obwol von Seeshaupt aus noch über 20 Kilometer bis an das eigentliche Gebirge sind. Die koulissenförmige Lage der Bergzüge bringt eine interessante Abstufung der Farbentöne hervor. So erscheinen die Zwiselberge (Vorberge des Benediktenwand-Stocks) in grünem Schmuck, wir sind im Stande, das dunklere Grün vom helleren — Wald und Matten — zu unterscheiden, und an den darüber sichtbaren weißen Kalkfelsen der Benediktenwand zeichnet sich genau die Kontour der vorliegenden Waldberge; der mittlere Theil, Herzogenstand und Heimgarten, erscheint in tiefblauer gesättigter Farbe, und die dritte Koulisse, die Zugspitz-Berge, erscheint im zarteren Blau der größeren Entfernung. Jenen mittleren Theil des Bildes also, das sich hier vor unseren Augen weitet, nimmt ein langgestreckter Gebirgskamm ein, der, nur wenig durch zwischenliegende Vorberge gedeckt, beinahe bis zu seinem Fuße sichtbar, dem Südufer des Sees entsteigt. Von den Bergen der Benediktenwand scheidet ihn ein 1000 Meter tiefer Einschnitt, das Joch des Kesselberges, über welches die im Jahre 1492 gebaute Straße nach Innsbruck führt. Von dieser Senkung hebt sich das Massiv des Bergzuges rasch zum ersten Gipfel, dem Herzogenstand, von ihm schwingt sich die Kammlinie, nur unterbrochen durch einen schüchternen Versuch zur Gipfelbildung am Rauheckkopfe, zum höchsten Punkte, dem Heimgarten, auf, welcher Gegenstand des vorliegenden Artikels ist, und von ihm in flachen Bogen zum letzten Gipfel, dem Osterfeuerspitz, von welchem aus der Kamm durch das Eschenloher Thal, einer nicht minder tiefen Gebirgsspalte als die vorerwähnte, von den Ammergauer Alpen getrennt wird.

Der freundliche Leser erwartet wol auch eine Erklärung des Wortes „Heimgarten". Im November beginnt auf dem Lande das Spinnen. Da versammeln sich denn Abends die Mädchen und Frauen abwechselnd in einem Hause des Orts. Jede bringt ihr Spinnrad mit, man setzt sich um den Tisch, und mehrere Stunden lang schnurren und summen die fleißigen Räder, begleitet vom Kichern der schäckernden Mädchen, die sich in der kurzen Pause, in der der abgerissene Faden wieder in Ordnung gebracht wird, höchst interessante Neuigkeiten zuflüstern. Die Bursche sitzen im Hintergrund, rauchen ihre Pfeife, mancher auch die moderne „Ziehgarn", und schnitzen aus den am Ofen getrockneten Holzscheiten jene harzreichen Späne, welche früher das einzige Leuchtmaterial bildeten, nun aber mehr und mehr als solches durch das Petroleum ersetzt werden. Ab und zu werden mit den spinnenden Mädchen bedeutungsvolle Blicke getauscht, dieser telegraphische Verkehr wird allmählich allgemein, und plötzlich springen diese auf, erklären den im tiefsinnigen Haushaltungs-Gespräche

versunkenen Müttern, es sei für heute genug gesponnen, stellen die Rocken in den Winkel, und man setzt sich zusammen. Was sich den ganzen Abend mit brennenden Blicken gesucht, findet sich in mehr oder minder ästhetischer Nähe; um die Aufmerksamkeit abzulenken, wird dann gewöhnlich der Vorschlag zum Erzählen gemacht, und leicht findet sich eine Senner mit einem Schatze von Märchen. Bei der Improvisationsgabe der Gebirgler kömmt es häufig vor, daß selbsterfundene Geschichten zum Beßten gegeben werden. Hat man genug erzählt, so wird gesungen, und dann wird allmählich ein der Zither Kundiger in den Vordergrund gedrängt, der sich dann auch nicht lange bitten läßt, einige Tänze aufzuspielen in der Voraussicht, dafür von den Uebrigen freigehalten zu werden. Dann wird getanzt mit um so größerer Leidenschaft nach stundenlangem Stillsitzen, bis der Gesprächsfaden der Mütter abgesponnen ist, und sie in hartherziger Weise zum Aufbruche drängen. Diese Versammlungen nennt man nun Heimgarten, im Tiroler-Dialekt „Hoangaschtn". Wer die alte Volkssitte liebt und also verlottert genug ist, an so unnützen Spielereien, wie dieses „Heimgartengehen", einem so krankhaften Auswuchse eines gemeinschädlichen „Kirchthurm-Patriotismus", sogar Gefallen empfindet — wie diese netten Urtheile lauten — der wird köstliche Einblicke in unser poesiereiches Gebirgs-Volksleben gewinnen und nicht selten das Defregger'sche Bild „Ball auf der Alm" in lebendiger Verkörperung vor sich sehen. —

Der Heimgarten kann von Schlehdorf, Ohlstadt, von Dorf Walchensee und von Urfeld über den den Herzogenstand und Heimgarten verbindenden Grat bestiegen werden.

Von Schlehdorf aus führt der Weg zur Hohen Tanne über den Osterberg, Röthelstein, zwischen den beiden Thorsäulen, zwei senkrechten Felsen von circa 6 M. Höhe und 2 M. Dicke, welche 12 M. von einander entfernt sind, hindurch zur Käseralpe; ebendahin gelangt man auch die Haselrißlahn östlich umgehend. Ohne Wegweiser sind jedoch beide Wege, welche einen Zeitaufwand von 2½—3 Stunden erfordern, nicht zu machen, da eine genaue Orientirung des koupirten Terrains halber schwierig ist. Die Alpe selbst steht am Fuße des eigentlichen Heimgartens und ist von der anstoßenden Ohlstadter Alt-Ochsenalpe durch einen bewaldeten Sattel getrennt. Von hier auf den Gipfel sind noch 1¼ Stunden steilen Weges. Ich höre noch von einem weiteren Weg, der östlich der Haselrißlahn am Rauheck vorüber direkt auf den Grat zwischen Herzogenstand und Heimgarten und auf ihm zur Spitze führt, halte ihn auch mit Führer für ausführbar, habe ihn jedoch noch nicht gemacht.

Von Ohlstadt, dem am nächsten gelegenen Aufstiegsorte, aus führen zwei Wege hinauf. Der eine bequemere geht über Wang, von hier auf die Roß- oder Wangalpe, 1386 M., in 1½ Stunden, von da auf dem sogenannten hinteren Alpweg in weiteren 1½ Stunden zur Spitze. Der andere beschwerlichere, doch außerordentlich pittoreske Weg führt längs des Schwarzreingrabens

auf die (Alt-) Ochsenalpe am Fuße des eigentlichen Berges in 2 Stunden, von da in 1—1¼ Stunde steil hinauf.

Von Dorf **Walchensee** aus steigt man bequem in 3 Stunden den Domlingbach aufwärts über die Obere Alpe, 1432 M., in 3 Stunden. Dieser Weg hat den **Vorzug**, daß er die umfassende Aussicht auf die Ebene erst beim Betreten des Gipfels mit einem Schlage erschließt.

Das sind die für gewöhnlich frequentirten Wege. Ich habe mich vergeblich bemüht, Interessenten in Ohlstadt das Lukrative eines ordentlichen Fahrweges auf den Heimgarten, der sich über Wang, die Roßalpe und dem Grat entlang ohne zu große Kosten herstellen ließe, vor die Augen geführt, vermochte jedoch nicht, die Leute für die Sache zu erwärmen. Wenn man auch einzusehen schien, daß die Anlage eines Weges im Hinblick auf den außerordentlichen lebhaften Besuch des benachbarten Herzogenstandes, der sich jetzt schon zwischen 1500 bis 2000 Personen jährlich bewegt, dem Orte einen großen Fremdenzug zuführen würde, so scheiterte doch all mein unparteiisches Bemühen an dem Einwurfe, daß ein Einzelner nicht im Stande sei, die Kosten allein zu tragen, andererseits aber von Seiten der Gemeinde um so weniger ein Eingehen auf solche Pläne zu erwarten wäre, als man gewiß einwenden würde, daß der ganze Gewinn doch nur einzelnen Personen in die Tasche falle. Es darf das übrigens nicht befremden, die Gemeinde ist sehr wohlhabend, die Forste und Alpen der Umgegend gehören sämmtlich ihr, sie hat also kein sonderliches Interesse nach Mehr; die Leute selbst aber sind zu schwerfällig, um über die Grenze ihres eigenen Grund und Bodens hinaus zu sehen. Ich halte den Heimgarten für einen **Aussichtspunkt ersten Ranges in den Voralpen**, theils wegen seiner dominirenden Lage an der Randzone des Gebirges, theils wegen seiner günstigen geographischen Position; alles das wird von der leichten Begehbarkeit des Kammes, auf dem der eigentliche Gipfel steht, sekundirt. Man sollte deßwegen wenigstens ein **Unterkunftshaus** bauen; ein solches an Stelle der Ochsenalpe erbaut, müßte sich lohnen und würde den Berg rasch zu einem Lieblingsaufenthalt der Touristen machen. Vor der Hand freilich wird auch dieser Wunsch ein frommer bleiben.

Außer den oben erwähnten, zur Zeit in wenig befriedigenden Zustande befindlichen Wegen existirt noch ein anderer. Ich empfehle ihn besonders, da man das Ermüdende des Aufstiegs durch eine schöne gebahnte Straße paralysiren kann; beim Abstieg kommt es auf etwas mehr oder weniger Steingerölle weniger an. Es ist ja immer besser, möglichst wenig ermüdet auf eine hohe Spitze zu kommen, um die Rundschau ohne Beeinträchtigung genießen zu können.

Von **Urfeld** am **Walchensee**, an dessen Restauration*) „Jäger am See" jeder vernünftige Tourist, der nämlich erwartet, für theures Geld Preis-

---

*) Bezüglich guter **Restaurationen** ist es zur Zeit am **Walchensee** schlecht bestellt. Das Gasthaus „**Jäger am See**" ist seit mehreren Jahren eine Domäne für Pächter, welche ohne Rücksicht auf allgemeinen Anstand von ihren Gästen Hôtelpreise verlangen, ohne ihnen

würdiges zu erhalten, weit vorbei gehen sollte, führt bekanntlich ein prächtiger Fahrweg in unmerklicher Steigung auf die Spitze des Herzogenstandes. Die Aussicht von ihm ist bereits im „Alpenfreund" Bd. I. S. 61 ꝛc., von kundiger Feder geschildert, ich verweise daher darauf. Es bietet dieser Weg das Angenehme, die Aussicht von zwei hervorragenden Aussichtspunkten nach einander genießen und mit einander vergleichen zu können. Da wo der Weg an dem eigentlichen Fuße des Herzogenstandes angelangt ist, und von wo ein Fußweg in vielen Windungen am rechtsseitigen Hange hinaufführt, biegt er links in großem Bogen aus, um zu den auf der südlichen Seite der Mulde gelegenen Königshäusern zu gelangen. Es stehen dort zwei Häuser, von welchen das höher gelegene dem Könige als zeitweiliger Aufenthalt, das andere dem dort stationirten Jäger-Kastellan zur Wohnung dient; im letzteren befindet sich auch die Stallung für die Bergpferde, welche den fünf Centner schweren einsitzigen königlichen Wagen hinaufbringen. Wenn kein allerhöchster Besuch in Aussicht steht, kann man im Försterhause saures Flaschenbier und nicht weniger wohl-

---

dafür mehr als ein gewöhnliches Landwirthshaus an Komfort zu bieten — theurer, jedoch viel schlechter! So zahlte beispielsweise — wenn ich nicht irre, im Jahre 1873 — eine Familie von 8 Personen für 4 Tage und 5 Nächte Aufenthalt die Summe von 365 Fl.! Glaube man ja nicht, es sei das ein vereinzelter Fall, mir stünden Dutzende solcher sehr reellen Forderungen zu Gebote! Ich für meinen Theil meide das Haus, so lange ich es im Besitz eines Münchners weiß; was kann aus Nazareth Gutes kommen? Das Posthaus zu Dorf Walchensee in dem einst so treffliche Unterkunft war, wo man ächtes Wildpret zu anständigen Preisen erhielt, ist ebenfalls theuer geworden, gleicht jedoch diesen Mangel wieder durch derbe Rohheit der Bedienung aus. Auch die letzte Ressource, die Unterkunft beim Fischer in Urfeld ist, seit die Leute alt und gebrechlich geworden, höchst bescheiden. Wie schön waren die Zeiten in diesem einsamen, so herrlich gelegenen Hause, als noch die Bechstein, Hartmann, Sundblad ꝛc., wie die Münchner Maler alle heißen, dort ihren Studienaufenthalt nahmen! Wie wurde da getollt, gejodelt in allen möglichen und unmöglichen Modulationen — ja es war ein glückliches Völkchen und eine schöne, herrliche Zeit! Als ich im letzten Sommer nach alten Brauch dort einkehrte, erkannte ich die gastliche Stätte nicht wieder. Eine Dame war in das ebenerdige Zimmer eingezogen; der Raum vor dem Hause war durch ein Zeltdach für Mitbewohner abgesperrt; statt daß man sonst im traulichen Gespräch die prächtige Abendbeleuchtung des vielzackigen Karwendelgebirges bewunderte, tönte Klaviergeklimper, und wenn die Schatten des Abends mit langen Schritten über die weite Fläche zogen, tönten mit peinlicher Regelmäßigkeit sehnsuchtsvolle, schrecklich jammernde Lieder in allen nur möglichen Dissonanzen an den See hinaus, an den schönen See, an dem sonst nur ein herziger Jodler das gleichmäßige Athmen der Wellen unterbrach. Dazu kamen noch die Ausbrüche einer unangenehmen Nervosität. Einen im ersten Stocke wohnenden Herrn, der trotz des allabendlichen Katzenjammers dort einzog, ersuchte die gnädige Baronin, seinen Hund nicht mehr in sein Zimmer zu lassen, sie sei Nachts mehrere Male aufgewacht, als er, nämlich der Hund, sich „schüttelte", habe nicht mehr einschlafen können und habe nun schrecklich Kopfweh. Ist das nicht drastisch? Hoffentlich hat die Gnädige bis zum nächsten Sommer den Gegenstand gefunden, nach dem sie allabendlich steinerweichend jammerte, hoffentlich! denn sonst dürfte es nothwendig sein, beim Erblicken des Zeltdaches als unheilbringenden Emblems, auch dieses Haus außer Hörweite im Bogen zu umgehen.

schmeckenden Käse erhalten. Von dem mit vielen Visitenkarten der Besucher aus aller Herren Länder tapezirten Zimmer aus hat man einen schönen Blick auf die Ebene. Eine kurze Strecke weiter liegt das Königshaus, ein mäßig großer Parterre-Bau, hart am Rande des hier sehr steil abfallenden Hanges. Es eröffnet sich hier ein entzückender Blick auf den Walchensee, die südlichen Gebirgszüge und das Isarthal. Verweilen wir jedoch nicht zu lange an dem Orte, eine Perle bildet noch keinen Schmuck. Der Fahrweg biegt von dem Königshause wieder um die ganze Mulde herum und hat dann beinahe eine Kreisbewegung vollendet. Er trifft dort wieder mit dem tief unten abzweigenden Fußwege zusammen, und von hier aus führt er dann in neun Windungen auf die eigentliche Spitze, die scheinbar senkrecht über uns liegt. In angenehmer Steigung haben wir nun den die Höhe krönenden Pavillon, 1758 M., erreicht und verweilen, obwol wir das Panorama, das sich zu unsern Füßen weitet, genügend oft gesehen, dennoch kurze Zeit, um die Schönheiten desselben erneut zu genießen. Dann wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Kamme zu, der uns zu unserm heutigen Ziele, den Heimgarten, führen soll.

Der Anblick ist großartig. Vor uns dehnt sich in unheimlicher Länge einer der zerrissensten Dolomitkämme, der uns unsere Irrfahrten in den Schluchten des Piz Popena lebhaft ins Gedächtniß ruft. In entsetzlicher Steilheit vom Gipfel abspringend, nach Abstoßung einiger senkrechten Felsnadeln in eine scheinbar fußbreite Schneide übergehend, keine zehn Schritt eben, stets rasch sich hebend und senkend, scheint er unmöglich zu begehen zu sein. In der Ferne immer schmäler werdend, begreifen wir nicht, wie neben ihm fortzukommen sein soll, denn auf ihm geht es gar nicht. So zieht sich der Grat, ohne dem Auge einen Ruhepunkt zu bieten, in beängstigender Weite zum jenseitigen Gipfel. Und diese letzte Stelle an ihm scheint uns erst recht nicht passirbar. Zur Rechten eine senkrecht abfallende Wand, zur Linken ein beinahe überhängender Hang! Das geht nicht, rufen Einige von uns!

Und doch ist es anders; alles das sieht sich in der Nähe besser an. Einige Schritte unterhalb des Pavillons führt ein Jägersteig südlich ausbiegend abwärts zu einem Pürschstand, man braucht daher nicht direkt vom Gipfel weg den Grat zu betreten, was freilich bedenklich wäre. Von diesem Pürschstand zieht dann der Steig oben an der Lehne fort, bis er auf den Grat trifft. Von hier aus bleibt die Richtung stets auf dem Grat und folgt dessen Hebungen und Senkungen, es sind deren sieben größere. Wer nicht zu ängstlich ist, hat durchaus keine Gefahr zu befürchten, denn es sind sehr wenige nicht fußbreite Stellen zu passiren, und überdies wird wol der Blick eines Jeden durch die verschiedenartigen Zacken, Thürme, Riffe und tropfsteinartigen Gebilde so gefesselt, daß er nicht daran denkt die Tiefe, die neben ihm niedersteigt, mit den Augen zu messen. Endlich stehen wir vor der letzten, ziemlich hohen Kammerhebung, die sich nördlich zum Rauheckkopf als Gräte fortsetzt und beiderseits mit wild zerrissenen steilen Schluchten dorthin abfällt. Sie wäre die härteste Muthprobe, wird jedoch an

ihrer südlichen Lehne hin, welche bewachsen ist und geringeren Neigungswinkel hat, leicht umgangen, und von hier ab hat jedes Bedenken ein Ende. Der außerordentliche Wärmereflex der Kalkfelsen, die wir passirten, hat uns etwas zugesetzt, wir ruhen also und verfolgen mit dem Auge den Weg, den wir eben zurückgelegt. Nun ist der schwierige Theil desselben überwunden, und wir freuen uns, den Abmahnungen der verschiedenen Wirthe, Jäger ꝛc., die wir um die Gangbarkeit des Grates frugen und die uns mit rührender Uebereinstimmung abriethen, nicht gefolgt sind. Lust zur Renommage von Seite derjenigen, die den Weg schon gemacht haben, Wichtigthuerei von denjenigen, die ihn nicht kennen, veranlassen die Leute, die Gefahr zu übertreiben. In unserer Gesellschaft war eine durchaus nicht schwindelfreie Dame, und sie ist den Grat zwar mit Zagen aber ohne jede Stockung, an den bedenklichsten Stellen nur mit der Hand geführt, gegangen. Und doch hatte man uns in Ohlstadt versichert, daß oft Männer den Gang scheuten und umgekehrt wären. Es ist das erklärlich. Wenn man in der Verlängerung eines Grates steht, den steilen Winkel also vor Augen hat, den die beiden Hänge einschließen, und wenn man nun sieht, daß die Breite des Kammes immer mehr in der Ferne abnimmt, wird man, der subjektiven Regung unwillkürlich nachgebend, Gefahren sehen, wo keine existiren, und nicht der kühlen Ueberlegung Raum geben, die uns sagt, daß diese Verengerung nur scheinbar ist und durch die Perspektive hinreichend erklärt wird.

Der Pfad führt längere Zeit am Hange hin, die bedenklichen Stellen sind verschwunden, und in kurzer Zeit stehen wir vor einem steil aufragenden, mit Heidelbeeren dicht bewachsenen Hange. Ein viertelstündiges mühsames Steigen den tief ausgetretenen Spuren des Viehes nach bringt uns auf den Gipfel selbst.

Der Weg den sonnendurchglühten Kalkfelsen entlang hat uns heiß gemacht, wir ruhen etwas aus, ehe wir an die Aussicht denken. Schon während unseres Ueberganges hatten wir einen Mann auf dem Gipfel entdeckt, er wartete auf uns, es war ein Arbeiter, der sich die Hand verletzt hatte, und der seine freie Zeit benutzte, um den Heimgarten zu besteigen. Er hatte unserem Gange zugesehen und, wie er sagte, sich höchlichst verwundert, daß wir nicht umgekehrt seien. Es mag auch beängstigender sein, den Uebergang über den Grat zu sehen als ihn selbst zu machen. Wenden wir uns nun dem Gipfel zu! — Der Gipfel des Heimgartens, resp. dessen höchste Erhebung liegt in einem kurzen Seitenkamme, der von dem Hauptkamme, welcher sich von jenseits des Herzogenstandes bis über die Roßalpe hinaus in einer Länge von zwei Stunden geradlinig fortzieht, senkrecht nach Süden abgelöst, kurze Zeit noch ansteigt und sich dann rasch beiderseitig abdacht. Auf ihm steht ein circa 6 M. hohes, mit Weißblech überzogenes Kreuz, das im Sonnenlichte weithin leuchtend die Höhe und Herrlichkeit des Berges kündet.

Die **Aussicht** ist sehr schön und noch umfassender als vom Herzogenstand, einerseits weil man das Thal, das sich über Benediktbeuern hinauszieht, sowie das Isarthal und Walchenseebecken besser übersieht, andererseits, weil der Stand-

punkt um 40 M. höher ist. Beginnen wir mit der Schilderung des Panoramas und zwar von Osten ausgehend! Da liegt gerade vor uns der Herzogenstand, links von ihm der aussichtsreiche Jochberg, Rabenkopf, die Benediktenwand, noch nördlicher die Ausläufer der Vorberge mit dem Zwiselberge. Längs des Südhanges der Benediktenwand dringt unser Blick zu den Tegernsee- und Schlierseerbergen, aus denen Kampen, Hirschberg, Brecherspitz und Jägerkamp leicht erkennbar sind. Jenseits derselben erblicken wir den charakteristischen Höcker des Wendelstein und das vielgezackte Massiv des Kaiser, während der fernste Hintergrund mit den Berchtesgadener-Gebirge, aus dem ein geübtes Auge den Watzmann zu erkennen vermag, schon dauernde Linien zeigt. Kehrt unser Blick wieder zum Herzogenstande zurück, so liegt ganz im Vordergrund die Thalung der Jachenau, über sie hinaus in gerader Richtung die Halserspitze, links Schinder, rechts Guffert, Unutz, Rofan, näher zu uns das merkwürdige Kar des Scharfreiter, die Pyramide des Juifen, die gemsenreichen Berge des Riß, Compar, Sonnenjoch &c., weiter nach rückwärts die grünkuppige Salve und das Kitzbüchlerhorn. In der vorgenannten Richtung dringt auch unser Blick zu jener wundervollen Silberkette der Centralalpen, die unser Auge nicht von allen Gipfeln unserer Vorberge zu erschauen vermag. Ueber den Juifen hinaus starrt die dunkle Felsnadel des Rettenstein aus dem blendenden Hintergrund; links von ihm erhebt sich aus diesem der schlanke Großglockner, rechts von ihm das breite regelmäßige Dreieck des Großvenediger und die Dreiherrnspitze aus jenem vielgipfligen Kamme, der sich zu den Zillerthaleralpen fortsetzt. Doch nicht ganz sind diese sichtbar. Vor sie legt sich, links an die Berge der Riß anschließend, der Gesammtstock des Karwändelgebirges mit seinen parallelen Kämmen Gleirsch, Hinterau, Karwändel, Soyernkamm, vor ihnen der waldbedeckte Zug der Altlacher Berge mit dem aussichtsreichen Hochkopf, dessen Jäger wir einen freundlichen Gruß hinübersenden — und ganz im Vordergrunde zu unseren Füßen weitet sich das prächtige Auge des Walchensees, auf herrlicher Bläue wiederspiegelnd die dunklen Kontouren seiner einschließenden Berge — wahrlich ein herrliches Bild. Gerade gegen Süden verfolgt das Auge die Straße nach Wallgau und trifft dort auf das Isarthal, dessen Lauf wir weit hinein verfolgen können, bis wir über den Einschnitt der Scharnitz hinüber wieder auf firngeschlossenen Hintergrund treffen, die Ferner von Stubai. Rechts von diesem Einschnitte erstreckt sich der zackige Kamm des Wettersteingebirges, dessen einzelne Spitzen wie eine Silhouette vom Hintergrunde sich abheben, so Wetterstein, Dreithorspitz, Wetterschroffen, bis die Zugspitze mit imposantem jähen Abfall die Fläche abschließt. Vor dem Wettersteinstocke erstreckt sich das Estern-Gebirge mit dem Krottenkopf bis zu unsern Füßen, getrennt von uns durch die Furche des Eschenloherthales. In südwestlicher Richtung über das Ettalermannl hin dehnen sich die Lechalpen bis zum Grünten, manch hochzackige Spitze aufweisend. Nun sind wir im Westen angelangt, das Auge hat im Halbkreise Tausende von Bergspitzen gestreift, eine kurze Wendung des Körpers, und vor uns liegt die



Maurizen Alpe (Hochleger).
Achenthal, Nordtirol.

vielmeilige Ebene, deren Grenzen außerhalb der Sehkraft liegen. Waren es vorhin unter den mannichfachen Bergformen vorzugsweise die blitzenden schneeweißen meilenlangen Flächen, die unser Auge bewunderte, so ergötzt dasselbe hier das verwandte Element. Aus den verschiedenartigen Figuren, welche die Kultur, sei es durch Feld und Wald, sei es durch Straßenzüge oder bewohnte Orte, zu unsern Füßen zeichnet, entzückt uns vor Allem der farbenreiche Kranz von Seen. Hart zu unsern Füßen der reizende Kochelsee mit Dorf Kochel und den Maikäferhäuschen von Schlehdorf, weiterhin Rieg- und Staffelsee mit Murnau, darüber hinaus der Ammersee, dessen Uferorte wir nur mehr ahnen, endlich gerade vor uns, in seiner ganzen Längsrichtung ersehbar, der reizende Starnbergersee, umsäumt mit hunderten von weißen Punkten und Pünktchen, deren jedes ein bewohntes Heim ist. Mit dem Fernrohr vermögen wir das Dampfschiff auf dem See zu erkennen, das uns so nur als ein einzig kleines dunkles Pünktchen vor einem dunklen Striche erscheint. Und welche Fülle von bewohnten Orten überschaut das Auge! Zwischen den beiden Kirchlein von Peißenberg und der auf dem heiligen Berg Andechs, welcher die Leiber von genau gezählt $^1/_2$ Million Heiligen umschließt, von welchen aus wol mancher Leser dieser Zeilen die herrliche Alpensicht bewunderte, — liegt in verschwimmender Ferne Augsburg. Deutlicher erkennbar ist das Häusermeer des näheren Münchens, dessen lange weiße Linien über den dunkeln Forsten von Forstenried und Grünwald sichtbar sind. Obwol über 16 Stunden entfernt, ist jeder Thurm dieser Stadt erkennbar, vor Allem aus ihnen die beiden Frauenthürme, deren Form jeden Nichteinheimischen erheitert. Ist das Wetter außerordentlich günstig, so sind über den dämmernden Rand der Ebene im Nordosten noch die verschwommenen Kontouren des 50—60 Stunden entfernten Böhmerwaldes sichtbar. Und zwischen ihm und unserem Standpunkte liegt eine Fläche von mehr als 500 Quadratmeilen, jene schwäbisch-bayerische Ebene, deren Ränder, sich nicht mehr vom Horizonte ablösend, in dämmernder Ferne verschwimmen.

Nachdem wir nunmehr die Aussicht genügend genossen haben, ist es Zeit, an die Heimkehr zu denken. Wir steigen abwärts, bis wir den Hauptkamm des Bergzuges erreichen, dann links in westlicher Richtung auf demselben hin, bis die Neigung des Hanges weniger steil wird und sich an ihm ein jäher steiniger Pfad hinabwindet. Rasch kommen wir hinunter, und bald ist das kleine Plateau erreicht, auf dem die Ochsenalpe liegt. Sie war leer, und nachdem wir den Betrag der genossenen Milch in der leeren Schüssel deponirt hatten, trabten wir wieder weiter. Unser Weg führt links in nordwestlicher Richtung abwärts; die rechts ausgehenden bringen zur Käseralpe, von wo man in nördlicher Richtung, wie oben erwähnt, nach Schlehdorf absteigt. Bald gelangen wir in den Schwarzreingraben, der sich zwischen Heimgarten und Illing, 1357 M., in westlicher Richtung fortzieht. Der Wasserlauf hat sich durch die mergelreichen Schichten eine tiefe Schlucht gefressen, üppige Alpenvegetation bedeckt den Boden. Nach einer halben Stunde beginnt der Wald, wir überschreiten den Bach und steigen

nun längs ihm im tiefen Schatten abwärts. Die Wände des Grabens sind bis zur Sohle hinab mit dichtem Forste bestanden. Nun beginnen die Mühlen, deren 22 bis Ohlstadt, und mit ihnen eine der pittoreskesten Partien unserer Vorberge! In der topischen Geographie von Bayern des Generals v. Walther findet sich eine reizende Schilderung dieser Szenerie, die wir dem Leser um so weniger vorenthalten wollen, als eine bessere nicht geliefert werden kann. Sie lautet: „Mit dem Eintritt in die Kühlung verbreitende Schlucht drängt sich uns zwischen kleinen mannichfachen Felsgruppirungen die Lahne entgegen, bald ruhig und wie ermattet vom Kampfe mit den starren Gebilden, bald tosend und in niedlichen Kaskaden, die man gewöhnlich nur hört und dann erst sieht, wenn man sich durch die Felsentrümmer und Gestrüppe bis an sie herangearbeitet hat. Bald rechts, bald links zeigt sich dem Blicke eine Mühle; bald dicht am Wasser, jetzt hoch auf dem Felsenufer, dessen Grund die schäumende Fluth schlägt; hier unter einem schattenden Ahorn, der auf Klippen überhängt, halb versteckt, dort von jungen Buchen und Tannen umwölbt, daß man sich hingezogen fühlt wie zu einer Wohnung des Friedens." Vergleicht man mit der vorliegenden ähnliche landschaftliche Schilderungen des Generalmajors v. Sonklar, beispielsweise jene Innsbrucks oder Sterzings, so wird man überrascht sein durch den Gleichklang der Sprache der beiden genialen Autoren.

Schon zu Anfang des Jahrhunderts bestanden hier 33 Mühlen für Wetzsteinschleiferei. Der damals 90 hölzerne (nun 150) Häuser zählende Ort hatte mit den Wetzsteinen großen Handel. Die mittels Raubbau gewonnenen Steine wurden, nachdem sie geschliffen waren, durch zwei geschworene Probirer auf ihre Qualität untersucht, dann in Fässer gepackt, diese mit dem Stempel versehen und in alle Welt versandt. Die größten Niederlagen waren zu Wien und Prag. Auch Mailänder Wetzsteine kaufte man auf und verhandelte sie wieder in erheblicher Preissteigerung weiter. Im Orte selbst waren zwei Großhändler; das Jahr über kamen viele Händler besonders aus Böhmen und Steyermark hierher, um ihren Bedarf zu decken. Nunmehr werden die Steine in zwölf Brüchen gewonnen, der höchste Abbau liegt in der Höhe von 769 M.

Wir haben uns genügend im erfrischenden Schatten an der Szenerie gelabt und wollen nun auch an die Heimkehr denken. Längs des Baches führt uns der Weg abwärts durch reizende Waldpartien, und sobald dieser sich lichtet, stehen wir nahe vor dem in Obsthainen versteckten Ohlstadt. Während eines leider mehrjährigen Aufenthaltes in München sind wir des Obstes entwöhnt, und es bringt der Anblick der schwer mit üppigen Früchten beladenen und mit Stangen gestützten Bäume die Erinnerung an die an der obstreichen Donau verlebte Jugend. Einige wenige Münzen bringen uns den Genuß frisch vom Baume gepflückten Obstes in genügender Menge, so daß wir deren noch nach Hause bringen. Ich habe in Bruneck voriges Jahr das halbe Pfund schöne Pfirsiche um 3 Kr. österr. = 6 Pfennige Reichsmünze gekauft, in München kostet die schlechteste Frucht 6—10 Kr. S. W., also den sechsfachen Preis. Es ist dies doch wol bei der leicht

ermöglichten Beschaffung Tiroler Obstes nur ein weiterer Paragraph zu dem Kapitel, das von der in den letzten Jahren südlich des Mains grassirenden Schamlosigkeit handelt!

Als wir das langgestreckte Dorf hinabschritten, beschlich uns die Sorge um die Herberge; wanderten wir ja doch nahe der großen ausgetretenen Heerstraße der Touristen und mußten also fürchten, bei der Nähe Murnaus einer Legion hüftelahmer Pensionisten, durstigen Blicken keuscher Frauen, den eleganten Chicks sommerfrischelnder Münchner Metzgerinnen und Bräuerinnen zu begegnen. Die uns werdende Ueberraschung wirkte um so angenehmer. Das Gasthaus von Ludwig Landes in Ohlstadt kann man Jedem auf das wärmste empfehlen; es erinnerte mich in erster Linie an die besten Pusterthaler Wirthshäuser. Die Küche war reinlich und gut, und spät erst geleitete uns der freundliche Wirth in das abseit liegende, für Fremde reservirte Wohnhaus. Ich war höchlichst überrascht, geölten Fußboden, tapezierte Zimmer, tadellose Betten und behagliche und komfortable Einrichtung zu treffen; ich kenne in unsern Voralpen kein zweites Haus, das bei gleichen Preisen Gleiches leistet. Und so verträumten wir denn eine herrliche Nacht!

Die Wilderer.*)

Von **Dr. L. v. Hörmann.**

Ich kenne keine tirolische Nationalleidenschaft, die tiefer im Volke wurzelte, als das Wildern. Hat der Tiroler ja das Heft — den Schießprügel — stets zur Hand, und überdies giebt es Gelegenheiten genug, die diesem angeborenen Hange Nahrung geben. Der Hase läuft über seinen Kohlacker — pums! da liegt er. Der Bursche ist im Holzschlag und sieht die Spuren des Wildes, oder er arbeitet auf dem Bergmahd und hört einen Auerhahn pfalzen, oder der Hirt auf der Alm sieht mit seinem Falkenauge hoch oben auf einer grünen Oase zwischen den Schroffen die Gemsen sich tummeln, wer sollte da in der freien Bergwelt nicht der flüchtigen Beute nachstellen und sie erlegen dürfen? Uralte Tradition heiligt die vererbte Ansicht, daß „Wald und Wild“ frei seien, und selbst der Geistliche drückt im Beichtstuhle ein Auge zu, wenn das Wildern nur nicht am — Sonntag geschieht, wolgemerkt, ehe die Messe gehört ist. In manchen Fällen ist das Schießen einzelner Stücke Wildes auch wirklich Nothwehr, besonders in jenen Gegenden, in deren Nähe sich ausgedehnte Jagdreviere befinden,

*) Aus dem bei Gerold in Wien unter der Presse befindlichen: Volkstypen aus Tirol von Dr. Ludwig v. Hörmann.

so z. B. in der Hinterriß, wo Hirsche, Rehe und anderes Gethier über die Gehege springen. Kurz, das Wildern ist eine natürliche Folge, sowol der Natur des Aelplers, als der Bodenverhältnisse seiner Heimath. Die jüngsten Buben nehmen schon des Vaters Gewehr über die Achsel, um Vögel und Eichhörnchen zu schießen, und so wächst die Lust zur Jagd mit dem Burschen groß.

Allerdings hat er den Schießstand, aber der ist erstlich zu theuer und befriedigt zweitens nur eine Seite des Schießvergnügens. Wer eine echte Jägernatur ist, der will hinauf in das Gebirg, will mit Abenteuern und Gefahren seine Beute erringen, und darum ist es gerade das Verbot, welches dem Wildern einen doppelten Reiz verleiht. Besonders sind es die Gemsen, welche den Gewohnheitsjäger mit unwiderstehlicher Anziehungskraft in das luftige Alpenrevier locken, obwol deren Jagd die gefahrvollste ist.

Und 's Gamserl am G'wand,
Und der Punkt auf der Scheib'n,
Und's Diendl an der Hand
Ist mei' Thun und mei' Treib'n.

Das größte Kontingent liefert das Ober- und Unterinnthal. Der mächtige Gebirgsrücken, nördlich vom Inn, mit seinen romantischen Wildthälern, mit seinen unzugänglichen Felswüsteneien über kühlen Forsten und saftigen Alpenmähdern bietet der flüchtigen Gemse den besten Tummelplatz. Hier zwängt sich das kräftige Steingras aus den kahlen Felsenrippen, weiter unten aber locken die würzigen „Pfötchen", die jungen Tannentriebe, eine Lieblingsnahrung dieser Thiere, und das salzige Kalkgebirge ist ihnen eine willkommene „Lecke". Das wildschöne Gleirschthal mit den sich anschließenden Jagdgehegen des Herzogs von Koburg in der Hinterriß und den gräflich Tannenbergischen Jagdrevieren bilden den Hauptstock und gewissermaßen Zuchtplatz der Gemsen. Es ist auch ein Glück, daß auf diese Art durch rationelle Pflege und Ausbeutung der Jagdbarkeit der Ausrottung dieses edlen Alpenthieres eine sichere Grenze gesetzt ist. Denn die Leidenschaft der Gemsjägerei führt einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen diese Race, und ihr allmähliches Verschwinden aus den übrigen Theilen des Landes kann man am besten aus den gefälschten „Gemsbärten" abnehmen, die auf den Jägerhüten leichtgläubiger Touristen paradiren, sowie aus den verhältnißmäßig hohen Preisen, die man für echte Stücke bezahlt.*) Andererseits zeigen gerade die oben erwähnten Koburgischen und Tannenbergischen Reviere, wie Jagdstände durch rationelle Behandlung gehoben werden können. Freilich vom Standpunkte des abenteuerreichen Vergnügens ist diese Art der Jagd in keinen

*) So wurde in den letzten Jahren das Gemswild in der Pragser und Ampezzaner Gegend fast vollständig ausgerottet, und es steht zu befürchten, daß, wenn nicht gründliche Vorsorge getroffen wird, auch der Wildstand von Enneberg, wo er sich durch nachhaltige Verfolgung der Adler, durch Anlegung von Salzlecken und Schonung bedeutend gehoben hat, den Wildererbanden der obgenannten Thäler zum Opfer fallen wird. Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg, Jahrg. 1875, Nr. 41.

Vergleich zu ziehen mit jener gefahrvollen, der sich der bäuerliche Schütz und Wilderer unterziehen muß, wenn er seine Leidenschaft befriedigen will. In der freien Bergwelt giebt es keine mit großen Kosten angelegten Steige und zweckmäßig postirte Schußplätze, wie in der Hinterriß, und daß sich in unserem Jahrhundert ein hoher Herr im „Geschröff“ auf der Gemsjagd „verkraxelt“ hätte, wie weiland Kaiser Max auf der Martinswand, habe ich auch nirgends gelesen.

Anders der eigentliche Gemsjäger. Der muß zugleich Treiber und Jäger sein. Doch dieses schreckt den Waghals nicht ab, wie sich überhaupt von der Leidenschaftlichkeit dieses Vergnügens keinen wahren Begriff machen kann, der nicht selbst Jäger ist. Für dieses gefährliche Handwerk paßt auch nicht jeder. Die Gemsjagd verlangt einen an Strapazen gewöhnten Körper, der gegen jeden Witterungseinfluß unempfindlich ist, einen schwindelfreien Kopf, ein helles Auge und einen ungewöhnlichen Grad von Ausdauer und Kühnheit.

Es sind eigenthümliche Naturen, diese echten Gemsenjäger. Gewöhnlich ruhig ernste Leute, einfach und wortkarg, sind sie theilnahmslos gegen jede andere Art von Belustigung. Sobald sich aber der August naht, die Zeit, da die Gemsjagd beginnt, scheint ein eigener Geist in den Schützen zu fahren. Er prüft sorgfältig Wind und Wetter, meist nach natürlichen Barometern, richtet taglang an seinem Stutzen und dies und das, und — eines schönen Morgens ist sein Nest leer.

Die Ausrüstung eines Gemsjägers ist natürlich so einfach als möglich, dessenungeachtet aber giebt sie genug zu schaffen. Die Gewandung ist bald beisammen. Eine Lodenjoppe, grau, damit sie von der Farbe der Felsen nicht absticht, kurze, bocklederne Hose, dickwollene Strümpfe und feste Bergschuhe, die Sohlen mit „Flügelnägeln“ umsäumt; auf dem Kopfe sitzt der grüne Jägerhut mit der Adlerflaume. Nun kommt die Ausrüstung. Vor Allem der Schnerfer oder Schnerfsack.*) Es ist ein grobgewirkter Schnürsack, der beiläufig aussieht, wie ein riesiger Tabak- oder Geldbeutel, wie man ihn noch bei Fuhrleuten häufig antrifft. Die Schnur-Enden werden an den unteren Sackspitzen befestigt und bilden so natürliche Achselbänder. In diesen Schnürsack kommt Proviant für 4—5 Tage, ein Paar Laibe festen Schwarzbrodes, Speck, geselchtes Fleisch, häufig auch eine Pfanne und eingebranntes Mehl, um sich allenfalls in der kalten Bergregion eine Brennsuppe kochen zu können. Dann ein festes Seil und doppelte Steigeisen für die Fersen und für die Knie; auch Baumbart nimmt er mit, schwarzen und weißen, der schon lange vorher zu Hause getrocknet wurde, aber lieber noch Werg (Flachsabfall), weil dieses den Gewehrlauf weniger rosten macht. Kapselstecher, Pulverhorn und Schnapsflasche hangen an Schnüren um die Schulter. An der Seite steckt das Waidmesser. Nicht selten hat der Gemsjäger auch ein „Spektivi“, wie das Fernrohr im Volksmunde heißt, bei sich, das er allenfalls vom Herrn Pfarrer für ein schönes „Krückl“ (Gemshorn)

---

*) Von schnerfen = zusammenziehen. Vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon, S. 637.

geliehen hat. Man sieht, ein Gemsjäger braucht schon seine fünf Sinne, bis er seine „sieben Sachen" beisammen hat; daß die Tabakspfeife nicht fehlen darf, versteht sich von selbst; braucht sie ja der Schütz, um dem qualmenden Parfüm des Lauskrautes die Windrichtung abzusehen. Nun kommt noch der Bergstock mit dem Eisenstachel, und endlich die Hauptsache, das Gewehr, gewöhnlich ein Pirschstutzen.

So ausgerüstet, macht sich der Schütze, noch ehe der Morgen graut, auf den Weg.

Meistens ist er allein. Gehen mehrere mitsammen, so nimmt man nicht selten eine Pistole mit, um die eine oder andere Gemse „anzulassen", d. h. sie einem schußgünstigen Standorte zuzuscheuchen. So lange Waldung ist, geht der Weg ziemlich bequem. Bald aber beginnen die knorpeligen Zundern und das leicht abrutschende Geröll, so daß mit jedem Schritte die Beschwerlichkeit, weiter droben auch die Gefahr wächst. Obwol ein praktischer Gemsenjäger die Standorte der Thiere genau kennt, „hext" es ihn doch oft gewaltig, und der Mühen und Gefahren giebt es genug. Tagelang klettert er bisweilen erfolglos herum und muß oft stundenweit zerstreutes Knieholz zusammentragen, um in den frischkalten Herbstnächten nicht zu erfrieren. Noch schlimmer ist es, wenn plötzlich schlechtes Wetter eintritt und der Nebel die Berge dicht umspinnt, daß man nicht fünf Schritte weit sehen kann. Da verzichtet selbst der wegkundigste Jäger auf's Heimgehen. Der feine Alpenregen dringt durch Loden und Hemd, und der malträtirte Schütze darf von Glück reden, wenn er noch eine verlassene Almhütte erreicht oder einen Stadel, in dem das Bergheu bis zum Wintertransport ablagert. Doch meistens kennen sich diese Leute mit der Witterung genau aus und haben ihre guten und bösen Anzeichen. Besonders muß der Gemsenjäger mit dem Windstrich wol vertraut sein, um sich dem Standorte der Gemsen möglichst nähern zu können, was bei der erstaunlichen Spürkraft dieser Thiere nichts leichtes ist. Er bedient sich dabei eines ausgerissenen Haares oder Grashalmes, meistens aber der zarten Adlerflaume, die seinen Hut ziert.

Ist er so glücklich, ein Rudel aufzuspüren, so schleicht er, immer gegen die Windrichtung sich bewegend, oft auf allen Vieren vorwärts. Ein Felsenvorsprung, eine kleine Bodensenkung deckt ihn. Jedenfalls schießt er nicht früher, als er seines Schusses sicher ist; doch trügt die Schußweite wegen der reinen Bergluft erstaunlich. Auch muß er den Grund berücksichtigen, über den die Kugel fliegt; feuchtes Gras oder Schneeflächen ziehen das Blei nieder, Felsgrund macht es steigen. Der Schütze legt in der Regel auf Brust oder Kopf an. Sobald er die „Krucken" (Hörner) unterscheiden kann, schießt er. Hat er getroffen, so überschlägt sich entweder das Thier oder es flieht thalwärts, was ein sicheres Zeichen ist, daß die Kugel ihr Opfer erreichte. Es ist keine leichte Aufgabe, zur geschossenen Gemse zu gelangen, die oft halb zerschmettert im tiefen Thalgrund liegt. Auf großen Umwegen, unter halsbrecherischen Gefahren über Abgründe und thurmhohe Felswände steigt er zu ihr nieder. Dabei leisten ihm Strick und

Steigeisen gute Dienste. Am gefährlichsten sind die abschüssigen Platten, auf denen der eisenbeschlagene Schuh ausrutscht, und nicht selten der Schütze sich Schrammen in die entblößten Fersen schneiden muß, weil das klebrige Blut das Ausglitschen verhindert. Auch gilt es da kein langes Ueberlegen, um den besten Weg herauszufinden, sondern kurze Entschlossenheit; jede Minute ist kostbar, wenn er seine Beute vor den gefräßigen Jochgeiern sicher haben will.

Hat er die Gemse erreicht, so ist das erste Geschäft, das Thier auszuweiden, theils um das Gewicht zu verringern, theils wegen der schnell eintretenden Fäulniß. Der „Schweiß" (Blut) und die Leber wird schnell gekocht, welche Speise, mit Brodschnitten genossen, äußerst schmackhaft und stärkend ist. Dann wird die Gemse an den Füßen zusammengebunden und, mit dem Oberkörper voran, in den Schnerfsack gesteckt; ist es ein sehr gewichtiger Bock, dann trägt ihn wol auch der Schütz mit der Stirne, wobei ihm die zusammengeschnürten Füße des Thieres als Tragbänder dienen.

Nun beginnt erst die Hauptschwierigkeit, nämlich das durch das verdoppelte Gewicht — ein Gemsbock wiegt oft 40 Pfund — erschwerte Aufsteigen. Ein Fehltritt — zerschmettert liegt der Schütze unten, und nach Jahren findet der Zufall sein gebleichtes Gebein, oder eine Lawine trägt den zertrümmerten Gewehrschaft im Frühjahre in's heimathliche Thal. Leider fordert nur zu häufig die Leidenschaft ihre Opfer aus der kecken Schaar der Wilderer, die nebst den natürlichen Gefahren auch noch die Büchse des beaufsichtigenden Jägers zu fürchten haben.

Vergleicht man die Schrecknisse, denen sich der Wilderer aussetzen muß, mit dem schmalen Gewinn, den eine geschossene Gemse abwirft, so sieht man, wie wenig solchen Leuten ihr Leben gilt. Er verkauft das Pfund Fleisch für achtzehn Kreuzer, meistens aber wird der ganze Handel in Bausch und Bogen für ein Paar Gulden abgemacht, da den Wilderern daran liegt, ihre Beute bald los zu kriegen. Theurer werden die „Krucken" oder „Krückeln" gezahlt, welche zu allen möglichen Galanteriewaaren verarbeitet werden, und der weiße „Bram" am Rücken und Kinn des Thieres; je weiter er am Rücken herabreicht, desto höher wird er geschätzt. Aber, wie gesagt, der Gewinn wandert meist in andere Taschen, als in den Säckel des armen Wildschützen.

Jetzt hat sich die Zunft der Wildschützen bereits sehr gelichtet und zwar vorzüglich aus dem Grunde, weil alle Gattungen Wild sehr selten geworden, ja in vielen Gegenden fast ganz ausgerottet sind. Aber auch dort, wo es noch dessen giebt, und in der Nähe künstlicher Jagdreviere ist den Wilderern das Handwerk so ziemlich gelegt, besonders seit man die kluge Maßregel ergriff, als Jäger und Hüter der Reviere die Wilderer selbst anzustellen, die wegen der genauen Ortskenntniß von ihren früheren Streifereien her vorzügliche Dienste leisten. Traurig allerdings, wenn bei der strengen Handhabung des Jagdrechtes so ein uniformirter Wilderer in die Alternative kommt, entweder seine Pflicht zu verletzen oder einen seiner früheren Jagdgesellen niederzubrennen. Denn bei

solchen Gelegenheiten in der einsamen Bergregion giebt es kein Parlamentiren; wer zuerst den Gegner erblickt, reißt den Stutzen an die Wange und schießt. Es ist ein Kampf um Sein oder Nichtsein, und die blutigen Scharmützel zwischen Jägern und Wilderern haben trotz des romantischen Zaubers, mit dem sie der Novellist häufig umkleidet, in der Nähe betrachtet etwas sehr Ernsthaftes. Man darf nur in den Friedhof von Scharnitz hineingehen oder alte Leute dort fragen, und man könnte Stoff für ein Paar dicke Novellenbände zusammentragen. Noch stehen die „Raggbuben" in frischem Andenken, drei baumstarke Brüder, die selbst den Teufel nicht fürchteten und als Schwärzer und Wilderer wegen ihrer Kühnheit und Grausamkeit weitum gefürchtet waren. Einer von ihnen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, präsentirte sich mit dem Stutzen in der Hand dem gestrengen Herrn Landrichter in der Amtsstube in höchsteigener Person als „Ragg", so daß der arme Beamte bald den „Tatterer" bekommen hätte. Die kühnen Abenteuer dieser Gesellen, von denen vor einigen Jahren der letzte starb, sind unzählige, manche davon haben sich auch in Volksgesängen fortvererbt.

Es ließe sich nun noch vieles sagen von den abergläubischen Gebräuchen, die sich an diese Art der Jagd anschließen, von den verhexten Gemsen, die den Jäger auf Plätze locken, wo er „ansteigt", d. h. weder vorwärts noch rückwärts kommt und elend umkommen muß, und vom sogenannten Gamshimmel, einem einsamen Alpenfelde im Kaunserthale, wo die Saligen Fräulein Gemsen hüteten. Dem Blut und Eingeweide der Gemsen, Hirsche und besonders auch der jetzt verschwundenen Steinböcke schreibt das Volk — ehemals thaten es auch die gelehrten Aerzte — wunderbare Heilkräfte zu, vorzüglich gelten die Gemskugeln, die Herzkreuzchen und Augensteine der Gemsen als Talismane gegen verschiedene Krankheiten und Unfälle. Auch Schauergeschichtchen erzählt man sich von Wilderern, welche dem Teufel ihre Seele verschrieben und dafür unfehlbare Teufelskugeln erhielten, oder vom Bösen lernten, ein weißes Pulver zu machen, welches nicht knallt; der geängstigte Hirsch aber soll weinen, wenn er sich mit so unrechtmäßigen Mitteln verfolgt sieht.

Ein Ausflug nach Cavellonte im Fleimsthal.

Von **Peter Moser.**

(Mit einer Abbildung von Tesero.)

Am Morgen des 6. August lachte der Himmel ungewöhnlich klar hernieder in's Fleimsthal, und auch die Landschaft hatte ein frischeres Aussehen, als in den vergangenen heißen Tagen: war ja in der Nacht ein Gewitter mit reichlichem Regen über die Berge gezogen. Es wurde also ein Ausflug in das Alpenthal

Cavellonte, wo sich eine Badeanstalt befindet, beschlossen. Wir, d. h. mein Reisegefährte Giacomo und ich, begaben uns denn von unserem Haupt- und Standquartier Predazzo thalauswärts zu dem ein Stündchen entfernten Dorfe Ziano. Dort luden wir unsern Freund Antonio ein, mit uns zu gehen.

Dem Jüngling kam dieser Vorschlag ganz erwünscht. Da er vor ein paar Tagen erst drunten in der Stadt Rovereto die Schulbänke verlassen hatte, war es ihm angenehm, seine Glieder durch eine kleine Bergfahrt wieder auszudehnen und mit frischer Alpen- und Waldluft den Schulstaub und die Schullangeweile wegzuwaschen von Leib und Seele. Außerdem befanden sich, wie er uns mittheilte, zwei Verwandte von ihm, eine alte Tante und ein junges Bäschen, beide aus Trient, droben in Cavellonte im Bade; es war ihm lieb, sie begrüßen zu können, denn er hatte sie geraume Zeit nicht mehr gesehen.

Das Thal, in welches wir hinein wollten, liegt zwischen den hohen Bergen, die südlich vom Fleimsthal aufsteigen, und öffnet sich westlich von Ziano beim Dorfe Panchià. Also überschritten wir den Avisio und schlugen dann einen angenehmen Weg ein, welcher uns durch Wiese und Wald um den Abhang des Berges herum dem Ziele entgegenführte.

Kaum waren wir ein weniges in die Höhe gestiegen, da that sich vor uns eine angenehme und weite Aussicht auf. Thaleinwärts, dort auf der grünen Flur, das Dorf Predazzo, zwischen dessen Häusern die neue Kirche mit ihrem Thurme fast majestätisch emporragt. Im Halbkreis herum mächtige Berge, unten mit dunkelgrünen Tannenwäldern bedeckt, oben mit lichtgrünen Alpenweiden geziert, die jetzt so wunderschön herableuchteten im goldenen Morgenglanz. Vor die gewaltigen Dolomitriesen hinter Paneveggio hatte sich leider ein Bergkegel geschoben, so daß wir sie von hier aus nicht sehen konnten. Dafür bemerkten wir in nördlicher Richtung, im Fassathal, ein paar fantastische weiße Zacken, die hinter den grünen Vorbergen flammengestaltig emporschossen.

Auf der entgegengesetzten Seite, gegen Westen zu, dehnte sich das Fleimsthal weitmächtig aus, wie eine Muschel voll Wälder, Wiesen, Felder und Frühsonnenschein; mitten drinnen der Markt Cavalese, umgeben von einem Kranze von Dörfern.

Allmählich bogen wir ein in das Thal von Cavellonte. Ehe uns die erwähnte freie Aussicht entschwand, setzten wir uns nieder auf einen umgehauenen Lärchenstamm zu Rast und Umschau. Man muß das Gute und Schöne genießen wenn man es hat. „Pflücket die Rose, eh' sie verblüht“ — das ist eine weise Mahnung, deren auch wir nun gedachten. Gerade uns gegenüber, auf einer Anhöhe ober dem Avisio, lag das Dorf Tesero, das wir bisher neben den andern anziehenden Schaustücken wenig beachtet hatten. Jetzt zog sein Kirchthurm unsere Aufmerksamkeit auf sich, denn er ist an den Ecken mit polentagelber Farbe angestrichen, was just nicht besonders schön, aber ungemein bedeutungsvoll ist. Die Bewohner von Tesero behaupten und glauben nämlich, daß die Polenta, welche auf einer mäßigen, Saltojo genannten Stufe unter ihrem Dorfe gedeiht,

sich durch besondere Güte und Schmackhaftigkeit auszeichne. Die Polenta von Saltojo, sagen sie, übertrifft sogar jene von Mantua, und das will etwas sagen! Um nun der Welt kund zu thun, was der Stolz ihrer heimischen Gegend, ließen sie die Kanten des Kirchthurms mit Polentafarbe verzieren. „Groß ist man leicht genug, aber gescheit muß man sein“, sagt ein Volksspruch. Man glaube aber nicht, daß die Pfiffikusse von Tesero sich nur unübertrefflicher Polenta erfreuen. Sie haben noch etwas Anderes, worauf sie mit Recht sich etwas zu Gute thun, das ist der Käse, welcher auf ihrer Alpe Stava zwischen den hohen Bergen nördlich von ihrem Dorfe bereitet wird. „Polenta von Saltojo und Käse von Stava“ — mit diesem Ausdruck bezeichnet der Bewohner von Tesero das Wünschenswertheste und Beste, was er im Bereiche der Gourmandise überhaupt sich zu denken im Stande ist. Ach, was wäre dagegen Nektar, Ambrosia und Manna!

Außerdem ist das mehrgenannte Dorf im Besitz eines unvergleichlichen Kunstwerkes, das ihm nicht wenig Berühmtheit verschafft in der Umgebung. An der Seitenwand der Kirche ist nämlich der hl. Christoph dargestellt, eine riesige Figur. Der ländliche Künstler, der sie gemacht, war ein feiner Kopf und sagte: „Wer ein Gebäude errichtet, beginnt sein Werk mit den Grundmauern, nicht mit dem Dach.“ Folgerichtig hub auch er bei den Füßen zu malen an und führte dann die Gestalt allmählich an der Wand empor. Leider war schließlich für das Haupt des großmächtigen Bildes kein Platz mehr übrig! Welche Verlegenheit! Einige wollten von einem wenngleich nur gemalten Gemeindegenossen ohne Kopf durchaus nichts wissen; Andere meinten in löblichem Billigkeitssinn, man dürfe Niemanden um seine höchsten Güter verkürzen, und so hatte Jeder etwas einzuwenden. Doch nach langem Berathen kam den Leuten die Erleuchtung. Sie erhöhten an der Stelle, wo St. Christoph emporstrebte, die Kirchenmauer und das Dach, wie dies heutzutage noch zu sehen; auf solche Weise gewannen sie den nöthigen Raum, um dem Heiligen den ihm gebührenden Kopf aufzusetzen. Jedem das Seine! —

Nachdem wir den Merkwürdigkeiten von Tesero wenigstens aus der Ferne die gebührende Aufmerksamkeit und Bewunderung zugewendet, machten wir uns wieder frohgemuth auf die Sohlen. Unser Fußpfad vereinigte sich bald mit dem Hauptwege, welcher von Panchià her neben dem schäumenden Bach heraufführt. Derselbe geht zwar etwas steil in die Höhe, sonst ist er zum Gehen ganz bequem. Ja, für Diejenigen, welchen etwa eine Fußwanderung zu plebejisch erscheint, wäre es sogar möglich, sich da hinaufrädern zu lassen. Die dabei unvermeidlichen Erschütterungen und sonstigen Qualen würden natürlich bedeutend gemildert durch das erhebende Bewußtsein, daß Fahren unter allen Umständen viel nobler ist als Gehen. Ob auch bequemer und gescheiter, darauf kommt's ja nicht an!

Allmählich verschwand hinter uns die weite Rundsicht auf das Fleimsthal. Doch für diesen Verlust wurde uns, wie recht und billig, bald eine Entschädigung zu Theil. Die Berge gingen vor unseren Augen auseinander, und drinnen auf

einer ziemlich ausgedehnten Wiese bemerkten wir stattliche weißgetünchte Gebäude. Von einem derselben kreiselte veilchenblauer Rauch in die Luft, und das war ein tröstlicher Anblick. Man lebt ja nicht blos von schönen Gegenden und Aussichten, selbst davon wird man nicht satt, wenn man sich die Güte der berühmten „Polenta von Saltojo und des Käses von Stava“ noch so lebhaft vorstellt. Eigentlich sind doch alle Menschen Materialisten, selbst jene, welche den Materialismus verabscheuen oder gar päpstlich verfluchen: Anathema sit! Präsentirt sich der Frömmigkeit und dem Idealismus die verachtete Materie in Form eines braunen Bratens, in Gestalt einer Flasche feurigen Weines oder eines üppigen Mädchens — — nun, ich will gegen die Frömmigkeit und den Idealismus weiter nichts gesagt haben; auf uns drei Ausflügler aber that der veilchenblaue Rauch, welcher aus dem Küchenschornstein aufstieg, eine wunderbare Wirkung. Gott verzeihe es! —

Endlich waren wir angelangt.

Falls sich Jemand für Entfernungen interessirt, sei hier angemerkt, daß man sowol von Panchià als auch von Ziano in anderthalb Stunden leicht heraufgehen kann. Wer aber zuweilen rastet und sich mit allerhand Gesprächen die Zeit vertreibt, wird zwei Stunden brauchen, wie wir.

Die Wirthschaft und die Badeanstalt sind in einem weitläufigen Gebäude untergebracht, daneben steht noch ein anderes Haus, das hauptsächlich zur Beherbergung ärmerer Leute bestimmt ist. In der Mitte dehnt sich ein freier Platz aus, sagen wir der Kurplatz, der am Rande gegen den Weg hin mit Bäumen besetzt und mit einer langen Holzbank versehen ist. Darauf saßen einige Männer und ziemlich viele strickende und plaudernde Weibchen; auch auf dem Platze gingen mehrere Badegäste, meist Männer, auf und ab. Einige sprachen deutsch, andere italienisch; desgleichen wissen die Dienstleute im Gasthause in der einen und der anderen Sprache Rede und Antwort zu geben. Beide Nationen leben da oben in Frieden und Eintracht; keine maßt sich ein Primat an über die andere hier zwischen den kühn aufragenden Bergen. In dieser Luft hätte vielleicht auch V. Gioberti sein hoffährtiges „Primato civile e morale degli Italiani“ über alle anderen armen Erdbewohner nicht erfunden. Bei einer Rastbank im Walde fand ich später auf einem Brette die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Hoch Italien!“ „Evviva la Germania!“ Diese Aufschrift scheint mir die Stimmung zu bezeichnen, welche in Cavellonte herrscht zwischen Germanen und Romanen. Gleichwol halten sich, des bequemen Gedankenaustausches halber, im Allgemeinen Deutsche lieber zu Deutschen, Italiener zu Italienern, und das ist natürlich; denn sind viele Gäste auch zweisprachig, etliche vermuthlich zweizüngig, so dürften dennoch nur wenige beide Idiome mit gleicher Leichtigkeit handhaben. Die Leute, welche hier im eisenhaltigen Bade Gesundheit oder in der waldigen Gebirgslandschaft Erholung suchen, sind entweder aus dem Fleims- oder Fassathal, oder aus dem italienischen oder deutschen Etschthal und gehören fast ausschließlich der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung an. Der Zuspruch ist gewöhnlich groß; auch jetzt waren alle Räume mit Gästen gefüllt.

Unser Mittagessen wünschten wir im Freien zu verzehren und theilten dieses Vorhaben der Kellnerin mit. Sie wies uns ein Bretterdach hinter dem Hause auf der Wiese; wir gingen hinüber, es in Augenschein zu nehmen. Die Lage dünkte uns angenehm, und ein paar Tische und Bänke waren auch dort. Nicht wenig überraschte uns ein großer Käfig, in dessen Innerem ein dicker Eisendraht befestigt war, der über den steilen Wiesenabhang aus dem nicht fernen Walde herabläuft. Ein an einer Säule angeklebter Zettel und die Kellnerin belehrten uns, daß täglich zweimal, Morgens und Abends, das eisenhaltige Trinkwasser mittelst jenes Drahtes vom Berge herab „telegraphirt" werde. Es muß ein merkwürdiger Anblick sein, wenn die Depeschen in der Gestalt von großen Flaschen aus Thon am Drahte herunterschießen. Ein Mann vertheilt dann das Wasser — hätte beinahe geschrieben: die Telegramme — aus dem Käfig heraus an die heilbedürftige Menschheit.

Auf dem Kurplatz, wohin wir zurückkehrten, entdeckte endlich Antonio unter den Badeleuten seine alte Tante, die er freundlich begrüßte. Auf seine Erkundigung nach der Base Rosina erfuhr er, sie werde gleich erscheinen. „Freut mich sehr, sie wieder zu sehen", sagte er, und das war keine Phrase, sondern Wahrheit, wie ich sogleich Gelegenheit hatte zu beobachten. Ueber den Platz her kam ein etwa 16jähriges anmuthiges Fräulein. Das Gesicht unseres Antonio begann freudig zu strahlen, er ging ihr rasch entgegen, drückte ihr, wie es des Vetters Schuldigkeit, die Hand zum Willkommen, und alsbald entspann sich ein eifriges Gespräch. Freund Giacomo meinte:

„Er scheint ihr gewogen."

„Und sie ihm auch. Das ist der Lauf der Welt", entgegnete ich.

Ueberlassen wir die Frau Tante, den Neffen und sein Bäschen ihrer familiären Unterhaltung und sehen wir Zwei uns ein bischen die Gegend an. Vom Gasthaus leitet ein Fußpfad weiter ins Thal hinein und gelangt bald in Busch und Wald. Dort auf dem Rasen hatten drei Italienerinnen es sich bequem gemacht, eine davon las eine rührende Geschichte vor. Nicht weit davon saßen zwei deutsche Blondinen, die sich gleichfalls der Lektüre hingaben. Auch weiblicher Gesang drang aus dem Dickicht. Durch diesen Forst kann man ein Stündlein einwärts schreiten durch's Thal; sonst ist für Spaziergänger nicht viel Raum, außer man will an den Bergabhängen herumsteigen oder gar einen Gipfel erklimmen. Wer etwas Rechtes zu unternehmen wünscht, richte sein Augenmerk auf die Sabole-Berge, auf die Cima di Lagorei oder auf die freilich ziemlich weit entfernte Cima d'Asta. Prachtvolle Aussicht über Berg und Thal kann auf diesen Spitzen nicht fehlen. Außerdem bleibt es noch Jedem unbenommen, sich einzubilden, durch eine solche Bergkletterei etwas Großes, meinethalben etwas beiläufig 3000 M. Erhabenes geleistet zu haben. Welch' ein Bewußtsein!

Bald schlugen wir den Rückweg ein, denn es kam die nicht unerwünschte Mittagszeit heran. Wir drei Ausflugsgenossen setzten uns also in jenes Bretter-

haus, und die Kellnerin stellte uns Speise und Trank vor. Es wäre unbillig zu verschweigen, daß die Atzung sehr gut war. Auch die Bezahlung, die wir schließlich zu entrichten hatten, verdient durchaus keinen Tadel. Die gebratenen Hühner stellten die Kräfte des gebrechlichen Leibes wieder vollkommen her, und die uns umfluthende sauerstoffreiche Waldluft und der gute Wein theilten der unsterblichen Seele die heiterste Stimmung mit. Als drei deutsche Mädchen lachend und plaudernd in der Nähe über den Wiesenweg hinaufhüpften zum Wald, konnten wir uns fast nicht enthalten, der fröhlichen Gesellschaft uns anzuschließen. Aber es stand noch eine volle Flasche auf dem Tisch; also begnügten wir uns, den drei Grazien gute Unterhaltung zu wünschen, und als sie droben im Forst anfingen zu jodeln und zu „juchezen", wurde ihnen kräftig geantwortet. Eine von den Jungfrauen, es wird wol die jüngste und schönste gewesen sein, hatte eine unendlich liebliche Stimme; sie klang herab wie sehnsüchtiger Nachtigallengesang, und wer in der Tugend der Entsagung nicht ganz erprobt, kann solchem Locken nur schwer widerstehen.

Wir aber hielten uns tapfer, verließen bald Weib, Wein und Gesang und gingen hinüber in's Wirthshaus. Dort bemerkte ich Photographien im sogenannten Visitkartenformat, die eine hübsche Ansicht von Cavellonte darstellten. Eine davon kaufte ich mir zur Erinnerung an dieses freundliche Gebirgsthal und an diesen Tag voll Waldluft, Sonnenschein und Fröhlichkeit. Es ist so angenehm, wenn man das Gedenken an entfernte Freunde, an Gegenden, wo man etliche Stunden lang des Lebens froh geworden, an ein Haus, worin einem Angenehmes und Liebes begegnet, mit einem Bilde auffrischen kann. Auf der Rückseite meiner Photographie sah ich, daß dieselbe ein Werk des J. B. Unterweger in Trient. Dieser wurde schon bei verschiedenen kleinen Kunst- und Industrie-Ausstellungen in Italien, wie in Vicenza, Padua, Verona, Treviso und Urbino mit Ehren-Medaillen ausgezeichnet und auf der Ausstellung in Wien 1873 wurde ihm ein Anerkennungs-Diplom zu Theil.

Mittlerweile hatte Antonio sich von seinen zwei Basen geziemenderweise beurlaubt; so gingen wir denn wiederum thalabwärts gegen Ziano. Bald werden sich auch die übrigen Leute verabschieden, eins nach dem andern, bis endlich Herr Varesco, der Gastwirth, Fenster und Thüren verriegelt und hinabzieht in seine Behausung zu Panchià. Dann kehrt da oben die Einsamkeit ein, um ihre Saison zu halten; etwas später gesellt sich der Winter dazu mit Sturm und Schnee. Doch glücklicher Weise dauert nichts ewig, die Ewigkeit vielleicht ausgenommen. Von Italien herauf kommt wieder der Frühling mit Duft und Blüthen ins Etschthal. Von da zieht er hinein in das Val di Fiemme und steigt dann lustig empor auf die Berge von Cavelloute; bald nach ihm stellt sich dort oben der Sommer ein und mit diesem kehren die Badegäste zurück. Eine kleine Szene aus dem großen Kreislauf des Lebens!

Addio, du trauliches Alpenthälchen, wo Italiener und Deutsche so friedlich neben einander leben, addio und auf Wiedersehen!

Drei Tage in der Rovangruppe.

Von **B. Lergetporer.**

(Nebst einer Abbildung.)

I. Achenthal, Vorderer Unutz, Kothalpe.

Am 13. September 1875 erreichte ich in Begleitung meiner Schwägerin und eines Trägers 10¹/₄ Uhr Vormittags Buchau am Achensee. Unsere Absicht war, die Rovangruppe zu besuchen. Heute wollten wir noch den Vorderen Unutz ersteigen und auf der Kothalpe übernachten.

Ein Fährmann stand bereit, und wie im Fluge durchschnitten wir die azurnen Fluthen des Achensees, während es drei Engländerinnen vorzogen, im dicht geschlossenen Reisewagen die Schönheiten des Achenthales zu bewundern. Um 12 Uhr landeten wir am Gasthof zur Scholastika (931 M.), wo wir uns in das gemüthliche alte Herrenstüblein zurückzogen, um ungehindert unsere Vorbereitungen für die Bergfahrt treffen zu können. — Auf schnelle, gute und billige Weise wurden wir bedient. Um 1 Uhr 45 Minuten befanden wir uns auf dem Wege zur Köglalpe (1426 M.), die wir um 3 Uhr ohne Anstrengung erreichten.

Ein Kreuzschnabel, der sich in seinem möglichst kleinen Käfig doch ganz behaglich zu fühlen schien, hing über der verschlossenen Thüre. Ein alter Senne und zwei muntere Buben saßen unweit der Hütte. Der mürrische Alte fühlte sich nicht bewogen, uns Gastfreundschaft anzubieten, die wir auch nicht begehrten, und auf meine Frage über den Weg auf den Unutz und zu den schon von hier sichtbaren Mittelleger der Kothalpe erhielt ich die gewöhnliche Auskunft: „Da hinauf, dort hinüber und dann könnt's net fehl'n, und auf'n Unutz da sei's no weit." — Auch meine Begleiterin wollte sich eine angenehme Erinnerung an die Köglalpe mitnehmen und frug einen der Buben: Um welche Stunde der Mond aufgehe? — Sie erhielt die treffende Antwort: „Ja, wann's halt Nacht wird."

Unser Aufenthalt war beendet. Wir stiegen, das Kögljoch rechts lassend, auf gutem Pfade aufwärts. Da wir unsere Rucksäcke nicht auf den Unutz spazieren führen wollten, so bargen wir dieselben unter einer nahen Wettertanne. — Man verläßt die Waldregion und gelangt in ein dichtes Gefilze von Zundern, durch die sich der Weg windet. Immer mehr und mehr erweitert sich die Fernsicht. Schon steigen die Gletscher des Zillerthales und Tuxerkammes empor. Einen düsteren Eindruck gewährte das bereits im Schatten der Dämmerung liegende Steinbergerthal mit seinen ausgedehnten dichten Forsten. Von mehreren Seiten stiegen Nebel empor, und es war vorauszusehen, daß der gehoffte schöne Sonnenuntergang nicht erfolgen werde. Wir machten daher

kurze Rasten, um so viel als möglich die günstigen Augenblicke zu genießen. Um 4 Uhr 55 Minuten war die Spitze des Vorderen Unutz erreicht (2077 M.).

Ein heftiger kalter Wind empfing uns, und bald flogen Nebel heran und verdeckten selbst die nächste Umgebung. Die Zeit drängte, eine Besserung der Witterung war nicht zu erwarten, wir verließen daher 5 Uhr 25 Minuten den Gipfel.*) Um 6 Uhr 35 Minuten hatten wir das geborgene Gepäck erreicht. Es herrschte bereits Dämmerung. Die Richtung der Kothalpe uns genau ins Gedächtniß prägend, suchten wir dieselbe direkt über den Kamm des Kögljoches zu gewinnen. Anfangs ging die Sache gut. Ein kennbares Steiglein leitete uns südwärts. Doch bald sollte es anders kommen. Der Weg wurde immer schlechter, Mondenschein und Sternenglanz ließen gemüthlich auf sich warten, und wir armen Menschenkinder stolperten durch Dick und Dünn weiter. Meine Begleiterin behauptete zwar stets, sie sehe ein kleines Steiglein. Dichtes Legföhrengebüsch belehrte auch sie, daß wir pfadlos waren. — Trotz diesen Hindernissen schritten wir unverzagt weiter. Endlich erreichten wir eine breite Mulde, durchquerten dieselbe und hatten das Ende des Waldes gewonnen. Wir befanden uns unzweifelhaft auf dem Anger der Kothalpe (mittlere, 1616 M.).

Nach kurzem Suchen zeigten sich auch neben einem rauschenden Bächlein Spuren eines Weges. Wir verfolgten dieselben. Eben durchbrach der Mond die Nebelballen, als sich die Thüre der kaum einige Schritte vor uns liegenden Alphütte, die wir in der Dunkelheit gar nicht bemerkt hatten, öffnete und sich eine lange hagere Mannesgestalt zeigte. Sie entpuppte sich als Schafer der Kothalpe und eröffnete uns zugleich, daß er für ein gutes Nachtlager gerne sorgen werde. Lebensmittel könne er uns aber keine verabreichen, da man mit allem Hab und Gut schon in die „Niederläger" gezogen sei, und die noch Anwesenden kaum selbst noch etwas hätten. Wir sollten nur eintreten und es uns in der Hütte bequem machen. Es war 8½ Uhr.

Dem freundlichen Rathe folgten wir. Lebensmittel hatten wir ja selbst, und bald waren die Trinkbecher mit warmem Thee gefüllt. Nach eingenommener Mahlzeit vergruben wir uns in das reichlich vorhandene Heu.

II. Dalfazenjoch. — Maurizenalpe.

Früh 4 Uhr weckte uns der Schafer. Ein echter Tiroler Senne, schmutzig vom Scheitel bis zur Sohle, der uns auch mit Stolz gestand, er habe den ganzen Sommer sein Hemd nicht gewechselt, und wahrlich das Aussehen desselben entsprach vollkommen dieser Aussage. Zu unserer Freude war das Wetter ziemlich befriedigend.

Um 5 Uhr 25 Minuten verließen wir die Alpe, begleitet von dem Schafer, der mit uns bis auf das Dalfazenjoch zu gehen versprach. Wir schritten auf gut gangbarem Pfade südöstlich gegen den Hochleger der Kothalpe (1857 M.).

*) Ueber die ausgezeichnete Aussicht vom Unutz s. „Alpenfreund" Bd. VII, S. 97.

Der Baumwuchs hat bereits aufgehört. Einzelne Zirbenbäume bilden den Schluß und tragen in ihrem tiefgrünen Kleide nicht wenig zur Verschönerung dieses prachtvollen Hochthales bei, in welchem die armseligen Hütten des Hochlegers liegen. Nördlich derselben erhebt sich das Rothalpenjoch (2154 M.), südlich das gegen die Alpe in steilen Wänden abstürzende Klobenjoch (2036 M.). Oestlich liegt der Stuhlbachelkopf, von welchem ein Kamm südwestlich streicht, der einen Steinmann trägt und das Dalfazenjoch (2206 M.) heißt. Durch das sogenannte „Thor" östlich vom Klobenjoch führt ein Uebergang zur Dalfazenalpe.

Wir wendeten uns nordöstlich, und über steile Grashänge emporsteigend erreichten wir um 7 Uhr 15 Minuten den Steinmann am Stuhlbachelkopf. Das Wetter hatte umgeschlagen. Ein empfindlich kalter Windstoß aus Norden empfing uns, und schon wieder hatten sich in nächster Nähe schwere Nebelballen gelagert, die uns jede Fernsicht gründlich verdarben. Nach kurzer Zeit gelangt man zu der durch einen Zaun bezeichneten Grenze der Roth- und Maurizenalpe. Der tückische Nebel hatte uns schon erreicht. Immer mächtigere Schichten stürmten heran, und jede Hoffnung, daß sich dieselben wieder zertheilen werden, schwand; dabei machte sich ein Lüftchen fühlbar, daß wir gerne unter einem mächtigen Felsen Schutz suchten. — Die Besteigung der Hochißspitze (2293 M.) wurde unter solchen Umständen aufgegeben. Um jedoch die Zeit nicht unbenutzt zu lassen, schlug meine Begleiterin vor, das Dalfazenjoch zu besuchen. Die Ueberschreitung des Kammes ist gefahrlos. Um 9 Uhr hatten wir den Steinmann erreicht. Während die Hochißspitze von düsterem Gewölke umhüllt war, lagerten wir, vor dem herrschenden Nordwestwind vollkommen geschützt, gemächlich im warmen Sonnenschein. Der Süden hatte sich bedeutend geklärt, und unsere gesunkene Hoffnung belebte sich auf's neue.

Es ist ein recht freundlicher Platz. Gegen Nordwesten übersieht man die Gegend des Hochlegers der Rothalpe und die Dalfazenalpe. Gegen Osten liegt ein wildes, von zahlreichen Schründen und Gräben durchzogenes Hochthal, das Gschall oder Gscholl. Südöstlich erblickt man die Maurizenalpe (Hochleger). — Länger als zwei Stunden verweilten wir, und als wir um 11 Uhr 20 Minuten das Joch verließen, hatte sich die Witterung sehr gebessert.

Wir überschritten, da kein anderer Abstieg zur Maurizenalpe möglich, wieder den Kamm und stiegen über eine steile Grasfläche in das Gschall. Woher dieser Name stammt, wird jeder, der die Gegend besucht, leicht errathen. Die beträchtlichen Unebenheiten des Bodens, die tiefen Felsrinnen und Gräben, die denselben nach allen Seiten durchziehen, bieten dem Schalle genug Gegenstand sich vielfach zu brechen. Besonders an einigen Stellen ist die Täuschung so, daß man Worte in ziemlicher Entfernung gesprochen so deutlich vernimmt, als wenn das Gespräch in unmittelbarer Nähe geführt würde.*) Wir überschritten

*) S. Deutsches Alpenbuch von. H. Noé, S. 266 u. ff.

ein vollkommen ausgebildetes kleines Karrenfeld, durchquerten eine tiefe Rinne und folgten einem Steig, der uns in kurzer Zeit zur Maurizenalpe (obere, 1840 M.) leitete.

Schon glaubten wir dieselbe unbewohnt, als sich das Geklapper eines Bergstockes vernehmen ließ. Wir waren erstaunt, in dem Träger desselben einen jungen Mann zu sehen, der schon durch seine Kleidung bekundete, daß er kein ständiger Bewohner der Alpe sei. Freundlich wurden wir bewillkommt und sogleich mit Milch, Butter und Käse bewirthet. Im weiteren Gespräche ergab sich, daß unser Gastwirth ein geborner Schweizer aus Flums, Kanton St. Gallen, sei, gegenwärtig im Jenbacher Gußwerke beschäftigt. Einen gewährten Urlaub benutzend, verbrachte er einige Tage auf der Maurizenalpe. — Nur der Schafer war noch zurückgeblieben. Die Sennen hatten die Alpe aber gestern verlassen. Sie verfuhren jedoch nicht so egoistisch mit den Zurückgelassenen, wie ihre Nachbarn auf der Rothalpe, und versorgten dieselben reichlich mit Lebensmitteln. Der Schweizer erbot sich uns, morgen, wenn das Wetter gut würde, auf den Rovan und das Sonnenwendjoch zu begleiten, welches Anerbieten wir gerne annahmen. Wir sandten nun unsern Träger nach Schwaz zurück und suchten es uns in der Hütte so bequem als möglich zu machen.

Betrachten wir uns die Umgebung der Alpe näher. Ueber derselben, gegen Norden, ragt der Gschäll- oder Gschollkopf (2079 M.) empor. Ein kühner, junger Stier, so erzählt die Sage, soll einst auf diesen Felsenkopf hinauf und herabgestiegen sein, ohne Schaden zu nehmen. Links davon erblicken wir das Dalfazenjoch, weiter nördlich das Spieljoch (2237 M.) und den schöngeformten Roßkopf, nordwestlich die Rovanschneide. Im Osten erhebt sich die Heiterstellwand mit dem Heiterstellkopf (2186 M.) und der Grubenkopf. Südlich liegt der Kirchenspitz (Vorderer Spitz, 1958 M.). Ueber die Scharte zwischen Heiterstellkopf und Kirchenspitz führt ein Uebergang (1609 M.) zur Scherbensteinalpe. Treten wir vor auf einen kleinen Hügel, so erblicken wir unter uns einen Theil des Achensees, südwestlich den langen Rücken des Stanerjoches, die Gebirge des Falzthurnthales und die kühnen Formen der Bomperkette. Im Süden glänzen die Gletscher der Zillerthalergruppe.

Der Abend war prachtvoll. Mehr und mehr verschwanden die Nebel. Ein kalter Nordwind reinigte die Luft von allen verdächtigen Dünsten, und es war gegründete Hoffnung auf einen schönen, wenn auch etwas kalten Morgen. — Abends kam eine muntere Ziegenherde zur Hütte und ergötzte uns lange Zeit durch die possierlichsten Sprünge und Kampfspiele. In ihrer vollsten Pracht stieg die Mondscheibe über der Heiterstellwand empor. Es war eine jener herrlichen Vollmondnächte, wie sie einem Gebirgsreisenden nur höchst selten zu Theil werden. Ich wenigstens gestehe, nie eine schönere erlebt zu haben. Jede, auch die entfernteste Gebirgskante hob sich scharf und deutlich vom dunkelblauen Firmamente ab. In voller Majestät umstanden uns die gewaltigen

Felskolosse. Tiefster Schatten und grellstes Licht begrenzten sich in den kleinsten Theilen. Trat man hinaus auf jenen vorgeschobenen Hügel, so spiegelte sich die helle, volle Mondscheibe in den klaren azurnen Futhen des Achensees.

III. Rovanspitze, Vorderes Sonnenwendjoch.

Hell leuchtete noch der Mond, als wir unser einfaches Frühstück bereiteten. Der Nordwind hatte seine Herrschaft geltend gemacht. Starker Reif bedeckte den Boden, aber wolkenloser Himmel lächelte uns entgegen. Um 4 Uhr 25 Minuten verließen wir die Maurizenalpe und lenkten nordwärts gegen das Grubenthal. Der Weg windet sich zwischen zahlreichen Felstrümmern aufwärts. Hat man den ersten Anstieg überwunden, so betritt man eine Vertiefung des Bodens. Dort steht die an einen Felsen angebaute Schafnerhütte. Eine klare Quelle spendete uns Erfrischung. Zur Linken erhebt sich der stolze Roßkopf, in Steilwänden gegen das Grubenthal abstürzend. Rechts beherrscht das Thal der Grubenkopf, während die Heiterstellwand zurückgetreten ist. Nördlich führt ein Uebergang hinab ins Steinberger Thal, der „Bettelsteig“. — Eben vergoldete die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Spitzen der Vomperkette, als wir eine kleine Einsattlung, das Mänerl, erreichten (5 Uhr 30 Minuten).

Unter uns liegt der kleine dunkelgrüne Grubensee (2138 M.); Goldsand soll den Grund bedecken. Vor uns erhebt sich der bis zum Scheitel bewachsene Kamm des Rovan, während sich südöstlich der begrünte Rücken des Sonnenwendjoches ausdehnt. Ungefähr in der Mitte des Raumes, welcher den Rovan mit dem Sonnenwendjoch verbindet (die Hörndlschneide), ragt ein spitzer Felskopf empor, der Hörndlspitz.

Wir suchten, über ziemlich geneigte Grasflächen ansteigend, den gegen Norden in prallen Wänden abstürzenden Grat des Rovan (Rovanschneide 2226 M.) zu gewinnen, nicht ahnend, welche Ueberraschung uns dort bereitet war. Bis zum fernsten Horizont war nur ein dicht geschlossenes wogendes Nebelmeer sichtbar, aus welchem der Unnütz, Guffert und die beiden Kaiser, Inseln gleich, emporragten. Darüber wölbte sich ein vollkommen reiner wolkenloser Himmel. Ich bin kein Neuling im Gebirge, kann mich aber nicht erinnern, diese herbstliche Erscheinung jemals so ausgeprägt und großartig wie heute beobachtet zu haben.

Um 6 Uhr 5 Minuten war die Rovanspitze (2257 M.) erreicht. Die Fernsicht war einzig in ihrer Art. Thäler und Berge bis zu ca. 5000 Fuß Höhe existirten für uns heute nicht. Auch über dem Inn- und Brixenthale lag dieselbe wogende, von der Sonne grell erleuchtete Nebelmasse. Die Hohe Salve war noch vom Nebel bedeckt. Die Spitze des Kitzbühelerhornes ragte ein klein wenig empor. In wunderbarer Klarheit breitete sich hingegen die Tauernkette, Zillerthaler- und Stubaiergruppe vor unseren Augen aus. Auch die kleinsten Erhebungen waren deutlich zu unterscheiden. Großartig war der Anblick der Kalkalpen. Die gewaltige, vielgezackte Vomperkette, über derselben die Spitzen der

Speckkargruppe, die Hinteranthaler Kette, die Berge des Rißthales u. s. w. Zu Füßen, noch nicht vom Nebel erreicht, lag der sagenreiche Irdeiner-(Zireiner-) See.

Um 7 Uhr 15 Minuten verließen wir die Rovanspitze, um unserem nächsten Ziele, dem Sonnenwendjoche, zuzueilen. Man gewinnt ohne Beschwerde die Hörndlschneide. Dort trafen wir noch einige hübsche Exemplare von Edelweiß. Im Sommer mag wol die ganze Fläche damit bedeckt sein. Der Anblick des tief zu unseren Füßen liegenden Laboithales blieb uns entzogen. Den Hörndlspitz gegen Westen umgehend gelangt man auf einem schmalen Steiglein abwärts. Wir verfolgten dasselbe und fanden ohne Mühe den geeigneten Punkt zum Aufstiege (Schafsteig). Das Klettern über Felsen währt nicht lange. Man gelangt bald auf Rasenboden und ohne Beschwerde zur Höhe.

Um 8 Uhr 15 Minuten erreichten wir das Kreuz auf dem Sonnenwendjoch (2228 M.), dasselbe hat im vergangenen Sommer ein Blitzstrahl arg beschädigt. Vielen geehrten Lesern des „Alpenfreundes" dürfte es unbekannt sein, daß dieses Kreuz der im Jahre 1865 zu Salzburg verstorbene Professor der Theologie Pater Carl Thurwieser, ein geborener Kramsacher (geb. 30. Mai 1789), im Jahre 1823 aufsetzen ließ. Es kostete ihm nach seiner eigenen Aufschreibung 48 Gulden 59½ Kreuzer Reichswährung. Thurwieser war einer der berühmtesten Bergsteiger seiner Zeit. Eine der erhabensten Spitzen in der Ortlergruppe trägt ja seinen Namen. Vielleicht noch kurze Zeit, und das Sonnenwendjochkreuz liegt ganz in Trümmer. Wol wünschenswerth wäre es, daß das Andenken an diesen begeisterten Verehrer und Durchforscher der deutschen Alpen*) durch ein würdiges bleibendes Denkmal der Nachwelt überliefert würde, und wahrlich, ich wüßte dafür keinen angezeigteren Platz, als den Berg seiner Heimath, die mit Edelweiß umrandete Kuppe des Sonnenwendjochs. — Nur schade, daß uns von seinen großartigen Bergwanderungen so wenig Aufzeichnungen übrig geblieben sind. Thurwieser selbst war ein zu anspruchsloser und schlichter Mann, als daß er seine Leistungen für bemerkenswerth gehalten hätte.**) —

Erst um 9 Uhr zerriß der Nebelschleier über dem Innthale. Zuerst wurde die Gegend von Zimmermoos bei Brixlegg sichtbar. Auch das Kitzbühelerhorn, die Hohe Salve, Gratlspitze u. s. w. entledigten sich ihrer Umhüllung. Die Thäler von Wildschönau und Alpach erschienen im Sonnenglanze. Am längsten entzog sich das Zillerthal unseren Blicken. Die festgeschlossene Nebelmasse zerriß nicht, sondern zog sich, einem riesigen, über das Thal ausgespannten Tuche gleichend, in das Thal-Innere zurück.

Die Ansicht der Stubaiergruppe ist vom Sonnenwendjoch aus jedenfalls großartiger als von der Rovanspitze. Dazu kommt noch der Anblick des herr-

*) Ich erwähne nur, daß er den Gaisberg bei Salzburg allein 480 Mal bestiegen.

**) Ich verweise auf die kurze Biographie desselben von Dr. J. A. Schöpf (Verlag der Sektion Salzburg des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins).

lichen Innthales und Zillerthales bis über Zell. Auch von der Scherbensteinalpe (Ausgangspunkt Dorf Münster) ist der Anfstieg ohne Beschwerde.

Erst um 11 Uhr 45 Minuten verließen wir das Joch und nahmen die Abstiegsrichtung nach der Alpe „unter dem Berg" (1544 M.). Dieselbe ist ohne Anstrengung zu erreichen; hat man den ersten Abstieg über Felsen überwunden, so betritt man Grasflächen; der Steig ist gleich aufzufinden und leitet, das „Bergl" gegen Norden umgehend, zur Alpe, wo wir um 12 Uhr 55 Minuten anlangten. Im Sommer findet man die Felsen unterhalb des Kreuzes reich mit Edelweiß geschmückt. Ich fand dort noch ein schön blühendes Exemplar von Rhododendron hirsutum, in so vorgerückter Jahreszeit wol eine Seltenheit. Die Alpe „unter dem Berg" fanden wir geschlossen, und nach 15 Minuten langer Rast setzten wir den weiteren Abstieg in das Ladoithal fort. Ein schlecht kennbarer Weg leitete uns dem Bache zu, welchen wir bei einer Kohlenbrennerhütte übersetzten. Das Ladoithal macht mit seinen drei großen Alpen und den schönen Weideplätzen, reich besetzt mit wahren Prachtexemplaren von Zuchtvieh, einen recht angenehmen Eindruck. In Steilwänden stürzt die Ostseite des Sonnenwendjochs gegen dasselbe ab.

Nun wandten wir uns dem Röthengschösser Bergsturz zu. Der Gang durch dieses Chaos von übereinander liegenden Felsblöcken in allen Größen und Gestalten, überwuchert von schwellendem Moos und üppigen Alpenrosen-Gesträuchern, bleibt immer hochinteressant. Um 3 Uhr war die Thalsohle bei Kramsach erreicht, und der Abendzug führte uns nach Schwaz zurück.

Fasse ich das Erlebte kurz zusammen, so kann ich allen Gebirgsfreunden den Besuch der Rovangruppe auf das Wärmste empfehlen. Hoch-Iß, Rovanspitz, Sonnenwendjoch sind leicht erreichbare, lohnende Aussichtspunkte. Ueberflüssig scheint es wol, noch den Unnütz zu erwähnen, und doch wird auch dieser vorzügliche Berg, im Vergleiche zu der gänzlich gefahrlosen, bequemen Besteigbarkeit, noch viel zu wenig besucht. Mit Recht kann man behaupten, daß wenige Gebirge, die die Höhe von 2300 M. nicht überschreiten, so großartige Hochgebirgsszenerien aufzuweisen haben, wie diese Gruppe. Der Besuch derselben bietet keine Schwierigkeiten, die Wege sind größtentheils gut gangbar, leicht aufzufinden und gefahrlos. Auf denn nach dem schönen blauen Achensee! Doch nicht nur an seinen gastlichen Gestaden geweilt bei Gesang und Zitherspiel, sondern muthig hinaufgestiegen auf jene Höhen in Licht und Sonnenglanz!

„Auf die Berge steigt, wollt ihr fröhlich sein;
Da ist Lust und Sonnenschein."

Nachtrag. Auch Th. Trautwein ergreift in einem jüngst erschienenen Artikel der Zeitschrift des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins (Bd. VII. 1) für den Besuch des Rovan das Wort. Er sagt daselbst u. A. S. 89: „An bequemer Gangbarkeit dürfte die Rovangruppe in den Nordalpen vor keiner anderen relativ so ansehnlichen Gesammterhebung über-

troffen werden; dazu kommt noch, daß der geeignetste Ausgangspunkt, der Achensee, an und für sich schon hoch genug liegt, um die unliebe Zugabe eines Sennhütten-Nachtlagers zu ersparen; die Durchwanderung der Gruppe von einem bewohnten Orte zum anderen ist somit in der Regel in einem Tage leicht auszuführen ꝛc." „Es ist so recht ein Gebiet, in dem auch jener Bergwanderer, dessen Mittel und Zeit den Besuch des eigentlichen Hochgebirgs nicht erlauben, mit geringem Aufwand an beiden etwas leisten kann ꝛc."

Die Saison.

Souvenir an die Schweiz von **Josef Erler.**

Niemand kann seinem Schicksale entgehen — und das Schicksal von uns armen Menschenkindern, die wir gerne jährlich eine kleine Erholungstour unternehmen, ist es, daß wir früher oder später, aber ein Mal ganz sicher, uns auch in die weltberühmten Berge und Gefilde der Schweiz verirren. Daß dies dann gerade zu jener Zeit geschieht, wo alles überfüllt ist, wo die Rechnungen der Hôteliers mit Doppelbrillen abgefaßt werden, das ist eben auch ein Schicksal, gegen das wir höchstens damit zu Felde ziehen können, daß wir es mit gutem Humor zu erfüllen suchen.

Daß dies denn auch nicht gar so schwer fällt, wird mir gerne jeder glauben, der nur ein Mal in der Komödie, die unter dem Titel: „Die Saison in der Schweiz" jährlich auf dem prächtigsten Theater der Welt in Szene geht, selbst eine kleine Rolle gespielt hat! Es ist eine ganz vortreffliche Komödie, mit einer Menge origineller Situationen und Verwicklungen, deren Arrangement der unerreichbare Autor Vater Zufall in die Hand genommen hat. Seit Dezennien wird sie schon gegeben, aber jährlich mit neuen Variationen, und die Schauspieler, Vertreter aller Nationen, bleiben sich im Ganzen und Großen gleich, wenn auch einzelne Kräfte vom jungen Nachwuchs ersetzt werden. Die Handlung ist spannend vom Anfang bis zum Fallen des Vorhanges, der interessanteste Theil doch jedenfalls der Akt, welcher sich mit seinen verschiedenen Verwandlungen an den Ufern des entzückend schönen Vierwaldstättersees und in dem „Riesenhôtel" Luzern abwickelt.

Zwar nicht schon wenn die Schwalben wiederkehren, aber doch gegen Ende des Brachmonats wird es überall, im Thal und auf der Höhe lebendig. Wie die Maikäfer tauchen plötzlich an allen Orten zugleich die ersehnten Schweizerwallfahrer auf. Erst sind es einzelne Paare, die entweder ihre Hochzeits- oder sonst eine Vergnügungsreise machen, später kommen größere Familien, Lord und Mylady mit ihren Töchtern, Bankiers und Rentiers mit ihren Sprößlingen im Flügelkleide, kleine Gesellschaften starkerblühter Fräuleins. Später, in der zweiten Hälfte des Monats, wenn die Schulen geschlossen werden, strömt es von allen Seiten herein wie ein mächtiger Heuschreckenschwarm, nur mit dem kleinen Unter-

schied, daß das Land, statt davon aufgezehrt zu werden, unter ihrem Fluge herrlich gedeiht.

Wol hundert Mal braust das Dampfroß täglich kreuz und quer durch alle Gegenden, und alle hundert Male sind die Waggons bis zum letzten Platze gefüllt. Es ist auch ein angenehmes Reisen in diesen luftigen, nach amerikanischem Systeme gebauten Wagen, und wenn man, bequem in die Kissen zurückgelehnt, durch die abwechslungsreichen, malerischen Gegenden hinfliegt und bald auf einen lieblich lächelnden See, bald auf wildstarrende gigantische Felsen blickt, muß man sich jedenfalls gestehen, daß mit dem Dampfroß nicht alle Poesie geschwunden sei.

Herrliche Zeit der Saison! Da stehen wieder alle die prächtigen Hôtels, die sich auf Bergrücken und selbst Felsen wie Zauberpaläste erheben, weit offen. Dutzende schwarzbefrackter Kellner stürmen, wenn die Glocke ertönt, auf Windesflügeln über die Marmorstufen herab, um dem neuen Opfer ein Spalier zu bilden, während der Hôtelier ihm höhnisch schmunzelnd die Mittheilung macht, daß alles bis zum letzten Zimmer besetzt sei und nur unter dem Dache ein Kämmerchen, vielleicht aus besonderer Gefälligkeit, freigemacht werden könne, das der Herr, s'il vous plait — d. h. auf ehrlich Deutsch, wenn er die Preise für premier Etage zahle — beziehen könne. Und der Fremde nimmt es, da überall das gleiche Schicksal vorauszusehen ist, wohlweislich mit Dank an und muß sich glücklich preisen, wenn er eine so reiche Phantasie hat, daß sie ihm das fürstliche Gemach vorspiegelt, für das er morgen die Rechnung erhalten wird. — Der Fremde wird übrigens dabei wie eine Waare taxirt. Die theuersten Preise zahlt der Amerikaner und Engländer, mittlere der Franzose und allenfalls auch Deutsche, kleine nur der echte Landsmann, der „Schwyzer".

Der Stolz des Schweizers ist sein Französisch; das deutsche „danke" ist im ganzen Lande aus dem Wörterbuche gestrichen und dafür „merci" gesetzt. Französische Brocken sind überall im Kurse und nehmen sich in manchem Munde oft überaus komisch aus. „Que commandez-vous, Monsieur?" fragte mich ein dralles Schweizermädel mit blonden Zöpfen und blauen Augen in einer Züricher Gartenrestauration. „Puedo recibir cerveza?" Verblüfft starrte sie mich an. „So viel Französisch versteh' ich nit", platzte sie endlich heraus und fragte mich dann im besten „Schwyzer Dütsch" nach meinem Begehr.

Zum Centralisationspunkte des ganzen Fremdentriebes hat sich, wie bereits erwähnt, Luzern gebildet. Das Städtchen ist am gleichnamigen, weltberühmten See gelegen und wird von einem herrlichen Bergkranze umgeben, in dessen Mitte die besuchtesten Höhen der Schweiz, der Rigi und der Pilatus, liegen. Jeder, der durch das Alpenland reist, vom schlichten Touristen, der mit seinem Tornister am Rücken per pedes apostolorum ermüdet gewandert kommt, bis zum Yankee, der im Viergespann mit seinen Reisekoffern die prächtige Axenstraße in einer Staubwolke einherrollt, muß die Stadt berühren, jeder seinem Hôtelier oder der Frau Wirthin eine empfindliche Steuer zahlen, die freilich mit vielem Geschicke

in die Rechnung eingeflochten ist. Da geben sich die Vertreter von aller Herren Ländern ihr Rendez-vous, auf dem Schweizerhof-Quai herrscht ein Leben, daß man sich auf die Boulevards in Paris, den Graben in Wien oder unter die Linden nach Berlin versetzt glaubt. Die Damen rauschen in Seide und Spitzen einher und tragen sich dekolletirt, das Antlitz wie vom Wiederscheine des rosigen Alpenglühens hold — geschminkt. Ihre langen Schleppen fegen den Boden und wirbeln hoch den Staub auf; die Herren mit ihren weißen und blauen Gebirgsschleiern haben sich wol nur dagegen mit ihren mächtigen Bergstöcken bewaffnet — aus welch anderem Grunde sollten sie dieselben auf der Promenade führen? Stolze Namen prangen auf denselben eingebrannt, haben sich doch ihre Träger auf „Rigi-Kulm" von der neuen Zahnradbahn hinaufpuffen lassen und den „Pilatus" auf dem Rücken irgend eines lammfrommen Maulthieres bestiegen!

Zahnradbahn auf den Rigi! köstliche Erinnerung! Wie tönst du noch fort in meinem Herzen, entzückter Seufzer des schwärmerischen Kantorstöchterchens, das mit seinen blauen Augen hinab auf die immer tiefer versinkenden Gefilde und Seen blickte, und du, schriller Angstschrei der Frau Kammerräthin, auf deren Hut ich bei einer plötzlichen Steigung beinahe zu sitzen kam! Wie deutlich sehe ich noch das behäbige Grinsen des dicken Rentiers, der sich nicht lobend genug über das bequeme Bergsteigen unseres Jahrhunderts aussprechen konnte, und ebenso das geringschätzende Lächeln des Bergfexen zu meiner Rechten, der nur nach einem zehnstündigen Marsche unwillig von diesem Beförderungsmittel Gebrauch gemacht hatte. Was sich auf meinem Antlitz spiegelte, weiß ich nicht, jedenfalls eher Verstimmung als Befriedigung, ich gedachte des Tages, an dem ich vor sieben Jahren das erste Mal spannungsvoll den Berg erstiegen. Arme regina montium, was hat die erfinderische Menschheit aus dir gemacht! Der schönste Zauber wurde dir genommen, löffelweise bietet man jetzt dem Besucher jenen herrlichen Genuß, der ihm einst, nachdem er deinen Scheitel geküßt, auf ein Mal wie in einem schäumenden Becher gereicht ward! Damals wolltest du wie alles Schöne errungen sein, jetzt bietest du deine Reize um wenige Silberlinge dar! Ich liebe feile Dirnen nicht — wir werden uns so bald nicht wiedersehen! Und als ob sie sich ob meiner strafenden Rede schämen würde, hüllte sich die stolze Alpenkönigin in einen dichten Nebelschleier, der auch am nächsten Morgen nicht gelüftet wurde. Mit langen Gesichtern und merklich leichtern Beuteln schleppte die Maschine meine Reisegesellschaft durch die feuchten Dünste thalabwärts, nachdem sämmtliche doch den Hochgenuß gehabt hatten, ihren Namen ins Fremdenbuch zu zeichnen. Neben den Hieroglyphenzügen eines Sohnes Altenglands standen die Verse:

> Für schweres Gold hab' ich hier Nebel nur gesehen,
> Goddam! was macht mir das, bin ich doch hier gewesen.

Wackerer Sprosse Albions, du hast ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Wie du den Rigi, besuchen Tausende die Schweiz — um sagen zu können, daß sie dort gewesen seien.

Leb' wohl, schöner Traum meiner Kindheit von dem vielgerühmten Alpenlande, ein irdisches Eden wollte ich an seinem Herzen finden und traf einen eleganten, aber kalten Modesalon, in dem ich mit tausend Anderen Madame Helvetia meine konventionelle Saisonvisite abzustatten hatte.

Genf, 23. August 1876.

Aus unserm Album.

Abschied von Kaltern.

Die Stunde, die mich abruft, ist verklungen,
Gesättigt steh ich auf, nehmt meinen Dank!
Ich trank vom Wein, den einst Augustus trank,*)
Und dessen Preis das Lied Virgils gesungen?**)

Lebt wohl! Schwer ist's, von Kaltern sich zu trennen,
Der Tag so warm, die Abendluft so mild,
Die Landschaft, wie ein lichtumflossnes Bild,
Sanft sich verflächend an den Bergeslehnen.

Da ruht der See, ein Mägdlein wäscht die Laken.
Wie es sich niederbeugt, das schlanke Kind,
Mahnt es an Gudrun mich im Märzenwind
Und an die Königstochter der Phäaken.

Drei Kähne gleiten auf dem blauen Spiegel;
Ein Fischer mit dem Netz steht wol darin,
Vielleicht auch schifft ein muntrer Fischer hin
Zu seinem Weinberg dort auf jenem Hügel.

Hier euer Stolz, die Mendel; grüne Lauben
Um ihren Fuß; in rother Spaltenritz
Findet ein Heer von Vögeln seinen Sitz,
Und tausendfach umflattern sie die Tauben.

Und an dem Abhang jener grünen Matten
Der schöne Markt, wo ihr behaglich wohnt
Und euch am Strahl des warmen Mittags sonnt,
Umrauscht von Mandelbäumen und Granaten.

Und wer, wie ich, als Fremdling angekommen,
Der setzt sich grüßend nur an euren Herd,
Und, wo er eintritt, ist er lieb und werth
Und wird als Freund und Bruder aufgenommen.

---

*) Augustus maxime delectatus est Rhætico. *Sueton.*
**) Aut quo te carmine dicam, Rhætice? *Virgil.*

Glückselig Volk! Im Strahl der schönsten Sonne
Bei eurem See, bei eurem rothen Wein,
Könnt ihr hier weise, wie die Alten sein
Im klugen Maße heitrer Lebenswonne.

So lebt denn wohl und mögt ihr glücklich leben!
Gott segne euch im traulichen Verein,
Und euern Wein und euern Sonnenschein,
Und euren frohen Sinn und euer Leben!

Und heiter, wie ihr lebt, mögt ihr auch altern,
Und kommt die ernste Stunde einst, — doch ach,
Verzeiht das Wort, das ich bedachtlos sprach,
Wem „bleichte" denn das Haar beim Wein von Kaltern!

Moritz Schleifer.

An eine junge Grödnerin.

Beim Wirth zu Kollmann ist gut rasten;
So stelle, eh du weiter ziehst,
Noch ein Mal weg den Waarenkasten
Und labe dich zu dieser Frist.
Die kurze Ruh stärkt deine Glieder,
Schon bringt die Kellnerin den Wein,
Wohlan, mein Kind, so laß dich nieder
Und schenk dir auch ein Gläschen ein.

Wer so an einem schönen Abend
An euerm Häuschen sinnend steht,
Der fühlt sich, Herz und Sinne labend,
Von seltnem Zauber angeweht:
Das Grün der Felder und der Wiese,
Der Bäche schaumbedeckter Fall,
Hier der „Puflatsch", ein Bergesriese,
Und dort des „Stabiakopfes" Wall. —

Die Trutzburg dann auf steiler Klippe,
Schloß „Fischburg", das vom Hügel schaut,
Und rings, gleich einer Weihnachtskrippe,
Die Häuser nett und blank erbaut.
Wenn dann die Sonne durch die Wildniß
Des dunklen Forstes scheidend strahlt,
Gewiß, so hat kein schönres Bildniß
Der Pinsel Claude Lorraine's gemalt.

Nur eins stimmt nicht mit diesen Reizen:
Die Luft weht gar zu rauh herein,
Da wächst kein Korn, kein goldner Weizen,
Und nur die Gerste mag gedeihn.

Doch wird das Vieh auf fetter Halde
Der „Seiferalpe“ wohl gepflegt,
Und freudig zieht ihr nach dem Walde,
Der auch die Zirbelkiefer hegt.

Dann bringt der Winter euch zusammen,
Wo ihr in warmer Stube sitzt
Und Kruzifix und Bilderrahmen
Und manches schöne Spielzeug schnitzt;
Und ist die Arbeit wohl gelungen,
So sendet ihr sie fern und nah
Bis zu den Völkern fremder Zungen,
Nach Rußland und Amerika.

Und kommt der Frühling angezogen,
Dann duldet's euch nicht mehr zu Haus,
Dann heißt's: Ihr Vögel, fortgeflogen,
Frisch auf, in alle Welt hinaus!
Und wie du selber nun zur Stunde,
Ergreift ihr froh den Wanderstab,
Und es beginnt die weite Runde,
Thalein, thalaus, bergauf, bergab.

Da wird noch in Trient und Bozen
Verlegne Waare angeschafft,
Und bis die vollen Bündel strotzen,
Was gang und gäbe, aufgerafft;
Dann geht es übern See von Garden,
Links bis zu Adrias Meeresstrand,
Und dann zurück zu den Lombarden
Nach Piemont und Schweizerland.

Die Bäurin, die zu Haus beim Herde
Und in der Kinderstube bleibt,
Den Fuhrmann, der die müden Pferde
Mit seiner Peitsche schnalzend treibt;
Die Mägde, wenn sie abends spinnen,
Den Burschen, der im Wirtshaus trinkt —
Du weißt sie alle zu gewinnen,
Wo dir ein kleiner Vortheil winkt.

Sei's nun ein Deutscher, Welscher, Schweizer,
Du nimmst von jedem deinen Zoll,
Und ist's nicht viel, nun, hundert Kreuzer
Machen ja auch den Gulden voll.
Wer könnte dir's denn auch versagen,
Du wendest dich so zierlich fein,
Und dein zutrauliches Betragen
Nimmt schmeichelnd jeden Käufer ein.

Und daß kein Unfall dich gefährde,
Schützt dich ein tücht'ger Knotenstock,
Das keusche Aug' und die Geberde,
Der züchtig zugeschloss'ne Rock.
Kalt gegen jede fremde Minne,
Bringst du, wohin dein Fuß auch zieht,
Gleich einer strengen Vestaline,
Stets rein dein Ehrenkränzlein mit.

Doch, gibst du in des Lenzes Tagen
Dem Drang der Wanderung auch nach,
So lang nur deine Pulse schlagen,
Bleibt dir das Bild der Heimath wach;
Es schwebt dir vor in deinen Träumen,
Nur dort erblüht dein wahres Glück,
Es führt zuletzt aus fernen Räumen
Dich wieder in dein Thal zurück.

Wer weiß, wem an der Fahrten Ziele
Ein Häuflein harter Thaler blinkt,
Ob dem nicht in der Heimath Stille
Ein kleiner Krämerladen winkt?
Gewiß, so wird's auch bald geschehen.
Hab ich dich neulich nicht gesehen,
Dort, wo die schwarzen Tannen wehn,
Mit irgend jemand flüsternd stehn?

Nun siehst du, gelt, ich hab's getroffen?
Ei nur nicht schamroth, liebes Kind,
Dir steht ja noch der Himmel offen,
Die Jugend, wo man freit und minnt,
Und drei Mal glücklich, wer auf Erden
Nach seines Herzens Zuge wählt,
Drum soll's auch eine Hochzeit werden,
Von der man sich noch lang erzählt.

Sieh, dann erscheint mit ernstem Schritte
Früh-morgens ein gereifter Mann
Und klopft mit inhaltschwerer Bitte
An deiner Eltern Hause an:
Hier ist ein reicher Schatz vergraben,
Ich weiß, es birgt ihn dieses Haus,
Mich schickt mein Herr, ich will ihn haben,
Ihr liefert ihn mir redlich aus.

Da wird man freilich Anstand nehmen,
Denn solche Schönheit giebt man schwer,
Doch muß man sich zuletzt bequemen
Und führt im Brautschmuck dich einher;

Du wirst der Güte und der Milde
Des neuen Herrn anheimgestellt,
Und mahnend dir in treuem Bilde
Die Pflicht der Hausfrau vorerzählt.

Und nun, hörst du die Glocken läuten
Vom hohen Thurm harmonisch rein?
Mög' es ein sinniges Bedeuten
Von eures Bundes Einklang sein!
Nun habt ihr euch die Hand gegeben,
Der Priester spricht ein fromm' Gebet,
Das segensvoll auf euer Leben
Um Glück und Heil von oben fleht.

Jetzt schnell, ihr Freunde und Bekannte,
Bevor die Rösselwirthin schmollt,
Hochwürden werde durch Gesandte
Aus seinem Widum abgeholt!
Die Stunden fliehn mit Flügelschnelle,
Bis man den Rinderbraten bringt,
Und der Dunsel und die Dunselle
In bal del craut sich tapfer schwingt.

Dann gilts den Bräutigam zu loben,
Der solch ein stattlich Freimahl gab,
Dann wird erst nochmal sich erhoben,
Dann holt man deine Eltern ab.
Alles schön sittsam und geheuer,
Nicht tobend, wie im Zillerthal,
Noch so todtstill, wie in Passeier,
Begeht man euer Ehrenmahl.

So kommt ihr einst als Paar zusammen! —
Doch sieh, mein Gläschen Wein ist aus,
So zieh auch du in Gottes Namen
Vorerst noch in die Welt hinaus!
Und ein noch: wenn ich Urlaub kriege,
Find' ich mich auch zur Hochzeit ein,
Und eine schön verzierte Wiege
Soll neckend dann mein Weiset sein!

Moritz Schleifer.

Meran

Das also ist die Stadt Meran,
Dort fließt der Etsch hellgrünes Wasser,
Hier zieht der „Marling“ sich hinan
Und dorthin strömt die wilde „Passer“;
Von vieler Schlösser bunter Zier
Bist du im schönsten Kranz umschlungen,
Wohlan, so laß mich denn in dir
Ausruh'n von meinen Wanderungen!

Als dich mein Aug' zuerst erblickt
Von „Sankt Kathrina in der Scharten",
Stand ich begeistert und entzückt
Vor diesem duftigen Rosengarten,
Und jenem Dietrich gleich von Bern,
Von dem wir in den Sagen lasen,
Rief ich: O hier verweilt' ich gern,
Hier möchte wol mein Herz genesen.

Wol ist es ein bezaubernd Bild,
Das plötzlich sich mit einem Male
Dem Aug' des Wanderers enthüllt,
Beglänzt vom milden Sonnenstrahle:
Wie eine räthselhafte Sphinx
Lagert sich breit die „Mendelspitze",
Und auf den Höhen rechts und links
Ruinen alter Herrensitze.

Dort schimmert das „Vigilijoch"
Aus Ulten geisterhaft entgegen,
Und dort ragt majestätisch hoch
Das Stammschloß von Tirol gelegen,
Und tief im blüthenreichen Thal
Meran in anmuthvoller Lage, —
Ach, über seinem Mauerwall
Schwebt noch das Lächeln alter Tage!

Gedenkst du noch der goldnen Zeit,
Der Jahre, die nun längst vergangen,
An die entschwund'ne Herrlichkeit,
An deiner Fürstenhoheit Prangen?
Da kam mit reicher Waarenlast
Zu dir das Saumthier aus Venedig,
Da hielt in deinen Mauern Rast
Der Herr des Landes mild und gnädig.

Denkst du noch König Heinrich's Zeit,
Wie dort der Spielmann mit dem Bogen,
Und wie die Sänger weit und breit
An seinen heitern Hof gezogen?
Wie jubelnd dann mit munterm Schritt
Ein reichgeschmückter Hochzeitsreigen
Herab den steilen Jaufen ritt
Im Klang der Pfeifen und der Geigen?

Sieh, jeder Größe droht der Fall,
Und dem Geschick läßt sich nicht trotzen.
Die Straße bog ins Eisakthal,
Die Märkte — wanderten nach Bozen,
Und selbst dem alten Fürstenschloß
Wandte der neue Herr den Rücken,
Um mit des Glanzes hellen Loos
Die Stadt am Innstrom zu beglücken.

Als nun das fröhliche Gewühl
Gleich Sommervögeln dich verlassen,
Da ward es denn allmählich still
Und einsam in den öden Gassen;
Der Schmetterlinge bunter Schwarm
Umgaukelte die neue Sonne:
Du aber grämtest dich voll Harm
Um deiner Hoheit goldne Krone.

Und doch, was immer auch geschehn,
Eins — konnten sie dir doch nicht rauben:
Der Lüfte mild balsamisch Wehn
Und auf den Hügeln deine Trauben!
Wenn's lang' bei uns noch friert und schneit,
Und kalte Nebel uns umgrauen,
Streut schon des Lenzes Lieblichkeit
Den Blumenschmuck auf deine Auen!

Wie sanft erglänzt dein Maiengrün,
Wie schwillt die segensreiche Scholle!
Du siehst den ersten Pfirsich blühn,
Die ersten Keime der Pignole;
Du siehst, wie keinem Frost zum Raub
Die Gärten voll des Obstes prangen,
Und wie aus dunklem Rebenlaub
Die Trauben üppig niederhangen.

Drum nahen jetzt von nah und fern
Sich and're Gäste deinen Mauern;
Die kranke Brust trinkt ja so gern
Der Frühlingslüfte milde Schauern.
Und wem der Jugend Kraft entwich,
Greift hoffend noch zum Wanderstabe,
Daß er noch ein Mal fröhlich sich
An deines Herbstes Früchten labe.

Und das soll deine Zukunft sein,
Du deutsche Stadt an Deutschlands Marken!
Laß unter deinem Sonnenschein
Die Kraft des Müden neu erstarken!
Sanft mögen deine Lüfte wehn,
Stahlkräftig quellen deine Wasser,
Dein Weinberg voll von Trauben stehn,
Und du, — fein sittsam, wilde Passer!

Moritz Schleifer.

Die Klage Oswalds von Wolkenstein.

Führt mich noch ein Mal in den Erker,
Wo Margarethen's Harfe lehnt!
O, wie an's Licht aus seinem Kerker
Sich der gefang'ne Adler sehnt!

Schwer drückt mich schon die Wucht der Glieder,
Die Ohnmacht, die den Leib beschwert,
Und ihn zur dunklen Erde nieder
Mit bleiernen Gewichten zerrt.

Hier setzt mich hin. — Vom Abendstrahle
Vergoldet, grüßt mich hier der „Schlern",
Die Nebel lagern tief im Thale,
Der Eisak aber murmelt fern.
Fahr hin, du volles, reiches Leben,
An Liedern und an Kämpfen voll.
An Liebesglück und Mannesstreben,
Du Heimathland, leb' wohl, leb' wohl!

O ferne Zeit, als einst der Bube,
Abhold des Hauses strengem Zwang,
Aus seiner engen Kinderstube
Der Freiheit in die Arme sprang.
So weit vom Auf- zum Niedergange
Der Sonne Strahlen leuchtend glühn,
Muß ich, getreu dem innern Drange,
Mit Schwert und Leier wandernd ziehn.

Welch flücht'ger Wechsel bunter Szenen!
Marienburgs ehrwürdige Pracht,
Schottlands einsame Bergeslehnen
Und Ceuta's heiße Siegesschlacht,
Jerusalems geweihte Mauern,
Des Sinai braune Wüstenei —
Wie zieht ihr heut mit stillen Schauern
Nochmals vor meinem Blick vorbei.

O Zeit galanter Minnespiele!
Noch flüstert Königin Leonor':
„Non mai plus diligades!" stille
Und knüpft ihr Ringlein mir an's Ohr.
Noch hör' ich in Granadas Hallen
Zum ersten und zum letzten Mal
Tiroler Jodler lustig schallen
Durch der Alhambra Sternensaal.

Und doch, so schön die fremde Erde,
So lockend ihre Farbenpracht,
Doch zog es mich zum Vaterherde
Zuletzt mit nie geahnter Macht:
Die Liebe war's, die mich gezogen,
Die ihre Gluth in mir entfacht,
Die mich belogen und betrogen,
Und die so selig mich gemacht.

Sabine, was hat dich getrieben?
O du hast bös an mir gethan!
Du wußtest wohl, daß ich dich lieben,
Doch nimmer, nimmer hassen kann.

Und wie auch frevelnd deine Tücke
Die Rose unsrer Liebe brach,
Ich sah doch stets mit feuchtem Blicke
Den Träumen unsrer Jugend nach.

Du aber, die den Mann bezwungen
An seiner Tage spätem Ziel,
Du, deren Ruhm allseits erklungen
Durch meiner Lieder Saitenspiel —
Marg'rethe, kannst du mir vergeben,
Der dir ein volles Herz verhieß
Und doch dich einsam trauernd leben
Und einsam trauernd sterben ließ?

Du weißt ja, was mich fortgezogen
Aus unsres Glückes stillem Port:
Des Zeitenstroms gewalt'ge Wogen
Rissen auch mich im Strudel fort.
Der Zwist der Ritter und der Krone,
Der rief das adlige Geschlecht,
Und alle Grafen und Barone
Zum Kampf um unser altes Recht.

Da sang auch ich mein trotzig Liedel,
Da klang auch meines Schwertes Schall;
Verlorne Müh', der arme Friedel
War dennoch stärker allzumal.
Da sank manch Schloß in Schutt und Asche,
Und unsres Bundes Stärke brach,
Er aber, „mit der leeren Tasche",
Baut siegesstolz sein „goldnes Dach".

Nun schweigt mein Lieben und mein Hassen,
Nun schweigst auch du, mein Liederspiel,
Sie haben alle mich verlassen,
Und einsam ist es nun und still.
Der Herzog ruht in tiefem Schlummer,
Sabine träumt nicht mehr von Groll,
Und frei von jedem Erdenkummer
Schläft Margarethe sanft und wohl.

Und jetzt wird's Nacht! — Vom Abendstrahle
Vergoldet glänzt nur noch der „Schlern",
Die Nebel lagern tief im Thale,
Der Eisak aber murmelt fern.
Bald schwebt empor aus seinem Kerker
Der Aar, der sich zur Sonne sehnt.
Leb' wohl, leb' wohl, verschwiegner Erker,
Wo Margarethens Harfe lehnt!

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Im Verlag von **Eduard Amthor** in **Gera** (alpine Branche) sind erschienen:

Amthor, Dr. Eduard, **Tiroler-Führer.** Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des Bayerischen Hochlands, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärntens und Italiens. Dritte Auflage. Ausgabe 1876. 8. Textausgabe in rothem Calico gebunden 4 Mark 50 Pf.; Kunstbeilagen (19 Karten, Panoramen, Stadtpläne ꝛc.) elegant broschirt 4 Mark 50 Pf. — Beide Werke werden separat verkauft.

Amthor, Dr. Eduard, **Bozen und Umgebung.** Ein Führer durch die Stadt und auf kleineren und größeren Ausflügen, für Fremde und Einheimische. Mit Umgebungskarte (1 : 100000) und Stadtplan. 1872. Klein Octav. Cartonnirt 1 Mark 80 Pf., in rothem Calico gebunden 2 Mark.

Amthor, Dr. Eduard, und **Jabornegg,** Markus Freiherr von, **Kärntner-Führer.** 2. Auflage. 1876. 8. 4 Mark.

Auer, Emil, **Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung.** Eine systematische Anthologie alpiner Poesien (Allgemeines; Bayerisches Hochland, Salzburg und Salzkammergut, Steyermark, Kärnten, Tirol, die Schweiz). 1872. 8. In Prachteinband mit Goldschnitt 6 Mark.

Barth, H. v., **Aus den nördlichen Kalkalpen.** Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontal-Projectionen, nach Originalskizzen des Verfassers. 1874. 8. Cartonnirt 16 Mark.

Herbst-Tage im Berner Oberlande. 1872. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf.

Hofmann's, Karl, **Gesammelte Schriften** alpinen und vermischten Inhalts. Herausgegeben von Joh. Stüdl. Groß Octav. 1871. Brochirt 3 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Grüße aus Tirol.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Die Saligen.** 1876. 8. Brochirt 1 Mark.

Kurtz, Führer durch die Dolomitgruppen von Enneberg, Sexten, Schluderbach, Ampezzo, Buchenstein ꝛc. 1874. 8. Elegant brochirt 1 Mark 50 Pf.

Lergetporer's Panorama des Keller-Jochs bei Schwaz in Tirol. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Moser, Peter, **Aus den Alpen.** Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben. 1874. 8. Elegant brochirt 2 Mark.

Pichler, Adolf, **In Lieb' und Haß.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Pichler, Adolf, **Der Hexenmeister.** 1872. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Pichler, Adolf, **Marksteine.** Erzählende Dichtungen. 1874. 8. Elegant brochirt 3 Mark.

Pichler, Adolf, **Ueber Jahr und Tag.** 1873. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Schneller, Christ., **Eldorado.** Episches Zeitgedicht. 8. 1871. Brochirt 1 Mark.

Schneller, Christ., **Die romanischen Volksmundarten Südtirols.** Band I. 1870. 8. Brochirt 6 Mark.

Stüdl's Panorama vom Matrei-Kalser Thörl. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Zingerle, Gebr., **Kinder- und Hausmärchen aus Tirol.** Zweite Auflage. 1870. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf., cartonnirt 1 Mark 80 Pf.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

IX. Band, 6. Heft. Jährlich 1 Band.





DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung
von
Alpenkunde unter Jung und Alt
in
populären und unterhaltenden Schilderungen
aus dem
Gesammtgebiet der Alpenwelt
und mit
praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern
herausgegeben
von
Dr. Ed. Amthor,
Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer".

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.





Gera
Eduard Amthor.
1876.

Ein Band à 6 Hefte à Heft 1 Mark.

Inhalt des sechsten Heftes des neunten Bandes.

Hierzu zwei **Kunstbeilagen:**

Die Schönfeldspitze. Nach einer Zeichnung von A. Posselt.

Velden am Wörthersee. Nach einer Photographie.



Die Schönfeldspitze, 8335 W.

Eine Besteigung der drei Watzmannsspitzen
und der
Schönfeldspitze am Steinernen Meer.

Ausgeführt von **Ottokar Freiherrn von Buschmann** und **Anton Posselt-Csorich** 1873.

(Nebst einer Abbildung.)

Eines schönen Nachmittags — es war der 3. August — brachen wir von dem freundlichen Reichenhall auf, um noch des Abends die Ramsau zu erreichen. Froh waren wir, als wir den eleganten Kurort hinter uns hatten; denn unsere abgenutzte Gebirgstracht mit den blosen Knien hatte nicht wenig Entsetzen unter der dortigen Damenwelt hervorgerufen.

Unter heiterem Geplauder mit unserem Begleiter Josef Ebner, einem bekannten Unterbergsführer, hatten wir bald das schön gelegene Jettenberg erreicht. Schon war die Sonne hinter dem Sonntagshorne verschwunden; nur noch ihre letzten Strahlen vergoldeten die Höhen des Lattengebirges und der mächtigen Reiteralpe mit dem senkrecht abstürzenden Alphorn, zwischen denen sich nun die Straße in ziemlich starker Steigung hinzog. Nach $2^1/_2$ stündiger Wanderung war die Paßhöhe erreicht, die Schwarzbachwacht. Ein magisches Bild lag da vor unseren Blicken; zwei übermächtige Riesen ragten vor uns zum Himmel empor, rechts der Hochkalter mit seinem Gletscher „Blaueis", links als weiße Wand der Watzmann, der König des Berchtesgadner Landes, vom Bleichlichte des Mondes geisterhaft umflossen. Unwillkürlich trat uns die düstere Sage vor Augen, welche der Volksmund an diesen Riesen knüpft: „Der Watzmann war einst ein gewaltiger König, durch seine wilde Grausamkeit weithin gekannt und gefürchtet. Einst fiel, als er seiner Jagdleidenschaft fröhnte, die Meute über das schlafende Kind eines armen Hirten her. In seiner Verzweiflung griff der Vater zur Waffe, doch nun wurde auch er und sein Weib von den wüthenden Hunden auf den Wink des Königs zerfleischt. Da begann ob solcher Gräuel die Erde dröhnend zu beben, Blitze zuckten, und erstarrende Dünste entstiegen ihrem Schooße, des Königs Blut gerann zu Eis, sein Leib wurde zu Stein und thürmte sich zu einem mächtigen Berge empor, umstarrt von den mit gleichem Schicksale getroffenen Hunden und Gefolge."

Rasch ging es nun bergab, bald blickten uns aus dem Dunkel die Lichter der lieblichen Ramsau entgegen. Nach im ganzen 3½ stündigem Marsche nahmen uns die freundlichen Räume des Gasthauses „Zur Ramsau" auf, wo wir uns bald der Ruhe hingaben.

Schönes Wetter erfreute uns auch am kommenden Tage. Unsere erste Aufgabe war es, da Ebner den bevorstehenden Weg nicht kannte, uns des tüchtigen Führers J. Pnez, genannt Preis, zu versichern; denn nur wenigen ist die Tour, welche wir vor hatten, bekannt. So oft nämlich die vordere Watzmannsspitze von Touristen besucht wird, so selten bildet eine der beiden anderen das Ziel einer Ersteigung. Speziell der Uebergang von der zweiten zur dritten Spitze war bis in die jüngste Zeit jungfräuliches Gebiet. Zum ersten Male gelang die Ueberschreitung Herrn J. Kaindl im Jahre 1868; seitdem wurde das Unternehmen nur noch drei Mal ausgeführt. *)

Da wir erst Nachmittags aufbrechen wollten, so benutzten wir die Zeit noch zu einem Besuche des reizend gelegenen Hintersees.

Pünktlich erschien um 3 Uhr Führer Preis, ein gemüthlicher Sohn des Gebirges, von herkulischem Aeußern. Nachdem wir das Gepäck und reichlichen Proviant in vier gleichen Theilen in unseren Rucksäcken versorgt hatten, machten wir uns unter dem „Glück auf" der freundlichen Bewohner auf den Weg. In einer Viertelstunde standen wir am Eingange der hochromantischen Wimbachklamm, einer düsteren Felsschlucht, durch welche sich die Gewässer des Thales wild brausend ihren Ausweg erzwingen. Da stürzen sie schäumend und tosend in stetem Kampfe über rothe Marmorblöcke dahin, dort sammeln sie sich in dem Becken des ausgewaschenen Gesteins mit wundervoll himmelblauer Farbe — ein Bild von unvergeßlichem Eindruck! Als wir hinaus in's Freie traten, war uns der Anblick der mächtigen Spitzen, die das öde Wimbachthal umschließen, leider durch dichten Nebel genommen, weshalb wir unser erstes Projekt, durch einen Theil dieses Thales über die Schüttalm zur Guglalm anzusteigen, aufgaben und den kürzeren Weg über die Stuben- und Grubenalm einschlugen. In vielen Windungen zog sich der Weg bequem durch den Wald hinan, kaum eines Watzmanns würdig. — In einer starken Stunde war die Stuben-, 20 Minuten später die Grubenalm erreicht. Obwol diese verlassen war, rasteten wir doch, um uns an dem prächtigen Wasser einer sprudelnden Quelle zu erquicken. Posselt benutzte die Zeit, um das freundliche Bild, das sich hier den Blicken darbot, zu skizziren: drei nette Almhütten, in einer Waldblöße zwischen großen bemoosten Felsblöcken, auf grünem Wiesenplan gelegen, überragt von dem Felsenhaupte des Watzmanns. Nach einigem Aufenthalte erreichten wir in einer starken Viertelstunde unser diesmaliges Ziel: die Guglalm.

Nachdem wir es uns in einer der Hütten bequem gemacht, traten wir heraus — da schimmerte uns feuriges Roth durch die Bäume entgegen. Schnell

*) Geschrieben im Herbst 1873.

eilten wir zur nächst höheren, freigelegenen Hütte, wo sich ein prachtvolles Schauspiel unseren Augen darbot. Das reinste feurige Incarnat entstrahlte dem breiten Felsenrücken des Watzmanns, und je höher und höher sich die dunkeln, blauen Schatten aus der Tiefe hoben, um so schärfer und brennender trat der Gluthton der Felsen hervor, deutlich hob sich davon das in zarterem Purpurlichte erglänzende Schneefeld der „dürren Grube" ab; dazu die nächsten Spitzen von violettrothem Dufte umflossen, — dieses Alles vereinigte sich zu einem Bilde, das uns die Gebirgswelt in ihrer größten Pracht und Herrlichkeit erscheinen ließ. Doch nur zu schnell endete dieses Feuerwerk der Natur; fahle Leichenbläſſe überzog die erhabene Zinne, als hätte sie nie der vergoldende Strahl der Sonne erreicht! Zu unvermittelt, ein wahres Bild des Todes erschien sie nun in eisiger, blaugrauer Dämmerung, die noch soeben im vollsten Schmucke wärmster, feurigster Beleuchtung prangte. Zugleich fiel ein schwacher Nebel ein, der sich leider bald in einen feinen Regen auflöste, so daß wir uns mit ziemlich herabgestimmten Hoffnungen für den kommenden Tag zur Ruhe begaben. Doch als uns Preis am nächsten Morgen um 3 Uhr weckte, war das Firmament zwar theilweise umwölkt, doch die Spitze rein.

Halb 4 Uhr war es, als wir den Anstieg begannen. Bald hatten wir die letzten Lärchen hinter uns; noch eine kleine Strecke, und die Höhe des gegen das Wimbachthal abstürzenden Kammes, die „Guglschneid", war erreicht. Jenseits erhob sich in mächtigen, nackten Wänden der Steinberg mit dem Hochkalter, noch lagen sie da in grauer Morgendämmerung, bald aber erglänzten die Zinnen rosig, von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen. Jetzt wurde der Weg etwas mühsamer, da er von nun an fortwährend in grobem Gerölle und über Felsgeklipp, doch ohne alle Gefahr aufwärts führte. Ein einziges Mal gelangten wir dicht an den mehrere 1000′ tiefen Absturz in das öde Wimbachthal. An einer spärlichen, aber in diesen unwirthlichen Höhen doch freudig begrüßten Quelle vorbei gelangten wir nach $2^1/_2$ stündigem, raschen Steigen zur letzten, für sehr Schwindelnde vielleicht etwas bedenklichen Stelle, zu der sogenannten Schneide. Nur noch ein kleines Stück über einen glatten, ansteigenden Felsen, rechts und links von Abgründen begrenzt, und die erste Watzmannsspitze, das Hocheck (8485′) war erreicht.

Obwol wir uns in Anbetracht des schwierigen und weiten Weges, der noch vor uns lag, nicht lange hier aufhalten wollten, konnten wir doch nicht umhin, die herrliche Aussicht zu genießen, umsomehr, als bedenkliche Nebel dieselbe für die übrigen Spitzen wenigstens theilweise zu rauben drohten. Südöstlich stürzt unsere Spitze zu dem 2000′ tiefer liegenden Gletscher der Watzmannsscharte ab, eine grausige Fels- und Schneewüste, vom Horn des kleinen Watzmann und den Watzmannskindern begrenzt, über deren Zacken der obere Theil des herrlichen Königssees und der düstere Obersee hervorschimmert aus dunkler, blauer Tiefe. Umgürtet sind sie von gewaltigen, weißgrauen Kalkmassiven, über denen sich die eisige Tauernkette hinzieht, dem Steinernen Meer, dem

Funtenseetauern, den Teufelshörnern, von dem prächtigen Eisfeld der Uebergossenen Alm geisterhaft überragt. Daran schließt sich das Hagengebirge und der Hohe Göll; darüber die Tännen und der beeiste Dachstein. Weiter gegen Norden liegt in der Tiefe, einem Garten vergleichbar, der Berchtesgadner Thalkessel, besäet mit niedlichen Häusergruppen, darüber der Untersberg mit seinen rothen Marmorwänden, neben welchem wir hinausblicken in das flache Land, durchzogen von dem Silberbande der Salzach; darüber das wellige Gehügel der Vorberge und, den Horizont begrenzend, der Böhmerwald. Links vom Untersberg, durch den Hallthurnersattel getrennt, erhebt sich der Lattenberg, vom Hohen Staufen überragt; jenseits die blauen Linien des Flachlandes, aus welchem der Chiemsee hervorblitzt. Weiterhin zeigt sich das Reitalmgebirge, näher, blos von dem Abgrunde des Wimbachthales getrennt, die nackten, fürchterlich abstürzenden Wände des Hochkalters, hie und da überragt von den Loferer Steinbergen. An diese schließen sich in blauer Ferne die Tauern im blendenden Eisgewande an, in weitem Halbkreis sich über die Kalkalpen erhebend; nur der König derselben, der Großglockner, ist verdeckt durch die Mittlere Watzmannsspitze: Gigantisch thürmt sich diese in unnahbarer Majestät, rechts und links von schwindelnden Wänden begrenzt, zum Himmel empor! Wol war es zu verzeihen, wenn einen Augenblick Zweifel über das Gelingen der Besteigung in uns rege wurden. Doch nicht lange gaben wir solchen Gefühlen Raum, denn noch heißer war die Begierde, den Kampf mit dem Riesen aufzunehmen. Rasch rüsteten wir zum Aufbruch — es war $^3/_4$7 Uhr.

Wir stiegen nun eine Strecke unseren früheren Weg hinab, da der die beiden Spitzen verbindende Grat — wild zerklüftet — kaum zu überklimmen gewesen wäre; daher mußten wir weiter unten an den Felsabstürzen unseren Weg zu finden suchen. Nachdem wir über die Schneide hinabgelangt waren, kamen wir zu einer äußerst steilen Geröllrinne, mit welcher wir unsere neue Richtung einnahmen, und womit die Gefahren des Tages begangen. Das ganze Terrain, welches wir nun zu durchwandern hatten, bestand aus einem wild über einander gethürmten, kahlen, weißgrau starrenden Felsgeklipp und Gewände, an denen sich schmale Gesimse und Schutt-Terrassen hinzogen, durchschnitten von Felsrinnen und Schluchten, die in die Tiefe führten. Kein grünes Fleckchen belebt diese öde Wildniß, nur hie und da unterbricht ein kleines Schneefeld das monotone Grau; erstorben jeder Reiz der Farbe, verschwunden jede Lieblichkeit der Natur; hier zeigt sie sich blos in ihrer ganzen furchtbaren Größe! — Um nun diese Schwierigkeiten des Terrains, wo oft ein unbedachter Schritt das Leben gefährden kann, zu überwinden, mußte große Vorsicht angewendet werden. Bei jedem Schritte hieß es, für den Bergstock, die wichtigste Stütze, eine sichere Stelle finden, die freie Hand an einem Vorsprung des Gesteins, dessen scharfe Kanten sie oft zerschnitten, anzuklammern und sich so zum nächsten Gesimse hinabzulassen. So mußten wir circa 300′ abwärts, um die Steilabstürze des Kammes zu umgehen.

Dann begann ein erneuertes Aufwärtsklimmen, bei dem besonders die oft weite Entfernung der Vorsprünge an den Wänden und schiefgeneigten Felsplatten, mit losem Gerölle überschüttet, einige Vorsicht erheischten. Nach einer solchen etwas mühsamen Stunde war um 3/48 Uhr der höchste Gipfel im Watzmannkamme, die 8667′ hohe Mittlere Spitze, erreicht, der Riese überwunden.

Ein Moment höherer Weihe war es, als wir hinblickten auf den zurückgelegten schwindelnden Weg, auf die von uns vor Kurzem verlassene Spitze. Freudig überrascht erblickten wir mit unserem Fernrohr auf dieser menschliche Gestalten, deren Antwort auf unseren fröhlichen Zuruf bis zu uns herübertönte. Die Aussicht war hier noch umfassender, noch großartiger, als auf der ersten Spitze; die Tauernkette begrenzte in ihrer ganzen Ausdehnung den südwestlichen Horizont, und freudig wurde von uns vor Allem der Anblick des Großglockners begrüßt, den uns früher die mittlere Spitze verdeckt hatte. Dagegen war leider der Königssee unseren Blicken entzogen, denn dichte Nebel zogen sich von dort aus der Tiefe zu uns empor, was uns einige Besorgniß für den kommenden Weg einflößte. Denn fast noch furchtbarer als die mittlere Spitze von der ersten, nahm sich von hier die dritte, die Schönfeldspitze aus; noch länger und wilder geklüftet ist der Grat, der zu ihr hinüberführt, noch steiler die Abstürze. Sollte uns da der Nebel überfallen, so mußten wir uns wol fast für verloren geben. Doch bevor wir dieses Wagniß antraten, galt es noch den Hunger zu dämpfen und uns mit einem herzhaften Schluck aus der Flasche zu erwärmen, denn wir hatten blos 5° Reaumur. Aeußerst beschränkt war der Raum, den uns die Spitze dazu bot, von furchtbaren Abgründen rings begrenzt; nur mit Mühe konnten wir Vier uns hier niederlassen.

Um 1/29 Uhr endlich sagten wir der erhabenen Zinne Lebewohl! Ueber eine Felsplatte gelangten wir zum Anfange eines Gesimses, welches an der Wimbachthalseite abwärts führte. Abermals begann nun die mühselige Kletterarbeit, von Vorsprung zu Vorsprung, von Terrasse zu Terrasse, bald eingeengt zwischen abenteuerlichen Felsgestalten, bald an den Abhängen schauerlicher Tiefen.

An einer solchen Stelle kam der eine von uns, Buschmann, in eine bedenkliche Lage. Es galt über eine 8—9′ hohe Wand von einem Gesimse auf das nächst tiefere zu gelangen; eine kaminähnliche Kluft bot sich zum Abstiege dar. Den Bergstock in eine auf halber Höhe befindliche Ritze einsetzend, auf der anderen Seite sich mit flacher Hand gegen die Wand stemmend, ließ er sich in derselben hinab, bis er einen kleinen Vorsprung als Stützpunkt für den einen Fuß fand, von wo aus er den Bergstock umzusetzen und so das Gesimse zu erreichen gedachte. Indem er dies that, löste sich der Vorsprung ab, und einen Augenblick hing er mit seiner ganzen Körperschwere am ausgestreckten Arm, krampfhaft den Bergstock festhaltend. Hätte sein Fuß nicht im letzten Moment einen Halt an der Wand gefunden, so wäre ein Sturz in die Tiefe unvermeidlich gewesen.

Nachdem wir $1\frac{1}{2}$ Stunden abwärts gestiegen waren, begannen wir uns wieder dem Grate zu nähern. Nach einigem Umherirren fand Preis' geübtes Auge den Kammeinschnitt, mittelst welches wir die Wand wechselten. Wir befanden uns hier auf der Seite des Königssees, 7000' über St. Bartholomä. Sofort umhüllte uns feuchtkalter Nebel, den jedoch glücklicher Weise der scharfe Kantenwind sich nicht über den Grat erheben ließ. Einige Zeit kletterten wir nun an diesem noch steileren Gewände — das Klinometer zeigte bei 60° Neigung — fort, doch bald machten lothrechte Wände das Weiterkommen auch hier unmöglich; wir mußten nun hinauf auf die Schneide. Nur ein kleines, allein auch das schlimmste Stück der ganzen Tour trennte uns noch von dem ersehnten Ziele, der dritten Spitze: zu ihr führt nämlich der Kamm als eine kaum $1\frac{1}{2}$' breite, 4—5 Klafter lange Schneide, ganz zackig und zerklüftet. Knapp vom Fuße weg stürzt sie auf beiden Seiten lothrecht ab; keine Gesimse und Terrassen lassen den Abgrund dem Auge minder furchtbar erscheinen. Rechts in der Tiefe das Wimbachthal, links ein graues, wogendes Nebelmeer, das durch die Ungewißheit dessen, was es verhüllte, unsere Lage um so unheimlicher machte. Doch auch dieses letzte Bollwerk wurde besiegt und über einige Felsstufen um 11 Uhr die Hintere Spitze, die Schönfeldspitze (8630') erreicht.

Der Einblick in den hintersten Grund des Wimbachthales, ummauert von dem Steinberg, Palfelhorn und Rothleitenkopf, und die Uebersicht des ganzen Steinernen Meeres mit dem Hundstod und seiner Schönfeldspitze entschädigte uns reichlich für alle aufgewendete Mühe. Auch hier, auf höchst beschränktem Raum, lagerten und stärkten wir uns, deponirten dann zum Zeichen der glücklichen Besteigung unsere Visitkarten mit einigen Daten in einer geleerten Flasche und machten uns nach $\frac{3}{4}$ Stunden auf zum Abstieg in's Wimbachthal.

Preis' Ermahnung, als wir triumphirend die dritte Spitze erklommen hatten, nicht zu früh zu frohlocken, bewahrheitete sich, denn manche Stelle kam, die sich den fatalsten Parthien des Anstiegs würdig anreihte. Außer dem sehr steilen Felsgewände hatten wir einige große und sehr abschüssige Geröllhalden zu überstehen. Knapp nach einander in geschlossener Reihe, nach rückwärts auf den Bergstock gestützt, und von dem kollernden Gestein getragen, schossen wir lustig über dieselben hinab. Mit fester Hand mußte dabei der Bergstock geführt werden, um im rechten Moment einzuhalten und nicht über die das Geröll unterbrechenden Wände den Steinlawinen zu folgen, die, durch uns losgelöst, sich dröhnend in die Tiefe stürzten. Zu diesen Mühen kam noch bittere Enttäuschung. Oft meinten wir, nur noch eine Terrasse überwinden zu müssen, um die Thalsohle zu erreichen; doch hatten wir sie überwunden, so lag eine zweite und dritte vor unseren Blicken, und das ersehnte Ziel kaum merklich näher gerückt. Auf halbem Wege drohte uns eine neue, unerwartete Gefahr. Mit schrillem Pfiff sauste plötzlich etwas an unseren Köpfen vorbei; auf einen Zuruf Preis' warfen wir uns zu Boden, als auf's Neue die unheimlichen

Geschosse über uns hinwegflogen. Als endlich Ruhe eingetreten war, blickten wir verwundert nach der Ursache und sahen hoch über uns ein Rudel Gemsen, die, über ein Geröll wechselnd, Steine losgelöst hatten, welche nun in Folge der ungeheuren Höhe, von der sie herabstürzten, mit der Geschwindigkeit einer Flintenkugel über uns hinweggesaust waren.

Endlich begannen wieder die ersten Spuren der Vegetation, die, wenn auch spärlich, doch unsere Augen erquickten; kleine Grasflecken unterbrachen das einförmige Grau des Gesteins. Bald kamen wir in die Region des Krummholzes, bis wir endlich um 3/4 3 Uhr das Wimbachthal, unser ersehntes Ziel, glücklich erreichten.

Nachdem wir ein Plätzchen gefunden hatten, das ein wenig Schatten bot, gaben wir uns der wohlverdienten Ruhe hin; von hier aus konnten wir den hintersten Grund des Wimbachthales übersehen, dem wol kein Alpenthal an Oede und Wildheit gleichkommt. Rings von 8000—9000′ hohen, steil abstürzenden Kalkfelsen eingeengt, die Thalsohle von einem riesigen Steinstrom gebildet; weit hinan ziehen sich an den Wänden die Geröllhalden, die Heerstraßen der Lawinen, nur hie und da dürftig von Föhren bewachsen, die mit ihren geraden Reihen den starren Charakter des Thales bewahren.

Noch mußten wir von hier aus fast eine Stunde aufwärts steigen, um die auf dem Verbindungssattel zwischen dem Watzmannstocke und dem Steinernen Meer liegende Trischüblalpe zu erreichen. Auf freundlicher Wiesenmatte lagen endlich die beiden Hütten vor uns, weiter links ein kleines Jägerhaus; fröhliches Jauchzen der jungen und hübschen Almerin tönte uns entgegen. Gastlich nahm man uns auf, und gar wohl mundete uns der treffliche Almschmarn, den man uns bereitete.

Doch noch gönnten wir uns keine Rast. An dem südlich von der Alpe gelegenen Gewände, der Hirschwiese, sollte sich nämlich Edelweiß vorfinden; wir stiegen hinauf und wurden durch reichliche Ausbeute dafür belohnt. Als wir spät am Abend heimkehrten, erfreuten uns noch die Sennerinnen mit ihren lustigen Liedern, und als Ebner eine Mundharmonika ertönen ließ, gaben wir uns sogar noch eifrig dem Tanze hin. Mitternacht war es, als wir uns zur Ruhe begaben, um frische Kräfte für unsere weiteren Aufgaben zu sammeln.

Die schwierige Ueberwanderung des Watzmannkammes war geschehen, die willkommene Alpe Trischübl hatte uns ein freundliches Nachtquartier geboten. Bedenkliche Nebel, die am anderen Morgen die Spitzen verhüllten, hießen uns gebieterisch von der ursprünglich beabsichtigten Besteigung des Hundstodes abstehen. Führer Preis wurde daher entlassen, da wir den nun in's Auge gefaßten Weg in's Steinerne Meer und auf dessen Schönfeldspitze allein zu finden uns wol zutrauten; als unser nächstes Ziel und Nachtquartier wurde die Alpe am Funtensee bestimmt.

Um 8 Uhr brachen wir auf; unsere hübsche Almerin wies uns freundlich das nächste Stück des Weges. Wacker hieß es ausschreiten; denn kaum konnten wir sammt unseren Bergstöcken ihr folgen, die mit gemsengleicher Leichtigkeit ohne solche Hülfe voraneilte. Das Terrain, klippig und verwachsen, ließ kaum die Spur eines Pfades erkennen, um so mehr, als an manchen Stellen das Farnkraut beinahe über unseren Köpfen zusammenschlug. An einer braunen Lacke, genannt Trischüblsee, vorbei gelangten wir zur Sigaretalpe; links die Hirschwiese und der Hachelkopf, rechts die gewaltige Sigaretwand und die Gjaidköpfe; hier verließ uns unsere schmucke Führerin, deren hellklingende Jodler uns noch lange nachtönten.

Nun hieß es am Abhange der Gjaidköpfe quer in das Schrammbachthal, oberhalb der Saugasse hinabsteigen; ein heißes Stück Arbeit. An einem Absatz der Wände zog sich der Pfad hin, wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein konnte; denn unsere einzigen Anhaltspunkte, Ritzen in den Steinen von den benagelten Schuhen früherer Bergwanderer, waren von einer überaus üppigen Vegetation überwuchert; auch fanden wir hier neben Rhododendron hirsutum die nicht überall häufige eigentliche Alpenrose, die dornenlose Rosa alpina. Links in der Tiefe zeigten sich die Alpen Ober- und Unterlahner, sowie die Schlucht der Saugasse, über welche hinaus sich uns ein reizender Blick auf Göll und Kahlersberg bot. Durch den hintersten Grund des Schrammbachthales gelangten wir dann in eine sich nach links ziehende Schlucht, genannt das „Ofenloch". Prächtig war der Rückblick auf die gigantisch in die Lüfte ragende zweite und dritte Watzmannsspitze; nicht ohne Genugthuung blickten wir auf zu diesen starren, weißgrauen Wänden, über die hinwegklimmend wir Tags vorher jene stolzen Zinnen überwanden! — Nach im Ganzen 4½ stündiger Wanderung öffnete sich ein freundliches Wiesenthal, aus dem uns der grüne Spiegel des Funtensees entgegenblinkte; bald hatten wir in einer der Almen am jenseitigen Ufer Unterkunft gefunden.

Nach leiblicher Stärkung und einer kleinen Siesta auf grüner Alpenmatte erquickten wir uns in den freundlichen Fluthen des Sees. Um dann den Nachmittag nicht unbenutzt verstreichen zu lassen und die Abendbeleuchtung von einem erhöhten Standpunkte zu genießen, hatten wir das Feld auserkoren, berühmt durch die herrlichen Bilder, die es bietet. Der Weg führte zunächst über von Wildbächen zerrissenen Alluvialboden, dann östlich aufwärts über Matten, von röthlichen Felsrippen durchzogen, zur verlassenen Hütte der Feldalpe. Auf diesem Wege bekamen wir endlich eines der hier so zahlreichen Murmelthiere (Menkei) zu Gesichte, von deren gellenden Pfiffen überall die Bergwände widerhallten. — Nun über die sich immer mehrenden Felsrippen den spärlichen Dauben folgend, war in einer Stunde das Feld, ein Sattel zwischen Grün- und Funtenseetauern, erreicht.

Mit Recht nennt Schaubach das Feld eines der schönsten Aussichtsbilder der Alpenwelt, und wir wollen hier nur ihn sprechen lassen: „Es ist keine

unbeschränkte Rundsicht, sondern ein Durchblick durch alle Erscheinungen der Kalkalpenwelt. Unter uns in senkrechter Tiefe der dunkel-grünblaue Grünsee in seinem Kessel, von Alpen umgeben, rechts und links aber durch Bergwände verschlossen, die nur nördlich sich weit öffnen; dorthinwärts, unmittelbar über dem Rande der Alpe, strömt in Gestalt eines breiten herrlichen, grünen Stromes der Königssee gleichsam unter unseren Füßen aus dem Berge hervor, indem sein oberes Ende durch die Vorstufe des Grünsees bis zur Halbinsel St. Bartholomä verdeckt ist; nur das Schlößchen zeigt sich gerade noch; von da an steigt er scheinbar, da wir gerade in seine Längenerstreckung blicken, aufwärts bis zum Falkenstein, wo er sich links umbiegt und verbirgt; rechts und links fallen die beiderseitigen Schroffwände in die tiefe Spalte des Sees ab, rechts auf ihren Höhen, die Matten der Kauner-, Regen- und Gotzenalpe tragend, überragt vom Jänner, dem Brett, Schneibstein und Fagstein. Links tragen die vorderen Steilwände des Sees die Alpen-, Herrn- und Kühroint. Dann aber baut sich in steilen, kühnen Schneiden, Schichten, Wänden und Hörnern die Riesengruppe des Watzmanns auf; zuerst die Zackenreihe des kleinen Watzmanns, welche sich bis zur mittleren Spitze hinanschwingt, das Eisfeld der Watzmannsscharte deckend, wiederum näher steigt die Hachelwand, das Eisthal bergend, unter der dritten Spitze des Watzmanns, der Schönfeldspitze, herum an den Grat des von dieser abstürzenden Zuges.

„Der rundliche Felsenkopf, wo sich die Hachelwand am Felsenkamm des Watzmanns anlegt, ist das Tabaksmandl. Dann senkt er sich auf eine Scharte, durch die man über die Sigaretalpe in das Wimbachthal steigt, und erhebt sich schnell wieder über die rothe Leithe zum großen Hundstod. Unter der Hachelwand und über dem Grünsee steigt der felsige bebuschte Simmetsberg empor, über den linken Schultern des Watzmanns der Steinberg mit dem Hochkalter. Doch wir kehren zur Aussicht nach Norden zurück. Zwischen dem Abfalle des Watzmanns und des Brettes zeigt sich eine liebliche Fernsicht. Ueber dem Kühroint der Untersberg, durch den Ferndust gemildert, in der Tiefe auf grünen, sonnigen Höhen der Markt Berchtesgaden; rechts der waldige Schwarzort, zur Göllgruppe ansteigend. Zwischen Untersberg und Schwarzort ein abermaliger Durchblick hinaus in die Gegend von Salzburg, welche der Gaisberg beherrscht, dahinter endlich die Linien des Flachlandes."

Welch einen Kontrast dagegen bietet der Blick nach Süden! Grau in grau zeigen sich jenseits des Funtenseekessels die erstarrten Wogen des Steinernen Meeres; zwei mächtige Pyramiden überragen dasselbe, von auffallend ähnlicher Form: dort die kühne, schneidige Schönfeldspitze, hier der Viehkogl; rechts von diesem das Diebsbacheck, links von der Schönfeldspitze ein trotziger Felsthurm, das Schottmalhorn, und durch den Stuhlgraben von diesem getrennt der mächtige, zum Feld mit der Stuhlwand abstürzende Funtenseetauern. Dieser zeigte sich heute von der untergehenden Sonne beleuchtet, in eigenthümlich blaßgelber „blöder" Färbung, die auf Regen deutete! — Bei einbrechender Dunkelheit

kehrten wir zur Hütte zurück, wo wir uns bald mit herabgestimmten Hoffnungen zur Ruhe begaben.

Doch unser Wetterglück bewies sich auch wieder am kommenden Morgen, denn der reinsten Himmel begrüßte uns, als wir zum Aufbruch rüsteten. Da wir ohnedies zur Funtenseealpe zurückzukehren gedachten, vertheilten wir nur das Nöthigste an Proviant und Gepäck in unsere Rucksäcke und begannen nun um $^1/_2$7 Uhr den Anstieg zu den wildesten Regionen des Steinernen Meeres. Wir schlugen Anfangs den Weg zum „Feld" ein, doch bei den Hütten der Feldalpe wandten wir uns rechts; eine Schlucht zwischen Funtenseetauern und Schottmalhorn, der Stuhlgraben, wies uns den Weg. Noch schritten wir über eine freundlich grüne Matte dahin, — da hob sich der Boden; wie die Wellen des Meeres reihen sich immer höher und höher die Steinwogen aneinander. Soweit das Auge blickt, nur ein ödes, ein wildes Fels- und Klippenmeer! — Wol hieß es auf die spärlichen Dauben achten, die einzigen Wegweiser in dieser Wüste, umsomehr, da unsere Aufmerksamkeit durch immer neue, immer groteskere Steingebilde gefesselt wurde. Da gleichen sie unzerplatzten Blasen (mit unverkennbaren Anklängen an einen Riesengugelhupf), dort gebleichten, langhingestreckten Rippen eines vorsündfluthlichen Riesenthieres; bald schritten wir über ganz ebene Steinplatten dahin, die hie und da von schmalen, scharfkantigen Spalten durchzogen waren, bald war der Fels schreckhaft zerfurcht und zerrissen, von klaftertiefen Rinnsalen durchsetzt; leicht und schnell, auf den Bergstock wohl gestützt, hieß es über die Spalten hinwegsetzen, um dem Fuße auf den bald schneidigen, bald zackig ausgebrochenen Kämmen nicht Zeit zum Ausgleiten zu geben. Je weiter wir kamen, desto häufiger wurden die zwischen dem grauen und röthlichen Gestein eingebetteten Schneefelder.

So ging es fort, fast zwei Stunden, durch diese Hochebene, als sich uns plötzlich nach einem etwas steileren Anstiege eine kühn in die Luft ragende Felspyramide, die Schönfeldspitze, zeigte. Um 9 Uhr war bei der Buchauer-Scharte der südliche Rand des Steinernen Meeres erreicht; entzückend schön lag die eisige Tauernkette in blauem Ferndufte vor unseren Blicken! — Doch nicht mit ungetheilter Aufmerksamkeit konnten wir uns an diesem wahrhaft magischen Bilde weiden; denn noch war unsere Aufgabe nicht vollendet, noch galt es jene spitze Zinne zu erklimmen, die sich mächtig, alles andere umher niederdrückend, zu unserer Rechten aufbaute!

Wir mußten nun eine steile Vorstufe hinan und einen langen, oft nur einen Fuß breiten, rechts und links senkrecht abfallenden Grat überklimmen; kaum wagten wir es, unsere Blicke vom Boden wegzuwenden, um einige am Fuße der Wände ruhig weidende Gemsen zu beobachten. Ein Riß im Kamme setzte unserem weiteren Vordringen auf diesem Schranken; auf einem an der überhängenden Wand sich links hinabziehenden Felsgesimse wurde er umgangen und der eigentliche Körper der Pyramide war erreicht — aber fern noch und trotzig dräute ihre Spitze auf uns herab. Immer mehr und mehr nahmen die

Schwierigkeiten überhand, immer steiler ging es hinan; dabei war das Terrain loses Geschröff, hie und da glatte Rasenschollen; kein fester Fels, keine bedeutenderen Klippen und Vorsprünge, wie sie sich uns am Watzmann als sichere Anhaltspunkte boten; oft steile Platten, lose vom Geröll überschüttet. Schon eine halbe Stunde waren wir vorsichtig und langsam emporgestiegen, das Ziel aber kaum näher gerückt. Da wandte sich Ebner, der vorangeschritten war, um und rief uns die einfachen aber ernsten Worte zu: „Glauben's, daß wir da auch wieder glücklich 'runter kommen?" Wir wandten uns um, sahen hinab in die schwindelnde Tiefe und ohne ein Wort zu reden klommen wir weiter. Endlich um $^1/_2$11 Uhr, in einer Stunde nach Verlassen der Scharte, war auch diese stolze Zinne (8385') erreicht. Freudig erregten Herzens ergriffen wir von ihr Besitz, die, rings von den schrecklichsten Abgründen umgeben, uns kaum genügenden Platz zum Lagern bot. Gegen Norden setzt sie sich fort in einem zerrissenen Felsgrat, der bald eine zweite, jedoch niedere Zacke bildet, bevor er in die Tiefe abstürzt, während sie gegen Westen völlig überhängt. Der Gedanke an den Abstieg ließ uns zwar anfangs die Erhabenheit unserer Umgebung nicht ganz ungetheilt genießen, doch ein herzhafter Schluck aus der Flasche, und jede Bedenklichkeit war bald verscheucht.

Immer und immer wieder zog vor allem der Süden unsere Blicke auf sich, wo jenseits des grünen Zeller-Thalbeckens, zu dem das Steinerne Meer als pralle, gewaltige Kalkmauer mit einem Male abstürzt, sich die ganze Tauernkette blauduftig, von schimmernden Eisgefilden gekrönt, den Blicken entfaltete. Hochalmspitz und Ankogl sind die ersten, die im Osten den blendenden Reigen beginnen; an sie schließen sich die sanft gewölbten Rauriser Goldberge an, dann die Gruppe des Brennkogels und Klobens. Eine spitze Eisnadel ragt der Großglockner zum blauen Aether empor, umgeben von seinen Trabanten, von denen das kühn aufgebaute Wiesbachhorn ihm den Rang streitig zu machen versucht; eine lang hingestreckte Pyramide folgt: der Großvenediger, in makellosem Eistalare sich zeigend. Weiterhin drängt sich Spitze an Spitze, den Zillerthaler, Stubaier, Oetzthaler Eisgebirgen angehörend; selbst die Scesaplana glaubten wir zu erkennen. Oestlich in der Luftlinie, kaum $^3/_4$ Meilen entfernt, senkt sich von der Kuppe des Hochkönigs das blendende Eismeer der Uebergossenen Alpe herab, von grünblauen Spalten durchzogen, weithin zwischen die Felsen Schneefelder als Vorposten entsendend. Unter uns, im Halbkreise ausgebreitet, liegt das Steinerne Meer, ein fremdartiger Anblick, mit seinen Trichtern, Felshügeln und Karrenfeldern, fast einer Mondkarte vergleichbar. Darüber thürmen sich nah und fern die Kalkschroffen Berchtesgadens und die Loferer Steinberge auf, einer hinter dem andern, mit ihren Zacken und schneeigen Scharten. Nur hie und da erlauben sie dem Auge hinabzublicken in das Grüne, auf den dunklen Spiegel des Königssees und hin zu den blauen Linien des Flachlandes.

Nachdem wir in die Ueberreste einer Flasche, die wir unter den Steinen der Signalstange gefunden, unsere Karten deponirt hatten, begannen wir frischen

Muthes um 11½ Uhr den Abstieg. Die Schwierigkeiten waren zwar nun vermehrt durch den Anblick über das in einer steten Steigung von 45—50° mehrere tausend Fuß gegen das Pinzgau abstürzende Steilgeplätte; trotzdem kletterten wir, vielleicht auch Dank der kleinen geistigen Aufregung von Seite unserer braven Feldflasche, sicher und ohne Zagen hinab. Als wir schließlich das Ende jenes schmalen Felskammes erreicht hatten, ward noch eine kleine Rast gemacht; sie galt jener stolzen, kühnen Spitze, welche uns zwar manche Gefahr und Mühe, aber auch den reichlichsten Lohn dafür geboten! Um sie für immer unserer Erinnerung zu bewahren, nahm Posselt sie in sein Skizzenbuch auf (s. Abbildung).

Die Buchauerscharte rechts lassend, fuhren wir über ein Geröllfeld ab, um nun die mühevolle Klippenwanderung durch das Hochplateau wieder aufzunehmen. Ein unangenehmer Durst hatte sich uns hier beigesellt: brennender Durst peinigte die Kehlen, die nach einem frischen, kalten Trunke lechzten. Wie freudig wurde nach fast zweistündigem Marsche in einer Senkung ein klares Bächlein begrüßt, das, unter einem Schneefeld hervorquellend, eine üppige Matte durchschlängelte. Augenblicke des wonnigsten Behagens waren es, als wir uns in dieser wahren Oase auf schwellendem Rasenteppich, den zahllose, blaue Gentianenblüthen übersäeten, niederließen und uns am krystallhellen Naß labten. Nur ungern verließen wir das Plätzchen; um 3½ Uhr war die Funtenseealpe erreicht. Nach Begleichung einer für eine Alpe etwas zu dick aufgetragenen Rechnung*) brachen wir gegen 5 Uhr auf, um über den Grünseetauern hinab zur nächst niederen Stufe des Steinernen Meeres, zum Grünsee und seiner Alpe zu gelangen.

Zum dritten Male wanderten wir hinauf zum „Feld", dessen herrlichen Bildern wir auch diesmal eine Stunde weihten, da ja der Kessel des Grünsees gar nicht so tief unter uns zu liegen schien, und wir ihn leicht und bald zu erreichen hofften. Umsomehr ward uns eine ganz unerwartete Ueberraschung, als wir, nachdem wir um 7 Uhr aufgebrochen waren, uns plötzlich vor einer fast 1000′ hohen Wand befanden, an welcher ein Gemssteig bald auf morschen hölzernen Treppen, bald in schmalen Felsrinnen und Schluchten, mühsam dem Felsen abgerungen, abwärts führte; ein schwindelnder Pfad, bei der einbrechenden Dunkelheit doppelt Vorsicht erheischend. Um 8 Uhr endlich war die Grünseealpe erreicht; ein geräumiger Kaser bot uns die willkommene Ruhestätte.

Halb 7 Uhr früh schnürten wir abermals unsere Rucksäcke, an einer verlassenen Alpe vorbei führte uns ein schmaler, freundlicher Pfad in vielen Windungen an der steil abfallenden Sagereckwand hinab, mit den schönsten Ausblicken auf den herrlichen, zu unseren Füßen liegenden Königssee, den wir um ½9 Uhr erreichten.

---

*) Die Sennerin behauptete z. B., wir hätten in dieser kurzen Frist 3 Pfund (!) Butter verzehrt, und rechnete uns das Pfund zu 80 Kr. an, also um 20 Kr. theurer als in Salzburg.

Die Fahrt über diesen wunderbaren, wol einzig schönen See, jetzt nur um so erhabener durch das Gefühl, diese Riesen dort oben überwunden zu haben, bildete einen würdigen Schlußstein unserer herrlichen Bergwanderung.

Bilder aus Oberösterreich.*)

Von **F. Zöhrer.**

VI. Der Gmundnersee.

Zwei Stimmungsbilder! Der See wird durch die Massen des kahlen Sonnsteinspitzes in zwei Hälften getheilt, deren jede ein anderes Bild giebt. Wir besehen uns die untere Hälfte zuerst, besteigen daher mit leichter Mühe den 1/4 Stunde hinter Gmunden sich erhebenden Calvarienberg und nehmen das eine dieser zwei Bilder in uns auf.

Es ist ein lieblicher Sommerabend. — Da liegt er vor uns, der herrliche See, einer der schönsten und größten in Europa, gewiß der schönste in Oberösterreich, die Perle des Salzkammergutes, die belebteste Wasserstraße daselbst. Die Strahlen der sinkenden Sonne bringen einen prachtvollen Farbeneffekt auf den leicht gekräuselten Wellen hervor, die bald im reinsten Aetherblau, bald tief dunkelgrün aufleuchten und sich mit dem Purpur der Abendsonne mischen. Sehen wir uns den Rahmen dieses wunderbar schönen Spiegels an, und wir werden ihn seiner würdig finden. Die Wände, die ihn an seinem unteren Theile umstehen, sind in der That nur da, die Idylle der Landschaft zu erhöhen. Da sehen wir links die lieblichen Matten der „Himmelreichwiese", weiter hinauf dunkle Wälder, mit scharfem Auge erkennen wir eine flatternde Fahne; dort ist die Alpenhütte „Schneewiese", die man berührt bei einem Besuche des melancholischen kleinen „Laudachsees". Dann steigt wie ein Riese aus einem Bade der hohe Traunstein aus den Wellen, der runde Hut des Edlakogl, der Wildenkopf und Eibenberg lehnen sich daran; rechts schließt scheinbar der weit vorspringende Sonnstein, den 1859 ein Waldbrand kahl gemacht, das Becken, doch nur scheinbar, denn hinter ihm dehnt sich der See wieder aus zu einem großen, erhabenen Charakter. Weiter gegen Gmunden zu werden die Gebirge niedriger, es sind sanft gewellte, liebliche Hügel zu nennen, diese Vorschübe des Grasberges, Gmundnerberges; das reizende Viehtauerthal zwängt sich mit leichter Mühe ein zwischen

*) Fortsetzung von S. 226—236 dieses Bandes.

fruchtbarem Gelände. Eben dieser Wechsel der Gebirgskoulissen, die auf der einen Seite das Gepräge des Großartigen, fast Starren an sich haben, auf der andern in anmuthigen Hügeln zum lieblich-sanften, freundlichen Bilde werden, ist einer und nicht der geringste Reiz des Gmundnersees.

Gerade uns zu Füßen liegt, malerisch schön gebettet, die freundliche Stadt Gmunden, als Luftbad, wie als Soolenbad, die von Ebensee hergeleitet wird, gleichartig im Aufschwunge begriffen. Die Römer haben es gegründet, die Rebellen im Bauernkriege 1626 arg belagert, Pappenheim hat 4000 derselben erschlagen, deren Grab heute noch im nahen Pinsdorf zu sehen. Als Hauptstapelplatz des Salzhandels wurde Gmunden bald wohlhabend, die Natur that ein Uebriges und bekleidete ihr Lieblingskind mit Reizen, wie sie es weit und breit nicht in diesem Maße gethan. Amphitheatralisch lagern sich die Häuser und Villen an die Hügel, die Wellen des Sees küssen die Wellen der Traun, welche bei Gmunden Abschied nimmt, um hinabzueilen in's weite Land. Gmunden ist schön, ist herrlich; nur wer es gesehen im grünen Kleide des Frühlings, wenn die Natur tausende von blumigen Teppichen an die Ufer des Sees legt, im lichten Kleide des Sommers, der goldene Aehren reift, im vielfarbigen Kleide des Herbstes, wenn die Wälder sich schattiren; wer es gesehen, wenn im Winter ein eisiger Wind Millionen Nadeln aus dem See holt und sie an die Bäume hängt, Nadeln von glitzerndem, schimmerndem Eise — der wird jederzeit an Gmunden mit Entzücken denken. Doch zu unserem Bilde!

Rechts von uns, an dem Ufer des Sees, sehen wir prächtige Villen und Schlößchen, oft in zauberischer Lage, dann taucht aus den Fluthen ein altes Schloß auf mit einem großen Thurme; es ist „Ort", ein alterthümlicher Bau aus dem 10. Jahrhundert, mit dem Landschlosse durch eine Brücke verbunden. Eigenthümlich ist der Anblick dieses Polygons, das auf Piloten hineingebaut ist in den herrlichen See. Weiterhin sehen wir das ehrwürdige „Altmünster", schon unter Karl dem Großen ein Benediktinerkloster, heute nur ein unbedeutender Pfarrort; dann das malerisch gelegene Schloß „Ebenzweier", mitten in einem blühenden Garten gelegen, den die Natur an dem ganzen Ufer hin angelegt. Dort im Schlosse Ebenzweier lebte der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este, der größte Wohlthäter armer Bewohner der rauhen Viechtau, dort starb er 1864; im Friedhofe von Altmünster ist das einfache Grabmal dieses edlen Fürsten. Weiter aufwärts erkennen wir ein Kirchlein, dort wo der Sonnstein den See abzuschließen scheint, wir sparen diesen romantischen Ort für unser zweites Bild, schauen jetzt hinüber auf das andere Seeufer. Dort starrt er 5342 W. F. = 1687 M. in die Höhe, der Wächter des Salzkammergutes, der Traunstein, der weit in's Land hineinschaut als Markstein für den Naturfreund, der ihm zeigt, wo er ein Fleckchen Paradies finden kann. Schroff steigt er aus den Fluthen des Sees, fast kein Plätzchen übrig lassend für den Menschen und seine Hütte. Ziemlich schwer ist er zu besteigen; sein Plateau ist kahl und öde, die Aussicht aber überwältigend,

großartig. Erst am Fuße des bewaldeten Grünbergs haben die Villen und Häuschen wieder Raum genug, auf grünen Matten, umgeben von schattenreichen Obstbäumen, zu stehen. Doch unser Blick kehrt zurück auf den Spiegel des Sees, da pulsirt es, da lebt es das ewig heitere, ewig freundliche Gmunden! Hunderte von Gondeln wiegen sich auf den Fluthen, jetzt halten sie ihren Kiel gegen Schloß Ort oder Altmünster, ein leiser Abendwind, der aus dem Thale der Viechtau hervorstreicht, fällt den leichten Schiffchen in die Flanken, treibt sie gegen den Traunstein, heute ist er ja sanft und linde, der sonst so gefürchtete „Viechtauerwind", keiner der Insassen der Boote wehrt sich gegen diese Willkühr Aeols, es ist ja zu schön, zu herrlich, auf den Wellen herum zu tanzen, sei es dorthin, sei es dahin getrieben zu werden; es ist ja jeder Punkt ein Bild für sich. Der Dampfer, der auf der Rückfahrt von Ebensee begriffen zieht tiefe Furchen in die Wellen, näher und näher kommt er, das Läuten der Schiffsglocke tönt zu uns herauf; er landet, seine Passagiere entsteigen ihm, viele Gäste aus Ischl sind darunter, die dort Heilung von tiefen Leiden gefunden. Bald ertönt das Pfeifen der Lokomotive, und im grünen Waldesdunkel sehen wir noch den Train entschwinden, der die Gäste den Bergen entführt. — Lange noch sehen wir auf die Berge, auf den See, die Sonne hat längst ihre letzten Grüße herüber geschickt vom Sonnstein, die Purpurstrahlen sind von den Wänden des Traunsteins herabgeglitten auf die Wälder des Grünbergs, haben die Thürme von Gmunden vergoldet und sich dann in die Fluthen gestürzt. Stille ist es geworden zu unseren Füßen, stille auf den Bergen, stille auf dem See, und in unendlichem Frieden ruht die Natur; möge Jeder, der dieses Bild geschaut, auch den hehren und heiligen Frieden sein Eigen nennen!

Unser zweites Bild vom Gmundnersee! — Dort, wo die nackten Massen des Sonnsteinspitzes sich weit in den See vorschieben, kommt derselbe, von Gmunden aus gesehen, scheinbar zum Abschlusse; im Bilde, im Charakter des Lieblichen und Anmuthigen wol. Das Becken erweitert sich wieder, ein anderes Panorama rollt sich auf, die Natur hat nur neue Dekorationen gestellt, Bilder voll Ernst und Majestät, in die sich einige Töne der Romantik mischen. Als günstiger Standpunkt zur Aufnahme dieses zweiten Stimmungsbildes gilt unstreitig das liebliche Traunkirchen, ein jedem Fremden anheimelndes Plätzchen. Traunkirchen ist alt. Die Sage erzählt, daß dort die Ungarn von einem Markgrafen von Steyr geschlagen wurden; es giebt heute noch eine „Siegesbachmühle". Ursprünglich war der stille Ort ein Frauenkloster, unter dem Namen Neumünster eine Stiftung der Ottokare von Traungau. Ferdinand II. übergab es den Jesuiten, welche es bis zur Aufhebung des Ordens im Besitz hatten. Das Nonnenkloster stand an Stelle des heutigen Kirchleins auf dem Johannesberge. Einsam und wie zur Andacht geschaffen haben die Nonnen diesen Platz gewählt. Der See schmiegt sich zu unseren Füßen, sein Spiegel ist weit beschattet

von den Wänden des gerade gegenüberliegenden Traunsteins, Hochkogl, dem sich westlich der Edlakogl anreiht. Wenige der lustigen Schiffchen beleben den oberen See; Ruhe, milder Frieden ist über seinen Spiegel ausgegossen. Das gegenüberliegende Ufer ist einsam, da ist nur das romantische Thal der „Eisenau“ und die „Karbachmühle“, die mit vieler Mühe den starren Wänden ein Plätzchen abgetrotzt, und hie und da ein Jäger, der aufsteigt auf die Höhen hinter dem Traunstein, auf den Ratzenstein oder auf's Steineck; der Dampfer, der von Gmunden nach dem freundlichen „Ebensee“ mit seinem großen Sudhause fährt, er zählt viele Passagiere, die alle heraufsehen nach dem paradiesisch gelegenen Traunkirchen. Zu allen seinen Reizen, die den Ort umgeben, kommt noch der Zauber der Romantik, die Hero- und Leandersage von einem Ritterfräulein, das im Nonnenkloster zu Traunkirchen für den Schleier vorbereitet wurde. Wo heute die Karbachmühle am östlichen Ufer des Sees, sei damals ein Schlößchen gestanden; der Ritter, der dasselbe bewohnt, war der heißliebende Bräutigam, der sich seiner Maid, die hinter den düsteren Klostermauern in Neumünster verborgen, so schwer nahen konnte. Liebe macht erfinderisch, und so brannte täglich Abends ein Lichtlein am Fenster der Rittersmaid, der kühne Liebhaber schwamm allabendlich über den See zu dem Fenster seiner Geliebten. In einer stürmischen Nacht machte er wieder sein Wagestück, das Lichtlein zeigte ihm ja den nassen Weg, doch plötzlich erlosch es, und der Arme zerschellte an den Felsenklippen, in die starke Wogen ihn getragen. Der Leichnam sei an das Ufer unweit des Klosters gespült worden, die unglückliche Braut machte durch einen Sprung in die Tiefe ihrem jetzt freudlosen Leben ein Ende. Ein Felsenstück heißt heute noch der „Jungfernsprung“.

Die Wogen brechen sich auch heute noch an den Klippen des Sonnsteins. Wer von der Karbachmühle herübersieht über den See, der wird entzückt, und heute noch strahlt Liebe aus den Augen des Naturfreundes, Liebe zu dem — schönen Traunkirchen!

VII. Der Attersee.

Da liegt er vor uns, der smaragdgrüne Spiegel des größten der Deutsch-Oesterreichischen Seen, der eine Uferdehnung von fast 12 Stunden hat. Bei diesem See ist es nicht gleichgiltig, von welcher Seite man kommt, um ihn zu übersehen. Der Spiegel desselben ist wol eben so schön, in seiner imponirenden Ausdehnung einem Meere vergleichbar, aber der Rahmen, der bei einem Gmundner- oder Hallstädtersee unvergleichlich, ist nicht auf allen Seiten gleich vollendet gearbeitet. Wer ein Bild der Schönheit des Attersees in sich aufnehmen will, der besehe ihn von der Nordseite, wohin er von Böcklabruck gekommen, vom malerisch gelegenen Schloß Kammer aus, das, in den See hineingebaut, viele Aehnlichkeit mit Chillon am Genfersee hat. Von dort aus giebt sich ein Bild voll landschaftlicher Reize, ein Bergamphitheater eröffnet

sich von dort aus, nicht majestätisch und großartig, aber unsagbar lieblich, und ungern verläßt man diesen herrlichen Gesichtspunkt. Da liegen an seinem nördlichen Ufer malerisch schön zwischen Obstgärten und üppigen Feldern die Dörfer „Attersee", „Nußdorf", „Zell"; in behäbigem Wohlstand haben sie sich hingelagert und lassen die freundlichen Häuser weithin leuchten im hellen Sonnenschein, der ihnen schwere Aehren reift und schönes Obst färbt; hier hat es ein Ende mit der Armuth des Landmannes, wie sie, von den Naturverhältnissen bedingt, weiter einwärts im Kammergute, im Gebiete der übrigen Seen herrscht. Der See mit seinem Nordufer bildet den Uebergang in's fruchtbare Flachland; die Berge, die sich an seinem Südufer noch zu gewaltiger Höhe strecken, verflachen sich hier und werden zu sanften Hügeln. Selbst bei den Bewohnern zeigt sich ein Uebergang in Sitten und Kleidung, die noch halb dem Gebirgslande angehören, halb sich dem Flachlande anpassen. Beleuchten wir unser Gemälde weiter. Am westlichen Ufer bauen sich schon waldige Vorberge auf, das südliche und südwestliche Ufer erst wird von der „Steinwand", der „Eisenmauer", dem „Bennukogl" und der „Madlschneid" begrenzt, Höhen, die schon imponiren. Der „Schafberg", der vielbesuchte und vielbelobte, senkt seine Wände auch in den Attersee, wie er sich in den Fluthen des Mondsees und Wolfgangsees spiegelt. Dort, wo die Berge, amphitheatralisch aufgestellt, dem See das Gepräge eines imposanten Alpenbildes verleihen, bergen die Ufer noch zwei seiner reizendsten Ortschaften, es ist dies auf dem einen Ufer das Gasthaus in Weißenbach mit dem nahen Burgau, ein beliebter Ausflugsort der Ischler Gäste, auf dem anderen Ufer das malerische Unterach, gerade wo die Ache, aus dem Mondsee kommend, sich dem See vermählt. Seit der Dampfer diese Ortschaften besucht, kommt Leben und Verkehr an die Ufer des Sees, der, früher stets ein Bild erhabener Einsamkeit und Abgeschiedenheit, heute wieder zum Lieblinge derer, die die Natur im stillen Schaffen weiter ab vom bewegten Leben der übrigen Seen des Kammergutes betrachten wollen. — Anmuthig sind die Ufer des Attersees, zauberisch schön sein fast unabsehbarer Spiegel, wenn ein leichter Wind die Wellen kräuselt, wenn der Fischer in seinem „Einbäumel", einem Kahne primitivster Gattung, seine Netze geworfen und guter Beute harrt, wenn lustige Schnitter und Schnitterinnen auf den fruchtbaren Gefilden des Nordufers die reifen Garben binden und ihre „Gßangeln und Jodler" herüberschallen zu dem Kahne, dem sich der Freund schöner Seefahrten anvertraut. Aber furchtbar kann dieser Spiegel aufbrausen, wenn Grundwinde die Wellen thürmen, wenn der „Streuwind" oder der „Sunnawind", der ein Gewitter vom Schafberg herübergebracht, hin und her braust, die Wellen peitscht, diese gegen einander stürmen, in Wuth schäumen und mit furchtbarem Tosen wieder in den See stürzen; wehe dem Kahne, den sie auf offenem See treffen, sie verschlingen ihn als Opfer. Wol dauern diese Stürme nicht lange in dieser Heftigkeit, bald zieht die schwarze Wolke über Schörfling in's Flachland hinab, das Tosen

verstummt, die Brandung verliert sich, bald beleuchtet die Sonne wieder ein Bild der Ruhe und des Friedens.

VIII. Der Mondsee.

Woher dieser 3 Stunden lange, $^1/_2$ Stunde breite See seinen Namen habe, ist noch nicht ausgemacht; eine Sage erzählt uns, daß ein bayerischer Herzog auf der Jagd hoch oben in den Wänden des Gebirges sich verirrt, in den See abgestürzt wäre, wenn der Mond, der aus einer Wolke hervorgetreten, nicht plötzlich den Spiegel beleuchtet hätte. Der Name Mondsee sei ihm geblieben. Eher giebt ihm die halbmondförmige Gestalt Berechtigung dazu, diesen Namen zu führen. Sei dem wie immer, den Reizen, die er in vollstem Maße entfaltet, thut es ja keinen Abtrag. Der See bleibt unstreitig einer der lieblichsten im Umkreise, milde und heiter lacht uns die Natur von den Ufern herüber entgegen, wenn wir eine Fahrt mit dem Dampfer machen; die Ufer erhalten reiche Abwechslung in ihrer Gliederung. Im Süden ist es wieder der „Schafberg", der sich mit seinen Wänden, deren Gipfel einem abgebrochenen Horne täuschend ähnlich, in den See senkt; dann kommt der „Griesberg" und der sagenreiche „Drachenstein" mit seinem Teufelsloche und der „Schober", im Westen, Norden und Osten giebt es liebliche Thäler, in die sich grüne Matten senken, die mit freundlichen Gehöften bedeckt sind. Da giebt es Nichts Starres, Unbezwingliches in den Höhen, nichts Düsteres auf den Ufern, heiter, nur selten mit Ernst gemischt, ist vorwiegend der Charakter des Mondsees.

Der Name des Sees bringt uns auf den Gedanken, das Bild als Mondlandschaft in uns aufzunehmen. Ja, bezaubernd schön ist eine Mondnacht in diesem Winkel des Salzkammergutes. Da blicken wir hinab von dem nahen „Mariahilfberge" auf die leise bewegten Fluthen, auf die der volle Mond sein silbern Licht legt, daß sie stellenweise hell aufleuchten; wenn des Tags über Freude und Leben in zierlichen Gondeln durch die Wellen zog, jetzt herrscht Ruhe und Stille da unten. Da liegt er zu unseren Füßen, der freundliche Markt mit seinem Wrede'schen Schlosse, der einstigen Benediktinerabtei und seiner herrlichen Kirche, deren beide Thürme leuchten im Silberlichte des Mondes, ein schwacher Abglanz früherer Herrlichkeit und Pracht, die in den heute melancholisch-düsteren Räumen vor Jahrhunderten geherrscht. Kloster und Kirche Mondsee heute und vor 150 Jahren, welch ein Unterschied! Schon 747 war in Mondsee ein Kloster, ein bayerischer Herzog, Utilo II., hat es gegründet, vielleicht derselbe, dessen die Sage erwähnt; Fürsten und Große des Reiches bedachten das Kloster mit reichen Schenkungen, und bald blühten Wissenschaft und Kunst in dem berühmten Stifte: lateinische Schulen bildeten Gelehrte, und 74 Aebte halfen dem Stifte über manches leicht hinweg und förderten sein Gedeihen. Im Jahre 1748 feierte das Stift sein tausendjähriges Jubiläum, im Jahre 1791 wurde es aufgehoben und ist heute Eigen des Fürsten Wrede.

Das Mondlicht ist herabgeglitten von den goldenen Kreuzen der Thürme; wie Finger weisen sie nach dem nächtlichen Himmel, wo kein Wechsel stattfindet, nach den Gestirnen und Welten, die herabgeleuchtet auf Kirche und Kloster vor einem Jahrtausend, die herableuchten werden für und für. Ruhig wandeln sie ihre Bahnen, ob auf der Erde reiche Städte durch ein furchtbares Beben in Trümmer sinken, ob im Dunkel des Waldes die Burgen der Mächtigen, die Schlupfwinkel des Faustrechts zerbröckeln oder der Wind durch Ruinen der Klöster und Kirchen braust, melancholisch zittert das bleiche Licht des Mondes und der Sterne über Vernichtung und Trümmer. Von den nahen Bergen rauscht es herüber, geheimnißvoll sprechen die Wände zu uns von gesunkener Pracht und Herrlichkeit, sie erzählen uns von dem einst so schönen Kloster Mondsee!

IX. Der Wolfgangsee und der Schafberg.

Eine Kahnfahrt auf den dunkelblauen Fluthen des Wolfgangsees ist einer der herrlichsten Genüsse, die das Salzkammergut bietet. In Strobl, woher wir von Ischl gekommen, mit seinem hübsch gelegenen Gasthause, besteigen wir den Kahn und lassen uns vom Schiffer hinausrudern in die Fluth. Am südlichen Ufer dehnen sich grüne Matten aus, hinter denen erst der Rettenkogl, die Sparberwand, der Pitschenberg und der Hochzinken sich aufstellen, das nördliche Ufer nimmt der „Schafberg" ein, der seine Wände in drei Seen spiegelt. Bald leuchtet mit seinen Giebelhäusern der freundliche Markt St. Wolfgang vom Nordufer herüber, er sei vorerst unser Ziel; dort giebt es ja in der gothischen Kirche ein Bildwerk zu schauen, einen kunstvollen Hochaltar mit Flügelgemälden, im Stile Albrecht Dürer's. Das hohe Alter dieser Gemälde, die 1481 ausgeführt, die Meisterwerke der Skulptur, die heute noch die Bewunderung des Kenners erregen, verdienen besondere Beachtung, ebenso der schöne Metallbrunnen vor der Kirche, 1515 von einem Meister Lienhart aus Passau erbaut. Das Grohmann'sche Schloß, 1683 Aufenthalt Kaiser Leopold I., mit seinem reizenden Garten, der Kirchhof und der Calvarienberg, das sind Punkte, die eine unsagbar schöne Fernsicht bieten. Wonnetrunken sieht das Auge hinaus auf den lasurblauen Spiegel des Sees, weit hinüber über die grünen Matten, hinein in die Welt der Berge mit ihrem wundervollen Zauber. — Wir besteigen den Kahn wieder und lassen uns weiterrudern, am „Zinkenbach" vorbei zur „Falkensteinwand", wo sich steil der Schafberg in die Fluthen senkt. Ein Plätzchen, unendlich einsam und abgeschieden, wie geschaffen für einen Einsiedler, der hier, ferne dem Weltgetümmel, jenen Frieden sucht, den nur die Natur wie Balsam in des Menschen Herz gießen kann. Wenn der Schiffer eine Pistole bei sich hat, kann er von einem gewissen Punkte vor der Falkensteinwand mit einem Schusse ein Echo wecken, das in seiner Art großartig ist. Zuerst wie Donner, dann wie Gliederfeuer, lange noch rollend und sich erst am entgegengesetzten Ufer verlierend. Doch wir lassen

landen, um die Stätten, welche fromme Sage geweiht, zu besuchen. An Stationskapellen aufwärts steigen wir zur Einsiedelei. Der heilige Wolfgang hat sie erbaut, der als Bischof von Regensburg dem Weltgetriebe entflohen und hierher kam an die Gestade des Abersees, die damals noch in furchtbarster Wildniß starrten. Er warf sein Beil in die Luft in der Absicht, dort eine Kirche zu bauen, wo er es wieder fände. Es flog eine halbe Stunde weit auf jene Stelle, wo heute die schöne Wolfgangkirche steht. Der Satan mußte auf Geheiß des Heiligen fleißig mit arbeiten bei dem Bau der Zelle am Falkenstein und der kleinen Kirche. Da giebt es noch den „fallenden Berg", das „Teufelsloch", durch welches Pilger kriechen. So schmücken Sage und Alter diese einsame Stätte. Wir fahren wieder über den klaren Spiegel: nach dem salzburgischen Markte St. Gilgen wendet sich der Kahn, eine liebliche Staffage bilden die freundlichen Häuschen und bringen eine Szenerie zum Abschlusse, die in ihrer landschaftlichen Eigenart den Wolfgangsee zu einem der schönsten Seen der Alpen geschaffen; an seinen Ufern ist jedes Fleckchen ein Bild, vollendet schön, ein Meisterwerk der Natur.

Der Schafberg. — Von St. Wolfgang aus oder von St. Gilgen herüber haben wir mit geringer Anstrengung den Gipfel des 1612 M. hohen Berges bestiegen. Er ist der „Rigi Oesterreichs", er ist aber dem vielbesuchten, vielbeguckten Schweizerberge in der Pracht der Aussicht und in Fülle des Gebotenen weit überlegen. Man zähle die Seespiegel, die vom Rigi aus zu sehen, und zähle die Seen, die um den Schafberg geschmiegt, die weiter im Lande draußen und drinnen zu uns aufglänzen. Es ist die äußerst günstige Lage des Berges, die das Auge noch in die Riesenwelt der Centralketten schauen läßt und ihm auch den Gegensatz, das üppige Flachland vorführt. Doch sehen wir dieses Gemälde an! Es ist von überwältigender Größe und Schönheit. Im Süden taucht Berg an Berg, Firn an Firn empor in den blauen Aether; die Riesen der nordischen Alpen in ihren Ausläufern, gegen 50 an der Zahl, starren empor. Da sehen wir das Sonntagshorn und den Hohen Staufen, den Watzmann und das Steinerne Meer, das Tännengebirge und die Radstättertauern, die Eisfelder des Dachsteins und weitab gegen Osten das Todtengebirge mit dem Priel, näher zieht sich die Kette mit den Ischler Bergen und dem Höllengebirge, dann schweift das Auge hinaus in das fruchtbare Land der Voralpen mit seinen dunklen Wäldern, dann in's weite Flachland, wo Hunderte von Ortschaften. Schlössern und Burgen herüber grüßen, in die Ebenen Bayerns, von wo fern der Chiemsee und der Wagingersee und die Salzach herüberleuchten. Da glänzen sie herauf, wie leuchtende Juwelen, die größeren und kleineren Spiegel der reizenden Seen, der Attersee und der Mondsee, der Grünsee und der Egelsee, der Fuschlsee und der Zellersee, der salzburgische Wallersee und weiter im Norden der Trummersee und der Gramsee und mit Entzücken ruht das Auge auf den Fluthen des Wolfgangsees

Da liegt es vor uns, das herrliche Salzkammergut mit seinen Höhen, die nicht auf der Brust des Wanderers lasten, wie die Berge der Schweiz, unüberwindlich, unbezwingbar, sondern freieres Athmen gestatten und auf angenehmen Wegen ihre Gipfel dem Touristen beugen; die lieblichen Thäler und Matten, wo die Natur stille und geheimnißvoll wirkt, auf einsamsten Wegen eine Fülle von Reizen entfaltet, die Bewunderung im Herzen des denkenden und fühlenden Freundes erregt; da liegen sie vor uns, jene Triften, die ein munteres Völklein, gesund an Geist und Leib, bewohnt, jenes Volk der Hirten, dessen zahlreiche Rinder die Alpen beweiden; da liegt es vor uns, das Ländchen, in dem mancher, dem tiefe Leiden das Leben zur Last gemacht, Heilung an seinen Quellen gefunden!

Wer das Land vom Schafberge aus betrachtet, muß ausrufen: „Oberösterreich ist schön, ist herrlich!"

X. Der Hallstädtersee und der Dachstein.

Dieser See, 2½ Stunden lang, ½ Stunde breit, kann mit Recht der „Königssee des Salzkammergutes" genannt werden. Düster wie das Grab liegt sein Spiegel vor uns, himmelanstrebend steigen die prallen Wände des Hierlats, Zwölferkogls und des Rauhen Kogls empor, im Rücken derselben zeichnen sich die Kuppen des Dachsteins in dem blauen Aether, und auf der linken Seite bildet der lange Sarstein eine Mauer. Einen Gesammteindruck dieses großen, erhabenen Panoramas erhält man am leichtesten von der Terrasse der Kirche im Orte Hallstadt. Hallstadt ist ein Ort von eigenthümlicher Lage, von so interessanter Erscheinung, wie vielleicht kein anderer auf Gottes weiter Erde. Die Häuschen, oft winzig klein, sind aus den Bergwänden heraufgestiegen, mit diesen innig verwachsen; die vorderen Wände dieser Miniaturhäuser werden von den Fluthen des Sees bespült, die hinteren lehnen sich an die Bergwand, sich über einander thürmend, alle unter sich durch Treppen verbunden, mit Ausgängen auf den Dächern, das Ganze einer Krippe, wie sie von Kinderhänden auf Felsenpapier gebaut wird, täuschend ähnlich. Welch ein Kontrast mit den Palästen der Reichen in der Residenz! In diesen Hütten ist die Zufriedenheit, die Lebensfreude eher zu finden, als in den Marmorhäusern der Großen. Ein Völkchen lebt hier, freilich oft bitter arm, aber genügsam und gutmüthig. In bestem Einvernehmen leben da Protestanten und Katholiken; hier, sowie im nahen Goisern, einem Hauptsitze der Protestanten, ja im ganzen Lande, bis hinab zur Donau, wo in Eferding und Scharten die Bevölkerung stark gemischt, giebt es niemals Streitigkeiten, Meinungsdifferenzen zwischen beiden Religionsgenossenschaften. „Friede sei ihr erst Geläute" verkünden die Glocken vom Thurme der katholischen Kirche, „Friede auf Erden" rufen sie in die schöne Welt hinaus vom Thurme des protestantischen Bethauses!

Um das reizende Landschaftsbild, das Hallstadt bietet, zu ergänzen, besitzt der sonderbare Ort mitten unter seinen Häuschen einen artigen Wasserfall, den der Mühlbach speist. — Wer von dem Friedhofe so hineinblickt in diese wunderbare Landschaft, deren Charakter vorwiegend ein ernster, hinüber nach den prallen Wänden des Sarsteines mit seinen tiefen Rissen, nach dem Schlößchen Grub an seinem Fuße, der von den dunklen Fluthen benetzt wird, dem wird es Hallstadt anthun mit seiner Eigenart, seiner Schönheit. Als ob es nicht genug an dem Gesehenen, hat die Natur für die Umgebung Hallstadt's noch großartige Reize aufgespart. Da giebt es in der Nähe den „Hirschbrunnen“ und den „Kessel“, dann die „Koppenbrüllerhöhle“, Gewölbe und Schachte, Reservoirs der Alpengewässer, die oft brausend und tosend überströmen und die Gewässer mit Wuth hinausschleudern. Die Krone der Ausflüge in Hallstadt's Umgebung bildet unstreitig der „Waldbachstrub“. Wir verfolgen den Weg längs des Waldbaches und gelangen in's „Echernthal“, ein Waldthal zwischen der „Ahornwand“ und dem „Hierlats“, die sich himmelanstrebend aufstellen, einen Wasserfall des „Sprabenbachs“ entsendend. Ueppigste Wiesen, wogende Felder finden wir in der wunderbaren Einsamkeit dieses Thales; ungeheure Blöcke scheinen uns den Weg zu verstellen; Kreuze, Einsiedlerhütten, die die Andacht auch hierher gestellt, erhöhen den Reiz der Thalschlucht. Wir dringen vor: horch, dumpfes Gebrause läßt uns ahnen, daß wir dem Falle nahe sind, es wird zum Donner, und auf einmal stehen wir vor dem schönsten Wasserfalle in weiter Runde. Von der Siegwand stürzt der Waldbach herab mit erschütterndem Donner 63 Meter tief in den Kessel, hoch aufschäumend in weißem Gischt und Schaum; rechts stürzen noch zwei kleinere Bächlein dem großen Bache nach in den Abgrund. Ein Schauspiel, unvergleichlich, großartig, jede Erwartung übertreffend! Ein Genuß anderer Art erwartet den Forscher, den Mineralogen, den Geognosten; doch auch Damen können sich denselben verschaffen, können einsteigen in die Tiefen des „Salzberges“, wo die Natur stille schafft und für den Wohlstand des von ihr so geliebten Oberösterreichs sorgt. Dieser Genuß ist ein Besuch des Rudolfsthurmes und des Salzbergwerks. Ohne Beschwerden haben wir den Rudolfsthurm erreicht, haben dort gerastet, wo es 1504 „der hochlöblich Römische Kunig Maximilian“ gethan, wie uns die Inschrift kund thut, haben im Rudolfsthurme dann die Ammoniten und Marmorarbeiten, die Antiquitäten, die die Urbewohner des Salzkammergutes, die Kelten und später die Römer zurückgelassen, bewundert, sind zum Berghause gelangt, von wo aus wir einfahren in den Salzberg, in die Welt der Berggeister, die hier dem Menschen wohlwollend ihre Schätze gezeigt. Fünf Millionen Kubikschuh Soole fördern die Stollen zu Tage, die theils nach dem Sudwerke in Lahn, theils nach Ischl und Ebensee geleitet werden. Da glitzert es in weißen, grünen, blauen und rothen Salzkrystallen, da giebt es Kapellen, Zimmer, Altäre 2c. in Salz gehauen, deren Anblick prachtvoll, besonders bei Fackel-

beleuchtung. Unwillkürlich drängt sich dem Besucher der Gedanke auf, daß das Salzkammergut im Inneren seiner Berge, tief unter der Erde nicht weniger reizvoll als auf seiner Oberfläche.

„Hoch vom Dachstein an“ beginnt es in dem steyermärkischen Volksliede. Ja wie ein Riesenpfeiler bildet dieser Koloß, der mit seinem höchsten Gipfel, dem hohen Dachstein, 9498 W. F. = 3002 M. mißt, die Grenzscheide zwischen Oberösterreich, Salzburg und Steyermark; in drei Eisfelder theilt er sich, in das „Karls-Eisfeld“, in den „Schladminger Gletscher“ und in den „Gosaugletscher“, deren jedes einem anderen Lande zugekehrt ist. Welch ein Bild! Sehen wir hinauf zu dem Riesenscheitel des Dachsteins, der sich im Firmamente badet, so überkommt uns ein Gefühl der Schwäche gegenüber dem Walten der Titanenkräfte der Alpennatur. Welche Kontraste bieten sich dem Auge des Kühnen dar, der hinaufdringt in die Regionen ewigen Eises! In den unteren Regionen findet er noch den kalkigen Boden, der in scharfen Riffen zerrissen, bedeckt mit Grün; lustige Sennerinnen kredenzen ihm den Morgentrank in frischer Milch, die fette Kühe geliefert. Weiter hinauf in's Felsenlabyrinth steigt der Kühne, und bald wechselt die Szenerie, das Leben der Natur erlischt, Bilder der Zerstörung umgeben ihn in diesen verlassenen, einsamen Räumen, die selten ein Mensch betritt. Geisterstille herrscht oben in der geheimnißvollen Welt des Eises; keines Menschen Stimme, kein Vogelsang tönt herauf in die trostlose Wüste, in die unendliche Einsamkeit. Näher sind wir dem Himmel mit seinem Donner und Blitz, näher dem Ewigen, auf dessen Wink Welten entstehen, näher dem Herrn der Welten, dessen Herrlichkeiten wir vom Gipfel schauen in weite, weite Fernen hinaus — ein Meisterwerk voll unnennbarer Pracht!

XI. Die kleineren Seen.

Jeder der größeren Seen Oberösterreichs, der Gmundner- und Attersee, der Mondsee und der Wolfgangsee, sowie der Hallstädtersee haben für sich ein eigenartiges Panorama, jeder wird für sich zum Bilde, und unter einander sind Vergleiche nicht statthaft. Anders ist es bei den kleineren Seen, die in ihrem landschaftlichen Charakter viele Aehnlichkeiten aufzuweisen haben. Nennen wir die beiden Gosauseen an den Wurzeln des Dachsteins und die beiden Langbathseen an den Felsengehängen des Hochleken- und Höllengebirges.

Von Hallstadt aus durch den künstlichen „Gosauzwang“ sind wir in's liebliche Gosauthal gelangt und bald darauf zu den „Gosauseen“, deren Spiegel umrahmt wird von mächtigen Felsen, die der Thorstein beherrscht. Beide sind ein Bild erhabener Einsamkeit in der Nähe der Eisfelder des Dachsteins, die einen Hintergrund schaffen in dieser Alpenidylle, großartig in seiner Wirkung. Wer vom Pavillon „Freundschaftssitz“ hinabgeblickt auf den Spiegel des vorderen Sees, in dessen Fluth sich der

Gipfel des Thorsteines umgekehrt spiegelt, der beugt sich vor der Großartigkeit der Natur, die sich hier in den kühnsten Formen entfaltet.

Von Ebensee aus sind wir durch ein frisches Alpenthal zu den „Langbathseen“ gelangt, die in heiliger, von Waldfrieden umgebener Einsamkeit zu uns herüberleuchten. Es sind dies Seen, deren Ufer keine Schlösser und Villen, selten Wohnungen der Menschen aufzuweisen haben, die nicht mit Dampfern und Gondeln befahren werden, Seen, an deren Gestaden die Natur sich in den Mantel des Friedens hüllt und zu schlummern scheint. Eine reizende Schlafstätte hat sie sich geschaffen; alle Felsen sind mit Grün bekleidet, Alpenkräuter durchduften das Schlafgemach der hehren Frau; Ruhe, unendliche Ruhe ringsum auf dem See, hinauf auf Berg und Wald, herrscht hier. Es ist Gottesfrieden, den der Mensch hier finden kann; wenn ihm die Welt in ihrem Getümmel das Herz erschüttert, hier an diesen Ufern kommt es zur Ruhe. Diese Aehnlichkeit haben die Gosauseen mit den Langbathseen.

Eine ähnliche Parallele läßt sich ziehen zwischen „Offensee“ und „Almsee“.

Von Ebensee aus durch's Frauenweißenbachthal haben wir den „Offensee“ erreicht. Halbkreisförmig umstehen seinen Spiegel die Mauern des Todtengebirges mit dem Rinnerkogl. Der Offensee ist ein Lieblingsplatz für hohe Gäste aus dem kaiserlichen Hofe, und gar oft tönt das Jagdhorn in die Stille der Alpenwelt hinaus.

Vom lieblichen Kremsthale her über Grünau sind wir zum „Almsee“ gekommen. Krystallhell sind seine Fluthen, mit Grün der umstehenden Höhen gemischt. Der „Almsee“ mit seinem reizenden Seehause gewährt dem Naturfreunde Genüsse, wie sie kaum die Seen des benachbarten Salzkammergutes so mannigfaltig bieten. Ein groteskes Amphitheater von Bergen umstellt sein Becken, die Kogl des Todtengebirges, die sonderbar benannten Eilfer-, Zwölfer-, Einserkogl, der Lackenkogl und Edlakogl, der Woising und der hohe Röllberg erheben sich in himmelhohen Wänden. Saftige Matten, der Aufenthalt zahlreicher Herden des Stiftes Kremsmünster, umkränzen im Süden die Gestade, dort wo sich die Meierei mit dem Seehause befindet. Es ist ein Bild des Wohlstandes und des Segens im schönsten Tempel der Natur.

Aber noch andere Asyle des Friedens giebt es im Salzkammergute, Stätten, wo der Wanderer noch das scheue Reh erblicken kann, wie es das köstliche Naß aus den Fluthen der Seen holt und sorglos in vollen Zügen trinkt, dann hineineilt in die dunklen Wälder mit ihrem Frieden, den selten ein Mensch stört. Als solche Stätten nenne ich den Laudachsee bei Gmunden mit seiner melancholischen Ruhe und seinem herrlichen Echo, den Schwarzensee bei Ischl und seinem nahen Wierer-Strub, einem Wasserfalle von imposanter Wirkung, den Nussensee bei Ischl, eine Perle, tief versteckt in Abgeschiedenheit der Hochgebirgsnatur.

Meister Defregger.

(Mit Portrait.)

Wir wollen in den folgenden Zeilen die flüchtige Lebensskizze eines Künstlers zeichnen, der, vor wenigen Jahren noch ein unbekannter Tiroler Thalsohn, jetzt mit dem Ruhm seines genialen Pinsels die Welt erfüllt. Es ist der Genremaler Franz Defregger, dessen gelungenes Bild wir in einem der vorangehenden Hefte brachten.

In seiner schlichten und doch originellen Künstlerlaufbahn bekräftigt sich wieder der alte Satz, daß das wahre Talent sich immer Bahn bricht, mag es im Prunkgemach eines Fürsten oder unter dem steinbeschwerten Schindeldache eines Bauernhofes geboren sein, vorausgesetzt, daß unerschütterliche Energie des Willens die Anlage unterstützt.

Letzteres ist hier der Fall.

Fährt man mit der Pusterthalerbahn von Kärnten herauf gegen Lienz, so sieht man an der nördlichen Berglehne, die das Drauthal vom Möllthal scheidet, über der vorletzten Station Dölsach eine malerische Häusergruppe liegen, Stronach, zum genannten Pfarrdorfe gehörig. In einem dieser zerstreuten Höfe, dem sogenannten Ederhofe, der etwas oberhalb der Schloßruine Wallenstein steht, wurde am 30. April 1835 Franz Defregger geboren. Seine Mutter war eine geborene Fercher — vielleicht eine Verwandte des Dichters Fercher von Steinwand —, sein Vater ein Ehrenmann von altem Schrot und Korn, dem sein gut gehaltener Hof und sein Viehhandel genug zu schaffen gaben, aber auch ein gut Stück Geld abwarfen, so daß man ihn jedenfalls zu den wohlhabenden Bauern rechnen konnte. Die Familie war mit zehn Kindern gesegnet, die jedoch ein verheerender Typhus und andere Todesfälle zur Hälfte wegrafften. Auch der vierjährige „Franzl“ wurde von der Epidemie ergriffen, doch überstand er glücklich die Gefahr.

Seine Jugend verlief höchst einförmig. Im Winter besuchte er die Bergschule Stronach, wo er unter der Leitung des wackern Lehrers Straganz sich die nothwendigste Ausbildung erwarb, im Sommer trieb er sich auf den Almen herum, um das Vieh zu hüten. Zeichnen und Schnitzeln war schon damals seine Lieblingsbeschäftigung, und fast jedesmal brachte er seinen Schwesterchen Figuren mit, die er im Wald oder auf der Weide geschnitzt hatte.

Als er zum kräftigen Burschen herangewachsen, war es mit diesen Kinderspielen freilich aus. Es hieß nun frisch an die — Bauernarbeit gehen, das Schnitzmesser in den Winkel werfen und dafür mit Pflug und Egge, Sense und Dreschflegel hantieren. Diese prosaische Beschäftigung, die der stille Bursche ohne Murren und mit Eifer vollzog, dauerte bis zum Tode seines Vaters im

Jahre 1858. Nun war unser dreiundzwanzigjähriger Franz „Bauer“ und Inhaber des Hofs.

Man muß nun wissen, daß es in Tirol sehr viel gilt, „Schaffer“, d. h. Herr auf einem schuldenfreien Gute zu werden, und wie sich jeder Bauernsohn nach dem Moment sehnt, an dem ihm das „Heimatl“ abgetreten wird. Um so größer war das Erstaunen der Nachbarn, daß den jungen und saubern Ederhofbauern die neue und glückliche Stellung nicht nur nicht aus seinem Gleichmuth brachte, sondern im Gegentheile eher verdrießlich zu stimmen schien. Wäre er von Natur aus ein Kopfhänger gewesen, so hätte man es noch erklärlich gefunden; aber der „Franzl“ war im Uebrigen ein „fideles Haus“, sang und schlug die Zither, daß es eine helle Freude war, und verließ, wenn er mit seinen Kameraden beim „Oberwirth“ in Dölsach kneipte, sicher nicht als der erste das Wirthshaus. Aber während den Anderen der Wein zu Kopfe stieg, und der Uebermuth der blitzenden Augen buhlend nach der schönen Kellnerin schielte, gestalteten sich vor seinem schöpferischen Blicke die malerischen Gruppen der Gäste und die kraftstrotzenden Formen der drallen Schänkdirnen zu künstlerisch gegliederten Bildern, die wiederzugeben der innere Drang stets mächtiger und mächtiger wurde. Und als endlich, wie es scheint, Verdrießlichkeiten mancher Art ihm das zweijährige „Wirthschaften“ vollständig verleideten, da war eines schönen Tages der stattliche Hof an andere Hände — an einen gewissen Zeiner — um 15000 Gulden verkauft und unser „Franzl“ auf und davon nach — Innsbruck.

Dort läßt ihn die Fama eine Zeit lang beim Baumeister Hutter als — Maurerlehrling dienen, ein Faktum, das uns nicht recht glaublich erscheinen will; Defregger hatte ja, wie wir hörten, aus dem Verkauf seines Hofes ein ziemliches Geld in Händen.

Lange kann diese rohe Beschäftigung jedenfalls nicht gedauert haben, denn schon im Frühjahre 1860 treffen wir den „Maurerlehrling“ eines Morgens vor dem Innsbrucker Professor und Bildhauer Michael Stolz stehen mit der inständigen Bitte, ihm das „Zoachnen“ zu lehren. Das Zwiegespräch, das sich in dieser glücklichen Stunde zwischen dem erfahrenen und uneigennützigen Bildhauer und dem angehenden Kunstjünger abspann, bildete den Wendepunkt in Defregger's Leben.*) Professor Stolz nahm den jungen Mann in der liebenswürdigsten Weise auf, unterstützte ihn mit Rath und That, sah jedoch bald aus den Kopien der Zeichnungsvorlagen, daß Defregger nicht für den Bildhauer, sondern für den Genremaler ausgesprochene Anlage habe. „Bei mir sind Sie fertig. Sie müssen in die weite Welt hinaus .... Vielleicht versuchen Sie es zuerst am besten in München bei Piloty und dann nach Düsseldorf. Uebrigens gehe ich selbst im Herbst nach München, da können Sie mit.“

---

*) Dieser originelle Dialog findet sich in einem Feuilleton der „Presse“ (Jahrg. 1873, No. 311) aus der Feder des Dr. Ludwig v. Hörmann. D. Red.

So sprach der wackere Professor, und er hielt Wort.

Im Herbst 1860 brachte er den angehenden Maler nach München und stellte ihn Piloty vor mit der Bitte, sich des kunstglühenden Tirolers anzunehmen und aus ihm keinen Akademiker, sondern einen Realisten heranzubilden. Piloty nahm ihn freundlich auf, gab ihn jedoch zuerst auf ein Jahr in die Kunstgewerbeschule des Professors Dyk, damit er das „Zoachnen" lerne. Dann wurde er Jünger der Akademie.

Im Jahre 1863 reiste Defregger zum Behuf seiner weitern Ausbildung nach Paris, wo er bis 1865 blieb. Von dort trieb ihn das Heimweh auf einige Zeit nach Tirol zurück, dann ging er wieder nach München, um als nunmehriger Schüler Piloty's zu arbeiten.

In diesen Münchener Aufenthalt, wo Defregger unter der Leitung des Meisters Piloty seine weitere Ausbildung genoß, fällt seine erste epochemachende Schöpfung, das berühmte „Speckbacherbild", das den Namen des jungen Genremalers schnell zu einem phänomenalen machte. Es behandelt bekanntlich jenen Moment, wie den alten Schützenhäuptling im Wirthshause zu St. Johann an der Spitze des zur Thür hereindringenden Landsturmes sein unfolgsamer Bube „Anderl", den er im Asyl der „Amtssäge" im Gleirschthal sicher geborgen wähnte, überrascht.*) Die Harmonie und Einheitlichkeit der Konzeption, die unnachahmliche Charakteristik der vorgeführten Personen und der Staffage, die tiefe Naturwahrheit in Auffassung und Farbe rissen im Sturme Kenner und Laien zu ungetheilter Bewunderung hin. Rasch folgten sich nun Anfangs der 70er Jahre von größeren Bildern „der Ball auf der Alm", das „Preispferd", der „Ringkampf", die „Bettelsänger", jedes derselben eine Eigenart des Künstlers entfaltend, jedes ein farbenhafter Beleg für die geniale Begabung des aufstrebenden Meisters. Die Stoffe entlehnte Defregger als echter Alpensohn größtentheils aus dem Volksleben seiner tirolischen Heimath, an der er mit wahrhaft kindlicher Neigung hängt. Diesem warmen Heimathgefühle entsprang sicher auch der uneigennützige Gedanke, sein vielumworbenes Erstlingswerk, „Speckbacher und sein Sohn", dem Ferdinandeum zu Innsbruck um den Spottpreis von 1200 Gulden zu überlassen.

Man wandelt aber nicht ungestraft unter den Palmen!

Während der Ruhm Defregger's mit jedem neuen Bilde höher stieg und in Kunstkritiken und ehrenvollen Auszeichnungen Ausdruck fand, lag der arme Künstler schon seit drei Jahren an einer tückischen Gliederkrankheit an's Lager gefesselt, und die Wenigsten, die bewundernd vor den ausgestellten herrlichen und lebensfrischen Schöpfungen standen und daraus bleibenden Genuß sogen, wußten, daß dieselben unter unsäglichen Schmerzen vom Bett und Sopha aus auf

---

*) Die näheren Daten über dieses tête à tête findet man im oben citirten Feuilleton Hörmann's oder, wenn auch theilweise unrichtig, in Mayr's: Mann von Rinn. Innsbruck, 1851. S. 216. D. Red.

die hinzugerückte Leinwand gezaubert worden waren. Die Krankheit des Kniegelenkes schien unheilbar und spottete der Kunst der berühmtesten Aerzte. Nur der Engel eines echt weiblichen Wesens, ein hübsches und braves „Münchener Kind“, goldhaarig und blauäugig, das der Künstler noch vor seiner Erkrankung kennen, lieben und schätzen gelernt hatte, gab die Hoffnung nicht auf, sondern wich als guter Genius nicht von seinem Lager. Im Juni des Jahres 1872, als das Leiden den höchsten Grad erreicht hatte, fand die traurige und doch glückliche Hochzeit statt. Mit seiner treuen Pflegerin reiste Defregger im Dezember nach Bozen, von der milden Luft des Südens Heilung oder doch Linderung zu erhoffen. Umsonst! Unter den heftigsten Schmerzen malte er hier in der Moser'schen Villa das ergreifende Bild, die „Bettelsänger“. Es schien, als ob sein schaffender Geist desto kräftiger aufflammte, jemehr sein Körper dem Verfalle zuwankte.

Doch nun nahte Hülfe!

Was der Verstand der Verständ'gen nicht sieht, das übet in Einfalt ein — Bauerndoktor!

Im Februar des Jahres 1873 besuchte unsern kranken Künstler der „Bauerndoktor“ Obersteiner von Dölsach, vulgo Dr. Waßler, um sich nach dem Befinden seines Landsmannes zu erkundigen und ihm seine Dienste anzubieten. Defregger wollte anfangs von diesem Anerbieten nichts wissen, ließ sich aber schließlich zum Gebrauche der „Bauernkur“ herbei. Obersteiner wandte nun bei seinem berühmten Patienten den Baunscheidtismus an, und siehe da! am 1. April war Defregger bereits auf den Beinen und konnte im Freien den herrlichen Frühling der Bozener Gegend genießen. Zum Dank malte er seinem Retter ein Bild, für das letzterem viel Geld geboten wurde; aber er war zum Verkaufe dieses Andenkens nicht zu bewegen, der „dumme Tiroler!“ In wessen Händen sich das Gemälde gegenwärtig befindet — Obersteiner starb ledig im Oktober 1875 — konnten wir nicht erfragen.

Mit erneuter Lebenslust und gehobenem Schaffungstriebe widmete sich nun Defregger der Kunst. Bild um Bild entstand unter seinen Meisterfingern, größtentheils kleinere und einfachere Genregemälde, wie der „kleine Bruder“, der „Brief an den Schatz“ und andere. Fast gewann es den Anschein, als habe der beliebte Maler größeren Schöpfungen Lebewohl gesagt und sich auf, ich möchte fast sagen, edlen „Kleinhandel“ geworfen, als plötzlich zu Ostern des Jahres 1874 das Gerücht die Künstlerwelt durchflog, Defregger habe ein größeres historisches Genrebild aus dem Tiroler Befreiungskriege nahezu vollendet.

Und so war es auch.

„Das letzte Aufgebot“, das größte und vielleicht vollendetste Defregger'sche Bild, zeigte, daß die produktive Kraft dieses Meisters nicht nur nicht verflacht oder in kleineren Genrestücken zersprüht sei, sondern daß sie sich eher gesammelt und vertieft habe. „Das Bild“, sagt ein Münchener Kunstbericht, „ist von einer wahrhaft erschütternden Wirkung. Die Charakteristik ist — wie sich dies

von Defregger erwarten läßt — eine überaus gelungene, und den Pulsschlag einer außerordentlichen Zeit, die Alles mit sich fortreißt, die Kalamität einer Landesnoth, welche von jedem Opfer verlangt, hat der Künstler mit einer vielleicht noch nie dagewesenen Virtuosität zum Ausdrucke zu bringen gewußt. Auch hinsichtlich der technischen, namentlich koloristischen Ausführung gehört diese neueste unbedingt zu den besten Schöpfungen des weltberühmten Meisters." Das herrliche Bild ging, wenn wir nicht irren, in den Privatbesitz des Kaisers von Oesterreich über.

Als Seitenstück zum „Auszug des letzten Aufgebotes" malte Defregger im heurigen Jahre die „Rückkehr des (siegreichen) jugendlichen Landsturmes". Das Bild war bei der diesjährigen Münchener Kunst- und Industrieausstellung im Glaspalaste ausgestellt und weist gleich dem früher genannten alle Vorzüge Defregger'scher Komposition und Technik auf.

Neben diesen großen Schöpfungen entstanden im Verlaufe der letzten Jahre auch eine Menge kleinerer Genrebilder, eines reizender als das andere, die dem Meister wie Späne von der kunstsinnigen Hand fielen, so die „Vogelfütterer", „Wilderer in einer Sennhütte", „Maler in der Sennhütte", „Das Tischgebet", „Barmherzige Seelen" und wie diese Perlen alle heißen. Die Produktivität Defregger's, hervorgerufen durch die Leichtigkeit des Schaffens, ist eine sehr große; es dürften wol gegen sechzig „Defregger" bereits existiren. Viele verdanken ihre Entstehung dem bekannten Wohlthätigkeitssinne des Künstlers, besonders wo es galt, in der Heimath Thränen des Unglücks zu trocknen oder einem schönen Zwecke zu dienen. So malte er für die Pfarrkirche seiner Heimath ein Altarblatt „Die heilige Familie", das an Innigkeit seines Gleichen sucht; so für die Lotterie des zu schaffenden Kleinkindergartens in Hall und für die Lotterie zum Zwecke eines Saalbaues der Innsbrucker Liedertafel je ein Bild u. s. f.

Der liebenswürdige Künstler befolgt wirklich den schönen Satz: Wer viel hat, kann viel geben!

Sollen wir nun noch zum Schlusse die Ehren und Auszeichnungen anführen, mit denen er von Fürstenhöfen und Akademien des deutschen Reiches und Oesterreichs überhäuft wurde, vom Ritterkreuz des bayr. St. Michaelsordens und von der goldenen Medaille für Kunst, welch letztere ihm in den jüngsten Tagen der deutsche Kaiser verlieh, angefangen, die Reihe der „Ehrenmitgliedschaften" hindurch bis zum Ehrenbürgerrecht seiner Heimathgemeinde Dölsach? Nein, wir wollen lieber mit dem Schlußsatz des oben citirten Aufsatzes Hörmann's enden: „Defregger ist trotz des Beifallrauschens derselbe bescheidene, offene und natürliche Mensch geblieben, wie damals, als er an die Thüre des Professors Stolz klopfte."

In der schwäbischen Alp.*)

Von L. F.

III.

In Aalen, einem alten Reichsstädtchen am Oberlaufe des Kocher, war vor ein paar Jahren ein Berliner auf Besuch, welcher die dortigen, ganz respektablen Abfälle des Aalbuchs, des nordöstlichen Theiles der rauhen Alp, anfangs mit schnöder Geringschätzung ansah. „Nee, hör'n Sie 'n mal", pflegte er zu sagen, „det sinn man jar keene Berje nich, det sinn evident die reenen Maulwurfshügel; da hinaufzujehn is auch die Mühe nich werth." Da lockte ihn der Ruf der schönen Fernsicht des Rosensteins, eine Parthie dahin mitzumachen. Man ging von der Bahnstation Mögglingen aus nach Lautern, einem zwischen Obstbäumen lauschig versteckten Bergdörfchen, und von da auf der Nordseite des bewußten Berges gerade aufwärts. Allmählich begann die Sonne zu brennen; immer steiler ward der Pfad auf dem dürren schlüpfrigen Grase, immer fester galt es den Fuß einzustemmen; schweißtriefend schleppte sich der Berliner den Uebrigen nach, und als man ihn fragte, wie er sich befinde, keuchte er: „todt — todt — todt!" Erst etliche Schluck „Heideler" (Heidelbeergeist) machten ihn wieder zum Menschen, das Uebrige thaten der prachtvolle Fernblick und die bizarren Felsenbildungen. Zur Rechten gelangt man in wenigen Schritten zu einer riesigen Höhle, das „Haus" genannt, mit einer seltsamen Felsenkanzel. Die Fortsetzung des Pfades führt durch die sogenannte Scheuer, einen hohlen Felsblock mit kühnen Rundbogen und drei Thoren, aus deren oberstem man bald auf die Zinne des Berges gelangt. Oben erstrecken sich weite köstliche Buchen- und Tannenhaine, unter welchen aber hohle Felsengewölbe den ganzen Berg nach allen Richtungen durchschneiden und die Wucht der Wasser der Urzeit ahnen lassen. Ist endlich die höchste Kante erreicht, so erkennt man deutlich die Gräben und Wälle der alten Bergfeste; auf einem westlichen, etwas tieferen Gipfel zeigen sich überwaldete Ruinen, von dem unseren durch eine tiefe Schlucht getrennt. Schwindelnd blickt man gerade hinab nach Heubach, von wo der bequemste Weg heraufführt, und darüber hin nach dem schmucken Gmünd. Westlich von diesem ragt das alte Kloster Lorch auf, wo Kaiser Philipp von Schwaben (durch Otto von Wittelsbach getödtet) und Barbarossa's Tochter Irene nebst etlichen anderen Hohenstaufen begraben sind; dort zeigt man auch die 800jährige Staufenlinde und sonstige Denkwürdigkeiten. Südlich davon sehen wir den edlen Berg selbst aufragen, dessen plastisch geformten Gipfel, statt des einstigen Stammschlosses, jetzt eine Gedenkhalle schmücken soll, sobald die Mittel hierzu beisammen sind. Von dieser Höhe streckt sich nordwestlich das Rehgebirge, mit dem 1509' hohen Adelberg

*) Fortsetzung von Bd. VIII, S. 179; IX, 172.

bei Schorndorf, gegen den Welzheimer Wald hin, dessen westlicher Theil, der Schurwald, in den Eßlinger und Fellbacher Bergen zum Neckar abfällt. Deutlich erkennen wir das hohe Buoch, den beliebtesten Punkt des Remsthales, und darüber hinaus die Backnanger und Hohenloher Hügelketten mit dem Stocksberg, Wunnenstein und Einkorn, nächst welchem die alte Reichsstadt Hall zu suchen wäre. Oestlich davon folgen sich in buntem Wechsel die Terrainwellen des fränkischen Landes längs der Jaxt; daraus leuchtet besonders die zweithürmige Wallfahrtskirche Schönenberg bei Ellwangen hervor. Den Kranz der östlichen Höhen, gegen das „Herdfeld" hin, verdeckt uns hier der dichte Wald; aber im Südwesten begrüßen wir als äußerste Bastion des duftblauen Alpwalles wieder die Teck; näher herwärts ragt 2219′ hoch der Rechberg mit seinem wie aufgeklebten Kirchlein in die Luft, neben ihm der Scheibenberg und der unwirthliche Stuifen. Als wir zur Erholung der glanzermüdeten Augen nach den schattigen Laubenbänken zurückkehrten, war der Berliner bereits zum Enthusiasten geworden, der thätige Reue gelobte und zur Buße auch unsere übrigen Alpstrapazen theilen zu dürfen bat.

So ging's denn über die Hochfläche in brennender Mittagshitze nach Lauterburg, das sich nicht nur durch das vortreffliche Erzeugniß des freiherrlich Wöllwarth'schen Bräuhauses zu Hohenrhoden, sondern noch mehr durch die malerische Ruine von deren altem Stammschloß zu lohnendem Besuche empfiehlt. Uebrigens führt der bequemste und schattigste Weg zwischen Lautern und dem Rosenstein über die Oelmühle, hinter welcher sogleich der prächtige Buchenwald beginnt. Hier findet auch die weitverbreitete Spezies der „Grasschnarcher", welche an jedem hübschen Plätzchen ihr Schläfchen zu thun lieben, die meiste Gelegenheit, ihrer Passion zu fröhnen.

Eine östliche Straße führt nach Essingen hinaus, von wo man die höchste Kuppe jenes Rückens, den erst unlängst von der Stuttgarter Alpensektion entdeckten „Volkmarsberg" erreichen kann. Daß von diesem aus auch bayerischen oder Schweizeralpen sichtbar seien, mag im Frühling oder Herbst zutreffen; unser Morgen (22. Juli) war tadellos klar, aber wir vermochten auch nicht die leiseste Kontour davon zu entdecken. Ueberhaupt bietet die Aussicht von diesem Berge, trotz einer Steinkanzel und reizenden Felsengruppe, doch weit weniger, als jene vom Rosenstein und dem alsbald zu nennenden Braunenberg: Höhe entscheidet eben nicht allein, sondern vor Allem vorgeschobene Lage und Abwesenheit störender Zwischenglieder.

In nächster Nähe entspringen vier Flüßchen: die Rems, Brenz, Jaxt und der Kocher. Die Hauptquelle des letzteren, der braune Kocher, liegt östlich von Unterkochen, dessen Kirche reizend auf einem Hügelchen mitten im Marktflecken aufragt. Hinter dem Eisenwerk Leiterhaus, einer Dependance von Wasseralfingen, führen niedliche Schattenwege hinauf in den waldigen Kessel, wo mehrere starke und krystallklare Quellen aus den Felsen dringen und ihr Dasein alsbald in lärmendem Geschwätze bekunden. Die Brenz gehört nicht mehr

dem Rhein-, sondern bereits dem Donaugebiet an, so daß wir auf dem Wege zu ihrer Quelle bei Königsbronn eine europäische Wasserscheide überschreiten. Besagte Quelle besteht in einem winzigen, aber sehr tiefen, felsenumschlossenen, wundersam blaugrünen Seelein, dem sogenannten Brenztopf, quasi einer Miniaturausgabe des bekannten Blautopfs bei Blaubeuern, und vermag ebenfalls sofort nach ihrer Geburt starke Werke zu treiben.

Ein größerer See blinkt uns etwas südlicher bei Itzelberg entgegen; er enthält die schmackhaftesten Forellen in weitem Umkreise. Die nahe Stadt Heidenheim hat eine imposante Schloßruine und viele Fabrikschlöte, hier öffnet sich das dolomitenreiche*) aber wasserlose Wimmthal, aus dem jedoch nach Gewittern ein verheerender, wenn auch nur kurzlebiger Strom bricht. Von hier führt eine neue Bahnlinie südlich nach Ulm, an der alten Stadt Giengen vorüber; wir aber wenden uns von Aalen wieder nordöstlich, der großen Wasseralfinger Erzgrube zu, deren Nähe sich durch rothe, eisenoxydhaltige Erde ankündigt. Nicht weit von den Schachten, bei einer traulichen, kühlschattigen Waldschenke zweigt der Pfad auf den Braunenberg ab, dessen nördliche Abzweigung ebenfalls durch Waldschatten führt. Nach einer ganz kleinen Stunde erreicht man das Braunenbäumchen, eine auf der Spitze stehende, weithin sichtbare Fichte, unter welcher sich nach Süden, Westen und Norden, zumal bei Morgenbeleuchtung, ein höchst instruktiver Fernblick über alle jene Gefilde und Höhen erschließt, die wir bereits vom Rosenstein aus überschauten. Wer auch in's bayerische Franken zu spähen wünscht, fährt ein paar Stationen nördlich, nach Ellwangen, von dessen altehrwürdiger Klosterburg er, im Schatten uralter duftiger Linden, vor sich das unvergleichliche Produkt der Schloßbrauerei, den Ipf bei Nördlingen, den Flochberg, die Kapfenburg und das Flachland bis Dinkelsbühl überschaut. Ein Viertelstündchen haben wir auf die benachbarte Höhe des Schönenbergs, der an Festtagen Tausende dickgläubiger (oft auch dickleibiger) Wallfahrer versammelt. Die Kirche ist groß, aber im Zopfstyl, und wird, wenigstens was das Aeußere betrifft, weit übertroffen von der romanischen Stiftskirche in Ellwangen selbst, obschon auch diese sich manche styllose Zuthat gefallen lassen mußte. Ihr gegenüber, im goldenen Adler, quillt ein unverfälschter Tropfen Markolsheimer, dem nach so vielen reinen Naturgenüssen immerhin ebenfalls einige Berücksichtigung gebühren dürfte.

IV.

Es ist nicht recht ausgemacht, ob die Höhenzüge des oberen Donauthales noch zu der „Rauhen Alp", oder bereits zu den Ausläufern des Schwarzwaldes zu rechnen sind; wenn aber unter ersterem Namen alles Bergland begriffen wird, das Neckar und Donau in ihrem Oberlaufe einschließen, so gehört wenigstens

*) Die Herren Ampezzaner werden hier ungläubig oder mitleidig lächeln: 10000' und höher sind sie bei uns freilich nicht, aber das Gestein ist dasselbe.

das linke Ufer der oberen Donau mit weit größerem Rechte der schwäbischen Alp an, als das rechte dem Schwarzwald, und somit gesellen wir diesen Alpskizzen getrost auch eine kleine Expedition an die obere Donau bei, deren mehr als eine Tagreise langer Durchbruch durch die südlichsten Alpfelsen mit Recht als landschaftliches Unikum berühmt ist.

Diese interessante Strecke beginnt bei dem Städtchen Tuttlingen, wo Johann von Werth im 30jährigen Kriege den Franzosen und Schweden noch kurz vor dem Friedensschluß eine empfindliche Schlappe beibrachte. Die Nähe Helvetiens ist in diesen Gefilden mehr durch die Preise selbst, als durch Preiswürdigkeit des Gebotenen bemerklich; um uns nicht zu wiederholen, schicken wir schon jetzt voraus, daß wir nicht leicht irgendwo so harzig-süße, methartige Biere und so „schauderbare" Weine fanden, als von hier bis, aber exklusive, Sigmaringen. Was aber der Geschmackssinn entbehrt, wird dem Gesichtssinne reichlich ersetzt durch den bunten Wechsel der reizendsten Bilder. Kaum hat man beim Wirthshause „zum Heiland" (sic!) vorüber das anspruchlose Friedingen erreicht, so senkt sich der Pfad in das felsenumragte waldige Flußthal, und rechts oben zeigt sich das niedliche Schloß Bronnen. Von da geht's durch hochgewölbten Laubwald hinab zum Kloster Beuron, das bis vor kurzer Zeit Benediktiner inne hatten. Von dem römischen Choral, der hier am echtesten und unverfälschtesten in ganz Süddeutschland ausgeübt worden sein soll, profitirten auch wir noch ein Stück; aber so sehr auch diese purifizirte Art von Kirchenmusik unser historisches Interesse anzog und befriedigte, stiegen uns doch erhebliche Zweifel auf, ob dieselbe just geeignet sei, die Schaaren der Laien zu fesseln und die bedenklich verödeten Kirchen auf's Neue zu bevölkern. In dem Deckengemälde, die Szene auf Golgatha darstellend, befindet sich jener berühmte Schimmel, welcher stets auf den Beschauer zuzusprengen scheint, wo immer auch dieser seinen Platz nehmen mag. Die einzige unumgängliche Ausnahme, wo dieses „Wunder" nicht stattfindet — gleichsam die Achillesferse des Bildes, fanden wir Fürwitzige hinter dem Kanzelpfeiler. Die Sage erzählt: Ein unbekannter Künstler meldete sich beim Erbauer der Kirche um Beschäftigung, wurde aber abgewiesen. Als nach Mittag die Arbeiter vom Mahle kamen und wieder an's Werk gingen, fanden sie in die Decke jenen Schimmel eingemalt, und der darüber entzückte Abt ließ nach dem Fremdling suchen, aber vergebens; es soll kein Geringerer gewesen sein als — Rafael Sanzio von Urbino.

Seit Hohenzollern preußisch geworden, beherbergt das Bad „Beuron" viele norddeutsche Gäste, worunter nach dem bekannten Berliner Losungsworte: „keen Verjnügen ohne Damens" die gereiftere Weiblichkeit vorzugsweise vertreten scheint. Seit unsere Damenwelt gewöhnt wurde, nicht nur Kegelbahnen, Hörsäle, Zweckessen, Einweihungen, Sänger-, Turn- und Schützenfeste ꝛc., sondern auch Parlaments- und Schwurgerichtssitzungen*) durch ihre allgegenwärtige Hold-

*) In Wien neuerlich sogar Herren-Schwimmbäder!

seligkeit zu verschönern, darf das „stärkere Geschlecht" sicher sein, sich auch bei jeder harmlosen Sommerfrische oder Fußtour alsbald in der Minorität i. e. sanfter Willensbeschränkung zu finden, ein Opfer, das allerdings jedem richtigen Deutschen gegen die „sittigende, schmeidigende Macht" dieser holden Zugabe als ein verschwindend kleines erscheinen sollte.

Unterhalb Beuron verengt sich das Flußthal wieder auffallend; bei jeder seiner Krümmungen überrascht uns ein neuer Blick: zur Rechten erst die Ruine Wildenstein, zur Linken Werrenwag, dann abermals zur Rechten Falkenstein, sämmtlich auf steilen, vor Erfindung der Feuergeschütze wol unnahbaren Felsscheiteln. Dazwischen gleitet die junge Donau so grün, durchsichtig und unschuldig hin, als habe sie über das zollern'sche Ländchen hinaus keinerlei Absichten. Das Thal hat in seinen bunt verschobenen Bergkoulissen eine wunderbare Akustik: überall schlagen plötzliche Echo's an, und wenn nicht eben ein Mühlenwehr lärmt, so hallt unsere ordinäre Wechselrede wie in einer leeren Kirche. Allmählich bedecken sich die kahlen Höhen mit dichterem Wald; in einer grünen Wildniß zeigen sich die nun verlassenen Hüttenwerke von Thiergarten, und eine von außen weniger versprechende als von innen gewährende Schenke nimmt uns auf. Noch etliche wilde, rußgeschwärzte Physiognomien gemahnen an die unholde Hantierung; noch unermeßliche Holzlager strecken sich dahin, und die Hochforste scheinen unerschöpflichen Nachwuchs zu liefern. Aber schon wird der Schienenweg abgesteckt, welcher den Ueberschuß, und nicht nur diesen, als Schiffbauholz nach holländischen und anderen Werften spediren wird.

Von Thiergarten aus führt uns ein niedlicher Naturpark mit Felsentunneln, Flußweihern, Inselburgen — im Hintergrunde das stolze Bergschloß Gutenstein — zu dem Kunstparke von Inzighofen, dessen Laubgänge und Blumenterrassen uns die letzte Wegstunde nach Sigmaringen anmuthig verkürzen. Hier finden alle die Bier- und sonstigen Existenznöthen ein vergängliches Ende: ein mildes Donaubad erhöht den Appetit für die grandiosen Lachsforellen, welche da im Geleite köstlicher Wildenten und anderen Gevögels Herz und Magen erquicken. Nach Tische lockt ein Gang auf den Calvarienberg mit seiner Kapelle und sonstigen Bequemlichkeiten, das übliche Denkzeichen katholischer Orte, oder auf den konfessionslosen Mühlberg, von dessen noch höherem Gipfel wir das Auge über das Donau umbrauste Felsenschloß und die lachende Umgegend schweifen lassen. Hier verbringt manch verdienter betagter Beamte ein otium cum dignitate, geht schon morgens spazieren, um den übrigen Tag frei zu haben, und probt jeden Nachmittag ein anderes Malzgebräu. Gar schmuck und zierlich ist der Bahnhof; aber die badischen Züge verkehren so geräuschlos, als sei der Abgang ein Staatsgeheimniß, und trotz vorzeitigen Einfindens wäre ich, ohne den Privatavis eines menschenfreundlichen Güterschaffners, ruhig in meinem Wartesaale sitzen geblieben.

Durch ein sanftes Schläfchen wird von hier bis Riedlingen nichts versäumt; dort aber ist die Donau bereits mächtiger und braust lärmend unter

zwei breiten Brücken hindurch. Die alte, gothisch restaurirte Stadtkirche enthält eine große Orgel und werthvolle Altarblätter. Aus der stattlichen, südöstlich gelegenen Fabrik zu Neufra kommen die Mosquitofliegen, welche das ganze obere Donauthal heimsuchen und dort mit Baumwollballen importirt wurden. In kleinen zwei Stunden gelangt man auf den über 2000′ hohen Bussen, einem das ganze Oberland beherrschenden Berge mit berühmter Wallfahrtskirche und weiter Aussicht über den Federsee bei Buchau, das Hegäu mit den Basaltfelsen von Hohentwiel, Hohenhöwen, Hohenkrähen und Hohenstoffeln, bis in die Gegend des Bodensees zur Waldburg bei Ravensburg und darüber hin auf den Wall der Schweizergebirge. Bei Unlingen ist man wieder an der Bahnlinie, und gelangt bei Zwiefaltendorf, wo das schöne Lauterthal mit der alten Abtei Zwiefalten abzweigt, an einen zweiten Durchbruch der Donau; links erheben sich auf malerischen Felsen die Ruinen Rechtenstein und Neuburg, rechts entwickeln sich alsbald die weitläufigen Gebäude des alten Deutschherrensitzes Obermarchthal, nun dem Fürsten von Thurn und Taxis gehörig. An einer kleinen reizenden Schlucht führt die Straße hinan in weitem Bogen zum wappengeschmückten Thorweg; von da geleitet man uns zuerst in die riesige, in echtem Zopfstyl prangende Kirche mit stattlicher Orgel — das noch imposantere Werk zu Zwiefalten wurde in die Stuttgarter Stiftskirche verpflanzt — oder in die Bräustube mit unvergleichlichem „Stoff“ — oder in den weiten Park mit künstlich verschlungenen, tief schattigen Laubgängen, allabendlicher Horatiorenversammlung und aussichtsreicher Kegelbahn. Auch die Straße nach Untermarchthal bietet köstliche Fernblicke, und noch vom Waggon aus erfreut man sich wenigstens der lieblichen Lage des alten Städtchens Munderkingen.

Größere Ansprüche, schon als Oberamtsstadt, macht Ehingen, an dem fischreichen Abflusse des Schmiechener Sees, der Schmiech gelegen, die etwas östlich davon in die Donau fließt. Das gewerbsame Städtchen produzirt namentlich preiswürdige „kuhle Biere“, hat aber im Sommer die einzige Schattenseite, daß es keinen Schatten bietet, außer etwa auf dem „Wolf“, einer vom Verschönerungsverein mit etlichen Anlagen und einem hölzernen Aussichtsthurm bepflanzten Anhöhe. Sehr gesellig läßt sich sowol hier selbst, als in den nahen Orten Gamerschwang, Oepfingen, Oberdischingen 2c., wo belesene Gutsbesitzer und ritterliche Pfarrherren hausen, ein Weilchen im dolce far niente verleben; wer aber „Natur kneipen“ will, ist in wenigen Minuten in Schelklingen, hinter welchem Bergschloß und Kloster Urspring liegt, und im Hofe des letzteren aus krystallklarem Quellsee die Aach entspringt. Berühmter noch als dieser ist in dem nahe gelegenen Städtchen Blaubeuern der Quellteich der Blau, der perlfarbige Blautopf, an dessen idyllischen Uferhöhen schon manch poetischer Insasse des dasigen evangelischen Priesterseminars tugendhafte Distichen skandirt hat. In der alten Klosterkirche prangt Syrlin's wundersamer gothischer Flügelaltar, wovon man zur Münchener kunstgewerblichen Ausstellung wohlweislich nur eine Nachbildung sandte, und worüber in der schwäbischen Presse

eine ergötzliche Kontroverse zu lesen war. Sehr romantisch ist der Weg über das sogenannte Russenschlößchen, eine scharf ausgezahnte Bergruine, herab nach Gerhausen, wo eine wohlassortirte Weinkarte und sonstige Herrlichkeiten die Gourmands vom nahen Ulm häufig hereinzulocken scheinen. Bei Herrlingen und Söflingen senken sich die letzten Alpberge zur Donau hinab, gekrönt von den Vorwerken der weitgestreckten Reichsfestung.

Dante in Tirol.

Von **Ad. Pichler.**

Die Sage behauptet, Dante habe sich längere Zeit im Val Lagarina an der unteren Etsch aufgehalten. Sie erzählt sogar, an der Façade der alten Kirche St. Maria zu Volano, ein Ort, der jetzt durch seine zahlreichen Petrefakten berühmt ist, habe sich eine Darstellung der Hölle von des Dichters eigner Hand befunden. Wir wissen allerdings, daß er ein tüchtiger Zeichner war, deswegen braucht man aber noch nicht zu glauben, er habe seinem Freunde Giotto in's Handwerk gepfuscht. Die Sage bildete sich wol nach einem Gemälde, dem danteske Vorstellungen zu Grunde lagen, diese sehen wir ja auch bei Giotto in der Arena, bei Orcagna an den Wänden von St. Maria Novella oder bei Fiesole in der Akademie, ja sogar noch Michel Angelo und Vasari lassen den Einfluß der divina commedia erkennen. Wie Homer die antike Kunst beherrschte, so daß die Alten sagen, er habe den Hellenen ihre Götter geschaffen, so lenkte Dante die mittelalterliche in seine Spuren, so daß man hier den Spruch von Horaz Ut pictura poesis in gewissem Sinne umkehren könnte: Ut poesis pictura. Daß Homer und Dante durch ihren Geist so bedingend auf die Kunst wirkten, gerade dadurch legitimiren sie sich als Poeten von welthistorischer Bedeutung. Man darf dabei freilich nicht an unsere Illustratoren denken, die zwischen die Zeilen jedes Autors ihre Bildchen flicken, wenn es ein Verleger bestellt und zahlt.

Die Sage meldet noch: Dante habe eine Weile zu Lizzana gewohnt. Kaum eine Viertelstunde südlich von Roveredo erblicken wir links von der Straße einen alten Thurm, den bedeutendsten Rest jener berühmten Burg. Die Sage kümmert sich in der Regel wenig um Zeit und Ort, ihre Gebilde schweben wie goldene Abendwolken frei von Berg zu Berg. War nun Dante in Lizzana? Wir können es mittelbar aus historischen Urkunden sehr wahrscheinlich machen und diese Wahrscheinlichkeit noch verstärken durch den Anblick der wüsten Steintrümmer von Marco.

Dante lebte etwa seit 1311 mehrere Jahre als Verbannter am Hofe des Herzogs Can della Scala zu Verona, machte jedoch während dieser Zeit im Auftrage jenes Fürsten und wol auch aus eigenem Antriebe verschiedene Reisen. Damals gehörte Lizzana dem Grafen Wilhelm von Castelbarco, der sich auch nach dieser Burg nannte und zugleich Herr der Schlösser und des Gebietes im Val Lagarina war. Dieses grenzte unmittelbar an das Land des Can Grande. Roveredo ist von Verona nicht weit entfernt. Diese Dynasten waren persönliche Freunde, abgesehen von den politischen Beziehungen, welche sie an einander banden. Wilhelm war sogar im Jahre 1288 Podestà von Verona. Ueber diese Verhältnisse liegen verschiedene Urkunden vor. Sollte nun Dante während seines langen Aufenthaltes zu Verona, wo er stets am Hofe des Can verkehrte, mit Wilhelm nicht bekannt geworden sein? Das ist geradezu undenkbar! Dann hat er gewiß auch Roveredo besucht und fand bei dem mächtigen Parteigenossen Aufnahme.

Auch jene Verse der X. Canzone mag man hier anführen:

> Cosi m'hai concio, Amore, in mezzo l'Alpe,
> Nella valle del fiume
> Lungo il qual sempre sopra me sei forte.

Wir stimmen jedoch in diesem Falle nicht Baretti zu, sondern Guiliani, der sie entschieden in das Casentino, wo Dante die Qualen einer neuen Liebe empfand, versetzte.

Die Sage entstand nicht etwa später aus jener bekannten Stelle des XII. Gesanges der Hölle in den Kreisen des Volkes, von wo sie sich zu den Geschichtschreibern verirrt hätte. Ambrogio Franco erzählt in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ganz einfach, Dante habe sich im Dörflein Marco aufgehalten. Dieses liegt wieder nahe bei Lizzana.

Hier geben wir die oben erwähnten Verse:

> Era lo loco, ove a scender la riva
> Venimmo, alpestro e per quel, ch'iv' er' anco,
> Tal, ch' ogni vista ne sarebbe schiva.
>
> Qual' è quella ruina, che nel fianco
> Di quà da Trento l'Adige percosse,
> O per tremuoto, o per sostegno manco:
>
> Chè da cima del monte, onde si mosse,
> Al piano è sì la roccia discoscesa,
> Ch' alcuna via darebbe, a chi sù fosse.

Sie schildern die Lavini di Marco, einen großartigen Bergbruch, dessen graue Steinblöcke das Thal der Etsch vom Abhang des Berges bis zum Strome überdecken und noch nicht den Werkzeugen der fleißigen Bauern gewichen sind, die jede Scholle des Bodens benützen. Jedes Reisehandbuch erwähnt ihn als eine Merkwürdigkeit, und es dürfte wol derselbe sein, von dem 833 die Annales

fuldenses erzählen: es sei in Italien ein Berg niedergebrochen, der den Lauf der Etsch eine Zeitlang hemmte. Zur Zeit Dante's mag der Schutt noch wüster, die Flanke des Berges, über den jetzt Hirten und Jäger herabklimmen, noch schwerer zu erklettern gewesen sein, daß er wol sagen durfte:

Al piano è si la roccia discoscesa
Ch' alcuna via darebbe, a chi su fosse.

Obwol die Kultur Vieles bezwungen, sind auch jetzt noch für den gewöhnlichen Wanderer jene Stellen kaum wegsam. Der Berg, von dem der Sturz erfolgte, sinkt mit breiter, schiefer Fläche in das Thal. Der Geognost würde sagen: seine ungeheuren Schichttafeln aus jurassischem Kalke fallen unter einem ziemlich steilen Winkel westlich. Wenn man ihn um die Ursache fragt, so antwortet er: „Sostegno manco!“ Zwischen den Schichten dichten Kalkes liegen weiche thonige Mergel; werden diese durch den Regen befeuchtet und in schlüpfrigen Letten verwandelt, so müssen endlich die schweren Lasten wie auf einer schiefen Ebene zu gleiten anfangen und bei wachsender Fallgeschwindigkeit im wilden Sturze das Thal überschütten, bis zum Fuß des gegenüber liegenden Berges. Das Unglück konnte auch durch ein leichtes Erdbeben herbeigeführt werden, es kann sich aus der einen oder anderen Ursache wiederholen.

Wenn wir auf der Straße von Roveredo gegen Marco auf den Berg zur Linken blicken, so giebt der Vers

O per tremuoto, o per sostegno manco!

einen Zug des Bildes wieder und bestätigt die scharfe Naturbeobachtung Dante's, der, den Bergsturz vor Augen, über die Ursachen desselben nachdachte und sie gar wol in der Beschaffenheit des Terrains erkannte. Das geschah kaum bei einem flüchtigen Vorüberwandeln, der Gegenstand beschäftigte ihn länger, öfter, und daher konnte er so bestimmt die Gegend in jenen Terzinen schildern.

Während man aus der Sage schließt, der Bergsturz bei Marco sei von Dante im XII. Gesang geschildert, folgern wir umgekehrt aus jenen Versen, Dante habe die Gegend besucht, und dann ist es uns nach den historischen Belegen über das Verhältniß des Can Grande zum Grafen Wilhelm von Castelbarco gewiß, daß der Dichter diesen persönlich gekannt und sehr wahrscheinlich sein Gast auf Lizzana gewesen sei.

Erst in neuerer Zeit wurde aus sehr paradoxen Gründen, wenn wir Hirngespinnste so heißen wollen, der alte Glaube, Dante habe die Lavini von Marco gemeint, angefochten.

Maffei nimmt in seiner „Verona illustrata“ an, Dante beziehe sich auf einen Felsen, der nach einer Chronik im Jahre 1310 bei Rivoli unweit der Chiusa in die Etsch stürzte. Ohne Zweifel sah Dante auch diesen Sturz, der übrigens nicht sehr bedeutend gewesen sein kann, weil davon wenig mehr zu bemerken ist, er sah jedoch auch ganz gewiß die Lavini, sonst hieße es nicht überhaupt

„Di quà da Trento“,

es hieße auch insbesondere nicht „di quà da Trento“, sondern „di là da Verona“, denn Rivoli ist von Verona, dem gewöhnlichen Aufenthalte Dante's, nicht viel weiter entfernt als Trient von Marco, Trient aber weit von Rivoli.

Cesari behauptet in seinem Werke: „Bellezze della divina Commedia di Dante Alighieri“, es sei der Cengio Rosso bei Castello della Pietra unweit Calliano bezeichnet. Wenn aber dieser Bergsturz in den Tagen Dante's entweder gar nicht oder mindestens nicht so gewesen wäre, wie ihn Cesari sah, wie er jetzt ist und wol von niemandem als eine auffällige Merkwürdigkeit betrachtet wird? — Wir folgen hier den Angaben Luigi Telani's, welche die Sache bündig erledigen. Wo sich jetzt das Castello della Pietra erhebt, stand 1260 nur ein kleines Vorwerk der Burg Bisein, erst lange nach der Reise Dante's in das Val Lagarina wurde jenes Castell erbaut, das als Paßsperre in der späteren Kriegsgeschichte eine solche Wichtigkeit erlangte. Wäre jener Bergsturz bereits gewesen, würde wol der Herr von Bisein ein großes Schloß an diesen Ort gebaut haben, auf die Gefahr hin, daß es durch einen neuen Bruch zerschmettert werde? Doch das wäre nur eine Vermuthung, wenn auch eine Vermuthung von großer Wahrscheinlichkeit. Wir haben aber auch Urkunden. Der fleißige Forscher Graf Karl Martino erwähnt aus den Archiven von Calliano und Besenello Aufzeichnungen, welche von wiederholten Abstürzen dieses Berges gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sprechen. Telani selbst las einen Brief, den 1506 eine Gräfin Trapp, die damalige Besitzerin von Bisein, schrieb. Sie erzählt von einem ausgedehnten Sturze, Steinblöcke fielen nieder, so daß das Castello della Pietra in großer Gefahr war und auch zum Theil arg geschädigt wurde.

Diese Mittheilungen dürften als Glossen jener viel umstrittenen Terzinen Dante's genügen. Der Leser, welcher auf der Eisenbahn dem sonnigen Italien zueilt, möge einen Blick auf jenen Thurm bei Roveredo, auf jenen Bergsturz werfen, es tritt ihm der riesige Schatten des großen Florentiners entgegen!

Velden und seine Umgebung.*)

Von R. W.

(Nebst einer Abbildung.)

Dort wo die grüne Welle das westlich gelegene Uferende des Wörthersee's bespült, liegt Velden, ein recht angenehm situirtes Dörfchen, zu welchem man am besten entweder mit dem Dampfschiffe „Carinthia“, dessen Schlußstation sich allda befindet, oder mit der Eisenbahn gelangt, und in dem sich jeder Besucher sicher recht wohl befinden wird.

*) Vergl. darüber auch „Amthor-Jabornegg, Kärnthnerführer (2. Aufl., S. 86)“.

Hat man am Bahnhofe Velden das Coupé verlassen und steht man am Perron desselben, so lacht Einem schon das Herz im Leibe ob des freundlichen Landschaftsbildes, das sich vor das Auge stellt. Der ganze Zug der grau und weißlich blinkenden Karawanken, von der Petzen bis hinauf zu den Tarviser Bergen, zieht sich in grotesken Formen von Osten gegen Westen und ragt über die Spiegelfläche des Wörthersee's, in der sie sich parthienweise abkonterfeien.

Vom Bahnhofe, welcher am nördlichen Berggehänge Veldens hingebaut ist, führt ein guter Fahrweg an der Villa Adrienne vorüber nach dem etwa 10 bis 15 Minuten entfernten Dorf Velden, dessen Häuser Jedermann gastlich entgegenwinken. Die genannte Villa Adrienne ist kein gewesenes Eigenthum der weiland unglücklichen Favoritin Moritz von Sachsen, Adrienne Lecouvreur, sondern verdankt ihren Namen einem Kinde des Erbauers dieser Villa, Herrn Wrann, der solche dem Kinde zu Ehren also bezeichnete.

Ist man in Velden angelangt, so thut einem wirklich die Wahl weh, in welchem Gasthause man einsprechen soll. Der kleine Ort hat drei solcher gastlichen Heims aufzuweisen, welche immerhin auf vollkommene Güte Anspruch machen können, und deren jedes für sich eine Spezialität genannt zu werden verdient.

Gehen wir sie der Reihe nach durch und sprechen zuerst beim Wirthe Glaser ein. Das ist schon ein herrlicher Punkt. Unmittelbar am Seegestade gelegen, gewährt die am Ufer hingebaute Veranda eine reizende Ueberschau fast über die ganze Fläche des Wörthersee's bis weithinab gegen Pörtschach, dessen Villen und Häuser aus weiter östlicher Ferne, wie aus dem See gewachsen, uns ihren stummen Gruß darbieten. In unmittelbarer Nähe rechts ragt der Kathreinkogel mit seinem kühn darauf erbauten Kirchlein in die Lüfte, indeß etwas tiefer gelegen der rothe spitze Kirchthurm des freundlichen Dörfchens Augsdorf — das durch seinen guten Kaffee unter den „dämlichen" Badegästen bereits ein Renommée erlangt hat — wie ein kleiner Potentat das Terrain zu dominiren scheint. Ueber die saftig grüne Mittelhöhe starren die bizarren Formen der Kalkalpen und verleihen dem Bilde einen lieblich gewaltigen Charakter. Das Bild des linken Seeufers ist hoch verschieden von dem des rechten. Während sich da das „Rauhe mit dem Zarten" einigt, tritt hier fast eine träumerische, ich möchte sagen, zur Melancholie sich hinneigende Idylle in den Vordergrund. Tiefer Waldesschatten und dunkelgrüne Matten ziehen sich längs dem linken Saum des See's hin, welche durch die geschmackvoll gebaute Villa des Grafen Seßler und durch die Villa „am Stein" — beide einem versteinerten Weltschmerz vergleichbar — einen elegisch schönen Schmuck erhält. Dicht nächst der Veranda befindet sich auch der Landungsplatz des Dampfbootes.

Hat man sich an diesem Gemälde, das mit jeder Schweizerlandschaft kühn konkurriren kann, satt gesehen, so mag man beim zweiten Wirth des Ortes, dem Hôtelier (?) Wrann, Einkehr halten. Das Gasthaus befindet sich beim Eintritt in das Dorf an der rechten Seite der Straße und verspricht durch sein Aeußeres

eine gewisse Wohlhabenheit, die in ihm herrschend sein müsse. Ein freundlicher Garten mit einem nett gebauten geräumigen Salon, an dessen Wänden ein Dorf-apelles oder Marktrafael kühne Fresken, meist Seelandschaften aus Nord und Süd, in vorherrschend blauem Kolorit hingepinselt hat, gewährt ein schützendes Dach den Bade- und anderen diversen durstigen Gästen bei herrschendem Unwetter und zaubert beim Ausblicke aus demselben ein liebliches Bildchen, entnommen dem nördlichen Berggehänge Veldens, vor's Auge.

Das dritte Gasthaus beim Moro, besser unter dem Vulgär-Namen „zum Spezi" bekannt, sei das letzte, in das man einfallen möge. Hat man in beiden vorerwähnten Häusern das Beste gefunden, was Küche und Keller bietet, hat man dort dem Auge und Magen vollkommen Tribut gezollt, so wird hier ein Glas „Stehwein", vortrefflicher Schilcher, nicht schaden, umsoweniger, wenn es mit Humor und Laune geboten wird. Hier ist der Herr des Hauses, der Wirth selbst, eine wahre Spezialität! Derselbe präsentirt sich als ein Doppelgänger des Rè galantuomo in optima forma und dürfte durch seine Erscheinung eine Popularität genießen, wie nicht leicht ein Zweiter. Nebst seinem Aeußern verfügt der „Spezi" über ein bedeutendes Quantum von frohem Humor. Er ist überall voran, wo es einen harmlosen Ulk, ein fröhliches Fest zu inszeniren giebt. Nebenbei ist er Inhaber einer Badekapelle, die er in seinen Händen hält, und die ihn jederzeit pariren muß. Er selbst spielt nämlich perfekt die Ziehharmonika — und die ersetzt, „wie es schon ländlich sittlich ist", gar häufig ein ganzes Orchester.

Für Unterkunft der Badegäste ist in den genannten drei Gasthäusern bestens gesorgt, und zu den Annehmlichkeiten Veldens: gute Unterkunft, herrliche Gegend und stärkende Bad, hat sich noch eine weitere hinzugesellt, nämlich seit neuester Zeit hat sich sogar ein Badearzt in der Person des Herrn Dr. Johann Leutner daselbst etablirt, der an hülfsbedürftigen Gästen die Kunst Aeskulaps auszuüben gedenkt.

Ist schon Velden an und für sich ein reizendes Stück Erde, so ist seine Umgebung eine herrliche zu nennen. Für Freunde einer erhabenen Rundschau kann der Besuch des Sternberges, für Liebhaber (ich möchte sagen) arkadischer Landschaften ein Gang ins Rosenthal, für kühne Bergfexe die Erklimmung des 6272 Fuß hohen Mittagskogels ꝛc. empfohlen werden. Nebst diesen giebt es Ausflüge in's früher genannte Dörfchen Augsdorf, oder zum Forstniggsee bei Saag, nach Lind ꝛc.

Von allen Ausflügen ist wol der zum Sternberg, 2298 Fuß, der lohnendste. Auf dem Fußweg, der hinter Velden unter Kranzlhofen sich in nordwestlicher Richtung hinzieht und durch dunkle Waldgründe und über saftige Wiesen leitet, gelangt man nach anderthalbstündigem Gange auf die Höhe desselben. Als ich die Parthie dahin unternahm, marschirte vor mir ein junger spindeldürrer Mann, wahrscheinlich als Führer oder Leithammel, mit sechs Damen von verschiedenen Altersstufen, der ob der im Kreise waltenden Schönheit

weiblicher Reize das herrliche Bild der ganzen Landschaft ignorirte und unter dem Hochdruck des Gepäcks der sechs Touristinnen schweißtriefend die Höhe erklomm. Dort angelangt ließ die Gesellschaft lakonisch den Blick über die reizende Rundschau gleiten, indeß der magere Cicerone einer schalen Courmacherei pflichtschuldigst oblag und seiner vermeintlichen Dulcinea versicherte, daß die Aussicht auf der Villacheralpe die des Sternberges noch weit übertreffe. Im Stillen dem schmachtenden Seladon recht gebend, da ich die Aussicht des Dobratsch wohl kenne — kehrte ich dem famosen Septett den Rücken und übersah das ganze Panorama.*)

Dasselbe wird gegen Osten durch die Sau- und Koralpe und gegen Süden durch die lange Reihe der Karawanken begrenzt.

In diesem Alpenzug sind die herrlichsten Punkte der Grintouz, die Petze, die Koschutta, der Singer, der Stou und der Mittagskogel. Hinter letzterem ist der Triglav sichtbar. Gegen Südwest erschaut man die Dolomite des Kanalthales, den Mangart, Wischberg, Montasio, Fünffpitz. Der Dobratsch schließt die Schau dieser Himmelsgegend. Gegen Norden erblickt man die Höhen der Görlitzen- und Venedigeralpe. Von Seen sieht man in Osten den Wörther- und Keutschachersee, in Westen den Faakersee. Die Städte Klagenfurt und Villach, die Flüsse Drau und Geil, sowie unzählige Weiler, Kirchen, Dörfer, Schlösser und Ruinen begegnen dem trunkenen Blicke, der sich an der Rundschau nimmer satt sehen kann.

Auf der Höhe des Sternbergs steht die Kirche St. Georgen und das Pfarr- und Meßnerhaus. Gegenüber der Kirche, durch eine Thalschlucht getrennt, befinden sich die Ruinen der einstigen Veste Sternberg, auf der die Grafen gleichen Namens gehaust, und die drei goldene Sterne im blauen Felde im Wappen führten. Unter den Sponheimer Herzogen nahmen die Grafen von Sternberg eine bedeutende Stellung ein. Walter Graf von Sternberg verkaufte es zu Anfang des 14. Jahrhunderts an die Grafen von Ortenburg, und 1421 ging es an die Grafen von Cilli über. Ulrich, der letzte Graf von Cilli und Sternberg, fiel zu Belgrad unter dem Racheschwerte der Huniaden. Nach Ulrich gelangte Sternberg in den Besitz des hinterlistigen und falschen Feldherrn des Cillier Grafen Johann Wittowitz, der sich selbst gegen seinen Kaiser Friedrich IV. auflehnte. Auf's höchste erbost, erklärte er Wittowitz in Acht und Bann, und gerade in Villach anwesend, sah der Monarch zu, wie seine Lehnsleute und Söldner mit Donnerbüchsen die Mauern Sternbergs zusammenschossen, die Veste in Brand steckten und den stolzen Bau auf immer zerstörten.

Gedanken an das rauhe Mittelalter durchkreuzten mein Hirn als ich vom Sternberge niederstieg und nach Velden zurückkehrte, wo bereits in Spezi's Garten ein dampfendes Mittagsmahl meiner wartete.

---

*) Für Touristen ist das Panorama des Sternbergs aufgenommen von M. Pernhard, herausgegeben von J. und H. Leon, anempfehlenswerth.

Nicht minder lohnend als eine Parthie auf den Sternberg ist ein Ausflug in's idyllische Rosenthal — nach Rosegg.*) Der Weg dahin führt in 1 Stunde von Velden gegen Südwest an der romantischen Villa des Wiener Theehändlers Treu beim Dorfe Selpritsch, einem Orte, an dem die Slovenen Kärntens gerne ihren Tabor abhalten, und am Dorfe St. Lamprecht vorüber zum Flußbett der Drau, über welche eine Brücke gespannt ist. Der ganze Charakter des Thales ist der der Lieblichkeit, Ueppigkeit und sanften Idylle. — Rosegg an und für sich gewährt vieles Interesse: da ist der noch einsam stehende, vom Zahn der Zeit zerbissene Thurm der Ruine Neu-Rosegg, eines Schlosses des Raubritters Rose, der einst dort oben sein faustrechtliches Handwerk trieb und die Gegend unsicher machte, ein ganz lohnender Punkt, von wo aus sich dem Auge ein gar wundersames Bild über das ganze Rosenthal erschließt, das an Großartigkeit der Natur und Mannichfaltigkeit der Szenerie seines Gleichen suchen muß. Das neue Schloß ist eine Baute des Fürsten von Rosenberg und ist nebst seinen Parkanlagen recht sehenswerth. Um den Schloßberg der Ruine Neu-Rosegg zieht sich eine hohe Mauer, die die Einfriedung des Thiergartens bildet, in dem sich ein ganz nennenswerther Stand von Hochwild vorfindet. Derzeit ist die Herrschaft Rosegg ein Eigen der Fürsten von Lichtenstein. Der Ort Rosegg ist mehr durch seine Geschichte als durch seine Bauart interessant, und da letztere kaum erwähnenswerth ist, so theile ich nur noch mit, daß über erstere namentlich von Valvasor, Wegiser, Hermann und Tangl viel Erhebliches geschrieben wurde.

Das Mausoleum in Innsbruck.

Von Dr. Schreiber.

Das größte Kunstwerk, das Tirol besitzt, der Stolz Innsbrucks, ist das berühmte Grabdenkmal Kaisers Max in der Hofkirche daselbst, das man nach Lübke als die „imposanteste Verherrlichung bezeichnen darf, die ein Fürst an der Schwelle der Neuzeit durch die weltlich gewordene Kunst erfahren hat".

Es besteht aus dem marmornen Kenotaph des Kaisers mit den weltberühmten Reliefs von Collin und aus den achtundzwanzig ehernen Kolossalstatuen, die in den Interkolumnien der Säulenreihen als riesige Grabwächter stehen und Helden und Vorfahren des Kaiserhauses darstellen.

„Wer sind sie, die metallenen Gestalten,
Die hier vor Gott im ew'gen Cyklus halten
Die fürstliche Zusammenkunft aus Erz?

*) Beide Parthien können von Velden aus ganz leicht in einem Tage gemacht werden.

An Marens Grabmal steh' ich tief verwundert,
Es greift aus jedem Bildniß ein Jahrhundert
Herüber in das aufgeschmolz'ne Herz.
Was jetzt der Erzkolosse inn'res Wesen,
Das ist es auch den Lebenden gewesen,
Gediegenheit und Klang und Glanz und Kraft."

So sang begeistert der edle Historiker J. F. Böhmer, als er im Jahre 1819 vor dieser „erhabenen Versammlung" bewundernd stand. Von genannten Figuren fallen vor allen zwei auf, die an edler Anmuth und schlichter Schönheit die anderen überragen, nämlich König Arthur und Theodorich.

Der Scharfblick des Kunsthistorikers W. Lübke sprach sie dem Nürnberger Meister Peter Vischer zu, welche Entdeckung durch die nachmaligen Untersuchungen des Dr. Dav. Schönherr im Innsbrucker Statthaltereiarchiv volle Bestätigung fand. Die anderen Statuen, mit Ausnahme des von Christoph Amberger aus Augsburg entworfenen Standbildes König Chlodwig, rühren größtentheils von dem wackern Gilg Seßlschreiber her und geben ebenfalls ein glänzendes Zeugniß von dem damaligen hohen Stande der Kunstgießerei in Deutschland. Weniger gelungen sind die weiblichen Figuren, die sich allerdings durch reiche Mannigfaltigkeit des Kostüms auszeichnen, aber eben durch die Ausführung dieser schwerfälligen Gewandung jener Weichheit und jenes Ebenmaßes der Formen entbehren, die die männliche Wächterschaar so schön charakterisirt. Die besten darunter sind die Königinnen Maria Blanka, Kunigunde, Eleonora und Johanna von Castilien. Vergessen dürfen wir nicht die Bronzestatue des knieenden Kaisers, die von den vier Kardinaltugenden umgeben auf der Platte des Kenotaphs ruht.

Was aber dem Gesammtdenkmal den höchsten Werth verleiht, das sind die unvergleichlichen Collin'schen Reliefs, die die Flächen des eigentlichen Monuments zieren und es zum berühmtesten Kunstwerk dieser Art in der Welt machen. Sie schildern, um mit Lübke zu sprechen, „mit großer Ausführlichkeit in voller malerischer Anordnung Szenen mannigfachster Art aus dem Leben des Kaisers, Schlachten und Belagerungen, Bündnisse, Hochzeiten und andere Staatsaktionen. Sie zeichnen sich durch virtuosenhafte Meiselführung, durch miniaturartige Feinheit aus. Dem Reichthum der Anordnung entspricht die Mannigfaltigkeit der Gestalten, die individuelle Charakteristik der Köpfe, in welchen mit großer Lebendigkeit die verschiedenen Nationalitäten und die einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten wiedergegeben sind. Freilich liegt es im Wesen des malerisch behandelten Reliefs, daß ihm ein echt plastischer Eindruck versagt ist, und daß es bei Aufgaben dieser Art, ungezügelt von den strengen Gesetzen der Skulptur, nicht selten in gar zu breite Redseligkeit verfällt. Dennoch ist die realistische Treue und die Lebensfrische, die in diesen Werken tausende von winzigen Gestalten durchdringt, hoher Anerkennung werth. In den breit entfalteten Schlachtenszenen trifft man Züge von kühner Leidenschaftlichkeit, in den Ceremonienbildern erfreut neben der verständigen Anordnung eine Fülle von zierlichen Details."

Dieses großartige Gesammtdenkmal nun, an dessen Anblick sich tausende von kunstsinnigen Touristen labten, ist seit 3 Jahren durch die aufopfernde Thätigkeit und den hingebenden Eifer des Hofphotographen Friedr. Bopp in Innsbruck, durch gelungene Reproduktion den Gebildeten aller Stände zugänglich gemacht. In fünfundfünfzig prachtvollen Blättern, wahren Musterleistungen der Photographie, liegt die Frucht jahrelanger unverdrossener Thätigkeit, nicht zu beugender Energie vor uns. Wer die unsäglichen, fast unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten kennt, welche Mangel an Licht und Distanz, sowie Schwierigkeiten im technischen Prozesse dem Unternehmen entgegenstemmten, der kann nur staunen, daß trotzdem ein so gelungenes Resultat zum Vorschein kam. So fällt, um nur einiges zu erwähnen, das wenige Licht, das von den ungeheuer hoch liegenden kleinen Kirchenfenstern zukommt, den Statuen, da dieselben sämmtlich das Gesicht und die vordere Körperseite dem Monument zuwenden, in den Rücken, so zwar, daß zum Unstern stets die photographische Linse vom hellsten Scheine, nicht aber die Figuren beschienen wurden. Künstliches Licht in der Kirche war aber nicht gestattet. Dies erschwerte vorzüglich die Aufnahme der Reliefbilder am Sarkophage, die sämmtlich vertieft sitzen. Es mußte daher die Ungleichmäßigkeit der Beleuchtung, Schlagschatten, unruhige Reflexe 2c. durch Tücher und imitirte parabolische Spiegel beseitigt werden. Trotz dieser und ähnlicher Hemmnisse wurde die schöne Aufgabe in bester Weise gelöst und giebt ein glänzendes Zeugniß, was Liebe zur Kunst und Ausdauer erringen. Bei der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 brachte Herr Bopp eine Serie der schönsten und wichtigsten Motive zur Vorlage. Die Weltausstellungsjury ist diesem edlen Streben auch gerecht geworden und hat Herrn Bopp mit der goldenen Verdienstmedaille belohnt.

Die Unglückstage

mit besonderer Berücksichtigung Tirols.

Von **Dr. L. v. Hörmann.**

Gewiß ist es manchem meiner Leser schon passirt, daß er mit einer fröhlichen Gesellschaft einen Ausflug machte oder zu Tische saß, vergnügt wie die Uebrigen, bis ihm plötzlich der unglückselige Gedanke einfiel, die Anwesenden zu zählen, und siehe da, es giebt die Unglückszahl dreizehn. Nun will ich dir, lieber Leser, zwar nicht zumuthen, daß du im Geringsten abergläubisch bist, aber trotz aller Aufgeklärtheit legt sich doch vielleicht ein Schatten auf deinen sonnigen Frohsinn, und wäre es auch nur durch die Mahnung an das mögliche Böse,

das die Zukunft in ihrem Schooße verbirgt. Und ich wette, es braucht eine gute Portion Willenskraft von deiner Seite, um den einmal aufgetauchten Gedanken wieder wegzuscherzen.

Ein Anderer will eines Tages mit rechter Lust und frischem Muth an ein wichtiges Geschäft gehen und theilt diesen Entschluß arglos einem Freunde mit. Dieser ist zufällig Einer, der mit strenger Zähigkeit an althergebrachten Sitten und Meinungen hält. „Was, heute?“ ruft er entsetzt; „bedenkst du nicht, daß heute Freitag ist, an dem man kein Geschäft beginnen soll, weil es übeln Ausgang nimmt?“ Nun sucht zwar der Erste die Grillen des Freundes lächerlich zu machen und sagt, er sei über solche Dinge längst hinaus. Dennoch ist es schon manchem ganz vernünftigen Manne in solchen Fällen geschehen, daß er sich nach langem verdrießlichen Kampfe mit dem thörichten Einfall endlich dachte: — die Sache kann ja auf morgen verschoben werden.

Wirklich scheint die Erfahrung oft diesen Glauben bestätigen zu wollen. Es giebt Tage, an denen man, wie es heißt, mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden, d. h. an denen Alles verkehrt geht, und es Einem gerade so vorkommt, als hätte sich Alles gegen uns verschworen. Was ist nun aber an der ganzen Geschichte? Woher kommt dieser Glauben? — Jedenfalls kommt er aus alter Heidenzeit. Jedem Menschen ist der Wunsch eigen, den Schleier zu lüften, den Zeit und Raum über seine wichtigsten Angelegenheiten decken. Weil aber die Alten in der uns umgebenden Natur, die so ganz außer dem Bereich des menschlichen Willens liegt, dämonische Wesen sahen, so war es ganz natürlich, daß sie von ihnen Auskunft zu erlangen hofften, sei es durch Anwendung geheimer Mittel oder durch Deutung gewisser Zeichen, die dem Menschen von höherer Hand gegeben scheinen. Jener erste thätige Aberglaube wurde mit den heidnischen Religionsgebräuchen vom Christenthume ausgerottet, der zweite leidende und schuldlosere aber, den nur fortschreitende Bildung mehr und mehr vertilgen kann, hat sich in zahlreichen Meinungen des Volkes erhalten.

In sein Gebiet gehört z. B. der Angang. Man prophezeihte aus den Menschen, Thieren oder Sachen, die Einem früh Morgens zuerst unterkamen, auf Glück oder Unglück für den folgenden Tag. Solche Thiere und Pflanzen, welche den Göttern heilig und lieb waren, galten für gute, andere, an welche sich etwa die Erinnerung einer bösen That knüpfte oder die sonst den Himmlischen verderblich waren, für unglücklich. Noch heute ist es für manche Leute höchst unangenehm, wenn ihnen auf einem Spaziergange ein Schwein begegnet; denn dieses bedeutet Regen oder andere unerwünschte Zufälle. Ebenso weissagte man aus dem Fluge der Vögel, aus dem Erscheinen und Verhalten der wilden oder Hausthiere und aus den Elementen.

Vorzüglich sah man auf die heilige Zahl der zu irgend einem Geschäft Versammelten und auf die Glücks- und Unglückstage beim Beginn eines Unternehmens. So erfreuen sich die Sonntagskinder noch jetzt eines besonders guten Rufes. Sie sollen mit großen Talenten begabt, wie der Tiroler sagt,

„Kreuzköpfe" sein. Vorzüglich gilt dieses von jenen, die am weißen oder grünen Sonntag zur Welt kommen; die sehen in die Zukunft, alle Geister und alle Schätze.

Am Dienstag werden die meisten Hochzeiten gehalten. Dieser Tag war einst dem Gotte Ziu oder Eru geweiht, wie noch sein bayerischer und schwäbischer Name Eritag, Erchtag oder Zistag (in Steyermark Irtag) beweist. Ursprünglich war zwar Donar, der Gott der Fruchtbarkeit, der göttliche Schützer der Ehen; sein Zeichen, der Hammer, wurde der Braut feierlich in den Schooß gelegt. Später aber verwechselte man Donar häufig mit dem Kriegsgotte Ziu und an die Stelle des Hammers trat das Zeichen des Letzteren.

Ist der Dienstag beliebt und geehrt, so ist dagegen der Mittwoch, besonders bei den Tirolern, auf's Aergste verpönt. Menschen und Thiere, die am Mittwoch zur Welt kommen, sterben früh und müssen viel leiden. Man soll an diesem Tage kein Geschäft anfangen, kein Vieh auf die Alm treiben, keinen Stall ausmisten. Denn Unsegen und Unglück wäre die sichere Folge. Die Bauern begründen diesen Glauben durch die Sage, daß sich Judas an einem Mittwoch erhängt habe. Die Ursache ist indeß eine ganz andere. Der Mittwoch war der dies Jovis (Jupiterstag) der Deutschen, der Tag des obersten Gottes Wuotan, der natürlich den neubekehrten Christen als teuflisch erscheinen mußte.

Nicht so schlecht ist es dem Gotte Donar mit seinem Wochentage, dem Donnerstag, ergangen. Zwar hat auch er einige seiner Attribute an den Teufel der Volksphantasie abgeben müssen, wie z. B. die Bocksfüße, denn Donar fuhr auf einem mit Ziegenböcken bespannten Wagen. Auch sagt man, die Hexen feiern Donnerstags ihren festlichen Tanz, und man geht deshalb nach dem Gebetläuten nur mit respektvoller Scheu aus dem Hause. Trotz alledem gilt dennoch der Donnerstag für einen günstigen Tag; im Mittelalter und noch in der Jetztzeit werden am Donnerstage gern Volksfeste gefeiert.

Daß der Freitag ein Unglückstag ist, weiß Jeder. Eine Menge Sagen und Geschichten wissen davon zu erzählen. Am Freitag Geborene werden unglücklich oder sterben früh. Jede an diesem Tage geschlossene Vermählung endet in Unfrieden oder unglücklich. Jedes angefangene Geschäft, jede angetretene Reise mißlingt. Ja sogar das schlechte Wetter, das am Freitag eintritt, hält acht Tage an, und jedes Niesen und Lachen wird am folgenden Sonntage mit Weinen bestraft. Darum ist auch jeder Abergläubische froh, wenn der fatale Tag vorbei ist. Nur die Unterinnthaler Buben und Diandln heißen ihn willkommen, denn am Freitag ist das „Fensterln" Brauch, d. h. die Burschen steigen Nachts zu den Fenstern der Geliebten und verplaudern ein Viertelstündchen. In dieser Sitte sehen wir noch einen Ueberrest der Verehrung der Liebesgöttin Freia, der dieser Tag einst heilig war.

Einer ebenso freundlichen, gnädigen Göttin, der Hulda, war wahrscheinlich auch der Samstag geweiht. Ihre Erscheinung war so mild und rein, daß das Christenthum die Gottesmutter Maria, das Ideal des Weibes, an ihre

Stelle setzen konnte. Der Samstag ist daher allgemein als Muttergottestag geehrt, an welchem Gebrauch der Himmel dadurch seinen Beifall zu erkennen giebt, daß an jedem Samstag, herrscht auch das ärgste Unwetter, einmal die Sonne scheint.

Außer diesen wöchentlich wiederkehrenden Glücks- oder Unglückstagen giebt es noch viele besondere. Zu den ersten gehören die heiligen Zeiten: Ostern, Pfingsten, Sonnwend u. A., welche alle für irgend ein Geschäft vorzüglich günstig sind.

Merkwürdig und noch nicht vollständig erklärt sind die sogenannten Schwend- oder verworfenen Tage, an deren Existenz besonders die Tiroler fest glauben. Wahrscheinlich waren es einst heidnische Festtage. Es sind deren zweiundvierzig im Jahre. Man glaubt: Ein Kind, das an diesem Tage geboren ist, werde nicht alt oder habe Elend und Kummer zu dulden; Hochzeiten, am Schwendtage geschlossen, enden mit Streit und Scheidung; die Kinder des Paares werden böse und fahren dem Teufel zu; wer an diesem Tage reiset, leidet Schaden an seinem Vermögen oder an seiner Gesundheit. Kurz, alles Begonnene endet übel. Auch der angefangene Prozeß geht verloren, abgeschnittene Haare wachsen nicht mehr, und wenn sich ein Mensch zu einer gewissen unbekannten Stunde des Schwendtages verwundet, muß er unrettbar verbluten.

An diesen zweiundvierzig verworfenen Tagen scheint indeß das Volk noch nicht genug zu haben. Denn man weiß außer den genannten noch fünf ganz besondere Unglückstage und drei solche, die womöglich noch unheilbringender sein sollen als die anderen. Diese sind der 1. April, an dem der Gottesverräther Judas zur Welt kam, der 1. August, an welchem Gott Vater den Teufel in die Hölle hinabstieß, und der 1. Dezember, an dem die sündhaften Städte Sodoma und Gomorrha versanken.

Alpine Lesefrüchte.

IV. Der Jaufen.*)

Einer der bekanntesten von denjenigen Uebergängen, die dem Wagen nicht zugänglich sind, war zu allen Zeiten der Jaufenpaß zwischen Passeier und Sterzing — bekannter wol heute in der weiten Welt durch das Wandervolk, welches sich allsommerlich auf seinen holperigen Pfaden einstellt, dagegen weit

*) Aus Heinrich Noë's „Winter und Sommer in Tirol, Bilder mit Staffage. Wien, 1876", eine der besten literarischen Leistungen des so beliebten Schriftstellers, die hierdurch auf das Angelegentlichste empfohlen sei. D. Red.

mehr von Saumrossen und Lasten überschritten im Mittelalter, bevor der Kuntersweg die wilde Schlucht des Eisak unter Waidbruck öffnete und dadurch den Reichthum von Bozen gründete, das Aufblühen Merans dagegen abschloß. Damals war in der That der Jaufenpaß eine große Völkerstraße zwischen Germanien und Wälschland, ja in diesem Theile der Alpen neben der Vintschgauer Straße der vorzüglichste Verkehrsweg. Man erzählt von Kaisern und Königen, welche ihn zu Roß überschritten, und berichtet von einem Erzbischof, der sich auf ihm den Hals gebrochen. Ganze Karawanen von Saumthieren klingelten auf ihm, mit den Erzeugnissen der beiden Länder beladen — heute aber ist der Güterverkehr völlig in den „Kraxentragern" aufgegangen, welche zum Tarife von zwei Kreuzern österreichischer Währung das Pfund von Sterzing nach St. Bernhard siebentausend Fuß über das Meer hoch tragen — meist ärmliche Waare, Eisennägel und dergleichen, von Nord nach Süd, „Birnschnitz" und anderes getrocknetes Obst von Süd nach Nord, oder Dörcher mit Wetzsteinen und Schüsseln, treu vom einäugigen Hund begleitet.

Der Jaufen ist einer von den Pässen, welche nach Thunlichkeit auch im Winter offen gehalten werden, und auf der Sterzinger Seite, wo der Schnee freilich sich mächtiger ansammelt und länger erhält, als drüben, thut man sein Möglichstes, den „Weg auszuschöpfen", so daß es unternehmenden Wanderern die meiste Zeit gelingen mag, ohne allzu viel Beschwer darüber hinweg zu kommen.

Die beharrlichsten Gestalten des Jaufenpasses vielleicht, diejenigen, die man mit fast größerer Wahrscheinlichkeit antrifft, als selbst Kraxentrager, sind die Wallfahrer, die vom Vintschgau, vom Oberinnthal, von den südwestlichen Seitenthälern her zum Bilde „Unserer lieben Frau von Trens" wallfahren.

Diese Pilgerfahrt hat eine Spezialität, von welcher ich niemals etwas in einem Buche gelesen habe, über deren Bestand sich jedoch Jeder nicht nur in Trens, sondern auch Sterzing und anderen Orten der Umgebung durch Nachfrage leicht überzeugen kann.

Unsere liebe Frau von Trens — ein dürftiges Bildlein, angeblich einst aus dem Schutte ausgegraben, nunmehr auf einem prächtigen Altar prangend — genießt das Vertrauen, daß sie vermöge, Kinder, die ungetauft verstorben sind, auf kurze Zeit wieder ins Leben zurückzurufen, damit sie während dieser Augenblicke getauft werden und so die ewige Seligkeit erlangen können.

Die Bauern nennen diese Auferweckung der Kinder das „Zachen (Zeichen) geben" und begnügen sich, wie es scheint, nicht selten mit einfachen Versicherungen der Priester oder auch mit irgend einer Veränderung, die am Leichnam sichtbar wird, etwa Nasenbluten oder dergleichen, um beruhigt von dannen zu gehen.

Das Schauspiel, einen Bauern sein todtes Kind in einem Sack nach Trens schleppen zu sehen, ist deshalb kein außergewöhnliches.

Doch kehren wir zur Betrachtung des Jaufenpasses zurück.

Den Touristen bietet der Uebergang nichts Besonderes, einige Einblicke in die Dolomite sowol als in die Eiswelt abgerechnet, die sich ihnen auf dem Joche eröffnen. Kühnere schreiten auf dem Grate in westlicher Richtung weiter und erreichen dadurch erhabenere Standörter, von welchen aus das grüne Passeier die nächsten freundlichen, ferne Zacken aus den ladinischen Thälern dagegen wilde Eindrücke anbieten.

Im Ganzen ist die Südseite anregender und lehrreicher. Dort sieht man jene echten und in dieser Weise nirgends mehr in den Alpen vorkommenden Szenerien, die dem Passeier, Sarnthal und anderen höheren Thälern des deutschen Südtirol ausschließlich gehören: die braunen Häuser mit den rundlichen eingekitteten Fensterscheibchen und draußen vor ihnen der Jaufensteig und über ihm auf dem braunen mit Nadeln bedeckten Waldboden die weidenden Schafe — das braune Kreuz mit weißgetünchtem Heiland ragt aus dem Zaun und den mächtigen Blöcken hervor, die, von Tannen beschattet, den Steig begleiten — und auf dem Steig gehen Männer mit dem breitkrämpigen, grünen Passeirer Hut oder arme Weiber mit den Lasten, keuchend und vorwärts geneigt.

Auf dem Jaufen stehen zwei Wirthshäuser, hüben und drüben, von welchen das auf der Nordseite gelegene ein ansprechenderes Aeußere und Innere zeigt als das jenseitige. Die niedrige Stube ist von Heiligenbildern wie mit einer Tapete beklebt, und man wird selten da eintreten, ohne daß der ansehnliche Ofen seine Schuldigkeit thut.

Es ist aber auch ein Bärenklima dort droben, um das jenseitige wie um das diesseitige Jaufenhaus herum. Das wurde dem Verfasser dieses Buches am klarsten, als er an einem Maientage den Paß in der Richtung von Süd nach Nord überschritt.

Während in Meran Hitze über den Weinhängen brütet, und selbst im mittleren Passeier schon überall hohes Gras wogt, und der rothe Dornbusch blüht, stehen auf ein Drittel Höhe des südlichen Jaufen die Eschen noch kahl über den Zäunen, um das „P'seirer" Jaufenhaus keimt eben erst der Crocus aus den Pfützen der zerfließenden Schneefelder, und weiter gegen das Joch hinauf lagert die weiße Decke klaftertief. Selbst das hohe Jochkreuz ragt kaum zur Hälfte aus den angehäuften Wehen.

Im Thal träufelt ein warmer Frühlingsregen in die Saaten — hier oben benimmt das Gestöber, vom Höhenwind gejagt, dem Wanderer Hören und Sehen. Mit Schrecken sieht er dem herannahenden Mittag entgegen, dessen lauere Luft den eng getretenen Pfad zwischen den Schneewällen aufweicht und ihn zwingt, bald hier, bald dort bis über die Hüfte zu versinken.

Die steilen, schwindlichen Graslahnen unter dem armseligen Dörflein Walten schauten wol schon frühlingssaftgrün her, aber drüben, gegen Sterzing, reichte der Schnee bis fast zur Thalsohle hinab. Nur mit der größten Mühe war es im Gestöber möglich, die Fußstapfen Derjenigen zu erkennen, welche kurz vorher den nämlichen Weg zurückgelegt hatten, und ohne den schützenden Rückhalt der

beiden Herbergen, die so nahe an der Jochhöhe liegen, wäre es dem Einzelnen dort oben mitunter schier ängstlich zu Muth geworden.

Im Hochsommer freilich, wenn der Touristenschwarm angeflogen kommt, ist der nämliche Jaufen ein Berg von der zahmsten Art. Anfangs August findet man in keiner Mulde mehr einen Schneerest, und nur die glatten Steine des Saumpfades auf dem Südabhang werden den Fußsohlen lästig. Deshalb gilt für diesen, sowie für viele andere Saumwege Südtirols, daß sie an spiegelkalten, klaren Wintertagen am leichtesten zu begehen sind, an welchen der Schnee eine feste Kruste bietet, unter welcher alle Unebenheiten von Geröll, Steinen und Wurzeln vollständig verschwinden.

Unten in der nördlichen Thalsohle, dort, wo das aus Jaufenthal und Mareit herabkommende Gewässer anfängt, im „Sterzinger Moose" zu stocken, befindet sich die Wegtheilung „nach Oetzthal" und „nach Meran", weiter oben bei einem Bildstöckel „nach Sarnthal". Darum ist der Wanderer, abgesehen von den östlichen Pfaden nach Pfitsch und Zillerthal, hier an einer merkwürdigen Stelle in der Verästelung des tiroler Gebirges angelangt, die dem Gedanken Raum giebt, ob nicht bald das arme Sterzing für die Verödung, die aus der Erschöpfung seiner Bergwerke und Gruben, noch mehr aber durch den Schienenweg über es gekommen ist, einen kleinen Ersatz durch den Zufluß von Reisenden erhalten soll. Denn für solche ist es in der That ein Mittelpunkt, von welchem aus für sie — vorausgesetzt, daß es wirkliche Wanderer und nicht jene lebendigen Kolli, die von einem Waggon zum anderen geschleppt werden, sind, strahlenförmige Zugänge in die größten Hallen der Bergwelt sich aufthun.

Nach wie vor aber wird der Jaufen der Liebling der Sommerwanderer bleiben. Führt er doch nicht in die Schrecknisse unwirthlicher Hochthäler, sondern in's vielfarbige Passeier und endlich — der mittäglichen Sonne entgegen, in's Burgen- und Weinland, das warme, lebensvolle Herz von Tirol.

Vor, zu und nach Weihnachten.

Kulturbild aus Kärnten von **Rud. Waizer.**

Als eine der geheimnißvollsten und heiligsten Zeiten des Jahres wird in Berg und Thal Weihnachten gefeiert, dessen mysteriöses Wesen jedenfalls vielfach im Kultus der alten Germanen zu suchen sein dürfte.

Wie die Griechen und Römer, so hatten auch unsere Altvordern, die Deutschen, ihre Feste, und da man sich hauptsächlich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigte, so trugen dieselben den Charakter von Naturfesten, welche in engster Verbindung mit den religiösen Uebungen standen. Nach Einführung des Christenthumes ging man

an ihre Ausrottung, jedoch mit aller Vorsicht, um ja nicht böses Blut zu erregen. Ja man legte heidnischen Bräuchen sogar mitunter eine christliche Deutung bei, und daher erklärt es sich, daß solche Bräuche sich noch lange erhielten, und deren Spuren in die jüngste Gegenwart hereinschauen. Da bei den Deutschen Offenheit, Gemeinsinn und echte Freiheit die Hauptfaktoren des Außenlebens bildeten, so waren ihre Feste für Jedermann zugänglich und wurden durch Umzüge, Opferungen, Gelage, Sang und Spiel gefeiert.

Die Hauptfeste der Germanen fielen in die Zeit der Sommer- und Winter-Sonnenwende, und nach diesen folgten die Herbst- und Frühlingsfeste. Da hob sich, wie Alois Egger trefflich bemerkt, das geistige und physische Leben des Volkes; Tanz und Spiel, lodernde Feuer und erhebende Lieder zu Ehren der dämonisch waltenden Naturkräfte, die man zu Göttern personifizirte, zeichneten die festlichen Tage aus.

Das Mitwinterfest war mit dem Mitsommerfest in seinen Gebräuchen fast identisch. Dasselbe, bei den Germanen auch Julfest genannt, begann mit seiner Vorfeier eigentlich schon im November. Gegen Ende Dezember wurde aber das Hauptfest inszenirt und dauerte bis zum Perchtentage, d. i. der 6. Jänner des Jahres. Dieses war die Zeit der Zwölften, Rauchnächte oder Loostage, und dem obersten Gotte, dem Altvater der Götter, dem einäugigen Wotan, geweiht, welcher gerade um diese Zeit die Walhalla verließ und mit den anderen Untergottheiten auf einem weißen Rosse durch die Lüfte sauste, durch Thal und Wälder ritt und sich jagend ergötzte. In dieser Zeit herrschte allgemeiner Gerichtsfriede, und nur der Lust und Freude war Thor und Riegel geöffnet. Während des Umganges der Gottheiten, schreibt Alois Egger, wurde ihnen natürlich auch geopfert. Die Jultage der alten Germanen waren solche Opferschmäuse zu Ehren Wotans und anderer Götter. Auf die Opferschmäuse sind die weitum in Europa gebräuchlichen ausschließenden Weihnachtsspeisen (in Kärnten Kletzenbrode) und Mahle zurückzuführen. Auch in dem übrigen Naturreiche regt sich ein geheimnißvolles Walten. Die Schätze der Erde sind in dieser Zeit zugänglich und lösbar, die Felsen und Berge thun sich auf, in welchen sie ruhen, und die blaue Blume blüht, die in der Tiefe das Gold verräth. So sehen wir in der Wintersonnenwende alle Mächte entfesselt, neben den hohen Gestalten Wotans und Friks auch untere Gottheiten sich regen und rühren, ein geheimnißvolles Gähren in dieser Zeit durch die Welt gehen, wo die Pforte des alten Jahres geschlossen und die neue aufgethan wird.

Wie schon erwähnt, sind durch das Christenthum die Sitten und Bräuche der Alten nicht total verdrängt worden, und mancher heidnische Brauch findet sein vollkommenes Spiegelbild noch in unserem Ritus. Das alte Julfest findet in unserem Weihnachtsfest sein Angedenken, welches in das Vorfest (Advent), das eigentliche Weihnachtsfest und die Nachfeier zerfällt.

Mit dem Thomas-Tage (21. Dezember) beginnen hier zu Lande die sogenannten Rauchnächte. Ehe der Bauer zur Ruhe geht, muß er noch alle Hausleute besichtigen, dann nimmt er eine Kanne voll Weihwasser und besprengt im Stalle sämmtliches Vieh, damit der heilige Thomas dasselbe vor jeder Krankheit verschone. Die Bäuerin hält mit einer Gluthpfanne, auf deren Kohlen Speik und Weihrauch gestreut wird, Umzug im Hause, und Mägde und Knechte pflegen unter dem Gebetläuten zu „leaſ'ln" (auguriren), d. h. sie erforschen ihr Schicksal durch Bleigießen, Schuhwerfen, Zaunsteckentragen, Kranzwerfen, Hütlgucken u. s. w. Auch herrscht am Thomas-Tage der Glaube, daß der Traum jenes Mädchens, welches sich am Thomas-Vorabende am ganzen Leibe wäscht und unabgetrocknet mit dem linken Fuß zuerst

in's Bett steigt, sicher in Erfüllung gehe. Am Weihnachtsabend findet die gleiche eben erzählte Räucherung statt.

In den Weihnachtstagen muß das Haus rein und sauber sein, darum wird die Tage vorher gefegt und gescheuert was es Zeug hält, die Ordnung des Hauswesens erhält für diese Zeit ihre strikte Bestimmung und darf keine Störung erleiden. Im Lavantthale bei den Berglern wird das Hausgeräth, als da sind: Geschirr und Pfannen, Rührkübel und Hafen 2c., unter den Mahlzeittisch gestellt und derselbe mit einer Kette umzogen, damit die Ernte im kommenden Jahre gut ausfalle und die Bäuerin Glück in der Wirthschaft habe. Das Kletzenbrod wird an diesem Tage aus gedörrtem Obst, Nüssen und Roggenmehl gebacken, und im Gailthale giebt man dem Vieh Wachholdernadeln und Beerenpulver ein, damit es von allem Unheil und Krankheiten verschont bleibe. An alle Thüren des Hauses und der Stallungen werden drei Kreuze oder ein Trutenfuß gezeichnet, damit die Zauberer und Hexen dort keinen Eingang finden können. Allgemein wird strenges Fasten gepflogen, um sich auf die Weihnachtstage würdig vorzubereiten.

In manchen Gegenden Oberkärntens werden der Christbaum angezündet und die Krippen aufgestellt. Die heilige Nacht muß man bis zur Mette wach bleiben, welche dann von Alt und Jung besucht zu werden pflegt, und in der Jedermann drei Messen hören muß. Rückt dann die Mitternachtsstunde heran, so eilt Alles nach der Kirche, und nur ein Auszügler oder alter Knecht bleibt als Wache zu Hause, um allfällige Diebseinbrüche 2c. durch Allarmschlagen hintanzuhalten. Während des nächtigen Gottesdienstes sprechen die Thiere mit einander, gießt der Wilddieb seine Freikugeln, ziehen die Leute, die im kommenden Jahre sterben, ihren Rundgang über den Friedhof, erheben die Schatzgräber mit der Wünschelruthe Gold und Edelsteine, und finden noch manche mysteriöse Bräuche statt, von denen ich nur einige schildern will:

1) Die Hexenschau. Wenn man am Thomas-Tage einen Schemmel zu zimmern beginnt und ihn (Stück für Stück) bis zum Aveläuten am Christabend fertig macht, kann man, wenn man während der Mette auf ihm in der Kirche kniet und sich während der Wandlung umschaut, alle Hexen des Ortes dadurch erkennen, daß sie statt des Gesichts das Hintertheil zum Altar wenden.

2) Das Katzenverkaufen. Man giebt eine kohlschwarze Katze um 11 Uhr Nachts in einen Sack, bürdet diesen auf den Rücken und verfügt sich damit zur Kirche. Unterwegs begegnet einem ein kleines „Mandl“ (der Teufel) und fängt um die Katze zu handeln an. Man verlangt einen beliebigen Betrag. Darauf wird der Sack immer schwerer, und man muß trachten, mit ihm bis zur Kirche zu kommen. Erreicht man dieselbe, so erhält man das Geld, wo nicht, so zerreißt einen der Teufel.

3) Das Orakel. Man stellt sich während der Mette unter jenen Apfelbaum, der im Jahre zuerst geblüht. Während der Wandlung hört man, wenn man zum Stamme lauscht, entweder Musik oder ein Klopfen. Ersteres bedeutet Hochzeit, letzteres Tod.

4) Das Kirchenlaufen. Wenn man während der Wandlung bei der Mettennachtsmesse rücklings drei Mal die Kirche durchläuft, erscheint der Teufel und bringt einem Geld. Vollbringt man die Tour nicht, so muß man mit ihm zur Hölle fahren.

5) Sogar für die Lotteriespieler ist die Christnacht maßgebend. Wenn man am Friedhof zwischen 11 und 12 Uhr auf einen Todtenschädel alle 90 Zahlen schreibt und denselben über Nacht liegen läßt, wird man am nächsten Morgen, wenn

man nachsieht, nur noch fünf Zahlen darauf finden, welche bei der nächsten Ziehung sicher herauskommen u. s. w.

So reich an Ceremonien und Bräuchen der heilige Abend ist, so arm an denselben ist der Christtag. An diesem Tage zollt man allerorts nur dem Magen seinen vollkommensten Tribut, versenkt sich vollgepfropft in des Tages ernste und andächtige Betrachtung und singt Hirtenlieder, wie solche beispielsweise Lexer und Weinhold in ihren Sammlungen aufgezeichnet haben.

Am Stephanitage findet in jeder Dorfkirche die Salz- und Wasserweihe statt. Da eilen Knechte und Mägde mit „Leckſalz“ und einer Flasche oder Zinnkanne zur Kirche, um etwas von diesen geweihten Dingen zu profitiren, denn das Stephaniwasser ist ein probates Mittel gegen die Anfechtungen des Teufels, und das Stephanisalz ist gut für's liebe Vieh, daß es nicht krank wird oder wo „abwälzt“, sowie es bei einem Gewitter in's Feuer geworfen das Einschlagen des Blitzes verhindert. — Zu St. Stephan im Krapffelde und im Lavantthale halten die Bursche einen Rundritt um die Kirche und geben ihren Gäulen geweihtes Salz und Brod, den Wein trinken sie aber am Johannitage als „Johanniseg'n“ selber, welcher an diesem Tage zufolge eines uralten Brauches zur Erinnerung an den heiligen Johannes, der unbeschadet den ihm dargereichten Giftwein trank, seine Weihe erhält. Man sagt: Wer durchs ganze Jahr Johanniseg'n trinkt, wird auch durchs ganze Jahr hindurch gesund bleiben. Jeder Bauer stellt auch an diesem Tage seinem Gesinde zum Mahle eine Flasche Wein mit dem Spruche: „G'sögn Gott in Johanneseg'n!“ auf den Tisch. Am Abende ist wieder das „Leasl'n“ usuell.

Der 28. Dezember, der sogenannte unschuldige Kindertag, gehört den Kleinen. Zur Erinnerung an die Hinmetzelung der 300 Knäbleins unter Herodes gehen die Kinder von Haus zu Haus mit einer Ruthe „Frisch und G'sund göb'n“ und heimsen hierführ kleine Gaben in Geld, Nüssen, Aepfeln, Kletzenbrod 2c. ein. Im Möll- und Lavantthale nennt man diesen Brauch „Schappen“, und die Ruthe selbst heißt „Schappruath'n“. Im Lieserthale heißt man's „plißner gean“, und da man dort keine Ruthe, sondern ein Fichten- oder Tannenästchen zum „Wix'n“ verwendet, so heißt man's „Plißenastl“, da man die Tannen- und Föhrennadeln „Plißn“ zu nennen pflegt. Während des Schappens oder Plißnens sagen die Kinder folgendes Sprüchlein: „Plißa lustig, frisch und g'sund! Lang löb'n, g'sund bleib'n, gern hab'n.“ Oder: „Frisch und g'sund! Frisch und g'sund! Wünsch a glückseligs neugs Jahr und a Christkindl mit'n krausten Haar!“ und erhalten hierfür obbezeichnete Spenden. — Auch herrscht an manchen Orten in Kärnten der Brauch an diesem Tage, daß der Bauer mit einer Ruthe die Zwetschkenbäume abwichst, damit diese im kommenden Herbste recht viel Früchte tragen.

Am Thomas- (29.) und Sylvestertage (31. Dezember) sowie am Neujahrstage finden wieder die Speick- und Weihrauch-Räucherungen und das „Leasln“ statt.

Mit dem Dreikönigs-Tage schließt der ganze Festcyklus, und es macht der mysteriöse Ernst den tollen Sprüngen des Karnevals Platz. Am Vorabende desselben, auch Perchtentag genannt, schreibt der Bauer nach vorgenommener Räucherung die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige C† M† P† an jede Thüre und bannt hiedurch aller „beas'n“ Wesen Zauber. Am Abend selbst zieht das „wilde Gjad“ durch die Wälder, die „Perchtra-Saba“ visitirt die Spinnstuben, und die „Sternsinger“ ziehen in ihren Lodenmänteln, Hirten- und Dreikönigslieder singend, von Haus zu Haus. Schon während des Advents zogen übrigens an den drei Donnersatgen vor dem Christfest die „Klöklerbuabn“ singend in den Dörfern herum, oder es ließen die „Töllgersinger“ ihre Arien erschallen.

So vergeht und schließt die geheimnißvolle heilige Weihnachtszeit unter dem Volke auf dem Lande und in den Bergen Kärntens. Möge dasselbe sowie alle andern Feste des Volkes stets fortbestehen, damit sich Schiller's Worte erwahren, der da singt:

„Es soll der Feste Glanz und Schmuck
„Durchzieh'n das Leben, Frohsinn uns bewahren,
„Von Sorgen lösen, vor der Mühe Druck,
„Und fest vereinen die getrennten Schaaren."

Aus unserm Album.

Zitherschlag.

Wenn zum Thal das Frühroth dringt,
Und die Lerche jubelnd singt:
Daß vorbei die stille Nacht,
Daß der junge Tag erwacht:
Dann greif' ich beim Morgenläuten
Leis in meiner Zither Saiten.
Lerchensang,
Glockenklang,
Zitherschlag
Grüßen froh den jungen Tag!

Wenn die Sonne scheidend flieht,
Und der Abendhimmel glüht;
Wenn das Reh am Waldbach äst,
Und die Lerche sucht ihr Nest:
Dann greif' ich beim Abendläuten
Leis in meiner Zither Saiten.
Glockenklang,
Froher Sang,
Zitherschlag
Rufen: Lebewohl dem Tag!

Alfred Moschkau.

Wildalpen.

Wie gerne ruht in deinem stillen Frieden,
Mein Alpenthal, der müde Wandrer aus;
Vom Streite der verworrnen Welt geschieden,
Ist's ihm, als fänd' er hier ein Vaterhaus.

Auf helle Matten schauen dunkle Fichten
Wie ernste Männer auf der Jugend Lust,
Indeß empor das Haupt die Alpen richten
Wie Greise, ihres nahen Ziels bewußt.

In jedem Gärtchen springt ein muntrer Bronnen
Und spielt mit seinem hellen Wasserstrahl,
Und bunt gefärbte Schmetterlinge sonnen
Und wiegen sich auf Blüthen ohne Zahl.

Hernieder von den starren Felsen gießen
Die Bäche die krystallne Fluth, so rein
Wie Reuethränen, welche reichlich fließen
Aus einer Brust, die hart erschien wie Stein.

Ein Kirchlein ist in diesem stillen Grunde
Der schmerzenreichen Mutter eingeweiht;
Denn mit dem Schmerze steht der Mensch im Bunde,
So lang er wandelt in der Prüfungszeit.

Doch ist der Schmerz gesellet hier dem Frieden,
Mit Süße ist gemischt der Wermuthsaft;
Vom Eigenwillen rein und abgeschieden
Verklärt zur Wehmuth sich die Leidenschaft.

Josepha v. Hoffinger.

Am Königssee.

O Königssee, als Spiegel wiederstrahlend
Das Angesicht der herrlichen Natur,
Auf klaren Wellen Erd und Himmel malend,
Vom Paradies hienieden eine Spur!

In deiner Schönheit wundervollem Glanze
Erscheinest du in ernster Majestät,
Gekrönet von der Berge stolzem Kranze,
Von reiner Lüfte Himmelshauch umweht!

Des Watzmanns Zackenhaupt im schnee'gen Schimmer,
Der Alpen hehre, königliche Pracht,
Und, ernst im Frühling wie im Herbste immer,
Am Felsenhang der Tannenwälder Nacht;

Der Erde Schönheit, wie des Himmels Sterne,
Du strahlest beide wieder ernst und mild;
Der Wunsch, sie zu ergreifen, bleibt dir ferne,
Ihr Schatten bist du nur, ihr flüchtig Bild.

So gleichest du der klaren Dichterseele,
Die Gott zum Spiegel seiner Schöpfung schuf;
Nicht, daß sie selbst darin ein Gut sich wähle,
Ein Abglanz nur zu sein ist ihr Beruf.

Josepha v. Hoffinger.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalt des neunten Bandes.

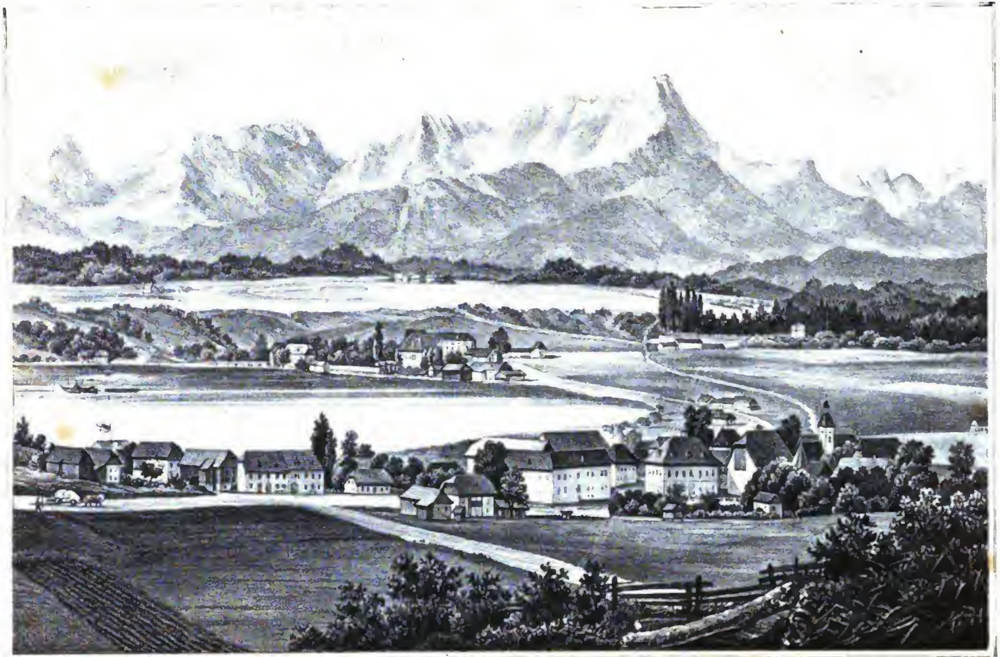
Größere und kleinere Artikel.

Alpine Lesefrüchte.

Aus unserm Album (Poetisches).

Kunstbeilagen.

(Text zu den beiden letzten Bildern s. Alpenfreund Band III, Heft 1 2c.)



Velden am Wörthersee.

Im Verlag von **Eduard Amthor in Gera** (alpine Branche) sind erschienen:

Amthor, Dr. Eduard, **Tiroler-Führer.** Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des Bayerischen Hochlands, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärntens und Italiens. Dritte Auflage. Ausgabe 1876. 8. Textausgabe in rothem Calico gebunden 4 Mark 50 Pf.; Kunstbeilagen (19 Karten, Panoramen, Stadtpläne ꝛc.) elegant broschirt 4 Mark 50 Pf. — Beide Werke werden separat verkauft.

Amthor, Dr. Eduard, **Bozen und Umgebung.** Ein Führer durch die Stadt und auf kleineren und größeren Ausflügen, für Fremde und Einheimische. Mit Umgebungskarte (1:100000) und Stadtplan. 1872. Klein Octav. Cartonnirt 1 Mark 80 Pf., in rothem Calico gebunden 2 Mark.

Amthor, Dr. Eduard, und **Jabornegg,** Markus Freiherr von, **Kärntner-Führer.** 2. Auflage. 1876. 8. 4 Mark.

Auer, Emil, **Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung.** Eine systematische Anthologie alpiner Poesien (Allgemeines; Bayerisches Hochland, Salzburg und Salzkammergut, Steyermark, Kärnten, Tirol, die Schweiz). 1872. 8. In Prachteinband mit Goldschnitt 6 Mark.

Barth, H. v., **Aus den nördlichen Kalkalpen.** Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontal-Projectionen, nach Originalskizzen des Verfassers. 1874. 8. Cartonnirt 16 Mark.

Herbst-Tage im Berner Oberlande. 1872. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf.

Hofmann's, Karl, **Gesammelte Schriften** alpinen und vermischten Inhalts. Herausgegeben von Joh. Stüdl. Groß Octav. 1871. Brochirt 3 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Grüße aus Tirol.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Die Saligen.** 1876. 8. Brochirt 1 Mark.

Kurtz, Führer durch die Dolomitgruppen von Enneberg, Sexten, Schluderbach, Ampezzo, Buchenstein ꝛc. 1874. 8. Elegant brochirt 1 Mark 50 Pf.

Lergetporer's Panorama des Keller-Jochs bei Schwaz in Tirol. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Moser, Peter, **Aus den Alpen.** Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben. 1874. 8. Elegant brochirt 2 Mark.

Pichler, Adolf, **In Lieb' und Haß.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Pichler, Adolf, **Der Hexenmeister.** 1872. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Pichler, Adolf, **Marksteine.** Erzählende Dichtungen. 1874. 8. Elegant brochirt 3 Mark.

Pichler, Adolf, **Ueber Jahr und Tag.** 1873. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Schneller, Christ., **Eldorado.** Episches Zeitgedicht. 8. 1871. Brochirt 1 Mark.

Schneller, Christ., **Die romanischen Volksmundarten Südtirols.** Band I. 1870. 8. Brochirt 6 Mark.

Stüdl's Panorama vom Matrei-Kalser Thörl. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Zingerle, Gebr., **Kinder- und Hausmärchen aus Tirol.** Zweite Auflage. 1870. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf., cartonnirt 1 Mark 80 Pf.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Der Alpenfreund.

Blätter für Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt

in

populären und unterhaltenden Schilderungen

aus dem

Gesammtgebiet der Alpenwelt

und mit

praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern

herausgegeben

von

Dr. Ed. Amthor,

Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des Herzoglich-Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstlich-Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführers", Mitverfasser des „Kärtnerführers", Ehrenmitglied des Gabelsberger Stenographenvereins und des Kaufmännischen Vereins zu Gera rc.

Zehnter Band.

Mit 9 Kunstbeilagen

(7 Landschaften, 2 Portraits).

Gera

Eduard Amthor.

1877.

X. Band, 1. Heft. Jährlich 1 Band.





DER

Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung
von
Alpenkunde unter Jung und Alt
in
populären und unterhaltenden Schilderungen
aus dem
Gesammtgebiet der Alpenwelt
und mit
praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern
herausgegeben
von

Dr. Ed. Amthor,

Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer“, Mitverfasser des „Kärtnerführers“ 2c.

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.





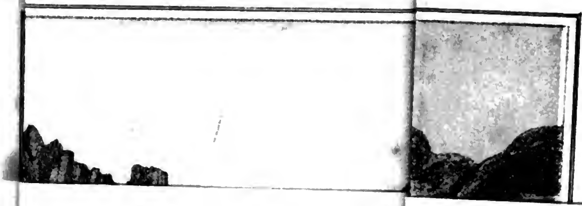
Gera
Eduard Amthor.
1877.

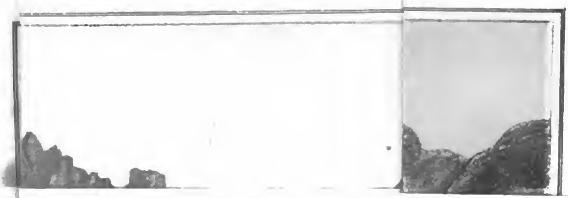
Ein Band à 6 Hefte à Heft 1 Mark.

Inhalt des ersten Heftes des zehnten Bandes.

Hierzu **eine Kunstbeilage:**

Die Schwarzensteinalpe im hintern Zillerthal, nach einer Originalzeichnung von A. Ziegler. (Tondruck.)





Eine Bergfahrt auf den Olperer.

Von **Ferd. Löwl.**

Es war am 21. Juli 1876, als ich von Jenbach herkommend das reizend anmuthige Zillerthal in einem schweren Omnibus des Zeller Postmeisters Strasser hinauffuhr. Ich bin umsoweniger gewillt, eine Stellwagenjeremiade anzustimmen, als die Unannehmlichkeiten der Fahrt nicht gerade unerträglich genannt werden konnten und überdies durch die Reize der lieblichen Gegend reichlich aufgewogen wurden. Stolz ragt die zu dieser Jahreszeit noch ganz in Schnee und Eis gehüllte, schlanke Pyramide der Ahornspitze in den freien Aether, bald treten auch die ernste Gestalt des Tristner und die fernen Schrofen des Ingent mit dem vergletscherten Ingentkare in das herrliche Landschaftsbild, welches sich in Zell am Ziller vor uns entrollt. Namentlich die Ahornspitze blickte so selbstbewußt und unnahbar auf uns arme Sterbliche herab, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen. Dem Entschlusse folgte unmittelbar die Ausführung. Nachmittags 3 Uhr kam ich in Maierhofen, diesem traulichen Alpenwinkel an, Abends befand ich mich bereits in der Karhütte oberhalb der Fellenbergalm, und am 22. Juli begrüßte ich das aufgehende Tagesgestirn von der aussichtsreichen Spitze.

Ich hatte das Zillerthal noch nie gesehen und kam heuer mit der bestimmten Absicht hierher, alle seine versteckten und so selten besuchten alpinen Heiligthümer genau kennen zu lernen. Ueber den plastischen und geognostischen Aufbau seiner Berge war ich in Folge meiner eingehenden Winterstudien so ziemlich im Klaren, es handelte sich jetzt darum, dieser steifen und todten Materie durch die unmittelbare Anschauung Leben einzuhauchen. Die Ahornspitze hatte meine Erwartungen nicht erfüllt; sie ist ein Aussichtspunkt par excellence, einen befriedigenden Einblick in die orographische Gliederung der Zillerthaler Gebirgsgruppe kann sie jedoch nicht gewähren. Einen solchen konnte ich nur vom Greiner oder vom Olperer erwarten; diese Ueberzeugung wenigstens verdankte ich der Aussicht von der herrlichen Spitze.

„Greiner und Olperer!“ war jetzt die Losung. Bevor ich mich aber dazu anschicken konnte, meinen Vorsatz auszuführen, mußte ich die Ankunft Stephan Kirchler's aus Luttach im Tauferer Thale abwarten, den ich mir zum Begleiter auf meinen Hochgebirgstouren auserkoren. Die nächsten zwei Tage ver-

gingen mir ungemein rasch in der angenehmen Gesellschaft des bekannten Herrn Oberförsters Hochleitner und seines Forstassistenten, Herrn Fünkh, des anerkannten Lieblings aller Zillerthaler und Zillerthalerinnen von Zell bis zum Breitlahner.

Am 25. Nachmittags machte ich in der Hoffnung, meinen zukünftigen Führer zu begegnen, einen Spaziergang gegen den Hochsteg. Hinter dem Weiler Haus sah ich denn auch bald eine Gestalt heranwandeln, welche sich durch ihre Pusterthaler Tracht sofort verrieth. Das war mein Mann! Der erste Eindruck ist nicht besonders günstig; Kirchler ist von der kleineren Mittelgröße, schmächtig gebaut, sein Angesicht strahlt von Frohsinn und Gutmüthigkeit — kurz, man möchte alles eher hinter ihm vermuthen als einen so verwegenen Bergsteiger, wie wir ihn noch kennen lernen werden.

Mochte ihm mein alpin-vernachlässigter Anzug verdächtig vorkommen, mochte er in meinem Auge ein besonderes Interesse an seiner Persönlichkeit lesen — er blieb vor mir stehen, musterte mich noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen und richtete dann, von dem Resultate seiner physiognomischen Studien, wie es schien, befriedigt, die Frage an mich: „Sind Sie der Herr L.?" Nach der offiziellen Vorstellung meinerseits legte der gute Bursche eine so heitere Liebenswürdigkeit an den Tag, daß ich ihn gleich in den ersten Momenten unseres Zusammenseins lieb gewinnen mußte. Aus dem Führerbuche, welches er mir sofort vorlegte, ersah ich, daß er die hervorragendsten Spitzen des Zillerthaler Hauptkammes, der Venediger- und Riesenferner-Gruppe ein- oder mehr Mal bestiegen hatte; am meisten interessirten mich die Touren, auf denen er Herrn Harpprecht begleitete: Simony-, Röth-, Keilbach-Spitz u. s. w.

Plaudernd kehrten wir nach Maierhofen in's „Neuhaus" zurück, dessen freundlichen Wirthsleuten ich die schwierige Aufgabe stellte, den Hunger und Durst meines Begleiters zu stillen. Der arme Junge hatte einen tüchtigen Tagemarsch hinter sich; war er doch von Luttach über das Hornkees in den Zemmgrund herübergestiegen und den Dornauberg herabgewandert, ohne sich irgendwo aufzuhalten.

Am nächsten Morgen schritten wir beide, mit unseren Rucksäcken bepackt, dem Hochsteg zu. Den Eindruck zu schildern, welchen die unheimlichen Schönheiten der Dornaubergklamm auf mich machten, kann ich meiner bescheidenen Feder unmöglich zumuthen. Vom Hochsteg erreicht ein mittelmäßiger Fußgeher Ginzling in 2 Stunden, wir benöthigten ihrer fünf; so sehr fesselte der düstere Zauber dieser Bergschlucht meine Aufmerksamkeit. In Ginzling kehrten wir auf kurze Zeit im Wirthshause des schweigsamen Felix Kröll ein. Ich hatte später während einer in seiner Gesellschaft unternommenen Besteigung des Riffler Gelegenheit, in ihm einen höchst angenehmen Begleiter kennen zu lernen; im ersten Augenblicke aber macht sein verschlossenes Wesen einen entschieden ungünstigen Eindruck.

Nach kurzem Aufenthalte setzten wir unsere Wanderung auf dem rechten Ufer des Zemmbachs fort. Der angenehme Fußweg läuft mit geringen Unterbrechungen eben dahin bis zum Roßhaagstege, während der von den Einheimischen ausschließlich benutzte am linken Ufer außerordentlich unbequem angelegt ist. Es zeigt sich hier wie an so vielen anderen Orten die Gleichgültigkeit der Aelpler gegen die Beschaffenheit ihrer Kommunikationen; es fällt ihnen gar nicht ein, wegen $^1/_4$ Stunde Steigens ihren altgewohnten Weg zu verlassen und einen bequemeren und dabei nicht längeren einzuschlagen. Um 1 Uhr Mittags standen wir vor dem Alpenhôtel Roßhaag*), welches ich als Standquartier und Ausgangspunkt meiner Exkursionen wählte. Aufrichtig gestanden — es kostete einen harten Strauß, ehe der Egoismus in meinem Innern von dem Wunsche besiegt wurde, den Besuchern des herrlichen Zillerthals durch praktische Winke das Reisen und den Aufenthalt in demselben möglichst angenehm zu machen. Bis jetzt war ich der Einzige, welcher längere Zeit in Roßhaag verweilte, und in schwachen Stunden bin ich egoistisch genug, zu hoffen, daß ich auch im nächsten Sommer wieder einsame und ungestörte Tage in jenem trauten Häuschen verleben werde. Es ist das Eigenthum der Familie Fankhauser, deren Oberhaupt „Jörgel" als der beste Steiger weit und breit bekannt und berühmt ist. Sein „Bua", David, ein ächter Sohn des Gebirgs, hat alle Anlagen zu einem ausgezeichneten Führer: er ist ein tüchtiger Bergsteiger, findet sich unter allen Verhältnissen zurecht und legt seinem Herrn gegenüber bei jeder Gelegenheit eine wahrhaft rührende Aufmerksamkeit an den Tag. In den letzten Tagen des August wanderte ich mit ihm über das Pfitschjoch nach St. Jakob, um in seiner Begleitung den Hochfeiler zu besteigen. Trotzdem, daß keiner von uns Beiden das Gliederthal und den weiteren Anstieg auf die Spitze kannte, gelang es uns doch, ihr bis auf $^1/_2$ Stunde nahe zu kommen. Durch ein plötzlich hereinbrechendes Unwetter wurden wir jedoch im Angesichte des höchsten Punktes zum schleunigsten Rückzuge gezwungen, den wir merkwürdiger Weise trotz unserer Terrainunkenntniß ohne den geringsten Unfall bewerkstelligten. Diese allerdings verunglückte Tour ließ David's Führertalent im hellsten Lichte erscheinen. Aber auch das schöne Geschlecht ist in Roßhaag glänzend vertreten durch die aufmerksame Wirthin und die 4 Töchter Jörgels, schlanke, hübsche Zillerthalerinnen voll Munterkeit und Lebenslust. Somit hätte ich den freundlichen Leser mit den Insassen meines Hauptquartiers bekannt gemacht und brauche nur noch die Versicherung hinzuzufügen, daß sich ein jeder Fremde, wenn er nicht von einer angelsächsischen Ungemüthlichkeit ist, in dieser liebenswürdigen und äußerst zuvorkommenden Familie sofort heimisch fühlen wird.

Nachdem ich mich häuslich eingerichtet hatte, erkundigte sich David, ob ich nicht einmal beim Schnapsbrennen zuschauen wolle. Ich erklärte mich natürlich sofort bereit, und als ich in's Freie eilte, schleppten die vier Schwestern bereits

*) Nicht: Roßsack, wie Sonklar schreibt.

ihre Körbe mit Moosbeeren (Schwarzbeeren), deren Saft auf chemischem Wege in Schnaps verwandelt werden sollte, die steile Bergwiese der rechten Thalwand hinan. In einer plötzlichen Aufwallung von Mitleid und Galanterie kam mir der unglückselige Gedanke, der jüngsten, Philomena, ihre Bürde abzunehmen. Sie zierte sich nicht lange, und bald hatte ich das Vergnügen, den wenigstens 50 Kilogramm schweren Korb zu dem überhängenden Fels hinaufzutragen, unter welchem der Brennapparat aufgestellt war. Zuvor aber galt es noch ein Hinderniß in Gestalt eines Zaunes zu bewältigen. Anstatt die Querstangen herabzuwerfen, wollte ich mich seitwärts, wo der Bach in raschem Laufe und kleine Wasserfälle bildend zu Thal stürzt, vorbeidrängen. Aber die Stange, welche ich umklammert hielt, gab nach, und ich stürzte mit meinem Korbe rücklings eine Klafter tief in den Bach hinab. Der Korb war mein Panzer, ohne ihn hätte ich mich an dem Felsblocke, auf den wir beide fielen, ernstlich beschädigt. Schnell raffte ich mich auf, staunte im ersten Momente über die Solidität meiner Wirbelsäule, verwünschte im zweiten meine unzeitgemäße Galanterie und sah endlich zuletzt nach den Moosbeeren, welche sich zwischen den Steinen des Baches ansammelten. Unter „Jesus-Maria- und Joseph-Rufen“ kamen jetzt die „Diandeln“, denen mein theatralisches Verschwinden keinen geringen Schreck eingejagt hatte, herangesprungen, um meine zerschmetterten Glieder zu sammeln; als sie mich aber vollständig unversehrt fanden, wurde ich selbstverständlich der Gegenstand ihrer ungenirtesten Heiterkeit. Da es zu regnen begann, wurde das Schnapsbrennen auf den nächsten Tag verschoben und ein fluchtartiger Rückzug nach Roßhaag angetreten. Hier verging der Abend im lustigsten Geplauder; zwei der Schwestern, Katharina und Rosina, hatten vor einem Jahre als Mitglieder einer Zillerthaler Sängergesellschaft ganz Deutschland durchstreift und wußten jetzt viel zu erzählen von ihren Irrfahrten. Die geographischen Vorstellungen, welche sie von den durchreisten Ländern hatten, erwiesen sich bei dieser Gelegenheit als ebenso unklar und verschwommen wie die Homers von den Gestaden und Inseln des mare internum.

Am nächsten Morgen sollte die Greinertour unternommen werden. Da wir schon auf der Zunge des Gletschers, welcher vom Talgenkopf herabfließt, durch einfallenden Nebel gezwungen wurden, von unserem Vorhaben abzustehen, glaube ich dieses verunglückte Unternehmen namentlich im Hinblick auf die eingehenden Ausführungen des Herrn Zöppritz*) stillschweigend übergehen zu dürfen.

Jetzt kam der Olperer an die Reihe!

Bei dem ungünstigen, mehr als veränderlichen Wetter, welches um diese Zeit wol so manchen Gebirgsfreund zur Verzweiflung gebracht haben dürfte, machte ich mir wenig Hoffnung auf eine befriedigende Lösung meiner Aufgabe. Wie groß war daher meine und Kirchler's Freude, als wir Sonntag den 29. Juli

*) Zeitschrift des D. A.-V. 1874, 1. Heft, S. 53.

5 Uhr Morgens schlaftrunken und mißmuthig in's Freie traten und einen vollkommen wolkenlosen Himmel in strahlender Bläue über Berg und Thal ausgespannt sahen! Der Vormittag verging viel zu langsam für unsere Ungeduld; um 3 Uhr endlich verließen wir nach herzlichem Abschiede das gastliche Roßhaag. Der Steig läuft eben am linken Ufer des Zemmbaches dahin, windet sich nach einigen Minuten den gewaltigen Schuttkegel hinan, welcher von der Mündung des Birglbergkars bis auf die Thalsohle herabhängt, und führt dann steil hinab zur Kaserleralm, bei der uns einer der imposantesten Berge des Zillerthales entgegentritt: der große Greiner!

Anstatt die Brücke zu überschreiten, blieben wir am linken Ufer und geriethen schon nach $^1/_4$ Stunde, als wir einen Umweg vermeiden wollten, in einen wahren Urwald; bald mußten wir uns durch dürres Reisig hindurcharbeiten, bald über verfaulte Baumstämme hinwegschreiten, dann sanken wir wieder tief ein in den morastigen Boden, und so ging es fort bis zur Klausalpe, welche wir jedenfalls viel eher erreicht hätten, wenn wir auf dem breitgetretenen Breitlahner Wege geblieben wären. Der sogenannte Pfitscher Schinder war bald überwunden; nach wenigen Minuten traten wir aus dem Walde heraus und hatten nun „die grasige Wand" zu überschreiten, eine mit der üppigsten Vegetation bedeckte Schutthalde, welche sich von den Abstürzen des Riffler bis zum Bache hinabzieht. Links neben dem Spiegelkopfe, der letzten Erhebung des Greinerkamms, erscheinen der Thurnerkamp und einige Hornspitzen. Unheimlich ist der Blick in die finstere Klamm, durch welche der Zamserbach, von gewaltigen, senkrecht aufgerichteten Gneißschichten eingeengt, donnernd hinabstürzt gegen Breitlahner.

In $^1/_2$ Stunde erreicht man die Wesendlealm*), 4800′ ü. M.; die Fortsetzung des Weges bis zu den Zamser Hütten bietet wenig landschaftliche Reize; der Thalboden ist breit, von Alluvialschotter überschwemmt, und wird nur dort, wo Seitenkare ausmünden, durch die tief herabhängenden Schuttkegel eingeengt. Die höheren Berge sind unsichtbar, da ihre weit vorgeschobenen Füße steil und rideauartig gegen die Thalsohle abstürzen. Wir wandern durch eine öde, sterile Wildniß; alles spricht dafür, daß wir uns bereits in ansehnlicher Höhe befinden, nicht mehr weit entfernt von der Grenze des Baumwuchses.

Um $5^1/_2$ Uhr hielten wir unseren Einzug in die Zamser Hütte, in welcher außer einem Jungen mit 12 Jahren und einem städtischen Adonis im Alpenkostüme kein menschliches Wesen zu erblicken war. Die Sennen hatten einen Kirchgang nach Dornauberg unternommen, und da sich auf ihrem Heimwege drei Wirthshäuser befinden, konnte man ihre Rückkehr heute nicht mehr erwarten. Der „Bua" brachte uns, ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, eine ungeheuere Schüssel Milch, während sich sein Gesellschafter höchst förmlich als Supplent am Gymnasium zu Innsbruck vorstellte und mir im Laufe der Unterhaltung

*) Sonklar schreibt fälschlich: „Messindlalm".

seinen ganzen Lebensplan mittheilte; selbstverständlich wollte er sich nicht mehr lange mit „bengelhaften Schuljungen herumschlagen", sondern sprach die Absicht aus, sich nächstens als Privatdozent an der Universität zu habilitiren. Jetzt in den Ferien führte er ein beschauliches und nach innen gekehrtes Dasein: acht Tage hatte er als Eremit in der Schwarzensteinalpe gehaust, eine weitere Woche in Waxegg, von wo ihn die Keckheit des Schafhirten vertrieben, kurze Zeit verweilte er auch in der Klausalpe, und von hier übersiedelte er endlich in seinen jetzigen Aufenthaltsort. Wirthshäusern ging er mit eiserner Konsequenz aus dem Wege.

Schon um 7½ Uhr suchten wir den Heustadel auf, um uns durch einen möglichst langen Schlaf für die morgigen Anstrengungen zu kräftigen. Heu war in Hülle und Fülle vorhanden, der Bua sorgte überdieß durch Herbeischaffung von soliden Decken für einen unerwarteten Komfort — kurz das Nachtlager unterschied sich auf höchst vortheilhafte Weise von den meisten, welche ich bisher im Gebirge zu beziehen gezwungen war. Um 3½ Uhr Morgens mußte mich Kirchler beinahe mit Gewalt aus dem Heu hervorziehen; wie schnell verflüchtigte sich aber meine Schlaftrunkenheit, als ich aus dem Stadel hervorkriechend den großartigen Thalschluß von Schlegeisen in der blassen aber scharfen Beleuchtung der Morgendämmerung erblickte! In wenigen Augenblicken waren wir marschfertig, da wir, um Zeit zu ersparen, auf ein warmes Frühstück verzichteten. Der Bua hatte uns den Weg, welchen wir in's Rippenkar einschlagen mußten, ziemlich ausführlich beschrieben und gab uns jetzt zum Abschiede noch die tröstliche Versicherung, daß wir jedenfalls einige Mal von demselben abirren würden.

Man verfolgt anfangs den Steig, der zum Pfitschjoch hinaufführt, schwenkt nach 5 Minuten rechts ab, überschreitet eine morsche, schwankende Brücke und — der Weg ist verschwunden. Erst nach längerem, in dem finsteren Walde recht mißlichem Suchen stießen wir auf die bescheidenen Anfänge eines Kuhsteiges, welcher uns im Walde, ziemlich steil ansteigend, in Zickzacklinien emporführte. Das Rippenthal zeichnet sich nämlich, wie alle Thäler des Tuxer Kammes mit östlicher Exposition, durch energische Stufenbildung aus. Die unterste Stufe, mit welcher es sich ungemein steil auf die Terrasse von Zams herabstürzt, hat mindestens eine Höhe von 400 M. Hat man sie überwunden, so befindet man sich in dem öden, mit Steingerölle übersäten Rippenkare, welches mit noch immer bedeutender Neigung (15°) bis zur nächsten Stufe emporzieht, oberhalb welcher die Zunge des großen Rippengletschers erscheint. Die geschilderten Terrainverhältnisse gestatten keinen Ausblick auf den Olperer, welcher der Karte nach weit gegen West-Nord-West zurückgeschoben sein muß.

Der arme Kirchler stand rathlos da: wußte er ja nicht einmal, in welcher Himmelsrichtung er den Olperer eigentlich zu suchen habe. In dieser Verlegenheit kamen mir die allerdings etwas gar zu aphoristischen Andeutungen P. Grohmann's zu Statten. „Der Weg führt durch die Riepen hinan, entlang der so markirten Schneide, welche Riepen und Unterschrammach trennt, eine Zeitlang

auf derselben, dann über dieselbe und theils auf der Schrammacher-Seite, theils auf dem Grate, an den plattigen Wänden des Olperer hinan auf die höchste Spitze." (Zeitschrift des D. A.-V. 1871, 1. Heft.) Das ist so ziemlich alles, was wir von Herrn Grohmann über die einzuschlagende Richtung erfahren. Ich faßte demnach den Entschluß, aus dem Rippenkare in beinahe direkt westlicher Richtung auf den Grat, der uns von Unterschrammach trennt, loszugehen, seine Kammlinie zu gewinnen und von einem günstigen Uebersichtspunkte aus die Fortsetzung des Weges zu rekognosziren. Da das nördliche Gehänge der oben erwähnten Schneide zu unterst eine Steigung von 20°, weiter oben aber von 36° hat und durchaus von mächtigen Kanten bedeckt ist, war unsere Aufgabe eine ziemlich anstrengende. Nach einstündigem, scharfem Ansteigen standen wir auf dem Kamme und zugleich vor einem überwältigenden Gebirgsbilde: blickten wir gegen Südosten, so erschloß sich uns der unbeschreiblich großartige Thalschluß von Schlegeisen, dessen Hintergehänge, Mösele, Ewis, Weißzint und Hochfeiler von den Strahlen der eben aufgehenden Sonne beleuchtet wurde; weiter gegen Norden ragten die Bergriesen des Schwarzensteingrundes auf, und im Nordwesten winkte unser heutiges Ziel, der massige Olperer. Der Felsgrat, welcher zu seiner höchsten Spitze emporzieht, macht einen so harmlosen Eindruck, daß Kirchler meinte: „Auf den Berg will ich eine Kuh hinauftreiben, der Olperer muß der dort sein!" Dabei deutete er auf den Schrammacherspitz, dessen unvergleichlich elegante Gestalt beinahe Zweifel an seiner Ersteigbarkeit erregen könnte.

Nur durch Entfaltung der glänzendsten Beredtsamkeit gelang es mir endlich, meinen Begleiter von der Identität des Olperer mit dem Berge nordwestlich unseres Standpunktes zu überzeugen. Ueber den Weg, welchen wir weiter einzuschlagen hatten, konnte nicht der geringste Zweifel mehr auftauchen. Wir mußten so lange als möglich auf der Kammlinie vordringen, dann schräg auf das Firnfeld des Rippengletschers hinabsteigen, über dasselbe hinweg dem Schneedome zusteuern, der sich unterhalb des gegen Ost-Nord-Ost streichenden Olperergrates befindet, und endlich über diesen selbst die höchste Spitze zu erreichen trachten. Unsere Rast hatte 10 Minuten gedauert, wir waren orientirt, ich gab daher das Zeichen zum Aufbruch. Das Klettern auf der Kammhöhe stellte sich bald als so zeitraubend heraus, daß wir es vorzogen, unter derselben über vorzüglich gangbare Felspartien und hie und da eingebettete Schneelager vorzudringen. Nach ungefähr $^3/_4$ Stunden betraten wir den Rippengletscher, etwas unterhalb des sanftgewölbten Schneerückens, welcher ihn vom Schrammachkeese trennt.

Es war erst 7 Uhr Morgens, und doch zeigte sich der Firn schon jetzt so erweicht, daß wir bei jedem Tritte bis über die Knöchel einsanken. $1^1/_2$ Stunde dauerte dieser unangenehme und ermüdende Anstieg über die steile Schneehalde, deren mittlerer Böschungswinkel 30° beträgt. Endlich wurde der Schneedom erreicht, welcher sich jetzt als die Fortsetzung des Olpererkammes darstellte. Wir

stehen auf dem Endpunkte der Expedition Ruthner's, welche bekanntlich 1866 von Schmirn aus unternommen wurde. Ich will gerne zugeben, daß die Felspartien, welche sich einem weiteren Vorwärtsdringen entgegenstellen, nicht gerade einladend aussehen, wie sie aber einen erfahrenen Bergsteiger nach einer jedenfalls nur flüchtig ausgeführten Rekognoszirung sofort zur Umkehr bewegen konnten, ist mir wirklich unbegreiflich. Ohne Zweifel war Herr Dr. Ruthner durch den langen und anstrengenden Marsch über das Wildlahnerkees und die Firnfelder der Gefrorenen Wand schon in hohem Grade ermüdet und abgespannt, und überdieß von Führern begleitet, in deren Muth und Ausdauer ich gelinde Zweifel setzen möchte.

Kirchler besann sich vor der senkrechten Wand, welche uns den Weg verversperrte, nicht einen Moment; rechts war ein Vorbeikommen absolut unmöglich, nun — so mußte es eben auf der anderen Seite versucht werden. Ungefähr 50 Schritte kann man, die Ritzen in den prallen Felswänden benutzend, ungehindert fortklettern, dann aber steht man plötzlich in einem engen Kessel, aus welchem nur durch eine ungefähr 5 M. hohe Felsspalte auf den Grat zu gelangen ist. Kirchler schlüpfte sofort hinein und arbeitete sich, den Eispickel auf ähnliche Weise wie das Wallroß seine Zähne benutzend, in kurzer Zeit hinauf. Ich war mit einem 7′ langen, unbedingt verläßlichen Bergstocke bewaffnet, welcher mir anfangs die besten Dienste leistete. In der Mitte des engen Couloirs fühlte ich mich aber plötzlich festgeklemmt und konnte, da ich bedeutend breitschulteriger bin als Kirchler, weder vor, noch rückwärts. Schnell nahm mir dieser meinen Stock ab, und vorsichtig — unter mir stürzte der Kamm mit einer mittleren Neigung von 65° auf die Firnen des Schrammagletschers — zwängte ich mich wieder durch die Spalte hinab. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als mit Händen und Füßen nach Stützpunkten in dem Kamin zu suchen und dabei den Oberkörper außerhalb desselben zu halten. Nach einigen Augenblicken stand ich an der Seite Kirchler's. Von nun an konnten wir ungefähr 1/4 Stunde über die obersten, wild zerscharteten Schrofen der Schneide fortklettern, dann aber stellte sich uns ein neues Hinderniß in Gestalt eines überhängenden, genau 2 M. hohen Felsblockes entgegen. Unmittelbar vor demselben verengt sich der Grat bis auf 1/3 M. und stürzt links in vollkommen glatten, unnahbaren Platten nach Unterschrammach hinab, während rechts eine 60° geneigte, mit einer 2″ dicken Lage von Neuschnee bedeckte Eiswand auf die Gefrorene Wand hinabschießt.

Kirchler sagte, über den Schrofen komme er nicht hinauf, er wolle daher den Uebergang über die Eiswand versuchen. Als ich ihm vorschlug, auf meine Schultern zu steigen und sich so auf den Block zu schwingen, sah er seine nichts weniger als zierlichen Nagelschuhe an und — lachte. Im nächsten Momente hieb er sich schon mit seinem Eispickel Fußtapfen in den Firn und trat seine ungemüthliche Wanderung an; bald aber kam er auf das blanke Eis und mußte nicht nur den Schnee, sondern auch dieses selbst vom Felsen losschlagen, um

mit einiger Sicherheit auftreten zu können. Ich untersuchte inzwischen nochmals den fatalen Schrofen. Hätte ich auf seinem oberen Rande nur eine Ritze für meine Finger entdeckt, so wäre es mir als Turner ein leichtes gewesen, mittelst einer Ruckstemme hinaufzukommen. Es fand sich jedoch nicht der geringste Anhaltspunkt, so daß ich mich, da ich Kirchler nicht folgen wollte, schließlich zu einem letzten Mittel entschließen mußte. Der Bergstock wurde an den Felsen angelehnt, der Stachel in eine Ritze des schmalen Felsbandes getrieben, und über den so hergestellten Kletterbaum arbeitete ich mich rasch in die Höhe. Kaum tauchte mein Kopf über den oberen Rand empor, als mich auch Kirchler schon buchstäblich „beim Kragen" packte und vollends hinaufzog. Nunmehr hatten wir das letzte Hinderniß überwunden, noch wenige Schritte über den hier vereisten Grat, und wir standen auf der höchsten Spitze, fünf Stunden nach unserem Aufbruche aus Zams. Herr Grohmann veranschlagt die zur Besteigung erforderliche Zeit auf ungefähr 4 Stunden. Schon damals hielt ich dies in Anbetracht der bedeutenden horizontalen und vertikalen Distanz zwischen unserer Spitze und der Zamser Terrasse für unwahrscheinlich; meine Ansicht wurde später auch von Josele, Grohmann's Begleiter, bestätigt, welcher mir versicherte, ihre Tour hätte sechs Stunden in Anspruch genommen.

Der Gipfel des Olperer streicht von Nord-Nord-Ost gegen Süd-Süd-West und hat kein ebenes Plätzchen aufzuweisen außer demjenigen, auf welchen Grohmann's Steinmann'l errichtet wurde. In einer Höhlung desselben fanden wir ein kleines Fläschchen mit einem ganz durchweichten Papierklumpen. Dieser wurde sorgfältig getrocknet und ließ dann die mit Bleistift geschriebenen Worte erkennen: „P. Grohmann aus Wien bestieg den Olperer mit Georg Samer und Jak. Gainer am 10. September 1867."

Eine Besteigung, welche angeblich vor zwei Jahren, wenn ich nicht irre, ausgeführt worden sein soll, bleibt zum mindesten unwahrscheinlich, denn erstens glaubt von den Thalleuten Niemand daran, und zweitens fanden wir trotz unseres Nachsuchens nicht das geringste Zeichen, welches darauf schließen ließe, daß Grohmann in den letzten 9 Jahren einen Nachfolger gefunden habe.

Mittlerweile hatte Kirchler seine Vorräthe ausgepackt, und nachdem ich die knurrenden Mahnrufe meines Magens in aller Eile befriedigt hatte, ergriffen wir die Theeflaschen — Wein hatten wir keinen mitgenommen — und brachten den ersten Bergsteiger unserer herrlichen Spitze ein begeistertes Hoch!

Die Rundschau ist von überwältigender Großartigkeit. Seit wir den Gipfel betreten, hatten wir nichts als laute Rufe der Bewunderung und des Entzückens, untermischt mit freudigen Jauchzern!

Bevor ich auf die Details der Fernsicht eingehe, möchte ich eine kurze Auseinandersetzung ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeiten vorausschicken. Als Kulminationspunkt des dem Zillerthaler Hauptkamme parallel streichenden Tuxer Gebirgs gestattet der Olperer einerseits den Einblick in sämmtliche Theile und Kare des ersteren: das wunderbar schöne Schlegeisenthal liegt vollkommen auf-

geschlossen vor unseren Blicken, ebenso das kleine Haupenthal; der Zemmgrund enthüllt seinen prachtvollen Thalschluß, Ingentkar, Gunkel, Floite, Stilluppe und Zillergrund erscheinen durch die eminenten Spitzen ihres Hintergehänges und die beiderseitige Felsumrandung deutlich markirt. Andererseits ermöglicht die bedeutende Elevation unserer Spitze über den Tuxer Kamm und alle seine übrigen Erhebungen einen vorzüglichen Ueberblick der orographischen Verhältnisse dieses so interessanten Gebirgsabschnittes und eine ungemein weite, lohnende Fernsicht.

Der erste Vorzug des Olpererpanoramas ist jedoch unstreitig in den vielen, bald lieblichen und anmuthigen, bald wilden und großartigen Thalansichten zu suchen. In dieser Beziehung dürfte es im Gesammtgebiete der Alpen wenige Rivalen zu fürchten haben. Wenden wir uns gegen Südwesten, so stehen wir staunend vor einem Bilde, „das ebenso bewundert werden würde — sagt Ruthner — wenn es in der Montblancgruppe anzutreffen wäre, als es hier im Zillerthale Bewunderung hervorruft: Schlegeisen!“ Die geringste Drehung gegen Norden — und es erschließt sich uns eine neue Thalansicht, der vorigen an Großartigkeit wenig nachstehend, an Mannigfaltigkeit der Formen sie übertreffend: der herrliche Schwarzensteingrund, neben der Franz-Josefshöhe vielleicht der berühmteste Punkt der deutschen Alpen.

Machen wir jetzt kehrt, so kann sich das Auge von der erdrückenden Größe der früheren Eindrücke erholen, kann die lieblichen Thäler durchfliegen, welche tief in das Thonschiefergebirge eingeschnitten erscheinen, und bei den spärlichen menschlichen Behausungen verweilen, welche hie und da auf der Thalsohle und den freundlichen Matten der Berglehnen verstreut sind. Das Vals-Alpeiner-, das Wildlahner- und das Tuxerthal ziehen mehr oder weniger radial gegen den Olperer heran, um am Fuße desselben unter dem ewigen Eise ihr Ende zu erreichen.

Ich will es gleich bei dieser Gelegenheit versuchen, die Thalpunkte anzuführen, welche von unserer Spitze aus sichtbar sind. Vom Fußstein zweigt sich bekanntlich jener Seitenkamm ab, welcher die Scheidewand zwischen dem Valser- und Wildlahnerthale bildet und im Hager (8478′ Kat.) seinen Kulminationspunkt erreicht. Dort, wo dieser Rücken vom Fußstein herabstürzt und unter die Firnfelder des Alpeiner und Wildlahnerkeeses taucht, kann der Blick hinüberdringen in das Alpeinerthal. Das Hintergehänge desselben und der oberste Theil seiner Sohle ist vollkommen aufgeschlossen, während sein weiterer Verlauf durch den oben erwähnten Seitenkamm (Valser Kamm Sonklar's) verdeckt wird.

Herrlich ist der Blick hinab in's Wildlahnerthal, welches neben Hörping-Schlegeisen der Glanzpunkt des Olpererpanoramas genannt werden muß. Eine Darstellung seiner topographischen Verhältnisse glaube ich im Hinblick auf die genauen Ausführungen Ruthner's*) übergehen zu dürfen. Von der Mündung

*) Dr. Ruthner: „Aus Tirol“. Berg- und Gletscherreisen u. s. w., S. 130.

bei Innerschmirn bis zum Thalschlusse, auf dessen höchster Erhebung wir stehen, liegt dieses herrliche Alpenthal wie eine Reliefkarte unter unserm Standpunkte. Die nordöstliche Umrandung des Wildlahnergletschers bildet der Schmirner Kamm, welcher sich vom Olperer ablöst und, anfangs vereist, in seinem weiteren Verlaufe aber vollkommen aper gegen Nordwest streicht. Jenseits desselben dehnen sich die Firne der Gefrorenen Wand aus, welche mit ihren dräuenden Eisbrüchen, ihren wild zerklüfteten Abstürzen und bizarren Eisnadeln einen imposanten Anblick bietet. Die ungeheuere Mulde zwischen Kaserergrat, Olperer, den Gefrorenen Wandspitzen und Riffler fesselt überhaupt den Blick durch die Mannichfaltigkeit und Wildheit ihrer Terrainformen. Einen lieblichen und ungemein wohlthuenden Kontrast zu diesem beinahe schauerlichen Tummelplatze der elementaren Gewalten bildet der friedliche Thalboden von Hintertux, dessen Kirchlein und Badhaus gar freundlich zu uns heraufblickt.

Es ist in der That merkwürdig, mit welcher Sehnsucht der Gebirgswanderer von der mit Aufbietung aller Kräfte besiegten Spitze hinabblickt zu den höchsten Wohnsitzen der Menschen, zu den Vorposten, welche die menschliche Kultur am weitesten vorschob gegen die feindliche Hochgebirgsnatur mit ihren Schrecken. So oft es Kirchler gelang, sich in den Besitz meines Fernrohrs zu setzen, richtete er es gegen Tux, Schmirn oder die sichtbaren Theile des bevölkerten Sill- und Innthals. Als er die Uhr auf dem Kirchthurme von Hintertux und die Fenster des Badhauses zu erkennen vermochte, kannte seine kindlich naive Freude keine Grenzen mehr. Ich muß gestehen, daß es auch mir um nichts besser erging; während ich mich bemühte, Klarheit in die plastische Gliederung des Kammstückes zwischen Olperer und Lange Wand zu bringen, ertappte ich meinen Blick oft dabei, wie er flüchtig hinabeilte zum friedlichen Hintertux und mit träumerischem Wohlgefallen auf diesem traulichen Erdenwinkel ruhte. Und auch jetzt bei der Schilderung des Gesehenen verweile ich wieder mit Vorliebe und vielleicht allzulange für die Geduld des Lesers bei den — Thalansichten, welche, wie bereits gesagt, die Aussicht von unserer Spitze zu einer so genußreichen machen.

Doch auch der Freund der Naturkunde, besonders der Geologe, wird eine überreiche Entschädigung finden für alle während der Besteigung zu überwindenden Mühen und Gefahren. Die Gegensätze zwischen der centralen Gneiß-, der Uebergangs- und der Kalkalpen-Zone dürften an wenigen Punkten so schroff hervortreten wie auf dem Olperer. Von ganz besonderem Interesse ist es endlich, die Thalbildungen im Gneißgebirge, also Schlegeisen, Zemmgrund u. s. w., mit denen im Thonschiefergebirge zu vergleichen: dort überall vergletscherte Hintergehänge, furchtbar zerschartete, in unzählige Nadeln und Klippen zersplitterte Seitenkämme von unglaublich steilem Abfalle gegen die Thalsohle, diese selbst bald schluchtartig verengt, bald beckenförmig erweitert, mit Alluvialschotter und Schuttkegeln bedeckt — hier breite und fruchtbare Thalböden, allmählich ansteigende, hoch hinauf mit grünen Almen und Matten überzogene Gehänge, sanft geschwungene Kammlinien und schwach gewölbte Gipfel.

Somit hätten wir denn die Hauptvorzüge des Olpererpanoramas, nämlich erstens den weiten Gesichtskreis, zweitens den höchst instruktiven Einblick in die orographische Gliederung der Zillerthaler Gebirgsgruppe, drittens die seltsam kontrastirenden Thalansichten und viertens den günstigen Standpunkt für geologische Studien näher kennen gelernt und können uns jetzt dazu anschicken, die Einzelnheiten der Fernsicht zu betrachten.

Wir beginnen unsere Umschau im Norden und schreiten über Osten, Süden und Westen vor, bis wir wieder zum Ausgangspunkte zurückkehren. Mit genau örtlicher Exposition senkt sich die bereits oben geschilderte weite Mulde, welche als der Beginn des Tuxer Thales anzusehen ist, unter energischer Stufenbildung hinab in den Thalkessel von Hintertux. Westlich ist sie begrenzt vom Schmirner Kamm, welcher im Kaserergrat*) seinen Kulminationspunkt erreicht und im weiteren Verlaufe vom Schmirner Joche überquert wird, östlich vom Tuxer Hauptkamme selbst, welcher vom Olperer in nordöstlicher Richtung steil abstürzt, als flach gewölbter, unauffälliger Schneerücken die Firnfelder der Gefrorenen Wand und des Rippengletschers scheidet und sich dann plötzlich und unvermittelt zu den Gefrorenen Wandspitzen emporschwingt. Während diese beiden Spitzen, an denen der oberste Firn des Tuxer Gletschers hoch emporzieht, durch eine höchst unbedeutende Depression von einander getrennt sind, ist die Scharte zwischen ihnen und dem Riffler ungemein scharf und tief in den Kamm eingeschnitten. Der Riffler selbst präsentirt sich von Südwesten aus gesehen als ein imposantes Felsgerüste mit einem schimmernden Eisdiademe.

Die Besteigung des Olperer mit der der Gefrorenen Wandspitzen und des Riffler zu verbinden, wäre eine großartige Gebirgstour, welche sich jedenfalls in einem Tage ausführen ließe. Wenn der Firn nicht gar zu sehr erweicht ist, kann man wol in 2 Stunden über die obersten Theile des Tuxer Gletschers ohne besondere Anstrengung die Wandspitzen erreichen; bedeutend schwieriger dürfte sich jedoch der Uebergang von hier auf den Riffler gestalten, denn entweder müßte man die obersten Partien des Tuxer Gletschers wieder hinabsteigen, ungefähr 500 M. unter der Kammlinie auf denselben fortwandern, um auf diese Weise den Friesenberger Sattel zu umgehen, und endlich durch eine Felsenklamm auf die Spitze des Riffler hinaufklettern oder von der nördlichen Wandspitze den direkten Abstieg zur Scharte versuchen, von der man den Gipfel über gut gangbare Felsplatten erreichen kann. Dieser unstreitig höchst interessante Uebergang dürfte höchstens 4 Stunden in Anspruch nehmen. Der Abstieg von dem letztgenannten Berge nach Hintertux oder zur Kaserleralm beim Breitlahner erfordert 2 Stunden. Alle diese Zeitangaben sind natürlich nur für gewandte Bergsteiger berechnet.

Von den Bergen, welche in dem Kammstücke: Riffler-Grünberg liegen, treten nur Realspitz und Hollenstein einigermaßen isolirt hervor, die übrigen

*) Ich vermeide alle Höhenangaben, indem ich auf Sonklar's Werk: „Die Zillerthaler Alpen“ verweise.

decken sich von unserem Standpunkte aus gesehen und verschwimmen zu einem unentwirrbaren Chaos. Weiter gegen Norden breitet sich das sanft geformte Thonschiefergebirge zwischen Wipp-, Inn-, Ziller- und Schmirnerthal aus. Seinen allgemeinen Charakter schilderten wir bereits oben; an und für sich betrachtet, ist es langweilig, seine ästhetische Wirkung im Gesammtpanorama des Olperer beruht einzig und allein auf dem Reize des Kontrastes, den es gegen die schroffen Formen der centralen Gneißzone bildet. Die auffallendsten Gipfelbildungen sind: Gamskarspitz, Geierspitz, Sonnspitz, der wegen seiner Aufdringlichkeit von Ruthner für alle Zeiten gebrandmarkte Patscherkofel, ferner gegen Westen die Thorwand und etwa noch der Rastkogel.

Nicht lange vermag der Blick bei den ausdruckslosen Wölbungen und Kuppeln des Uebergangsgebirges zu verweilen, winken doch im Hintergrunde die grotesken Formen der nördlichen Kalkalpen, mit ihren maueräхnlichen, aller Vegetation entblößten Abstürzen, ihren scharfen, zackigen Kämmen und unendlich kühn aufgebauten Gipfeln. Der Solstein, Speckkarspitz, Grubenkarspitz, die meisten der im Gebiete des Karwändel-, Hinterau- und Gleirschthales aufragenden Kalkzinken, die charakteristische Gestalt des Sonnwendjoches u. s. w. zeichnen sich scharf am fernen Horizonte ab. Die geringste Drehung des Fernrohr nach rechts, und wir erblicken über den Tuxer Kamm hinweg schon wieder die bekannten reizlosen Gestalten des Thonschiefergebirgs; dießmal haben wir es mit dem Kitzbichler Alpen zu thun, unter deren Gipfeln besonders Thorhelm und Rettenstein die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Den wirksamsten Gegensatz bildet auch hier wieder das nördlich aufgethürmte Kalkgebirge, welches im Kaisergebirge, den Loferer Steinbergen und der Berchtesgadnergruppe seine wildesten Formen zeigt. Scheffauerspitz, Hochkaiser, Breithorn, Sonntagshorn, die trotzigen Gestalten der Mühlsturzhörner, Hochkalter, Watzmann, das Steinerne Meer, die Uebergossene Alm waren alle deutlich zu erkennen. Das Dachsteinplateau schloß den Gesichtskreis nach dieser Richtung. Seine höchste Spitze hatte ich vor zwei Jahren bestiegen, ich war deshalb sehr erfreut, diesen gewaltigen Kalkstock auch vom Olperer aus sehen und konstatiren zu können, daß er trotz der ungeheueren Entfernung und trotz der Schönheit so vieler Objekte der Fernsicht noch immer einen großartigen Eindruck macht.

Doch kehren wir jetzt zurück zum Zillerthale. Die weit vorgeschobenen und rideauartig abstürzenden Bergflanken lassen den Blick allerdings an keiner Stelle bis auf die Sohle dringen, die Thalfurche ist jedoch durch den entschiedenen Einschnitt zwischen den beiden Hauptkämmen deutlich markirt. Dasselbe ist der Fall bei jenen Thälern, in deren Allignement unser Standpunkt nicht liegt, also beim Zillergrund, der Stilluppe, Floite, Gunkel, dem Ingentkar und Zemmgrund. Da alle diese Einschnitte, wenn auch nicht bis auf den Grund, so doch bis zu einer ansehnlichen Tiefe aufgeschlossen sind, so gewinnen die Kämme und Spitzen zwischen denselben ein erstaunliches Relief, und diesem Umstande verdankt eben die Ansicht des Zillerthaler Hauptkammes vom Olperer aus ihre seltene Großartigkeit.

Wir wollen die einzelnen sichtbaren Spitzen des uns gegenüberliegenden Gebirgsabschnittes näher kennen lernen. Drehen wir das Fernrohr von Norden gegen Osten, so tritt uns die stattliche Pyramide des Tristner zuerst vor das Objektiv; es folgen die wilden Felszähne zwischen ihr und dem Floitenthurme, überragt von der eleganten Ahornspitze mit ihrem leuchtenden Eisfelde. Im nächsten Momente verdeckt der große Ingent die Fortsetzung des Floitenkammes, und von jetzt an schweift unser Blick bereits über fünf parallel hintereinander liegende Seitengrate. Zwischen Ingent und Floitenthurm erscheint der Wilhelmerspitz, dessen steile Felskare mit kleinen Eislagern ausgefüllt sind; harmlos und unbedeutend blickt die Roßwandspitze über den Floitenkamm herüber. In diesem selbst liegt, so ziemlich in derselben Richtung, die Kreuzspitze. Weiter östlich tritt der Gigelitz hervor und gleich rechts neben und hinter ihm der eisumpanzerte Stangenspitz, ferner Hollenzkopf, Grüne Wand, Keilbachspitz, der große und kleine Löffler, also alle jene trotzigen Felsunholde, welche im Vereine mit den furchtbar zerklüfteten Gletschermassen, die von ihren Schultern herabhängen, dem Thalschlusse der Stilluppe das ihm eigenthümliche Gepräge des Wilden und Unbändigen aufdrücken. Wirklich imponirend ist der Schneedom des Löffler, welcher blendenweiß herüberblickt über den unglaublich zerschartеten Mörchnerkamm, dessen höchster Punkt, der Groß-Mörchner, sich als ein übergewaltiges, unnahbares Felshorn darstellt. Ueber allen diesen Kämmen und Spitzen ragen gegen Nordost in weiter Ferne die glänzenden Eisspitzen des Gerlosgebirges empor: Plattenkogl, Gamsspitz, Wildgerlosspitz und vor allen anderen die herrliche Pyramide der Reichenspitze. Auch den Zillerspitz und einige Felskolosse aus dem Kammstücke Feldspitz-Hollenzkopf vermochte ich noch zu unterscheiden. — Kehren wir jetzt zurück zum Löffler. Der zwischen ihm und seinem kleinerem, nordwestlichen Namensvetter beginnende Zufluß des großen Floitengletschers läßt sich beinahe bis zum sogenannten Griesfelde herab verfolgen. Der Arm zwischen Löffler und Floitenspitz zeigt dagegen nur seine oberen Partien, jene unsäglich zerborstenen und zerklüfteten Eisabstürze, welche das Interesse eines jeden Löfflerbesteigers in so hohem Grade fesseln. Die südlichen Komponenten des Floitenkeeses waren natürlich durch den Mörchnerkamm verdeckt, dessen Ausgangspunkt, der Schwarzenstein, recht unbedeutend dareinsah. Er hat es sich selbst und zwar seiner breitbasigen, allzu massigen Gestalt ohne prägnante Gipfelbildung zuzuschreiben, wenn wir ihn wie bei der unmittelbaren Betrachtung so auch jetzt bei der Reproduktion derselben mit wenigen Worten abfertigen. Wir richten jetzt unsere ungetheilte Aufmerksamkeit auf den Zemmgrund, „das Schatzkästlein der Zillerthaler Hochgebirgswelt.“ Seine nördliche Umrandung: Mörchner und Schwarzenstein, haben wir bereits kennen gelernt, wenden uns deshalb sofort den sieben Hornspitzen zu; leider stehen diese zu verworren neben und hinter einander, als daß sie einen gefälligen Eindruck hervorrufen könnten. Aber jetzt kommt er, „der schönste Berg der Zillerthaler Alpen“, der so lange Zeit für unersteiglich gehaltene Thurnerkamp! Aus dem Trattenbachsattel schwingt sich

die Kammlinie kühn empor zur höchsten Spitze, läuft eine kurze Strecke horizontal fort und stürzt sich dann, in unzählige Zacken und Schrofen zersplittert, tief hinab in die Roßruckscharte, um jenseits derselben wiederum mit unglaublicher Steilheit zum Roßruckspitz hinanzusteigen. Was den großartigen Eindruck des Thurnerkamp noch wesentlich erhöht, sind die Eismassen des Horngletschers, welche sich so hoch an den Flanken des herrlichen Felszahns emporbäumen, daß es den Anschein gewinnt, als habe sie dieser wie ein Keil von unten durchbrochen und um seinen Fuß herum wie einen Wall aufgestaut. Während wir das Schwarzensteinkees beinahe seiner ganzen Ausdehnung nach übersehen können, wird die Zunge des Horn- und Waxegggletschers leider durch den Greinerkamm verdeckt. Wer den Zemmgrund mit allen seinen Einzelheiten genau kennen lernen und zu gleicher Zeit eine ähnliche Rundschau wie die vom Olperer genießen will, der besteige den Riffler, welcher bekanntlich genau im Alignement dieses Thales liegt und den Einblick in jede Falte desselben gestattet. Ich habe auf den Gipfel dieses so leicht zu erreichenden und von der Touristenwelt zu ihrem eigenen Schaden so unverantwortlich vernachlässigten Berges Stunden des höchsten Naturgenusses verlebt. — Doch setzen wir unsere Umschau fort: Unmittelbar neben dem Roßruckspitz baut sich die breite Kuppel des Möseleferners auf, dessen Gestalt an ähnlichen Mängeln laborirt, wie die des Schwarzenstein; die große absolute Höhe jenes, so lange Zeit für den Kulminationspunkt der Zillerthaler Alpen gehaltenen Berges sichert ihm jedoch stets einen hohen Grad von Beachtung. Am Möseler löst sich der wilde Greinerkamm ab und streicht gegen Nordwesten; seine einzelnen Gipfelbauten stellen sich auf unserem Standpunkte gänzlich in einandergeschoben dar, so daß nur der Große Greiner unser Interesse nachhaltig zu fesseln vermag. Meiner Ansicht nach gehört er zu den imposantesten Bergen der ganzen Gruppe; als solcher behauptet er sich auch in unserem Panorama. Doch jetzt stehen wir vor dem Glanzpunkte der Aussicht, vor dem Thale Hörping-Schlegeisen, welches von der eisigen Kammhöhe des Ewissattels und Weißzint bis herab gegen die Hütten von Zams gänzlich aufgeschlossen in gewaltiger Tiefe unter uns liegt. Was der Riffler für den Zemmgrund, das ist der Olperer für Schlegeisen. Der mächtige Eindruck dieser Thalansicht beruht auf der Größe, Einfachheit und Einheitlichkeit ihrer Elemente: die Sohle breit und eben, ohne jede Stufenbildung, das Kees im Hintergrunde ein großer, vollkommen harmonisch gestalteter und gegliederter Gletscher erster Ordnung, seine Umrandung von eminenter relativer Höhe, beinahe durchaus mit Schnee und Eis überzogen, nur an wenigen, besonders steilen Stellen vom nackten Fels durchbrochen. Der Zemmgrund kann sich an Schönheit nicht mit seinen Nachbarn und Rivalen messen; seinem Thalschlusse fehlt es allerdings nicht an Größe, wol aber an Einfachheit und Einheitlichkeit, er bietet zu viel und zu vielerlei, man sieht kein scharf abgeschlossenes, in und durch seine Abgeschlossenheit mächtig ergreifendes Bild vor sich, sondern ein vielgestaltiges Panorama, welches mehr verwirrt als befriedigt. Mösele, Ewis, Weißzint, Hochfeiler,

Hochferner, Wilduitenkopf und Hochsteller schienen bei der klaren, vollkommen dunstfreien Luft, welche unsere Umschau begünstigte, bis „zum Greifen" nahe gerückt; das Hochfernermassiv, dessen höchster Punkt die unscheinbare Feilerspitze ist, imponirt gewaltig durch seine ununterbrochene, glänzend weiße Eisbekleidung und seine grauenerregenten Abstürze gegen Norden und Westen.

Während ich eifrigst damit beschäftigt war, die mitgetheilten Notizen zu Papier zu bringen, blickte gar oft diese oder jene interessante Berggestalt aus den hohen Tauern zu mir herüber, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Umsonst — ich ließ mich in meinen Aufzeichnungen nicht stören. Dafür aber wollen wir jetzt, nachdem wir den centralen Theil des Zillerthaler Hauptkammes, seine uns sichtbaren Spitzen, Grate und Thäler genau kennen gelernt haben, der Fernsicht zuwenden, welche Dank der großen absoluten Höhe unseres Standpunktes durch den gegenüberliegenden geschlossenen Gebirgskamm nicht wesentlich beeinträchtigt werden kann. Richten wir das Fernrohr gegen Ingent und Gigelitz im Floitenkamme, so werden wir bald in der Ferne die breitaufgebaute Schneepyramide des Großvenedigers entdecken, hinter derselben eine ganze Menge Spitzen von untergeordneter Bedeutung, welche wir deshalb auch nur summarisch abfertigen können, und an der äußersten Grenze des Gesichtskreises das schlanke Wischbachhorn und andere Erhebungen des Fusch-Kapruner Scheiderückens. Etwas weiter gegen Norden glaubte ich das Kitzsteinhorn ausnehmen zu können. Südlich vom Großvenediger tritt uns die stattliche Dreiherrnspitze entgegen, ferner die charakteristische Gestalt der Röthspitze und — gegen Südwesten fortschreitend — die ausdruckslosen Kammanschwellungen jenes Theils der Hohen Tauern, welche das Reinthal vom oberen Ahrnthale trennt. Gegen Osten zurückgeschoben macht sich der massige Lasörling geltend, zwischen ihm und dem Großvenediger aber strebt der König der deutschen Alpen, das Ziel aller Touristenfernrohre, mögen sie auf der Spitze des Ortler oder auf der des Dachstein den Blick in die Ferne vermitteln — der Großglockner empor. Links von ihm erkannte ich den Johannsberg, rechts dagegen präsentirt sich trotz der ungeheueren Entfernung gar stattlich der Hohenaar und das Scharreck. Ob Ankogel und Hochalmspitze vom Olperer aus sichtbar sind, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, wahrscheinlich ist es immerhin.

Ueber die südliche Umwallung des hintersten Zemmgrundes ragen die schönen Berge der Riesenfernergruppe stolz in den reinen Aether. Das Ruthnerhorn stellt sich als regelmäßiger Schneekegel, der Wildgall als schroffer Felsunhold dar, den Hochgall verräth sofort seine charakteristische, platte Gipfelbildung. Wir schreiten jetzt allmählich gegen Süden vor und überspringen die breite Furche des Pusterthals, welches, von den orographischen Merkmalen ganz abgesehen, nicht deutlicher markirt sein könnte, als durch den geognostischen Kontrast der es begleitenden Gebirgsketten: nördlich das majestätische Centralgebirge, südlich die grotesk gestalteten Dolomite, die auch in plastischer Beziehung entschieden charakterisirt sind durch die tiefen Sättel zwischen den einzelnen Kalk-

stöcken. Reiskofel und Mt. Paralba in den karnischen Alpen, die Schusterspitze, die schimmernden drei Zinnen, den massigen Mt. Cristallo, die Croda Malkora, den Mt. Tofana und andere Spitzen aus P. Grohmann's Revier erkannte ich auf der Stelle. Marmarole, Mt. Antelao und Pelmo konnte ich nicht sicher bestimmen. Selbstbewußt und alle anderen Kalkschrofen ringsherum dominirend steht die Vedretta Marmolata beinahe direkt südlich des Olperer. Schlern, Rosengarten und die übrigen Fassanerberge können nur einen höchst bescheidenen Anspruch auf Beachtung erheben, ebenso die kühn geformten Spitzen im südlichen Abschnitte des Zillerthaler Hauptkammes: Hochfeilspitz, Steffian, Wildes Kreuz, Tauferwand, Kramerspitz u. s. w. Ihre absolute Höhe ist eine zu geringe, als daß wir sie in einer solch' großartigen Nachbarschaft auch nur flüchtig berücksichtigen könnten.

Ganz anders verhält es sich mit der Fortsetzung des Tuxer Kammes gegen Südwesten. Der durch die Pfitscherscharte vom Fußstein getrennte Schrammacher ist nach Sonklar der eleganteste Berg der Zillerthaler Gebirgsgruppe. Die Messung Sonklar's mit 10716′ wage ich umsoweniger anzufechten, als sie gegen die des Katasters mit 10679′ eine kaum nennenswerthe Differenz ergiebt. Aber, mag nun der stolze, kühne Bau oder der kahle, vollkommen schneefreie Fels, aus dem er besteht, daran Schuld sein — der Schrammacher schien mir nur wenige Meter unter dem Niveau unseres Standpunktes zu liegen. Es folgen jetzt die wilden Zacken der Sägewand, welche im Verein mit der Hohen Wand die westliche Umrandung des unsichtbaren Stampferlferners bildet. Unter den weiteren Erhebungen der Kammlinie verdient nur noch der vierschrötige Kraxentrag erwähnt zu werden.

Jenseits des tief eingeschnittenen Eisenthales schweift der Blick theilnahmslos hinweg über das Porphyrgebirge zwischen Bozen und Meran und die östlichen Ausläufer der Ortlergruppe, um erst bei den mit mächtigen Eisströmen umgebenen Felsgestalten des Presanella- und Adamellostockes mit Interesse zu verweilen. Ich muß hier, um die Flüchtigkeit meiner Ausführungen zu entschuldigen, eingestehen, daß ich aller Begeisterung für weit entfernte Bergspitzen bar bin. Der Eindruck der Hochgebirgsnatur und ihrer Schönheiten ist doch jedenfalls nur dann ein mächtiger, wenn die plastischen Verhältnisse von Berg und Thal scharf hervortreten, wenn ein gewisser Terrainabschnitt wie ein Relief vor dem Beschauer liegt. Das Interesse an der Entdeckung ferner Punkte entspringt keinem unmittelbaren Eindrucke, sondern ist ein Kunstprodukt der Reflexion. „Der Adamello ist so und so viele Meilen von meinem Standpunkte entfernt, und doch ist er mir sichtbar, wie interessant!" — dies ungefähr dürfte der Gedankengang sein, aus dem sich jenes Interesse entwickelt, auf frische Unmittelbarkeit hat es demnach nicht den geringsten Anspruch. Da aber unmittelbare Sinneswahrnehmungen ungleich lebhaftere Eindrücke hinterlassen als das künstlich hervorgerufene und — sagen wir es aufrichtig — meist eingebildete Interesse an wesenlosen Schattengestalten, so ergiebt sich daraus handgreiflich, daß der Anblick naher Gebirgsschönheiten unverhältnißmäßig intensiver als der

weit entfernter, eitlen Wolken und Nebelbildungen vergleichbarer auf den wahren Naturfreund wirken muß. Möge mir der geduldige Leser diese kurze Abschweifung verzeihen, welche den Zweck hatte, mein summarisches Verfahren gegenüber den jetzt folgenden Gebirgsgruppen einigermaßen zu rechtfertigen!

Wir kommen im weiteren Verlaufe unserer Umschau zu den Ortleralpen. Die Einschnitte des Ulten- und Martellthals sind scharf ausgedrückt, schwieriger ist die Unterscheidung der einzelnen Spitzen: Mt. Cevedale, Königspitze und Ortler treten isolirt hervor, während sich die Berge um den Mt. Tresero zu einem geradezu beunruhigenden Gewirre zusammenschieben; es war mir nicht möglich, einen einzigen von ihnen mit absoluter Bestimmtheit zu erkennen. Dagegen glaubte ich rechts neben dem Ortler die Berninagruppe gesehen zu haben.

Gegen Westen treten die Oetzthaler und Stubaier Berge vor das Fernrohr; wenn es mir gegönnt wäre, einen vollen Tag auf meiner luftigen Spitze zu verweilen, dann könnte ich — vielleicht eine Diagnose ihrer bedeutendsten Spitzen durchführen, so aber muß ich mich damit begnügen, den Schrankogl, die Rüderhofspitze, das Zuckerhütl, Habicht, Feuerstein, Sonklarspitze, Tribulaun, die Venter Wildspitze, den Similaun und die Weißkugel mühsam herauszufinden. Etwas weiter gegen Norden stoßen wir auf die schroffen Formen der Kalkalpen; die durch ihren leuchtenden Ferner gekennzeichnete Zugspitze, das unsäglich rauhe Wettersteingebirge fesseln besonders den Blick. Im nächsten Momente sind wir wieder beim Innsbrucker Gebirge angelangt und haben unsere zweistündige, höchst lohnende Rundschau vollendet. —

Die Darstellung derselben verfolgt einzig und allein den Zweck, meinen hoffentlich recht zahlreichen Nachfolgern auf der Spitze die Orientirung zu erleichtern. Ich vermied es deshalb, schwungvolle, poetisch angehauchte Schilderungen zu liefern, reproduzirte vielmehr einfach und ohne die geringste dekorative Modifikation die Notizen, welche ich während meines dreistündigen Aufenthaltes auf den Olperer machte. Meine schlichten Ausführungen haben demnach den nicht zu unterschätzenden Vorzug der Unmittelbarkeit, welche künftigen Besteigern jedenfalls bessere Dienste leisten wird als alpinpoetisches Phrasengeklingel. Noch eine kurze Bemerkung möchte ich mir erlauben über die Art und Weise, wie ich bei meinen Aufzeichnungen zu Werke ging. In den Bemühungen, die Details der Fernsicht zu bestimmen, wurde ich unterstützt durch eine ziemlich eingehende Kenntniß der deutschen Alpen, die besten Spezialkarten, Fernrohr und Kompaß. Wie der freundliche Leser selbst gesehen haben dürfte, hütete ich mich wol, in den Fehler so mancher Bergsteiger zu verfallen und Dinge zu sehen, welche thatsächlich unsichtbar sind; Bergspitzen welche ich nicht mit absoluter Gewißheit zu erkennen vermochte, erwähnte ich entweder gar nicht oder mit der größten Reserve. Die Darstellung der Rundsicht wird sich nach all' den gesagten bedeutend ergänzen lassen — berichtigen schwerlich. —

Drei Stunden, unvergeßliche Stunden hatten wir schon auf der Olpererspitze verlebt, es war die höchste Zeit, an den Abschied zu denken. Noch ein

letzter, wehmüthiger Blick auf all' die Herrlichkeiten, in deren Anblick wir geschwelgt, und der Rückzug wurde angetreten. In einer halben Stunde war der schlimme Grat ohne Unfall passirt, und wir standen wieder auf dem bekannten Schneebuckel. Von den letzten Schrofen löſten wir ein jeder eine Felsplatte ab, setzten uns darauf und sausten so mit unglaublicher Schnelligkeit den Rippengletscher hinab. Die ganze Strecke, zu deren Ueberwindung wir während des Anstieges $1^1/_2$ Stunde gebraucht hatten, wurde in 3 Minuten zurückgelegt! Im Laufschritte durcheilten wir das Rippenkar, und 2 Stunden nach unserem Aufbruche vom Olperer standen wir vor der verschlossenen Zamser Hütte. Ohne Aufenthalt wurde die Wanderung thalabwärts fortgesetzt, bis wir um $2^1/_2$ Uhr im traulichen Roßhaag anlangten.

Volksbräuche der Alpenländer.

Von **Dr. Ludwig v. Hörmann.**

IV. Faschingsgebräuche.

„Jugend muß austoben", sagt ein altes Sprichwort. Und wie jedes Menschenleben seine Flegeljahre hat, so giebt es auch in jedem Jahre einen Zeitpunkt, wo sich alle sonst in Schranken gehaltene Lustigkeit Luft macht und Groß und Klein die Schellenkappe aufsetzt.

Das ist der fröhliche, tolle Fasching!

Aber nicht nur der gebildete Städter ergötzt sich im licht- und farbenstrahlenden Ballsaale oder an pikanten Maskenscherzen, auch auf dem Lande verfehlt der Fasching seine elektrisirende Wirkung nicht, und der Volkshumor schafft lustige Feste und Mummereien voll Witz und Muthwillen.

Ein derartiges Spektakel ist das sogenannte Schemenlaufen, wie es in den meisten Dörfern Deutschtirols Brauch ist. Dasselbe findet am „unsinnigen Donnerstag", d. i. am Donnerstag der letzten Faschingswoche statt; manchmal wird auch der Faschingsdienstag dazu anberaumt. Zu diesem Zwecke versammeln sich eine Anzahl junger Burschen und verkleiden sich als „Schemen". Stroh und Lumpen verhüllen die ganze Gestalt; oft wird noch ein Hemd darüber angezogen. Das Gesicht wird mit Ruß geschwärzt, und um den Leib schlingt sich ein Riemen, an dem hinten eine große Kuhschelle baumelt, die bei jeder Bewegung anschlägt! In der Hand trägt jeder eine große Peitsche. So ausgerüstet begeben sich die „Schemen" auf den Kirchplatz, und nun stürmt die ganze Schaar mit lautem Gejohle und Geschrei peitschenknallend durch die Gassen des Dorfes. Erschreckt flüchtet sich Alles in die Häuser, als käme die gespenstige wilde Jagd. Denn wehe demjenigen, der sich nicht flink genug auf die Beine

macht oder der keinen schützenden Winkel findet. Da kommen zerlumpte Gesellen, fassen den Armen und kehren ihm mit stachlichen Besen das Gesicht ab. Nicht genug mit dieser Schminke, langt ein Anderer eine Hand voll Ruß aus einem großen Sacke und wirft ihn dem Mißhandelten in's Gesicht. Dazu bombardirt ihn noch das tückische „Krautweibele" mit übelriechendem faulen Kraut. Ländlich, sittlich — appetitlich! Das ist aber noch Alles gut gegen die Beschämung, die derjenigen wartet, welche im Laufe des Jahres irgend etwas Lächerliches oder Anstößiges angestellt haben. Denn mit dem Schemenlaufen ist gewöhnlich ein förmliches Ehrengericht verbunden. Jeder Dorfskandal wird in witzigen Knittelversen vorgetragen und dem Gelächter und der Entrüstung des zahlreich versammelten Publikums preisgegeben.

Im südlicheren Tirol geschieht dies vor der interessanten Figur des sogenannten „Egerthansels". Es ist dies ein kolossaler Strohmann mit lumpigen Kleidern behangen, den die Burschen auf einer eigens bereiteten Tragbahre durch das Dorf tragen. Auf Plätzen oder vor betreffenden Häusern wird angehalten und der Strohmann um allerlei Neuigkeiten befragt, die ein Bursche im Namen der Puppe beantwortet. Zuletzt zieht die tolle Schaar vor die Wohnung einer alten heirathslustigen Jungfer und hängt ihr den Egerthansel als Bräutigam über die Hausthüre. Schallendes Gelächter begleitet diesen Akt des Spottes. Im Wirthshaus wird bei Tanz und Wein der Tag beschlossen.

Im Städtchen Hall ist das „Fasserrößl" der Mittelpunkt des Spektakels. Es ist dies ein aus Holz geschnitztes roßähnliches Ding. Ein junger Faßbindergesell setzt sich als Reiter darauf und schiebt sich mit seinem etwas schwerfälligen Gaul durch die Gassen der Stadt, begleitet von Schemen, oder, wie sie auch genannt werden, von Huttlern, die den größtmöglichen Lärm vollführen und allerlei Possen treiben. Vor den Wirthshäusern wird Wein und Schnaps getrunken.

Die größte Ausdehnung nimmt diese Fastnachtskomödie in Oberinnthal an, denn es zieht dort ein förmlicher Maskenzug mit. Am unsinnigen Donnerstag schmücken die Burschen einen großen abgeästeten Baumstamm (Bloch) mit Blumen, Kränzen und Bändern und ziehen ihn auf einem Schlitten in's Dorf, das sogenannte Blochziehen. Dazu tragen sie schwarzlederne kurze Hosen mit grünen Hosenträgern, weiße Strümpfe; die übliche Joppe fehlt. Auf dem Blocke läuft mit allerlei wunderlichen Grimassen ein als Schalksnarr verkleideter Bursche balancirend hin und her, ruft den Begegnenden Spitzreime zu und bespöttelt in Knittelversen das Thun und Treiben der Dorfbewohner, besonders der Mädchen. Um den Wagen tummeln sich allerlei Masken. Da stolzirt ein Türke mit seiner Türkin im grellsten buntfarbigen Kostüm, dahinter schleppt ein Sterngucker in langem Frack ein riesiges Fernrohr. Ein Barbier läuft alten Jungfern nach und will ihnen mit einem Rahmmesser den Bart abscheeren. Dann kommen Stremmer und Zigeuner, steigen auf die Dächer, pflanzen dort Föhrenbäumchen auf und treiben lärmend Krummschnäbelfang, während andere

ihrer Spießgesellen in die Häuser schleichen und zu stehlen versuchen. Auch eine Kellnerin fehlt nicht, die den Zuschauern Wein und Schnaps präsentirt und dafür reichliches Trinkgeld bekommt. So dauert die närrische Komödie fort, wol ein paar Stunden lang, und das ländliche Publikum, das sich aus allen umliegenden Dörfern zahlreich versammelt hat, lacht sich halb krank und jauchzt dem Treiben der Masken Beifall. Es versteht sich von selbst, daß Tanz, Essen und Trinken den Schluß machen, wozu auch oft eine kleine Rauferei die pikante Würze giebt.

Das „Heiligwasser" bei Innsbruck.

Von **C. Kern.**

Wenn wir von Tirols schöner Hauptstadt aus den Blick nach Süden wenden, so fällt uns auf halber Höhe des waldigen Patscherkofels ein weißes Kirchlein auf, das sich schimmernd vom dunklen Tannengrün abhebt. Es ist der Wallfahrtsort Heiligwasser, einer der schönsten Ausflugspunkte in Innsbrucks Umgebung. Wer aber demselben einen Besuch abstatten will, der mache sich hübsch Frühmorgens auf den Weg, denn wir haben ein gutes Stück in der Sonne zu wandern, ehe der würzige Duft der Nadelwälder uns erfrischt und wir nach ziemlich langem Aufwärtssteigen zum Ziele kommen.

Wir sagen also beim ersten Morgensonnenschein der staubigen Stadt Adieu und marschiren lustig durch das belebte Dorf Wilten, vorüber an der gleichnamigen Abtei. Wir haben nicht Zeit, die majestätische Kirche derselben näher zu besichtigen, obwol sie manches Interessante bietet; auch der schattige Schankgarten des „Bierstindl" läßt uns ungerührt. Das Wirthshaus ist knapp an den steilen Abhang eines niedern Berges angebaut, von dessen waldiger Höhe ein ansehnliches weißes Haus, die Schießstätte der Kaiserjäger, herabgrüßt. Es ist der Berg Isel, welcher durch mehrere auf ihm vorgefallene blutige Kämpfe im Jahre 1809 zu einem ewigen Monumente der tirolischen Geschichte geworden ist.

Wir wenden uns jetzt nach links und durchschreiten den Bogen des Viadukts der Brennerbahn, die über unsern Köpfen am Felsenhange hinzieht, um alsogleich in der Wölbung des den ganzen Berg Isel durchdringenden Tunnels zu verschwinden. Es kann kaum einen überraschenderen Anblick geben, als wenn man aus dem engen Sillthale, das keinerlei Aussicht gestattet, herausfährt, und mit einem Schlage das herrliche Panorama des weiten Innthales mit der Hauptstadt sich eröffnet. Wir können die Lage der Bahn gleich selbst in Augenschein nehmen. Unser Weg führt auf die Sillbrücke. Rechterhand bildet der

Bach stäubend und rauschend einen künstlichen Katarakt. Daneben, hoch oben in den Felsen gehauen, windet sich die Bahn, auf der einen Seite die kahle Bergwand, auf der andern tief unten das tobende Gewässer, und verliert sich in den dunkeln Schlund des Tunnels. Die Brennerbahn ist ein Riesenwerk, dessen Größe besonders beim Bau desselben in die Augen fiel, wenn man die Arbeiter sah, die wie eine Schaar Fliegen an den kahlen Wänden klebten oder gleich Ameisen auf dem lockeren Sande arbeiteten. Die herabfallenden Steinblöcke und die wilden Fluthen haben auch manches Menschenleben vernichtet. Wenn wir uns übrigens in der Nähe des kühlen Wasserfalles etwas lange aufgehalten haben, so schadet dies durchaus nichts. Denn wir müssen den steilen sonnigen Paschberg ersteigen, und es kostet einige Schweißtropfen, bis wir auf dem ersten Hügel, welcher ein großes rothes Kreuz bezeichnet, angelangt sind.

Desto angenehmer gestaltet sich aber hierauf unser Weg. Beim Kreuze ist uns noch ein letzter Blick auf die Stadt und ihre Umgebung gestattet, dann aber verschwindet das Bild, und der gut gebahnte Weg windet sich sanft aufsteigend den Berg hinan. Ringsum beschränken Wälder und Felsenmassen die Sicht. Auf der linken Seite werfen düstere Tannen ihre Schatten auf den Pfad; zur Rechten kämpft im tiefen Felsenbette die Sill mit den sperrenden Klippen, die dunkelbraun aus dem Wasser hervorstarren, und bespritzt sie mit ihrem milchweißen Schaume. Fast möchte dem Wanderer bei dem Brausen des Flusses und dem Krächzen der über der Tiefe flatternden Raben unheimlich zu Muthe werden, aber ein freundliches „Grüß Gott", das ihm von Zeit zu Zeit entgegenschallt, verscheucht seine düsteren Betrachtungen. Es sind rüstige Bauernweiber und Mädchen aus den Dörfern des Mittelgebirges, welche mit Milch und Früchten beladen in die Stadt gehen, um sie dort zu verkaufen.

Bald zeigt sich auch unser Weg heiterer. Eine Reihe sanft sich erhebender Hügel tritt zwischen ihn und den tosenden Bach, und endlich rücken die beengenden Bergeshöhen ganz auseinander. Man sieht durch einen Gebirgsausschnitt zur rechten Hand freundliche Dörfer auf grüner Hochebene; darunter schlängelt sich die italienische Straße vorbei, von Fuhrwerken befahren, die gleich den Schatten einer Zauberlaterne in den grauen Staubwolken bald erscheinen, bald verschwinden. Der Vordergrund des Bildes besteht in den „Gluirschhöfen", welche auf den sonnigen Wiesenhügeln recht anmuthig aus den schattigen Obstbäumen hervorgucken. Nach kurzem Genuß rauben uns waldige Hügel den Anblick der schönen Landschaft. Dagegen lichtet sich gegen Süden vor uns der Wald, und wir gelangen durch ein Gitter in freie Wiesen und nach ein paar Minuten in das Dorf Vill.

Der kleine Weiler liegt in einer Einsenkung, und die reinlichen Häuser schaaren sich eng um den spitzen rothen Kirchthurm. Das erste Haus, zu dem wir gelangen, ist das Wirthshaus. Sollte es dich nach dem einstündigen Marsche nach einem frischen Trunke oder guten Frühstücke gelüsten, so rathe ich dir hier einzufallen. Denn die freundlichen Wirthsleute bringen dir was du willst:

Wein, Bier, Kaffee, alles vortrefflich und billig, und du kannst nebenbei in der schattigen Geisblattlaube rasten, um die zweite Hälfte des Weges ebenso rüstig zurückzulegen.

Dieser leitet zuerst durch Wiesen aufsteigend dem Dorfe Igels zu. Es hat eine hübsche freie Lage und ist, wie mehrere Villen beweisen, ein beliebter Sommeraufenthalt der Innsbrucker. Vorzüglich schätzt man die Nähe des Tannenwaldes, der auch uns bald in sein kühles Dunkel aufnimmt. Der Weg steigt fortwährend durch schattige Nadelwälder aufwärts. Nach einer kleinen Strecke durchschneidet die Ellbögener Straße unseren Pfad. Diese, einst der berühmte Verkehrsweg mit dem Salzberg, führt von Hall über das südliche Mittelgebirge, um den großen Umweg über Innsbruck zu vermeiden, und vereinigt sich bei Matrei mit der italienischen Straße. Ehemals war sie von großer Wichtigkeit, jetzt aber wird sie fast nicht mehr befahren.

Wir wandern durch den würzigen Wald aufwärts, und bald verkünden uns die Stationsbilder, welche von Strecke zu Strecke neben dem Weg errichtet sind, daß unser Ziel nicht mehr allzuferne sei. Das Stück Weges, das wir noch vor uns haben, ist das beschwerlichste der ganzen Parthie. Denn der Bergpfad wendet sich links und führt steil aufwärts über einen sonnigen Wiesenabhang. Desto erfrischender scheint uns nach der viertelstundenlangen Gluthitze der kühle Föhrenwald, aus dem ein klares Bächlein hervorrauscht. Noch eine Wegebiegung nach rechts, und durch die Zweige schimmert freundlich das weiße Gasthaus und dahinter der rothe Thurm des Kirchleins. Bereits hat der wachsame Hund das Knarren des Gitters gewahrt und verkündet laut bellend den Gast.

Wenn ich dir nun rathen darf, so setze dich nicht an einen der Laubentische, sondern auf die sonnige Bank, welche statt eines Geländers die kleine Ebene umrahmt. Denn du bist bereits in der Alpenregion, und es weht eine frischkalte Luft. Während des Ausruhens kannst du das idyllische Bildchen betrachten, welches sich deinen Blicken darbietet. Du befindest dich auf einer kleinen Hochebene, eben groß genug, daß nebst dem Gasthaus und dem Kirchlein noch einige gedeckte Schenktische Platz haben, denn knapp hinter den weißen Mauern steigt wieder der dunkelgrüne Tannenwald empor. Da es sicherlich noch eine Weile dauern wird, bis die Kellnerin den Topf mit den dampfenden Knödeln auf den Tisch stellt, so wollen wir uns unterdessen die Kirche besehen.

Auf dem einfachen Altare thront ein Marienbild; alle Wände sind mit Votivbildern förmlich getäfelt. Ein Gemälde zeigt uns die Himmelskönigin, welche zweien Hirtenknaben erscheint; unter dem Bilde ist in alter Druckschrift die Legende von der Gründung des Gotteshauses zu lesen. Es war im Jahre 1606, so erzählt die Sage, als einmal zwei Hirtenknaben ihre Kühe am nördlichen Abhange des Patscherkofels weideten. Da gingen ihnen sechs Stück verloren, und trotz alles Suchens konnten sie dieselben nicht mehr finden. Die Hirten beteten in ihrem Kummer zur Mutter Gottes, und siehe da, es erschien im blendenden Lichtglanze eine hohe Frau mit einer funkelnden Krone auf dem

Haupte. Die Himmelskönigin deutete mit ihrer Rechten auf einen hohen Gebirgspunkt, wo, beleuchtet von der Abendsonne, die vermißten Kühe ruhig weideten. Dann wandte sie sich freundlich zu den Hirten und sprach: „Hier bauet mir zu Ehren eine Kapelle!" Die Hirten aber waren ganz verwirrt auf ihre Kniee gesunken, und als sie sich von ihrer Bestürzung erholten, war auch die Erscheinung verschwunden, auf dem Platze jedoch, wo sie gestanden, sprudelte eine frische Quelle. Die Knaben trieben ihre Kühe in die Heimat zurück, verschwiegen aber viele Jahre hindurch den Vorfall. Doch behielt Einer von beiden eine stille Verehrung für die geheiligte Stätte und besuchte sie öfter. Einmal nahm er das stumme Knäblein seines Nachbars mit sich, und wie er an den Gnadenort kam, fing das Kind plötzlich zu reden an. Nun machte der Hirt auch das erste Wunder kund, und noch im selben Jahre erbaute die Gemeinde, unterstützt durch fromme Opfer Auswärtiger, eine Kapelle, welche bald zu einem sehr besuchten Wallfahrtsorte wurde.

Und wirklich wüßte ich auch keinen Platz, der zum Gebete geeigneter wäre. Die würzige Waldluft haucht den Schweiß von der Stirne, und das eisigkalte „heilige Wasser", das vor der Kapelle aus einem großen Brunnen fließt, stärkt Körper und Geist; vor dem erstaunten Blick aber zeigt sich ein herrliches Panorama, eine lebende Predigt von der Größe und Allmacht des Schöpfers, daß alle Sorgen schwinden wie die winzigen Häuschen im Thale. An diesem Genuß wollen auch wir uns in vollem Maße erfreuen und klettern zu dem Zweck auf dem steilen Bergpfad hinter dem Kirchlein empor. Bald stehen wir auf einer kleinen umzäunten Rundung, und ein bewunderndes Ah! entringt sich der Brust. Wie soll ich all' die Pracht und Herrlichkeit beschreiben, die sich vor uns ausbreitet? Das Auge schaut und schaut und sieht sich dennoch nie satt in der reichen Mannigfaltigkeit der Gegend. Unter uns liegt wie ein riesiger Garten das Mittelgebirge mit seinen schwungvollen Wellenlinien. Das Dorf uns zunächst am Waldsaume ist Igels, durch das uns der Weg geführt — wir sehen ihn zwischen Wiesenhügeln sich heraufschlängeln — weiter abwärts liegt in einer Einbuchtung das kleine Vill, von dem man fast nichts sieht als den spitzen Kirchthurm, der neugierig hervorschaut wie die Gluckhenne aus dem Nest. Weiter östlich dehnt sich eine breite Ebene mit üppig grünen Wiesen und prangenden Kornfeldern aus, und damit auch das Schönste nicht fehle, liegt am Fuße der bewaldeten Lanser Köpfe der kleine unergründliche See wie ein blauer Edelstein über dem Aehrengold. Lans blickt aus in den sonnigen Feldern; höher und schöner liegt das Dorf Sistrans mit seinen reinlichen weißen Häusern. Auf einem Vorsprunge zeigt sich Aldrans; auch das tiefer gelegene Schloß Ambras sieht man heraufgucken. Hierauf wird das Mittelgebirge mehr waldbewachsen, nur der auf einen Hügel gebaute Kirchthurm von Ampaß grüßt aus dem Tannengrün. Weiterhin kannst du auf weiterer Feldfläche noch die Dörfer Rinn und Tulfes und das Kirchlein Judenstein erspähen, bis sich die Hochebene endlich absenkt und zurücktritt. Wenn du aber links nach Westen schaust, so

bietet sich dir ein ähnliches Bild. Nur durch das enge Sillthal, durch das sich die italienische Straße windet, von der diesseitigen Hochebene getrennt, erhebt sich jenseits am Fuße der „hohen Säule“ ein lachendes Mittelgebirge mit den freundlichen Dörfern Natters und Mutters. Der waldige Vorsprung, aus dem einzelne weiße Höfe hervorgucken, erstreckt sich weit in das Innthal hinein und gestaltet sich weiter oben wieder zu einem einzigen Kornfelde, das auf der Bergseite frischgrüne Wiesen begrenzen. Dazwischen liegen die Dörfer Götzens, Birgitz, Axams und Grinzens. Hinter dem Badeorte Oberperfuß öffnet sich das Thal Selrain, von schroffen Gebirgen gebildet. Weiter droben verflacht sich das Mittelgebirge zum Innthale. Dieses erweitert sich gerade unter unserm Standpunkte in der Gegend von Innsbruck zu einer ansehnlichen Ebene, durchschnitten vom blauen, ruhig fließenden Innstrome, in deren Mitte die in Kreuzform an beiden Seiten des Inn erbaute Stadt liegt, die sich von oben ausnimmt wie ein zusammengetragenes Häufchen Schneckenschalen. Aber so hoch auch der luftige Posten ist, auf dem du dich befindest, so hörst du doch das Trommeln der Soldaten, ja sogar der Klang des kleinen Karmeliterglöckleins dringt bei günstigem Winde an dein Ohr. Jetzt pfeift die Lokomotive, und bald siehst du sie auf dem Viadukt das Thal entlang dampfen, vorüber an den Dörfern Arzl, Rum, Taur, bis sie im Städtchen Hall wieder Halt macht. Kurz du hast eine Stunde und noch länger zu schauen, bis du müde aber nicht fertig geworden bist. Die Fernsicht in das Unterinnthal mit seinen wohlgeformten bis hinauf bewachsenen Bergen voll Schlösser und Höfe, auf der entgegengesetzten Seite das schroffere Oberinnthal mit seinen zahlreichen Dörfern, von denen du nur die Pfarrkirchen von Telfs und Zirl im Sonnendufte ausnehmen kannst, der Innstrom, der beständig sich windend bald da, bald dort aufblitzt, zeigen dir immer wieder neue Schönheiten. Die ganze Rundsicht umschließt eine fest aneinander sich kettende Reihe von Felsgebirgen. Aus den obersten Bergen, welche dem Thale vollständig einen Riegel vorzuschieben scheinen, ragt besonders die Telfser Munde durch ihre seltsame Form hervor. Bei Zirl erhebt sich der Solstein mit der berühmten Martinswand, an ihn reiht sich die sagenbekannte Frau Hütt, bei Hall schimmern die kahlen grauen Wände des Salzberges, dann kommt das Lafatscher Joch, bis endlich halb im Duft verschwommen der hohe Kaiser aus der diesseitigen Bergreihe vortritt und so das Unterinnthal abschließt.

Doch horch! helle Glockentöne wecken uns aus der staunenden Betrachtung. Es ist das Mittagsglöcklein der Kirche zum heiligen Wasser, welches uns mahnt, daß wir über den Schauen unsern hungrigen Magen nicht vergessen sollen. Wir steigen also hinunter und machen es uns an einem der Laubentische bequem. Gleich hat uns die flinke Kellnerin gewahrt und deckt unsere Tafel. Der Wein ist hier oben gut, ebenso das Essen, besonders erfreuen sich die Tirolerknödel einer gewissen Berühmtheit. Uebrigens sind wir auch nicht allein. Da und dort haben sich Stadtleute, welche den Wallfahrtsort zu einem Ausflug benutzten, niedergelassen; an einem andern Tische sitzen ein paar ehrsame Bürgersfrauen,

die soeben ihre Andacht bei der wunderthätigen Muttergottes verrichtet haben, und soeben kommen Rosenkranz betend einige Bauersleute durch das Eingangsgitter. Kein Wallfahrtsort der Umgegend von Innsbruck wird so häufig und gern besucht als das schöne Heiligwasser, und die frommen Hausfrauen glauben ihrer Pflicht nicht genügt zu haben, wenn sie nicht wenigstens ein Mal im Jahre diesen Gang unternehmen. Besonders zahlreich ist der Besuch des Ortes um Maria Schnee, wo das Patrociniumsfest gefeiert wird. Nach abgehaltenem Gottesdienst geht es dann auch lustig her, und die einsame Berggegend widerhallt vom Scherz und Lachen der fröhlichen Wallfahrer.

Wenn du nach beendigtem Mittagessen nicht alsogleich zum Heimweg aufbrechen willst, so bietet dir der nahe Wald genug schöne Spaziergänge und Ruheplätzchen, wo du mit vollen Zügen die harzduftige Alpenluft einathmen kannst. Besonders lohnend ist auch die Einsicht in das Stubaithal mit seinen Gletschern, zu welcher du dich aber eine gute halbe Stunde auf einem schmalen Pfad durchs Gesträuch zwängen mußt. Wenn du dir aber gar einen Strauß Alpenrosen holen oder die Kuppe des Patscherkofels besteigen willst, so führt vom heiligen Wasser aus der beste Weg hinauf.

Nach Innsbruck kann man auf verschiedene Weise heimkehren. Entweder man macht denselben Weg über Igels und Vill zurück, oder man geht westwärts gegen das Dorf Patsch, wo man beliebig die Eisenbahn benutzen oder in's Sillthal hinabsteigen und der italienischen Straße entlang gehen kann, oder endlich man wendet sich ostwärts und benutzt die sogenannte „steinerne Stiege", ein Weg, der allerdings, wie schon der Name verräth, im Anfange sehr holperig ist, dann aber durch liebliche Waldeinsamkeiten und an malerischen Gehöften vorbei nach Sistrans und Lans führt; von diesen Stationen geht dann der breite Fahrweg ziemlich steil der Stadt zu. Aber wenn du auch mit schlotternden Knien zu Hause anlangst, so wette ich doch, daß es dich nicht reuen wird, meinen Worten gefolgt und den schönen Wallfahrtsort Heiligwasser besucht zu haben.

Biographien aus der alpinen Pflanzenwelt.*)

Von **D. T.**

Wie jede Nation und jedes Geschlecht seine Geschichte hat, die so manches Blatt der Weltgeschichte füllt mit Ehre oder Schmach, so hat auch jede Pflanzenfamilie und jede Pflanzenart ihre Geschichte, und wenn dieselbe auch bei mancher

*) Zum Theil nach M. v. Strantz: Die Blumen in Sage und Geschichte [Berlin, Enslin] einem Buche, das Blumenfreunden manch' angenehme Stunde bietet.

Spezies neuesten Datums kaum einige Zeilen in Anspruch nimmt, so leitet doch der Stammbaum so manch' anderer Art soweit in die Frühzeit zurück, daß seine Wurzeln sich in vagen Muthmaßungen bergen, die nicht selten dann gar liebe und freundliche Sagen oder gemüthvolle Dichtungen als edle Sprossen erzeugen. Betrachten wir denn von diesem Standpunkte aus unsere alpine Flora, so sind es zwar nur wenige Arten, die sich einer Geschichte zu rühmen hätten; allein um so interessanter ist sie bei diesen, eben weil deren nicht viele sind.

Da beansprucht denn den ersten Rang das Haidekraut (Erica s. Calluna vulgaris Sal.). Waren doch die Höhen des Hymettos mit diesem lieblichen Blüthenschmucke überzogen, waren doch sie die duftenden Kelche, aus denen die Bienen vom Hymettos den süßen Honig für Zeus bereiteten, der allein würdig befunden ward, auf der Tafel der Himmlischen zu erscheinen. In diesem Gebirge war dem Donnerer ein besonderer Dienst geweiht, weil dort „Milch und Honig floß"; und von seinen Höhen ward ihm der Name Zeus Hymetticus. Auch sagte man dem Haidekraute zu, daß es das Eisen aus der Tiefe hebe und an die Oberfläche ziehe, und der Name Erica sagt uns, daß es im Stande sei, Felsen zu sprengen, wie es wol auch Schlangen und Wölfe banne. Irische Sagen melden, daß aus der Haide einst Bier gebraut wurde, und daß die Elfen das Brauen des Haidebieres von den Dänen erlernt hätten.

Das gemeine Haidekraut, das auch in Norddeutschland so ausgedehnte Ebenen von vielen Meilen überzieht — wer erinnert sich hier nicht an's Haideprinzeßchen in der Lüneburger Haide — übt überall einen geheimen Zauber auf den Volksgeist aus. Die so umblühten Strecken sind das Symbol der Einsamkeit, und die Sage geht, das Haidekraut sei vom Blute der Heiden, die dort erschlagen wurden und in den Hünengräbern liegen, so roth gefärbt worden. Manch' stiller Wanderer läßt da seiner Phantasie die Zügel schießen und fragt, wie oft sich schon der Blumenteppich über den weiten Grabesplan gebreitet? Doch nur die Bienen vermögen Antwort zu geben, die hier seit Jahrhunderten schwärmen, ein lustig Volk, das sich aus dem kleinen Kelche die süße Nahrung holte, um sie dem Menschen in noch süßerer Kost darzubieten; auch manch' kleiner Vogel preist im Winter das Haidekörnlein als sein täglich Brod, das ihn vor dem Hungertode schützet. Man sagt, daß in solchen Jahren, wo ein recht strenger Winter eintritt, das Haidekraut stets ungewöhnlich reich blühe und same.

Wie auf Süddeutschlands Alpen und Norddeutschlands Sandflächen dieses Pflänzchen blüht, so breitet es sich auch aus über den weiten Ebenen der Champagne und am Plateau der Ardennen; an seiner gleichförmigen Einsamkeit langweilt sich der Weltmann, verzweifelt der Landmann und träumt der Poet: das Haidekraut war die Lieblingspflanze Rousseau's, der es überall suchte und pflegte, wo er ging. Zu seinen Zeiten erfreute es sich der höchsten Volksgunst: Erika und Vinka wurden von den Damen im Haar und auf den Hüten getragen, und reiche Polster schmückten die Fenster derselben; doch bald ward sie verbannt, die Haide, und „man freute sich an bunterem Blumenschmuck".

Aehnlich wie das bescheidene Haidekraut berufen war, dem Götterkönig zu dienen, scheint die Kaiserkrone und deren Verwandte, der Türkenbund (Lilium Martagon), irdischen Fürsten geweiht zu sein.

Flora! wem von den Fürsten ist diese Krone geweiht? Dem, den als Vater und Freund segnet die Liebe des Volkes! singt der Dichter.

Als die Heimath dieser schönen Pflanze, welche ihren Namen von den einem Türkenbunde nicht unähnlichen zurückgerollten Blumenblättern hat, sehen manche Südafrika an; andere behaupten, sie sei ein Kind des Occidents, und in der That findet sie sich in einem weiten Bogen, der vom Süden Frankreichs über die Alpen der Schweiz und Oesterreichs ausgebreitet ist und selbst nach Sibirien reichen soll. Sie stand im Mittelalter bei den Alchymisten in nicht geringem Ansehen und war bei ihnen unter dem Namen Goldpfandl oder Goldlilie bekannt. „Das 4. Geschlecht — Heidnisch Lilie, nennt man Goldwurz von wegen der gelben Wurzel, vielleicht auch weil die Alchymisten das Kraut in großen Werth halten, und wollen, es habe eine Kraft, die Metalle zu verändern" — heißt es in einem alten Kräuterbuche des 15. Jahrhundert. Auch unter dem Namen Hemerocalles oder Asphodell war sie im Gebrauch und fand in Apotheken trotz ihres neutralen Verhaltens, besonders unter letzterem Namen, häufigen Absatz, wie denn auch eine Verwandte von ihr aus dem Oriente als ophiorrhiza mungos gegen Schlangenbisse gerühmt ward.

Sie war um die Mitte des 16. Jahrhunderts noch so selten, daß Clusius, Professor zu Leyden (1575) und ohne Zweifel der scharfsichtigste und kenntnißreichste Pflanzenforscher seiner Zeit, sie nur nach einer Zeichnung kannte, welche Nicolas Bassius, Leibarzt des Königs Karl IX. von Frankreich, hatte anfertigen lassen; ja der glückliche Besitzer eines lebenden Exemplars, ein gewisser Herr Marchant zu Brüssel, war mit demselben so neidisch, so daß er es einem Geizhalse gleich verbarg, damit nicht eines Menschen Blick es treffe. Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden die ersten Pflanzen dieser Art in Brüssel gezogen, und selbst Clusius war kurze Zeit vor seinem 1609 erfolgten Tode so glücklich, lebende Exemplare zu erhalten, die er denn auch im botanischen Garten zu Leyden zur weiteren Ausbreitung ansetzen ließ, von wo aus sich die schöne Pflanze gar bald in die Gärten Deutschlands einbürgerte.

Fern dem Throne gekrönter Häupter, zufrieden mit der Gunst des Volkes, blüht am Rande sumpfiger Stellen das Vergißmeinnicht (Myosotis palustris). So unscheinbar, so schlicht in seinem Erscheinen, doch von so poetischem Hauche umweht! Eine kleine Wunderblume, die zu Allem verhilft, wonach das Herz sich sehnt, durch welche man Schätze zu heben vermag! Ein Ritter ging einst mit seinem Lieb' im Arm an den Ufern der schnell dahinrollenden Donau; da erblickt ihr Auge eine kleine reizende Blume, die sie noch nie gesehn; aber sie steht am steilsten Abhange des sich in den Fluß hineinstreckenden Felsens. Der Ritter sieht, wie sie sehnsuchtsvoll nach der blauen Blume hinabblickt — er muß sie für die Geliebte erringen! Schnell ist er von

ihrer Seite entwichen, um den Schatz zu holen. Im Moment, da er den blauen Strauß ihr gereicht, die ihm nachgefolgt, gleitet sein Fuß; noch im Fallen reicht er der Geliebten die Blumen und ruft: Vergiß mein nicht! Da erfaßt ihn der Strudel und zieht ihn in des Stromes Tiefe, meilenweit von der Stelle ward sein Leichnam gefunden. Am Grabe aber pflanzte die Braut die blaue Blume, die sie Vergißmeinnicht nannte. So lautet die Sage an der Donau. In dieser sinnigen Bedeutung ist aber das Vergißmeinnicht auch bei allen Völkern deutschen Stammes verbreitet: der Engländer hat sein forget-me-not, der Schwede sein forgät-mig-ej, der Däne sein forgtet-mig-ej und im Norwegischen heißt's forglemum-mig-ikke.

Anders faßte es das Mittelalter! Das Sonntagskind findet sie, der Hirt bekommt sie vom Waldfräulein, der Ritter von dem Köhlermädchen. Er bindet sie an seinen Stab, und sie berührt von ungefähr den Felsen. Eine Thüre steht da, das Schloß springt auf, und alle Schätze der Welt liegen vor ihm! Da ruft eine warnende Stimme: Vergiß das Beste nicht! — aber geblendet vom Glanze aller Herrlichkeiten wirft er Hut und Stock weg, füllt sich die Taschen mit Gold und Edelsteinen und eilt hinaus — da fällt die Thüre donnernd hinter ihm zu, sie ist seinem Blicke entschwunden, denn er hat wirklich „das Beste", die blaue Wunderblume vergessen, die ihm stets von Neuem den Weg zu dem Schatz eröffnen konnte; statt des Goldes liegt jetzt Spreu und Häcksel in seinen Taschen. So führt denn die Blume in das warnende Wort Gottes: „Seiner nicht zu vergessen", ein Wort, das wir in Liedern und Predigten älterer Zeit treffen. „Wie eine Edljungfer das Blümlein Vergißmeinnicht aus Seide bereitet, in einem Blumentopfe stets auf ihrem Tische vor Augen stehen gehabt, damit sie sich stetig ihres Gottes erinnere, der ihr zuruft: Vergiß mein nicht!" heißt es in einem Predigten-Codex aus dem Jahre 1692. — In den Alpen lautet die Sage, daß, als Gott den Blumen Namen gegeben, sich jede den ihrigen wol gemerkt, das Vergißmeinnicht ihn aber vergessen habe; da mußte es denn demüthig beim Schöpfer wieder darum fragen, und der Herr erhob den Finger mit den Worten: „Vergiß mein nicht!"

Auch in England spielt das Vergißmeinnicht, wie in Deutschland, eine nicht unmächtige Rolle, die es dem nach dem Königsthrone strebenden, abenteuerlichen Heinrich von Lancaster zu verdanken habe. Dieser ließ sich, nachdem er sich durch seine Handlungsweise das Exil zugezogen hatte, die Initialen seines Mottos: Souveigne vous de moi auf die Kette des von ihm stets getragenen Hosenbandordens graviren; sein Wahlspruch ward zum Symbol der Erinnerung, und wie die Rosen der York und Lancaster, die Lilie der Stuart und Bourbon, das Veilchen Napoleon's, die Kornblume Kaiser Wilhelm's I. — so wurde das Vergißmeinnicht Lancaster's historische Blume, die er bald darauf mit der einstigen Gemahlin des Herzogs von Bretagne, zum Zeichen der Liebe und Erinnerung, wechselte. Auch bei Tournieren beschenkten die Hofdamen die kühnen Sieger mit goldenen Ketten, in denen die blauen Blumen in Email verflochten waren;

erinnert das nicht an des Ueberwinters in stolzem Selbstbewußtsein rollendes Auge — wie jetzt noch an manchen Orten der Volksmund die liebliche Blume „blaue Leuchte" nennt, weil es hell in die Augen leuchtet, wie Nemnich in seinem Polyglotten-Lexikon (1793) sagt. — Sogar in Frankreich ist das Vergißmeinnicht sehr gesucht, und in Kränzen und Sträußen wird es massenweise zu Markte gebracht, wo es höchstens mit dem Pensée neue Konkurrenz zu bestehen hat.

Nach der Schlacht bei Waterloo sproßten eine Unzahl von Vergißmeinnicht auf den verschiedenen, reich mit Blut gedüngten Feldern; da hatte das Erscheinen dieser Friedensblume an jenen Stellen wol eine tragische Poesie, die auch heute noch der Nachwelt zuruft:

Vergiß die treuen Todten nicht!

Eine Blume des Volkes, wie das Vergißmeinnicht, ist der Himmelsschlüssel (Primula elatior, officinalis und auricula). Wer kennt sie nicht, die kleinen, goldenen Himmelsschlüssel, die mit den ersten Sonnenstrahlen die Häupter erheben und dem frühlingssehnenden Herzen zurufen: Kommt, wir erschließen Euch das Himmelreich der Erde, denn es wird Lenz!

> Liebliche Blume, Primula veris,
> Holde, dich nenn ich die Blume des Glaubens;
> Gläubig, dem ersten Winke des Himmels
> Eilst du entgegen, öffnest die Brust ihm —

singt Lenau — und so entstammt denn auch ihr Name dem Worte primus: sie ist der Erstling in der neu erwachenden Natur. Sie erschließt durch ihr Erscheinen den Frühlingshimmel und steckt — der Form nach — im Kelche wie ein alter deutscher Schlüssel im Schloß; daher auch ihr Name „Himmelsschlüssel".

Wie das Mittelalter den Stein der Weisen suchte, um Gold zu machen, und sich mit dem Wahne trug, daß es einen Urstoff aller Materien geben müsse, der die Macht hätte, alles in seine einzelnen Theile aufzulösen, und dies allgemeine Universalmittel Menstruum universale nannte, das auch die Kraft haben müsse, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuen, ja die Unsterblichkeit selbst zu verschaffen im Stande sei, so trug sich das Alterthum mit einer ähnlichen Idee, indem es das im Pflanzenreiche zu finden hoffte, was die Alchymisten durch ihre besondere Kunst darzustellen suchten. Ihnen, den alten Griechen, war das Dodekatheon oder Zwölfgötterkraut jene Pflanze, welche vom Olymp selbst herabgesandt ward, und für welche man früher die kleine Piugnicula vulgaris, nun aber allgemein Primula veris annimmt. Sie mußte, als von den Gottheiten selbst erschaffen, sich stets unfehlbar erweisen: Paralisos, ein griechischer Jüngling von seltener Schönheit und Ebenmaß, ward, im Grame über den Tod seiner Geliebten sich verzehrend, aus Mitleid von den Göttern in diese duftende Frühlingspflanze verwandelt worden.

Auch bei den Kelten genoß diese Pflanze, welche bei ihnen den Namen Samulus trug, göttliche Verehrung: sie wurde von den Druiden nüchtern und mit entblößten Füßen gesammelt, und der Priester mußte bei Todesstrafe beim Pflücken derselben die Hand links unter dem Kleide durchstecken, um die Pflanze sogleich, ohne sie anzusehen, in seinen Gewändern zu verstecken, damit sie ihre volle Heilkraft behielte. Der Saft der zur Zeit des Neumondes gepflückten Pflanzen wurde dann zur Mitternachtsstunde mit dem Safte der Heidelbeere und der Mistel, sowie mit Klee, Honig und Weizen gemischt und gebraut, wobei die neu eingetretenen Priesterinnen das Fluidum durch ihren Hauch bis zum Qualmen erhitzen mußten.

Besonderen Werth hatten Blumen, welche man zur Weihnachts- oder Faschingszeit fand; sie waren so recht eigentlich der Schlüssel zu allen verborgenen Schätzen, umsomehr, wenn die Göttin Freija, die selbst einen Schlüssel im Diademe stecken hatte, erschien. Auch von der Primel geht die Sage, wie vom Vergißmeinnicht, daß all' das Gefundene zu Laubwerk ward, wenn man das Beste vergaß — die „aufschließende Blume“.

Auch mit Schlüsseln an der Seite erscheint Freija und verheißt nicht allein den Zugang zu den gewünschten Schätzen, sondern auch die Erlösung; daher hat die Blume auch den Namen Heirathsschlüssel, und ein Mädchen, das um Ostern eine Primel findet, wird in Schwaben als Braut betrachtet. Das Gegentheil weiß man in der Schweiz: wenn der Bräutigam der Braut eine Primel bietet, ist's ein Wort des Treubruchs, und umgekehrt ein Zeichen verschmähter Liebe.

Kaum weniger reell als diese psychischen Wirkungen sind die physischen, die man der Primel andichtete. Sie galt als nervenstärkend und prangte in den Apotheken Deutschlands; auch war sie ein beliebtes Lenzkraut, das als Thee genommen „gesund und wohlschmeckend“ galt und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Weinen beigemengt wurde. In England verspeißte man sie als Gemüse und aß die Wurzel wie den Anis, mit dem sie den Geruch theilt; in Schweden bereitet man aus ihr mittelst Honig und Wasser ein geistiges Getränke der Gastfreundschaft, und in Frankreich verordnete man sie gegen Zungenlähmung und Kopfleiden — wie sie genützt, hat die Zukunft gezeigt! — Seit dem Jahre 1590 wird die Primel im Garten gepflanzt, obwol sie sich wild durch ganz Europa findet: „in allen Theilen, vorzugsweise im Norden oder in Gebirgsgegenden; von den Pyrenäen und Alpenhöhen ist das duftige Lenzkind herabgestiegen bis zur südlichsten Spitze, wo die goldenen Blüthen das Mittelmeer umsäumen und auch die Ausläufer der Moorgegenden am nördlichen Fuße der Alpen mit dem Schwinden des Schnees gelbfarbig schmücken.“

Die duftendste aller Primeln ist die Primula suaveolens auf den italienischen Alpen und den Apenninen; mit ihr und zwei Arten aus Spanien sind jene des Südens erschöpft. Zahlreicher sind ihre Formen im Norden des Kontinents: Schottland besitzt seine scotica, Norwegen seine norwegica; auf den Eisfeldern

Lapplands blüht serita, und Sibirien, Kaukasus, Kleinasien, Libanon und Arabien ernährten je eine Art. Zwischen unserer Pr. veris blüht auf dem Plateau von Tibet Pr. tridentata; und ohne eine zweite dieser Gattung anzutreffen, blüht sie als seltener, einzelner Wanderer auf dem Kontinent von Afrika, wie am Himalaja, auf letzterem noch in einer Höhe von 4000 M. In Indien begegnet uns Pr. speciosa, in China Pr. sinensis; eine Pflanze, die in ähnlicher Weise bei uns das Bürgerrecht gewonnen hat und uns im Winter durch ihre schön violetten Dolden erfreut, wie in den Gärten Chinas unsere Primel gezogen wird; auf Java trifft man noch in einer Höhe von 3000 M. die herrliche $^1/_2$ — 1 M. hohe Pr. imperialis. Weiter, auf den Aleuten, der unbewohnten Inselbrücke zwischen Asien und Amerika blüht hyperborea auf des ersteren, saxifragella auf des letzteren Grenze, und nur Pr. bicolor erreichte den Kontinent, und auch diesen über die Grenze Canadas überschreitend — während die ganze äquatoriale und meridionale Partie Amerika's auch nicht eine einzige Primel zeigt! Auf der Südspitze endlich des Kontinents blüht — ein Launenstück der Natur — Pr. marylandica, den Strahlen und Stürmen trotzend. So sind es zusammen etwa 80 Arten, die eine Gattung bilden, deren sämmtliche Arten mit einer einzigen Ausnahme der nördlichen Hemisphäre angehören. Alle fliehen den Aequator, Afrika, Australien; und wenn sie in Indien oder Nepaul um die Tropen blühen, so flüchten sie sich auf die hohen Schneealpen, auf die schattigen Schrofen der Felsen und zeigen so klar, daß die Primeln Kinder sind des Schattens und der feuchten Erde, und daß sie heiße Länder ebenso meiden wie trockene Stellen. Ihre zarte Blumenkrone bietet der Sonne zu wenig Widerstand, und ihre feinen Wurzelfasern, ihre schmalen Blätter müssen auf einem Boden, der nicht durch Bäche, die den Gletschern entrinnen, oder durch Wolkendämpfe, die die Gipfel baden, erfrischt werden, elendiglich verbrennen. So muß man den Norden als das Heimathsland der Primel betrachten, deren Geschlecht so vielköpfig und bei uns doch in so geringer Artenzahl kultivirt wird.

Mit dieser Primel nahe verwandt ist die Aurikel (Pr. auricula), die bekannte Alpenpflanze der Pyrenäen und der Alpen. Sie machte ihrer Zeit der Nelke große Konkurrenz und hatte wie diese ihre besonderen Gönner und ihre nicht geringe Literatur. Form, Farbe, Zeichnung und Zuschnitt wurden als hochwichtige Dinge in seitenlangen Artikeln verhandelt; und all' diese Ehre und diesen Ruhm verdankte sie den wie mit weißem Mehl bestreuten Blumen und Blättern. Sie wurde zu Anfang unseres Jahrhunderts Modeblume, und nicht nur Gärtner, sondern auch Laien und Hausirer bauten ihnen besondere Stellagen; hunderte von Pinseln rührten sich, um den Blumenstaub von der einen zur anderen Blume zu übertragen und alle möglichen Farbenmischungen zu erzeugen. Unter allen wurde die sammtartig holländische und die reich gepuderte englische Aurikel mit enormen Summen bezahlt, und wer ein derartiges Beet aufweisen konnte, der erregte den Neid und die Bewunderung aller derer, die es in dieser Kunst noch nicht soweit gebracht hatten.

Ihre Kultur hatte gar mannigfache Schwierigkeiten, denn letztere z. B. mußten in eigenen Töpfen in Glashäusern gepflanzt werden, da ihr Puder weder ein Lüftchen, noch einen Hauch vertragen konnte. König Friedrich Wilhelm III. pflegte sie deshalb auch nicht mit Unrecht den Hofstaat von Louis XIV. zu nennen; sie waren thatsächlich wie gepuderte Hofleute in ihren seltsam farbigen Sammtkleidern. Welchen Werth man auf dieselben setzte, mag etwa die folgende Anekdote zeigen. „Ein junger Mann zog als Hausirer für diese ‚Hofmännchen' von Stadt zu Stadt und übernahm von jedem Blumenfreund der einen allfällige Bestellungen u. s. w. für einen anderen, ferne lebenden. So erschien er denn einst, arm und ohne Aussicht auf Besserung seiner Lebensverhältnisse, bei einem Kaufmanne, um anzufragen, ob er nicht vielleicht auch eine Bestellung habe. Ja, antwortete dieser; ich habe meinem Freunde eine meiner besten Aurikeln zu übersenden versprochen, weiß aber nicht, wie ich es anfangen soll, daß sie ihren Puder nicht verliert, denn mein Freund will sie in ihrer ganzen Schönheit sehen! Ich werde nachdenken, meinte der Hausirer — da wird sich wol ein Mittel finden lassen! — Am nächsten Tage erschien er mit einem Glaskästchen; in dieses wurde die Primel gegeben, und in diesem wurde sie unversehrt dem anderen übergeben. Dieser, ein angesehener Handelsherr, war über die herrlichen Blüthen, die er nur aus den Büchern und vom Hörensagen her kannte, so entzückt, daß er dem Ueberbringer dieser höchst reizenden Ueberraschung eine sehr ansehnliche Summe übergab, durch welche es ihm möglich war, ein Geschäft zu gründen, als dessen Inhaber er mehrere Jahre darauf in Ehre und Ansehen starb."

Sei es endlich noch erwähnt, daß eine kleine Sendung von Pr. veris von Europa aus einen förmlichen Aufruhr unter den Kolonisten Australiens hervorrief; jeder wollte ein Stück dieser Heimathspflanze bei sich haben; es waren die Gefühle froher und trüber Erinnerungen, die die bleiche Blume in der Brust des Beschauers, der sie nun fern von der geliebten Heimath wiedersah, erweckten, für welche er die stolzeste und schönste Blume Australiens hingegeben hätte, um diesen kleinen duftigen Himmelsschlüssel seiner Heimath zu besitzen, wol wissend, daß er dort nicht gedeiht.

Aehnliche rührende Bilder der Liebe und Anhänglichkeit für diese und jene Blume der Heimath erfahren wir durch die Berichte der Weltreisenden. So erzählt uns Frau Ida Pfeifer von einem in Indien lebenden Engländer, daß er mitten in seinem orientalischen, üppigen Glanze und seiner reichen Flora ihr einen Busch Himmelsschlüssel und ein Schock Veilchen gezeigt, die er zu seinen „größten Schätzen" gezählt. So erklärt es sich auch, daß Reisende die Landsitze der Kolonisten an dem Charakter der die Villa umgebenden Pflanzen zu erkennen im Stande sind — und so bewahrt fast jeder Auswanderer, wenn er irgend kann, sich ein Stückchen Heimath, und sei's auch nur im Kelche einer kleinen, unscheinbaren Blume.

Aus dem Chiemgau.

Von **Adalbert Zöhnle.**

I. Allgemeines.

Nicht durch die Großartigkeit himmelaustrebender Gebirge, nicht durch schauerlich wilde Pässe und Engen, weder durch den Zauber einsam erhabener Gletscherlandschaften, noch durch den Reiz sagenberühmter Thäler vermag der Chiemgau mit seinem südlichen Nachbarlande, Tirol, sich zu messen — und doch ist es allerliebst hier! Wir befinden uns inmitten einer freundlich grünen Hügellandschaft, die, von Saaten und Wäldern geschmückt, von menschlichen Ansiedlungen reichlich belebt, die weite Fläche des Chiemsees umrahmt und in anmuthiger Weise den Uebergang zu den Berggipfeln vermittelt, die im Süden zu beträchtlicher Höhe emporragen.

Von den Ufern des Inn bis in die Nähe der Salzach sich erstreckend, bildet der Chiemgau einen Theil der ostbayerischen Voralpen. Noch erzählen uns die Spuren zahlreicher römischer Heerstraßen, daß auch hier einst der wuchtige Marschschritt römischer Legionen erdröhnte; mannigfache Ueberbleibsel von Baudenkmalen weisen darauf hin, daß römische Ansiedelungen weitum verbreitet waren. So zeigt ein Monument zu Irsing, Gerichts Traunstein, die Reliefe der Viktoria und des Mars, ein Gedenkstein bei Tittmoning ist den Nymphen geweiht; der Dienst des Mithras oder der Isis hinterließ uns einen Altar bei Högelwörth in der Nähe von Teisendorf, ein Stein bei Seeon bezeugt uns, daß dort ein Lokalgott, Bedaios, verehrt wurde.*) Das Andrängen germanischer Völkerzuzüge hat die Herrschaft der Römer beseitigt, christliche Glaubensboten richteten ihre Kreuze auf, wo früher der heidnische Opferaltar stand, glaublich im Chiemgau zuerst auf den Höhen bei Otting, in der Nähe des Wagingersees. Im sechsten Jahrhundert ließen sich die Bajuvaren, ein markomannischer Stamm, hier nieder, deren Nachkommen noch heutzutage im Chiemgau seßhaft sind. Wie sich später die unabhängigkeitliebenden Bayernherzöge den Sachsen beugen mußten, so schon damals den Franken.

Die fränkische Gaueintheilung gab dem Chiemgau seine Entstehung und begrenzte ihn im Westen durch den Sundergau, im Osten durch den Salzburggau, im Norden durch den Zeidlarngau, während im Süden der Zug des Kalkgebirges eine natürliche Scheidewand bildete. Doch schon mit dem zehnten Jahrhundert löste sich dieser Verband mehr und mehr; die Gaugrafen wurden an Stelle von Beamten immer selbständigere Herren; die Kirche brachte ausgedehnte Gebiete zu fast unabhängigem Besitze an sich. So ging im Jahre 959 durch

*) Vgl. Bavaria Bd. I, S. 253.

die Grafen Hartwich und Warmud mit Genehmigung König Otto I. das ganze Land zwischen Chiemsee und Traun und die Forsten bis zur Salzburger Grenze als Reichslehen an das mächtige Erzbisthum Salzburg über, das auch außerdem bedeutende Güter bis in's Gasteiner Thal hinab sein Eigen nannte.*) Die Stiftsherren von Herrenchiemsee, die Nonnen von Frauenwörth, die Grafen von Hohenstein (Marquartstein), von Kling, Hadmarsberg, Plain, Grabenstadt erlangten immer größere Macht. Die Grafen von Hadmarsberg schalteten als Vögte der Stiftsherren von Herrenwörth und Salzburg im Norden des Chiemsees; im Osten desselben, in den Gerichten Trostberg und Traunstein, übten die Plainer Grafen die Schirmvogtschaft. An die Stelle dieses im Jahre 1219 erloschenen Stammes traten die Herzöge von Bayern, anfangs (1244) nur als Schirmvögte der Salzburger im Chiemgau, seit dem Jahre 1275 aber als eigentliche Landesherren; seit diesem Zeitpunkte blieb die Geschichte unseres Gaues mit der Bayerns verknüpft.

Es ist kein durch sprühenden Geist, Schönheit der Körperformen hervorragendes Geschlecht, das der Chiemgauer, aber es sind meist fleißige, tüchtige Leute, deren Ansiedelungen zum Theil in Form von Städten, Märkten und Dörfern, zum großen Theil auch als Einzelhöfe und Weiler das Land beleben. Wir mögen keine Viertelstunde wandern, es sei denn durch Moosland, auf jedem Hügel, in jeder Lichtung begegnet uns der Anblick großer, zusammengeräumter Bauernhöfe, deren Dasein der Gegend ein ungemein freundliches Ansehen verleiht.

In den Bergen herrscht nicht, wie in den Nachbargebieten, eine bestimmte Bauart; doch ist das bekannte Gebirgshaus nicht selten, das, quadratisch oder im Rechteck angelegt, in der Regel nur im Erdgeschoß aus Stein, im ersten Stock dagegen aus Holz gefügt und mit einer zierlichen Galerie umgeben ist. In der Ebene dagegen macht sich eine fast im ganzen Gau verbreitete, eigenthümliche Bauform geltend. Dort besteht das Haus in der Regel aus zwei Theilen. Der vordere, solid aus Steinen erbaute Hausstock, ist auf der einen Seite um die Breite mehrerer Fenster durch das Hinterhaus überragt, das in seinem steinernen Unterbau die Stallungen beherbergt, während im holzverschalten Oberraum Futter und andere Vorräthe aufbewahrt werden. Der ganze Bau ist durch das ziemlich flache, meist schindelbedeckte Giebeldach zu einer Einheit verbunden und erhält durch das erwähnte Vorspringen des Hinterhauses sein charakteristisches Gepräge. Der helle Anstrich, die saubere Haltung der meisten Gebäude berührt das Auge wohlthuend; die ziemlich großen Fenster sind vielfach durch Vorhänge geziert und an der Außenseite durch Blumen geschmückt; Balkone, Holzgalerien bilden da und dort eine künstlerische Zugabe. Nicht selten sind auch ober der Hausthüre Sinnsprüche angebracht, Weisheitsregeln und anderes, wie es eben der schlicht ernsten Natur der oberländischen Bauern entspricht.

---

*) Juvavia II, Nr. 67—68.

Die deutschen Haussprüche aus Tirol, deren der „Alpenfreund" Band IV, S. 372, Erwähnung that. enthalten manchen Vers, der sich auch an unseren Chiemgauer Häusern wiederfindet:

„Dies Haus gehört nicht mein,
Der nach mir einzieht, auch nicht sein;
Den Dritten trug man auch hinaus,
Nun frag ich, wem gehört dies Haus."
(Amras in Tirol und bei Siegsdorf.)

oder:

„Das Bauen ist wohl eine Lust.
Daß's so viel kost', hab' ich nit' g'wußt;
O Gott, bewahr' uns allezeit
Vor Maurer und vor Zimmerleut!"
(Baumkirchen und Höpfling.)

u. s. w. — Betreten wir den vorderen Theil des Hofes, das Wohnhaus, so nimmt uns das geräumige „Flötz" auf, das das ganze Vorderhaus durchzieht und die Gesindestube und die dahinterliegende Küche von der gegenüberbefindlichen Ehekammer, dem Schlafzimmer des Bauern und der Bäuerin, scheidet. Dieselbe Eintheilung findet sich in den oberen Stockwerken, wo nicht selten die Kostbarkeiten, der Wäscheschrank der Hausfrau und anderes verwahrt werden; dort ist die Kirchtagkammer, die gute Stube, auch die weiblichen Ehehalten (Dienstboten) finden zumeist im ersten Stock ihre Unterkunft, während die Knechte bei den Ställen im Hinterhaus eine Schlafstätte haben. Aus dem Flötz tritt man in die geräumige Tenne, die baulich noch einen Theil des Vorderhauses bildet, das sie von den übrigen Räumen abschließt. Ein Obst- und Gemüsegarten erstreckt sich hinter dem Hause, auch weitere Stallungen und Scheunen, wo das Hauptgebäude nicht hinreicht, den ländlichen Reichthum zu bergen.

Lentner erblickt in diesen Ansiedlungen die älteste Form der Niederlassung des deutschen Bauern, den Hof. „Das Abgeschlossene, Umfangreiche solcher Ansiedlungsart giebt den Gehöften den Ausdruck gesicherten, reichlichen Besitzthums", sagt Felix Dahn. Und so ist es auch; nicht zwar ein durch meilenweiten Grundbesitz reicher Bauer ist hier der Herr, aber doch ein behäbiger, genügenden Besitzes sich erfreuender Landmann. So sitzt er auf seinem Hofe gleich den Vätern und Urvätern, die schon hier gesessen; erst die raschlebende, vielstrebende Neuzeit fängt an, Veränderungen in dieser Daseinsart hervorzubringen, ebenso wie sie auch Sitten und Tracht umformt und in ihren Eigenthümlichkeiten abschleift.

Bis in die letzten Jahrzehnte hat sich die alte Tracht erhalten; jetzt ist der dunkle, lange Leibrock, die rothe Weste, die kurze Hose mit den blauen Strümpfen, der Bandhut mehr und mehr im Verschwinden begriffen. Die älteren Leute prangen beim Kirchgang noch immer, Sommer wie Winter, in ihrem schweren, dunkelblauen oder schwarzen Radmantel; die jüngeren Bursche erscheinen im kurzen Rock oder in der Joppe; Strümpfe und Schnallenschuhe

haben sie längst mit einer mehr modischen Kleidung vertauscht. Die Weste war bis in die letzten Jahre mit alterthümlichen Münzstücken geschmückt, in Folge der Münzreform ist so manches dieser Prunk- und Schatzgelder zum Rentamt gewandert; Goldkronen als Knöpfe zu verwenden hat sich aber doch noch kein Bauer einfallen lassen. — Und die Weiber! Zu ihrem Lobe sei es gesagt, sie treiben keinen allzugroßen Luxus in der Kleidung, wie es anderer Orten vorkommen soll. Ihr Rock, der nicht ganz zu Boden reicht, besteht aus dunklem Wollenstoff, ein schwarzes Mieder umschließt den Oberkörper; Nacken und Brust umgeben sie züchtiglich mit dem schwarz- oder hellseidenen Einsteckttuch; als Kopfbedeckung hat sich neben dem unschönen, aber oft reichen Kopftuch, das das ganze Haar umschließt und nach hinten in einen Knoten geschlungen ist, und neben der schweren, fast fußhohen, an der Decke goldverzierten Pelzhaube, besonders unter den jüngeren Leuten, der leichtere, breitrandige Filzhut eingebürgert, der, von Bändern oder Goldtroddeln geschmückt, schmuck auf dem Haupte sitzt. Von der Schönheit der Chiemgauer Töchter will ich lieber schweigen; du magst dich selbst überzeugen, verehrter Leser! Aber komm nur heran, die Vorstellung ist ja gemacht, die herzlichste Aufnahme allseitig für dich bereit.

Von Westen aus bringt uns die München-Salzburger Bahn, von Osten die Elisabeth-Bahn in's Gebiet des Chiemgaus. Die neuerbaute, vielbesuchte Gisela-Bahn umkreist dasselbe, ohne es jedoch zu berühren; zahlreiche Wege und Pfade durchziehen das Land, uns zu den lieblichsten Bildern in Ebene und Gebirge führend. Unser Besuch soll ihnen nicht mangeln, falls die Zeit es erlaubt; doch vorerst wollen wir in Gedanken uns in das Städtchen begeben, das, so ziemlich in Mitte des ganzen Gaues liegend, den Vorort desselben bildet, nach —

II. Traunstein.

Ich muß mich entschuldigen, liebwerthes Traunstein, wenn mir voreben der Ausdruck „Städtchen" in die Feder geflossen ist, zur Bezeichnung einer Stadt, die schon frühe in der Geschichte und im Besitze Bayerns sich bestens nennen gemacht hat, und die in Anerkennung ihrer Verdienste und ihres Werthes in der jüngsten Zeit (14. Mai 1876) sogar zum Rang einer unmittelbaren Stadt sich emporgeschwungen hat, eine besondere, nur durch landesherrliche Genehmigung zu erlangende Auszeichnung! Ich muß zu deiner vollständigen Ehrenrettung sogleich anführen, daß du keineswegs eines jener engen, winkeligen, schmutzigen Gebirgsnester bist, wie sie manchmal, mehr malerisch als wohnlich, in einem Winkel der Alpen sich vorfinden, sondern daß du schmuck und sauber, aus stattlichen Häusern aufgerichtet und von mehreren Vorstadtgemeinden umgeben auf einem Bergvorsprunge throneſt, den die muntere Traun umspült; daß du außer den würdigen Vätern der Stadt ein Bezirksgericht, ein Bezirksamt, ein Stadt- und Landgericht, ein Rentamt, Bauamt, Hauptsalzamt, Pfarramt, ein Landwehrbezirkskommando, eine Gewerbeschule mit gewerblicher Fortbildungsschule u. a. m.

in deinen Mauern beherbergst, und daß deine fünftausend Einwohner freundliche, strebsame Leute sind, die sich freuen, wenn die Fremden bei ihnen aus naher und weiter Ferne Einkehr halten und gleich ihnen sich wohl fühlen in ihrer gastlichen Heimstätte, die durch zahlreiche Gasthäuser und nicht minder durch altbewährte Brauereien auch für des Leibes Unterhalt vortrefflich gesorgt hat.

Bist du's jetzt wieder zufrieden, hochgeehrtes Traunstein, oder soll ich noch weiter erzählen, welch' reges Leben in deinen Mauern pulsirt — manchmal, wenn man den weiten, abgeräumten Marktplatz überschreitet, möchte man allerdings daran zweifeln, so öd' und ausgestorben ist's dort —, soll ich noch hervorheben, wie du schon Könige und Kaiser in deinen Mauern beherbergt oder an deinen Thoren begrüßt hast, wie der Reiz deiner Umgebung alljährlich eine reiche Zahl von Sommergästen heranlockt, wie du im Güterverkehr, durch Versud von Salz, durch Versendung von Holz dich hervorthust, wie auf deinem allwöchentlichen Getreidemarkt die Bauersleute weit her aus Tirol und Salzburg sich einstellen, um von jenen, die aus dem getreidereicheren Ober- und Niederbayern kommen, ihren Bedarf abzuholen und die eigenen Produkte dagegen abzugeben? Eine Schranne, auf der beispielsweise*) im Jahre 1875 an Weizen 20,104 Ctr. zum Durchschnittspreise von 15 Mark 60 Pf., an Roggen 12,748 Ctr. zum Durchschnittspreise von 10 Mark 97 Pf., an Gerste 922 Ctr. (Durchschnittspreis 10 Mark 97 Pf.), an Hafer 26,396 Ctr. (Durchschnittspreis 6 Mark 91 Pf.) zum Verkaufe gelangten und bei verhältnißmäßig niedrigen Getreidepreisen ein Gesammtumsatz von mehr als 600,000 Mark (377,186 Gulden) stattfand, darf sich ja immerhin zu den belebtesten in Oberbayern zählen.

Unleugbar haben die Provinzstädte in den letzten Jahrzehnten durch den immer ausgedehnteren und rascheren Verkehr der Eisenbahnen, durch den centralisirenden Einfluß der Großstädte eine empfindliche Einbuße in ihren geistigen und materiellen Interessen erlitten. Auch an Traunstein gingen diese Umstände nicht ohne Spuren vorüber, allein es ist redlich bemüht, die Bedeutung nach Kräften zu wahren, die es im Besitze Bayerns bislang besaß, ja zweifelsohne schon bedeutend früher; denn der Winkel der Traun, aus dem unsere Stadt sich gefällig erhebt, spielte schon in der Römerzeit eine Rolle. Wahrscheinlich stand auf dem so beherrschenden Punkte ein römisches Kastell, das in Verbindung mit ausgedehnten Schanzen im jenseits gelegenen „Bürgerwalde“ das Traunthal beherrschte und die große Römerstraße sicherte, die, von Augsburg nach Salzburg ziehend, unsern vorbeiführte. Ja, wenn nicht alle Anzeichen trügen, dürfen wir in den noch vorfindlichen Spuren der genannten Schanzen die Reste des alten Artobriga erkennen, jener römischen Mittelstation*) zwischen

---

*) Vgl. Bericht der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern 1874/75.

**) Vgl. hierüber die Ausführungen des um die Lokalgeschichte des Chiemgaues hochverdienten, im Jahre 1871 verstorbenen Schulbenefiziaten Joh. Jos. Wagner im oberbayer. Archiv, Bd. XV; den Forschungen desselben sind auch zum großen Theile die hier folgenden

Seebruck und Salzburg, nach welcher die Alterthumsforscher lange vergeblich suchten. Die Stürme der Völkerwanderung haben diese Römerbauten zum großen Theile vernichtet. Jahrhunderte vergehen, bevor uns über die Ereignisse in dem freundlichen Traunwinkel wieder gesicherte Kunde zu Gebote steht. Im Jahre 1120 erscheint zum ersten Male urkundlich das Geschlecht der Trauner, und zwar eröffnet ein Herr Ethcho von Truna ihren Reigen; Traunstein, das jedenfalls schon viel früher entstanden ist, erlangte in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Anerkennung als Stadt, Wappen und Burgfrieden, im Jahre 1311 wurde es nebst achtzehn anderen Städten Niederbayerns, dem es damals zugehörte, durch die sogenannte große Handveste mit ansehnlichen Vorrechten, insbesondere mit der niederen Gerichtsbarkeit ausgestattet. Was Traunstein schon in früher Zeit und bis auf unsere Tage eine besondere Bedeutung gewährte, war die Verbindung mit der salzreichen Gegend Reichenhalls. Schon die Römer kannten diesen Reichthum, ganz besondere Wichtigkeit aber erlangte derselbe für die hiesige Gegend, als der bayerische Herzog und deutsche Kaiser, Ludwig der Bayer, die Salzstraße, die früher über Teisendorf und Altenmarkt leitete, nun über Inzell, Siegsdorf nach Traunstein und von da weiter nach Wasserburg und München führen ließ, als im Jahre 1402 Traunstein mit dem alleinigen Rechte der Salzniederlage ausgestattet wurde, und ganz besonders, als in Folge der Auffindung neuer ergiebiger Salzquellen bei Reichenhall im Jahre 1613 Kurfürst Maximilian I. die damals fast als Weltwunder angestaunte, über Siegsdorf nach Traunstein und Rosenheim führende Soolenleitung unternahm und im Jahre 1617 vollendete. Damals wurde auch in Traunstein ein Sudwerk errichtet, das noch immer in ausgedehntem Betriebe fortbesteht und jetzt jährlich ca. 200,000 Ctr. Salz liefert.

Uebrigens dürfen wir nicht die Stadt Traunstein anklagen, wenn wir uns mit diesen wenigen, trockenen Angaben über ihre frühesten Schicksale begnügen müssen; nicht der Mangel einer bedeutsamen Ortsgeschichte trägt die Schuld daran, vielmehr müssen wir mit den großen Bränden rechnen, die Stadt und städtische Archive mehr als einmal fast gänzlich vernichteten. So wurde Traunstein bereits im Jahre 1371 ein Raub der Flammen, dann neuerdings im Jahre 1704, wo während des spanischen Erbfolgekrieges abziehende Panduren die Stadt mit Brand und Plünderung heimsuchten, wie solches in einem Deckengemälde der Pfarrkirche in dem nahen Siegsdorf getreulich dargestellt ist. Das Kopfstück eines Christusbildnisses entging damals allein der Vernichtung, während die ganze Pfarrkirche niederbrannte; das ebengenannte Deckengemälde zeigt uns daher auch noch die feierliche Prozession, in welcher dieser so eigenthümlich verschonte Rest nach Siegsdorf übergetragen wurde, wo er noch jetzt einen Gegenstand der Verehrung und Veranlassung eines eigenen Kirchenfestes, des „heiligen

Angaben über die frühere Geschichte der Stadt Traunstein entnommen. S. Oberbayer. Archiv, Bd. XIX. XXI.

Hauptfestes" bildet. In der Nacht vom 25. zum 26. April 1851 wurde Traunstein neuerdings eine Beute des Feuers; der größte Theil der Stadt ist erst seit diesem Schreckenstage wieder aus dem Schutte erstanden.

So kommt es auch, daß wir nach historisch merkwürdigen Bauten, Kunstdenkmalen der Vorzeit vergeblich Umschau halten. Die Stellen, wo einst Neugereut, die vierthürmige Burg der Edlen von Schaumburg, stand (im Norden der Stadt) und jene (im Süden), wo das befestigte Schloß und muthmaßlich früher ein römisches Kastell sich erhob, sind durch keine äußeren Spuren mehr zu erkennen; die neuerbaute Pfarrkirche bietet wenig des Merkwürdigen, und auch die übrigen kleineren Kirchen und Kapellen dürften kaum in ein hohes Alter zurückreichen. Am ältesten ist vielleicht der Stadtbrunnen, er ist mit dem Steinbildniß eines Lanzknechts geziert, dessen Rechte den Schild mit dem Reichsadler und der Jahreszahl 1526, wol als der Zeit der Errichtung, trägt.

Die edlen Geschlechter der Trauner, der Kalsberger, Zirmberger, Schaumburger, Großschedel, Törringer, Amaranger, die einst hier ansässig waren, sind theils verstorben, theils verzogen; die Wohnsitze und Burgen, die sie in der Stadt und in der Umgegend besaßen, sind verfallen, ja viele kaum mehr dem Namen und Ort nach bekannt, von Waldboden überwuchert; der Pflug geht über sie hinweg, der Wanderer ahnt nicht einmal, daß eine Burg gestanden, wo er vielleicht gerade ruht. Sie haben aber auch keine allzu bedeutende Rolle in der Geschichte des Landes gespielt, diese Edelsitze; und darum wol sind sie so schnell verschollen, keine Heldensage hat sich von ihnen gebildet, kein Mythus sie geschmückt, wie so viele der Vesten und Schlösser Tirols, deren Namen bald glänzend, bald schrecklich in Lied und Geschichte sich erhalten haben, und deren Mauern, wenn auch zerbröckelnd, ein Jahrhundert dem anderen überliefert als Zeugen einer stolzen Vergangenheit. — Doch lieber als die trotzige Ritterburg, in deren verfallenden Resten jetzt ein armseliger Pächter sein kärgliches Dasein fristet, ist mir der freundliche Hof, in dem ein freier Bauer mit den Seinen frisch und fröhlich haust, das behäbige Bürgerhaus, aus dem Wohlstand und Bildung blickt. Und so kann ich getrost Traunsteins Bevölkerung, wie überhaupt die Leute im Chiemgau rühmen; insbesondere da ich nicht zu denen gehöre, welche die mißtrauische Zurückhaltung und den Konservatismus eines kernhaften Bauern hoch herab als Bornirtheit verlachen, und noch weniger zu denen, die, immer von der guten alten Zeit sprechend, die Errungenschaften unserer Zeit mehr als bezweifeln. Sicher ist, daß die wirthschaftliche und soziale Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte auch auf dem Lande einen Umschwung herbeigeführt hat, dem nicht sogleich alle sich anzugleichen vermochten, und neben etlichen anderen Gründen ist es gewiß die üble Erfahrung, die manch' Einzelner den im Allgemeinen so segensreichen gesetzgeberischen Schöpfungen der Neuzeit gegenüber gemacht, die ein Widerstreben, ja theilweises Anfeinden der neuen Einrichtungen herbeiführte und so da und dort vaterlandsvergessenen Umtrieben Raum bot, deren in Wirklichkeit Niemand weniger fähiger wäre, als unsere

wackeren Oberländer. Im Jahre 1870, bei Wörth, Bazeilles, Orléans haben sie es bewiesen, gerade die Regimenter, welche der Chiemgau und seine Nachbargebiete stellten (Bayer. Leibregiment, 1. und 2. Infanterieregiment, 2. Jägerbataillon), waren mit unter den besten und haben Verluste aufzuweisen, wie wenige andere deutsche Abtheilungen!

Doch wohin treibt mich der Eifer! Zu Streit und Kriegesgetümmel! Und doch lacht mir die heiterste Ruhe entgegen, wenn ich über den lieblichen Wechsel belebter Hügel hinwegblicke, die Traunstein umgeben und zu Spaziergang und Umschau uns einladen. —

Die eigentliche Stadt Traunstein liegt (598 M. über dem Meere) auf einem Höhenvorsprung von Nagelfluhe, die dem Andrange der Wellen Trotz geboten hat, während ringsum die Bergwasser tiefer und tiefer in den zuerst aufgeschwemmten Erdboden sich einfraßen. Nur von Westen aus gelangt man auf ebenem Wege zur Stadt. Seitdem die München-Salzburger Bahn auf dieser Seite vorbeieilt, haben immer mehr Häuser hier sich angesiedelt, und ein neuer Stadttheil ist im Entstehen, wo früher der längst eingeschüttete Stadtgraben sich hinzog. Ein breiter Fußpfad führt uns vom Bahnhofe in wenigen Minuten in den Ort hinein, als dessen erster Bote ein Friedensgenius uns begrüßt. Er ist, wenn ich nicht irre, nach Rauch's Modell in Berlin gegossen und wurde im Mai 1876 enthüllt, zur Erinnerung an die im Jahre 1870—71 gefallenen Krieger der Gerichtsbezirke Traunstein und Trostberg, deren Namen auf hohem Sockel verzeichnet stehen. Fast überall im bayerischen Gebirge, fast in jeder Gemeinde stehen solche Ehrenzeichen aufgerichtet, den Tapferen zum Nachruhm, den Feinden zur Warnung! Ein anderes Denkmal tritt uns in dem nahe gelegenen Friedhof entgegen; eine hohe Eisenpyramide, die den in napoleonischen Kriegen Gefallenen vom Veteranen- und Kriegerverein schon früher errichtet wurde.

Betreten wir sodann, den geräumigen Maximiliansplatz überschreitend, die innere Stadt, so erreichen wir gar bald den großen, freundlichen Stadtplatz, auf dem die Pfarrkirche sich befindet, und von dessen Seiten uns eine anmuthige Anzahl von Gast- und Brauhäusern entgegen lacht. Da ist der altbewährte Gasthof zum goldenen Hirschen von Wispauer, die Post, der Hellbräu, Scheicherbräu, Stangl's Gasthaus — fast jedes Haus ist ein Gast- oder Brauhaus, ich will sie lieber nicht alle aufzählen, die ich weiß und rühmen sollte, ich könnte eines vergessen und möchte doch keines Vorzügen zu nahe treten. Auch außerdem, in den Seitenstraßen, ist kein Mangel; Paur's, besonders im Sommer von Fremden gern besuchtes Sool- und Mineralbad mit hübschem Garten liegt im Norden der Stadt, Hutter's, einst churfürstliches Gast- und Brauhaus im Osten, Schwarzenbeck's Gasthaus am Maximiliansplatz u. s. w., u. s. w.

Und dann erst die Bierkeller, deren ein reicher Kranz die Stadt umgiebt! Es ist ein besonderes Vergnügen für den richtigen Bayer und wol auch für andere Leute, wie ich nicht selten sehe, nach des Tages Mühen eine

dieser erfrischenden Stätten aufzusuchen, die meist außerhalb der Stadt, wenn möglich in aussichtreicher Lage, sich befinden und den Kaufmann wie den Handwerker, den Beamten und den Tagarbeiter, kurz die höchsten Würdenträger, alias Honoratioren, des Ortes bis herab zum wandanstreichenden Künstler um die nektargleiches Naß spendenden Maßkrüge vereinigen. Diese Bierkeller sind die Forts einer echt bajuvarischen Stadt, und fleißig wird da geschossen, aber nur mit Kegelkugel und Stutzen — zwei Hauptbelustigungen im Oberland. Kein Rauch und Qualm der Fabriken mischt sich zu Traunstein in die herrliche Luft, die aus den Bergen kommt; kein Kampf um's Dasein entzündet die Geister, wie er oft die Keller größerer Städte in unliebsamer Weise belebt — es müßte denn gerade eine ganz besondere Festlichkeit dazu Anlaß geben, eine landwirthschaftliche Ausstellung z. B. oder ein Sängerfest, wie das des bayerischen Sängerbundes, das vom 12.—14. August 1876 in fröhlicher Weise hier stattfand — selten stört das ausgeklungene Instrument einer ausgesungenen Harfenistin das behagliche Träumen, und vor allem — der Gerstensaft ist vortrefflich!

Nur nicht zu tief in's Glas geguckt! Ein Blick in die liebliche Natur ist doch hundert Mal schöner; eine Reihe der anmuthigsten Pfade rings um die Stadt und durch den Wald bieten uns dazu die beste Gelegenheit. Traunstein liegt zwischen grünen Hügeln eingenistet, im Süden von einem Halbkreis stattlicher Berggipfel benachbart. Je nach der Richtung, wohin wir uns wenden, wird uns ein anderes Bild von Stadt und Umgebung; besonders eine Wanderung nach dem Nordwesten ist dem gemächlichen Wanderer anzurathen.

Traunabwärts, kaum eine halbe Stunde entfernt, liegt da im lauschigen, grünen Thalwinkel Empfing, ein im Sommer gern besuchtes Bad. Ausgedehnte Fichtenwälder erheben sich rechts und links auf den Höhen; mannichfache Spaziergänge darinnen laden zum Lustwandeln, an den schönsten Punkten angebrachte Bänkchen zur behaglichen Ruhe ein. Die hellen Fluthen der Traun eilen murmelnd vorbei und vereinen sich mit dem Schatten der Tannen und Buchen, auch an den heißesten Sommertagen uns erquickende Frische zu spenden. Besonders schön gestaltet sich der Blick von Empfing nach Traunstein zurück: auf fünf mächtigen, 80 Fuß hohen Bögen spannt sich die Eisenbahnbrücke über das Traunthal, und gerade durch diese Bögen hindurch erblicken wir unsere Stadt, deren hübsch auf dem Hügel sich aufbauende Häusergruppen und Thürme von den Spitzen der Berchtesgadener Berge, des Watzmann und Hochkalter, überragt sind. Unwillkürlich hat sich hier der Eisenbahntechniker, dessen realistischer Bau so oft die künstlerische Harmonie der Gegend stört, mit der Natur verbündet und uns eine Perspektive eröffnet, wie sie sich nicht reizender denken läßt. Die Badeanstalt in Empfing ist zwar keine großartige, doch ist alles reinlich und sauber, und die Verpflegung die beste, was sicher den Reiz der Umgegend nur erhöht. Welche Bestandtheile die Quelle, die übrigens ganz unscheinbar aus der nahen Bergwand hervorbricht, zu einer so heilkräftigen gestalten, vermag ich nicht anzugeben; genug daß Empfing in früher Zeit bekannt war und schon im

Jahre 1574 seinem Besitzer, der Stadt Traunstein, das riesige Erträgniß von fünfzehn Gulden lieferte — die herrliche Luft, der köstliche Wald, das frische Wasser, diese zusammen und im Bunde mit der sorgenzerstreuenden Macht des Landlebens sind wol die Nymphen, deren Zauber in so manchem Bade die größten Wunder wirkt.

Der Fußpfad leitet an der Traun noch eine geraume Strecke in schattiger Kühle abwärts; da wo er am engsten zwischen dem Wasser und der buchenbewaldeten Nagelfluhewand eingezwängt ist, erhebt sich ein beträchtlicher Felsblock, den die Fluthen der Traun rings umspülen. Der Sturz in die Tiefe hat ihn gespalten, und frommer Sinn hat in der Spalte einen Altar errichtet, das ist der Klobenstein. Ein schmaler Treppensteig führt unfern davon in die Höhe, und durch den Wald gelangen wir in die Gegend oberhalb Empfing zurück. Aber welch' ein Anblick bietet sich uns da, sobald wir den Waldrand erreichen! Der Rahmen, den unten die Eisenbahnbrücke bildete, hat sich erweitert; in der Tiefe schlängelt sich die Traun, grüne Wiesen und Felder bilden das farbenreiche Vorland; die Eisenbahn, die uns bekannte Stadt, Landhäuser, Kirchen, und Bauernhöfe der Umgegend, die mannigfach belebten Vorberge, endlich die abwechslungsreich geformten Berghäupter von Stauffen bis zum Hochfelln, all' das gestaltet sich zu einem durch die Wälder links und rechts abgeschlossenen Bilde, wie es kaum reizender gedacht werden kann. Würde ich dich, lieber Leser, eines Nachmittags in Person hierher führen dürfen — bei der „Katzenmutter" nennen die Empfinger Gäste das Plätzchen — so würde ich dich einladen, auf der nahen Ruhebank dich niederzulassen und nicht von hinnen zu gehen, bis der Abend mit seinen mannigfach wechselnden Farben heraufzieht; denn ich möchte nicht die Schönheit des Eindrucks durch andere Bilder verwischen. So aber muß ich dich ohne Rast von einem Punkte zum anderen rufen, um dir doch die reiche Auswahl aufzuweisen, die Traunsteins Umgebung darbietet.

Jenseits der Traun erhebt sich die waldgekrönte Höhe, sie birgt wol den reizendsten Punkt weit und breit, die Weinleite. Bei Empfing die Traun überschreitend, gelangen wir in kaum einer Viertelstunde dorthin, nicht minder führen von Traunstein aus verschiedene Fußpfade durch die Vorstadt Wiese zu unserem Ziele. Gerade im Norden der Stadt, am Höhenrande stehend, überschauen wir wiederum das Traunthal, aber in noch weiterer Ausdehnung als vorher. In großer Kurve, auf hohem durch die Traunbrücke unterbrochenen Damme erreicht die Eisenbahn die Thalseite, auf der wir uns befinden, und senkt sich, nachdem sie unsern die höchste Höhe gewonnen, in die tiefgelegenen Thäler von Reichenhall und Salzburg. Juvavum's hochgelegene Veste spitzt gerade noch herüber, wenn wir bei günstiger Beleuchtung von der Weinleite ostwärts blicken. Aber ich vergesse ja ganz den Mittelpunkt unseres Panoramas auszumalen, und wie könnte ich es auch! Drei Thaleinschnitte öffnen sich vor uns: im Südosten der bei Inzell und Mauthhäusel, der uns den Blick auf die Berchtesgadener Hochgipfel eröffnet, im Süden der des Thales der „weißen

Traun", in dem Siegsdorf, Ruhpolding und Seehaus liegen, und hinter dem die Loferer Steinberge sich aufbauen, endlich im Südwesten das Marquartsteiner Thal, dessen westliche Wächter Kampenwand und Hochplatte noch von den Bergen jenseits des Inn, insbesondere vom Wendelstein flankirt sind. Was aber unserem Bilde am meisten Leben und Farbe verleiht, daß ist das belebte Hügelvorland, in dessen Mittelpunkte, von der glitzernden Traun im weiten Bogen umrauscht, die Stadt Traunstein in voller Ausdehnung unsern Blicken sich darbietet. Wer nur einen Morgen oder Abend auf der Weinleite verbracht, den zieht es gewiß noch oft nach dieser so lieblichen und so leicht erreichbaren Höhe. Ruhebänkchen sind reichlich angebracht; Fußwege geleiten uns in den dunklen Forst in unserem Rücken oder hinüber zu den hochliegenden, schon im Jahre 1120 urkundlich genannten Kirchlein St. Veit's zu Ettendorf, einem mit der Weinleite an Schönheit des Umblicks wetteifernden Punkte.

Von hier könnten wir weiter auswandern, etwa nordwärts zum düsteren Wagingersee, oder gen Osten, wo bei der Eisenbahnstation Lauter ein hübscher Einblick in das Salzachthal und seine Umgebung sich darthut; doch damit hat es keine Eile, auch die Nähe bietet uns noch manch trauliches Plätzchen, wenn wir unseren Rundgang am Rande des Traunthales fortsetzen. Ueber den Steig am sogenannten „hohen Kreuz", gewissermaßen eine Fortsetzung des Weinleiteweges, gelangen wir in den Osten der Stadt, da wo auf waldumgebener, leicht zugänglicher Anhöhe das lindenbeschattete Kirchlein von Sparz emporragt. Das Bild ist nun ein anderes geworden; unten rauscht die Traun in nächster Nähe, jenseits Traunstein wogt und wallt das weite Hügelland, nur im Südwesten vom Gebirge begrenzt; in unserem Rücken ist endloser Wald, ein Ueberrest jenes Vogelwaldes, der einst meilen- und meilenweit das Land überdeckte. Auf den höher gelegenen Punkten dieses Gebietes treffen wir da und dort eine Lichtung, und umgeben von Feldern und Wiesen, die allmählich dem Waldboden abgetrotzt wurden, hat sich manch freundlicher Bauernhof festgesetzt; aber auch ausgedehnte Sumpf- und Moorlandschaften unterbrechen unser Vordringen. Es ist ein eigenthümliches Stück Landschaft, nur selten von Fremden aufgesucht und doch durch den Wechsel von Höhe und Thal, Kultur und Wildniß, durch manch hübschen Blick auf die Berge eines Besuches nicht unwerth. Gemeinhin wird nur der vorderste Theil betreten, der noch zum Stadtgebiete gehörige Bürgerwald, durch den verschiedene Wege zum aussichtreichen Hochberg leiten. Hier zwischen den Einschnitten des Stein- und Röthelbaches sind die Reste eines doppelten Römerlagers, das einst wol 7—800 Mann hinter seinen Schanzen aufzunehmen vermochte. Die auf drei Seiten noch erkennbaren Züge einstiger Gräben und Wälle sind von jungem Waldbestande überwuchert; es ist das alte Artobriga, das einst die Vereinigung der römischen Hauptstraße mit der von Grabenstädt aus Südwesten herankommenden Vizinalstraße überwachte. Der Punkt war gut gewählt, denn die wenigen Wege, die, von der Natur selbst gewiesen, aus dem Traunthal in's östlich gelegene Salzachthal hinüberleiten, treffen

in der Nähe zusammen; ein enger Einschnitt ist's, der nach Surberg, Teisendorf und weiter führt; ebenso gelangen wir nur durch eine Art Hohlweg auf die westliche Höhe, wo jetzt das Pfarrdorf Haslach eine halbe Stunde kaum von Traunstein südwärts liegt. Die Wartberg-Höhe beherrscht da die Gegend; und wenn auch keine erzumpanzerten Krieger mehr von hier in die Ferne lugen, so hat doch der Platz in unseren Augen seine Bedeutung noch immer nicht verloren, nur mit rechter Liebe zur Natur müssen wir ausgerüstet sein. Dann aber werden wir entzückt auf das liebliche Traunthal zu unseren Füßen blicken, dessen auengeschmückten Lauf wir fast vom Fuße der Berge bis nach Traunstein hin verfolgen, wir werden uns des Halbkreises der Berge freuen, die im Süden unseren Blick begrenzen. Und selbst der Abend scheucht uns nicht vorzeitig von unserem Plätzchen, denn in wenigen Minuten ist unser Standquartier Traunstein wieder erreicht; wir können also mit Muße dem wechselvollen Spiele der Sonne folgen, bis ihr Feuerball in's goldige Becken des Chiemsees hinabgesunken ist Wunderbare Farbeneffekte werden uns dabei manchmal zu theil, Lichterscheinungen, wie sie eben nur das nördliche Alpenvorland zu bieten vermag.

Oder sollte ich zu viel behauptet haben? Ich kann es mir nicht versagen, zur Probe einen mir unvergeßlichen Abend wenigstens versuchsweise zu schildern, den des 30. August 1876. Am Abend vorher hatte die scheidende Sonne die Landschaft mit ihrem Purpurgruße verlassen, ein schlimmes Vorzeichen für des nächsten Tages Witterung. Und so kam's. Strömender Regen goß fast ohne Unterbrechung. Erst am Abend, nach 6 Uhr, brach plötzlich die Sonne hervor; der Westen prangte in durchsichtiger, wolkenloser Bläue; die ganze übrige Gegend war von einem Lichtglanz umgossen, als wenn endlos bengalisch Feuer sie erhellte; alle Felder und Waldhöhen erglänzten im grellen, wundervollen Grün, und auch die Berge umhüllte nicht ein rother Duftschleier, wie gewöhnlich, sondern der grüne Wiederschein der sonnenbestrahlten Matten. Nur die höchsten, kahlen Felsengipfel ragten aus dieser seltsam grünen Umgebung geisterhaft weiß empor zu den leicht dahinschwebenden, lichtverklärten Wolkenballen über ihnen, die erst zuletzt einen rothen Schimmer annahmen, während die ganze übrige Landschaft schon in nächtliches Dunkel zurücksank. Entzückt staunenden Blickes verfolgte ich dies kaum eine halbe Stunde währende Schauspiel, das selbst die sonst so apathischen Landbewohner zu lauter Bewunderung hinriß und viele auf der Wartberghöhe versammelte, die ich zwar zuletzt, aber nicht als letzten Aussichtspunkt der Umgebung aufführen mußte.

III. Der Hochberg.

Lange genug wol habe ich dich in Traunsteins Nähe festgehalten, nachsichtsvoller Leser; bist du bereit, so wollen wir jetzt einmal etwas weiter ausgreifen und einen Berg besteigen, der uns wie kein anderer das ganze Gebiet des Chiemgaus zu überschauen Gelegenheit bietet.

Doch keine Angst bei dieser Ankündigung! Du brauchst keiner der gipfelstürmenden Helden zu sein, kein waghalsiger, schwindelunzugänglicher, kniestarker Alpensteiger, nicht Nagelschuh oder Bergstock bedarfst du, wenn du den Hochberg erklimmen willst. Sieh! jener grüne, sanftgeneigte Bergrücken ist es, der im Südosten Traunsteins bis zu einer absoluten Höhe von 773 M. sich erhebt, also etwa 220 M. über dem Spiegel der Traun, die seinen waldumgürteten Westabhang umschlängelt.

Lenzisberg nannte man diese Höhe, die Lenzisberger Herren waren um das 10. Jahrhundert hier seßhaft. Ihre Burg stand auf isolirtem Bergkegel, dem Burgschachen, der unfern der sogenannten „blauen Wand" dem Tannen- und Buchendickicht entsteigt. Es mag ein rechtes Raubnest gewesen sein, die Lage wenigstens gerade an der Stelle, wo das Flußbett, kaum mehr der Straße Raum lassend, an den Bergabhang herantritt, war ganz dazu angethan. Das ist aber auch der einzige Leumundszeuge, den wir gegen die Herren auf Lenzisberg in's Feld zu führen vermögen; denn keine Sage erzählt uns von Mord und Gräuelthaten derselben. Nur einmal erfahren wir von Kampf und Sturm, das war im Kriege Ludwig's des Bayern mit den Oesterreichern, als die Burg von den letzteren eingenommen, bald aber (im Jahre 1313) wieder zurückgegeben wurde. Schon zu Ende des 14. Jahrhunderts verschwindet das Geschlecht der Besitzer. Umsonst forschen wir nach Mauerüberresten und Gräben, kaum in seinen äußeren Umrissen ist der Raum noch zu erkennen, wo einst eine Burg gestanden. Der Wald hat längst wieder Besitz ergriffen von seinen angestammten Territorium. Dagegen ist der eigentliche Rücken des Hochbergs, wo einst der düstere Tann stehen mochte, jetzt von freundlichen Bauernhäuschen belebt, die über das ganze Plateau zerstreut, von ihren Feldern umgeben, die Gemeinde Hochberg mit etwa 330 Seelen bilden.

Auf dem höchsten Punkte befindet sich eine Gastwirthschaft, ein ganz lieblicher Aufenthalt für den hungernden und durstenden Wanderer, zumal da ein hübscher Ausblick zur Augenweide sich damit verbindet. Der aus Holz gebaute Aussichtsthurm, hochklingender Belvedere genannt, der sich daneben erhebt, giebt uns Gelegenheit zur ungehinderten Umschau, und ich stehe nicht an, den Hochberg wegen dieser Umschau als einen Glanzpunkt der Chiemgauer Gegend zu bezeichnen, der den Höhen ähnlicher Art im bayerischen Vorland, Peißenberg, Aiblingerhöhe, Taubenberg und anderen kaum nachstehen dürfte. Eine umfassendere Fernsicht wird uns allerdings zu Theil, wenn wir einen der mehr nordwärts gelegenen Hügel aufsuchen, bei Tettelham z. B., in der Nähe des Wagingersees, bei Stein oder bei Seeon; auch das bei Neukirchen im Norden des Teisenbergs gelegene, von Traunstein über Surberg in zwei Stunden leicht erreichbare Hochhorn (776 M.) verdient hauptsächlich wegen seines hübschen Einblicks in den Kessel von Salzburg hervorgehoben zu werden. Nachdem ich einmal im Aufzählen begriffen bin, darf ich auch den Ratzingerberg bei Prien nicht übergehen — allein die größere Nähe der Berge, die hübsche Gruppirung

der ganzen Umgebung, die allseitige Rundschau, die leichte Erreichbarkeit, dies alles fällt unter all' den Kuppen im Chiemgau doch zu Gunsten des Hochbergs in die Wagschale.

Fächerförmig breitet sich vor uns das Gebirge aus, wenn wir den Blick nach Süden richten; vom Schafberg und Höllengebirge im Salzburg'schen an bis zum Wendelstein und den ihn umstehenden Bergen läuft eine ununterbrochene Kette, aus der die bedeutendsten Gipfel des österreichisch-bayerischen Grenzgebietes hervorragen. Das gen Süden ziehende Thal der „weißen Traun“, in dem wir die Ortschaften Siegsdorf und Ruhpolding erblicken, findet einen prächtigen Abschluß an dem im Hintergrunde emporstarrenden, kahlen, theilweise schneebedeckten Felsenwalle der Loferer Steinberge, in dem sich besonders die Spitzen des Reifhorns, Hinterhorns und Flachhorns bemerkbar machen; die Koulissen dazu sind links von den Felsrücken des Rauschen- und Reifelbergs gebildet, denen noch der waldbedeckte Zinnkopf oder Sulzberg vorliegt, rechts von den dunklen, durch die Hörndlwand beherrschten Waldhöhen des Unterbergs und Westerbergs, die weiterhin zur aussichtreichen Pyramide des Hochfelln emporsteigen. Links vom Rauschenberg beim Kienberg und rechts vom Fellu beim Hochgern treten die Berge neuerdings zurück; das Marquartsteiner Thal öffnet sich hier mit Kampenwand und Geigelstein, dort der malerische Gebirgseinschnitt bei Inzell, dem zur Seite die Gruppe des Stauffengebirges sich erhebt, während im Mittelgrunde die Reutalm mit ihren jähen Abstürzen von den Fürsten der hiesigen Berggegend, vom Watzmann und Hochkalter, überragt ist. — Dieser Gebirgsansicht steht im Norden und Westen der Blick auf das weit ausgedehnte, in der Ferne immer mehr sich verflachende Hügelland gegenüber; hunderte von Ortschaften blicken und blitzen im Sonnenlichte aus der Umgebung dunkler Forsten hervor. Unser Auge würde sich in endlose Weite verlieren, fände es nicht auch hier einen anziehenden Ruhepunkt, den Chiemsee, dessen ausgedehnte Wasserfläche die Landschaft lieblich belebt.

Ob wir am frühen Morgen oder beim Nahen des Abends dem Hochberg zustreben, der unscheinbare Gesell wird gewiß immer unsere kleine Mühe reichlich belohnen, besonders beim Scheiden des Tages bietet er uns großartige Reize. Das Tagesgestirn taucht gerade in den glitzernden Spiegel des Chiemsees, da und dort glänzt noch eine der höhergelegenen Ortschaften, drüben am Abhange des Hohen Felln schimmert der Widerschein heller Fenster aus der einsamen Bergumgebung, dort ist Maria Eck, eine hochgelegene Wallfahrtskapelle. Und die Gipfel der Berge werden röther und röther, ein Moment — und alles ist vorbei; aus den Mösern in der Tiefe drunten steigen die Nebel auf; nächtliches Dunkel umgiebt uns.

Keine Sorge! Der Weg nach Traunstein hinab ist ohne Fährlichkeit zurückzulegen, besonders wenn wir den begangensten Pfad einschlagen, der bei den Salinenbauten im Süden der Stadt seinen Anfang nimmt, außerhalb der Traunüberfälle bei der leicht sichtbaren Schwimmschule die Siegsdorfer Straße

verläßt und uns dann allmählich ansteigend in kaum einer Stunde zum Ziele führt. Ein uns stets zur Seite bleibender Fahrweg würde es ermöglichen, selbst zu Wagen den Hochberg zu erreichen, allerdings keine besonders angenehme Fahrt.

Die reiche Zahl der an den Abhängen des Hochbergs emporsteigenden Pfade bietet uns bei öfterem Besuche angenehme Auswahl, besonders jener der durch den Bürgerwald sich der Nordostseite des Berges nähert und ein anderer, neuhergestellter, der im Westen, fast eine Stunde außerhalb Traunsteins, von der sogenannten Salinenstraße aus beginnt, empfehlen sich Denjenigen, die auch einen steileren Steig im Waldesschatten nicht scheuen; die ganze Herrlichkeit des Hochbergs liegt dann mit einem Male vor ihnen ausgebreitet. Auch von dem anmuthigen Siegsdorf, dessen spitzer Kirchthum aus dem Süden zu uns heraufgrüßte, kommen wir unschwer empor.

Glück auf denn zur Bergfahrt!

Am Hochkar.

Eine Novelle in Versen.

Von **Ernst Rauscher.**

I.

Wenn in der Ebene die Flitterwochen
Des jungen Jahres schon dahingegangen,
Beginnt es in den Bergen erst zu prangen:
Die. Blume, draußen völlig aufgeblüht,
Ist hier noch aus der Knospe kaum gebrochen,
Des Frühlings ungeschwächte Triebkraft sprüht
Noch in des schneegeschwellten Bachs Getose,
Im Wasserfall, sein erster Schmelz noch liegt
Auf saft'gen Matten, auf der Alpenrose
Frischgrünem Laub, wo sich der Falter wiegt.

Die Sonne hatte heiß herabgebrannt
Tagüber in das langgedehnte Thal,
Das, wenig nur von Reisenden gekannt,
Sich bis zum Gletscher hinzieht eng und schmal;
Nun aber gleitet früh bereits ihr Strahl
Hinunter jenseits an der schroffen Steile
Des Hochgebirgs, vergoldend noch in Eile
Die Fenster brauner Hütten am Gelände,
Schwarzgraue Felsen, dunkle Waldbestände,
Die rechts und links vom Fahrweg sich erheben,
Auf dem, des Wassers wildem Lauf entgegen,
Ein off'nes Wägelchen gemächlich rollt.

Schon müde ist der gliederschwere Gaul,
Der häufig stolpernd vor demselben trollt,
Mag auch, mit Peitsch' und Zuruf nimmer faul,
Der Bursche auf dem Bock sich Mühe geben.

Ihn aber scheint die Fahrt nicht aufzuregen,
Der drinnen sitzt: die Arme auf der Brust
Verschränkt, den Kopf geneigt, wie unbewußt
Der Bilder, die an ihm vorübergleiten,
Vor sich hin schaut er sinnend; nur zu Zeiten
— Wenn dicht an's Ohr ein Katarakt ihm schallt,
Der Kutscher jezuweilen stärker knallt —
Streicht er zur Seite sich das blonde Haar,
Und hebt das feine, blasse Angesicht,
Aus dem befremdend, ernst und still und klar
Ein Auge wie aus Träumen zu dir spricht.

Und wie mit rauher'm Hauche nun die Luft
Vom Scheitel des Gebirges niederbläst,
Das tiefer eingeschnitten dann und wann,
Zuhinterst, in des Abends Purpurduft
Manch' weiße Firnenspitze sehen läßt, —
Hüllt fest und fest unter leisem Schauern
In seinen Mantel sich der junge Mann;
Doch wird es nicht mehr allzulange dauern,
Daß er an's Ziel gelangt. —

O sieh! im Schatten
Verstreut die Häuser drüben am Gehänge,
Aus Holz gebaut, mit Steinen und mit Latten
Die flachen Bretterdächer all' beschwert,
Sieh! dort die Kirche mit dem spitzen Dach,
Und hinten den Koloß des Gletschers ragen
In's Dämmerblau! — Hörst du die Glockenklänge
Der Heerde, die in ihre Ställe kehrt? —
Wir sind im Dorf, — schon poltert unser Wagen
Die Straß' hinan, die holprige, gemach —
In sein Gerassel mischt sich das Gebraus
Des Alpenstroms, — und vor dem größten Haus
Still hält er nun mit seinem Passagier.
Der bied're Wirth, der vor dem Thore saß,
Steht schleunigst auf und hilft voll Dienstbegier
Aussteigen seinem unverhofften Gast;
Dann führt er ihn in's obere Gelaß.
Ein kleines Zimmer, heimlich, rein und nett —
— Von Zirbelholz der Tisch, der Stuhl, das Bett —
Und wünscht ihm eine angenehme Rast.

„So hat mich denn zu lebenslangem Bleiben,
Der stillste Erdenwinkel aufgenommen!
Geschieden bin ich aus dem tollen Treiben
Der Narrenwelt — um nie zurückzukommen.

Doch glaub' nicht, eine reizende Idylle
Erwart' ich in den Alpen zu verleben!
Längst hab' ich Wunsch und Hoffnung aufgegeben!
Nur Muße brauch' ich, Einsamkeit und Stille;
— Und diese find' ich hier — mit ernstem Sinnen
Mich in mich selber gänzlich einzuspinnen,

Zwar hab' ich mehr nicht Ungemach erfahren,
Als Tausende allwärts, zu jeder Zeit —
(Denn daß die Eltern ich als Kind verlor
Und mein Geschwister — kommt wol täglich vor);
Doch reicht es hin, die schnöde Nichtigkeit,
Des Menschendaseins mir zu offenbaren,
Das, ängstlich flackernd zwischen Sorg' und Noth,
All' Augenblicke zu verlöschen droht,
Dem Kerzenlichte gleich, das mit der Hand
Man vor dem Winde schirmt. — Und solche Spende,
Ich soll sie lieben, Ander'n gar vererben? —
Daß ja das Jammerwirrsal nimmer ende? —
O, flammte bald heran der Weltenbrand
Um diese Erde, seine Braut zu werben,
Die tanzesmatt, mit brünstigem Verlangen
Schon harrt auf sein verzehrendes Umfangen!

. . . .

Mein Freund, verzeih' die quälenden Gedanken,
Du kennst sie ja, du hast sie oft bekämpft,
Hast oft, wenn meine Phantasie die Schranken
Durchbrach, ihr feurig Ungestüm gedämpft,
Mich sinnig und bedeutsam hingewiesen
Auf all den reichen Reiz in Feld und Flur,
Mir alle Pracht und Schönheit der Natur
Mit inniger Beredtsamkeit gepriesen.

Ja! sie ist schön! — Als ich bei Morgengrauen
Aus unruhvollem Schlafe heut' erwacht,
Das Fenster meines Stübchens aufgemacht: —
In den krystall'nen Aether eingetaucht
Die Spitze fein und zierlich, wie behauen
Vom Bildnermeißel, rosig angehaucht,
Hehr stand sie da, die Riesenpyramide
Von Eis und Schnee, in keuscher Majestät! —
Ein frischer Odem kam hereingeweht,
Vom thauigen Grund, vom schlummertrunk'nen Walde,
Darauf ein Schleier lag, als schwebte Friede
Mit weißen Fittichen darüber hin,
Indeß ein Rauch, aufsteigend von der Halde,
Dem neugebor'nen Tag zu opfern schien,
Der lallend erst, mit Kindeslauten sprach.
Hinaus bewundernd sah ich lange. Ach!
Wer doch die Schöpfung wie ein Bilderbuch,
Betrachten könnt' mit reinen Wohlgefühlen!

Ich kann es nicht; von jeher war's mein Fluch,
In's tiefste Herz der Dinge mich zu wühlen.
Zu gründlich seh' ich, zu durchdringendklar,
Am schönen Schein vergnüglich mich zu weiden —
Und was noch eben Augenlust mir war.
Wird bald mir eine Quelle bitt'rer Leiden.

Der stolze Aar, der, Kreis' um Kreise ziehend,
So königlich die blanken Lüfte schmückt,
Ergeifen wird er gleich das Reh, das fliehend
Mit Angstgezitter sich in's Dickicht drückt,
Des Jägers tückisch Rohr bedroht sie Beide. —
Und nicht allein was Athem hat und lebt,
Bekriegt sich ohne Unterlaß und strebt
Sich gegenseitig zu vernichten; nein!
Sogar das Todte, scheinbar Willenlose
Dringt unheilbringend auf sich selber ein
Und auf den Menschen. Sieh! im Unschuldkleide
Die Felsenlehne dort! Mit Donnerrollen
Entstürzt ihr die Lawine und begräbt
Den Wanderer in ihrem kalten Schooße.
Der Gletscherbach, vom Regen angeschwollen,
Wegreißen wird er Hürden, Planken, Hütten,
Und Feld und Garten mit Geröll verschütten . . .
Das friedliche, azurne Himmelszelt,
Auf dem als gold'ner Knauf die Sonne glüht,
Wie eine Herrscherkrone glanzumflossen,
Birgt Waffen der Zerstörung: Blitze, Schloßen,
Die Alles, was da sprießt und grünt und blüht,
Zu Boden schmettern. — Eine solche Welt,
In der das Ohr, wofern es ihn zu fassen
Im Stande wäre, Einen Schmerzensschrei
Vernähme nur: — wie schön sie immer sei —
Ich kann sie nur von ganzem Herzen hassen!"
. . . .

„Nicht weit von hier, in einer jener Schluchten,
Die in die Flanken sich des Thales buchten,
Entrauscht ein Wasserfall dem Felsgeklüfte
Und schleudert seine Perlen in die Lüfte,
Aus denen sie mit silbersprühendem Funkeln
Zerstäubend, leiserieselnd sich ergießen
Auf Anemonen, Veilchen und Ranunkeln,
Die rings im Grase ihren Kelch erschließen.
Ein schönes Hirtenmädchen — also kündet
Die Sage — sprang hier einst von steiler Wand.
Um sich zu retten vor der frechen Hand
Des Schützen, der, von Sinnenlust entzündet,
Es hart bedrängte. — Dahin lenk' ich gerne
Die Schritte. Anfangs schlängelt sich der Weg

Durch Wiesentriften, reich mit Akelei
Geschmückte, an so manchem Zaun vorbei,
Dann kriecht er durch Gestrüpp und Steine schräg
Zum Spalt hinein, daraus man schon von ferne
Das dumpfe, feierliche Donnern hört.
In's weiche Moos gelagert, leicht benetzt
Vom Schaum des Fluthenschwalls, der angstgehetzt
Von dannen jagt, nachhäng' ich ungestört
Gewohnten Träumen da. — O wie verwandt
— Als wären Kinder wir aus Einem Hause —
Berührt mich das eintönige Gebrause,
Das wie ein Weltgeist-Hymnus mich gemahnt!

Ist's Lebenssehnsucht, ist es Todesdrang,
Ist's Schmerzen-, ist es Freudenüberschwang,
Ist's Reue, Selbstanklage, Vorwurf, Groll,
Was ruhlos, urgewaltig, ahnungsvoll
Aus diesen deutungsreichen Tönen spricht? —
Ich frag' mein Herz, doch Antwort giebt es nicht.
Daß es nach ew'gem Schlaf dem ew'gen Schlafe
Mit stürmischem Gepoch entgegenschlägt —
Soll's dies betrachten als gerechte Strafe
Für eine unbewußt begang'ne Schuld?
Soll es die Last, die's widerwillig trägt,
Anseh'n als unverdiente Himmelshuld? —
Soll's heiß begehren? soll es kalt entsagen? —
. . . .
Nach Sinn und Absicht pflegen wir zu fragen
Vorerst bedächtig, ehe wir die Kräfte
Dransetzen, sonst bei jeglichem Geschäfte
— Ob noch so unbedeutend auch und klein —
Wohin? — zuvörderst fragen wir mit Fug,
Bevor wir uns begeben auf die Reise,
Belehrung suchen wir — wofern wir weise —
Und Nutzen mindestens — wofern wir klug; —
Und sollen unberathen, täppisch blind
In diesem unverstand'nen Räthsel-Sein
Abmühen uns? — Ja, wenn wir Thoren sind!

Mich lockt ihr nimmermehr aus dem Versteck,
In das ich mich geflüchtet, wahnentrissen,
Es wäre denn, daß ihr den großen Zweck
Mir erst verriethet! — Mögen And're ringen
In Staub und Qualm mit blödem Heldenmuthe,
Und ihrem selbstgeschaffenen Idol
Zur Schlachtbank ziehend Lobeslieder singen! —
Ich stürze nimmer auf's Gerathewohl
Mich in den Kampf des Lebens, ich will wissen,
Warum ich kämpfe, und wofür ich blute!? —"

Du schiltst mich aus, daß ich die Zeit versäume,
Und müssig lasse mein Talent verrosten,
Das mich zu Ehren brächte! — Wohl! Ich räume
Dir's gerne ein: hätt' ich auf meinen Posten
Nicht (gegen deinen Rath) Verzicht gethan,
Ich wäre ohne Zweifel in der Welt
Gar hoch gestiegen, — Titel, Würden, Orden,
Sie hätten mir gewißlich nicht gefehlt.
Wer weiß! — ich wär' noch 'mal Minister worden! —

Jedoch gesetzt, mir liege nichts daran —
Ist's denn so unbegreiflich wunderbar,
Wenn ich mich endlich zu gehaben wage
Nach meiner Ueberzeugung? — Ha! fürwahr!
Mich dünkt's ein weit erstaunlicheres Wunder,
Daß irgendwer in unabhängiger Lage
Mit all' dem ird'schen Trödelkram und Plunder,
In vollem Ernst sich noch befassen mag,
Da doch von Chemikern und Physiologen,
Von Anatomikern und Zoologen,
Bewiesen wird bestimmter jeden Tag:
Daß formenwechselnd, aber unvergänglich
Der Stoff zwar durch das Weltall endlos kreist;
Allein der „sogenannte" Menschengeist,
Nachdem er zwei Minuten todesbänglich
Gesonnt sich in dem Strahl des eig'nen Licht's —
Auslösch' für ewig in der Nacht des — Nichts!

So stehen wir an Hoffnung und am Glauben
Durchaus verarmt, und nur Ein Trost verblieb,
Ein letzter uns: man kann uns nichts mehr rauben!
. . . .
Beim Himmel! Welcher Mensch, der solchen Lehren
Sich zubekennt, nähm' fürder noch genügsam
Mit dieser kurzen Spanne Zeit vorlieb?
Wer möchte fernerhin geduldig-fügsam,
Mit Arbeit überflüssig sich beschweren?
Zu wessen Vortheil wol, zu wessen Frommen?
Der Menschheit? Ei? Ich bin ja Null, du auch,
Und folglich Alle! Null zu Null genommen
Giebt wieder Null — das ist so Rechenbrauch.

Nein! Wie der Bettler fortstößt eine Gabe,
Die ihm zu kärglich däuchte und gering,
Wie den gemeinen, weißen Schmetterling
Läßt wieder fahren der getäuschte Knabe:
Verächtlich werf' ich dieses Leben hin,
Sei's, daß es mir von außen ward verlieh'n,
Sei's, daß ich selber dunkel es gewollt. —
Wird nie und nirgend uns Ersatz gezollt
Für alle Unbill, die wir hier erlitten —

Sei lieber gleich die Bühne dann geschlossen,
Der Bluttragödien und Gaukelpossen!
Dann sei mit Eins das Band entzweigeschnitten,
Das uns an diese Unglücksscholle bindet!

. . . .

. . . . O warum schwindet
Nicht Seel' und Athem uns im Augenblick,
In dem wir unser elendes Geschick
Zutiefst erkannten! Nimmer and'rer Waffen
Würd' es bedürfen, uns hinwegzuraffen —
Nicht Gift, noch Dolch! — doch diese nicht allein
Sind tödtlich, auch das Denken, täglich, stündlich
Das Hirn zerwühlend, hat — so hört' ich — gründlich
Schon manchen Mann geheilt von seiner Pein!"

. . . .

Wer ist er, der in solchem finster'n Ton
Aus dem Asyle, das er sich erwählt,
Schwarzseherisch auf Welt und Menschen schmält
In seines Lebens gold'nem Blüthenlenz? —
Er nennt sich Berthold. — Reicher Eltern Sohn,
In seiner Laufbahn tüchtig vorgeschritten,
Begabt und großgesinnt, von feinen Sitten,
Wie echte, wahre Bildung nur sie giebt,
Von Jedermann geachtet und geliebt —
Konnt' er im Schooß der prächt'gen Residenz
Ein thätig und genußreich Leben führen;
Doch hatte früh bereits ein starker Hang,
Den höchsten Denkproblemen nachzuspüren,
Die Wurzeln seines Strebens untergraben,
Und seines Herzens Triebe fast erstickt.
Indeß er immer gieriger verschlang,
Was es nur gab an philosoph'schen Werken,
Ward er so ungeheuerlich erhaben,
Daß er zuletzt im irdischen Getriebe
Nur mehr ein läppisch Puppenspiel erblickt,
Das kaum der Mühe lohnt, darauf zu merken.
Vielleicht, wenn eine tiefe Leidenschaft,
Der heiße Flammenwirbelsturm der Liebe,
Ihn hätte angefaßt mit aller Kraft —
Wol mochte er vom starren Bann genesen,
Worin die Weisheit ihn gefangen hielt;
Doch schweigsam, scheu und schüchtern, wie sein Wesen
Von jeher war, hatt' er das holde Glück
Des Frauenumgangs kärglich nur genossen;
Und ob auch Manche schlau nach ihm gezielt,
Noch immer war der süße Pfeil zurück
Geprallt von seines Busens strenger Wehr.
Auch floh er die Gesellschaft mehr und mehr,
Sogar die Freunde mied er, bis auf Einen,

Dem er sein innerst Fühlen, Denken, Meinen
Als Knabe schon getreulich stets erschlossen,
Den Einzigen, dem er in diesen Briefen
Auch jetzt enthüllte seiner Seele Tiefen,
Nachdem er, eines Tages Amt und Stadt
Verlassend, fürbaß zog. Was aber that
Er außerdem — denn etwas mußt' er thun —
Die langen Tage auszufüllen? — Nun,
Er konnte volle Stunden unverrückt
Auf einem Baumstamm oder Felsblock sitzen
Und mit dem Taschenmesser, vorgebückt,
An einem Holzspan, einem Zweige schnitzen.
Bisweilen auf's Geländer einer Brücke
Bildsäulenähnlich sah man ihn gelehnt,
Und Blätter, Blüthen, Steine, Rindenstücke
Hinunterstreu'n in's grimme Element;
Oft stiert' er liegend in die Fichtenwipfel,
Als ob er alle ihre Nadeln zählte,
Oft war's der eine oder and're Gipfel
Der Berge, den sein Aug' als Haftpunkt wählte.

Der Berge! — Ach! wol hat dies Zauberwort,
Das sehnsuchtweckende, auch ihn berückt,
Manch selt'ne Blume wurde da und dort
Auf wolkennahen Höh'n von ihm gepflückt
Voreinst, als Kraft und Muth, von keinem Zügel
Gebändigt noch, den Himmel nahm im Sturm; —
Doch seit er mehr und mehr zum Bücherwurm
Verschrumpft, war mit des Geistes Zuversicht
Erstorben auch des Körpers reg' Verlangen,
Und viele Jahre waren schon vergangen,
Daß er bestiegen nicht den kleinsten Hügel. —
Doch selbst das Lesen freut ihn jetzo nicht.
Ein einzig Buch nur, seinen Schopenhauer,
Den er studiert mit Eifer und genauer,
Als mancher Pastor seine Bibel, kannte,
Mitnahm er in die Abgeschiedenheit,
In die er eigenwillig sich verbannte; —
Darin mit Andacht, wie man ein Gebet
Verrichtet, blättert er von Zeit zu Zeit.
Bei dieser Geistesnahrung, über Grab
Und Tod stets grübelnd, fiel er sichtlich ab,
Zumal auch Schlaf und Lust nach Trank und Speise
Sich täglich minderte. — In solcher Weise
Sah unser weltverachtender Asket
Bereits den ganzen Wonnemond verrinnen,
In seinem Thun und Lassen unbeirrt.

Da — eines Abends, als er so allein,
Wie meistentheils, im Schankgemache saß —
(Nur selten leistete der bied're Wirth
Gesellschaft ihm, er hielt nicht recht bei Sinnen

Den fremden Herrn, der gar so stumm und blaß) —
Mit Stock und Ränzel traten lärmend ein
Ein paar Touristen, setzten sich zu Tisch
Und fingen schwätzend, lachend, singend, frisch
Zu zechen an — harmlose gute Leute
Im Uebrigen, wie man sie häufig heute
Durch Thäler und Gebirge schwärmen sieht.

Ihm aber, der die Menschen möglichst flieht,
Nicht aus Gehässigkeit, nur weil er schaal
Sie findet und langweilig allzumal,
War dies genügend, schon am nächsten Morgen
Ein and'res Heim zu suchen. —

Tief im Grunde,
Wo enge sich das Thal zusammenschließt,
Vom Dörfchen etwa eine halbe Stunde
Entfernt, am Bach, der aus dem Gletscher fließt,
Liegt, vor dem Blick des Wanderers geborgen,
Ein Bauernhaus, umrankt von wildem Wein.
Die niedern Fenster über's Kreuz gegittert,
Das Giebeldach bemoost und halb verwittert;
Der dunkelbraune, hölzerne Balkon
Mit einem schwarzen Nelkentopf geziert —
Behaglich schaut es in den Wald hinein,
Der, drohend überragt von Felsenscharten,
Zum Schutz heran von allen Seiten dringt,
Und Haus und Hof mit grünem Arm umschlingt;
Dahinter Malven blüh'n und rother Mohn
Im eingefriedeten Gemüsegarten —
Dort hat nunmehr sich Berthold einquartirt.

„Wär' es nicht Unsinn, Jemand zu beneiden,
Zu dem das Schicksal einst vom Richterthrone
„„Ein Mensch sei!““ — das Verdammungsurtheil sprach —
Wahrhaftig! Ich beneidete die Beiden,
Mit denen ich jetzt unter Einem Dach,
Zwar nicht zufrieden, aber friedlich wohne.

Wenn auf der grob gezimmert breiten Bank
Vor seinem Hof, nachdem die Sonne sank,
Sein kurzes Pfeifchen Vater Christoph schmaucht,
Die Hände auf die Knie' gestützt, verloren
In's Anschau'n irgend eines Gegenstandes,
Den ihn der Zufall vor's Gesicht just bringt —
Ha! sehen möcht' ich den gelehrten Thoren,
Der da — wofern er nur zu wählen braucht' —
Nicht auf der Stelle tauschte unbedingt
Mit dem beschränkten Greis des Oberlandes!

Und Veit, o heil'ge Einfalt! — hat der Junge,
Was schwerer wiegt als Rang und Geldgewinn,

Nicht starke Arme, kräft'ge Brust und Lunge,
Und einen immergleichen, frohen Sinn? —
Wenn er die Axt im nahen Forste schwingt
Und kinderleicht, als wär' es nur ein Tand,
Die dicksten Klötze spaltet, Scheit' auf Scheite;
Wenn mähend er auf steiler Wiesenleite
Ein frisches Lied aus voller Kehle singt —
Ich seh's mit Neid; ja öfter schon entwand
Ich ihm die Sense, die ich ungeschickt
Und linkisch nur vermochte zu regieren;
Da war es denn gar komisch anzuseh'n,
Wie er mich pfiffig lächelnd angeblickt,
Und alsdann sprach: „Man muß es halt probiren,
's wird mit der Zeit schon immer besser geh'n."

. . . .

O bleibt mir fern mit Euren wicht'gen Gesten,
Mit Euren Redensarten fein und klug,
Mit Eures Geistes stolzen Siegesfesten,
Mit Eurer Zukunftspläne kühnem Flug!
Strengt Euren Witz nur an, auf daß der Wagen
Des Fortschritts schnell und immer schneller fährt!
Am Ende werdet Ihr nicht mehr erjagen,
Als die Natur dem schlichten Mann gewährt,
Der nie mit Fragen sich an sie gewendet:
— So oft er Hunger spürt — ein Stückchen Brod,
Und, ist sein Tagewerk dereinst vollendet,
Als höchste Gunst 'nen raschen, sanften Tod,
Den unausweichlich allgemeinen Schluß
Der Wanderschaft, an den gelangt Ihr nichts
Verwenden könnt von all der bunten Masse
Gepäcks, womit Ihr unnütz, unbequem
Euch schleppt, daß eingebildeter Genuß
Euch unterwegs belustige. Wohl dem,
Der ledig jedes hemmenden Gewichts
Die Reise thut! Ob ich in Saus und Braus
Die Jahre meines Lebens toll verprasse,
Ob ich in einer Zelle sie verträume
Und nie mir ein Pokal der Freude schäume,
Gleichgültig ist es: Einmal ist's doch aus!

Wozu denn war es aber, ach! wozu?
Was ist die ewig aufdringsame Frage,
Die, wenn der Morgen durch die Scheiben graut,
Mit ihrem Sphinxblick mir in's Antlitz schaut,
Die Mitternachts, wenn Alles rings in Ruh',
Und nur, wie niegestillte Weheklage,
Der Strudelbach vor'm Fenster unten rauscht,
Gespensterhaft auf meinem Kissen lauscht! —

Wofür denn leb' ich? Lohnt sich's zu erwachen,
Den abgestandenen Gedankenbrei

Von Tag zu Tag von Neuem aufzuwärmen?
Dies fortgesetzte, unergieb'ge Schwärmen
In Eines Kreises ödem Einerlei —
Ich trag's nicht mehr, es wird mich rasend machen!"

„O, sähest du, wie ich mich spät und frühe
Mit Schaufel, Spaten, Hacke, Haue, Rechen
In Feld und Anger angestrengt bemühe, —
Du trügest keinen Augenblick Bedenken,
Als Einen, der verrückt, mich anzusprechen!
Und meinen Helfer auch, den guten Veit,
Scheint mein befremdlich Schaffen zu verwirren;
Doch glaubtest du, daß ich's aus Freudigkeit,
Wie er verrichte, würdest du dich irren:
Ein Mittel ist's mir nur, um abzulenken
Die Seele, und den Dämon los zu werden,
Der mich verfolgt. — Wenn's von der Stirne tropft,
Im Busen hämmert, an die Schläfen klopft,
Dann ist es mir, als fühlt' ich minder scharf
Den heimlichnagend unsagbaren Kummer,
Und in des Körpers Mühen und Beschwerden
Find' ich, was ich nicht finden kann im Schlummer
Und, wehe mir! im Tod nicht suchen darf:
Vergessen meines Ich's! — Wol giebt es noch
Ein And'res, zu erlösen uns vom Joch
Des eig'nen Selbst; allein von jenen Banden,
Die Herz zu Herz allmächtig selig zwingen,
Wüßt' ich nur trübe Mähre vorzubringen:
Kein weiblich Wesen hat mich je verstanden!
. . . .
In diesem Punkte bin ich anspruchsvoller
Und wählerischer freilich wol, als er,
Der Berge schlichter Sohn, und als die Meisten.
Fürwahr! Ein Blöder ist er und ein Toller,
Der irgendwie an's andere Geschlecht,
An's schwache, stellt ein höheres Begehr,
Als es im Stande von Natur zu leisten!
Je nach der Laune und Gelegenheit
Rückhaltend, spröde oder lüstern dreist,
Auf Kleinliches gerichtet Sinn und Geist,
Gefallsam, flatterhaft, voll Eitelkeit —
So kenn' ich es — und so ist's ihnen recht,
Die Leichtbefriedigten! . . . .
. . . . Wir waren heute
Den Weg zu bessern eben im Begriff,
Der nach dem letzten, heft'gen Regenguß
Zum größten Theil dem Wasser fiel zur Beute.
Durch's Fichtenholz, darin die Amsel pfiff,
Sandt' uns die Sonne ihren Abschiedsgruß,
Obgleich es früh noch war am Nachmittag;

Die Säge zischte, Beil und Hammerschlag
Erdröhnte taktgemäß auf Stock und Stangen —
Auf einmal über die getrübte Fluth,
Die jäh sich drängte durch die Felsenrinne,
Rief's laut herüber. Veit, der just zum Schwung
Den Arm erhoben, hielt urplötzlich inne
Und lugte nach dem Pfade — sieh! da kam
'Ne dralle, schmucke Dirne hergegangen
Im kurzen Rock, mit spitzem, schwarzem Hut,
Wie ihn die Weiber hier zu Lande tragen;
Jetzt blieb sie stehen — und mit einem Sprung
War er zur Seite ihr. Was sie zu sagen
Sich Wichtiges gehabt, davon vernahm
Ich nichts — das Wasser sprach zu unwirsch drein;
Es mochte wol ein zärtlich Stelldichein
Beredet werden für die nächste Nacht;
Denn als die Maid gebirgauf weiterschritt,
Und er zurückgekehrt auf seinen Platz,
Treuherzig theilt' er mir vertraulich mit:
Die ihn gerufen habe, sei sein Schatz
Und reicher Leute Kind, und ward von denen
Sie ihm geweigert nicht, weil er zu arm,
Er hätte Hochzeit längst mit ihr gemacht,
Doch fühl' er dessentwegen keinen Harm —
So oft er poche an ihr Fensterlein,
Die Resi spreche immer gern „Herein!"

. . . .

So geht der Menschen Dichten, Trachten, Sehnen
Im Stadtgewühl, auf stiller Alpenflur,
Nach greifbar sinnlichem Besitze nur,
Uneingedenk, daß alles Weh und Leid,
Was früher oder später sie umringt,
Aus ihrer thörichten Begehrlichkeit
Und ihres Willens falscher Sucht entspringt!
Ich aber, der sich in das rauhe Kleid
Zu hüllen des Entsagens längst begann,
Gen jegliche Versuchung so gefeit,
Daß er hinieden nichts mehr wollen kann,
Ein Mönch im Lodenrock — als Klostermauern
Die Berge — bin ich minder zu bedauern?

Wenn man den Saumpfad sachte aufwärts schreitet,
Der steinbesä't und steil und vielgewunden
Vorbei am Bauernhof zur Höhe leitet,
Geht's eine Weile durch geschloss'nen Wald
Vermischter Nadelbäume, die verbunden
In Eintracht dicht sich drängen; aber bald
Beginnt er sich zu lichten mehr und mehr:
Von Hängeflechten Zweig und Ast umsponnen,
Steh'n Wettertannen, einzelne, umher,

Weißbärt'ge Eremiten —, dann verschwinden
Auch die, und auf dem Boden durch den Gneiß
Sieht man nur noch sich zähes Krummholz winden.
Horch! leise kommt's gerieselt und geronnen
Zum Abgrund nieder über schiefe Platten,
Wo Steinbrecharten blüh'n und Edelweiß,
Noch eine Wendung — und die starren Massen
Des Gletschers stürzen zackig uns entgegen,
Gewölbt in grauser Nähe; doch wir lassen
Sie links, hinan aus langsam zu bewegen
Am Rande der Moräne zu den Matten,
Die, reich an würz'gen Kräutern, den Genossen
Des Hochkarfürsten sich zu Füßen schmiegen.

Sieh! hier vom weißen Firnenkranz umschlossen
Des alten Christoph's Alpenhütte liegen!
Gar manch' ein Wanderer, der zu Fuß, zu Pferde
Herüber aus dem Nachbarlande klomm
Den Felsenpaß, hat freundlichen Willkomm
Darin gefunden und, am rauch'gen Herde
Ausrastend, sich an süßer Milch gelabt,
Geborgen vor des wilden Sturmes Wuth.
Ein junger Senne hält allhier sich auf
Zur Sommerszeit, und ein Mal im Verlauf
Der Woche kommt der Veit, um nachzusehen,
Wie sich der Hirte und das Vieh gehabt.

So kam er heute denn auch wohlgemuth,
Und mit ihm — Berthold. Während jene Beiden
Von Kuh zu Kuh, von Kalb zu Kalb nun gehen,
Die träge wiederkäuend, voll Behagen
Theils auf dem Boden ruh'n, theils irrend weiden,
Hat seitab hingelagert unser Held,
In seinem Lieblingsbuche aufgeschlagen
Sein liebstes Stück: „Vom Leiden dieser Welt".
Doch um zu lesen, scheint er zu zerstreut:
Aufhorchend dem verlorenen Geläut'
Der Heerdenglock', zu deren Melodie
Den tiefen Baß ein Rind zuweilen brüllt;
Des Brünnleins schläfrigem Geplätscher, das
Fortsprudelnd Tag und Nacht ohn' Unterlaß
Des plumpen Troges weite Höhlung füllt,
Läßt er von Grat zu Grat die Blicke schweben,
Wo leicht, wie Bildungen der Phantasie,
Goldwölkchen ihren stummen Reigen weben.
Mit off'nen Lippen, hochgehob'ner Brust
Schlürft er der Luft erquickend reinen Strom,
Durch welchen manchesmal des Heu's Arom
Geschwommen kommt; ein Strahl von Lebenslust
Erglimmt in seinem Auge, färbt die Wange,
So fahl bisher, mit einem zarten Roth,

Der Gluth vergleichbar, die nach Untergange
Der Sonne an den Alpen purpurn loht.
Es ist die erste wärmere Erregung
Nach langer Starrheit, die einnehmend spricht
Aus seinen Zügen — und wie sollt' es nicht?
Die Lebensweise, die er sich erwählt
In letzter Zeit, die Arbeit, die Bewegung
Im Freien, hat die Nerven ihm gestählt,
Sein Blut befeuert, Herz und Brust erweitert,
Und, ohne daß er selbst sich's eingestand,
Auch unwillkürlich seinen Geist erheitert.

Wie er so daliegt mit gestreckten Beinen,
In ruhiger Beschaulichkeit, den Rücken
Gelehnt an einen von den ries'gen Steinen,
Verstreuten Trümmern von dem Urweltbau,
Umragt von Silberspitzen, d'rüber blau,
Durchsichtigklar der Abendhimmel lacht,
Scheint Niemand mehr geschaffen zu beglücken,
Und selber zu dem höchsten Glück berufen.
O wie sein lieb'bedürftiges Gemüth
Sonst so verschlossen und in sich versunken,
Nunmehr von unbestimmter Sehnsucht trunken
Sich hinzugeben allsympathisch glüht! —
Gesättigt endlich von der hehren Pracht,
Will er zum schier vergess'nen Buche greifen
Auf seinem Schooß — als hinter ihm von Hufen
Und wucht'gen Schuhen Tritt auf Tritt erklingt;
Und näher, immer näher hört er's schleifen
Den Pfad herunter, der vom Joch sich schlingt,
Bis deutlich auf dem grünen Wiesenplane
Sich eine kleine Reise-Karawane
Entwickelt nach und nach: voran, am Zügel
Von eines stämm'gen Burschen Hand geführt,
Ein Maulthier kommt bedächtiglich geschritten,
Von einer lieblichen Gestalt geritten
Im grauen Kleide — nimmer hat den Bügel
Ein zierlicherer Mädchenfuß berührt!
Den schlanken Leib, der sich voll Anmuth wiegt,
Ein wenig aus dem Sattel vorgeneigt,
Hinreitet sie behutsam. Angeschmiegt
Dem Tragesessel, dessen Stangenpaar
So vorn als hinten je ein Träger lenkt,
Die Augen bergend in der hohlen Hand,
Wie Jemand, welcher schlummert oder denkt,
Ein stattlich Frauenbild hierauf sich zeigt
In schwarzem, tiefabwallenden Gewand.
Ein Mann, beladen mit gar mancherlei
Gepäck, beschließt den Zug. So zieht die Schaar
Gemach zu Thal, an Berthold hart vorbei,
Der sich von seinem Ruheplatz, erschreckt,

Sofort erhob. Doch wie er auch sich reckt
Und auf die Zehen stellt, schon sieht er nur
Noch Kopf und Schultern hin und wieder schwanken
Der jungen Reiterin, auch die versinken,
Und in der Ferne ist die letzte Spur
Verschwunden jetzt. — Als hätte auf der Stelle
Ein Zauber ihn gefangen und berückt,
Nachstaunt er lang — dann geht er in Gedanken
Zurück zur Hütte . . . .
. . . . Feierlich geschmückt
Mit Sternendiademen, glitzernd blinken
Die Bergeshäupter, durch die Schluchten spinnen
Hinan sich weiche Nebel zu den Zinnen,
Als er in Veit's Geleite durch die Helle
Der Sommernacht den Heimweg antritt. Spät,
Da schon der Hahn zum ersten Mal gekräht,
Erreichen das Gehöfte sie, und matt
Vom langen Marsch, wirft auf die Lagerstatt
Sich Berthold, und schläft augenblicklich ein.
Und wie er schläft — des vollen Mondes Licht
Quillt auf sein Bett mit geisterhaftem Schein —
Hat er ein wunderseltsam Traumgesicht:
Ihm ist's, als klett're er durch Runs' und Riesen
Mühsam hinauf zum Sitz des ew'gen Schnee's;
Zerschründet und zerklüftet liegt der Kees
Des Gletschers, unter ihm in Schwindeltiefen
Ringsum des Todes starrende Gefilde;
Nur Eine Blume neigt als Unterpfand
Des Lebens von der senkrecht schroffen Wand
Sich über'n Abgrund hin voll Unschuldmilde;
Er sieht sie an, und wonniges Entzücken
Durchschauert ihn, mit heißem Sehnsuchtsblick;
Ausstreckt er Arm und Finger, sie zu pflücken, —
Da fühlt er sich, von unsichtbarer Macht
Gefaßt mit ehr'nem Griffe im Genick,
In's Bodenlose jäh hinabgestoßen . . . . . .
. . . .
Zusammenzuckt er plötzlich, und erwacht
Im Taumelschreck, mit Angstschweiß übergossen.

Dr. Hermann Freiherr v. Barth †.*)

Am 7. Dezember v. J. ist Dr. H. v. Barth in S. Paolo de Loanda, der Hauptstadt von Angola, ein neues Opfer des mörderischen afrikanischen Klimas, dem Fieber erlegen. Im heftigsten Paroxismus hat er selbst Hand an sich gelegt!

*) Wir hoffen in einem der nächsten Hefte ein wohlgelungenes Porträt des Verewigten bringen zu können.

Das ist in 6 Jahren schon der dritte Mitarbeiter, dem der „Alpenfreund“ auf immer Lebewohl sagen muß! Carl Hofmann, Emil Auer, Hermann v. Barth! Nicht bloß der „Alpenfreund“, auch die alpine Wissenschaft hat an allen dreien einen großen, unersetzlichen Verlust erlitten! Was Hofmann als Forscher in der Glocknergruppe, Auer als trefflicher Schilderer der Voralpen, ist Barth in beiderlei Beziehung für die „nördlichen Kalkalpen“ geworden, denen er seine Thätigkeit gewidmet und seinen Namen unvergänglich angeheftet hat!

Barth war am 15. Mai 1845 zu Eurasburg (Landgericht Wolfrathshausen, Oberbayern) geboren, der Sohn eines der ältesten bayerischen Adelsgeschlechter. Schon in der Jugend zeigte er große Vorliebe für die Naturwissenschaften, doch widmete er sich der juridischen Carrière und praktizirte, nach in München, wo er studirt hatte, glänzend bestandenem Staatsexamen, an den Gerichten zu Regensburg, Berchtesgaden, Traunstein und Sonthofen. In Regensburg erwachte in ihm mit aller Macht die lang verhaltene Liebe zur Natur, und sie äußerte sich von da ab während seiner ganzen Wirksamkeit an den genannten Orten vorzüglich mit Rücksicht auf die ihm zunächst liegende Kalkalpenwelt, deren Erforschung er seine freie Zeit opferte. Keine Gebirgspartie war ihm zu schwierig, keine Unternehmung zu verwegen, keine Spitze unbezwingbar! Bald hatte er auch in weiteren Kreisen den Ruf eines außergewöhnlichen Bergsteigers und des gründlichsten Kenners der bayerisch-tirolischen Kalkalpen errungen!

Wer sich von der Energie, Ausdauer, Zähigkeit, Unerschrockenheit Barth's einen Begriff machen will, lese seine „Nördlichen Kalkalpen!“ Ein unauslöschlicher Drang nach kühner, oft tollkühner That lebte in ihm; in edlem Eifer für die Sache fühlte er sich stark, jede, die anscheinend unbesieglichste Schwierigkeit zu überwinden! O, ich sehe ihn noch vor mir, wie er 1873 nach seiner letzten Revisionstour durch den Allgäu und Nordtirol auf einige Tage nach Reit im Winkel kam, um mit mir über das von mir angeregte Projekt, eine Auswahl unter seinen schriftlichen Aufzeichnungen zu treffen (das 1874 unter dem Titel „Nördliche Kalkalpen“ in meinem Verlag zur That wurde), nähere Abrede zu halten und in meiner Gesellschaft einige Tage auszuruhen und sich für neue Touren zu stärken! Wie er da feurigen Auges seine Fährnisse erzählte, wie er seine Steigeisen liebkoste, an denen bei einsamen Touren so oft sein Leben gehangen! Wie da dem sonst so ernsten jungen Mann das Herz aufging, und sein volles tiefes Gemüth zum Durchbruch kam! Noch sehe ich aber auch das Giftfläschchen vor mir, das er stets bei sich trug, als „letzten Trost“, wie er scherzend sagte, „wenn er einmal vielleicht unrettbar abstürzen sollte!“

Als literarische Ergebnisse dieser alpinen Studien hat Barth veröffentlicht einen „Wegweiser in den Voralpen, I. Theil: die Berchtesgadener Gruppe, 1869, II. Theil: die Gruppe zwischen Begrenzer Ache und Lech, 1870“, beide in nur sehr wenigen autographirten Exemplaren gedruckt; ferner verschiedene Artikel in Zeitschriften, z. B. im „Alpenfreund“ („Auf den Graten des Hallthals“, „Die Walser Kerle“, „Im Roßloch“) und endlich seine „Nördlichen Kalkalpen“, 1874 (Gera, E. Amthor). Letzteres Werk veranlaßte Se. Hoh. den Herzog Ernst II. v. Coburg-Gotha, Barth das dem Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Hausordens affiliirte Verdienstkreuz zu verleihen. Es war sein größtes, aber auch sein letztes alpines Werk, denn von nun an schwebte ihm ein anderes Ziel vor Augen, von dem er sich bei seiner Begeisterung für die Sache weder durch Gründe, noch durch Zureden abbringen ließ!

Hatte Barth sich schon 1873 einen einjährigen Urlaub erwirkt, um denselben zu seinen naturwissenschaftlichen Studien zu benutzen, so schied er 1874 gänzlich

aus dem Staatsdienst, sich nunmehr ausschließlich der Geologie zu widmen. In diese Zeit fällt sein erster Entschluß, nach Afrika zu gehen. 1875 promovirte er in München und erwarb sich den Titel eines Doktors der Philosophie. Im Herbst desselben Jahres ließ die portugiesische Regierung den Ruf an ihn ergehen, ihre südwestlichen Colonien Angola und Benguela wissenschaftlich, speziell geologisch zu erforschen. Er folgte ihm, verließ am 9. Januar 1876 die Heimath und begab sich über Lissabon auf die Cap-verdischen Inseln, denen er ein Studium von 6 Wochen widmete. Anfangs Juni landete er in S. Paolo de Loanda, um nach kurzem Aufenthalt in das Innere Afrika's aufzubrechen. Dort stellten sich bald Fieberanfälle bei ihm ein, die immer heftiger wurden. Ende Oktober brachte man ihn nach S. Paolo zurück. Dort hat er sich am 7. Dezember, kaum ein halbes Jahr nachdem er Afrika's Boden betreten, in einem Fieberanfall das Leben genommen! Ich weiß nicht, ich habe bei der Nachricht von Barth's Ende unwillkürlich an „Reit" denken müssen!? —

Barth's Leistungen auf afrikanischem Gebiete (sein „Ostafrika", „Angolafahrt") gehören nicht in den Rahmen einer alpinen Zeitschrift und werden gewiß andern Orts gebührende Würdigung finden. **Dr. Ed. Amthor.**

Kleine Mittheilungen.

Tour über das Spronser Joch. Wer vom Oetzthale, über den Langthaler oder Rothmooser Gletscher kommend, nach Meran gelangen will, kann den in Amthor's „Tirolerführer" mehrfach erwähnten Uebergang von Lazins oder Plan über das Spronser Joch wählen. Von Plan aus steigt man durch das Valtschnaller, von Lazins aus durch das Lazinser Thal in 3 Stunden zum Joch hinauf. Daselbst schöner Blick auf die Oetzthaler Ferner, besonders Hochweißspitze und Hochwildspitze, sowie in das Etschthal und die Südtiroler Berge.

Diese Tour ist aber besonders wegen des schönen Abstiegs durch das Spronser Thal zu empfehlen, indem man alle Zonen der Vegetation in $4^1/_2$ Stunden passirt. Die obersten Seen waren im August (1876) noch mit Eis bedeckt und von schneebedeckten Felsen eingeschlossen boten sie ein Bild aus der Polarregion. Dem viele Wasserfälle bildenden Bache folgend, gelangt man über die obere und untere Tiroler Alm in den prächtigsten Nadelwald und erreicht bei Schloß Tirol den fruchtbaren Garten Merans. Führer bis über das Joch empfehlenswerth, von da leicht zu findender, aber sehr steiniger Weg. Die Tour von Gurgl bis Meran („Tirolerführer" S. 151, II, 2) in einem Tage (14—15 Stunden) zu machen, wird wol auch für die geübtesten Bergsteiger sehr schwer sein. (Ist manchmal gemacht worden. D. R.)

C. Freih. v. Cer.

Die Schwarzensteinalpe im hintern Zillerthal, deren Abbildung nach einer Originalzeichnung A. Ziegler's diesem Hefte beiliegt, gehört schon seit 38 Jahren zu den Lieblingspunkten des Redakteurs dieser Blätter. Er besuchte sie bereits in einer Zeit, wo kaum sechs Reisende jährlich das Zillerthal betraten, und ist immer und immer wieder mit demselben Entzücken von ihr geschieden. Er hat sie schon in der 1. Aufl. seines „Tirolerführers" das „Schmuckkästchen der Zillerthaler Hochgebirgswelt" genannt und ist darob von gar Manchem, der sie nicht gesehen, lächerlich gemacht worden! Herr Löwl (vgl. S. 10 dieses Heftes, Z. 18 v. O.) nennt sie jetzt in seinem trefflichen Olperer-Artikel „den neben der Franz-Josefshöhe vielleicht berühmtesten Punkt der deutschen Alpen" und mit Recht! Wie anders doch das binnen wenigen Jahren geworden ist! Soll ja jetzt sogar eine Clubhütte dort gebaut werden! Man gehe nur hin und sehe selbst! — Hoffentlich geht es noch manchem andern Punkte der tiroler Berge, den der „Tirolerführer" „über Gebühr" preist, genau so wie der Schwarzensteinalpe! Haben doch die „alten Herren" auch Augen gehabt und haben sie noch! —

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Zur geneigten Beachtung!

Der „Alpenfreund" wird im Jahre 1877 in gleicher Weise wie bisher erscheinen und in sechs Heften, jedes mit einer größeren oder zwei kleineren Kunstbeilagen, ausgegeben werden. Das 2. Heft wird Mitte April, das 3. Mitte Juni, das 4. Anfang September, das 5. Anfang November, das 6. Ende Dezember zur Versendung gelangen.

Die Tendenz des Unternehmens bleibt die bisherige: **Verbreitung von Alpenkunde und Alpenfreude, in Bezug auf Natur und Menschen, in belletristischem Gewande** und wird die Redaktion dabei, nach wie vor, namentlich darauf ihr Augenmerk richten, daß das Gebotene nicht bloß dem vorübergehenden Moment diene, sondern dem Veralten nicht unterworfen sei und bleibenden Werth besitze.

Wir bitten dem langjährigen, Vielen liebgewordenen Hausgenossen auch fernerhin treu zu bleiben und Gunst und Liebe zu erhalten!

Gera, 20. Februar 1877.

Ed. Amthor's Verlag.

Im Verlag von **Eduard Amthor** in **Gera** (alpine Branche) sind erschienen:

Amthor, Dr. Eduard, **Tiroler-Führer.** Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des Bayerischen Hochlands, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärntens und Italiens. Dritte Auflage. Ausgabe 1876. 8. Textausgabe in rothem Calico gebunden 4 Mark 50 Pf.; Kunstbeilagen (19 Karten, Panoramen, Stadtpläne ꝛc.) elegant broschirt 4 Mark 50 Pf. — Beide Werke werden separat verkauft.

Amthor, Dr. Eduard, **Bozen und Umgebung.** Ein Führer durch die Stadt und auf kleineren und größeren Ausflügen, für Fremde und Einheimische. Mit Umgebungskarte (1: 100000) und Stadtplan. 1872. Klein Octav. Cartonnirt 1 Mark 80 Pf., in rothem Calico gebunden 2 Mark.

Amthor, Dr. Eduard, und **Jabornegg,** Markus Freiherr von, **Kärntner-Führer.** 2. Auflage. 1876. 8. 4 Mark.

Auer, Emil, **Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung.** Eine systematische Anthologie alpiner Poesien (Allgemeines; Bayerisches Hochland, Salzburg und Salzkammergut, Steyermark, Kärnten, Tirol, die Schweiz). 1872. 8. In Prachteinband mit Goldschnitt 6 Mark.

Barth, H. v., **Aus den nördlichen Kalkalpen.** Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontal-Projectionen, nach Originalskizzen des Verfassers. 1874. 8. Cartonnirt 16 Mark.

Herbst-Tage im Berner Oberlande. 1872. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf.

Hofmann's, Karl, **Gesammelte Schriften** alpinen und vermischten Inhalts. Herausgegeben von Joh. Stüdl. Groß Octav. 1871. Brochirt 3 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Grüße aus Tirol.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Die Saligen.** 1876. 8. Brochirt 1 Mark.

Kurtz, Führer durch die Dolomitgruppen von Enneberg, Sexten, Schluderbach, Ampezzo, Buchenstein ꝛc. 1874. 8. Elegant brochirt 1 Mark 50 Pf.

Lergetporer's Panorama des Keller-Jochs bei Schwaz in Tirol. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Moser, Peter, **Aus den Alpen.** Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben. 1874. 8. Elegant brochirt 2 Mark.

Pichler, Adolf, **In Lieb' und Haß.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Pichler, Adolf, **Der Hexenmeister.** 1872. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Pichler, Adolf, **Marksteine.** Erzählende Dichtungen. 1874. 8. Elegant brochirt 3 Mark.

Pichler, Adolf, **Ueber Jahr und Tag.** 1873. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Schneller, Christ., **Eldorado.** Episches Zeitgedicht. 8. 1871. Brochirt 1 Mark.

Schneller, Christ., **Die romanischen Volksmundarten Südtirols.** Band I. 1870. 8. Brochirt 6 Mark.

Stüdl's Panorama vom Matrei-Kalser Thörl. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Zingerle, Gebr., **Kinder- und Hausmärchen aus Tirol.** Zweite Auflage. 1870. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf., cartonnirt 1 Mark 80 Pf.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

X. Band, 2. Heft.

Jährlich 1 Band.





DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung von

Alpenkunde unter Jung und Alt

in populären und unterhaltenden Schilderungen aus dem

Gesammtgebiet der Alpenwelt

und mit praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern

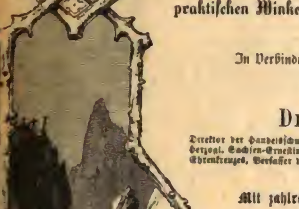
herausgegeben

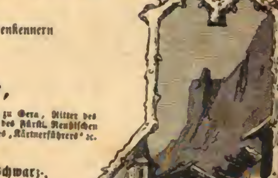
von

Dr. Ed. Amthor,

Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer", Mitverfasser des „Kärtnerführers" 2c.

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.





Gera

Eduard Amthor.

1877.

Ein Band à 6 Hefte

à Heft 1 Mark.

Inhalt des zweiten Heftes des zehnten Bandes.

Hierzu **eine Kunstbeilage:**

Die Lamsenspitze mit dem Uebergang über die Engalpe nach Hinterriß, in der Nähe der Alpe Gramai bei der Pertisau aufgenommen von A. Ziegler. Tondruck. (Text in einem der nächsten Hefte).



image
not
available



Aus dem Chiemgau.

Von **Adalbert Zöhnle.**

IV. Siegsdorf.

Einer der hübschesten Spaziergänge, die wir von Traunstein aus unternehmen können, ist nach Siegsdorf, einem ansehnlichen Orte am Fuß des Gebirges.

Wenn wir mit unserm Gange dahin nicht als wanderlustige Alpenfreunde den Besuch des Hochbergs verbinden, so schlagen wir am besten das Sträßchen ein, das zwischen Hochberg und Traun im schattigen Thalgrunde südwärts zieht; in etwa einer Stunde sind wir am Ziel. Die Poststraße, die am jenseitigen Höhenrande in weiten Windungen sich dahin schlängelt, ist weiter, schattenlos und gewährt nur den Vorzug, daß wir von dem hübschen Pfarrdorfe Haslach aus fortwährend den Anblick der Berge genießen.

Siegsdorf zerfällt in zwei Gemeinden, Ober- und Unter-Siegsdorf; erstere mit fast 500 Einwohnern ist Sitz von Pfarrkirche und Pfarrhof, letztere mit etwa 450 Einwohnern enthält die Post. Die rauschende, zeitweilig auch wild tosende Weißtraun trennt beide vom Zuge der Sommerfrischler gern heimgesuchte Orte, das Grün frischer Wiesen, schattiger Buchen und Tannenwälder umgiebt sie. Besonders schön ist der Einblick in das Thal der Weißtraun, das in den fernen Loferer Steinbergen den günstigsten Abschluß findet, auf das Stauffengebirge und die Gruppe des Hochfelln, die links und rechts davon weitbeherrschend hervortreten. Die zahlreichen Pfade, die sich an den Ufern der beiden Traunen entlang schlängeln oder uns auf eine der nahen Höhen führen, gewähren ein wechselreiches Bild von dem freundlichen Dorfe und seiner Umgebung; die Bänkchen, die aller Orten angebracht sind, laden zu behaglichem Stillleben verlockend ein. Wie lieblich ist es, wenn der morgenfrische Tag beginnt, der Sonne entgegenzuwandern und sich dann vor ihren immer kräftiger werdenden Strahlen im Schutze der Buchen und Eichen zu bergen, bei den „drei Grazien“ etwa, drei Bänkchen, die außerhalb Ober-Siegsdorfs unfern der Inzeller Straße uns zu beschaulicher Ruhe heranwinken, oder im „Schattenthal“ nahe bei Unter-Siegsdorf, oder im „Himmelreich“. — Doch ich will ja keine Topographie der Plätzchen schreiben, die von poetischen Sommergästen mit Namen getauft und

in Siegsdorfs Nähe gemüthlichen Aufenthalt bieten; die finden sich bald von selbst, sind wir nur einmal im Dorfe heimisch.

Dort sind zwei Gasthäuser zum Empfange der Fremden bereit, sowol beim Oberwirth als in der Post (Unterwirth) sind wir bestens aufgenommen; der Garten des ersteren bietet die hübschere Aussicht, auch die Küche dort ist bestens bestellt; die Post verfügt über größere Räume und macht, da unfern eine frische, gesunde Quelle dem Berge entspringt, allen Ernstes Miene, Siegsdorf den Charakter eines Badeorts aufprägen zu wollen. Auch freundliche Privathäuser stehen in reicher Anzahl zur Aufnahme von Fremden bereit; du hast also die Wahl, werther Leser, und seist du ein Oesterreicher oder ein Bayernkind, ein Sohn des Nordens oder des Südens, an entsprechender Gesellschaft wirst du kaum Mangel leiden. Haben sich doch manches Jahr Kurländer und Aegypter, Amerikaner und Neapolitaner hier zusammengefunden; doch erschrick nicht: es war nicht etwa der Auswurf aller Erdtheile, sondern gute Deutsche, welche die Sehnsucht nach den vaterländischen Bergen und Sitten wieder in die Heimath gezogen, und die nun in Siegsdorf ein zwar nicht durch Großartigkeit der Naturumgebung oder durch Glanz seiner Anstalten hervorstehendes, aber doch trauliches Plätzchen gefunden, bis sie die Pflicht wieder in die fremdsprachige Ferne rief.

Siegsdorf liegt in der That sehr günstig für alle, die das Gebirge besuchen oder aus der Tiefe desselben kommen; mit der nahegelegenen Bahnstation Traunstein findet mehrmals im Tage Postverbindung statt; selbst der Telegraph fehlt nicht; es kreuzen sich hier die Straßen, die nach den schönsten Punkten des ostbayerischen Gebirges, nach Reichenhall und Berchtesgaden, Reit im Winkel und Kössen, Adelholzen, Bergen und weiter nach Marquartstein und Wessen führen. Der Hopttheil des Dorfes liegt um den Hügelvorsprung geschaart, an dem sich unzweifelhaft in früheren Zeiten die beiden Traunen vereinigten, die weiße, die aus dem Süden, und die rothe, die aus dem Osten kommt; jetzt findet ihr Zusammenfluß erst eine Viertelstunde nordwärts statt.

Siegsdorf, früher eine Hofmark, findet sich auf alten Landkarten oft unter dem Namen St. Peter aufgeführt, nach einem armseligen Kirchlein, das bis zu Anfang dieses Jahrhunderts an der Westseite des Dorfes stand.

Der Ort selbst schwang sich schon im 15. Jahrhundert zu einem selbständigen Kirchspiel empor und war, wie uns das bayerische Regierungsblatt von 1803 erzählt, seit lange durch lebhaften Gewerbebetrieb ausgezeichnet; „durch die in seinem Bezirke befindlichen Eisenwerke und durch die Bearbeitung des Roheisens in den Schmelzhütten, durch Hammer, Nagel- und Waffenschmieden, wie durch zahlreiche Kohlenbrennereien, durch die Fracht des Eisensteins in die Hochöfen von Bergen, des Salzes nach Traunstein, durch Flößen des Holzes nach den dortigen Salzpfannen“ ergab sich eine reiche Quelle der Thätigkeit für das ganze Dorf und seine Bewohner, deren Zahl damals 380 betrug.

Manche dieser Beschäftigungen haben durch den allgemeinen Umschwung der Verhältnisse jetzt ihr Ende gefunden, der schwarzen Gesellen, die früher hier hausten,

sind es weniger geworden; Bierschenken, Kaufläden, Schuhmacher dagegen haben sich natürlicherweise vermehrt; aber, was erfreulicher, auch der Bauernstand hat einen Zuwachs erhalten; manche bislang brach oder naß daliegende Felder wurden in den letzten fünfzig Jahren für einen ergiebigen Getreidebau gewonnen. Auch eine fleißige Säge beutet die beträchtliche Wasserkraft aus und verwandelt Hunderte und Tausende von prächtigen Tannen in Sparren und Bretter, die dann nach Traunstein gebracht werden, wo aus allen Orten des Chiemgaus herbeigeführt eine wahre Bretterburg den Bahnhof rings umgiebt und der Verfrachtung nach Württemberg, Frankfurt, ja bis Holland hinab harrt.

Für die Bevölkerung, die bei dem beginnenden Gebirgscharakter der Gegend im Landbau eine ausreichende Nahrungsquelle nicht zu finden vermag, ist der Betrieb der Saline in Traunstein, die Ausbeutung naher Erzgruben und die Bereitung des Eisens in den Hochöfen von Bergen und Achthal, der ausgebreitete Holzhandel eine willkommene Erwerbsquelle; wol hundert und mehr Sägen sind in den wasserreichen Gebieten der Traun und Achen thätig, — schade nur, daß dabei der Wald lichter und lichter und auch nicht immer fruchttragende Felder daraus werden.

Ich kann es mir nicht versagen, zur Beleuchtung dieses für die ganze Umgegend so wichtigen Gegenstandes eine Zusammenstellung hier einzureihen, die ich dem 1875 erschienenen Jahresberichte der oberbayerischen Handels- und Gewerbekammer entnehme; wir erhalten dadurch allerdings nur ein Bild über die Holzausfuhr an den drei wichtigsten Verfrachtungsstationen im Chiemgau, allein wir können daraus doch Schlüsse ziehen, welch' große Anforderungen an den Wald im allgemeinen gemacht werden. Es verfrachtete die Eisenbahnstation

		Uebersee	Traunstein	Teisendorf
im Jahre 1870	an Brennholz	19,300	15,500	20,700
	an Nutz- und Werkholz	48,000	178,430	43,750
„ „ 1872	an Brennholz	29,700	41,200	—
	an Nutz- und Werkholz	112,830	287,230	—
„ „ 1873	an Brennholz	61,600	60,300	14,560
	an Nutz- und Werkholz	126,290	372,060	68,610 Centner.

In ihrem im Jahre 1876 erschienenen Berichte klagt die genannte Kammer im Laufe ihrer verdienstvollen Darstellungen, daß der in den Letztjahren in so erfreulichem Aufschwunge begriffene oberbayerische Holzhandel eine gleichstarke Zunahme in den Jahren 1874 und 1875 nicht erfuhr; unser simpler Laienverstand ist leider in so beschränkten Kirchthurminteressen befangen, daß er entgegen der großen Welthandelspolitik sich dieses Umstandes nur freuen möchte.

Dank der Fürsorge der Staatsregierung, die nicht blos in der Neuzeit, sondern seit Jahrhunderten — mit geringen Ausnahmen — für Erhaltung des Waldes eifrigst besorgt war, rühmen wir uns in Oberbayern, im Chiemgau insbesondere, noch beträchtlichen Waldbestandes, der zum großen Theile der Privatwillkühr entzogen einer geregelten Verwaltung sich erfreut. Für 180 Fuder Salz brachte einst (im Jahre 1651) Kurfürst Maximilian I. von Bayern den weiten Baum-

burger Wald vom Teisenberg bis zur Salzburger Grenze in den Besitz des Staates. Damals war der Wald eben noch kein Gegenstand der Spekulation, jetzt dagegen ist allüberall der Kampf um den Wald entbrannt; die verschiedensten Interessen und Ansichten treten auf den Plan und gestalten die Forstgesetzgebung zu den wichtigsten Aufgaben der staatlichen Fürsorge. Es gilt — und das bayerische Forstgesetz giebt dazu die beste Handhabe — mit strenger Konsequenz für die Erhaltung des sogenannten Schutzwaldes einzutreten, die Wiederaufforstung abgeholzter Flächen unweigerlich zu fordern und eine Rodung zum Zweck der Umwandlung in Wiese oder Acker nur da zu gestatten, wo ein überwiegender Vortheil auch für die Gemeinschaft sich daraus zu ergeben verspricht; es gilt vor allem durch Gesetz und Gesetzeshandhabung in dem Waldbesitzer die Erkenntniß zu erziehen, daß er wie manch andere Eigenthumsbestandtheile so auch den Wald nicht unbedingt, insbesondere nicht zum Schaden der Gesammtheit ausbeuten, sondern nur nach Maßgabe der Gesetze benutzen dürfe. Zusehen und warten, bis zur Erhaltung der Wälder etwa Privatgenossenschaften sich bilden, weil man nicht direkt ins „Eigenthumsrecht" eingreifen will und lieber die „Selbstverwaltung" und „freie Vereinbarung" vorschieben möchte, ist m. E. ein Unding; man läßt die rechtliche Macht, die man schon besitzt und mit gleichmäßiger und deshalb nicht überlastender Beschwerung geltend machen könnte, einem schönen Schlagworte zu Liebe aus den Händen und übersieht, daß eine Verbindung Einzelner nur mit ungleich größeren Kosten und mit weit härterer Beschwerung ihr Ziel erreicht, wenn sie wirklich dahin gelangen sollte; denn in der Regel kömmt eine Verbindung Privater erst zu Stande, wenn die Nothlage auch den Kurzsichtigsten vor Augen tritt, in unserem Falle wenn Hochwasser, Sandrutschungen, Dürre, Holzmangel ihn bedrängen, und dann ist es eben für den Waldschutz zu spät.

„Aus dem Chiemgau" wollen diese Zeilen kommen, und da sie hier ganz gewiß am Platze sind, so mögen sie auch an diesem Platze wenigstens nicht ganz und gar als nicht am Platze betrachtet werden. Denke dir nur, werther Leser, wir seien mitsammen an der Siegsdorfer Sägemühle vorüber und etwa nach A d e l h o l z e n spaziert; manch hübsche Waldparzelle erfreut da unser Auge, aber auch manche Stelle steht entwaldet, die vor wenigen Jahren uns noch entzückte; sollten wir da nicht mit einem Gespräche über die Lage des Waldes den etwas mehr als halbstündigen Weg ausfüllen! Zur Linken die Kette der Berge, an der, uns gerade gegenüber, das hochgelegene Wallfahrtskirchlein Maria Eck hervorsticht; vor uns in tiefer gelegener Thalgegend die Bergener Landschaft, die bis zum Chiemsee sich ausdehnt, so gelangen wir auf gut erhaltener Straße in diesen schon in frühen Jahrhunderten bekannten Badeort. Wird doch behauptet, die heiligen Emeriten Primus und Felician, die auch als Entdecker der warmen Quellen Gasteins genannt werden, hätten schon ums Jahr 270 bei den Quellen Adelholzens ihren Aufenthalt genommen und mit dem Wasser derselben wunderbare Heilungen vollbracht. Drei Quellen, als Saliter, Alaun und Fieberbrunnen

von Alters her unterschieden, brechen in einer ständigen Temperatur von 7 bis 8° aus dem Reitnerberge hervor und liefern im Tage, durch Kälte oder Hitze kaum beeinflußt, eine Menge von etwa 4000 Eimern. Ueber Bestandtheile und Heilkraft derselben giebt uns eine „Beschreibung des Wildbades Adelholzen" von Georg Mayr genauere Auskunft. Das Badehaus mit seinen Nebengebäuden, in der Letztzeit beträchtlich erweitert, liegt freundlich im Schatten umgebender Wälder, die Berghäupter des Hochfelln und Hochgern gerade vor Augen. Seit dem Jahre 1726, woselbst die Gemahlin Karl Alberts von Bayern, des als Karl VII. bekannten Deutschen Kaisers, das Bad mit Erfolg besuchte, mehrte sich dessen Ruf und verbreitete sich in fernere Kreise; eine reiche Zahl von Gästen stellt sich jetzt alljährlich ein zum Genuß und Gebrauch des heilkräftigen Wassers und der würzigen Waldluft; ein Reihe hübscher Landhäuser hat sich auf den umgebenden Höhen angesiedelt. Man ist von der Eisenbahnstation Bergen nur eine halbe Stunde entfernt, und wenn auch keine Omnibusverbindung besteht, so genügt eine Bestellung, hinreichende Wagen zur Verfügung zu finden. Schattige Waldwege gehen nach allen Richtungen aus, so nach dem hübschen Dorfe Bergen hinab oder auf die leicht erreichbare Kuppe des Reitnerberges im Hintergrunde des Bades, wo uns bei der sogenannten Schillerhöhe ein allerliebster Rundblick auf den Chiemsee und auf das Gebirge im Süden entzückt. Zahlreiche Häuschen, Weiler und Ortschaften machen sich im Grün der Umgebung bemerklich, aus der Tiefe spitzt ein wohlbekannter grüner Kirchthurm hervor, es ist der Siegsdorfer! Raschen Schrittes, an freundlichen Bauernhöfen diesem Ziele zueilend, sind wir schon wieder von unserem Spaziergange zurück, bevor nur die Sonne durch ihre mittagsheißen Strahlen uns zu necken im Stande ist.

Doch horch! Feierliches Glockengeläute! Jetzt Böller und Trompetenschall! Ein Festmarsch hebt an, und wenn er auch beileibe keiner Wagner'schen Oper entnommen ist, so strömen doch die Leute von allen Seiten dem weiten Kirchplatz zu. Ein langer Festzug trifft unser Auge. Voran schreitet das aus acht Mann bestehende ländliche Musikkorps; der Bräutigam folgt vom Pfarrer geführt, dann die Braut ebenfalls in geistlichem Geleite; Brautjungfern, Eltern, die geladene Freundschaft, alles zieht unter dem Klange der bald ernst gemessenen, dann wieder heiteren Weisen zur Kirche. Schade daß wir erst jetzt angelangt sind, wir haben eine der eigenthümlichsten, oft auch rührendsten Episoden einer ländlichen Trauung versäumt. Schon vor dem kirchlichen Akte nämlich begiebt sich die ganze Hochzeitgesellschaft ins Wirthshaus, wo in besonders geschmücktem Raume Wein und andere Erfrischungen kredenzt werden; Braut und Bräutigam stehen am Eingange und empfangen mit schüchternem Gruße die Gäste, die von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen in ihrem größten Sonntagsstaat „in die Hochzeit" kommen. Endlich sind sie alle beisammen, die Brautleute verlassen ihren Posten, und der Hochzeitlader, der inzwischen mit Anordnungen vollauf beschäftiget gewesen und insbesondere jeden der Geladenen mit farbigen Bändern geschmückt hat, tritt vor, seinen Spruch zu halten. Bald in Prosa, oft auch in

gebundener Weise richtet er seine Ermahnungen an die Eheleute, an ihre Eltern und Geschwister; er dankt in ihrem Namen den Gästen, die erschienen; sind Vater, Mutter oder andere nahe Angehörige schon zu Grabe getragen, so weiß er auch ihr Andenken in ergreifender Weise wachzurufen; kein Auge bleibt trocken. Hochwürden wird später einen schweren Stand haben, es ihm gleich zu thun, der vorhergehenden Ansprache der meisten ländlichen Standesbeamten natürlich ganz zu geschweigen. Die Musik muß einfallen, um die feierliche Wirkung wieder etwas durch heitere Weisen auszugleichen. Und die Jugend ist leicht wieder ermuntert; ein Tänzchen in Ehren kann niemand verwehren, bis endlich die Glocken der Kirche das Signal geben, der Pfarrherr und sein Begleiter hereintreten, den Brautzug vor den Altar zu geleiten. Wieder feierliche Ermahnung, Einsegnung und Hochamt. Nach altem Brauche schreitet dabei alles zum Altar vor, zuerst die Männer, später auch die Frauen, ein langer Zug, eines nach dem andern, Rang und Stand bestimmen den Vortritt. Für die Geldspende, die sie bei dieser Gelegenheit darbringen, wird ihnen ein Schluck Weines zum Lohne, aus e i n e m Becher vom Kirchendiener gereicht. Es ist eine eigenthümliche Gewohnheit, die sich übrigens bei Trauergottesdiensten wiederfindet, nur daß hier ein Wecken Brodes den Preis bildet, der mit ernster Würde von den Opfernden weggetragen wird. — Unterdessen hat das kirchliche Ceremoniell sein Ende erreicht, und ob es einer Kindtaufe, einer Beerdigung oder wie heute einer Trauung gegolten, das Wirthshaus fordert seinen Zoll, ein gemeinsamer Schmauß versammelt die Betheiligten. Festreden, Toaste, Telegramme und ähnliche Gewohnheiten des geistreichen Städters haben sich bei einem derartigen Hochzeitessen noch nicht eingebürgert. Desto eifriger wird gegessen und getrunken, eine lange Reihe von Gängen wird vom Mittag bis zum späten Abend vertilgt; die Musik füllt die Pausen mit bekannten Tanzweisen und lockt Alt und Jung zum Sechsschritt-Walzer hervor, die beliebteste Tanzart der hiesigen Gegend. Darauf schmeckt Speis' und Trank aufs neue, und um ja den Gästen eine nachhaltige Erinnerung an den festlichen Tag zu verschaffen und ihnen die Freigebigkeit und Wohlhabenheit der Hochzeitleute zu Gemüthe zu führen, werden auch noch große Platten voll rohen Fleisches aufgetragen. Davon bekommt jedes seinen Theil (Bescheid), der von den sorglichen Hausfrauen emsig in Tücher verpackt und mit nach Hause genommen wird, wenn die Zeit des Aufbruchs gekommen. Doch das geht nicht so schnell; am Abend stellt sich erst noch die Jugend des Dorfes zum Tanze ein, die Lustbarkeit erreicht ihren Höhepunkt. Die Braut wird dem arglosen Hochzeiter von seinen Kameraden entführt und in einem abgelegenen Zimmer mit Wein und Witzen regalirt, bis es dem Eheherrn gelingt, sein zartes Lieb nach mancher Irrfahrt wieder zu entdecken. Doch ist diese Sitte im Laufe der Zeit seltener geworden, ebenso wie der Wettlauf, ohne den früher eine regelrechte Hochzeit gar nicht statt zu finden vermochte. Nach der kirchlichen Feier begab sich da die ganze Hochzeitgesellschaft auf ein nahes Feld, ein Stoppelfeld wenn möglich, wo schon eine Anzahl lediger Bursche, in leichter Kleidung, mit bloßen

Füßen zum Wettrennen bereit stand. Hei! über Stock und Stein und Stoppeln gings da mit Windesschnelle zum ausgesteckten Ziele, und wer es als der erste erreichte, dem ward von der Braut ein seidenes Tuch oder eine ähnliche Gabe zum Preis.

Die alten Bräuche werden seltener und die alten Sitten sterben aus; nur wo die Kirche mit ihrer zähen Erhaltungskraft eintritt, da treiben's die Enkel noch, wie es die Väter und Urväter getrieben. Ein Beweis ist uns die nahegelegene Wallfahrtskapelle Maria Eck, oder richtiger Maria Hilf am Eck, die uns schon begrüßte, als wir vom Hochberg Umschau hielten, und dann wieder, als wir gen Adelholzen gewandert. Hunderte von Bildern und Weihgeschenken verkünden uns da, wie schon vor Jahrhunderten die Gläubigen EX VOTO hierhergezogen, und ebenso kommen heute noch die Prozessionen aus Nah und Ferne, Kind und Kegel, Vieh und Feld dem wunderbaren Schutze empfehlend; mancher, den sein Hauskreuz schwer genug drücken mag, schleppt sich an einem riesigen Holzkreuze wund, das er zum hochgelegenen Gnadenorte verlobte; manch Anliegen, von dem Eheherr und Angehörige nichts wissen sollen, wird da gegen Geld und gute Worte in's allgemeine Kirchengebet eingeflochten, und die zahlreich anwesenden Andächtigen flehen mit „Für eine gewisse Person in einem großen Anliegen", wie die geheimnißvollen, oft noch genauer erläuterten Worte gewöhnlich lauten.

Nicht zu verwundern übrigens, wenn Maria Eck als Wallfahrtsort einen so guten Klang hat! Kommen ja selbst die Mönche, die im Untersberg hausen, nach einer Sage nächtlicher Weile hieher, der Andacht zu pflegen. Zwölf heilige Stätten besuchen sie im regelmäßigen Wechsel, St. Bartholomä, St. Zeno, die Domkirche zu Salzburg, Gmain und so — wol das fernste von allen — auch Maria Hilf am Eck. Einst walteten die Mönche hier in weniger geheimnißvoller Weise, und zwar zuerst die Seeoner, die in früher Zeit schon dem Kirchendienste, daneben aber auch der einträglichen Alpenwirthschaft oblagen. Die Säkularisation zu Anfang dieses Jahrhunderts stürzte den geistlichen Besitz und brachte Meierei und Wirthshaus in die Hände von Privaten; dem hübsch am Bergvorsprung ragenden Kirchlein selbst drohte die Niederlegung, hätten sich nicht die umliegenden Gemeinden desselben angenommen und es für geringen Preis erworben. Im Jahre 1826 stellten sodann diese Gemeinden, 31 an der Zahl, eine erträgliche Fahrstraße her, wie solches auf einer Votivtafel im Innern der Kirche umständlich dargestellt ist.

Wollen wir nicht, nachdem uns auf diese Weise der Besuch so leicht gemacht ist, auch unsererseits die Schritte aufwärts lenken! Nicht viel mehr als eine Stunde ist erforderlich, eine Wegstunde, reich an landschaftlichem Reize. Bei dem Weiler Aich verlassen wir die nach Adelholzen führende Straße und schreiten auf dem gegen den Hochfelln streichenden Höhenzuge aufwärts. Eine Nummulitenschicht, die in schmalem Streifen von hier gegen Nordwesten zieht und besonders im Höllgraben bei Adelholzen reiche Ausbeute bietet, tritt zu Tage,

sobald wir den Wald betreten; Eckerpfennige nennt das Volk die sich ablösenden, zierlich gezeichneten Plättchen. Eine Strecke weiter, und der Wald hört auf; der Bergrücken, auf dem wir gehen, verengt sich, links und rechts öffnet sich die Tiefe; hier grüßt uns der blauwogende Chiemsee, dort blicken wir in das freundliche Thal von Miesenbach, das die Ortschaften Ruhpolding, Miesenbach und Zell beleben und großartig sich aufbauende Berggipfel umstehen. Scheinbar unzugänglich trotzt die Felspyramide des Sonnbach oder Sonntaghorns uns gegenüber, seine Nachbarn, Rauschenberg und Reifelberg suchen es ihm gleich zu thun. Ein wunderbarer Duft ruht über der ganzen Thalgegend, nur dort und da glitzert die Traun oder leuchtet ein Haus, von den erst allmählich eindringenden Sonnenstrahlen getroffen; drüben dagegen im Westen glänzt die weite Seefläche, die wir im Rahmen grüner Wälder erblicken, das Dörfchen Bergen, Adelholzen, Grassau, zahlreiche Niederlassungen nah und fern werden sichtbar. Doch vorwärts, vorwärts! noch sind wir ja nicht am Ziel, und der beschränkte Blick, den wir hier auf das bayerische Vorland werfen, wird sich oben zu einem Bilde erweitern, das an hellen Tagen nur in der Sehweite des Auges seine Grenze findet. Dort, 793 Meter über dem Meere, überblicken wir die weite oberbayerische Hochebene zwischen Inn und Salzach und darüber hinaus bis zu den Hügeln und Bergen, die das Thal der Donau umgeben; vergebens bemühen wir uns die Ortschaften alle zu erkennen, die in unserem Gesichtskreis liegen. Dagegen ist uns die Ausschau in's Gebirge fast gänzlich verwehrt; zu nahe treten im Süden die Waldrücken heran, nur ganz bescheiden spitzen mehr östlich die Berchtesgadener Berge herüber. Auf der Höhe, worauf die Kapelle steht, oder beim sogenannten Hospiz genießen wir die freieste Rundsicht; die Kapelle selbst ist ganz malerisch gelegen; ihr Inneres blinkt recht hell und freundlich, da sie erst in den letzten Jahren eine Restaurirung erfahren hat gleich vielen anderen Kirchen der Umgegend, die Eitelkeit und Frömmigkeit im Bunde gar stattlich mit Goldzierrath und Farbenpracht herausputzten.

Wir könnten von Maria Eck aufwärts steigend die Spitze des Hochfelln in etwa drei Stunden erreichen, auch nach Bergen oder Adelholzen auf wenig lohnendem Wege hinabgelangen, doch der Blick in die Thalgegend Ruhpoldings war zu lieblich lockend, als daß ihm nicht unser nächster Besuch gelten müßte. Einverstanden, nicht wahr? Wer zu fahren beliebt, der muß nach Siegsdorf zurückkehren und dann durch die Auen der hell ihm zur Seite strömenden Weißtraun die Enge bei Eisenärzt erreichen; wir anderen gewinnen auf schattigem Waldwege in kaum einer halben Stunde direkt diesen Punkt und damit die Fahrstraße. Eisenärzt liegt mit seinen sauberen, blumengeschmückten Häuschen im engen Thalwinkel, nur eine schmale Dorfstraße findet Platz zwischen Wasser und Bergwand; die übrigen Angehörigen der mehr als 500 Seelen zählenden Gemeinde sind auf den frischgrünen Anhöhen angesiedelt, die auf beiden Seiten emporsteigen. An der breitesten Stelle des Dorfes ragt der zierliche Hochofen auf, der, vor nicht zu langer Zeit erbaut, nun schon seit Jahren stille

steht. Kein feuriger Qualm entsteigt mehr der hohen Esse, kein glühender Erzstrom strömt gleich wappernder Lohe in die sorglich bereiteten Formen. Kein geschäftig Wirken rußgeschwärzter Arbeiter! Was noch an Eisenvorräthen vorhanden ist, wird in den nahen Hammerwerken verarbeitet. Das Erz zur Verhüttung meilenweit, über Berg und Thal herbeizuführen hat sich als unpraktisch erwiesen, die nahegelegenen Berge geben keine entsprechende Ausbeute. So müssen wir denn ohne das reizende Schauspiel des Gusses weiter ziehen. Ein Bergriegel, zur Rechten von den Ausläufern des Hochfelln, zur Linken vom Sulzberg gebildet, tritt uns in den Weg. Die Traun hat sich engen Durchgang erkämpft, zu eng, um auch noch der Fahrstraße Raum zu gewähren, die nun am linken Ufer emporsteigt. Nicht lange, so ist der höchste Punkt erreicht; ein weites Thal öffnet sich uns. Lieblich lagert in Mitte der Hauptort, Ruhpolding, ein großes Dorf, Sitz eines Forstamtes, dem die ausgedehnten Waldungen rings um und bis zur Landesgrenze untergeben sind.

Die grünen Vorberge, die da und dort mit Höfen und Hütten besetzt, das Thal zu beiden Seiten umfassen, die gewaltigen Felsmauern, die im Hintergrunde aufragen, die hell blinkende Traun, die zwischen Rauschenberg und Reifelberg hervorbrechend sich durch die Landschaft schlängelt, zahlreiche Häuschen, Weiler und Dorfschaften mit Kirchen und Kapellen bilden die Umgebung des hübschen, lieblichen Oertchens. Den besten, überraschendsten Einblick gewinnen wir, wenn wir, statt von Eisenärzt aus die Fahrstraße zu verfolgen, am rechten Traunufer zur Gemeinde Miesenbach hinaufsteigen; da liegt dann das belebte Thal frei zu unseren Füßen, die Thaleinschnitte, die von hier zur wildschönen Urschlau, zum stillen Seehaus oder nach Inzell an der rothen Traun führen, thuen sich verlockend auf, die nahen Berghäupter des Sonntaghorns, der Hörndlwand, des Hochfelln fordern uns heraus, sie zu erklimmen.

Gemach! wir dürfen das Ruhpoldinger Thal nicht so schnell verlassen; beweist uns doch schon die Anwesenheit zahlreicher Sommerfrischler, daß es hier gut sein ist. Wenn wir nicht den Weg über Miesenbach einschlagen wollen, sei es, weil wir den kürzeren Pfad vorziehen, sei es, weil wir die unbequemen bergauf, bergab ziehenden Feldwege scheuen, so bietet uns für die dort gebotene Umschau ein Besuch der hochgelegenen Kirche Ruhpoldings willkommenen Ersatz. Das geräumige, im Jahre 1757 nicht ohne den üblichen Zopf vollendete Gebäude beherrscht weitum die Gegend; der Kirchhof umgiebt nicht, wie gebräuchlich, die Kirche, sondern nimmt die höchste Stelle des ganzen Hügels ein, ein schöner Platz für die Lebenden, für die Todten gewährt der steinige Untergrund kaum die nöthige Erde. Die Leute haben auch gar keine Eile, ihr hartes Lager aufzusuchen, das beweisen die oft mit recht sonderbaren Inschriften versehenen Grabsteine. „Hier ruht der ehr- und tugendsame Jüngling N. N., gestorben im 98. Jahre seines Lebens“ u. a. m. — So soll sich auch jener bekannte, verschiedenartig wiedererzählte Gedenkspruch hier vorfinden, den ich aber nicht zu entdecken vermochte:

Hier in dieser Grub'n
Liegen die drei Müllerbub'n,
Geboren am Chiemsee,
Gestorben am Bauchweh.

Lassen wir sie im Frieden; die frische belebte Natur ist schnell im Stande alle Kirchhofsgedanken zu verscheuchen.

Nachdem wir uns in einem der beiden Gasthäuser erlabt, können wir im Urschlauthale zur großartigen, selten besuchten Röthelmoosklause aufwärts ziehen, oder über Seehauser-, Löden- und Weitsee dem geselligen Reit im Winkel zustreben; auch Staubfall und Unkener Klamm sind unschwer zu erreichen. Wir wollen es uns gesagt sein lassen und gewiß später unsere Schritte dahin lenken; für heute gilt es unser Standquartier in Siegsdorf wieder zu gewinnen.

Statt aber die Poststraße, auf der wir hergekommen, rückwärts zu beschreiten, wollen wir den stolz in die Lüfte strebenden Gebirgsstock der beiden Stauffen uns zum Richtpunkt nehmen! Wir durchziehen die weitzerstreuten Häusergruppen der Gemeinde Zell, wohin wir übrigens über Miesenbach auch direkt hätten gelangen können. Ein Kirchlein, zum Theil noch von alterthümlichem Bauwerk, das uns am Wege begrüßt, die vier altehrwürdigen Lindenstämme, die davor gepflanzt sind, mit ihren Zweigen, die vom Hauptstamme, noch ganz nahe dem Erdboden, sich loslösen, denselben säulenartig umschlingen und erst in ziemlicher Höhe wieder an den Mutterstamm sich anschließen — mir waren sie immer ein Sinnbild der deutschen Einheitsbestrebungen — die Loferer Steinberge, die im Hintergrunde aufragen, dies alles bietet dem Maler einen dankbaren Gegenstand, seine Kunst zu erproben. Einige hundert Schritte weiter und wir sind beim Wirthshause angelangt, dessen frühere Besitzerin die Städter ebenso sehr durch ausgezeichnete Küche als die Blumenfreunde unter ihnen durch einen auserlesenen Blumenflor anzuziehen verstand. Manch' lustige Gesellschaft hat hier den Tag verbracht, am Fuße des stattlich aufragenden, leicht ersteiglichen Rauschenbergs, von einem Kranze lieblicher Höhen umgeben. Man wanderte zum Taubensee, einem kleinen idyllischen Bergsee im Waldesdunkel; man lagerte sich im duftigen Gras, in bunten Reihen gemischt, allerlei Spiele wurden veranstaltet; wir Jungen kletterten an den Matten empor, die den Südabhang des gegenüberliegenden Sulzbergs zieren. Unvergeßlich steht mir das Bild Karl Hofmann's vor Augen, des so früh dahin gegangenen Alpenfreundes, wie er als Knabe im jugendlichen Eifer Allen voranstürmte, nicht rastend bis er die Höhe gewonnen: hier, an diesen Anhöhen hat er sich wol zuerst erprobt. Kaum ein Jahrzehnt später, da hatte er die stolzesten Gipfel der deutschen Alpen überwunden; es kam der Krieg — doch welche Erinnerungen, welche Bilder! Hinweg, vorwärts!

Wir wenden dem jetzt vereinsamten Zell den Rücken und steigen zu der niederen Wasserscheide hinauf, die das Thal der „weißen“ von dem der „rothen

Traun" scheidet. Immer höher baut sich das Stauffengebirge vor uns auf; ein kleiner unscheinbarer See, der Froschsee, spiegelt die nahen Felsenwände des Kienbergs zurück. Bald öffnet sich uns der Blick in das sumpfende Thal von Inzell. Steigen wir hinab, so können wir auf prächtiger Straße in die romantische Umgebung von Mauthhäusel, Melleck und Reichenhall vordringen; eng windet sich der Pfad zwischen den Bergen, in der Tiefe brausen die Gewässer, als König der Berge, die steil abstürzenden Wände der Reutalm überragend, erhebt der Watzmann im Hintergrunde sein Haupt; wenden wir hingegen diesem verlockenden Bilde den Rücken, so erreichen wir von Inzell aus auf täglich einmal von der Post befahrener Straße in etwa zwei Stunden unser liebliches Siegsdorf wieder. Zur Linken ist der Sulzberg, zur Rechten der aussichtreiche Teisenberg unser Begleiter. Wir können die Höhe des letzteren sowol von Inzell als auch von Wagenau, einem Weiler fünfviertel Stunden von Siegsdorf entfernt, ohne große Mühe gewinnen. Eine nähere Schilderung findet sich im Alpenfreund, Bd. IV, S. 135, doch war es wol ein lapsus memoriae, wenn dabei auch des Dachsteins als eines von dort sichtbaren Hochgipfels Erwähnung gethan wurde. Der unscheinbare Waldrücken von nur 1334 M. Höhe, den wir in zwei bis drei Stunden ersteigen, bietet auch ohne diesen Blick des Schönen genug; der gegenüber liegende Sulzberg kann sich damit nicht messen, nur eine halbe Stunde ist die Entfernung, die beide trennt, und doch ist alles verschoben, der hübsche harmonische Aufbau des Gebirges mangelt.

Unser Führer nach Siegsdorf zurück ist nunmehr die „rothe Traun"; halten wir uns an den Abhängen des Sulzberges, so gewinnen wir vom Froschsee aus den stillen Grund, den sie durchzieht, ohne den Umweg über Inzell einschlagen zu müssen. Auf schattigem Fußwege, der die von Reichenhall nach Siegsdorf und dann weiter nach Traunstein oder Rosenheim führende Soolenleitung begleitet, gelangen wir zum Dorfe Hammer und dann ebenso weiter nach Siegsdorf; fünf bis sechs Stunden etwa sind erforderlich, um den Sulzberg auf diese Weise umwandern und die Gebiete beider Traunen wenigstens im Fluge kennen zu lernen.

Schon grüßt dich mein Auge wieder, du grüner Spitzthurm von Siegsdorf, schon treten sie wieder hervor, die bekannten Höhen des Hochfelln und Hochgern, schon bin ich des Willens, dir nun in Siegsdorf die wohlverdiente Ruhe zu gönnen, verehrter Leser, der du bis hierher mir über Stock und Stein gefolgt, wenn selbst die Feder ermattete und die Zunge des Erzählers erlahmte — da zweigt beim Weiler Molberting ein Sträßchen ab, meine berichterstatterliche Gewissenhaftigkeit läßt mir keine Ruhe, ich muß auch dieser Gegend einen Besuch widmen. Der Weg, der in nordöstlicher Richtung über Neukirchen zur Eisenbahnstation Teisendorf strebt, ist landschaftlich unbedeutend; zwischen düsteren Berghöhen windet er sich am Nordabhange des Teisenbergs hin, der auch von hier aus erstiegen werden kann. Lieblicher ist ein Gang über den

Rücken zur Rechten, der uns vom Thale der „rothen Traun“ scheidet. Einzelnstehende Bauernhöfe, Wälder und Felder wechseln hier in lieblicher Folge; gleich am Anfang erhebt sich aus dem Grün der Büsche und Bäume die St. Johanns-Kapelle, die im verflossenen Sommer das angeblich tausendjährige Jubiläum festlich beging; die Berchtesgadener Hochgipfel, Watzmann, Hochkaltern, Hocheisspitze, Kammerlinghorn treten der Reihe nach zwischen den umgebenden Vorhöhen zu Tage. Planlos streifen wir weiter und weiter, bald auf-, bald abwärts, nicht auf bestimmtem Wege einem bestimmten Ziele zu; überall giebt es Neues und Schönes, das genügt dem Naturfreund. Endlich ist der höchste Bauernhof, der Riedl oder Rill, erklommen; nun zeigt sich auch Salzburgs Veste, die bisher unserem Blicke sich verborgen hatte; in entgegengesetzter Richtung liegt der weite Spiegel des Chiemsees ausgebreitet. Eine kurze Strecke und wir haben rasch ausgreifend das uns zu Füßen liegende Dorf Neukirchen vor uns, jenseits dessen sich das Hochhorn erhebt, von dem schon oben anerkennend die Rede war. Doch was giebt's? Welch' Staunen? Bergleute begrüßen uns. Sie fördern auf ihren Rollwägen die Erze zu Tage, die ganz nahe gewonnen werden. Vom Riedel herabsteigend betreten wir nämlich das Gebiet des Kressenbergs, wo in vier Flötzen die Roth- und Braunerze gewonnen werden, die in den Hüttenwerken von Bergen und Achthal zur Einschmelzung und Verarbeitung gelangen. Die Maximilianshütte bei Bergen, ein ararialisches Werk, ist fast drei Stunden entfernt, dagegen liegt Achthal im nahen, versteckten Thalwinkel. Zwei Hochöfen sind hier im Gange und in besseren Zeiten wol zweihundert und mehr Arbeiter beschäftigt. Als Spezialität sind gußeiserne Hartwalzen, Bauguß, schmiedeeiserne Baukonstruktion zu nennen; an Roheisen wurden z. B. im Jahre 1873 20,000 Ctr., an Gußeisen 10,000 Ctr., an appretirten Waaren 6000 Ctr. produzirt. Kein Vergleich zwar mit den großen Hüttenwerken des Nordens, aber doch ein Zeichen, daß auch im südostbayerischen Berglande das industrielle Streben nicht gänzlich brach liegt. Geheimnißvoll pustet und pocht es, wenn wir uns dem düsteren Grunde nähern, in dem die Gebäude Achthals liegen; schwarze Gesellen sind da und dort geschäftig, des Feuers und des Wassers Kraft zu nützen.

Hier nähren früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen
Als gält' es Felsen zu verglasen.

Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächtigen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

So ein Eisenhammer hat trotz seiner materiellen Bestimmung ein poetisches Etwas, das uns wundersam ergreift; dieser ununterbrochene Kampf der Menschen mit der Natur, indem er die Elemente gegen einander nützt und mit zerstören-

den Mitteln neue Formen hervorruft, dieses geheimnißvolle Wirken selbst im nächtlichen Dunkel, rastlos, ruhelos, immerfort! Einen Schiller hat es zu einem seiner eigenthümlichsten Gedichte begeistert. Wir schauen mit Neugier dieses wundersame Treiben und wir athmen auf, wir lächeln froher, wenn wir es verlassen. Doppelt lieblich leuchtet uns die Natur entgegen, mit neuem Wohlgefallen ruht unser durch Feuersgluth und nächtige Schatten ermüdetes Auge auf den saftig grünen Bildern der Außenwelt.

Freundliches Siegsdorf, jetzt wissen wir deine Umgebung erst recht zu schätzen; wir begreifen es, wenn an besonders hohen Festtagen die Bergknappen und Eisenarbeiter im Sonntagsstaat, die Musik voran, bei dir einkehren und bei Trank und Tanz ihr hartes Tagewerk vergessen. Da geht es lustig her, oft fast zu lebhaft für schwache Stadtnerven, die es nicht gewohnt sind, daß Maßkrüge durch den Tanzsaal schwirren oder ein zu ausgelassener Gast an die Luft gesetzt wird durch den siegreichen Willen des Stärkeren. Es ist das alles nur eben so ein Brauch aus der guten alten Zeit, nicht daß ich euch anschuldigen wollte, ihr guten, wackeren Leute; auch ist unverkennbar, daß die Derbtrotzigkeit, das Kraftadelthum des oberländischen Bauers und Arbeiters bedeutend im Abnehmen begriffen sind; Wirthshausschlägereien und Schlachten werden immer seltener, wenigstens in hiesiger Gegend. Und wenn es auch einmal eifriger hergehen sollte, uns bringt das nicht in Verlegenheit; dann suchen wir eines der stillen Plätzchen am Traunufer auf, oder wir steigen nach Maria Eck oder zum Hochberg, oder wir schlagen eine Richtung ein, die wir bisher von Siegsdorf aus noch nicht verfolgt, gen Westen. Im Rücken haben wir den Anblick Siegsdorfs, das weitausgebreitet das Traunthal schmückt und von den Bergen im Halbkreis bewacht ist; vor uns senkt sich nach etwa halbstündiger Wanderung das Terrain; wir betreten auf einem Waldwege das Gebiet, wo wol einstens die Wasser des Chiemsees gerauscht; jetzt ist fruchtbares Land meilenweit, das die Eisenbahn durchschneidet. Wir schreiten unter der Wölbung hindurch, die beim Eisenbahnbau der Straße gelassen wurde, oben rollt vielleicht ein Zug über unseren Häuptern. Eine anmuthige Dorfschaft liegt vor uns, Vachendorf, wohin Nachmittags die Spaziergänger von Adelholzen, Bergen, Siegsdorf und Traunstein streben, angesichts der Bergpyramiden des Hochfelln und Hochgern den nachmittägigen Kaffee im schattigen Wirthshausgarten zu schlürfen oder an anderen Leckerbissen im geselligen Verein sich zu erlaben. Es sind meist städtische Gäste, die hier zusammenkommen und von dem und jenem, von den Wirren tief hinten im Orient und der Schönheit der Natur, von der Reichhaltigkeit der Ausflüge in nächster Umgebung plaudern. Gerade ihnen gegenüber auf waldiger Bergkuppe steht die Kapelle, schaut still herab ins Thal — St. Georgen meine ich. Der Höhenrücken, der sie trägt, bietet gegen Süden, besonders beim sogenannten Daxelberg, einen hübschen Blick ins Gebirge; von dem westlichen Rande aus ist der Chiemsee aus nächster Nähe zu übersehen. Nur ein paar Stunden Weges trennen uns von seinen Wogen; Chieming und Grabenstätt sind die

Bachendorf nächstgelegenen Ortschaften an seinen Ufern. Wenn wir den Chiemgau in all seiner Schönheit kennen lernen wollen, auf dann, so dürfen wir den Besuch des weiten, herrlich blauen Wasserspiegels, den man auch das bayerische Meer nennt, nicht länger versäumen! —

Zehn Tage in der Floite.

Von **Ferd. Löwl.**

I. In die Floite. Der Hohe Gaulkopf. Die Gunkel.

Die Besteigung des Olperer war geglückt, die Aussicht, welche ich dort oben genossen, hatte meine kühnsten Erwartungen weit hinter sich gelassen. Für meine Zwecke und Absichten hätte ich überhaupt keinen günstigeren Punkt wählen können, denn abgesehen von den faszinirenden Reizen, welche nach der Meinung einer Autorität auf dem Gebiete der Orographie und auf dem der Gebirgsästhetik, nach der Meinung Sonklar's nämlich, einer weitausgedehnten Fernsicht eigen zu sein pflegen; abgesehen von dem noch mächtigeren, ja geradezu überwältigenden Eindrucke, den die merkwürdig kontrastirenden, bald anmuthigen und lieblichen, bald wilden und großartigen Bilder der nächsten Umgebung, der Zillerthaler Gebirgsgruppe selbst, auf den empfänglichen Wanderer machen, waren mir auch noch die topischen Verhältnisse dieser letzteren während des mehrstündigen Aufenthaltes auf jener luftigen Alpenzinne beinahe bis in die kleinsten Details klar geworden.

Meine folgenden Wanderungen durch die interessanten Seitenthäler und Kare, auf die selten betretenen Eisströme, Fels- und Schneespitzen der Zillerthaler Alpen „dieses Eldorados der Tiroler Hochgebirgswelt", mußten sich infolge dieser gründlichen Orientirung noch anziehender und lehrreicher gestalten.

Doch mit den räthselhaften Mächten, deren Entschleierung das Ziel der jüngsten aller Wissenschaften, der Meteorologie ist, kann man ebensowenig einen ewigen Bund flechten, wie mit jenen des Geschickes. Mit den lockendsten Entwürfen und kühnsten Entschlüssen für die kommenden Tage ging ich am Abende des 30. Juli zur Ruhe, wurde jedoch schon zeitig Morgens durch das ominöse, dem Ohre des Alpenwanderers fürchterliche Geräusch geweckt, welches die auf das Schindeldach niederprasselnden Regentropfen und die der Dachtraufe entstürzenden Gießbäche hervorzubringen pflegen. Es regnete — und regnete so, wie es eben nur im Gebirge regnen kann. Da nach Fankhauser's, des Roßhaagswirths Ansicht auf eine baldige Aenderung des Wetters nicht zu rechnen war, wurde Stephan Kirchler nach vollster Anerkennung seiner Autorität als Professor der höheren Pfadfindung — sit venia verbo — entlassen, und zog

sich über Maierhofen, durch den Zillergrund und über das Hörndljoch nach Luttach im Ahrenthale zurück. Ich selbst hatte an diesem Tage noch hinreichend Gelegenheit, interessante Beobachtungen über Nebelbildung, über Richtung und Vereinigung verschiedener Luftströmmungen anzustellen — an der Spiegelwand über dem Breitlahner verschmolz die von Süden über das Pfitschjoch eindringende mit derjenigen, welche sich über die Kammeinschnitte des Schwarzensteingrundes heranwälzte — bis mich das „letze" Wetter endlich aus dem Dornauberge hinaustrieb in das fröhliche und gastliche Phäakennest Maierhofen.

Im süßesten Nichtsthun, welches nur durch Kegelschieben, Scheibenschießen und einen Ausflug nach dem lustigen Zell unterbrochen wurde, verflossen die nächsten Tage; an Gesellschaft war kein Mangel, denn der plötzliche Umschlag des Wetters hatte nicht mich allein, sondern noch mehre andere Sommergäste aus den Seitengründen vertrieben und gezwungen, in Maierhofen Zuflucht zu suchen. Ueberdieß schienen es sich die Einheimischen, mit Herrn Forstassistenten Fünkh an der Spitze, zu ihrer Lebensaufgabe gemacht zu haben, für die Unterhaltung und Zerstreuung der Fremden Sorge zu tragen. Herr Fünkh machte mir den Vorschlag, ihn auf einem Ausfluge in die Floite zu dem Jäger Gregor Eder vulgo Jori zu begleiten und von dort aus in seiner Gesellschaft einige Streifzüge ins Hochgebirge zu unternehmen. Ich erklärte mich natürlich auf der Stelle mit diesem vielversprechenden Plane einverstanden. Zuerst wollten wir einige der gemsenreichen Kare des Floitenthals: das Roß-Friedrichskar, das Sonntagsfeld u. a. besuchen, dann den Tristenspitz besteigen, von dem ich mir wegen seiner günstigen, weit vorgeschobenen Lage eine vorzügliche Aussicht versprach, und endlich den eisumpanzerten Titanen der Floite, den majestätischen Löffler bezwingen. Das Programm war also ein sehr reichhaltiges und seine Durchführung mußte eben deshalb als ziemlich problematisch erscheinen. Welcher Alpenwanderer wäre auch so vermessen, ein durch 8 bis 14 Tage andauerndes schönes oder auch nur annehmbares Wetter zu erwarten!

Sonntag, den 5. August, begann sich der Himmel zu entwölken, und schon am nächsten Tage verließen wir beim ersten Morgengrauen das friedlich schlummernde Maierhofen und wanderten gemächlich durch den Weiler Haus gegen den Hochsteg. Fünkh wählte immer den kürzesten Weg; daß derselbe durch die Gärten einzelner Bauern führte, daß nach je 50 Schritten eine Umzäunung übersprungen werden mußte, schien er ganz in der Ordnung zu finden. Nach 1/4 Stunde standen wir vor dem Häuschen, an welchem ein Wegweiser „nach Hochstegen" angebracht ist. Die ausgestreckte Hand zeigt entschieden gegen Westen, gegen die Brücke, über welche der Weg ins Tuxerthal führt, und doch öffnete Fünkh ein Gatter zur linken Hand und schritt mir auf einem höchst angenehmen Wiesenpfade in südlicher Richtung direkt gegen den Hochsteg voran. Die mit dem „Plane" von Maierhofen und Umgebung Vertrauten benutzen ausschließlich diesen Steig, die Fremden dagegen werden selbstverständlich durch den obenerwähnten Wegweiser irregeführt und machen auf der staubigen oder

nach Umständen morastigen Fahrstraße einen nicht unbedeutenden Umweg. Jedenfalls ein merkwürdiger Wegweiser!

Vor dem Hochstege machten wir Halt und genossen den herrlichen Rückblick auf den trauten Thalkessel von Maierhofen, welchen das elegante Felsgerüste der Ahornspitze und das kühn geschwungene Horn des Brandberger Kolms überragen, während sich auf der entgegengesetzten Seite die unheimlich düsteren Pforten des Allerheiligsten der Zillerthaler Gebirgswelt vor uns aufthaten. Die Felswände der finsteren Schlucht, durch welche der schäumende Zemmbach dahinschießt, bestehen aus krystallinischem Urkalke. Bekanntlich streicht ein schmales Band dieses Gesteins vom Gerlossattel herüber nach Maierhofen und setzt sich über den Hoch- und Teufelssteg längst des nördlichen Abschnittes des Tuxer Hauptkammes fort bis zum Brenner. Ueber dieses brüchige, scharfkantige und dabei äußerst „haale" (schlüpfrig, glatt) Gestein führt der Pfad ungefähr 10 Minuten bis zu dem Gasthause „Zur Linde" in der weiten, mit üppiger Vegetation bedeckten Mulde des Lindthales.

Nach ¼ Stunde standen wir vor dem Eingange in die eigentliche D o r n a u b e r g k l a m m. Eng schmiegt sich der Pfad an die abschüssigen Flanken des Grünbergs, bald zwischen, ja sogar unter gewaltigen dräuend überhängenden Felsblöcken sich hindurchwindend, bald im kühlen Schatten mächtiger Fichten und Tannen dahineilend. Ununterbrochen bringt das Brausen und Donnern des in schäumenden Katarakten dem friedlichen Zillerthale entgegen eilenden gletschergeborenen Zemmbachs zu dem Wanderer empor. Nur an wenigen Stellen ist es diesem gegönnt, schaudernd hinabzublicken in die unheimliche, kañonartige Bergschlucht. Die beständig kaleidoskopartig wechselnden Formen der beiden Elemente Fels und Wasser, durch deren Kampf die Natur an dieser Stelle so Großartiges hervorbrachte, vereinigen sich zu immer neuen stimmungsvollen Bildern, die einer jeden Schilderung spotten. Auf zwei Punkte, welche der Instinkt des wahren Naturfreundes augenblicklich herausfinden wird, möchte ich besonders aufmerksam machen. Nach Uebersteigung der Anhöhe hinter dem Lindthale wird man mit einem Male das Getöse eines unsichtbaren Wasserfalles vernehmen: hier verlasse man den schattigen Waldweg und trete ungefähr 10 Schritte nach der linken Seite, bis man zu jenem halbverfaulten Fichtenstamme gelangt, welcher an dem Rande eines schwindelerregenden Felsvorsprunges in dem lockeren Gesteine wurzelt. Von dieser Stelle aus bietet sich der Anblick eines großartigen Wasserfalles in ungeheuerer Tiefe unter unserem Standpunkte. Eine weitere ½ Stunde bringt uns von hier zu einer massiven Holzbank, der gegenüber ein hohes Kreuz errichtet ist. Kein Verschönerungsverein hätte einen günstigeren Platz ausfindig machen können, der Blick in die Tiefe der hier kesselartig ausgewaschenen Klamm ist einzig. Wer an dieser Stelle nicht in selbstvergessene Träumerei versinkt, wer sich all' diesen mächtigen Eindrücken nicht ganz, ohne Rückhalt und ohne jede Reflexion hingibt, wer seinen Amthor, Trautwein oder welchem Führer und Wegweiser in rother oder brauner Toga er sich sonst

anvertraut haben mag, nicht ruhig in der Tasche stecken läßt, um dessen Natursinn muß es traurig bestellt sein!

Die Strecke vom Karlsstege bis Ginzling wird jedem, der den Dornauberg durchschritten hat, langweilig vorkommen, obzwar auch sie nicht arm ist an reizenden, wenn auch weniger großartigen Bildern. Hie und da zeigen sich noch die unheimlichen Andenken an das gespenstige Walten der Bergfee, der Ausgang des Schrammbachkars z. B. ist regelmäßig bis in den Spätherbst durch die ungeheueren Schneemassen einer Lahn gesperrt, so daß der Schrammbach einen Tunnel durch dieselben auswaschen muß, um sich mit dem Zemmbache vereinigen zu können.

Es mochte etwa 9 Uhr sein, als wir das Wirthshaus Ginzling erreichten. In der Gaststube fanden wir zu unserer nicht geringen Freude einen Bekannten aus Maierhofen, den Münchner Landschaftsmaler Herrn Feederle bei einem Frühschoppen vor. Von einem Weiterwandern in die Floite konnte vor der Hand natürlich nicht mehr die Rede sein, um so weniger, als Herr Feederle uns zu begleiten versprach, wenn wir den Abmarsch erst um 4 Uhr Nachmittags anträten.

„Geht's in d' Keeser?" fragte die Wirthin Thres mit einem Blicke auf die Steigeisen, die wir an unseren Rucksäcken befestigt hatten.

„Ja, in d'Floiten."

„Was, in d'Floiten, unter die Steinböck'?" meinte sie mit einem schalkhaften Lächeln.

Ich hatte keine Ahnung, was dieser Witz — denn ein solcher mußte es dem allgemeinen Gelächter nach zu schließen jedenfalls sein — zu bedeuten habe, bis mich Fünkh darüber aufklärte. Bekanntlich erhielten sich in den deutschen Alpen die Steinböcke am längsten in der Floite, bis sie endlich auch hier in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts ausstarben. Mit diesen Steinböcken, die sich nicht zu erhalten vermochten, vergleicht nun der Volkswitz infolge einer naheliegenden Ideenassoziation die Junggesellen und Hagestolze! Unter die Steinböcke gehen heißt also soviel, wie unter die Hagestolze der Floite gehen. Nachdem sich die allgemeine Heiterkeit endlich gelegt hatte, plaidirte Herr Feederle auf das nachdrücklichste für eine Kegelpartie auf der gleich neben dem Wirthshause befindlichen, ziemlich primitiven Bahn. In Ermangelung eines „Kegelbuam" mußte immer einer von uns die Kegel aufstellen und zog sich dabei gewöhnlich durch seine Ungeschicklichkeit den Spott der Uebrigen zu. Besonders drollig nahm sich Herr Feederle, ein gesetzter, bärtiger Mann, bei dieser geistreichen Beschäftigung aus. Während wir uns auf diese harmlose Art unterhielten, kamen einige Sommergäste des Kaplans von Dornauberg, geistliche Herren von einem mehr als stattlichen Enbonpoint, aus dem Widum über die Brücke zu uns herüber. Sie waren für diese Hochgebirgswanderung aus dem Pfarr- nach dem Wirthshause mit klafterlangen Alpstöcken bewaffnet und schienen es sehr übel zu vermerken, als wir bei ihrem hochkomischen Anblicke nicht ernsthaft zu bleiben vermochten. Als

sie uns ersuchten, sich am Kegelschieben betheiligen zu dürfen, räumten wir ihnen langsam das Feld und traten einen geräuschlosen Rückzug an.

Nachdem Herr Feederle seine Malerrequisiten in Ordnung gebracht hatte, begann der Abmarsch in die Floite. Ueber eine üppige Wiese führt der Pfad in wenigen Minuten bis zu der hohen Thalstufe, über welche sich der Floitenbach in rauschenden Kaskaden herabstürzt. Im Zickzack steigt man den steilen Abhang immer im kühlen Schatten hinan und genießt hie und da, wenn der Wald sich lichtet, einen herrlichen Rückblick auf das liebliche Dornauberg mit seinem neuen Kirchlein und auf den übergewaltigen Schneedom des Rifflers, den ernsten Hintergrund zu diesem anmuthigen Bilde. Hat man die Thalstufe überwunden, so führt der Steig über eine solide Brücke auf das rechte Ufer des Baches, an den Hütten der Tristenbachalpe vorbei über einige Alluvialkegel und tief eingeschnittene Erosionsrinnen zur Höhenbergalpe. Der allgemeine Charakter des Floitenthales tritt dem Wanderer schon hier entschieden entgegen: die verhältnißmäßig breite, mit Alluvialschotter bedeckte Sohle ist durchaus ohne prägnante Stufenbildung, die beiderseitige Thalbegleitung bilden steile, vollkommen schneefreie Felskämme mit kurzen und schroffen Widerlagen. Zwischen diesen liegen weite Kare eingebettet, welche sich durchgehendst an ihrem unteren Ausgange zu furchtbar steilen, unzugänglichen Klammen verengen, von denen wiederum gewaltige Schuttkegel herabhängen. Im Hintergrunde ragen die eminenten Spitzen des Zillerthaler Hauptkammes Löffler, Floitenspitz und Schwarzenstein auf, an deren Flanken der primäre Floitengletscher herabfließt. Löffler und Schwarzenstein sind von der Thalsohle aus nicht sichtbar, und die Kammdepressionen zwischen den übrigen Erhebungen zu wenig markirt, als daß diese eine besondere Wirkung hervorbringen könnten. Sehr schön dagegen ist der aus weiten Firnmulden sich entwickelnde, regelmäßig gegliederte Gletscher. Jede seiner großen Längen- und Querspalten ist dem unbewaffneten Auge sichtbar.

Gleich hinter der Höhenbergalpe passirt man abermals eine vorzüglich in Stand gehaltene Brücke und steigt auf dem linken Bachufer eine unbedeutende Thalstufe hinan. Unmittelbar vor dem hier errichteten Gatter sprudelt eine sehr ergiebige, ausgezeichnete Quelle (2° R. um 4½ Uhr Nachm.) Nach einigen Minuten, welche die Durchschreitung eines kleinen Wäldchens in Anspruch nimmt, erreicht man die Sulzenalpe, und über ihr thront das schmucke Jägerhaus Jori's auf dem Abhange des Schuttkegels, welcher aus der Klamm unterhalb des Friedrichskars bis zum Floitenbache herabhängt. Der Anstieg bis zur Hütte ist nicht gerade angenehm zu nennen, denn der eigentliche Fußweg führt unten am Bache fort, und wer Jori in seiner Behausung einen Besuch abstatten will, muß eben für einige Zeit seine Bequemlichkeit verleugnen. Dafür wird er aber auch überreich belohnt, denn der Blick von dort oben auf das Floitenkees, auf den Floitenthurm und die elegante Pyramide des Tristners ist unvergleichlich. Machen wir uns jedoch zunächst mit dem Schauplatze unserer Thätigkeit in den folgenden Tagen vertraut. Das Jägerhaus und eine almhüttenartige Baracke

stehen auf einer schmalen Terrasse des bereits erwähnten Schuttkegels, ungefähr 50 Meter über dem Floitenbache. Die Vorderfront des ersteren blickt gegen Nordosten, also gerade gegen den Floitenthurm, dessen höchste Spitze unnahbar stolz auf uns herabblickt. Im „Parterre" befindet sich die Küche — zugleich Vorzimmer —, ein geräumiges Wohn-, ein Schlafzimmer und daneben noch ein Gemach, welches Jori als Vorrathskammer verwendet. Alle diese Apartements sind für ihn bestimmt und sehen wegen des auffallenden Mangels an den nothwendigsten Einrichtungsgegenständen äußerst wüste und leer aus, in der Küche steht ein offener Herd, neben welchem eine Pfanne einsam an der Wand hängt, im Wohnzimmer ein gewaltiger Kachelofen, ein Tisch und eine längs der vier Wände angebrachte Bank. Oberhalb des Tisches steckt in einer Ritze des Plafonds der Blechlöffel, dessen sich Jori bei seinen Mahlzeiten ausschließlich zu bedienen pflegt. Ofen, Tisch, Bank und Löffel sind die einzigen Gegenstände, welche das suchende Auge zu entdecken vermag. Im Schlafzimmer befindet sich das einfache, aber saubere Bett, ein Doppelstutzen, eine Pistole, ein Pulverhorn und eine Holztruhe, welche sich malerisch mitten im Gemache präsentirt; um den Luxus zu vollenden, hängt über dem Bette auch noch ein „goldumrahmter" Spiegel. Im dritten und letzten Zimmer findet sich außer einem Topfe voll Mehl gar nichts vor. Auf der Nordwestseite des Hauses führt von außen eine Treppe in den ersten Stock, in dessen Räumen die Kavaliere während der großen Treibjagden übernachten sollen. Im nächsten Jahre werden auch hier, wie es jetzt bereits in den Jagdhäusern der Stilluppe und Gunkel der Fall ist, Betten aufgestellt werden, um den hohen Gästen nach den haarsträubenden Anstrengungen und Gefahren einer Treibjagd die so nöthige Nachtruhe zu einer möglichst behaglichen zu machen.

Nachdem wir die Rekognoszirung, deren Resultate ich soeben anführte, beendet hatten, kündigte uns ein gellender Juchezer die Ankunft Jori's an. Mit gewaltigen Sätzen kam er die Berglehne heraufgeeilt und zeigte eine ganz unbändige Freude über den unerwarteten Besuch seiner entlegenen Behausung, denn erstens ist er ganz glücklich, wenn mit dem Besuche von Fremden Unterhaltung und Abwechselung in sein einsames Heim einzieht, und zweitens ist Forstassistent Fünkh sein Abgott. Er hatte uns schon von Wandeck, dem Jägerhause am Abhange des Tristners gegen Ginzling, aus mit seinem Fernrohre entdeckt und war sofort herabgeeilt, um uns zu begrüßen. Jori oder, wie er mit vollem Namen heißt, Gregor Eder ist ein recht origineller Kauz. Seine Wiege stand im Tuxerthale — für einen Dornauberger ist auch sein ganzes Aeußeres viel zu vierschrötig —, bevor er unter die Jäger ging, etablirte er sich in Maierhofen als Fremdenführer nach Tux, Schmirn, Stafflach, in den Zemmgrund und das Gerlosthal. Auf einer solchen Partie machte ihm einst ein reicher Russe den verlockenden Vorschlag, ihm nach Rußland zu folgen und dort seine Meiereien nach Zillerthaler Methode einzurichten. Jori ging nicht darauf ein, er wollte sich nicht von seinem Gebirge trennen. Später wanderte er als Holzarbeiter

6*

nach Steyermark und Oberösterreich, wo er sich besonders in der Umgebung von Windisch-Garsten herumtrieb, kehrte dann ins Zillerthal zurück und nahm den ihm am meisten zusagenden Posten eines Jägers an. Seit dem Jahre 1875 haust er nun als Einsiedler in der Floite, vom September bis Ende Dezember ohne jede Gesellschaft. Anfangs Januar bezieht er sein Winterquartier in Finkenberg, um schon im März wiederum in seine Sommerwohnung zurückzukehren. Sein Revier umfaßt die ganze Floite, er hat die Gemsen zu hüten und zu bewachen, ihnen Lecksalz hinaufzutragen, die Steige, welche zu den Jagdständen in den Seitenkaren emporführen, zu inspiziren und über alles dies dem Oberförster in Maierhofen regelmäßigen Rapport abzustatten. Sein Gehalt erreicht die fabelhafte Höhe von 250—300 Gulden; überdies ist es ihm noch gestattet, jährlich einen Gemsbock zu schießen, wahrscheinlich um seine Leidenschaft für das edle Waidwerk bei der schlechten Besoldung nicht erkalten zu lassen.

Nach seinem Aeußeren würde ihn Niemand für einen Jäger halten, er sieht merkwürdigerweise recht wohl genährt aus — merkwürdigerweise sage ich im Hinblick auf seine mehr als bescheidene Kost und die tagtägliche anstrengende Bewegung im Freien — sein Bauch hat sogar die entschiedene Tendenz, eine konvexe Rundung anzunehmen, was bei Jägern doch jedenfalls zu den Seltenheiten gehört; aus dem breiten, gutmüthigen Gesicht blicken ein paar pfiffige braune Augen, das ganze Individuum athmet Kraft, Gutmüthigkeit, Humor und Scharfsinn. Am meisten tritt seine Gutmüthigkeit hervor, welche er vergeblich unter der komischen Hülle affektirter Grobheit und himmelschreiender Kernflüche zu verbergen sucht. Er kann unbedingt keinem Menschen eine Bitte abschlagen, die Gewährung kleidet er allerdings in eine Form, welche Jeden auf das Schlimmste gefaßt machen könnte. Einige Tage vor unserer Ankunft hatte ihn eine alte Jungfrau aus Maierhofen ersucht, sie als „Sommerfrischlerin" in seine Hütte aufzunehmen. Es war eine fürchterliche Gestalt, er hatte sie trotzdem, wenn auch fluchend und wetternd, einziehen lassen. Für uns war dies übrigens ein nicht zu unterschätzender Vortheil, denn während Jori's Kochbuch nur ein äußerst dürftiger Abriß der gastronomischen Kunst genannt zu werden verdient, wußte jene, trotzdem ihr nur die fünf Elemente: Wasser, Milch, Butter, Mehl und Salz zu Gebote standen, doch einige Abwechselung in unser Menu zu bringen.

An diesem Abende bereitete sie uns ein vortreffliches Brennkoch (Mehlbrei), von dem ein spät angekommener hungriger Gast den Löwenantheil für sich in Anspruch nahm. Es war der Jäger aus dem Gunkelthale, „das Dunele" genannt, ein alter, ergrauter Jägersmann, dessen Gesicht von einer Substanz überzogen war, welche weniger eine wettergebräunte Haut als vielmehr ein wettergegerbtes Fell genannt werden mußte. Er wollte bei Jori übernachten und am nächsten Morgen durch das Friedrichs- und Roßkar und über den Hohen Gaul in die Gunkel hinübersteigen. Wir, nämlich Fünkh, Jori und ich, beschlossen sofort, ihn auf diesem Gange zu begleiten, denn erstens lernten wir bei diesem Ausfluge zwei der gemsenreichsten Kare kennen, und zweitens mußte der Hohe Gaul

eine sehr schöne Ansicht des Floiten- und Gunkelthales und des Tuxer Hauptkammes zwischen Olperer und Grünberg gestatten. Der Name Hoher Gaul oder Gaulkopf dürfte wahrscheinlich nur wenigen meiner Leser bekannt sein. Der Träger desselben ist auch ein ziemlich obskurer Berg und wurde wol noch von keinem Fremden betreten. Es ist die letzte Erhebung des Mörchenkammes, welcher sich bekanntlich am Schwarzensteinspitz vom Zillerthaler Hauptkamme ablöst und einen flachen Bogen beschreibend in nordwestlicher Richtung über den Großen Mörchner bis zum Feldkamp streicht. Von diesem Gipfel zweigt der Igentkamm gegen Südwesten ab, während der Mörchenkamm sich in nord-nordwestlicher Richtung bis zum Hohen Gaul fortsetzt und dann steil in das Thalbecken von Ginzling hinabstürzt.

Nachdem wir für den morgigen Streifzug alles Nöthige verabredet hatten, führte uns Jori mit einem brennenden Kienspahne in der Hand in die oberen Apartements, bereitete mit rührender Sorgfalt vier Betten aus dem reichlich vorräthigen, frischen Heu und wünschte uns eine gute Nacht. Fünkh, der Jäger Dummel und ich waren längst an solche Heulager gewöhnt und wären jedenfalls auch in kurzer Zeit eingeschlafen, wenn Herr Feederle nicht so fürchterlich unruhig gewesen wäre; bald wälzte er sich auf die linke, bald auf die rechte Seite, dann sprang er plötzlich fluchend in die Höhe und ordnete sich seinen Marterpfühl aufs Neue, um sich wiederum ruhe- und schlaflos darauf herumzuwälzen. Sein jammervolles Seufzen und Stöhnen erheiterte uns anfangs nicht wenig und diente endlich auch noch als Schlummerlied. Als wir am nächsten Morgen aus dem duftigen Heu hervorkrochen, lag er in einem todtenähnlichen Schlafe auf den nackten Dielen des Fußbodens, das Heu hatte er wie einen Ringwall um sich herum aufgestapelt. Eine sehr unangenehme Ueberraschung bereitete uns Fünkh, indem er uns seinen Entschluß mittheilte, nach Ginzling und Maierhofen zurückzukehren. Er hatte sich nämlich vor einigen Tagen bei einem Falle eine schwere Hautaufschürfung zugezogen und war jetzt nicht im Stande, den Bergstock zu gebrauchen. Nach einem ob dieses unliebsamen Zwischenfalles ziemlich verdrießlichen Abschiede trat er seine Wanderung thalabwärts an, während Herr Feederle oberhalb der Jagdhütte einen günstigen Standpunkt zur Aufnahme des Floitenkees mit dem Löffler ausfindig zu machen suchte, und wir anderen Drei, Jori, Dummel und ich, den Schuttkegel, der zum Friedrichskar hinaufreicht, langsam anzusteigen begannen. Nach einigen Minuten standen wir am Ausgange der steilen Klamm, zu welcher sich dieses Kar verengt, und stiegen an ihrer rechten Wand im Zickzack auf vortrefflichen Alpenpfaden empor. Ich konnte mich nicht genug wundern, hier oben einen so ausgezeichnet in Stand gehaltenen Steig anzutreffen: ging es über Rasenboden, so waren sorgfältig Stufen ausgehauen, kam man auf bloßes Gestein, so fand man bequeme, aus mächtigen Platten angelegte Treppen vor, mußte man den Rand eines Abgrundes passiren, so diente dem nicht ganz Schwindelfreien ein sicheres Geländer zum Schutze und zur Beruhigung. Der vielbetretene Saumweg über das Pfitscherjoch kann auch

nicht im entferntesten einen Vergleich mit diesem abgelegenen Jägersteige aushalten. Jori theilte mir mit, daß derartige Pfade in alle bedeutenderen Kare hinaufführen, weil die Kavaliere während der großen Treibjagden im Herbste hoch oben ihre Aufstellung nehmen und bis zu ihren Ständen mit der größtmöglichen Bequemlichkeit gelangen wollen!

Die tief eingeschnittene Klamm, welche sich etwa 500 Meter unter einem mittleren Neigungswinkel von 50° zu dem Friedrichskare emporzieht, zeigte uns, die wir längs ihrer rechten Seitenwand dahinschritten, manche recht interessante Bilder; besonders fiel mir ein Wasserfall auf, der sich über eine ca. 70 Meter hohe Felsstufe in ein natürliches Bassin von merkwürdiger Regelmäßigkeit herabstürzt. Nach einstündigem, bequemen Ansteigen erreichten wir das ausgedehnte Friedrichskar, welches im Hintergrunde durch die furchtbar zerrissenen Zacken des Mörchenkammes abgeschlossen wird. In einem weiten, isohypsenartigen Bogen überquerten wir es von Osten gegen Westen, wobei Jori jeden Stand besuchte und numerirte. Mit dem Fernrohre beobachteten wir zahlreiche Gemsen in dem wilden Geschröfe zu unserer Linken. Beim letzten Stande erreicht der Pfad sein Ende, und ich hatte von nun an hinreichend Gelegenheit, die Beschwerden, ja sogar Gefahren derartiger Wanderungen über die unbedeutenden Seitenkämme und die von dem Touristenschwarme gänzlich vernachlässigten Kare kennen zu lernen. Eine solche Mulde ist ein einziges Trümmerfeld, welches jedoch, um seine Ueberschreitung noch zu erschweren, mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist. Langsam und vorsichtig zogen wir dahin und steuerten auf den Kamm los, welcher das Friedrichs- von dem nächstfolgenden, dem Roßkare, trennt. Auf diesem Kamm, ungefähr in der Höhe von 1700 Meter, steht eine kleine Hütte, in der sich ein Bett und ein Herd vorfindet. Sie ist für Jori bestimmt, der nicht selten hoch oben im Gebirge von der Nacht überrascht wird.

Nach einer kurzen Rast kletterten wir von dem Grate auf der anderen Seite schräg hinab in's R o ß k a r, welches als eines der gemsenreichsten des Floitenthales bekannt und aus diesem Grunde das gewöhnliche Ziel von Wildererexkursionen ist. Jori und Dummel erzählten mir eine ganze Menge von Abenteuern, welche sie hier erlebt haben wollten; natürlich mußte ich sie erst aus dem etwas blau angelaufenen Jägerlatein in's Hochdeutsche übersetzen, und selbst dann fiel es mir noch schwer, den historisch glaubwürdigen Kern aus der glänzenden Hülle der Dichtung herauszuschälen.

Es hat einen eigenthümlichen Reiz, einen Jäger auf seinen Ausflügen zu begleiten: da giebt es unbedingt nichts, was seinem geübten Falkenauge entginge, keine Gemse bleibt ihm verborgen, und wäre sie auch noch so entfernt oder noch so gut versteckt. Wo Andere achtlos vorübergehen, entdeckt er den nächtlichen Lagerplatz eines Rudels oder eines einzelnen dieser Thiere; die unbedeutendste Kleinigkeit fällt ihm auf und veranlaßt ihn, sein merkwürdig entwickeltes Kombinationstalent glänzen zu lassen. Hinter einem Felsblocke fand Dummel eine blutbefleckte Schildhahnfeder. „Aha!“ rief Jori, „da war scho wieder so a

Teufelsviech, so a Thurmfalk vom Tristner hier." Auf der Tristnerspitze nisten nämlich nicht wenige dieser Falken und machen von dort aus die ganze Floite und auch entferntere Thäler unsicher. Ueberhaupt sind die Zillerthaler Alpen nicht arm an derartigem Gethier; im Birglbergkessel am Fuße des Rifflers horstet ein Adlerpaar, und ich sah einige Tage später selbst einmal vom Floitenkeese aus einen gewaltigen Königsadler über der Mörchenschneide schweben und dann plötzlich pfeilschnell in den Schwarzensteingrund hinabschießen. Die Schäfer von Waxegg wissen von diesen Raubvögeln zu erzählen!

Nachdem das Roßkar ebenso wie früher das Friedrichskar überquert worden war, standen wir auf dem schmalen, steil abfallenden Rücken, welcher zum Hohen Gaulkopf emporzieht. Wir beschlossen, längs der Kammlinie hinanzuklettern, obzwar das eine nichts weniger als angenehme Arbeit war. Die Böschung betrug 54—58°, und obendrein mußte man sich noch sehr vor dem Abgleiten in Acht nehmen, da an keiner Stelle der nackte Fels zu Tage trat, sondern bis zur Spitze hinauf mit kurzem, schlüpfrigen Grase bewachsen war. Bei jedem Schritte die eisenbeschlagenen Bergschuhe in den Boden einbohrend und mit den Händen Grasbüschel erfassend, krochen wir vorsichtig empor. Nach ³/₄ Stunden war der Mörchenkamm und wenige Augenblicke später der Hohe Gaulkopf selbst erreicht. Der Kataster giebt seine absolute Höhe mit 5376 W. F. an. Damit ist jedoch ohne Zweifel ein Nebengipfel gemeint, der tief unter unserem Standpunkte gegen Ginzling vorgeschoben erscheint. Nach einer Visur auf den uns gegenüberliegenden Tristner schätzte ich die Höhe unserer Spitze auf mindestens 2300 Meter. Fernsicht bietet sie gar keine; ich hatte sie auch nicht erwartet. Dafür hätte ich jedoch keinen günstigeren Punkt für einen Ueberblick des Gunkelthales und Ingentkars wählen können: der Feldkamp, das kühne Horn des Rothkopfs und der imposante Felsbau des großen und kleinen Ingents, die Gunkelplatte, d. i. der Thalschluß der Gunkel, mit ihren bedeutenden, steil abfallenden Firn- und Eisfeldern, das vergletscherte, wilde Ingentkar und als packender Kontrast der liebliche Thalboden der Gunkelalm vereinigten sich zu einem höchst wirkungsvollen Gesammtbilde.

Lassen wir den Blick über die unsäglich zerklüfteten Schrofen des Mörchenkammes hinabschweifen in das Thal der Floite, so wird er zunächst von dem schönen Keese gefesselt, dessen langgestreckte Zunge aus dem harmonisch gestalteten Firnfelde zwischen Löffler und Schwarzenstein hervorfließt und in mächtigen Hallen blauen Eises bis auf die Thalsohle herabreicht. Von den Hochspitzen im Hintergrunde ist nur der große und kleine Löffler sichtbar. Professor Thurwieser bestieg im Sommer des Jahres 1840 die Ahornspitze und veröffentlichte eine Schilderung dieser Exkursion in der neuen Zeitschrift des Ferdinandeums, 1841, 7. Band. Hier heißt es S. 85: „Nun stieg der Löffler auf, ein Riese — vielleicht der höchste des Zillerthales — im graulichen, kreuzweise zerklüfteten Eispanzer, sein Kopf dreigratig und hellweiß, der Scheitel glänzend von den Strahlen der Sonne." Diese Stelle muß eine merkwürdige Anziehungskraft besitzen, denn wir

finden sie wörtlich wieder in Staffler's „Tirol und Vorarlberg", I. 2, S. 717, und in Schaubach's „Deutschen Alpen", II, 241.

Links neben dem kleinen Löffler strebt der granatenreiche Gigelitz empor, an ihn reiht sich die schroffe Kreuzspitze und auf diese folgt der merkwürdig kühne Bau des Floitenthurms, der sich wie ein Riesenpfeiler über die zerschartete Kammlinie erhebt. Imponirend wirkt auch der Anblick der breitbasigen und vollkommen regelmäßig aufgebauten Pyramide des Tristners. An seinem Absturze gegen das Becken von Ginzling vorbei vermag der Blick in den geheimnißvollen Schlund der Dornaubergklamm zu dringen, um sich jenseits derselben zu dem massigen Grünberg zu erheben und von diesem die wenig anziehenden Erhebungen des Tuxer Hauptkammes bis gegen den Riffler hin zu überfliegen.

Der erste, welcher es versuchte, eine topographische Darstellung des Dornauberges und der ihn einschließenden Berge zu geben, war meines Wissens Joh. Jak. Staffler in seinem oben angeführten Werke „Tirol und Vorarlberg". Er sagt S. 717: „Das Thal (Dornauberg), eine Alpengegend, ist düster, einförmig (!) und von so beschränkter Ebene, daß diese nirgends mehr als 300 Schritte beträgt. Oestlich wird es vom Harpfengebirge und vom Dristenkopfe; im Westen von dem großartigen Gams- oder Grimmberge und im südwestlichen Zuge von dem lawinengefährlichen Schrambachkar und von dem weitwendigen, selbst bis an den Duxer Ferner streifenden Birglberge begrenzt. Dieses Thal nach Süden ausgedehnt, endet bei den Asten Günzling, 3$^1/_2$ Stunde von Maierhofen." Die Bezeichnungen Harpfengebirge und Dristenkopf gelten auch jetzt noch; die erstere allerdings nur unter den Einheimischen und die letztere in etwas modifizirter Form, nämlich als Tristenspitz. Auffallend ist jedoch die Nomenklatur, welche Staffler dem Tuxer Hauptkamme beilegt, soweit dieser den Dornauberg begleitet. Man sieht auf der Stelle, daß er hier die Aussagen von Jägern, Aelplern ꝛc. benützte, denn deren Kenntniß beschränkt sich gewöhnlich auf die Kare, da sie auf den Spitzen nichts zu suchen haben. Der Gams- oder Grimmberg, den er anführt, ist selbstverständlich der jetzige Grünberg. Welche von den zwei Benennungen als die ursprüngliche anzusehen ist, dürfte sich kaum entscheiden lassen. Merkwürdiger Weise erwähnt Staffler die alte Lokalbezeichnung Lachtelgebirge mit keiner Silbe. Wahrscheinlich nannte man einst das ganze Kammstück vom Grünberg bis zum Realspitz das Lachtelgebirge. Auf Sonklar's Karte erinnert nur noch das „Lachteljoch" nördlich des Roßkopfs an diesen alten Namen. Nach Staffler sollte man meinen, daß die ganze Strecke vom Schrambachkar, also ungefähr von der langen Wand angefangen bis zum Riffler, als Birglberg bekannt sei. Ich habe mich überall bei den Thalbewohnern, in Ginzling, Roßhaag, Breitlahner, bei allen Jägern und Führern erkundigt und kam immer zu dem Resultate: Birglberg ist niemals die Bezeichnung für einen Berg oder einen Gebirgsrücken gewesen, sondern von jeher für das Kar, welches sich zwischen Roßhaag und der Kaserleralpe zum Zemmbache herabzieht. Sehr vertraut zeigt sich Staffler dagegen mit der Topographie des Floitenthales. Die größeren

Seitenkare desselben, das Bleierz-, Läger-, Breitstall-, Roß-, Friedrichskar und das Sonntagsfeld zählt er vollständig auf; weniger gut unterrichtet ist er auch hier wieder über die Kämme und Spitzen, der Floitenthurm und der Hohe Gaul sind die einzigen, welche er anführt. Ueber die früheren Jagdverhältnisse der Floite verdanken wir Vierthaler eingehende Aufschlüsse. In seinen „Wanderungen durch Salzburg u. s. w." sagt er im II. Theil, S. 183: „Die Floite war einst der Steinböcke vorzüglich begünstigter Standort. Sie wechselten wol auch hinüber in die Stilluppe. Diese Thiere wurden von einigen Erzbischöfen, namentlich von Marcus Sitticus und Johann Ernest mit aller Sorgfalt gehägt und beschützt. Jener besoldete Wächter und baute ihnen Hütten auf den höchsten Bergen (in den Karen jedenfalls); dieser ließ weder Ziegen noch Schafe auf die hohen Waidgänge treiben. Dafür gab er 100 Reichsthaler Entschädigung. Den Kühen war zwar auf den niedrigen Alpen zu weiden erlaubt; aber keine Glocke, kein Alpengesang und kein Sennenruf durfte in diesen Bergen erklingen. Doch diese Strenge schützte die guten Thiere nicht; sie erregte Erbitterung bei den Thalbewohnern. Im Jahre 1694 hatten die Wächter noch 179 Steinböcke in der Floite und Gunggel gezählt, und im Jahre 1706 wurden die letzten 12 getödtet."

Die Sorgfalt, welche man dem Wildstande in den Fürstenbergischen Revieren der Gunkel, Floite und Stilluppe angedeihen läßt, hat auch jetzt noch viel Drückendes für die Thalbevölkerung: auf den meisten Alpen ist es unbedingt verboten, Schafe und Ziegen zu halten; der Besuch der Kare wird ebenfalls Niemandem gestattet; die Steinklauber, Wurzelgräber und Wildheuer müssen immer erst die Bewilligung des Herrn Oberförsters in Maierhofen einholen, bevor sie ihrem Geschäfte nachgehen, und was dergleichen Nergeleien mehr sind. Das Wildererunwesen hat, wie mir meine beiden Begleiter versicherten, in diesen Gegenden viel von seiner Romantik eingebüßt und infolge dessen auch viele seiner ehemaligen Anhänger verloren, seit es allen Jägern auf das strengste verboten wurde, den Wildschützen gegenüber von ihren Waffen Gebrauch zu machen. In den bayerischen und österreichischen Alpen schießt der Jäger den Wilderer, wenn er Fersengeld giebt, bekanntlich einfach nieder; hier darf er es nur dann thun, wenn er von diesem angegriffen wird. Wenn er ihn nicht in flagranti ertappt und dabei erkennt, so bleibt ihm gewöhnlich nichts anderes übrig, als ihn laufen zu lassen. Erkennt er ihn, so erstattet er die gerichtliche Anzeige, und der Wilderer wird wegen gemeinen Diebstahls abgestraft. Auf diese Weise muß der Enthusiasmus für das Wildererhandwerk allmählich verrauchen, denn sobald der romantische Zauber der Gefahr der weniger romantischen als prosaischen Aussicht auf das Zuchthaus Platz macht, sinkt es eben auf die Stufe des gewöhnlichen Verbrechens herab.

Da wir keinen Proviant mitgenommen und seit dem Frühstücke um 5 Uhr Morgens überhaupt nichts gegessen hatten, entschlossen wir uns etwa um 12 Uhr Mittags zum Abschiede von dem unbedeutenden Gaulkopfe, der uns nichtsdestoweniger einige schöne Stunden verschafft hatte. Dummel stieg über die südliche

Böschung des Kammes hinab, um sein Jägerhaus in der Gunkel zu erreichen. Jori und ich konnten entweder in die Floite zurückkehren oder nach Ginzling hinabsteigen oder endlich den alten Dummel begleiten. Die knurrenden Mahnrufe meines Magens drängten zur Wahl des letzteren Abstieges, da wir das Jägerhaus der Gunkel in 1—1½ Stunde erreichen und uns dort gründlich restauriren konnten. Uebrigens wollte ich dieses Thal ebenfalls kennen lernen und namentlich den gewaltigen Wasserfall besuchen, welcher sich über die hohe Stufe desselben bis zum Zemmbach hinabstürzt. Ueber die steilen Grashalden liefen wir mit beständiger und entschiedener Benutzung des Bergstocks schnell hinab. Für die Unannehmlichkeiten des Abstieges entschädigte reichlich der Anblick des gegenüberliegenden, wild zerklüfteten Ingentkarkeeses mit den hinter ihm aufstarrenden Felszacken des großen und kleinen Ingent.

Nach einer halben Stunde stießen wir auf einen „Weg“. Seine Verfolgung forderte anfangs allerdings einen bedeutend entwickelten Terraininstinkt, je mehr wir uns jedoch der Thalsohle näherten, desto besser wurde er, bis er sich schließlich zu einem ausgezeichnet gangbaren Alpenpfade qualifizirte. Eine Stunde nach dem Aufbruche vom Hohen Gaul saßen wir bereits im Jagdhause Dummel's, welches von derselben Bauart, jedoch unvergleichlich luxuriöser eingerichtet ist als die Residenz Jori's, und ließen uns die frische Milch und das harte Brot, welches uns die Schwester des Jägers vorsetzte, trefflich munden. Dann kam dieser selbst mit einer Flasche magenstärkenden, aber nichts weniger als wohlschmeckenden ächten Enzelers (Enzianschnaps), von dem er und Jori in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein nicht unbedeutendes Quantum vertilgten. Der letztere zeigte überhaupt Lust, sich hier für den ganzen Nachmittag seßhaft zu machen; da wir aber heute Abend noch in der Floite eintreffen wollten und über Ginzling noch 3 Stunden bis dorthin zu wandern hatten, drang ich endlich um 4 Uhr entschieden auf den Abmarsch. Dummel protestirte energisch gegen jede Bezahlung der verzehrten Lebensmittel, und als ich ihm doch einiges Kleingeld auf dem Tische zurückließ, überreichte auch er mir seinerseits ein Geschenk in Gestalt einer Adlerfeder von der Länge eines halben Meters. Ich mußte ihm versprechen, sie stets zu tragen, wenn ich mich in dem Gebirge zwischen dem Hochstege und dem Pfitscherjoche herumtriebe, und bin dieser Verpflichtung auch immer auf das gewissenhafteste nachgekommen, obzwar mir die mächtige Feder auf dem hohen grauen Turnerhute mit der herabgebogenen Krämpe ein ziemlich verdächtiges Aussehen verlieh. Nachdem Dummel's Schwester die Feder an den Hut angenäht hatte, wurde herzlichst Abschied genommen und die Wanderung thalauswärts angetreten. Unter oftmaligen Rückblicken nach dem schönen Thalschluß der Gunkel gelangten wir auf einem für diese Gegend vorzüglichen Wege in ungefähr ¼ Stunde an den oberen Rand jener Thalstufe, welche den Gunkelbach zu einer der schönsten und großartigsten Kaskaden nöthigt, welche in den wasserfallreichen Zillerthaler Alpen überhaupt anzutreffen sind. Leider giebt es nicht einen einzigen Standpunkt, von dem aus man sie vollkommen und in ihrer ganzen Größe

überblicken könnte. Wir stellten uns auf dem sogenannten Jägersprunge — hier sollen vor ungefähr 50 Jahren einige Wilderer einen Jäger gefangen und zum Sprunge in die grausige Tiefe gezwungen haben — einige Schritte seitwärts des Steiges auf und genossen von hier den beinahe unheimlichen Anblick der senkrechten, tiefausgewaschenen und nur wenige Meter breiten Schlucht, durch welche der Bach schäumend und tosend hinabschießt. Tief unten stürzen die Wassermassen auf ein mächtiges Felsriff und zerstäuben, in Myriaden funkelnder Strahlen aufgelöst, nach allen Richtungen. Es begann bereits zu dämmern, als es Jori endlich gelang, mich zum Verlassen des Jägersprunges zu bewegen. In höchst langweiligen, endlosen Zickzacklinien führt der Pfad die steile Thalstufe hinab, deren Höhe mindestens 500 Meter betragen dürfte. Wir legten die ganze Strecke im Dauerlaufe zurück und langten nach 1/4 Stunde am rechten Ufer des Zemmbaches bei der Schneidemühle an, die von Ginzling nur noch einige Minuten entfernt ist.

Ein Jäger, welcher wie Jori oft mehrere Wochen nicht aus seinem Reviere herauskommt, ist, wenn sich dies doch einmal ereignet, unbedingt an keinem Wirthshause vorbeizubringen. Es entspann sich eine lebhafte Debatte, in welcher wir beide unsere entgegengesetzten Vorschläge merkwürdiger Weise durch ein und dasselbe Argument: die späte Abendstunde, zu stützen suchten. Jori meinte: Weil wir vor 9 Uhr nicht im Jägerhause eintreffen können und um diese Zeit nichts mehr zum Essen vorfinden, thun wir am besten, gleich hier in Ginzling zu soupiren. Ich dagegen war der Ansicht, aus demselben Grunde, weil es nämlich bereits 7 Uhr war, ohne Aufenthalt den Marsch in die Floite fortzusetzen, umsomehr als wir nach Abhaltung einer Rast den holperigen Weg in voraussichtlich angeheiterter Stimmung zurücklegen würden. Was halfen alle diese Bedenken gegenüber der glänzenden Dialektik, welche Jori entfaltete! Er drang mit seinem Antrage entschieden durch. — Mitleidig lächelnd blickte der Mond in später Nacht auf zwei bergstockbewaffnete Gestalten herab, welche auchzend und jodelnd den Abhang zu dem Jägerhause der Floite hinaufstiegen.

Touristen-Leiden und Freuden.

Von **Prestele.**

Ein prächtiger Morgen dämmert über die Dächer der Haupt- und Residenzstadt herauf und hinein in das Gemach eines getreuen Verehrers der Alpen. Die rosenfingerige Eos erweckt ihn aus dem Schlummer, in welchem ihm süße Träume Bilder künftiger Herrlichkeiten vorzauberten, mit denen sich seine Phantasie schon seit mehreren Tagen beschäftigt hatte, wie Steilwände, Gletscherspalten, Gratpartien; er hört bereits das Klirren der Steigeisen und des

eisen- oder stahlbeschlagenen, oft erprobten Bergstockes und glaubt das Abfahren über Schneehänge deutlich zu verspüren. Nun erhebt er sich, und mit dem frohen Gefühl und Bewußtsein, am heutigen Tage hinaus in die Bergwelt zu gelangen, kümmert er sich nicht weiter um die spärlich zugemessene Frist des Urlaubes, den ihm ein guter Gott beschieden. Es bleibt wol gleichgültig, welche Civil- oder Militärgewalt ihm die Gelegenheit verschafft hat, sich für mühevolle Thätigkeit in reiner, ungetrübter Bergesluft zu erholen, auf den freien, lichten Höhen sich zu sonnen, um dann nach einer kleinen Anzahl von Stunden wieder zurückzukehren zur gewohnten Thätigkeit — an den Studiertisch, das Bureau oder — gar die Kaserne mit neuer Sehnsucht im Herzen.

Unser Alpenfreund ist aber erst im Aufbruch begriffen und denkt nicht im Entferntesten schon an eine Heimkehr. Wenn sonst nicht gewöhnt, sich besonders früh zu erheben und den jungen Tag im Negligée — resp. Morgengrauen — zu begrüßen, heute kann er die Zeit nicht erwarten, wo er sich frei von Zwang und Mode in alpine Kleidung werfen und, mit den üblichen Ausrüstungsgegenständen wohl versehen, seine Reise an den Bahnhof antreten kann. Ob er „in kurzer Wichs" — wie der technische Ausdruck lautet — oder in einer andern ihm gut dünkenden und sich bewährt habenden Kleidung erscheint, ist Nebensache. Jedenfalls hat er das „Für" und „Wider" genügend entweder erprobt oder sich maßgebende Rathschläge geschulter Alpenreisender zu Gemüth gezogen.

Die Stunde des Aufbruchs naht. Der Abschied fällt ihm nicht schwer — denn wir nehmen an, daß er noch unverheirathet ist — und er tritt hinaus in die frische Morgenluft. Obwol sich in seiner Nähe ein perpetuum mobile, gewöhnlich auch Fiaker genannt, befindet, das mit Windeseile — honi soit qui mal y pense — die Fahrgäste an ihre auch noch so weit entlegenen Bestimmungsorte zu führen pflegt, er berücksichtigt die einladende Handbewegung des muthigen Rosselenkers nicht und zieht stolz mit seinen mächtigen Bergschuhen über gepflasterten Boden fürbaß. Am Bahnhof harrt bereits seiner das Dampfroß, das gar bald zu schnauben beginnt und ihn allen Berufsgedanken entrückt.

Mit sorgenfreier Stirn blickt er hinaus in den lachenden Morgen. Die grünen Wiesen und die im herrlichen, bunten Farbenglanz prangenden Fluren, sowie hier und da ein Blick auf die Berge in nebelgrauer Ferne — ein gutes Zeichen für schönes Wetter, wie man sagt — das Alles stimmt ihn freudig, und erst jetzt betrachtet er sich seine Gefährten im Koupé. Er fährt natürlich 3. Klasse; wenn ihm auch seine Mittel erlaubten, die mehr aristokratische 2. Klasse zu frequentiren, er hat seinen ganz speziellen Grund hierfür. Manch neugieriges Auge mag schon auf ihm geruht haben, denn seine Ausrüstung wie stramme Gestalt fallen auch dem Laien auf. Doch in sich selbst versunken, verhält er sich gegen die übrige Reisegesellschaft, ob Männlein oder Weiblein, ganz passiv und ist froh, am Ziele angelangt, den beengenden Waggon verlassen und seine Muskeln in Thätigkeit setzen zu können.

Mit welcher Seligkeit athmet er nun die köstliche Luft der Berge ein, mit

welcher Begeisterung grüßt er die ihm wohlbekannten Matten und Zinnen, wie freudig hebt sich seine Brust in Ahnung all des Glücks, das seiner harrt!

Unverstanden bleibt er wol mit seinen Gefühlen und Gedanken dem engherzigen Pedanten und matten Schwächling, dem es ewig ein Räthsel bleibt, was den Kühnen hinauftreibt in unwirthliche Gestade, wo der Mensch der reinen Naturgewalt gegenüber tritt. Doch er läßt diesen auch ruhig zurück in der Tiefe, während er selbst sich hinauf begiebt zum lichten Aether in der Höhe!

Rüstig vorwärts schreitend gelangt er bald an ein entlegenes Dorf, seine Operationsbasis. Der schlanke Kirchthurm grüßt ihm freundlich zu, während er selbst seine Blicke über das Dorf hinweg nach den Gipfeln richtet, die im Glanze der Mittagssonne sich im azurblauen Himmelsgewölbe zu verlieren scheinen.

Stimmen in der Nähe wecken ihn aus seinen Gedanken, und um die Ecke des Weges biegend sieht er in einem höchst einfachen, mit den primitivsten Ruhebänken versehenen Gärtchen eine Damengesellschaft, deren Lebendigkeit schließen läßt, daß man nicht mehr bei der ersten Tasse Kaffee ist. Was gerade gesprochen, oder was eben von den scharfen Zungen ausgerichtet oder mitgenommen wird, kann unser Freund nicht entscheiden. Es ist ihm auch gleichgültig; wird er doch selbst im nächsten Augenblick Gegenstand der Unterhaltung sein, sobald man seiner ansichtig geworden. — Und siehe da, Fräulein Jettchen, ein Backfischlein vom reinsten Wasser, hat mit ihren scharfen Augen die wandelnde Männergestalt zuerst erblickt und giebt durch verständnißinniges Augenzwinkern ihrer Nachbarin einen leisen Wink, dem sofort Folge gegeben wird, indem sich vor das Auge Malwinens, einer alternden Schönen der allerliebsten Art, die sonst nicht im mindesten an Kurzsichtigkeit leidet, ein schön gearbeitetes Lorgnon mit graziöser Arm- und Handbewegung lagert und dadurch — schade, daß es unseren Wanderer nicht mehr zu erblicken vermag — der ganzen Gestalt etwas ungemein Imponirendes verleiht, natürlich, aus entsprechender Entfernung gesehen. Ein paar Augenblicke nur hat sich die Lebhaftigkeit der Unterhaltung durch das Erscheinen des Fremdlings gemildert, und nun geht es wieder weiter in der alten Tonart.

Unwillkürlich fallen unserem Alpenfreund beim Anblick der schönen Damenwelt die Pendants von Café Tambosi und Tivoli ein und wie alle die eleusinischen Gefilde heißen, auf welchen Jugend und Schönheit sich einzufinden pflegt — — ein schöner Gedanke, aber es kommt anders!

Die Hitze des Tages, sowie die zu Fuß zurückgelegte bedeutende Strecke mahnen ihn, sich mit Speise und Trank zu stärken, denn er will nur kurze Rast halten und wieder weiter ziehen, um noch des Abends auf beträchtlicher Höhe sein Nachtlager aufzuschlagen. Auch ist er nicht länger gewillt, Düfte von allerlei Pommaden oder Eau de mille fleurs und echt kölnischem Wasser 2c. einzunathmen, wo ihm der Bergesodem zur unbegrenzten Verfügung steht.

Der Gasthof oder das Hôtel ist bald gefunden, und wenn zwar, Gott sei Dank! noch nicht jene Individuen in dieses Gebirgsdorf gekommen sind, deren Aeußeres schon allein eher abzuschrecken als einzuladen im Stande ist, und welche

mit den vielsagenden Namen „Kellner" benannt werden, ist doch in diese abgeschiedene Gegend der sogenannte Fortschritt gedrungen. Die Stammgäste behaupten, es sei Alles theurer, aber nichts besser geworden.

Da die Table d'hôte glücklich vorüber, ist unser Tourist mit seinem einfachen Mittagmahle, das heute allerdings erst spät eingenommen wird, bald zu Ende. Er schätzt sich glücklich, jenem Zwang des modernen Hôtellebens entronnen zu sein, denn er hat auf seinen früheren Wanderjahren in diesem Punkte reiche Erfahrung gesammelt, als er an Orte gekommen war, wo man ißt und trinkt, weniger um zu sehen, als gesehen zu werden, wo es eine Unsitte wäre, mit demselben Kleide an der Tafel zu sitzen, in welchem man vor einer halben Stunde promenirt, wo heirathsfähige und, was gleich bedeutend ist, heirathsbedürftige Töchter in schmachtenden Blicken und Seufzern das Unmögliche leisten, wo in lauen Sommernächten, besonders wenn der Mond scheint und ein Seegestade winkt, Lieder erschallen, die — — — — O fraget nicht, welcher Zauber in solchen Tönen liegt, wer sie gehört, wird sie nie vergessen, und wer sie nicht gehört hat — für den ist's ein Glück! — —

Wenn solche Gedanken in der Brust unseres Wanders sich regen, dürfen wir ihn jedoch nicht am Ende für einen Weiberfeind oder musikalischer Genüsse unfähig halten, o nein, sowie er ein warmer Verehrer aller Schönheit der Natur ist — und welcher Tourist wäre es nicht? — so ist er es auch von echt weiblicher Anmuth und Würde, und lauscht mit Entzücken harmonischen Klängen, getreu dem Dichterworte: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder."

Wenn er nun glücklicherweise im Gastzimmer nur auf sich angewiesen mit stiller Beschaulichkeit der Ruhe pflegen kann, während die übrigen Gäste oder Sommerfrischler ihr Mittagsschläfchen zu machen bestrebt sind, ist er doch neugierigen Blicken nicht entkommen, die ihn zu fragen scheinen, wie er es wagen konnte, in dieser ordinären Kleidung in den Speisesaal zu treten, welchem Heiligthum selbst Stammgäste nur mit Lackstiefeln und Glacéhandschuhen sich zu nahen getrauen! Jämmerlich genug mag sich auf dem üppig gekräuselten Haupthaar der jungen Herren der modernisirte, mit Spielhahnfedern und Gemsbart geschmückte Gebirgshut ausnehmen, unter dessen Schatten wo möglich ein imponirender Zwicker sich behaglich fühlt. Welche Ironie im Vergleich mit den echten, wahren Gebirgssöhnen! Mit welchen Blicken von Hohn und Spott mögen sie herabsehen auf diese traurigen Gestalten! — —

Unsern Freund drängt es zum Aufbruch, um jener schwülen Atmosphäre zu entrinnen und freie Gottesluft zu athmen.

Nachdem die Büffetdame mit klingender Münze befriedigt worden, verläßt der späte Gast das schützende Obdach. Erst jetzt fühlt er sich frei und losgeschält von all dem Flitter und Tand und ist sich selbst mit seinen Empfindungen und Gedanken überlassen.

Die Hitze des Tages hat sich gemindert, und er zieht mit raschen Schritten

über saftig grüne Wiesen, einem hellblinkenden, fröhlich daher hüpfenden Bach, einem echten, wahren Gebirgskind, entgegen. Die mächtigen Bergeshäupter, die ihn umgeben, streuen herrliche Waldesdüfte aus, und sanfte Zephyre säuseln dem glücklichen Wanderer um die Locken. Er fühlt sich gehoben und beseligt und ist jetzt schon ein anderer Mensch. Der schäumende und tosende Bach, dessen jäh dahinschießende Fluthen über mächtige Gesteintrümmer sich überstürzend dahinbrausen, ist Beweis von der allgewaltigen, unbezähmbaren Naturkraft, welcher, wenn sie entfesselt, der Mensch nicht zu widerstehen vermag.

Seine Wiege ist hoch oben in felsiger Mitte in öder Starrheit und schauerlicher Wildniß, sein leises Murmeln allein giebt Kunde von pulsirendem Leben. Heulende Stürme, deren Gewalt Baumriesen entwurzelt, und dumpfgrollender Donner, der mit einschlagenden Blitzstrahlen ein hundertstimmiges großartig-grauenhaftes Echo wachruft, bilden unbeschreibbar ernste und unvergleichliche Akkorde — zu seinem Wiegenliede! — Jetzt stürzt er sich wol noch froh und munter von Fels zu Fels in übermüthigen Sprüngen herab, bis ihn die Thalsohle bändigt und zu ruhigerem Laufe zwingt. Doch läßt sich sein wildes Naturell nicht zähmen, in ungestümer Jugendkraft wirft er sich jedem Hinderniß entgegen und braust und tobt um so heftiger, je größer der Widerstand, bis er ihn siegreich überwunden. Stolz jagt er dann wieder dahin, muthig neuen Gewalten Trotz zu bieten, und so geht es weiter und weiter fort von der Heimath hinaus in die Ferne. Matter wird sein Lauf, sein Ungestüm hat sich gebrochen, die lachenden Fluren, durch die er sich hindurch geschlängelt, sind verschwunden, ödes Haideland, einförmige Gestade begleiten seinen Lauf, nur des Himmels Blau bleibt unveränderlich über ihm. In ruhigen Kreisen bewegen sich seine Wellen dem Strome zu und mit ihm zum Meer. Mit unsäglicher Sehnsucht blickt er noch zurück an die Stätte seiner Kindheit, doch er muß weiter, unabänderlich seinem Schicksal entgegen. Welch tief-ernstes Lebensbild!

Der Pfad beginnt merklich zu steigen und zieht sich im düstern Hochwald hin. Das Rauschen des tief unten fließenden Baches wird immer schwächer und schwächer. Lautlose Stille umfängt den einsamen Wanderer, nur hie und da streicht der kühle Abendwind flüsternd durch die Wipfel der Tannen, auf deren höchsten Spitzen, die von der untergehenden Sonne beleuchtet sind, ein munteres Vöglein sein Abendlied erklingen läßt. Der Wald wird lichter, und vom Waldsaum aus erblickt das trunkene Auge über dunkle Bergmassen hinweg in zauberhafter Beleuchtung schroff abstürzende Felsmauern in gigantischen Formen, während vor ihm in kurzer Entfernung im nächtlichen Dunkel eine kleine Hütte liegt — das heutige Ziel des Touristen.

Rother Schein fällt durch die geöffnete Thüre, und bläulicher Rauch zieht durch das Sparrenwerk des Daches. Am Herde sitzt der Bewohner mit Zubereitung seines kärglichen Abendmahles beschäftigt. Freundlich grüßend tritt der Wanderer ein. Mit mißtrauischem Auge blickt der Hirte — als solcher ist er gar bald erkannt —, die junge, kräftige Gestalt prüfend, von seiner brodelnden

Pfanne auf, und in lakonischem Tone erwidert er mit halb unverständlichen Worten den freundlichen Gruß. Dieses nicht gerade einladende Benehmen kümmert unseren Freund jedoch nicht. Er ist gewöhnt, mit Leuten solchen Schlages zu verkehren und weiß, daß keiner dieser Bergbewohner auf die erste Begegnung hin mit der Sprache herauswill. Nachdem er auf seine Frage, ob er bleiben könne oder nicht, und auf die Erklärung, zu welchem Zweck er so spät noch die Gastlichkeit des Hausherrn in Anspruch zu nehmen gewagt, genügende Antwort erhalten, macht sich's unser Tourist bequem. Während nun das Gepäck, resp. der Rucksack abgelegt und Proviant hervorgeholt, überhaupt alle jedem Bergsteiger genügend bekannten Vorbereitungen zum Uebernachten in einer Almhütte getroffen werden, wird ihm gesprächsweise kund gethan, daß er noch einen Schlafkameraden erhalten werde, gerade keine tröstliche Aussicht für die Nacht in der ohnehin sehr engen Sennhütte. Das einfache Abendmahl wird beiderseits ziemlich schweigsam verzehrt, doch ein Glas Wein und schließlich sogar eine Cigarre lassen die Mienen des Alten verklärter werden, und der Zauber, der seine Zunge gefesselt, ist gebrochen. Nun erfährt der über die so schnelle Veränderung seines Herbergvaters still lächelnde Gast alle möglichen Familienangelegenheiten, zu welchen natürlich auch seine Heerde zählt, und mitunter fließen auch allerlei Stücklein von Wilddiebereien ein, die er selbstverständlich „nur vom Hörensagen" kennt. Seine alten verwitterten Züge, beleuchtet von den auflodernden Flammen, beleben sich, als der junge Mann an ihn das Ansuchen stellt, ihm aus seinem Leben etwas zu erzählen. Ein weiterer Schluck Wein und eine Handvoll guten Tabaks verscheuchen die letzten Bedenken des Alten, und mit schlichten, einfachen Worten beginnt er eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu!

Von armen, aber braven Eltern erzogen, kam Loisl — dies war sein Name — als Hirtenbube in die Dienste eines Großbauern. Das Glück war ihm hold, er brachte es zum Dienstknecht und erwarb sich durch seinen Fleiß und seine rastlose Thätigkeit die Geneigtheit seines Dienstherrn. Wenn auch nie ein Ideal von Schönheit, war er doch ein schmucker Bursche, strotzend von Kraft und Lebensfrische. Daß solche Eigenschaften auf ein weibliches Herz Eindruck machen können, hat sich auch bei ihm bewiesen. Die Tochter des Dienstherrn fand Gefallen an dem thätigen, jungen Burschen und es blieb ihr nicht verborgen, daß Loisl auch sie allen Schönheiten des Dorfes vorzog. Mehr noch als seine persönliche Tüchtigkeit machte aber auf das leicht bewegliche Mädchenherz sein meisterhaftes Zitherschlagen und sein reicher Schatz von Liedern und Schnaderhüpfeln Eindruck. Sie selbst, mit einer wohlklingenden Stimme versehen, war gern bereit, Abends nach gethaner Arbeit im „Heimgarten", wo Loisl stets gesuchter Artikel war, in seine Lieder mit einzustimmen. Mit sichtlich freudiger Erregung gedachte der Alte jener schönen Stunden, wo ihre Herzen im Liede sich fanden. Mochte der Vater seiner Angebeteten nun von diesem Einklang Wind bekommen haben oder nicht, fest steht, daß eines Tages Resi zur Bewirthschaftung

einer entlegenen Alpe vom Hause fortgeschickt wurde, und Loisl mit dem Bauern per Floß in die Hauptstadt mußte. Bei seiner Rückkehr fand er wol wieder seine Zither, doch nicht mehr die traute Sängerin, ohne welche er keinen lockenden Saitenton hervorzubringen vermochte. Nur äußerst schwer gelang es ihm, der scharf beobachtet zu sein schien, auf die weit entlegene Alm zu kommen, wo sie hauste. Beide ahnten, daß ihrer Vereinigung wol unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt würden, doch wahre Liebe kennt keine Gefahr. Es waren bitterselige Stunden, die sie dort oben in einsamer Höhe zugebracht. Eines Abends kam Loisl wieder in schmerzlicher Bewegung — er hatte sein Einberufungsschreiben erhalten — er mußte Soldat werden. Hier stockte er in seiner Erzählung, und mit kurzen Worten ging er über die Zeit hinweg, in welcher er Abschied nehmen mußte, wo er eingekleidet wurde ꝛc. Nur davon sprach er noch, daß ihm sein Liebstes als Soldat stets seine Zither war, der er alle seine Leiden und Freuden anvertraute. Mit dem Schreiben an „sie" ging es sehr hart, nur einige Mal erhielt er flüchtige Mittheilungen, die später auch ausblieben. Als er nach Vollendung seiner Dienstzeit in seine Heimath zurückkehrte, erfuhr er, daß Resi „weit hinaus" an einen reichen Bauern glücklich verheirathet sei — — Ihn litt es nun an diesem Ort, wo ihn Alles an seine Jugendliebe erinnerte, nicht mehr, und er wanderte fort, trat als Knecht in verschiedene Dienste, bis er nach und nach alt geworden. Wie lang es noch so dauere — schloß er — wisse er wol nicht, recht lange nicht mehr!

Auf die theilnehmende Frage des Touristen, ob er sein Zitherschlagen auch aufgegeben, gab er die Antwort, daß seine Zither in eine Klamm hinuntergefallen sei (ob blos durch Zufall, konnte vom Fragesteller nicht weiter eruirt werden), auch sei ihm seit der Rückkehr aus der Hauptstadt „die Stimme verfallen". —

So einfach und schmucklos die Erzählung war, machte sie doch auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck, und er betrachtete die neben dem Herde kauernde Gestalt des Alten, der dichte Rauchwolken aus seiner Pfeife hervorstieß, mit reger Theilnahme.

Inzwischen war es dunkle Nacht geworden. Erhabene Ruhe herrschte rings umher, die nur durch das Prasseln und Knistern des Feuers und das Murmeln der nahen Quelle unterbrochen wurde. Während beide in Gedanken versunken so da saßen, ertönte plötzlich ein lautes, kräftiges Ahoi! durch die Nacht.

Mit den Worten: „Seppel kommt" erhebt sich Loisl und ruft als Erwiderung vor der Sennhütte ein zwar weniger kräftiges, aber doch weit vernehmbares Ahoi! dem Ankommenden entgegen. Kurz darauf tritt eine schlank gewachsene, hohe Gestalt in die niedere Hütte. Unter den dunklen Augenbrauen blitzt ein kohlschwarzes Augenpaar. Dichtes Kraushaar, auf welchem keck auf die Seite gesetzt ein ins Gelbliche schillernder Filzdeckel ruht, beschattet die Stirne, auf dem Rücken trägt der neue Ankömmling den ziemlich verblichenen Rucksack, über die Schultern hängt die übliche graue Joppe, während die Brust

nur theilweise von dem groben Hemd bedeckt ist, das durch ein um den Hals geschlungenes Tuch lose zusammengehalten wird. Augenscheinlich überrascht blickt er auf den am Herde sitzenden Fremdling, der ihm ebenso wie vorher dem Alten freundlichen Gruß bietet. Kurz und in mürrischem Tone wird derselbe erwidert. Nachdem er seinen Rucksack sorglich in einem Winkel untergebracht, streckt er seine sehnigen Glieder am Herdfeuer aus und beginnt, die frisch gestopfte Pfeife zwischen den Zähnen, ein ziemlich uninteressantes Gespräch mit dem Alten über Wetter, Viehstand &c., dabei den Fremdling fast ganz ignorirend, aber nicht ohne hie und da lauernde Blicke von der Seite auf denselben zu werfen. Letzterer entzieht sich der Unterhaltung dadurch, daß er hinaustritt in die wundervolle Sternennacht und sich auf einen freieren Aussichtspunkt begiebt. Erquickende Lüfte kühlen seine heiße Stirn, und voll Bewunderung blickt er hinauf in die ewige Ferne, zu welcher sich, über schattig-dunkle Wälder emporragend, gigantische Felsmassen geisterhaft in stiller Majestät erheben.

Leute flachen Geistes können nicht begreifen, wie sich tiefer angelegte Gemüther für die unbeschreiblichen Schönheiten der Natur so begeistern können. Ihnen bleibt auch ewig verborgen, welche mächtige Wirkung auf das Ahnungs- und Empfindungsvermögen eines denkenden und fühlenden Menschen eine stille, hehre Sternennacht im Gebirge auszuüben vermag, wo die Kontraste von Anmuth und Lieblichkeit, wie abschreckender Schroffheit und Ehrfurcht gebietender Großartigkeit der Szenerie schroffer hervortreten. Sentimentale Schwärmer oder Melancholiker mögen allerdings in übertriebenen Phrasen sich ergehen, ganz im Gegensatz zum trockenen Phlegmatiker oder gewöhnlichen Genußmenschen, welcher dem in die Betrachtung der erhabenen Bergwelt Versunkenen gegenüber den sehnlichen Wunsch ausspricht: „Ich wollt', ich hätt' jetzt eine frische Maß Hofbräuhausbier!“ — de gustibus non est disputandum, sagt ein bekanntes Sprüchwort. — Deshalb wolle aber auch Niemand die „Bergfexen“ ob ihrer unverfälschten Liebe und nie versiegenden Sehnsucht nach den Bergen schmähen! Letztere aber mögen sich glücklich preisen, daß ihnen durch ihr wahres Verständniß für die Großartigkeit der Gebirgswelt eine Quelle ungetrübter, lauterster Freude geschaffen ist.

Während der Tourist in derartigen Betrachtungen versunken mit vollen Zügen die frische Abendluft einathmet, sitzen die beiden Anderen in flüsterndem Gespräch beisammen in der Hütte. Aus demselben ist leicht zu entnehmen, daß der Neuangekommene ebenfalls ein leidenschaftlicher Freund der Bergwelt, aber mehr seiner vierfüßigen Bewohner, der Hirschen und Gemsen, ist. Er ist eben auf einem Streifzug begriffen und wollte nur günstige Zeit abwarten, wobei ihm eben die Anwesenheit des Touristen etwas ungelegen kam. „Hannes ist schon voraus und kommt erst gegen Morgen her“, so schloß er, als plötzlich ein weitschallender Schuß von den nahen Bergen donnerte. Blitzschnell erhebt sich der Bursche und eilt dem Walde zu, wo er im sicheren Versteck seinen Stutzen zu finden weiß. Bald darauf kehrt auch unser Alpenfreund zurück, und als er

bemerkt, daß der düstere Unbekannte laut- und spurlos verschwunden, ist er von dem scheuen und kurz angebundenen Wesen desselben hinreichend aufgeklärt, wohl wissend, daß derartige Persönlichkeiten nicht lieben, mit Fremden zusammenzukommen, da sie von tausend Gefahren, heimlichen und offenen, umgeben sind.

Ohne weiter darüber ein Wort zu verlieren, trifft unser Freund Vorkehrungen zur Nachtruhe, denn die Natur verlangt ihr Recht. Das Ruhebett, das dem Gaste angeboten wird, besteht aus Heu und Stroh, von gerade nicht besonders einladender Sauberkeit. Der ermüdete Wanderer vermag aber in demselben nicht die gesuchte Ruhe zu finden, denn rings um ihn herum wird es bald lebendig, und unsichtbare Feinde verscheuchen ihn vom Lager. Loisl hingegen schlummert im tiefsten Schlafe in der anderen Ecke. Er selbst setzt sich an den Herd und versucht, auf die Bank hingestreckt, den gestörten Schlummer einzuholen. Doch die Nacht dauert nicht lange. Beim Morgengrauen öffnet sich die Thür, und herein tritt sein ihm aus früherer Zeit her wohl bekannter Führer, der, schon vorher bestellt, für den heutigen Tag sein Gefährte sein soll. Toilette und Zurüstung zur Reise sind bald gemacht, und mit aufrichtigen Dankesworten und nur widerstrebend empfängt Loisl die ihm dargebotene Gabe für Beheizung und Bougie!

Fröhlich und wohlgemuth schreiten die beiden Wanderer in den thaufrischen, herrlichen Morgen hinein und bald bergan in den harzduftenden Hochwald.

Jeder, der schon Bergtouren, sei es in den Vorbergen oder im Hochgebirg, gemacht hat, kennt das Gefühl der bangen Erwartung, ob wol das Ziel erreicht, ob das Wetter doch schön bleiben wird 2c. Diese Gedanken werden nicht bloß den Laien, sondern auch, wenn man so sagen darf, den Fachmann beschäftigen, bis er in solcher Höhe angekommen, wo ihm das Ziel klar vor Augen liegt. Doch auch dann noch kann ein unvorhergesehenes Hinderniß den wohl überlegten Plan zu nichte machen, und es ist wol das bitterste Gefühl für einen Bergsteiger, wenn er im Anblick des nahen Gipfels und von demselben nur kurz entfernt durch eine unübersteigliche Kluft oder eine im direkten Anstieg nicht zu erklimmende Steilwand abgewiesen wird. Glücklich der, welchem entweder genaue persönliche Bekanntschaft mit der Oertlichkeit oder verläßige Führerschaft keinen solchen Streich spielen. — Es ist schon viel über Führer und Führerwesen gesprochen und geschrieben worden, und durch die Erfahrung ist man zu allerlei nützlichen und praktischen Anordnungen gekommen — eines der Hauptverdienste der Alpenvereine!

Wer, wie es vordem oft der Fall war, ganz allein auf den nächstbesten, nur par renommée bekannten und in Folge dessen so genannten Führer angewiesen war, konnte zufrieden sein, wenn er nur überhaupt wieder glücklich im Thale angekommen war; ob er das Ziel erreicht, ob auf dem nächsten Wege oder weitesten Umwege, ob ihm bei schwierigen Passagen Auskunft ertheilt oder hilfreiche Hand geboten worden, oder ob er bloß — wie man sich auszudrücken pflegt — hat „nachtappen" dürfen; ob er über einfache Fragen nach Namen

von Berggipfeln, Gebirgszügen, Thälern und Flüssen, ob diese oder jene Spitze schon erstiegen und wie oft, Rede und Antwort zu geben im Stande war, dafür konnte man die Führerschaft nicht verantwortlich machen. — Großmüthige Naturen haben durch Bewilligung unverschämter Forderungen auch noch dazu beigetragen, den Spekulationsgeist dieser Leute zu erhöhen. Es ist schon vorgekommen, daß Führer, welche mit ihrem Herrn in einer Almhütte übernachtet hatten, morgens den Senner unter vier Augen ausgescholten haben, daß er so dumm war und nicht mehr verlangt habe, nachdem er über seine Forderung hinaus bezahlt worden war, und die Bezahlung mit größtem Dank angenommen hatte.

Doch über diese Schattenseiten hinweg! Jetzt kann man sich an den meisten Orten unbesorgt der Führung erprobter Männer überlassen. Wer weiß, wie lange es noch dauert, daß man überhaupt gar keine Führer mehr braucht, denn durch die Errichtung von Wegtafeln, die jetzt an allen Orten aufgestellt werden sollen, muß natürlich jede Führerschaft überflüssig werden, und nach der Ausdehnung zu schließen, welche die Verkehrsanstalten unseres Zeitalters anzunehmen scheinen, dürfte die Möglichkeit nicht zu ferne liegen, daß in einigen Dezennien eine Sektion in der Monatsversammlung ankündigt: „Während der Osterfeiertage Ausflug nach dem Ural und Kaukasus mit Abstecher nach dem Himalaya!"

Aber welcher Gedanken- und Ideengang dieses Touristen, mag man einwerfen! Wer jedoch im Hochgebirg schon gestiegen und die ersten Stunden Schritt für Schritt in gleichmäßigem Tempo, aber immer aufwärts auf engen und steilen Pfaden, durch schweigende Forste, ohne Aussicht und Abwechselung der Szenerie, während nur das Klirren des festaufgesetzten Bergstockes zu vernehmen ist, sich emporgearbeitet hat, den mag die Monotonie der Wanderung wol auf allerlei außeralpine Gedanken bringen, die nicht im entferntesten im Zusammenhange mit der eben unternommenen Partie stehen. Geduld ist übrigens ja eine Kardinaltugend und unerläßlichste Eigenschaft eines Bergsteigers, diese darf am wenigsten ausgehen. Denn gar manche stolze Zinne und manch ernstes Bergeshaupt stellte weniger an Kraft und Muth, als an Geduld und zähe Ausdauer die härtesten Proben. Das wissen alle Jene, welche in der glücklichen Lage waren, in allen möglichen Gebieten der Berg- und Gletscherwelt umherstreifen zu können, denen die Kalkalpen ein längst überwundener Standpunkt geworden sind und, die sich jetzt nur noch in der Centralkette oder auf den Dolomiten bewegen.

Uebrigens öffnet sich trotz der verschiedenen Forschungen und großartigen Unternehmungen immer noch sowol der Wissenschaft wie dem Thatendurst in den deutschen und österreichischen Gebirgsketten ein weites Feld, wobei allerdings auch noch die Gründe zu beachten sein dürften, welche den Menschen überhaupt veranlassen, solche Höhen zu gewinnen, nicht bloß mit Aufwendung aller physischen und geistigen Kraft, mit Geringschätzung von Unbequemlichkeiten und Entbehrungen aller Art, sondern auch mit großem Aufwand von Zeit und Kosten. Und letztere Hauptfaktoren sind ja vielleicht die allerentscheidendsten für größere Leistungen;

wer über diese nicht verfügen kann, wird gar oft, wenn auch ganz nahe dem Ziele, umzukehren genöthigt sein. Allerdings sagen die Engländer „time is money“, andere Leute aber sagen wieder: „Was nützt es mich, wenn ich Zeit aber kein Geld zum Reisen habe?“

Was nun auch die einzelnen, persönlichen Motive zu solcher mehr oder minder angestrengten Thätigkeit sein mögen, vom idealen Standpunkt aus kann man sie — allerdings nicht auf die Mehrzahl der Bergsteiger bezogen — doch dahin vereinigen, daß der auf- und vorwärts strebende Geist des Menschen, das Suchen nach Wahrheit und Erkenntniß der leitende Impuls ist, nach dem treffenden alten Satze: virtus alta petit. Daß an solchen geistigen Interessen nicht jene partizipiren dürfen, die im Tragsessel oder auf dem Rücken geduldiger Saumthiere „lohnende Aussichtspunkte“ zu erreichen suchen, versteht sich von selbst.

Von diesem höheren Gesichtspunkte aus wird der wahre Verehrer der Bergwelt seine Touren betrachten und nicht bloß Höhen zu gewinnen suchen, um sagen zu können: „da droben war ich auch“, und „diese und diese Gefahr ist damit verbunden und so und so habe ich sie bestanden, jetzt sollen mir's Andere nachmachen“, — also um bloß eine individuelle Leistung seiner physischen Fertigkeit darzulegen und das liebe Ich bei jeder Gelegenheit in die Vorderseite und in günstiges Licht zu stellen!

Kehren wir nun zu unserem Touristen zurück.

Die Einförmigkeit der Wanderung durch den stillen Hochwald hat ihr Ende genommen. Krummholz tritt an die Stelle mächtiger Tannen. Einzelne vom Blitz getroffene Stämme starren kahl und in fahlem Grau mit bizarren Formen gen Himmel. Der Pfad wird steiler, und durch Latschengestrüpp führt der Weg an mächtigen Felswänden vorüber. Die Vegetation wird immer spärlicher, der Graswuchs hat aufgehört, und über nacktes Gestein, zwischen dem unansehnliche Flechten ein kümmerliches Dasein fristen, schreitet der Fuß des Wanderers. Schriften gelehrter Alpenfreunde haben die auf dieser Höhenzone zu Tage tretenden Erscheinungen in geographischer und botanischer Beziehung hinreichend aufgeklärt, so daß man sich auf diesem Gebiete gewiß nach Belieben orientiren und Raths erholen kann, und wenn auch die Namen von cenomaner Orbituliten-Kreide und turonen Hippuritenschichten Laien weniger verständlicher sein werden, dürften sie doch Fachmännern gewisses Interesse bieten. Die Zone von 2000 Meter bietet für den Neuling wie für den Vielgewanderten in den meisten Fällen in Bezug auf Aussicht oder Großartigkeit der Umgebung des Interessanten so viel, daß sich das Alles schwer mit Worten beschreiben läßt. Wenn auch die Höhe eines Berges nicht immer in äquivalentem Verhältniß zur Schwierigkeit seiner Besteigung steht, so ist doch die Höhencote von 2000 Meter jene Grenze, wo entweder der Spaß aufhört oder der Ernst beginnt!

Die beiden Wanderer sind nun auf jenem Standpunkt angekommen, wo es gilt, zu denken und zu handeln. Sie haben sich nämlich vorgenommen, einen neuen und viel kürzeren Weg zu einem selten betretenen Gipfel zu finden.

Pläne werden gemacht und verworfen, und nach einstweilen vorgenommener Rekognoszirung, welche eine Umgehung oder Flankirung als nicht opportun erscheinen ließ, wurde beschlossen, den Gegner frontal anzugreifen — entschieden der kürzeste aber schwierigste Weg! Frisch gewagt ist halb gewonnen!

Der bewährte Führer steigt langsam und vorsichtig auf schmaler Felszunge bergan, dann geht es hinein an die Wände und an ihnen empor. Auf dachfirstähnlichen Schneerändern, die sich äußerst steil abfallend zwischen die Felswände hineinzwängen, in schmalen Felsrinnen und Kaminen, über bröckelndes Gestein und auf abschüssigen Platten muß die Höhe gewonnen werden. Eisige Winde, die aus den Schluchten heraufdringen, kühlen die erhitzte Stirne, und nur hin und wieder gestatten geisterhaft hinschwebende Nebel einen Blick nach oben, der durch die Steilheit der Felswände bedeutend eingeschränkt ist. Das Auge dringt nur in die Tiefe, die sich in gähnendem Schlunde öffnet. Eine kurze Ruhepause, und muthig vorwärts!

Nach kurzer aber heißer Arbeit zeigt sich plötzlich eine schmale Runse, über welcher sich, stolz in die Lüfte schauend, der Gipfel des mächtigen Berges erhebt. Noch einige Minuten und das Ziel ist erreicht.

Ein jubelndes, freudiges Hurrah begrüßt die eroberte Zinne, und wonnetrunken schaut das Auge die unermeßliche, vor ihm liegende Pracht und Herrlichkeit. Die ohnehin schon durch die physische Thätigkeit in Anspruch genommenen Nerven werden jetzt durch das Entzücken über den Anblick von solch unvergleichlicher Erhabenheit und Großartigkeit so angespannt, daß nach den ersten Momenten des Jubels von beiden Bergsteigern kein Wort mehr gesprochen wird, und jeder lautlos, sich auf einen Fels niederlassend, hinausstarrt in die endlos scheinende Ferne.

Das tiefe, leuchtende Blau des Himmels, die in wundervollstem Glanze schimmernden Gletscher und die in dunkle Waldesschatten hinabsinkenden Felsmassen vereinigen sich zu einem bezaubernden Bild, dessen Kontraste dem bewundernden Gemüthe in unvergeßlicher Erinnerung bleiben.

Das ist auch der Höhepunkt alpiner Freuden, und jeder Tourist, dem das Glück nur einmal im Leben hold gewesen war, an solchen Genüssen sich erlaben zu können, wird beständig in sich das Verlangen fühlen, bald und recht oft wieder Herz und Gemüth zu erfrischen in ungetrübter Freude, weit über der Grenze des ewigen Schnees sicher zu sein — vor der alles verfeinernden, civilisirten Welt! — In dieses Behagen mischt sich auch das Bewußtsein für alpine Zwecke — Manche nennen es alpinen Sport — durch Auffindung eines neuen und bedeutend kürzeren Weges einige Dienste geleistet zu haben, indem es kaum gleichgiltig sein wird, ob man einen oder zwei Tage zu einer Bergbesteigung brauche.

Nachdem sich nun der Geist in ideale Anschauungen und Gedanken verloren, will auch der nüchterne Magen befriedigt sein, und mit köstlichem Appetit wird der mitgenommene Proviant verzehrt.

Nun noch eine echte Havanna angesteckt, und erhaben über alle Schätze der Welt dünkt sich der Alpensteiger glücklicher als ein Göttersohn!

Mit des Geschickes Mächten ist jedoch kein ewiger Bund zu flechten. Aus himmlischer Höhe ruft es ihn wieder zurück in die Tiefe, aus der er entstammt.

Die Asche der Cigarre ist verglommen, die Flasche geleert, welche in üblicher Weise, mit der Karte des Gipfelstürmers versehen, zwischen Felsblöcken wohl verkeilt zurückgelassen wird.

Das leuchtende Gestirn des Tages muß den dunklen Abstieg beleuchten.

Mit schwermüthigem Herzen wird der Rucksack gepackt, ein tiefgefühlter Abschiedsblick auf die zahllosen Gipfel, und in der Faust den festen Bergstock beginnt der Abstieg.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß gar Manche sich vor dem Absteigen mehr scheuen als vor dem Aufstieg. Eine gewisse Berechtigung liegt auch insofern darin, daß an die Schwindelfreiheit dabei die höchste Anforderung gestellt wird. Das Auge ruht beständig auf den unter den Füßen in ungemessene Tiefe abstürzenden Felsmassen. Es blickt nicht mehr hinauf in das hoffnungbringende, lichtvolle Blau des Himmels, es muß hinabschauen in schwindelnde Abgründe, dabei sichere Stützpunkte für Arme und Beine suchend, fest und unverwandt, doch bedachtsam seinen Weg verfolgen. Wahrlich keine leichte Aufgabe, die mit dem Steigungswinkel und der Höhe der Felswand in geometrischer Proportion anwächst. Seile, Steigeisen, Eispickel, verläßige Führer sind zwar die sichersten Garantien für glückliche Ausführung auch der schwierigsten Bergbesteigung. Doch soll persönliche Thatkraft dabei die Hauptrolle spielen, welche zu wecken der alpine Sport vorzugsweise geeigenschaftet ist.

In diesem Sinne dringen auch die beiden Gefährten langsam und stetig in die Tiefe, und unter Abfahren über Schnee und rasches Abrutschen über Sandreißen ist bald wieder fester, wenn auch mit Geröll bedeckter Boden gewonnen. Nachdem noch einige Karfelder passirt, neigt sich der Pfad zur Thalsohle. Bald sind die ersten Latschen erreicht, und nun geht es scharf bergab. Kurze Zeit darauf umgiebt kühler Tannenschatten den Touristen, und nach einigen Stunden begrüßt ihn der fröhlich dahinfließende Bach.

Wir verlassen nun den Touristen, der seine Wanderung fortsetzt und theils allein, theils mit Gesinnungsgenossen, dem mannigfachen Wechsel des Geschickes überlassen, heitere wie trübe Tage verlebt, Widerwärtigkeiten aller Art ausgesetzt, hinwiederum reichlich belohnt für aufgewandte Mühe und Beschwerde.

Aber wie Alles ein Ende nimmt, so auch die Ferien, die Urlaubszeit, die ihm einen Kranz herrlicher Erinnerung ins ewige Einerlei des Daseins geflochten.

Er kehrt nun heim, ziemlich „straplizirt" — das läßt sich auch wol denken. Kleidung und vielleicht auch theilweise die Ausrüstung werden einer gründlichen Reparatur bedürfen; immer noch besser als schadhaft gewordene Körperstellen oder Regenerirung der Gesichtshaut. Dafür kann er bei Bekannten und Freunden, die nicht alpiner Gesinnung sind, Vorwürfe oder auch spöttische Bemerkungen zu

hören bekommen, die auf die Narretei der Bergfexen Bezug haben. Doch er wird sie mit Geduld über sich ergehen lassen mit dem Gedanken — — davon verstehen sie ja doch nichts!

Nachdem er nun die alpine Umhüllung abgestreift und von seinem Bergstock, dem treuen Gefährten schwerer Stunden, Abschied genommen und ihm sein Winterquartier angewiesen, das er nicht eher verlassen soll, bis die junge Erde sich von Neuem mit ihren verführerischen Reizen geschmückt und ihn mit unwiderstehlichem Zauber wieder an ihre Brust lockt, um neue Lebenslust zu schöpfen und an ihrem Odem zu erstarken, — könnte man meinen, er würde wie gar manche seiner Kollegen seine Erfahrungen oder die Wunder und Herrlichkeiten, die er geschaut, oder die Gefahren, die er bestanden, schriftlich niederlegen, um sie dann seiner Zeit entweder durch die Presse oder in wohlgesetztem Vortrag anderen Menschenkindern verständlich zu machen.

Aber nichts von alledem thut unser Tourist. Was er in diesem Jahre geleistet hat, dünkt ihm nicht der Ueberlieferung an die Nachwelt werth, und was er gesehen, haben vor ihm schon Andere meist in so glühenden und prächtigen Farben geschildert, daß es hieße, „Eulen nach Athen tragen", würde auch er sein Scherflein dazu beitragen, die Literatur mit Gedankenfülle zu bereichern. Auch nicht mit einem Vortrage — ein Wort, dessen Bedeutung leider sehr oft mißbraucht zu werden pflegt — gedenkt er seine Genossen zu erfreuen. Denn da er nichts Neues und Interessanteres zu bieten vermag, will er sich dem wol berechtigten Vorwurf „Alles schon dagewesen" nicht aussetzen, um nicht dadurch sonst leicht eintretende Ermüdung, wenn nicht Langeweile der Zuhörer hervorzurufen. Ist es ihm aber geglückt, für Bergsteiger und deren Zwecke wirklich Neues und Beachtenswerthes zu bringen, so wird er nicht zögern, in Form einer Mittheilung, wenn auch nur in schlichten Worten, hiervon Kunde zu geben. Bescheidenheit ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften am Manne, und gerade den Bergsteiger ziert sie deshalb um so mehr, weil er ja in vielen Fällen in sich das Bewußtsein tragen muß, daß seinem Führer die Siegespalme gebührt.

Unser Tourist zählt nicht unter die Koryphäen der Bergsteiger oder zu den Männern, die an der Hand der Wissenschaft mit Forschergeist die Gebirge durchstreifen, er ist ein gemüthvoller, getreuer Verehrer der Alpenwelt und eben deshalb begierig, von solchen Männern zu lernen. Mit solchen Gesinnungen betrachtet er sich Land und Leute und zieht dann, frei von Eitelkeit und Ueberhebung, immer wieder heim mit einem Schatz von werthen Erinnerungen an seine Leiden und Freuden.

Im Geisthal und auf dem Fern.

Von **Adolf Pichler.**

Wolkenzug und Barometer habe ich schwerlich so fleißig beobachtet als heuer im Spätsommer und Herbst; so oft ich aber nachsah, immer deuteten die Zeichen auf Regen, und sollte ich mich mit der üblen Laune eines Dachses, der ohne Futter zur Grube fährt, in mein Zimmer zurückziehen. Endlich aber doch! Zwischen Martinswand und Roßkogel öffnete sich leuchtend das blaue Auge des Himmels, und das gilt im ganzen Innthal als günstiges Wetterzeichen. Freilich waren die Tage bereits kurz, noch um 10 Uhr glänzte Laub und Gras von kaltem Thau, und das Grün der Wälder begann sich in ein fahles Gelb zu verfärben; ich bestieg aber dennoch einen Stellwagen, der mich knarrend und ächzend an der Martinswand vorbei in das Oberland entführte. Mit mir fuhren einige Schützen, sie rauchten einen Knaster, puh! das berühmte Lauskraut, eine Pflanze mit feisten Blättern, die der Oberinnthaler als angestammten Tabak schmaucht; mit einem Absud derselben vertreibt man das Ungeziefer, jedenfalls benützt es Satan in der Hölle zum Fleischselchen, und dahin gehört es auch.

Ich war froh, als ich den Eingang des Kochenthales, einer Schlucht die von Telfs nach Leutasch emporführt, erblickte, dort stieg ich aus und der Westwind, welcher kalt durch das dürre Gras säuselte, hatte meine Kleider bald von dem widerlichen Parfüm befreit.

Eigentlich sollte ich, ohne viel rechts und links zu schauen, vorwärts; ein Geognost kann aber das Steinklopfen ebenso wenig lassen als ein Fährmann das Schnalzen, und so war ich bald mit allerlei Schieferplatten, welche ein herrliches Pterophyllum enthielten, beladen und schalt mich, als es steil abwärts ging, selber, daß ich alle guten Vorsätze vergessen. Glücklicherweise erblickte ich ein altes Weiblein, welches die blauen Beeren des Wachholder von den Stauden klopfte, um sie einem Branntweinbrenner zu verkaufen.

Ich rief ihr zu: ob sie Geld verdienen wolle? Sie betrachtete mich erst mißtrauisch, kam jedoch bald herbei und fragte nach meinem Begehren. Ich legte ihr die Steine in den Korb, schrieb einige Zeilen mit dem Bedeuten, alles dem Postmeister in Telfs zu geben, der ihr als Tragelohn drei Sechserln zahlen werde.

„Lacht er mich aber nicht aus, wenn ich ihm die Steine bringe?“ meinte sie besorgt.

„Gewiß nicht, geh' nur, es steht mein Name dabei.“

Sie maß mich noch ein Mal mit einem argwöhnischen Blick und entfernte sich kopfschüttelnd. Meine Schiefer fand ich jedoch bei der Rückkehr richtig im Posthause, wo man den Wechsel bezahlt hatte.

Die Abendröthe trieb mich zur Eile, bald stand ich auf der weiten Hoch-

ebene, welche, von Hügelwellen durchzogen, sich bis an die Grenze Bayerns dehnt; durch die Dämmerung leuchteten bereits einzelne Lichter von Leutasch, der kalte Wind trieb die Leute von den Bänken, wo sie behaglich plauderten, in die Stuben, nur die Hunde kümmerten sich bellend um den Fremdling, der einsam zwischen den Zäunen hinirrte.

Ich kehrte im Wirthshaus gegenüber der Kirche ein. Später kam ein Geistlicher, ein Bekannter, der mir Gesellschaft leisten wollte, unter solchen Umständen gewiß ein dankenswerther Dienst, mir um so lieber, da ich von ihm Aufschlüsse über Land und Leute in der Leutasch erhielt. So heißt nämlich diese abgelegene Gegend. Man erwarte keine Idylle. Früher mochte es romantischer sein, als noch von hier Schmuggler und Wilderer über die Grenze zogen und manche blutige Unthat heimlich von Mund zu Mund ging. Die Leute erhielten durch diese Kämpfe keinen höhern Schwung, sie verwilderten nur, so daß man eher von Rohheit als Naturwüchsigkeit reden kann. Der Bauer beugt sich in der Regel nur vor zwei Größen: dem Geistlichen und dem Geldprotzen, denn der eine und der andere kann ihm nützen oder schaden. So geht auch in der Leutasch Hochmuth und Unverstand nicht selten Hand in Hand. Die Leute sind durch Holzhandel und Ausfuhr von Kohlen zu Geld gekommen, dieses erzeugte den Luxus in der Kleidung, ein Mädel thut's dem andern mit prächtigen Seidentücheln zuvor, und die Männer, die sich nicht immer den heiligen Aloysius zum Muster nehmen, obwol sie ihn als Muster der Keuschheit verehren, lassen sich es im Wirthshaus wohl schmecken. Da wurde gezecht, gejohlt, gestampft und gestritten bis tief in die Nacht.

Mich widerte diese Art ländlicher Gemüthlichkeit an, und ich ließ mich bald in mein Zimmer führen. Die Hand eines Bauernkünstlers hatte es mit Fresken geschmückt, rechts die Erstürmung der Schanzen von Leutasch, links ein Mohr der einem Christenfräulein den Hof machte. Diesem äußern Schmuck entsprachen jedoch die Betten nicht, ach in der Leutasch muß die Seife theuer sein! Man schien den ganzen Sommer nicht die Wäsche gewechselt zu haben; wie viel angenehmer übernachtet sich's in einem Heustadel, wo uns höchstens eine harmlose Heuschrecke auf die Nase springt, als in einem solchen Neste, welches sich das Ungeziefer zum Tummelplatz für ein Rendezvous erkoren. Hätte Dante so etwas erfahren, er würde seinen Ugolino nicht in den Hungerthurm, sondern in ein solches Bett geschickt haben.

Aber auf Erden vergeht alles, so auch die Nacht.

Des Morgens trollte ich mich auf Nimmerwiedersehen zum Loche hinaus und wandte mich in das Geisthal.

In den rothen Wölkchen senkte sich der Tag nieder auf die Fluren, wo der Herbst als König herrschte. Der Rabe schüttelte den Thau krächzend von der Schwinge, während Drosseln und Amseln die Frühkost pflückten und dem Gebüsch entlang nach Süden zogen, im bereiften Grase hob die Zeitlose den Kelch, den reichen Schmuck farbiger Alpenblumen ersetzten die rothen Träubchen der

Berberitze und der Vogelbeere, aus den gelben Tangeln der Lärche nickten die seidenen Früchtchen der Waldrebe — vergebens! Diese Pracht konnte das Aug' überraschen und fesseln, aber das Gemüth nicht täuschen, welches voll Wehmuth das Nahen des Winters ahnt.

Bald hörte ich das Rauschen des Baches, der aus einer engen Klamm hervorbricht. Rechts und links treten die Felsen eines luckigen Konglomerates trotzig heran, auf dem Gipfel ragen Föhren, in den Wänden sind tiefe Höhlen ausgewaschen, welche die Frömmigkeit der Bauern als Nischen benützt, um allerlei Heiligenbilder hineinzustellen. Dort liegt eine Magdalena und bereut süße Jugendsünden, nebenan hebt Christus die Hände betend, daß der Kelch an ihm vorübergehen möge, dann lauscht Petrus, den unsere politischen Schwachmattici zum Patron erkiesen sollten, erschreckt vom Schrei des Hahnes, oder kniet der heilige Eustach vor dem wunderbaren Hirsch. So wird der traurige Eindruck, den die Oede hervorbringt, durch diese kindlichen Szenen gemildert; mir wenigstens gefällt die Sitte, solche Plätze auf diese Art zu beleben, sehr. Uebrigens haben diese religiösen Zeichen meist noch eine Nebenbedeutung, welche sie nicht bloß dem Kulturhistoriker, sondern auch dem Geschichtschreiber werth macht. Sie sind gewöhnlich historische Denkmale zur Erinnerung an irgend ein Ereigniß; das Volk denkt dabei des Fingers, welcher Menschenschicksal oft so auffällig lenkt, und stellt diese kunstlosen Kreuze, Bilder und Kapellen unter den Schutz einer Pietät, die es für Pfähle und Säulen ohne die Weihe der Religion nicht hätte.

So auch hier. Weiter einwärts hing an einer Kapelle eine hölzerne Tafel, auf welcher französische Soldaten einen Schützen niedermetzelten, indeß andere über das Geschröf entflohen. Die Inschrift forderte zum Gebet für den Unglücklichen auf, welcher im November 1805, nachdem ein österreichischer Kamaschenheld kläglichen Schlages den Paß Leutasch verloren, hier dem Feind erlag. So wird dem Volke das Bewußtsein seiner Geschichte erhalten, freilich hat das Volk von Tirol diese ruhmvolle Geschichte großentheils selbst gemacht.

Das G e i s t h a l ist ein noch wenig besuchtes Hochthal von drei Stunden Länge, welches einen leichten Verkehr zwischen Ehrwald, Telfs und Zirl vermittelt.

Ich schritt rüstig vorwärts, bei einer Wendung des Weges — hm! doch Touristen! Farbige Kleider schimmerten durch den Wald, von den Strohhüten flatterten blaue Seidenbänder.

„Ah grüß Gott, Herr Doktor!“ rief eine Dame von weitem, „treffen wir da zusammen?“

Es waren Bekannte aus Innsbruck, die von der Sommerfrische, welche sie in Ehrwald verbummelt, an den häuslichen Herd zurückkehrten.

Nachdem wir das Woher und Wohin verhandelt und Grüße nach Ehrwald und Innsbruck ausgetauscht, schieden wir, erfreut über die Begegnung zu einer Zeit, wo das Geisthal längst von Hirten und Sennern verlassen war.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch als ich die P e s t k a p e l l e erreichte, die durch Namen und Inschrift an ein trauriges Ereigniß mahnt. Im sechzehnten

Jahrhundert verheerte eine furchtbare Seuche das Loisachthal. Die Bauern gelobten eine Wallfahrt zu der berühmten Hostie von Seefeld. Den Priester voran, klommen sie den Berg empor, wurden jedoch auf dem Platze, wo jetzt die Kapelle steht, von den Seefeldern und Leutaschern, welche die Ansteckung fürchteten, mit den Waffen zurückgejagt. Der Himmel begnügte sich aber mit dem guten Willen, und die Pest erlosch. Diese Begebenheit ist nun durch ein Gemälde für die Nachwelt erhalten.

Uebrigens hat auch die Natur hier zur Erinnerung an Katastrophen, die sich, ehe noch ein Senner auf der Alm jodelte, entwickelt, Zeichen hinterlassen: Denkmünzen der Schöpfung, wie Leopold v. Buch so schön sagte. Da gucken allerlei versteinerte Terebrateln, Korallen, Muscheln und Schnecken aus dem Gestein, ich war aber dieses Mal klüger als gestern, oder vielmehr die hohe Scharte, die ich noch ersteigen sollte, gebot Vorsicht, so setzte ich mich in den Schatten der Kapelle und verzehrte mein Mittagsmahl: zwei hartgesottene Eier und eine Semmel. Neben mir tafelten allerlei Heuschrecken und schwirrten ein lustiges Liedlein, die armen Schelme ahnten nichts von der Schneedecke, die sie bald für immer einhüllen sollte. Nun, der Mensch hat nicht viel vor ihnen voraus! Auch ein Schmetterling flatterte herum und schlürfte den Honig aus einer Zeitlose:

> „Und es ist Gift, was in dem Kelch,
> Dem zarten, scheint so röthlich;
> Die letzte Blum', die letzte Lieb'
> Sind beide schön, doch tödtlich!"

sang Herman v. Gilm, den jetzt auch der Rasen deckt, fern von den Bergen Tirols, wo er keine Almrose mehr pflücken sollte. Doch lassen wir das, uns leuchtete noch der goldene Tag, auf dem Joch wollen wir nicht Schopenhauer'sche Philosophie treiben.

Die grüne Einsenkung, wo die Pestkapelle steht, schließt links ein Riegel aus weißem Kalk ab; hat man ihn überstiegen, so dehnt sich zwischen ihm und den kahlen Schrofen des Wanneck eine kleine Hochebene, in der Mitte von einem flachen Sumpf erfüllt. Hier tummeln sich im Sommer herrliche Rinder, jetzt hörte man keine Glocke; das grelle Licht, welches sich über die absterbende Landschaft ergoß, machte dieselbe unheimlich. Der Wald nebenan zeigte, weil das Holz schwer wegzubringen ist, einen kräftigen Bestand, feucht und kühl wehte es aus den hohen Tannen, die Moospolster dazwischen, vollgesogen vom letzten Regenguß, übertrugen nur zu viel von ihrem Naß auf Schuhe und Kleider. Auf vermoderten Stöcken erhoben sich die Stäubchen der Heidelbeeren und boten die bereiften Früchte, zu spät! Wie hätten sie bei der Hitze des Sommers erquickt!

Ich mußte zwischen den Bäumen, die jede Aussicht hemmten, mit Mühe einen Pfad suchen, bis ich den Geissteig erreichte, der über den Wänden, die gegen Ehrwald abstürzen, nach Seeben führt. Weiter rückwärts, am Eingang der weiten Schlucht, welche das Gebirg südwärts durchquert, entdeckte ich eine

Almhütte, aus dem Schlot stieg kein Rauch, sie war rings von einem breiten Saum des ungenießbaren Ampfers und Kreuzkrautes eingefaßt.

Ich stieg in die Schlucht, zur Seite den Bach, der weiter unten in einen Wasserfall zerstäubt — plötzlich lag die Fläche des Drachensees vor mir. Er ist fast kreisrund; dunkel, von keinem Lüftchen bewegt, blickte mich die Fläche an; ich stand überrascht, obwol an Alpenszenen gewöhnt, hatte ich ein solches Bild nicht erwartet. Ringsum erhoben sich wild zerklüftete steile Felsen, ihre Steintrümmer hatten sie an den Bord des Wassers, welches keine Seelilie schmückte, geworfen, kaum daß sich aus dem Schutt hie und da ein Stämmchen der Almrose erhob. Ich schaute zurück: von der Almhütte und dem Thale war nichts mehr zu sehen, der ungeheure Stock des Wettersteines schloß mit seinen kahlen Wänden jede Aussicht.

Erwarte nicht, daß aus der düstern Fluth die Seejungfrau einer holden Sage steige und die langen Haarsträhne mit den letzten blauen Glocken oder den Blüten des Quendels schmücke, die Bauern erzählen nur von einem Drachen, der den langen scheckigen Leib in ungeheure Bogen zwang und Schafe und Rinder raubte. Wenn im Sommer hier die Nebel brauen und den Blitz entsenden, daß er zischend ins Wasser fährt, und mit tausendfachem Wiederhall der Donner nachbrüllt, wenn im Winter die Lawine herabsaust und den Schnee auf die gefrorene Fläche wirft, dann glaubt der entsetzte Jäger, der hier Gemsen nachklomm, daß Geister hieher verbannt seien, um bis zum Weltuntergang ihr Leid, ihren Fluch zornig auszutoben.

Wer nach einem Leben, reich an Frucht und Erfolg, sich in die Einsamkeit zurückziehen will, wähle das Traubenland an der Etsch, dort kann er ruhig hinausblicken über Felder und Weinberge, er kann sich freuen, wie alles sproßt und gedeiht und ein junges nachwachsendes Geschlecht die Fülle des Lebens genießt. Wem jedoch jede Hoffnung zerbrach, wer seine Keime zerstört sah, ehe sie sich entfalteten, wessen Seele nur noch Trümmer und Asche birgt, der baue hier seine Hütte, wo die Gestalten der Natur mit seinem Innern im Einklang sind!

Ich schritt in Gedanken verloren am Gestade hin, doch ich war nicht ganz einsam, hinter einem Büschel welken Farnkrautes flogen einige Schneehühner auf, deren Gefieder schon einige weiße Flecken des Winterkleides zeigte. Sie mochten den Vogelbeerbaum besucht haben, der zerzaust und verbogen nebenan stand, seine Früchte waren noch herb und unreif, heuer wird ihn der Winter überfallen ehe er sie noch zeitigen kann.

Jedermann kennt die schöne Schilderung des eingestürzten Höllenbogens, neben dessen Trümmern Dante und Virgil hinschreiten. Aehnlich war der Pfad, der meiner wartete, wenn man hier noch von einem Pfad sprechen will, wo man entweder an den Büscheln schneidigen Riedgrases emporklettern oder mit dem Bergstock über Klüfte springen muß.

Der Abhang war nach einer Stunde erklommen, wieder ein schwarzer runder See, wie der Einsturzkrater eines Vulkans, noch düsterer als der erste, denn er

lag bereits über der Baumgrenze, in dem Schutt, den stets herabhängende Blöcke vermehren, hafteten nicht einmal mehr die Wurzeln einer Almrose.

Dennoch begann es aus der Wasserfläche zu leuchten und zu funkeln, es war der Wiederschein des Abendrothes, welches die nahen Felsen übergoß. Ein wunderbarer Anblick, hätte ich ihn nur mit voller Ruhe genießen können; ich hatte jedoch noch eine große Strecke bis zum Einschnitt der Scharte, durch die man in das Innthal niedersteigt. Die Spuren eines Pfades hörten an diesem See auf, wer sollte ihn über das sich stets erneuende Steingeröll bahnen? Verirrte ich mich auch nur um eine Viertelstunde, so mußte ich auf dem Fleck übernachten, und das gäbe vielleicht eine hübsche Skizze voll Mondschein und Sternenglanz, angenehm wäre es jedoch nicht gewesen. Nicht daß ich mich etwa vor den Spukgestalten, welche die Legende dem Anachoreten der Wüste auf den Hals schickt, gefürchtet hätte; Naturforscher haben vor derlei Dingen weniger Respekt als Theologen; meine Noth war sehr greifbar, oder eigentlich nicht greifbar: in meinem Sack hätte selbst eine Maus kein Krümlein Brod entdeckt, und der kühle Abendwind erinnerte mich, daß ich keinen Plaid trug.

Doch frisch gewagt ist halb gewonnen! Das Auge scharf auf den Boden geheftet, stieg ich langsam vorwärts: wo die Schuhnägel von Sennern und Jägern das Gestein geritzt hatten, mußte der Pfad sein. So war es auch.

Noch ein dritter kleiner See! Ich warf ihm nur einen flüchtigen Blick zu und stand endlich vor einer Schutthalde, über welche schräg ein Weglein führte, das ich von unten nicht bemerkt. Zur Eile trieb mich nicht bloß die vorgerückte Zeit, sondern auch das Kollern der Steine, welche sich von den Wänden loslösten.

So war die Scharte noch vor Anbruch der Dämmerung erklettert, ich sah den Tschirgant und die wohl bekannte Gegend von Imst; nachdem ich froh Athem geschöpft, eilte ich in raschen Sätzen abwärts bis zur Holzgrenze. Eine Wasserrinne führte mich auf den Weg, der bequem durch den Wald zog, der Mond hatte die Gefälligkeit, das Dunkel zu erhellen und einige Eishörner des Oetzthals zu versilbern, denen ich für das nächste Jahr einen freundlichen Gruß zusandte.

Ich habe die Tour allein gemacht und könnte daher zum Ergötzen des Lesers allerlei gruselige Abenteuer einflechten, ohne Furcht nachträglich desavouirt zu werden. Ich will aber nicht aufschneiden, selbst nicht für die Hoffnung, berühmt zu werden, dafür möge mir der Leser einen guten Appetit zu dem Braten wünschen, den ich nach überstandenem Dauerlauf über die Höhen von Holzleiten nach Nassereit jetzt am Tische der trefflichen „Post“ zerschneide und nach meinem Fasten, das sich ein alter Einsiedler als Verdienst anrechnen würde, gemüthlich zu einer Flasche „rothen“ verzehre.

Ich war früher aus dem Bette als die Sonne, auf Wiesen und Zäunen glitzerte der Reif, durch den Schlehdorn huschten einige Meisen, piepend und das wollige Gefieder vor Frost sträubend. Als ich am kahlen Wanneck vorüber war, erhob sich der waldige Bergkegel mit den Ruinen von Sigmundslust,

umflossen von dem smaragdgrünen See, der die gelben Lärchen und rothen Buchen spiegelte. Um die gebrochenen Zinnen spielte heller Morgenglanz, ein Rothkelchen sang von dem luftigen Sitz ein Liedchen und nippte vom geschmolzenen Reif, einst mischte sich hier Becherklang in den Schall der Harfen, ja der lustige Sigmund hauste hier! Man nannte ihn den „Münzreichen", denn er besaß das damalige Potosi: die Minen von Schwaz; der Ertrag floß jedoch in die Kasse der Fugger und Tänzel, denen er schon längst für Vorschüsse verpfändet war. Sigmund ließ sich jedoch davon nicht anfechten, hell ertönte sein Hifthorn im Gebirg, und war es Nachmittags heiß, so angelte er im See. Er liebte Wein, Weiber und Gesang, insbesondere die Weiber; der Tiroler Landtag, welcher die Sprößlinge auszustatten hatte, beklagte sich bitter über ihre Zahl, und daß sie sogar seidene Strümpfe trügen. War man damals naiv!!

Für einen Walter Scott böte Sigmund, der sich übrigens tapfer mit den Ultramontanen herumschlug und sich den Teufel um den Kirchenbann scheerte, den Cardinal Cusanus für ihn auswirkte, herrlichen Stoff zu einem fünfbändigen Roman — mit allerlei Beziehungen auf die Gegenwart.

Zu beiden Seiten der Straße ragen die Trümmer der zerstörten Veste Fernstein, welche den Paß sperren sollte, empor und vermehren den Zauber historischer Erinnerung. Während vielleicht auf Sigmundslust die Geister büßender Magdalenen flattern, schreiten hier Nachts die Schatten der Schützen, welche gegen den Adler des großen Napoleon Stutzen und Morgenstern erhoben.

Denn unheimlich ist es hier, das sagen nicht bloß die Bauern, sondern auch die Fuhrleute, die sich Abends im Wirthshaus für den Weg mit einer Maß belohnen.

Wir wollen uns mit einer weitläufigen Schilderung der herrlichen Tour nicht aufhalten — wer nähern Aufschluß haben will, lese frühere Bände des „Alpenfreunds" oder „Amthor's Tirolerführer" nach; auch mit dem Gehalt der Erzstufen von Bieberwier beschäftigte ich mich dieses Mal nicht, wol aber blieb mein Auge an den kühnen Formen des Wetterstein und Sonnenstein hängen, majestätische Gebirge, welche bisher unsere Vedutenmaler nicht ausgespürt zu haben scheinen. Die weite moosige Ebene erfüllte einst ein großer See, da mag es noch schöner gewesen sein! Er ist mit der Loisach, welche sich durch den felsigen Querriegel ein Bette brach, längst abgeflossen.

Zugleich fiel mir der schlechte Stand des Waldes auf, dessen zerschundene Stämme einen traurigen Anblick gewährten. Man macht diese Beobachtung in Tirol nur zu oft, die Ursachen sind verschiedener Art. Es werden die Forste nicht selten in einer Art bewirthschaftet, als wäre das Holz unerschöpflich, und doch macht sich der Mangel bereits überall sehr fühlbar, denn man will, um eines kleinen Nutzens wegen, welchen man für große Nachtheile erkauft, nicht aufhören, die so schädlichen Ziegen zu halten.

„Eine Maß Geismilch", sagte mir der Wirth von Ehrwald, welcher die

Verhältnisse kennt und verständig beurtheilt, „kommt theurer als die Maß des besten Weines mit Braten dazu!“

Eine andere Ursache ist das „Pecheln“. Wo die Straße den Waldsaum verläßt, stehen zwei Bretterbuden, aus denen uns ein Qualm entgegen dampft, als ob hier der Eingang von Kochems Hölle wäre. Vor der Thüre sind die Quadern ausgesottenen Peches aufgereiht, welches hier gewonnen wird.

Ich lasse wieder den erfahrenen Wirth zum grünen Baum in Ehrwald reden, dessen Haus wir allen Alpenwanderern empfehlen, und bei dem wir daher einkehren.

„Kinder, welche kaum der Schule entwachsen sind, werden mit Messern und Aexten in den Wald geschickt, wo sie, um einige Tropfen Harz zu erobern, die Rinde der Tannen zerstören und diese zu Grunde richten. Und dann die Sittlichkeit! Buben und Mädeln, die der Mannbarkeit entgegenreifen, sind halbe Tage lang allein im dunklen Wald beisammen — da ließe sich manches erzählen. Wie viel besser wäre es, man benützte die herrlichen Wasserkräfte zur Anlage von Fabriken. Werden sie auch von manchem als Schulen des Lasters verschrieen — so kann man hier doch die jungen Leute trennen und in verständiger Aufsicht halten, dabei verdienen sie etwas, ohne das Waldvermögen der Gemeinde und des Landes zu schädigen!“

Dreschen wir nicht weiter Stroh! Man muß diese Zustände auf das tiefste bedauern, es ist aber jedes Wort verloren, so lange die Verhältnisse sind, wie sie eben sind!

Ueber Nacht riß der Scirocco brausend den Bäumen die letzten rothen Blätter ab, in der Frühe war der Himmel stark bewölkt, dessenungeachtet trat ich die Reise an. Als ich hinter Bieberwier den Mariaberg empor stieg, fielen einzelne Tropfen, eine Stunde unter dem Joch brach heftiges Schneegestöber los.

Angenehmer Schluß meiner Tour!

Ich mußte durch Dick und Dünn, bis ich auf der andern Seite die Landstraße bei Obsteig erreichte.

Im Wirthshaus trocknete ich Haut und Kleider, ein mitleidiger Omnibus, den ich vor einigen Tagen verächtlich geschmäht, nahm mich auf und brachte mich im gemächlichen Trabe nach Innsbruck.

Am Hochkar.

Eine Novelle in Versen. Von **Ernst Rauscher.**

II.

„Ich weiß nicht, welch' geheimnißvoller Zug
Heut' Morgens mich in's Dorf zu gehen trieb,
Dem ich durch all die Wochen ferne blieb,
Die ich in diesem Haus verlebt. Genug!

Ich rüstete mich rasch, nahm Stock und Hut
Und wandelte den Bach entlang zu Thal.
Mir war so eigen willenlos zu Muth,
Als müßt' es sein, als hätt' ich keine Wahl,
Als wär' ich unterthänig, wie die Wellen,
Des Urgesetzes allgewalt'gem Zwang,
Nur daß ihr übermüthig lustig Schwellen
In meinem Herzen schwach nur widerklang.
Die Sonne war noch nicht heraufgestiegen
Den Waldeskamm, an dessen unter'm Saum
Im feuchten Schatten stellenweise Ziegen
Umkletternd grasten, und ein frischer Wind
Blies in's Gesicht mir, daß ich schnell vom Flecke
Die Füße hob. — Auf halber Wegesstrecke
Entragt ein hundertjähr'ger Ahornbaum
Der sanftgeneigten, blumenreichen Lichtung,
Den Raum beherrschend, einzeln steht er da! —
Nun geht es eben, in gerader Richtung
Dem Dörfchen zu, woher manch Aelplerkind,
Mit Strohkorb oder Butter auf dem Rücken,
Mir „guten Morgen" wünschend kam entgegen.
Es währte nimmer eine Viertelstunde,
Daß ich den schlanken Thurm der Kirche sah,
Der alten gothischen, die freigelegen
Auf mäß'gem Hügel überschaut die Runde.
Obgleich nicht einer von den Gottvertrauten,
Die, ohne sich bekreuzigend zu bücken,
An keinem Heiligenbild vorübergeh'n;
Doch lieb' ich solche stylvoll edle Bauten,
Zumal wenn sie im schönen Einklang steh'n,
Wie hier, mit der Umgebung. Ja, fürwahr!
Die Zinken des Gebirges, die im Licht
Des wolkenlosen Morgenäthers schwammen,
Wie Spitzen einer mächt'gen Kathedrale —
Der Bach, der einem heiligen Chorale
Vergleichbar, um der Felsen Hochaltar
Erbrauste — Alles stimmte groß zusammen
Zum wunderbar harmonischen Gedicht! —
So schritt ich denn gemächlich, nicht zu beten,
Nein! mir die Kirche näher anzuschauen,
Den Steig hinan, der, vielfach ausgetreten,
Zunächst am Friedhof dicht vorüber lenkt.
Geöffnet war das kleine Gitterthor,
Ich sah hinein, und Täuschung war es nicht,
Die gaukelnd mir dies Bild heraufbeschwor:
Bei einem Grab erblickte ich zwei Frauen,
Wie's schien, in brünstiges Gebet versenkt;
Dieselben waren's, die, ich schrieb es Dir,
Eh'gestern unvermuthet mir erschienen
Als Reisende, hinstreifend am Revier

Der Christofalm! — Die Aeltere von ihnen,
Zur Erd' gebeugt das edle Angesicht,
Mit starrem Schmerz, der sich nach Thränen sehnt,
Lag auf den Knie'n, ein Marmormonument,
Indeß die Jüng're, faltend Hand in Hand,
Den stillen Blick auf jene hingewendet
Voll tiefen Mitleids, wie ein Engel stand,
Aus Himmelshöh'n zum Trost herabgesendet.

O welch' entsagungsreiche, inn'ge Trauer
Aus ihrem Auge sprach, das dunkelblauer
Als der Gentianenkranz, mit dem sie kränzte
Das Kreuz von Stein, im feuchtem Schimmer glänzte!
O Ueberglücklicher! der durch sein Sterben
Solch kostbar Thränenkleinod konnt' erwerben!
Für Einen Strahl aus diesem Aug' — mein Leben,
Wie gern wär' ich bereit, es hinzugeben!
So dacht' ich; doch um Alles in der Welt
Hätt' ich die Opferweihe nicht gestört,
Gebracht der theu'ren Hülle, die entseelt
Hier unter'm Rasen ruhte. Ungehört
Und unbemerkt, vorsichtig, wie man schleicht
In Krankenzimmern, schlich ich auf der Zehe
Von dannen mich; ein unerkärlich Wehe,
Wie nimmer ich's empfunden seit den Tagen
Der ersten Jugend, süß und herb zugleich,
Hielt unbezwingbar mir das Herz erweicht
Und füllte meine Brust mit bangem Zagen.
Noch war ich völlig nicht in den Bereich
Der kleinen Ortschaft, (was ich dorten wollte,
Ich weiß es nicht), so weckte Böllerknall
Aus meinem Sinnen mich, erschütternd rollte
Von Hang zu Hang der dumpfe Widerhall,
Und fortgeschnellt sah man zu blauen Ringen
Den Pulverrauch sich in der Luft verschlingen.
Nach wenigen Minuten trat ich ein
In's wohlbekannte Wirthshaus, wo im Raum
Der unter'n Stube, beim Tirolerwein,
Etwelche Bauernbursche saßen. Kaum
Hatt' ich zu ihnen mich gesellt, dem Grunde
Des Schießens nachzufragen, als vom Munde
Das Glas entfernend auf den Tisch mit Macht
Der Eine schlug und ausrief: „„Hei! das kracht!
G'wiß wird der Engeländer eingeschossen,
Der gestern ist zum Hochkar aufgestiegen;
Das ist kein Spaß! Wer davon rückgekehrt
Mit heiler Haut, ist wohl sein Pulver werth!““ —
Darauf ein anderer der Trinkgenossen:
„„Ja, meiner Treu! hast Recht — wie mancher Mann
Bleibt auf dem halben Wege elend liegen,

Weil er sich mehr hat zu'traut, als er kann!
Erst im verwich'nen Jahr soll ein Student,
Der Sepp und Jörg war, mein' ich, auch dabei,
Hochoben schauderhaft verunglückt sein. —
Doch, schaut! — Mein Seel'! Da kommen sie den Rain
Bereits herunter Alle nach der Reih'
Wie denen wohl vor Durst der Gaumen brennt!
Hinaus! da sind sie schon —""
Und flugs vom Sitze
Aufspringend eilten sie, und wer zur Stelle
Sich außerdem befand noch, vor die Schwelle,
Den kühnen Alpenfahrer zu empfangen,
Der, während festlich Schuß auf Schuß erdröhnt,
Mit Rhododendron reich den Hut gekrönt,
Den langen Bergstock mit der Eisenspitze
Vorsetzend, wie ein Sieger kommt gegangen.
Gefolgt von seinen Führern, wetterharten
Gestalten, braun von Luft und Sonnenschein;
Baarfüß'ge Kinder jauchzen hinterdrein,
Und geben ihm zur Herberg' das Geleite,
Wo vor dem Thor die Wirthsleut' ihn erwarten.

Ich aber, dem jedweder Lärm und Schwarm
Zuwider ist, verlangte, mich in's Weite
Hinweg zu retten wieder aus der Menge,
Die an und für sich unbeträchtlich zwar,
Doch völlig ungewohnt mir worden war.
So kehrt' ich um denn; hinter mir entschwanden
Die Häuser bald, und eben um die Ecke
Bog ich des äußersten, als Arm in Arm,
Herwandelnd langsam zwischen Busch und Hecke,
— Um auszuweichen war der Weg zu enge —
Die Beiden sich mir gegenüber fanden,
Die ich vor Kurzem bei dem Grab verlassen.
Der Athem blieb mir aus, es schoß das Blut
Mir heiß zu Kopf; ich konnte mich kaum fassen,
Und wie bewußtlos zog ich meinen Hut.
Da hält ein Unerwartetes den Fuß
Gefesselt mir, denn, hemmend ihre Schritte,
Stellt hoheitsvoll, gleich einer Seherin,
Vor mich anjetzt sich die Matrone hin,
Indeß das Mädchen — wie, um vom Entschluß
Sie abzuhalten — sanft, im Ton der Bitte:
""O Mutter . . liebe Mutter""! flüsternd spricht.
Doch die, halb schmerzberauscht, halb freudetrunken,
In meinem Anblick ganz und gar versunken:
""O Marga! Sieh' nur! Ist's leibhaftig nicht
Dein Bruder? — Mund und Auge, Stirne, Haar,
Gestalt und Gang und Haltung! Ja, so war
Mein armer, guter Anatol, bevor . . . .""

Hier seufzte sie, dann fuhr sie dringend fort.
„„Ach! einer schwergeprüften Mutter Wort
Beschwört Sie flehentlich — o daß mein Sohn
Darauf gehört! — er lebte noch! — empor
Zu jenen Höhen frevelnd nie zu streben,
Die blendend locken und als Mühelohn
Feindselig Tod nur und Verderben geben.
Zwar Viele, denen bess're Gunst beschieden,
Erfreuen sich gesunder Wiederkehr ....
O Gott! warum, warum just mußte er
Zum Opfer fallen! — Nun — er ruht in Frieden.""
Und, während nach der flüchtigen Belebung
Auf's Neue sich versteinten ihre Mienen,
Nicht weiter mich beachtend, voll Ergebung
Von hinnen schritt sie, ihren Arm geschlungen
In Marga's, die erröthend mich zum Dank
Mit Blicken ansah, die zu sagen schienen:
Verzeihen Sie, daß sie sich aufgedrungen!
Die arme Mutter — ihr Gemüth ist krank.
. . . .

Auf welchem Weg, und wann in meine Klause
Nach der Begegnung ich zurückgekommen —
Befrag' mich nicht! — Planlos durch viele Stunden
Lief ich die Kreuz Quer, und ohne Pause
Mußt' ich des unglücksel'gen Jünglings denken,
Der, wie das Wenige, das ich vernommen,
Nur allzudeutlich mich errathen ließ,
Dort, in den eisumstarrten Felsgesenken
Des Hochkars schauerlichen Tod gefunden.
Nie hab' ich ihn gesehen, doch gewiß
Ein Jüngling war es, blühend, hoffnungsvoll,
Anmuthigschön, wenn er der Schwester glich;
Nie hab' ich ihn gekannt, doch sicherlich
Mit Wissenschaft und Kenntniß aller Art
Hatt' er den Geist bereichert, glühend schwoll
Sein Busen von Entwürfen großer Thaten,
Begeistert gab sein unerfahren Herz
Jedweder holden Täuschung arglos Raum.
Der Eltern Freude war er, Stolz und Lust —
Und Alles, Alles dieses hat ein Spaten
Unwiederbringlich in den Grund gescharrt!

Beim ew'gen Firmament! Ein schlechter Scherz!
Was lebt' er denn? Wozu ward er geboren?
Wenn er — bevor er noch vom Lebensbaum
Die Früchte brach — schon wieder fort gemußt
Dahin, wo sich die farbigen Gestalten
Des Lebens lösen all in Nebel auf,
Nachdem ein ewig unerforschlich Walten
Sie aufgescheucht zu kurzem Wirbellauf! —

Und besser doch, verschmachtet und erfroren
Auf halbem Wege, als verdammt zu sein:
In der Erkenntniß eisigen Regionen,
Auf ödem Gipfel für und für zu thronen,
Lebendigtodt — allein — allein — allein! —."

„Die Nacht war schlaflos, und mit Ungeduld
Erwartet' ich den Morgen, wiederum
In's Dorf zu gehen, wo ich gestern war;
Es drückte mich wie eine schwere Schuld,
Daß ich so untheilnehmend blieb und stumm
Der Frau gen'über, die so sonderbar
In ihren tiefsten Schmerz mich eingeweiht;
Es drängte mich, der Trauernden zu sagen
Ein Wort, das etwa ihr zum Trost gereicht' —
Wenn wir uns gegenseitig nicht beklagen,
Die Götter kennen nicht Barmherzigkeit!
Und kann ich Trost nicht bringen, so vielleicht
Mag ich den Frauen, die alleine reisen,
Den einen oder andern Dienst erweisen?

Dies denkend — (und nur dieses? — Nein, o nein!
Nicht Mitleid trieb mich blos und Herzensgüte;
Der lockende Erinn'rungswiederschein
Auch war es einer zarten Mädchenblüthe,
Was mich bewog so nachbarlich zu handeln) —
War ich beinahe schon an's Ziel gekommen;
Da — längs der Erlen, deren Wurzeln hie
Das hüpfende Gewässer weiß beschäumt,
Sah ich in Wirklichkeit sie selber wandeln:
Ein leichtes Kleid, einfach in Stoff und Schnitte,
Verrieth der Glieder wunderreizend Spiel,
Das dunkle Haar, in dichten Flechten fiel
Die Schultern es hernieder bis zur Mitte.
Der holde Anblick machte mich beklommen;
Doch weiß ich nicht, was mir den Muth verlieh:
Diesmal nicht bog ich aus; nein! ungesäumt
Trat ich zu ihr, und offen gab mein Mund
Ihr Zweck und Absicht meines Ganges kund.
Sie grüßte freundlich, und in wärmer'n Flammen
Aufloderten die Rosen ihrer Wangen,
Und, während wir hinschritten so zusammen,
Sprach sie mit klarer Stimme unbefangen:
„„Die Mutter wird sich sicher d'rüber freuen.
Ich thue, was ich kann, sie zu zerstreuen,
Nur daß ich's leider immer nicht vermag,
Besonders jetzt nicht, wo mit frischer Macht
Erinnerung die Schmerzensgluth entfacht,
Denn gestern war es eben Jahrestag,
Daß uns der bittere Verlust getroffen.

Bedauernswerthe Mutter! Seit der Zeit
Späht sie in jedem fremden Angesicht
Nach irgend einer fernen Aehnlichkeit
Mit ihrem Sohne, freilich meist vergebens!
Als könnte sie auf diese Weise hoffen,
Wenn auch den Liebling zu ersetzen nicht,
Doch für Momente selbst sich zu betrügen.
So glaubte sie denn auch in Ihren Zügen,
Und in der That glich Ihnen Anatol
Ein wenig, ihres ängstlichen Bestrebens
Befriedigung zu finden. Darum halten
Der Tiefgebeugten Sie's zu Gute wohl,
Wenn sie, so wie sie gestern es gethan,
Läßt ohne Rücksicht ihr Empfinden walten!"" —

So sprechend blickte sie mich jezuweilen
Mit ihren Märchenaugen sinnig an,
Und, Ohr und Seele labend, wie Musik
Von ihren Lippen klang mir jedes Wort.
Doch, als nunmehr sie schweigend sich bewegte
An meiner Seite, da ersucht' ich sie,
Wofern es nicht zu peinlich sie erregte,
Ein Mehreres mir gütig mitzutheilen
Von ihres Bruders grausem Mißgeschick,
Wann ihn der Tod ereilte, wo und wie.

Und Marga: „„Ach! der Theure! Immerfort
Gedenk' ich sein. Noch seh' ich ihn, die Rechte
Mit seinem guten Alpenstock bewehrt,
Die Blicke leuchtend, Arm und Fuß beschwingt,
Wie einen Helden auszieh'n zum Gefechte!
Noch seh' ich, eh' die Ferne ihn verschlingt,
Ihn rasch herumgewendet, mit der Linken
Die letzten Abschiedsgrüße lächelnd winken!
Was er so lange sehnlich schon begehrt:
Der Spitzen unnahbarste zu ersteigen,
Erfüllen endlich sollt' es sich für ihn!
Ob Muttersorge auch und Schwesterrath
Ihn zärtlich stets zu unterlassen bat
Das Wagestück — umsonst! — „„Nun gilt's zu zeigen"",
Erwiedert' er, „„daß ich kein Kind mehr bin!""

O ahnten wir, wie wir das nächste Mal
Ihn wiedersehen würden! — Aber nicht
Die braven, wacker'n Führer, deren Zahl
Verdoppelt ward, und welche ihre Pflicht
Gewissenhaft gethan, nicht Wetterschlag,
Nicht Nebel, Sturm und was an Ungemach
Der Wand'rer auf den Bergen sonst erduldet,
Sie hatten das Entsetzliche verschuldet;

Der eig'nen Schwäche, sagten sie, erlag
Der arme Bruder, denn obgleich zum Sterben
Bereits erschöpft sein Leib zusammenbrach,
Doch ließ er sich aus Ehrgeiz, falscher Scham
Zur Umkehr nicht bereden. Also kam
Die Ohnmacht über ihn und das Verderben.
O Schreckensstunde! als man auf der Bahre
Von grünem Reisig ihn getragen brachte!
Verzweiflung faßte wild mich an, ich dachte
Im Leben nimmer wieder froh zu werden;
Und dennoch! Das Bewußtsein: — was auf Erden
Ich künftig auch Erschütterndes erfahre —
Schon das Erschütterndste erlebt zu haben,
Giebt eine Ruhe mir und Festigkeit,
Die mit dem ärgsten Loose mich versöhnt.
Dort auf der Höhe, die das Kirchlein krönt,
Ward Anatol auf seinen Wunsch begraben.
Dort in der schweigenden Umschlossenheit
Der Alpen, die ihm, ach! so theuer waren,
Ausrastet er von alle den Gefahren
Und Mühen, die ihn uns zu früh! entrissen;
Doch ob wir noch so schmerzlich ihn vermissen,
Selbstsüchtig wär's, die Rast ihm nicht zu gönnen —
Wohl ihm, daß wir ihn d'raus nicht wecken können!" "

Sie schwieg und senkte hoher Wehmuth voll
Auf ihre Brust, die sich erathmend hob,
Das schöne Haupt, und eine Thräne quoll
Aus ihren langen Wimpern still hervor; —
Und wie sie wiederum in sich gesammelt
Die reine Stirne richtete empor —
O daß ich fähig wär', dir auszumalen
Den überird'schen Ausdruck, der mit Strahlen
Siegheiterer Verklärung sie umwob!

Was ich, als sie zu Ende war, gestammelt,
Erräthst du selber wol: — es war nicht mehr,
Als man in solchem Fall zu sagen pflegt.
Ob die Erzählung tiefer mich bewegt,
Ob die Erzählerin — entscheid' ich schwer;
Gewiß ist Eins: daß ich vom Anbeginn
Die Luft um ihres Athems Hauch beneidet
Und auf dem ganzen Wege Herz und Sinn
An ihrer Nähe insgeheim geweidet!

So ganz mit ihr beschäftigt war ich, daß,
Als ihrer Mutter ich gen'überstand,
Beinahe mir aus dem Gedächtniß schwand,
Warum ich war gekommen. Schreibend saß
Die Frau am Zirbeltisch im kleinen Zimmer,

Wo ich vordem gewohnt, es überflog
Ihr ernstes Antlitz eines Lächelns Schimmer
Beim Eintritt Marga's, die sie küssend zog
Heran zu sich, dann, mich gewahrend, eilte
Sie auf mich zu; doch schnell, als ob sie's reute,
Bezwang sie sich und bot mit edler Würde
Mir einen Sitz. Gefaßter schien sie heute,
Und weniger gedrückt von ihrer Bürde;
Doch immer noch gespannt, wie gestern, weilte
Ihr Blick auf mir, und als ich mich zum Gehen
Erhob nach Kurzem, gab sie mir die Hand
Und sprach: „„Wir werden Sie doch wiedersehen?““

Auch Marga .... Hätt' ich nimmer doch berührt
Die feinen Finger, die so heißen Brand,
So unauslöschlichen in mir geschürt! —
. . . .
Rächst du so furchtbar dich an mir, Natur!
Weil ich verlassen deine breite Spur? —
Heimtückisch bildest du, mich zu umgarnen,
Das herrlichste Geschöpf aus Einem Guß,
Wie ich's bisher im Traume nur geschaut,
Und stellst es triumphirend mir entgegen! —
Nun gilt's die Feuerprobe abzulegen!
Sprichst du zu mir auch mit Sirenenlaut,
Wenn Einsicht und Erfahrung weise warnen,
Wer sagt dir, daß ich unterliegen muß? —“

„Du kennst mich nicht? Ich kenn' mich selbst nicht mehr.
Bin ich der Gleiche noch, der Lieb' und Haß
In sich ertödtete und vor der Welt
Sich abzuschließen trotziglich vermaß
Sich selbst genügend? — Ach! wie kalt und leer
Dünkt jede Stunde mich, wo sie mir fehlt!
O nie von lieblicheren Lippen floß
Noch unbewußter Weisheit reich're Fülle,
Ein reiner, tiefer fühlend Herz umschloß
Noch nimmer so verführerische Hülle!
Voll Phantasie, und doch nicht überschwänglich,
Verstandesklar, doch ohne Nüchternheit,
Für alles Schöne, Große noch empfänglich,
Im Schmerz und Leide frei von Bitterkeit!
Und Leides hat sie schon genug erfahren,
So jung sie ist, ihr Vater starb vor Jahren
Als General im Krieg an seinen Wunden,
D'rauf ward das elterliche Gut am Rhein
Verkauft, und umgesiedelt in die Stadt,
Wo Anatol die hohe Schul' bezogen.
„„Wie schweren Herzens rissen wir uns los
Vom heimathlichen Strom, an dessen Wogen

Die Zeit der gold'nen Kindheit uns entschwunden,
Die unvergeßliche! — doch mußt' es sein.
Ein Trost war uns geblieben: jedesmal
Im Sommer, wann die Ferien genaht,
Da oder dorthin, in den grünen Schoos
Der Berge retteten wir rasch uns fort.
So kamen wir denn auch in dieses Thal,
Und wie zu einem theu'ren Gnadenort
Der Waller jährlich pilgert seine Bahn,
So werden wir in jedem Jahr' fortan
Die Reise wohl erneu'n!""

Beim Ahornbaum,
Indeß hinwandelnd an der Wiese Saum
Nachdenklich einen Brief die Mutter las,
Hat Marga mir dies Alles anvertraut.
Die Grillen zirpten, um das schwanke Gras
Die Bienen buhlten summend, honiglüstern,
Durch Laub und Wipfel strich balsamisch lau
Mit lindem Schmeichelhauch ein kosend Flüstern.
. . . .
Schon funkelte der Mond im tiefen Blau,
Und Halm und Blume glänzte reichbethaut,
Als ich vorüber später wieder kam
An der für immer eingeweihten Stelle,
Nachdem ich von den Frauen Abschied nahm
Vor ihrer Wohnung, meiner zuzuschreiten.
Die Sterne blinzelten so glückverheißend
Herab auf mich, im flüss'gen Silber gleißend
Prophetisch rauschte mir des Baches Welle
Von ungekannten, künft'gen Seligkeiten . . . .
. . . .
Am off'nen Fenster halt' ich schreibend Wacht —
Noch tönt im Ohr' mir fort ihr „gute Nacht"
So reichmelodisch, wie die Bebeklänge,
Die seiner Zither unten Veit entlockt,
Indessen hoch ein strahlendes Gedränge
Von Welten ihm zu Häupten flimmt und flockt.
O Wonne, denkbar höchste aller Wonnen!
Vereint mit ihr, umschlingend und umschlungen,
Auf Wolkenpfühlen ruhend sich zu heben,
Und, von der Sphären Harmonie umklungen,
Durch's Labyrinth der ungezählten Sonnen
Von Ewigkeit zu Ewigkeit zu schweben
Bewußtvoll-unbewußt! . . . .
. . . . Ich eitler Thor!
Was gaukl' ich solchen Himmelstraum mir vor?
Wär' es doch Glückes schon genug, zu wissen,
Daß nur sekundenlang sie mein gedenkt,
Bevor sie schlummermüde auf ihr Kissen
Die jungfräuliche, zücht'ge Wange senkt!"

„Zu Ende ist der Kampf — ich bin geschlagen!
O siehe! — Der Entsagung Dornenreis,
Was ich so übermüthig-stolz getragen,
Wie je ein König seine Krone trug,
Vom Haupte nehm' ich's mir und leg' es hin
In Demuth vor die Allbezwingerin
Natur; die aber winkt dem schönsten Kinde
Aus ihrer Dienerinnen holdem Kreis,
Daß es die Wunde, die ich selbst mir schlug,
Mit lindem Balsam liebend mir verbinde.

. . . .

O! seit in Liebe mir das Herz verging,
Ist mir, als wäre zwischen Tod und Leben
Der fürchterliche Abgrund ausgefüllt,
Als wär' das Weltgeheimniß mir enthüllt,
Von dem so oft den Schleier wegzuheben
Der nüchterne Verstand sich unterfing,
Und stets umsonst! — Das wahre, echte Lieben,
O nimmermehr hat es der Mann gekannt,
Der jenes unheilvolle Buch geschrieben,
Das meinen „bösen Genius" du genannt,
Und gegen das du fort und fort gepredigt!
Getrost! Ich habe dessen mich entledigt
Für immerdar! — Dort, wo des Gießbachs Wellen
Am reißendsten die kalten Pfeile schnellen,
Hinunter warf ich's in den tollen Gischt,
Der wirbelnd um die Felsenklippen zischt,
Und wie es aufgeblättert durch die Luft
Hinflatternd wehte — da bedünkt' es mich,
Als wenn von Geisterlippen aus der Kluft
Herauf zu mir ein warnend Wispeln strich:
„„Ich lehrte dich, den Willen zu verneinen,
Und lange zählt' ich dich zu meinen Treuen —
Dem Glücke wähnst Du dauernd dich zu einen?
Bethörter Sterblicher! — Du wirst's bereuen!"" —

— — — — — — — — — — —

„„Und wolltest du, daß wir uns g'en den Willen,
Der in uns lebt, auflehnen und empören"" —
Zur Antwort gab ich jener Stimm' im Stillen,
„„So mußtest du nicht zaudern, und entschlossen
Den Dolch zum Selbstmord in die Faust uns drücken;
Statt durch ein schleichend Gift uns zu zerstören.
Wol weiß ich, daß im nächtigen Vergessen
Dereinst der Wonnerausch der Liebe endet;
Doch in des Augenblickes Lustentzücken
Hab' ich die Ewigkeit vorausgenossen,
Und keine Macht und keine Zeit entwendet
Mir, was ich einmal ganz und voll besessen!"" —
Und bin ich auch gewiß, daß sie mich liebt?
Zwar, ob sie ängstlich auch bemüht, der Gluth

Von meinen Blicken immer auszuweichen,
Aus manchen, unscheinbaren, kleinen Zeichen
Abnehmen kann ich wohl: sie sei mir gut;
Doch darf ich darum hoffen, daß zu eigen
Sie Leib und Seele mir für's Leben giebt?
Noch wagte ich die bange Frage nicht
An sie zu richten; aber nie bisher
Beseelte mich so freud'ge Zuversicht
Und hieß im Busen alle Zweifel schweigen,
Als heute, da ich ging in's Dorf hinüber
Des festen Sinnes: Alles ihr zu sagen,
Was unaufschiebbar mir das Herz gebot.
Ich eilte sehr, — und Eile that auch noth, —
Denn sieh! am Himmel wälzten trüb und trüber
Bleigraue Wolken sich gewitterschwer,
Der Berge Kuppen hatten umgeschlagen
Die Regenmäntel, brütend lag und schwül
Die regungslose Luft auf Wald und Bühl,
Der Donner brummte fern, vereinzelt fiel
Manch dicker Tropfen — und ich war am Ziel
Schier athemlos kaum angelangt, so brach
Das Wetter los mit Sturm und Blitz und Krach.

Ich sprang in's Vorhaus, wo des Gastwirths Bube
In die geräumige Touristenstube
Mich freundlich grüßend wies. Rasch trat ich ein:
Da saßen sie, doch nicht, wie sonst, zu Zwei'n:
Ein fremder Herr — vermuthlich angekommen
In der Kalesche, die der Hausknecht eben
Schob in den Wagenschuppen — hatte neben
Der Mutter und der Tochter Platz genommen,
Wie Einer, der sich's wohl erlauben kann.
Er war, was meist man einen „schönen Mann"
Zu nennen pflegt, mit regelmäß'gen Zügen,
An denen nichts zu tadeln und zu rügen,
Als daß sie gar zu glatt und ausdrucksleer,
Und sonder Tadel auch war Haar und Bart,
Gekraust und schwarz und sorgsam zugestutzt,
Auch stand ihm schmuck genug die Aelplertracht,
Die modische, aus feinstem Tuch gemacht.
Als er bemerkte meine Gegenwart
Sah er mich an mit einem Blick verduzt,
Wie wenn er fragen wollt': „Was will denn der?"

Einander vorgestellt, besprachen wir
Gleichgült'ge Dinge, wie's Gesellschaftsbrauch;
Doch wollte das Gespräch nicht vorwärts geh'n,
Es stockte häufig, und des Regens Brausen
Nur füllte aus die langen Redepausen.

Baron von X. der Gardekapitän,
Denn dieser war er, zog die Stirn' in Falten,
Die Generalin däuchte steifer mir,
Als sie gewöhnlich war, und Marga auch
Verlegener denn sonst, zurückzuhalten;
Sei's etwa, daß die Nähe eines Dritten
(War i ch der Dritte, oder e r?) sie drückte,
Sei's, daß das Schauspiel draußen ganz und gar
Sie fesselte. Wie sie an's Fenster rückte,
Vor dem wie eine stumme Geisterschaar
Vom Wind gepeitscht die Nebel huschend glitten —
O lieblich war's zu sehen, wie der Schein
Der Blitze manchmal röthlich sie umstrahlte,
Und Angst sich und Bewund'rung wechselnd malte
Im Spiegel ihrer Augen blau und rein!
Zum Glücke hatte schon nach einer Stunde
Der Kampf der Elemente ausgetobt,
Und man verließ — der Himmel sei gelobt! —
Das dumpfe Zimmer, eine kleine Runde
In freier Luft zu machen. Durch das Thal
Ergossen lag ein weißer Wolkenqualm,
Und hoch darüber leuchtete die Alm
Wie ein Smaragd im letzten Sonnenstrahl;
Die Wiesen dampften, heller Perlen voll
Erglitzerte das Laub in den Gehegen,
Von Feld und Anger aus dem Boden quoll
Erquickend uns ein Erdgeruch entgegen.

Ich ging voraus mit Marga, hinterdrein
Am Arm die Mutter führend der Baron;
Sich ganz i h r auszuschütten vorhin schon
So fest gewillt — nun schwankte meine Seele
Auf's Neue ach! in unentschloss'ner Pein,
Und mein Bekenntniß stockte in der Kehle;
Des Mannes Ankunft, der sich so vertraut
Mit ihr benimmt, und nie mit einem Laut
Von ihr bisher erwähnt doch wurde, machte
Mich völlig irre. War aus d i e s e m Grunde
Ihr schönes Antlitz heut' so marmorblaß? —
O Gott? mein Herz erbebte, wenn ich dachte:
Daß ihre Hand zu einem andern Bunde
Bereits versagt . . . . .! — Indem ohn' Unterlaß
D i e Möglichkeit ich in Erwägung zog,
Konnt' ich mich lang zu fragen nicht entschließen,
Bis endlich doch die Scheu des Ungewissen
Die Furcht, daß ich den quälenden Verdacht
Bestätigt hören möchte, überwog,
Und ich das Schweigen brach: „„Wie heiter lacht,
Nachdem er seine Thränen ausgeweint,
Der Himmel wiederum auf Wald und Flur!

Ach! daß wir armen Menschenkinder nur
So selten uns dem vollen, freien Drang
Hingeben dürfen! — Eh' man es vermeint,
Kommt eine Störung oft hereingebrochen,
Ein fremdes Element, vor dem man Zwang
Sich anthun muß . . .""

Noch hatt' ich nicht geschlossen,
Und keinen Namen hatt' ich ausgesprochen,
Als Marga, die mich alsogleich verstand,
Ausrief, mit Purpurröthe übergossen:
„„So schützt mich keine Lage denn, kein Land
Vor dieses Menschen läst'ger Gunstbezeugung,
Obschon ich seine unglücksel'ge Neigung
Mit Anderm nie erwidert, als der Dank
Mir auferlegt, zu dem wir ihm verpflichtet! —
Denn als der Vater auf dem Schlachtfeld sank,
Hat er, zu jener Zeit noch Lieutenant,
Sich durch's Getümmel einen Weg gebahnt
Zum Todeswunden und ihn aufgerichtet.
Und als das Unglück letztes Jahr geschah
Mit Anatol, war er's, der das Begängniß
Besorgte, und in unserer Bedrängniß,
Wo's nöthig war, hilfreich zum Rechten sah.
Ja — gern erkenn' ich alles Dieses an,
Doch wenn er's in Erwartung nur gethan,
Daß er am Ende meine Hand als Preis
Für seine Ritterdienste sich gewinne,
So mag er eher hoffen, daß das Eis
Auf jenen Firnen dort zu Thau zerrinne,
Als daß mein Herz . . . .""

Hier hielt sie plötzlich inne
Und strich sich aus der Stirn' das dunkle Haar
Wie wenn sie sich auf meine Näh' besinne
Und fürchtete, daß sie zu heftig war;
Dann pflückte sie ein Blatt sich von der Hecke
Und zupfte d'ran, den Blick zur Erd' geschlagen —
„„Ob ich ihr jetzt mein Innerstes entdecke?"" —
Die lang zurückgedrängte Leidenschaft,
Aufflammte sie sofort mit aller Kraft,
Schon öffnete die Lippen ich, zu fragen:
„„Dies Herz, o Marga! theilt es das Gefühl,
Von dem das meine strömend überwallt?"" —
Als mahnend hinter uns der Ruf erschallt:
„„Komm', liebe Marga! der Baron hat Recht:
Die Abendluft wird schon zu feucht und kühl."" —

. . . .

Welch' lauernd, schadenfrohes Lächeln stahl,
Als ich am Gasthausthore mich empfahl,
Aus seinen Augen sich! — Herr Capitän!

War auch die List von heute nicht so schlecht,
Von Ihnen hab' ich nichts mehr zu besorgen!
Ich gehe heute; aber morgen, morgen
Dem Hohn zum Trotz werd' ich sie wiederseh'n!"

Die Bauernfeiertage in Tirol.

Von **Ludwig v. Hörmann.**

Als im Jahre 1806 Tirol bayerisch wurde, war bekanntlich auch eine der verhaßtesten Neuerungen das Verbot des Wetterläutens und die Abschaffung der sogenannten Bauernfeiertage. Man weiß auch, welch böses Blut diese an und für sich gewiß sehr vernünftige Maßregel im Volke machte und wie dieselbe drei Jahre später als wirksames Aufreizungsmittel gegen die neue Regierung verwendet wurde. Ich besitze selbst in meiner Sammlung tirolischer Volkslieder mehrere darauf bezügliche Lieder, darunter ein „Klagelied wegen der von Bayern abgebrachten Feiertägen", in welchem diese Neuerung als eine von protestantischer Propaganda ausgehende Verhöhnung des Katholizismus hingestellt und der Auszug der betreffenden Heiligen aus dem „nun lutherischen" Lande in den derbsten und aufreizendsten Versen besungen wird. Auch Süß in seiner „Sammlung Salzburger Volkslieder" bringt ein ähnliches Lied, in dem sich der Unmuth der Bauern über diese bayerische Verordnung Luft macht.

Ob es nun damals von der neuen Regierung klug war, an verjährten, wenn auch noch so unvernünftigen Eigenheiten und durch die Tradition geheiligten Privilegien zu rütteln, das gehört auf ein anderes Blatt. Thatsache ist, daß die im früher citirten Volksliede vertriebenen Heiligen nach dem Rückfalle Tirols an das angestammte Kaiserhaus wieder ihren feierlichen Einzug in die Dörfer hielten, daß ihre Festtage wieder zu Ehren kamen und im Großen und Ganzen bis zur heutigen Stunde von Bauern und Knechten mit größter Gewissenhaftigkeit gehalten werden. Vergeblich eiferte der um Hebung der Landwirthschaft in Tirol hochverdiente Graf Enzenberg — damals, anfangs der fünfziger Jahre, Präsident des tirolisch-vorarlbergischen landwirthschaftlichen Centralvereines — gegen diesen Unfug, indem er eine auf wahrheitstreuen Daten beruhende Zusammenstellung der abgebrachten und noch abzubringenden Feiertage in verschiedenen Blättern veröffentlichte und auch mündlich, wenn ich nicht irre, gelegentlich der Eröffnung einer Bienenausstellung, dagegen in die Schranken trat. Vergeblich brachte der leider dahingeschiedene wackere Landeshauptmann-Stellvertreter von Tirol Dr. v. Grebmer im Jahre 1868 bei den versammelten Landesvätern einen vollkommen begründeten Antrag zur Abschaffung dieses Grundübels der tirolischen Landwirthschaft ein, dessen rasche Durchführung als im größten Interesse des Landes liegend selbst der Fürstbischof Gasser als „dringendes Bedürfniß" anerkannte; umsonst richtete im Jahre des Heils 1869 der damalige Minister des Innern, Dr. Giskra, an sämmtliche Statthalter einen Erlaß (vom 20. August), worin dieselben beauftragt werden, „die unterstehenden Behörden anzuweisen, daß sie vorkommenden Falles durch Belohnung ihren Einfluß geltend machten, damit die Bevölkerung es von der Beobachtung solcher ‚nichtgebotener' Feiertage abkommen lasse". Ja es existiren sogar päpstliche Verordnungen, welche ebenfalls die Einschränkung dieser bäuerlichen

Ferialtage zum Inhalt haben. Was half es? Die meisten dieser Bauernfeiertage bestehen bis heute und werden noch fortbestehen, so lange sich nicht die in dem Mangel an Arbeitskräften liegenden Verhältnisse ändern. Denn diese sind es in erster Reihe, die den tirolischen Bauer nur zu häufig zu Vasallen seiner Untergebenen machen.*)

„Wenn d'itz an Vormittag außi gingst arbeiten, thäts di' a nit umbringen", sagt der Stoffelbauer zum Knecht, der am Magdalenatage gemüthlich auf der Ofenbank liegt und die „Kruicherlen" (Fliegen) an der Stubendecke zählt, während draußen das Heu auf die Einheimsung wartet. — „Itz wascht (weißt) Baur, wenn's dir nicht g'recht ist, suchst dir aften an andern Knecht." — Der Letztere hat gewonnen Spiel mit seiner trutzigen Antwort, denn er hat sich ja bei seinem Diensteintritte am Lichtmeßtag in der Abmachung außer der Lodenjoppe, zwei rupfenen Hemden, ein Paar Beinkleidern, ein Paar Strümpfen und 80 fl. Lohn auch noch die Freigabe gewisser Bauernfeiertage ausbedungen und in Folge dessen im Hauskalender die schwarz bezeichneten ursprünglichen Feiertage einfach roth übermalt. Der Mangel an Arbeitskräften zwingt den Landwirth trotz der besseren Verköstigung, trotz der mehr als um das Vierfache erhöhten Entlöhnung auf die übermüthigen Forderungen des durch die hohen Löhne bei Eisenbahn- und anderen Bauten verwöhnten und ungenügsam gemachten Arbeiters einzugehen und in den sauern Apfel zu beißen, wenn er nicht zum großen Schaden noch den Spott haben will. Was hilft gegenüber solchen Faktoren der § 11 der Dienstbotenordnung vom Jahre 1857, in dem es ausdrücklich heißt: „Der Dienstbote darf sich an den abgebrachten Feiertagen der Arbeit nicht entziehen."

Welch empfindlicher Schaden durch die Haltung der Bauernfeiertage dem materiellen und moralischen Wohlstand erwächst, liegt auf der Hand. Man kann annehmen, und Dr. v. Grebmer hat auf Grund unumstößlicher Berechnungen dargethan, daß diese vielen Bauernfeiertage jeden Bauer mit nur fünf Dienstboten jährlich um wenigstens 200 fl. schädigen, welcher Schaden jetzt noch bedeutender ist, weil die Arbeitslöhne seither sich fast um das fünffache gesteigert haben. Ueberdies fallen diese Feiertage häufig in eine Zeit, wo die Feldarbeit die Kräfte am dringendsten benöthigt, und das Wetter der Einfechsung günstig ist, während diese am darauffolgenden Arbeitstage wegen Witterungswechsel nicht mehr vorgenommen werden kann. Ist dieser Nachtheil auch nur ein zufälliger, so tritt er doch oft genug ein.

Dazu kommt noch, daß Tags vorher, gewöhnlich schon am Frühnachmittage, häufig sogar schon 11 Uhr Vormittags „Feierabend" geläutet wird, somit auch der vorhergehende Tag zur Hälfte wegfällt. Ich könnte nun eine mir vorliegende eingehende Tabelle der in Tirol noch vorkommenden und in mehreren Theilen des Landes eingehaltenen Feiertage sammt den ihnen vorangehenden Feierabenden geben, wenn nicht der Raum mir Schranken auferlegte. Daher muß ich den Leser bitten, sich auf Treu und Glauben mit dem Facit meiner Rechnung zu begnügen. Es ergeben sich 56 Festtage mit (durchschnittlich gezählt) 139 Feierabendstunden. Rechnet man hiezu noch 52 gewöhnliche Sonntage mit von 5 Uhr Nachmittags gerechneten 104 vorabendlichen Feierabendstunden, so steigt obige Summe auf 108 Sonn- und Festtage und 243 Feierabendstunden, die, den Arbeitstag zu 11 Stunden gerechnet, ihrerseits wieder 22 Arbeitstagen gleichkommen, i. e. 130 Tage. Wenn man nun auch — wir wollen gewissenhaft sein — wegen Zusammenfallens

*) Das Meiste in diesem Artikel Berührte gilt auch von Kärnten und Steiermark, nur sind in diesen Ländern die Folgen für den reicheren Grundbesitzer nicht so fühlbar, wie in Tirol.

der Feiertage mit Sonntagen gut gerechnet 20 Tage mit 40 Feierabendstunden (gleich 3 Tagen 7 Stunden) abrechnet, so ergibt sich dennoch als Facit die erschreckende Summe von hundertundsechs Tagen und vier Stunden arbeitsfreie Zeit im Jahre. Fehlen also nur noch 15 Tage zum ganzen Jahresdrittel, welche „kleine Differenz" leicht dreifach durch zufällige Gelegenheits- und Lokalfeiertage, wie Scheibenschießen, Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen, Jahrmärkte, Fastnacht, Gerichtsvorladungen ꝛc. ꝛc. beglichen wird. Die Weißenbachthaler brauchen diese „außerordentliche" Gelegenheit gar nicht, um zum Jahresdrittel zu kommen, denn sie haben ohnehin 14 Feiertage über der genannten Zahl. Bemerken muß ich noch, daß die mir vorliegende Tabelle noch nicht einmal ganz complet ist, daß die namentlich im Unterlande im besten Schwunge befindlichen „blauen Montage" dabei nicht gerechnet sind, ebenso nicht die wegen Tags vorher stattgehabter Trunkenheit, Raufhändel u. s. w. meistens entfallenden halben darauffolgenden Tage.

Ist das nicht mehr als gemüthlich, wenn jeder dritte Tag ein arbeitsfreier, mithin jedes dritte Jahr ein arbeitsloses ist? Sind unsere tirolischen Triften vielleicht von der Natur so gesegnet, daß sie den mangelnden Fleiß durch Ueberschwenglichkeit vergelten, oder haben wir vielleicht eine so reiche Industrie nach Art der Schweiz oder des Schwarzwaldes, daß sie das ersetzt was der Boden nicht gewährt? „Haben wir Tiroler", möchte man mit dem Kleinbauer im Unterinnthal ausrufen, „ein Recht, uns über Steuerlast und Armuth zu beschweren, wenn die Arbeit, die erste Quelle des Nationalwohlstandes, nicht gemäß dem Verstande, sondern nach einem alten Herkommen bestellt und durch den Widerspruch beider ein großer Verlust an Qualität und Quantität des im Lande der Viehzucht den Ausschlag gebenden Naturproduktes der Wiesen verursacht wird?"

Gegenüber diesem betrübenden Factum muß die Frage nach gründlicher, wenigstens theilweiser Abhilfe entstehen, die vielleicht darin einen kräftigen Hebel erhält, daß in neuerer Zeit auch unter den Bauern selbst die Klagen über das Unwesen der Dienstboten sich mehren, während sie sich bisher zu diesem Treiben meist passiv verhielten. Der Einzelne kann diesem schädlichen Unfug nicht steuern, da muß die Gesammtheit helfen. In erster Linie trifft diese Verpflichtung die landwirthschaftlichen Vereine. Der landwirthschaftliche Bezirksverein von Bruneck hat daher einen guten Anfang gemacht, als er im Jahre 1868 durch Dr. v. Grebmer beim Landtag eine Petition um Regelung der Arbeitstage durch ein Landesgesetz einbrachte, nachdem er schon früher durch die Verpflichtung jedes seiner Mitglieder „bei der Aufnahme der Dienstboten jede Einstellung der Arbeit an den von der Kirche abgeschafften Feiertagen vertragsmäßig auszuschließen", in die Mauer dieses Vorurtheils eine Bresche geschossen. Da ferner die Feiertagsfrage auf's engste mit der Dienstbodenordnung zusammenhängt, so verlangte er vom Landtag eine zweckmäßige Revision der ohnehin nur provisorischen Dienstbotenordnung vom Jahre 1857 und Vorlegung eines Gesetzentwurfes in der nächsten Session. Dies war im Jahre 1868 und jetzt schreiben wir 1877. Es dürften demnach die Erhebungen über die Revisionsbedürftigkeit gewisser Paragraphe der Dienstbotenordnung mit „Zuhilfenahme der Ordinariate, Bezirksvertretungen und landwirthschaftlichen Vereine", im Hinblick auf diese in der That brennende Landesfrage denn doch bald gepflogen sein. Wie wir wissen, ist diese Angelegenheit im letzten Tiroler Landtage wieder zur Besprechung gekommen; zu wünschen wäre es im Interesse des Landes, wenn sie einmal endgiltig erledigt würde.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Im Verlag von **Eduard Amthor** in **Gera** (alpine Branche) sind erschienen:

Amthor, Dr. Eduard, **Tiroler-Führer.** Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des Bayerischen Hochlands, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärntens und Italiens. Dritte Auflage. Ausgabe 1876. 8. Textausgabe in rothem Calico gebunden 4 Mark 50 Pf.; Kunstbeilagen (19 Karten, Panoramen, Stadtpläne rc.) elegant broschirt 4 Mark 50 Pf. — Beide Werke werden separat verkauft.

Amthor, Dr. Eduard, **Bozen und Umgebung.** Ein Führer durch die Stadt und auf kleineren und größeren Ausflügen, für Fremde und Einheimische. Mit Umgebungskarte (1: 100000) und Stadtplan. 1872. Klein Octav. Cartonnirt 1 Mark 80 Pf., in rothem Calico gebunden 2 Mark.

Amthor, Dr. Eduard, und **Jabornegg,** Markus Freiherr von, **Kärntner-Führer.** 2. Auflage. 1876. 8. 4 Mark.

Auer, Emil, **Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung.** Eine systematische Anthologie alpiner Poesien (Allgemeines; Bayerisches Hochland, Salzburg und Salzkammergut, Steyermark, Kärnten, Tirol, die Schweiz). 1872. 8. In Prachteinband mit Goldschnitt 6 Mark.

Barth, H. v., **Aus den nördlichen Kalkalpen.** Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontal-Projectionen, nach Originalskizzen des Verfassers. 1874. 8. Cartonnirt 16 Mark.

Herbst-Tage im Berner Oberlande. 1872. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf.

Hofmann's, Karl, **Gesammelte Schriften** alpinen und vermischten Inhalts. Herausgegeben von Joh. Stüdl. Groß Octav. 1871. Brochirt 3 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Grüße aus Tirol.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Die Saligen.** 1876. 8. Brochirt 1 Mark.

Kurtz, Führer durch die Dolomitgruppen von Enneberg, Sexten, Schluderbach, Ampezzo, Buchenstein rc. 1874. 8. Elegant brochirt 1 Mark 50 Pf.

Lergetporer's Panorama des Keller-Jochs bei Schwaz in Tirol. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Moser, Peter, **Aus den Alpen.** Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben. 1874. 8. Elegant brochirt 2 Mark.

Pichler, Adolf, **In Lieb' und Haß.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Pichler, Adolf, **Der Hexenmeister.** 1872. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Pichler, Adolf, **Marksteine.** Erzählende Dichtungen. 1874. 8. Elegant brochirt 3 Mark.

Pichler, Adolf, **Ueber Jahr und Tag.** 1873. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Schneller, Christ., **Eldorado.** Episches Zeitgedicht. 8. 1871. Brochirt 1 Mark.

Schneller, Christ., **Die romanischen Volksmundarten Südtirols.** Band I. 1870. 8. Brochirt 6 Mark.

Stüdl's Panorama vom Matrei-Kalser Thörl. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Zingerle, Gebr., **Kinder- und Hausmärchen aus Tirol.** Zweite Auflage. 1870. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf., cartonnirt 1 Mark 80 Pf.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

X. Band, 3. Heft. Jährlich 1 Band.





DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt

in populären und unterhaltenden Schilderungen aus dem Gesammtgebiet der Alpenwelt und mit praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern

herausgegeben von

Dr. Ed. Amthor,

Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer", Mitverfasser des „Kärntnerführers" ꝛc.

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.





Gera

Eduard Amthor.

1877.

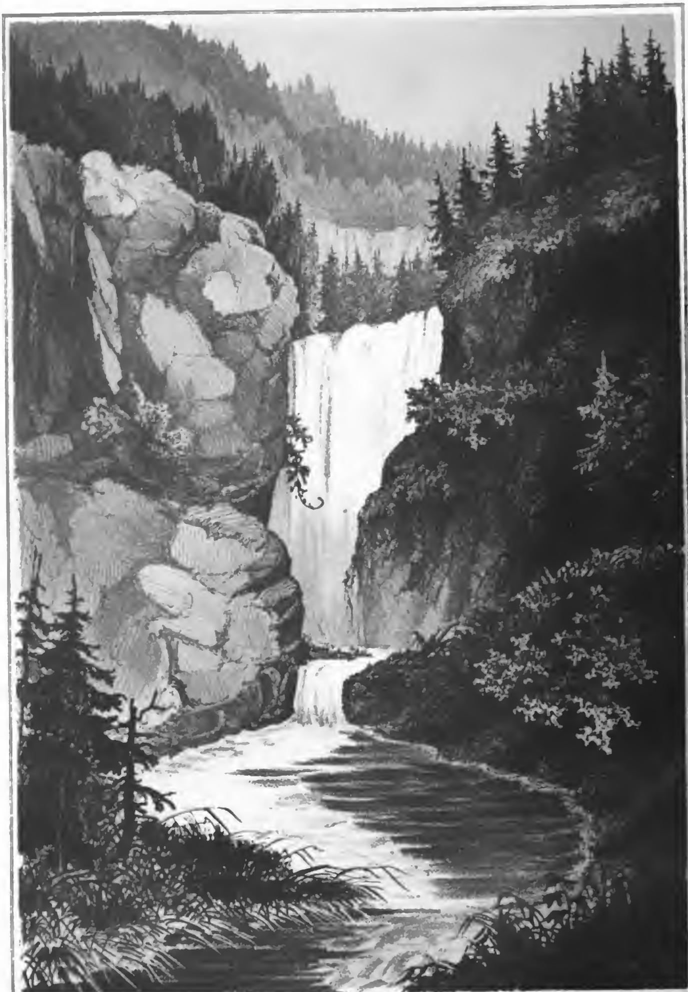
Ein Band à 6 Hefte à Heft 1 Mark.

Inhalt des dritten Heftes des zehnten Bandes.

Hierzu **zwei Kunstbeilagen:**

Der Stuibenfall. Nach der Natur gez. von Jos. Wachter. Tondruck.

Das Walchenhaus. Nach einer Zeichnung von Lergetporer. Tondruck. (Text zu letzterem Bild in einem der nächsten Hefte.)



Lith. art. Inst. v. C. Bollmann, Gera   Verlag v. EDUARD AMTHOR Gera   Nach der Natur gez. v. Jos. Wachter

Der Stuibenfall.

Aus dem Chiemgau.

Von **Adalbert Zöhnle.**

V. Der Chiemsee und seine Umgebung.

„Ein langweiliges Stück Wasser, dieser Chiemsee; keine Landschaft, kein Leben!“ Entrüstet blickt der kleine lebhafte Herr neben mir aus dem Fenster des Eisenbahnwagens, der uns von Endorf nach Prien trägt; zur Linken werden eben die südwestlichen Ausläufer des Chiemsees sichtbar.

Mein Nachbar hat offenbar in seinem roth eingebundenen Reisementor viel Lobes über diesen größten der bayerischen Seen gelesen und ist nun gerechter Weise erbittert, da nichts als eine Meilen weite, formlose, theilweise in Sumpf sich verlierende Wassermasse seinen neugierigen Augen begegnet.

„Und darum habe ich eigens meine Reise in Rosenheim unterbrochen, um einen großen Wassertümpel zu sehen, auf dem die Möven tanzen!“

„Sachte, sachte, mein Bester! Wie du, haben schon viele ausgerufen, die an dem wenig belebten, vielfach von Moorland begrenzten Südufer entlang eilten. Laß nur erst deinen Kahn auf den blaugrünen Wellen schaukeln, dein Urtheil wird sich bald milder gestalten!“ Die Fläche des Sees, voreben noch öde, langweilig, ohne nennenswerthe Ufer, gewinnt Leben und Gestaltung. Anmuthig plätschern und kräuseln sich die Wellen von den Armen des kräftigen Schiffers geschlagen; das einförmige Vorland tritt zurück, dagegen taucht im Hintergrunde die duftumwobene Kette der Chiemgauer Berge auf, im weiten Halbkreis das mißkannte Südufer umfassend. Weiter und weiter wird der Seespiegel; da wo er, eine fast endlos blauende Wasserfläche, gegen Osten sich ausdehnt, liegen drei grüne Eilande von ungleicher Größe, die Kleinode des Chiemgaus: Herrenwörth und Frauenwörth, und inmitten die unscheinbare Krautinsel.

Diese Inseln bilden den Haupttummelplatz Aller, die den See besuchen, von ihnen erzählt und schreibt pflichtschuldigst jeder, der die gewonnenen Erinnerungen auch anderen vermitteln möchte; Poesie und Prosa verherrlichen ihre Reize, hunderte von Bildern und Studien sind von hier aus in alle Gauen Deutschlands gewandert; nächst Königssee und Vierwaldstädtersee gehört vielleicht der Chiemsee zu den vielgemaltesten, ich will deshalb nicht gerade sagen zu den

malerischsten Seen der deutschen Alpen. Ist es bei jenen beiden die Herrlichkeit wild anstrebender Ufer, was den Künstler zur Nachbildung herausfordert, so giebt hier die liebliche Frische und Anmuth der Gegend, der zarte Duft, der sich über die ganze Landschaft breitet und im Wechsel der Zeiten wunderbare Farbenwechsel darbietet, zu poesievollen Stimmungsbildern den besten Anlaß.

Daher ist seit Jahrzehnten der Künstler heiteres Völklein hier heimisch, seit der Zeit als Lentner, Trautmann, Haushofer, Dahn, Scheffel, Steub und andere die Schönheiten des Chiemsees neu entdeckten. Ihre gewichtige Stimme, durch Farbe und Feder verkündet, hat den stillen Wasserspiegel wieder zu Ehren gebracht, der Besuch desselben ist wieder Mode geworden. Mode, Mode! Du flüchtigste Tochter der Phantasie, wird deine Macht hier sich dauernd erweisen? Wird nicht nach Jahrzehnten das Becken des Chiemsees wieder still und verlassen liegen und nur noch von dem melancholischen Geläute der Klosterglocken erhallen wie ehedem?

Es wäre unrichtig zu behaupten, daß der See je in Vergessenheit gerathen sei; die Schwierigkeit der Erreichung, der Mangel sicherer Verkehrsmittel auf dem oft stürmisch erregten Gewässer, die geringere Reiselust, so vieles wirkte zusammen; wenn wir auch gerechten Zweifel hegen müssen, ob das Mönchthum der Neuzeit als geeigneter Freund und Kenner landschaftlicher Reize zu erachten sei, so dürfen wir bei Beantwortung unserer Frage uns doch auf das Zeugniß der Mönche berufen, die vor mehr als tausend Jahren lebten. Diese klassischen Zeugen, die Urahnen aller Alpenfreunde, die in einer Zeit als es noch lange keine Alpenvereine und Alpenzeitungen gab, die reizendsten Punkte am Fuße der Berge zu ihren Ansiedelungen erkoren, so zwar daß wir im ganzen Alpengebiete kaum ein altes Kloster, kaum eine Wallfahrtskapelle aufzufinden vermögen, die landschaftlicher Schönheit bar wäre, sie haben bereits im 7. Jahrhundert auf den schönen Chiemseeinseln ihre Niederlassungen gegründet, die zu den frühesten im Bayernlande zählen. Schon zur Zeit Herzog Theodos II. nämlich soll Bischof Ruppert von Salzburg eine Zelle auf der Insel Aua (Herrenchiemsee) errichtet haben; unter dem Schutze Thassilos II. entstand i. J. 766 das älteste Benediktiner Nonnenkloster Frauenwörth und zehn Jahre später auf Herrenchiemsee ein neues Asyl, das von dem Salzburger Bischofe Virgilius i. J. 782 eingeweiht und durch die von seinem Gründer, dem Griechen Dobda und dessen Nachfolger Lupus geleitete Schule bald zu hohem Ansehen emporgehoben wurde. Wie das Nachbarkloster die Abkömmlinge der höchsten fürstlichen Geschlechter aus Franken, Bayern, Sachsen und der Ostmark zu seinen Aebtissinnen zählte — Irmengard, die Tochter Ludwigs des Deutschen, soll eine der ersten gewesen sein — so strömten hier die Jünglinge der hervorragendsten Häuser zusammen, um in edlem Wissensdurst, der in den Zeiten Karls des Großen die Nation erfaßte, den sogenannten septem artes liberales, dem trivium und quadrivium obzuliegen. Es hat nicht den Anschein, als ob die Mönche und Nonnen von damals in aszetischem Eifer Tag ein, Tag aus dem Gebete für die Leiden und Bedrängnisse der Kirche sich hingegeben hätten; denn als wahre Kulturboten wußten sie ihre segenbringende

Mission viel thatkräftiger zu betreiben. Nicht blos der Glaube wurde gepredigt; auch Ackerbau und Viehzucht lehrten sie die rauhen Bewohner, durch Aneiferung zur geregelten Arbeit und durch eigenes Beispiel viel mehr die Religion fördernd und die Sitten veredelnd, denn durch den Eifer der Worte. Allein wie anderer Orten so geschah es wohl auch hier. Mit dem Einfluß, den die Mönche übten, mehrte sich ihr Besitz; die armen Brüder wurden reiche Herren, ihr Abt ein mächtiger, weithinschaltender Gebieter. Auch die Nonnen auf ihrer kleinen Insel blieben nicht zurück. Schon Thassilo hatte sie mit ausgedehnten Besitzungen im Innthale bereichert, die sich allmählich bis nach Axams bei Innsbruck, ja bis in's hintere Oetzthal erstreckten und im Thale der Kitzbüheler Achen bis Kirchdorf, Kössen und Reit im Winkel gingen. Was die Güter des im Jahre 1216 zum Suffraganbisthume erhobenen Klosters Herrenchiemsee betrifft, so reichten dieselben bis ins Brixen-, Leuken- und Jochberg-Thal, dann tief hinein ins Zillerthal, ja selbst die Weinberge bei Krems und bei Obermais in Südtirol waren sein Eigen. Die hohen Gutsherren hatten damals wol wenig Zeit, an der Hand der Kirchenväter in's Gewirre der Dogmatik einzudringen, ihre Höfe und Almen machten genug zu schaffen, Verwalter und Vögte gaben zu Klagen reichen Anlaß; die Ortenburger im Grassauerthal, die raublustigen Ritter von Stain und andere weltliche Herren trieben die Säkularisation auf eigene Faust; hohe Gäste zehrten nicht minder an dem Reichthume der Mönche. Wenn dann die Sorgen und Mühen des Regierens zu drückend wurden, wenn der Sommer kam und die prangenden Almen, die den Klöstern an den gegenüberliegenden Vorbergen eigneten, zur Bergfahrt lockten, dann zog der Herr Abt mit den auserlesenen Genossen über den See, in der Höhe oben der mehr oder minder stillen Beschaulichkeit sich zu widmen, und auch die Frau Aebtissin ließ sich wol das Roß satteln, um von ihren Kämmerern und Vögten geleitet die Meiereien ringsum heimzusuchen und auf den Rottauer Almen am Abhange der Hochplatte gleich ihren männlichen Nachbarn süße Sommerfrische zu pflegen. Die Alpenwirthschaft der Klöster war besonders im 12. und 13. Jahrhundert im Chiemgau eine bedeutende, weitberühmte. Käse und Butter — letztere um als Leuchtmittel zu dienen — wurden über den Velbertauern bis in die Lombardei und bis nach Venedig geliefert; auch der Bergsegen floß reichlicher denn jetzt; am Kampen, am Chiemberg, am Hochgern wurden Stollen eingetrieben und bei den geringen Arbeitspreisen genügende Ausbeute erreicht.*)

Erst mit dem Beginne der neueren Zeit sank Glanz und Macht der Klöster; schon die Kämpfe Ludwigs des Bayern mit dem Hause Oesterreich thaten denselben beträchtlichen Eintrag, Frauenchiemsee wurde zweimal (1492 und 1572) eine Beute der Flammen, so daß von der alterthümlichen Kirche dortselbst, einem der ältesten Denkmale romanischer Baukunst in diesem Theile des Landes, nur

*) Siehe darüber Näheres in den verdienstvollen Schriften von Hartwig Freimund Peetz, insbesondere in dessen „Kultur-historische Einblicke in die Alpenwirthschaft des Chiemgaues“.

noch wenige Reste sich auf unsere Tage erhalten haben, vor allem das Portal mit Säulen durch Löwenköpfe und andere Thiergestalten nach damaliger Bauweise verziert; Herrenchiemsees erste Bauten waren schon viel früher, im Jahre 908 von den Hunnen zerstört, im Jahre 1131 aber als Stift der Augustiner Chorherrn wieder hergestellt worden. Die Jammerjahre des dreißigjährigen Krieges und noch mehr die Wirren der österreichischen und spanischen Erbfolgekämpfe thaten dem Blühen der geistlichen Herrschaft bedeutenden Abbruch, nicht minder die weltlichen Großen, die ihr Besitzthum auf Kosten der Mönche immer mehr auszudehnen wußten, bis endlich im Jahre 1803 die noch immer beträchtlichen Klosterbesitzungen vom Staate gänzlich eingezogen wurden; der Vortheil, der aus diesen Säkularisationen dem Fiskus erwuchs, war fast allgemein ein verschwindender, so wurde Herrenchiemsee mit Zubehörungen damals um den Preis von 39,500 Gulden versteigert; manche Güter sollen noch billiger zu stehen gekommen sein.

Seit dem Jahre 1837 schalten auf Frauenchiemsee wieder Benediktinerinnen als Leiter eines weiblichen Erziehungsinstitutes, das besonders aus dem begüteteren Bauernstande des Chiemgaues einen beträchtlichen Zuzug findet; auf dem nur 65 Tagwerk umfassenden Eilande haben sich in der Letztzeit auch zwei zierliche Landhäuser erhoben; die Linden vor dem Gasthause dortselbst angesichts des Platzes, wo das Dampfschiff landet, umrauscht von den blauen Gewässern des Weitsees, einem ausgedehnten Bergpanorama gegenüber, sind der Hauptsammelplatz aller, die an schönen Tagen die Fraueninsel besuchen. Eine bunte Menge lebhafter Menschen, Künstler und Büreaukraten, Mimen und Maler wogen hier durcheinander, die einen starren in die Pracht der Landschaft, die andern sind in die von Lentner gestiftete, köstliche Chronik vertieft, wieder andere umlagern die Küche, um doch auch den Magen befriedigt zu haben, bevor das kleine Dampfschiff sie pustend von dannen holt.

Die Länge der Insel ist bald abgegangen, die Sehenswürdigkeiten auf derselben sind bald geschaut; für einen längeren Aufenthalt möchte ich daher der größeren Herreninsel entschieden den Vorzug geben. Wald und Wiese, Höhen und Thalmulden, belebte Häusergruppen und lauschig einsame Plätzchen sind hier vereint und wechseln in lieblichster Weise. Die 608 Tagwerk große Insel bildet ein kleines Reich für sich, ein Eden für denjenigen, der zurückgezogen von dem Gewirre des Tages ein würdevolles Stillleben zu führen vermöchte. Hier drängt und berührt sich nicht alles wie drüben, auf winziger Scholle vereint; die Terrasse des Gasthauses im Schatten altehrwürdiger Bäume ist ein vortrefflicher Sammelplatz fröhlicher Gesellen; im südöstlichen Theile der Insel, den der dichte, wildreiche Park bedeckt, ist desto erhabnere Stille; die Zeit, da geistliche Nimrode hier dem Waidwerk oblagen, ist ja längst vorbei, und so schreiten wir still, fröhlich dahin, höchstens begleitet von dem Rauschen des Laubwerks über uns, von fernem Wellengewisper, dessen plätschernd lockende Töne da und dort das Ohr erreichen. Stärker und stärker erklingt der Anprall der Wogen, jetzt lichtet sich das Waldesdunkel, frei liegt er nun wieder vor

uns, der herrliche, mächtige Wasserspiegel; drüben, in beträchtlicher Ferne, breitet sich das grüne Uferland, von einzelnen Ansiedelungen lieblich belebt, und drüber steigen die Berge empor, jene prächtigen Berge, ohne die der Chiemsee eine öde Wassermasse sein würde. Im allmählichen Aufbau wogen sie auf, Hügel, Vorberge, Waldhöhen und endlich der felsige, vielgestaltige Hauptwall, dessen Haupterhebungen Untersberg, Stauffengebirge, Hochfelln und Hochgern, Kampenwand, Hochriß, Spitzstein, Wendelstein und weiter im Hintergrunde Sonntaghorn, Watzmann, Kaisergebirge scharf und schön am südlichen Himmel sich abzeichnen. Je nach der Stelle, an der wir den Wald verlassen, tritt uns ein anderes Bild entgegen, an der Steinwand und besonders an der Paulsruhe am äußersten Ende der Insel ist ein köstliches Weilen. Das beharrliche Spielen der Wellen lockt zu süßen Träumen, die mannigfachen Töne und Farbenabstufungen, die sich über die ganze Landschaft breiten, veranlassen das Auge, mit behaglicher Wonne die Wirkungen von Luft und Licht über sich ergehen zu lassen. Wir meinen, dieses süße Traumleben solle nie enden, und doch — wenn auch ewig dieselbe Sonne über uns lachte, wenn kein Kahn mehr uns hinübertrüge ans andere Ufer, zu anderen Menschen, zu höheren Thaten, wer von uns wäre wol weltabgestorben genug, wer von uns würde mit gleich wonnevoller Ruhe sich das herrliche Gegenüber betrachten, das er nun nimmer betreten soll! So mancher Dichter hat die Jungfrau besungen, die innerhalb der Klostermauern ein einsam verzichtendes Dasein führt, oder den Mönch, der wehmuthsvoll den Klängen einer Welt lauscht, der er nimmer angehören darf. — Die Poesie des Volks hat auch angesichts der Chiemseeinseln und ihrer beiden Klöster dieser Empfindung Ausdruck gegeben und die Sagengeschichte mit einer neuen Hero- und Leandersage bereichert:

Verklungen ist der Glocken trautletzter Abendklang,
Verstummt sind die Gebete, der Mönche ernster Sang,
Nur einer steht am Fenster, späht in die stille Nacht,
Ihm giebt nicht Ruh, nicht Frieden der Sterne hehre Pracht,
Er eilt mit leichtem Tritte hinab zum Uferdamm,
Wo Mondenglanz umgossen verfließt der Wellen Kamm;
Sie plätschern traut und lieblich und schmeichelnd zu ihm auf,
Der Mönch schaut stumm und sinnend der Wogen steten Lauf,
Schaut in die stille Weite, die mächt'ger Schatten hüllt,
Nur von der Insel drüben ein schwacher Lichtglanz quillt,
Dort wo der Frauen Kloster sich hebt am blauen Strand —
Er tauchet in die Fluthen, theilt sie mit kräft'ger Hand,
Und wie der kecke Schiffer mit leichtbeschwingten Kiel,
So strebt er rastlos weiter zum fernen, lichten Ziel.
Hab acht! du muth'ger Ringer, daß nicht die Kraft dir müd,
Daß nicht der nasse Mantel zum Grund hinab dich zieht.
Doch nein! schon blinkt es helle und heller durch die Nacht,
Das Ufer ist gewonnen, das Wagniß ist vollbracht! —
Und in des Domes Frieden tritt er nun stille ein;
Dort knieet am Altare, in matten Ampel Schein,

Und schluchzt und klaget leise und ringt die Hand empor,
Umhüllt vom Nonnenkleide, im dunklen Trauerflor,
Sie, die er heiß geliebet, die hehre Fürstenmaid,
Um die, ein schmucker Ritter, der Jüngling keck gefreit.
Er hat sie sanft umschlungen, hat sie an's Herz gedrückt,
Sie ruht in seinem Arme, so ruhig, so hochbeglückt,
Als ob kein Schicksal löste mehr ihrer Liebe Bund.
Als ob sie sich gehörten fort bis zur letzten Stund.
Schon graut im Ost der Morgen, der Nonnen bleiche Schaar
Naht bei der Glocken Rufen — sie werden's nicht gewahr;
Sie halten sich umfangen, der Mönch und seine Braut;
Kein Machtwort mehr sie trennet — der Tod hat sie getraut!

So etwa klingt die Sage, die sich das Volk erzählt
Vom Mönch und von der Nonne auf stiller Inselwelt.

Ein Gegenstück hierzu ist jene vom Bruder Kastner, der sich von seinem Kloster nicht trennen will, während bei der Hunnengefahr die Genossen fliehen. Nicht aber die Liebe zu der heiligen Stätte ist es, die ihn festhält, sondern die Schätze, die man dort vergraben. In ihrer Mitte findet er den Tod, doch nicht die Ruhe. Oft noch poltert es und stöhnt nächtlicher Weile in den Gewölben und Kreuzgängen, das ist der schwarze Mönch, der gier- und geizerfüllt seinen schaurigen Umgang hält.

In neuester Zeit allerdings hat man nichts mehr von ihm vernommen; mag sein, daß sich auch sein Geist nicht mehr recht heimisch fühlt, seitdem die Stiftskirche in ein Brauhaus verwandelt und die Chorherrngruft zu einem Bierkeller herabgesetzt worden. Schon im Jahre 1805 wurden die beiden Thürme der schönen von Skassia nach dem Muster der Michaelskirche in München im Jahre 1710 erbauten Stiftskirche abgebrochen, und auch der weite Schloßbau hat seitdem mancherlei Umgestaltung und Zerstörung erfahren. Seit dem Jahre 1874 hat König Ludwig II. von Bayern die Insel und ihre Zubehörungen erworben; unbeachtet und unangesagt besucht der natursinnige Monarch mehrmals im Jahre sein herrliches Besitzthum; möchte eine neue Blüthezeit für die Insel und ihre Nachbarlande damit angehoben haben!

Der Aufenthalt auf den Chiemsee-Eilanden ist so schön, daß selbst die Erinnerung sich nur schwer davon zu trennen vermag und doch muß es sein; denn beredtere Zungen haben schon längst die Reize und Denkwürdigkeit derselben dargelegt, auch im „Alpenfreunde“ Band II, S. 277, findet sich aus der Feder des leider so früh verstorbenen Emil Auer eine anmuthige Schilderung, die alles enthält, was ich vielleicht noch zu sagen vermöchte.

Daß die heutige Ausdehnung des Chiemsees (14 Stunden) nur ein Rest des alten Seebeckens ist, das sich bis an den Fuß der Berge erstreckte, dies beweisen meilenweite Moore, die davon noch zurückgeblieben sind und besonders seinem Südufer jenes düstere, öde Ansehen verleihen, das den Besucher anfangs so sehr enttäuscht. Erst wenn die Korrektur der ihre Geschiebe mit jähem Un-

gestüm aus dem Marquartsteiner Thale hervordrängenden Achen vollendet und andererseits auch die projektirte Tieferlegung des Chiemsees durchgeführt sein wird, ist ein Umschwung zu erwarten. Der Stich des Torfes, der neuerlich durch den Einfluß der Eisenbahn an Bedeutung gewonnen hat, einige mit Mühe gewonnene Streu und spärliche Weideplätze, das ist der Ertrag von Meilen Landes. Erst am Bergabhang beginnt wieder Leben und Streben.

Dort im südöstlichen Winkel, zu Füßen des Hochfelln gebettet, liegt Bergen, ein freundliches aufstrebendes Oertchen, mit hübscher, neuhergestellter gothischer Kirche. Die nahegelegene Maximilianshütte ist ein ärarialisches Werk, woselbst das am Kressenberg bei Neukirchen gewonnene Erz verarbeitet wird — eine wichtige Erwerbsquelle für die Bewohner der Umgegend. 300 bis 350 Arbeiter sind hier ständig beschäftigt, 6 Dampfmaschinen mit 270 Pferdekraft sind rastlos thätig und werden durch eine Wasserkraft unterstützt, die im niedrigsten Stande 67 Pferdekraft erreicht. Nach den Aufzeichnungen der oberbayerischen Handels- und Gewerbekammer wurden im Jahre 1873 an Roheisen 31,783 Ctr., Gußwaaren 18,077 Ctr., Schmiedeisen 16,785 Ctr., Achsen 1168 Ctr. produzirt. Hartwalzenguß und Rohguß bilden eine besondere Spezialität der Hütte. Die gegenwärtige Krisis blieb natürlich nicht unverspürt, doch wird unverdrossen weitergearbeitet, um wenigstens die Arbeiter, deren ganze Existenz davon abhängt, nicht brodlos hinzustellen, wenn auch dabei kaum die Betriebskosten gedeckt werden können; denn während früher der Centner Alt- oder Roheisen auf 4 Gulden, englisches Eisen auf 5 Gulden, Walzeisen auf 10 Gulden, Gußwaaren auf 9 Gulden zu stehen kam, sind jetzt dieselben Waaren um etwa ebenso viele Mark zu erlangen. Der Verfechter der Staatshilfe möchte hier ein beredtes Beispiel finden, wie der Staat auch in Krisen, wenn das Privatkapital sich zurückzieht, dem Arbeiter Arbeit schaffen könne und müsse; schade nur, daß, was im einzelnen Falle möglich, allgemein durchgeführt zur Unmöglichkeit würde!

Von Bergen ostwärts ziehend gelangen wir in bekanntes Gebiet, nach Adelholzen und Siegsdorf, nördlich nach Grabenstadt und Erlstädt, zwei schon frühe bekannte und genannte Orte. Die Pfarrei des letzteren ist die älteste der Umgegend — mehr als tausend Jahre soll sie schon bestehen — das erstere wurde in den Jahren 1834 und 1862 von Bränden heimgesucht und fast gänzlich zerstört; die im romanischen Stil erbaute Pfarrkirche wurde erst in den letzten Jahren vollendet. Noch erzählen die Alten, wie in ihren früheren Tagen der Chiemsee bis Grabenstadt sich erstreckte, jetzt ist nur Sumpflandschaft zurückgeblieben, was dem sonst freundlichen Orte einen einförmigen Charakter aufprägt und den Fremdenbesuch nicht recht aufkommen lassen will.

Ein ganz anderes Bild entrollt sich uns, wenn wir von Bergen aus uns südwärts wenden. Unmittelbar hinter demselben beginnt die Herrschaft der Berge, zur beträchtlichen Höhe von 1600 bis 1700 Meter emporstrebend. Auf

wald- und mattenprangendem Bergvorsprung liegt das Dorf Pattenberg mit hübschem Ausblick auf die weite Mulde des Chiemsees. Eine Herausforderung für den Bergkletterer ragen unfern davon die Felszinken des Engelstein, dessen höchste Nadel nur an der Nordostkante erklommen werden kann; der kleine Wicht, den ein eigenthümliches Naturereigniß hier, abgetrennt vom Hauptkamm, zurückgelassen, erfordert mehr Gewandtheit und Muth als die kolossale Pyramide des Hochfelln, die durch's hübsche Weißachenthal von unserem gegenwärtigen Standpunkt geschieden bis zu einer Höhe von 1677 Meter sich aufbaut und den Hauptausflugspunkt für alle diejenigen bildet, die mit geringer Mühe und möglichst wenig Zeitaufwand einen Einblick nicht blos in das ganze Chiemgauer Gebiet, sondern bis zu den fernen Gipfeln und Gletschern des Salzkammergutes, Mitteltirols und Südwestbayerns gewinnen möchten. (Vergl. „Alpenfreund“ Band IV, S. 138.) Als würdiger Rivale, ja denselben was den Blick nach Westen betrifft noch überbietend, steht dem Hochfelln der etwas höhere Hochgern (1747 M.) zur Seite, der durch's Weißachenthal, über die Hinteralpe, Bischofsfelln und Grubenbachalpe, besser jedoch auf seiner Süd- oder Westseite von Wessen, Marquartstein und Staudach aus erstiegen wird. Das weite Flachland im Norden, nach den übrigen Richtungen das Gewirre der Berge, die sich ganz hübsch in der Runde gruppiren, blühende Thallandschaften und Felsenwildnisse, in die nur selten der Fuß des Fremden eindringt, dies alles gestaltet den Ausblick von beiden Höhen zu einem ungemein reichhaltigen; die allseitige Zugänglichkeit ermöglicht es, an den Besuch derselben eine Anzahl der hübschesten Ausflüge im Chiemgauer Berglande anzureihen. Vielleicht ist es vergönnt, ein andermal davon mehr zu plaudern, heute gilt es ja der Umgebung des Chiemsees.

Die Phantasie kennt keine Wegschwierigkeiten; mit kühnem Satze versetzt sie uns von der Bergeshöhe zurück an's Seegestade; zur Linken bleibt der sonnige Thalkessel von Wessen, den die stürmische Ache durchströmt; die Schlösser von Marquartstein und Niedernfels, die den Eingang desselben bewachen, das hoch oben an einem Ausläufer des Hochgern klebende Schnappenkapellchen, der schöne Berghintergrund, das platte mööserreiche Vorland, aus dem die Hügel von Buchberg sich erheben, all dies beschauen wir im Fluge; der Luftballon unserer Phantasie gestattet uns erst am Südwestende des Chiemsees wieder festen Fuß zu fassen, bei der Eisenbahnstation Prien, dem belebtesten Punkte weitum. Sitz eines Landgerichtes, eines Notars, einer Apotheke, mit zwei tüchtigen Gasthäusern ausgerüstet, stellt sich uns der günstig gelegene Markt als Hauptort zwischen den beiden Städten Rosenheim und Traunstein dar. Von hier ist nur eine kleine halbe Stunde Weges nach Stock, wo das Dampfschiff landet; ein hübscher Spaziergang bringt uns von hier nach dem hochgelegenen Dorfe Rimsting, von wo ein prächtiger Ueberblick über den See mit seinen Inseln und Buchten und weit in's Gebirge hinein sich uns aufthut; dem Gemurmel des im kühlen Thalgrunde dahinfließenden Prienbaches

folgend, gelangen wir in etwa zwei Stunden nach Niederaschau und stehen dann bei dem schön gelegenen Schlosse Hohenaschau wieder am Eingange des Gebirges. Die Hügellandschaft, die demselben vorliegt und nordwärts bis Prien sich erstreckt, enthält manch schattigen Steig, manch luftigen Aussichtspunkt, so bei St. Nikola, bei Fraßdorf, bei Söllhuben, von dem unsern auch der einsame, waldumgebene Simmsee in's Gesichtsfeld tritt. Als mächtige Warte steigt über den Hügeln die Kampenwand auf, ein vielgezacktes, mächtiges Bergrevier, dessen höchsten Spitzen (1678 M.) gegen Osten die Hochplatte, gegen Westen der Brunstein zur Seite steht. Die Besteigung war früher mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden, Freiherr von Cramer-Klett, der neue Besitzer des Schlosses von Hohenaschau, soll nunmehr die Anlegung eines Reitweges beabsichtigen; die am leichtesten von Marquartstein aus erreichbare Hochplatte ist im Letztjahre von der Sektion Traunstein des deutschen und österreichischen Alpenvereins durch Anbahnung eines Steiges in bessere Verbindung mit der Kampenwand gesetzt worden. So bieten sich denn auch hier dem Bergfreunde willkommene und lohnende Zielpunkte, um so mehr als die Reihe derselben mit den genannten Höhen keineswegs abgeschlossen ist, sondern beim weiteren Vordringen noch manch lohnender Gipfel sich anreiht; Geigelstein und Spitzstein mögen als die hervorragendsten hier wenigstens genannt werden; das Sacharanger Thal, das zwischen beiden südwärts zieht und in der Höhe bei Wildbichl mit hübschem Blicke auf die Kahlwände des Kaisergebirges endet, vermehrt die Reihe der Ausflüge, die sich von Prien veranstalten lassen. Wenn erst die Vizinalbahn von Prien nach Aschau vollendet ist, so wird ein erhöhter Verkehr dieses freundliche Gebiet beleben, Dank vor allem der regen Theilnahme des neuen Aschauer Gutsherrn. Schon regt es sich auch drüben in Uebersee und Marquartstein, möglich daß dem gegebenen Beispiele in unferner Zeit eine Vizinalbahn zwischen den letztgenannten Orten nachfolgt, was für die in's Innere der Berge vordringenden Alpenfreunde, für alle die nach Wessen, Kössen, Reit im Winkel und weiter streben, nicht minder angenehm sein müßte als ertragbringend bei dem ausgedehnten Zuzug von Rohprodukten, insbesondere von Holz- und Steinlieferungen, die jetzt um hohen Lohn per Achse zur Eisenbahnstation gefördert werden.

So beginnt allseitig ein neues frisches Leben im Gebiete des Chiemgaus. Die Eisenbahn hat denselben am Schlusse der fünfziger Jahre neu erschlossen und für die Allgemeinheit zugänglich gemacht; nun ist es Sache seiner Bewohner, die gebotene Gelegenheit zu nutzen, die Kultur ihres Ländchens zu heben, die Annehmlichkeiten desselben durch eigene Thatkraft zu mehren. Vieles ist geschehen, vieles harrt noch der bessernden Hand. In Prien z. B. können wir allsogleich beides erfahren. Das aufstrebende Oertchen mit seinen sauberen Häusern, mit seinen zahlreichen Sommergästen wirkt erfreulich auf unser Auge, und nun, wandern wir zum See — Hunderte machen gleich uns des Tages den Weg dahin — so überrascht uns der Anblick einer sehr primitiven Bade-

anstalt, die unmittelbar in der Nähe des ganz ebenso gearteten Dampfschifflandungsplatzes keineswegs im Stande sein kann, die Genüsse eines Seebades zu erhöhen; von der Fahrstraße von Prien nach Stock, einem staubigen, schattenlosen Vizinalweg, auf dem ein enger Omnibus den Verkehr vermittelt, will ich ganz geschweigen; wer nicht zu sehr beeilt ist, mag statt desselben von Prien sich nordöstlich wenden, wo ihn erquickender Waldesschatten begrüßt und über Ernsdorf in etwa $^3/_4$ Stunden ebenfalls an sein blaufluthendes Ziel geleitet. Es hat mich schon oft gewundert, daß die ausflugslustigen Münchener nicht eifriger die Ufer des Chiemsees heimsuchen; wer mit dem Frühzuge die Isarstadt verläßt, kann mit voller Gemüthsruhe auf den Inseln sich tummeln, ja sogar mit dem Dampfschiffe die schönen Nordufer besuchen und doch des Abends sein Heim wieder erreichen. Vielleicht trägt Mangelhaftigkeit der vorhandenen Anstalten einen nicht geringen Theil der Schuld daran, daß die dortigen Sonntagsausflügler immer wieder mit Vorliebe den Gestaden des Starnbergersees, Schlier- oder Tegernsees sich zuwenden; umgekehrt aber möchte ich wünschen, daß sie sich durch die ersten Eindrücke und eine etwas längere Fahrt nicht abschrecken lassen, gewiß würde dann auch ein größerer Eifer unter den Seeanwohnern erwachen, billigen Ansprüchen nachzukommen.

Ich will nicht durch weitere Anführung solcher Kleinigkeiten — auch auf den Inseln gäbe es ja einiges zu rügen — die Geduld des freundlichen Lesers ermüden; ich will lieber auf ein Musterbildchen hinweisen, das uns, abgelegen von der Eisenbahn, im Waldesschatten entgegentritt, das ist der kleine Badeort Seeon am gleichnamigen See. Eine gute Stunde nordwärts vom Chiemsee gelegen, von den Eisenbahnstationen Endorf, Prien, Traunstein erreichbar, bieten die schönen, luftigen Räume des ehemaligen Klosters den Sommer über einen reizenden Aufenthalt. Ein heiteres, gemüthliches Leben herrscht in dem Kreise der Gäste, für deren leibliche Wohlfahrt, bisher wenigstens, auf's Beste gesorgt war. Auch der Alterthümler kann sich wohl hier fühlen, er wandert auf einem altehrwürdigen, schon im Jahre 994 von Pfalzgraf Aribo mit einem Kloster überbauten Boden; ja Spuren reichen sogar in's heidnische Zeitalter zurück. Die Seeoner Mönche mochten sich fast mit ihren Nachbarn, den Chiemseern messen, besaß doch die klösterliche Hofmark 142 grundbare Höfe und Anwesen; zahlreiche Forste, Seen und Alpen, auch das schön gelegene Maria Eck am Abhange des Hochfelln, waren ihr Eigen. Die ausgedehnten Räume des Klosters, zum großen Theil erst seit dem Jahre 1757 neu erbaut, enthalten an Grabdenkmälern, Kreuzgängen, Gelassen noch manch' Sehenswerthes. —

Die Höhen um Seeon gewähren einen hübschen Blick auf die südliche Bergkette; schöner und reicher noch ist die Umschau, wenn wir uns neuerdings dem Chiemsee zuwenden und zwar dessen Nordufer, das früher von der großen Heerstraße zwischen München und Salzburg berührt und belebt, nun ein ziemlich verlassenes Dasein führt. Und doch verdienten die Gestade und Hügel bei Breitbrunn, Chieming und insbesondere bei Seebruck recht sehr unseren Be-

ſuch! Der weithin wogende See, das Halbrund der Berge, die in prächtiger Anordnung den blauen Waſſerſpiegel umſtehen, Spitze um Spitze, Kuppe um Kuppe, einer hinter dem andern, erſt in weiter Ferne ſich verlierend, luftig, duftig im Sonnenglanze vor uns liegend oder purpurn, prächtig vom Abendlichte getroffen — ein einſames Segel durchquert die weite Waſſerfläche, leiſe erreichen die Klänge der Klosterglocke unſer Ohr, grüne Wälder rauſchen über uns, uns zu Füßen plätſchern und plaudern die Wellen — und wir ſitzen und ſchauen und träumen und vermögen uns kaum loszuringen von dem herrlich großartigen Anblick des Chiemſees.

Zehn Tage in der Floite.

Von **Ferd. Löwl.**

II. Das Sonntagsfeld. Der Triſtner. Der Löffler.

Für den nächſten Tag war eine Beſteigung des Floitenthurms in das Programm eingeſchoben worden; als wir aber morgens in's Freie traten, waren die Bergſpitzen tief herab mit Nebelſchleiern verhüllt, und überdies empfing uns auch noch Herr Feederle mit der Uhr in der Hand und gratulirte uns mit boshaften Lächeln — der arme Mann hatte auch dieſe Nacht kein Auge geſchloſſen — zu unſerem Murmelthierſchlafe. Es war bereits 7 Uhr! Das ungünſtige Wetter geſtattete nicht einmal einen Beſuch des Sonntagsfeldes, weſtlich vom Floitenkeeſe, und zwang auch Herrn Feederle, ſeine landſchaftlichen Studien zu unterbrechen. Wir blieben alſo alle drei in Jori's Holzpalaſt und gaben uns hier einem wahrhaft ſybaritiſchem Leben hin: um 9 Uhr mußte unſere Sommerfriſchlerin ein Brennkoch bereiten, Mittags Tiroler Knödl und Abends ein Melkermuß. Die Pauſen zwiſchen den einzelnen Mahlzeiten wurden bald durch munteres Geplauder, bald durch Anmerkungen im Tagebuche, bald durch „Blattln“ (ein Spiel mit Felsplättchen) vor der Hütte ausgefüllt. Nach dem Abendeſſen arrangirten wir auch noch ein Scheibenſchießen, zeigten uns alle drei als ziemlich ſichere Schützen und verknallten bei dieſer Gelegenheit den größten Theil der Vorräthe aus Jori's Pulvermagazin.

Donnerſtag den 9. Auguſt unternahm ich in Jori's Begleitung den Ausflug in das Sonntagsfeld. Hinter der Pockachalpe forcirten wir den Uebergang über den Gletſcherbach und ſtiegen mühſam durch eine Felsklamm empor. Die Sohle derſelben war mit mächtigen Gneisblöcken bedeckt, zwiſchen denen merkwürdiger Weiſe Glimmerſchiefer, ganz entſchiedener Glimmerſchiefer, und vollkommen reiner Chlorit anzutreffen war. Wir befanden uns demnach jedenfalls in dem Bereiche jener geognoſtiſch ſo intereſſanten Einlagerung von Hornblende

und Serpentingestein, welche aus dem Pfitschthale über den Hochsteller, durch Schlegeisen, über den Greiner, durch den Zemmgrund über den Rothkopf, Mörchner und durch die Floite immer parallel zu der geognostischen Axe der Zillerthaler Gneiszone streicht und sich im Stilluppthale auskeilt.

Als wir das Kar erreichten, zu welchem die Klamm hinanzieht, bemerkte das Adlerauge meines Begleiters sofort eine menschliche Gestalt, welche etwa 1000 Schritte von uns entfernt an einem mächtigen Felsblocke herumarbeitete. Im Nu hatte Jori das Perspektiv vor dem Auge, setzte es aber gleich wieder ab mit den Worten: „Dös is der Joseler, der klaubt scho wieder a mol Stoaner da ob'n." Also das war der Steinklauber Joseler, der berühmte und berüchtigte Führer in den Zillerthaler Alpen. Ich wollte sofort zu ihm emporsteigen, um seine Bekanntschaft zu machen, Jori aber versicherte mir, daß wir ihn in der Hütte vor dem Sonntagsfelde ohnehin antreffen würden, und so ließ ich ihn denn ungestört. Der Weg wand sich jetzt um ein Eck herum (der Zillerthaler nennt jeden steil abfallenden Bergrücken ein Eck) und führte längst desselben in kurzen Zickzacklinien unter einem bedeutenden Neigungswinkel zu einer herrlichen Zirbengruppe. „Die Ziarb'n da vergiß i mei Lebta net" ,versicherte Jori, „unter der bin i im April amol auf der Schildhahnjagd über d'Nacht blieb'n. Höllisch kalt war's und i hab' nix mit g'habt als was i jetzt anhab'. Wia's gar z'kalt wor'n is, hab i halt Aest' von die Ziarb'n abg'rissen und hab' mi' damit zudeckt. Hat mer a net viel g'holfen." Diese improvisirte Lagerstätte aus Zirbenästen fanden wir noch wohlerhalten vor.

Einige hundert Schritte oberhalb dieser Zirbengruppe steht eine armselige Unterkunftshütte für den Jäger und eine andere für den Schäfer, der seine Heerde alljährlich aus dem Passeiertheile bis hierher auf die Weide treibt. Mein Begleiter kroch in die erstere, um einige Brocken Lecksalz für die Gemsen zu holen, während ich mich in die letztere, die mit Heu vollgestopft war, zurückzog, um ein kurze Rast zu halten. Nach einiger Zeit — Jori war längst neben mir auf dem Heu sanft entschlummert — vernahm ich plötzlich Schritte, gleich darauf öffnete ich die Thür, und herein trat Joseler. Es ist eine mittelgroße, kräftige Gestalt mit so eigenartigen, charakteristischen Gesichtszügen, daß man sie nur ein Mal gesehen zu haben braucht, um sie so bald nicht mehr zu vergessen. Wenn man auch kein Lavater ist, so weiß man doch auf den ersten Blick, daß man es hier mit einem scharfsinnigen, schlauen und ungemein vorsichtigen Manne zu thun hat, mit einem sogenannten „Schlaucherl" wie der Oberösterreicher sagt. Seine mißtrauische Zurückhaltung zeigt sich in jedem Gespräche, das man mit ihm anknüpft. Man mag ihm eine noch so harmlose Frage vorlegen, er wird nie eine bestimmte und deutliche Antwort darauf geben. Holt man seine Meinung über das für die nächsten Tage zu erwartende Wetter ein, so macht er ein so mißtrauisches Gesicht und befleißigt sich in der Erwiederung einer solchen Reserve, daß es den Anschein gewinnt, als ob er hinter dieser einfachen Frage alle möglichen heimtückischen Schlingen und Fallstricke witterte.

Inzwischen war Jori erwacht, begrüßte den neuen Ankömmling mit einem „Grüß Gott!" und gab das Zeichen zum Aufbruche nach dem Sonntagsfelde. Joseler entschloß sich uns zu begleiten, um in jenem Kare nach mineralogischen Merkwürdigkeiten zu fahnden. Beide Männer waren schwer bepackt, der erstere schleppte seine Salzsteine im Gewichte von 25 Pfund und der letztere Mineralien und eine Haue. Ueber zwei steil abfallende Grate und durch eben so viele kleine Schuttkare zogen wir rasch dahin und standen nach einer Stunde auf dem Felskamme, der vom Feldkamp herabstreicht und das Sonntagsfeld im Westen begrenzt. Unvergleichlich ist der Blick auf das Floitenkees und den Löffler. Wie eine Reliefkarte lag der Riesenkörper des Gletschers in gewaltiger Tiefe unter uns, keine der mächtigen Spalten, die seine Zunge durchziehen, entging dem Auge.

Plötzlich unterbrach ein furchtbares Donnern und Krachen die Todtenstille, welche uns umfing. Dort drüben unter der Kreuzspitze im Floitenkamme hatte sich in einer Klamm eine ganze Felswand abgelöst und stürzte in Millionen Trümmer zerschellend als Steinlawine zu Thal. „In der Klamm dort drüb'n hab i gestern nach Bergkrystallen g'sucht", sagte Joseler trocken. Erstaunt blickte ich ihn an, denn er zeigte auch nicht die geringste Aufregung. Ja, wer tagtäglich mitten in den Gefahren des Hochgebirgs seiner Beschäftigung nachgehen muß, wird mit der Zeit vollkommen gleichgültig gegen dieselben. Gleich darauf stieg Jori von dem Steinklauber gefolgt den Grat hinab in's Sonntagsfeld, um die Sulzen der Gemsen zu untersuchen und wieder in Stand zu setzen. Ich blieb auf dem Kamme zurück, versunken in den Anblick der großartigen Umgebung.

Man geräth in eine eigenthümliche, träumerische Stimmung, wenn man sich so mutterseelenallein mitten in der Wildniß des majestätischen Hochgebirgs befindet, losgelöst von der Welt, erhaben über ihr ruheloses, leidenschaftliches Getriebe. In meinem Sinnen und Träumen bemerkte ich nicht, wie sich der Nebel um die Spitzen des Mörchenkammes lagerte, wie er immer dichter und dichter werdend in die Kare herabfloß. Erst als ein schneidend kalter Windstoß herabpfiff, kehrte ich mich um und gewahrte die unliebsame Veränderung in den höheren Regionen. Jetzt hieß es eilen, um noch vor Ausbruch des Unwetters das schützende Dach der Schäferhütte zu erreichen. Von Jori und Joseler war nichts zu sehen, wahrscheinlich hatten sie sich unter einem Felsblocke verkrochen. Im Nu war ich unten im nächsten Kare, von Platte zu Platte, von Kante zu Kante springend eilte ich über das Gemäuer dahin, jeder neue Windstoß beflügelte meine Schritte. Jetzt stand ich vor der Hütte, und wenige Augenblicke später brach das Unwetter herein. Ich war geborgen, aber wie stand es mit meinen zwei Begleitern? Sobald das Prasseln der auf das Dach niederfallenden Schloßen aufhörte, begab ich mich ins Freie. Ueber mir lachte der schönste blaue Himmel, nur an den Spitzen des Floitenkammes hingen noch einige Nebelfetzen. Nach einer halben Stunde kamen Joseler und Jori, sie hatten unter einem

überhängenden Steine Schutz gefunden. — Sofort wurde der Rückweg angetreten, und um 4 Uhr saßen wir bereits in unserem Alpenhôtel bei einer lukullischen Mahlzeit, welche wir der kunstfertigen Hand unserer alten, sorgsamen Sommerfrischlerin verdankten. Joseler hatte sein Standquartier in der Alpenhütte unmittelbar neben unserer Behausung aufgeschlagen.

Für Freitag den 10. August stand der Tristner, der finstere Hüter und Wächter des Zillerthaler Hochgebirgs, der die neugierigen Blicke der Fremden von dem geheimnißvollen Allerheiligsten desselben fernhält, auf der Tagesordnung. Um die Aussicht, welche sich von seinem Felsenhaupte herab bieten mußte, ja recht gründlich genießen zu können, wurde beschlossen, in Wandeck zu übernachten und am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang den Gipfel zu erklimmen. Vormittags begleitete ich Jori auf einer Inspektionsreise in die Höhenbergklamm und in das gleichnamige Kar — nordöstlich von der Höhenbergalpe — wo die Maierhofer „Wegmacher" mit der Anlage eines Jägersteiges von der Art, wie wir sie vor zwei Tagen im Friedrichskare kennen gelernt haben, beschäftigt waren. Mittags kehrten wir nach dieser mehrstündigen Klettertour in's Jägerhaus zurück, um uns auf die Wanderung nach Wandeck und auf den Tristner vorzubereiten. In kurzer Zeit waren die Vorkehrungen beendet, denn Jori und ich harmoniren ganz merkwürdig darin, daß wir beide auf einer Exkursion lieber Hunger und Durst leiden als die Präservativmittel gegen derartige Anwandlungen mitschleppen. Auch in der Auswahl der Kleidungsstücke pflegen wir sehr rigoros vorzugehen: was nicht unbedingt nothwendig ist, wird zu Hause gelassen. Daß wir den Umfang des Begriffs: „unbedingt nothwendig" nicht vom Standpunkte civilisirter und verwöhnter Städter aus präzisiren, ist selbstverständlich; der Rock z. B. wird nicht als unbedingt nothwendig angesehen, das Gilet sogar verachtet als das unzweckmäßigste Kleidungsstück der Welt.

Um 4 Uhr Nachmittags verließen wir im tiefsten Negligé unser Standquartier.

„B'hüt' Gott!" rief Herr Feederle zum Abschied. „Ihr könnt nur froh sein, daß keine Organe der öffentlichen Sicherheit in der Floite herumlaufen."

Das Bergsteigen machte uns begreiflicher Weise keine besondere Beschwerde, schnell und leicht ging es empor durch die Waldregion, und nach 1½ Stunden standen wir schon vor Wandeck, einem Mittelding zwischen Bauern-Jägerhaus und Alphütte. Hier haust Gainer, ein Bruder des bekannten Führers Jak. Gainer, mit seiner zahlreichen Familie. Er ist Fürstenbergischer Jäger ohne Besoldung, genießt jedoch einige Begünstigungen hinsichtlich der Weideplätze für seinen Viehstand. Während dieses Sommers wird ihm überdies unmittelbar neben seiner Hütte noch ein Jägerhaus gebaut, ähnlich demjenigen in der Floite, Gunkel und Stilluppe. Ich kenne keine menschliche Behausung, die schöner gelegen wäre als Wandeck. Es steht genau auf der Schneide des Grates, welcher von der Tristenspitze gegen Ginzling hinabzieht, ca. 1700 Meter überm Meeresspiegel. In gewaltiger Tiefe dehnt sich das Floitenthal aus, voll-

kommen aufgeschlossen von der Tristenbachalpe bis zu seinem eisigen Hintergehänge; der Mörchenkamm zeigt sein imposantes Längenprofil vom Schwarzenstein bis zum Hohen Gaul, jedes Kar, jede Klamm, jeder Wasserriß ist dem Auge sichtbar; das Zemmthal überblickt man von der Dornaubergschlucht angefangen bis zum Becken der Kaserleralpe, die westliche Begleitung desselben endlich, der Tuxer Hauptkamm, präsentirt sich in der günstigsten Gruppirung: die elegante Felsnadel des Schrammacher, der übergewaltige, gletscherumgürtete Olperer-Fußstein, die dräuenden Abstürze der „Gefrorenen Wandspitzen", der funkelnde Eisdom des Riffler, die wilden Felszacken der Realspitze und die übrigen Erhebungen bis zum Grünberg gewinnen ein ungeheures Relief, da sie von der Sohle des Zemmthals frei und unverhüllt emporsteigen bis zu den höchsten Graten und Felszinken.

Schon längst war die Sonne am Horizonte verschwunden, schon längst der goldene Schimmer, mit dem sie die schroffen Fels- und Eisspitzen ringsumher verklärt, erblaßt, und ich saß noch immer auf der Schwelle der gastlichen Hütte, den Blick unverwandt auf jenen großartigen Gebirgswall im Westen gerichtet. Es war einer der schönsten Abende, die ich je im Gebirge erlebt. Dazu kam noch, daß die Aufnahme, deren wir uns von Seiten der Gainerischen Familie und ihres Oberhauptes zu erfreuen hatten, an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Jori ist überall ein gern gesehener Gast, und ein Theil der Sympathie, die man ihm entgegen bringt, kommt natürlich auch dem zu gute, in dessen Gesellschaft er sich eben befindet. Um 9 Uhr zogen wir uns in das im Bau begriffene Jägerhaus zurück, wo man uns eine höchst bequeme Lagerstätte bereitet hatte. Um 3 Uhr Morgens waren wir schon wieder munter, verzehrten wohlgemuth das warme Frühstück, welches uns Gainer's schwarzäugiges Töchterlein vorsetzte, bestellten dann, da wir keinen Proviant mitnahmen, ein solides Mittagessen und machten uns endlich, von den Glückwünschen Aller begleitet, auf den Weg. Derselbe ist von der Natur auf das unverkennbarste vorgezeichnet, denn er fällt im Ganzen und Großen mit der Kammlinie zusammen, welche sich von Wandeck bis zur Spitze emporzieht. Um $3^1/_2$ Uhr begann der Anstieg; an die Finsterniß hatten sich unsere Augen bald gewöhnt, schwieriger war es jedoch, sich auch an die herrschende Kälte ($+ ^1/_2$ ° R.) zu gewöhnen. Diese machte sich bei unserem Negligé recht empfindlich bemerkbar, und ihre Einwirkung konnte nur durch möglichst rasche Bewegung paralysirt werden.

Zähneklappernd eilten wir die steilen Grashalden hinan, welche das westliche Gehänge des erwähnten Kammes bilden. Um $4^1/_2$ Uhr betraten wir die Schneide desselben, um sie bis zum Gipfel nicht mehr zu verlassen. Die Richtung dieser Schneide fällt genau zusammen mit der Streichungslinie der Gneisschichten, welche hier beinahe noch immer senkrecht aufgerichtet sind. Daß es unter solchen Verhältnissen das beste ist, immer auf einem und demselben Schichtenkopfe fortzuwandern, sehen auch die Gemsen sehr wohl ein, wenn sie auch nicht wissen, daß die schmalen Felsbänder, auf denen sie ganz praktikable Wege austreten,

Schichtenköpfe heißen. Ununterbrochen verfolgten wir einen solchen Gamssteig und gelangten so ohne jede Beschwerde in weiteren $^3/_4$ Stunden auf die höchste Spitze.

Die ganze Besteigung ist vollkommen gefahrlos, in kurzer Zeit ausführbar und jedem halbwegs rüstigen Fußgänger — ich sage nicht Bergsteiger — möglich. Sie nimmt von Wandeck aus gewöhnlich 3 Stunden in Anspruch, daß wir die Spitze in $1^3/_4$ Stunde erreichten, ist eben nur der empfindlichen Kälte zuzuschreiben, gegen die wir uns nur durch rasche Bewegung schützen konnten.

Schon der erste Blick, den ich über die Thäler und Höhen ringsumher schweifen ließ, überzeugte mich, daß wir auf einem Aussichtspunkte ersten Ranges standen. Um von vornherein einen jeden Irrthum unmöglich zu machen, will ich die Definition reproduziren, welche Sonklar von dem Begriffe Aussichtspunkt giebt.*) Nach ihm sind Aussichtspunkte κατ' ἐξοχήν solche Berge, „deren Höhen mit wenigen Anstrengungen und geringerem Zeitverbrauch erreichbar dennoch einen Umblick gestatten, der nicht bloß über die topischen Verhältnisse eines mehr oder minder ausgedehnten Gebirgsabschnittes zu belehren, sondern auch die Schönheit und Eigenthümlichkeit der Umgebung in einem für den Naturgenuß hinreichenden Maße dem Auge vorzuführen im Stande ist.“ Alle diese Merkmale vereinigen sich, um die Verleihung des Titels vorzüglicher Aussichtspunkt an den Tristner zu rechtfertigen. Wie sich die kühne Berggestalt desselben — man mag sie von Zell und Maierhofen oder von den Abhängen des Grünbergs oder im Süden von der Sohle des Zemmthals oder im Südosten von der des Floitengrundes aus betrachten — wie sich diese kühne Berggestalt immer als orographisch scharf hervortretendes Individuum darstellt, so ist auch die Aussicht, die man von ihrer Spitze aus genießt, eine durchaus charakteristische. Ziehen wir auf der Karte durch den Gipfelpunkt des Tristners eine Parallele zu dem Zillerthaler Hauptkamme, so wird sich sofort zeigen, daß mit Ausnahme der unbedeutenden Verästelungen des Gerlosrückens keine Erhebung des Hörping-Greiner-Ingent-Mörchen- oder Ahornkammes so weit vorgeschoben ist wie unser Tristner. Die Folge davon ist natürlich, daß er trotz seiner geringen absoluten Höhe einen vorzüglichen Einblick in die plastische Gliederung des Zillerthaler Hauptkamms und seiner nördlichen Verzweigungen gewähren muß. Wie steht es aber mit dem Tuxer Hauptkamm? Der Karte nach sollte man meinen, daß sich seine Spitzen von unserem Standpunkte aus gesehen zu einem unlösbaren Gewirre zusammenschieben müssen. Und doch ist dies durchaus nicht der Fall, denn wie ich bereits unten in Wandeck gesehen, treten sie alle scharf isolirt und prägnant hervor. Der Tristner liegt ja auch nicht im Alignement dieses Gebirgsrückens, der Winkel Grünberg-Schrammacher-Tristner, also der Winkel, den die Linien Grünberg-Schrammacher und Tristner-Schrammacher einschließen, beträgt noch immer circa 15°. Das dritte und

*) Jahrbuch des Oesterreich. Alp.-Ver. III, S. 3.

bedeutendste Moment, welches die Aussicht von unserer Spitze charakterisirt und ihr den unstreitig größten Reiz verleiht, ist der freie Blick hinab in die gewaltige Tiefe des Ziller- und Zemmthals, dieser für das Relief der Zillerthaler Gebirgsgruppe so eminent wichtigen Längsfurche. Von den Abhängen des Hartberges nördlich von Zell bis hinauf zur Höhe des Pfitscherjoches giebt es nur wenige und kurze Strecken der Thalsohle, welche durch die steil abfallenden östlichen Bergflanken verdeckt würden.

5¹/₄ Uhr war es, als wir auf der herrlichen Tristenspitze angekommen waren. Sie trägt oben ein kleines Plateau von ungefähr 15—20 Quadratmeter; frei und unbekümmert um die drohenden Abstürze gegen Norden, Süden und Westen kann man auf demselben umherwandeln. Jori führte sogar einige Schuhplatt'l und andere Tänze vor mir auf, um sich die Kälte zu vertreiben, während ich in derselben Absicht zu gymnastischen Uebungen meine Zuflucht nahm. Da alles nichts half, beschlossen wir uns die Zeit bis Sonnenaufgang, den wir mit Sehnsucht erwarteten, durch eine Klettertour auf den südöstlichen Nebengipfel des Tristners zu vertreiben. Von hier aus entdeckten wir in geringer Entfernung eine liebliche Gruppe ruhender und schlafender Gemsen. „An die könnten wir uns anpirschen", meinte Jori. Ich war natürlich sofort einverstanden. Mein Begleiter war ganz in seinem Elemente, und auch ich vergaß während des aufregenden Anschleichens die herrschende Kälte. Da die Gemsen das Herannahen der Gefahr nur aus den Thälern erwarten und auch nur in dieser Richtung ihre Vorposten und Feldwachen aufstellen, gelang es uns — mit der größten Vorsicht allerdings — ihnen bis auf 25—30 Schritte nahe zu kommen. Wunderhübsch war der Anblick, der sich uns jetzt bot: ein Rudel von 18—20 Gemsen hatte in dem Gemäuer in nächster Nähe sein Nachtlager aufgeschlagen, in den Vertiefungen zwischen den einzelnen Felsblöcken lagen die Gaisen und eng an sie geschmiegt die Jungen; die älteren, selbständigen Gemsböcke dagegen hatten sich auf den mitunter recht unbequemen und rauhen Gneisplatten häuslich niedergelassen. Eine geraume Weile betrachteten wir das reizende Bild mit angehaltenem Athem und kehrten dann, ohne die schönen Thiere in ihrer Ruhe zu stören, auf unsere Spitze zurück.

Während ich mit dem Fernrohre den Weg verfolgte, den wir vor 12 Tagen auf den Gipfel des Olperer eingeschlagen hatten, verklärte sich plötzlich das trotzige Felsenhaupt desselben im rosigsten Schimmer, und gleich darauf rief Jori jauchzend: „D'Sunn hat ang'schlagen, jetzt wird d'Kält' bald an Ende hab'n." Schnell kehrte ich mich um, und siehe da! auch die Löffelspitze und der Schwarzenstein, die scharfe Schneide des Thurnerkamp und der massige Möseleferner und der langgestreckte Grat des Hochfeiler erglänzten im herrlichsten Purpur. Nach wenigen Augenblicken errötheten auch der eisige Stangenspitz, die Grünewand und Keilbachspitze, der Mörchner, Greiner und das übrige weniger bedeutende Volk der Zillerthaler Berge unter dem Morgenkuß des aufsteigenden Tagesgestirns. Ein wundervoller Anblick! — Jetzt kam die stolze Ahornspitze

an die Reihe, und im nächsten Momente begrüßten auch wir das langersehnte Erscheinen der belebenden Sonne mit freudigen Jauchzern.

Nun änderte sich mit einem Schlage auch der Charakter des vor uns entrollten Gebirgsbildes. Mit dem Lichte kam gleichsam auch Leben in die majestätischen Fels- und Eisgebilde, welche vordem mit ihren gewaltigen Kontouren unheimlichen Gespenstern geglichen hatten. In der scharfen Beleuchtung der Morgensonne traten ihre Formen, ihre Spitzen und Zinken, Grate und Kämme, Kare und Schluchten unvergleichlich prägnant hervor. Nur über den tief eingeschnittenen Thälern lagerten noch die Schatten der Nacht und umwoben die verborgenen Falten und Winkel des Gebirgs mit ihrem geheimnißvollen Schleier. Ich hatte nichts als Ausrufe des Erstaunens und Entzückens; noch niemals war es mir vergönnt gewesen, auf einer so hohen Spitze, in einer so großartigen Umgebung den Uebergang von der finsteren Nacht zur unheimlich düsteren Morgendämmerung und zum siegreichen, strahlenden Lichte des Tages schauen und bewundern zu dürfen.

Wenden wir uns nun der Rundsicht zu. Ich will sie kurz und mit wenigen Zügen skizziren, um den Besuchern der Tristenspitze die Orientirung zu erleichtern und ihre Aufmerksamkeit auf die schönsten Punkte zu lenken. Wird ja doch auch dem Tristner einmal die Stunde schlagen, in der man ihm den gebührenden, ehrenvollen Platz neben der Vertainspitze der Ortleralpen, neben der Kreuzspitze der Oetzthaler Ferner, neben der Habichtspitze der Stubaier Gebirgsgruppe einräumen wird.

Lassen wir den Blick schnell das ganze Panorama überfliegen, um einen würdigen Ausgangspunkt für die Darstellung desselben zu entdecken, so wird er gewiß im Westen durch den kühnen Felsbau der Ahornspitze gefesselt werden, welche aus dem tiefen Grunde des Stillupperthals vollkommen frei vor uns emporsteigt zu ihrem stolzen Gipfel. Sie erscheint so nahe gerückt, daß wir die auf ihr errichtete Triangulirungspyramide leicht mit freiem Auge ausnehmen konnten. Links neben der Ahornspitze zieht der westliche Theil des Gerloskammes mit seinen nichtssagenden Formen gegen Zell, rechts dagegen steigt der Kulminationspunkt dieses Kammes, die sagengeschmückte Reichenspitze, umgeben von ihren stolzen Vasallen Plattenkogl, Gams-, Wildgerlos- und Zillerspitz, hoch über die Felsenschneide zwischen Ahorn und Wilhelmer empor. Letzterer gewinnt ebenso wie die folgenden Erhebungen des Ahornkammes: Roßwand-, Stangenspitz und Hollenzkopf ein höchst imposantes Relief, da sie alle vom Scheitel bis zur Sohle herab sichtbar sind. Ueber die Einsattlungen zwischen diesen Gipfeln blicken einige entfernte Hochspitzen herüber; da sich nur ihre obersten Partien zeigen, sind sie nicht im Stande, das Interesse zu fesseln. Desto besser gelingt dies jedoch dem Zillerthaler Hauptkamme mit dem bereits erwähnten Hollenzkopfe, der Grünwand, Keilbachspitze und dem Beherrscher der Stilluppe und Floite, dem großen Löffler. Der Blick in die beiden genannten Gründe bildet unstreitig den Glanzpunkt der gesammten Rundschau. Der letztere, der Floiten-

grund, verdient dabei noch den Vorzug, weil er alle seine Schönheiten, von der hohen Thalstufe oberhalb Ginzling angefangen bis hinauf zu den weitausgedehnten Eismassen seines Gletschers und den eminenten Spitzen, an deren Flanken dieser herabströmt, vor dem Beschauer enthüllt. Aber auch die Stilluppe weiß ihren Ruf als einer der großartigsten Gründe in dieser Gebirgsgruppe zu wahren. Ihr Thalschluß ist entschieden interessanter als der der Floite, der Gletscher allerdings bedeutend kleiner aber auch viel unbändiger und wilder, die Thalsohle von den üppigsten Wiesen überzogen im grellen Gegensatze zu der trümmerbedeckten Floite.

In der Fortsetzung des Hauptkammes macht der Schwarzenstein in Folge seiner plumpen, unbeholfenen Gestalt einen recht ungünstigen Eindruck; das Felshorn des Mörchners stellt ihn ganz in den Schatten. Zwischen diesem und dem Feldkamp blicken die Hornspitzen herüber. Wenn sie die Absicht haben sollten, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dann haben sie ihren Aufstellungsplatz entschieden ungeschickt gewählt, denn gleich neben ihnen schwingt sich die Kammlinie kühn empor zum Felsenscheitel des Thurnerkamps, den eine scharf eingeschnittene Scharte von seinem Zwillingsbruder, dem wilden Roßruckspitz, trennt. Gegen Westen wölbt sich zwischen Feldkamp und Ingentspitz die Schneekuppel eines Berges, dessen Name unbedingt Pusterthaler Ursprungs ist. Wer nur jemals zwei Worte aus dem Munde eines Pusterthalers*) gehört hat, wird zugeben, daß Mösele diesem gemüthlichen und einschmeichelnden Dialekte seine Entstehung verdankt. Dem Zillerthaler würde es nie einfallen, das „e" im Auslaute stehen zu lassen, dagegen ist es ein charakteristisches Merkmal des Pusterthaler Idioms, diesen Vokal mit besonderem Nachdrucke hervorzuheben.**) Dieser Möselespitz macht den Eindruck eines unendlich großen, vierschrötigen Schneemanns; auch ihm fehlt ebenso wie dem Schwarzenstein der Schwung der Kontouren, durch den sich besonders die Erhebungen der Seitenkämme, der Mörchner, Greiner, Hochsteller und andere so sehr auszeichnen. In dem Rücken, der sich am Mösele ablöst und als südliche Begleitung des Zemmgrundes gegen Nordwest streicht, fesselt der eben genannte große Greiner den Blick durch seine trotzige Gigantengestalt und sein dunkles, beinahe schwarzes Kolorit. Hinter diesem Kamme läuft die flache, eisige Schneide, welche den Weißzinth mit dem Hochfeiler und Hochferner verbindet. An den Abhängen des Ingent, Greiner und Hochsteller vorbei kann der Blick ungehindert hinabdringen in die tiefe Furche des Zemmthals; die Strecke von Dornauberg bis zur Kaserleralpe liegt gänzlich aufgeschlossen zu unseren Füßen. Die Terrasse vom Breitlahner ist nicht sichtbar, da sie durch das vorspringende Ende des Ingentkammes gedeckt wird. Dagegen können wir nun vom „Schinder" über Breitlahner die schwachgeneigte

*) Der Zillerthaler sagt: Puschtachthal, Puschtachthaler und rechnet zu diesen auch die Tauferer.

**) Vergl. die kurze Charakteristik dieser Mundart bei Staffler, Tirol und Vorarlberg I, S. 115.

und ziemlich breite Thalsohle bis zum Pfitscherjoche verfolgen. Mit Hilfe des Fernrohres waren die Hütten der Wesendle- und Zamseralpe deutlich erkennbar.

Die weitere Grenze des Gesichtskreises fällt von nun an mit der Kammlinie des Tuxergebirgs zwischen Schrammacher und Riffler zusammen. Vom Pfitscherjoche eilen wir den Felsgrat hinan, welcher den Stampfelgletscher im Süden begrenzt, erreichen den Scheitel der Hohenwand, die kahlen Zacken der Sägewand und die kühn geformte Pyramide des Schrammachers. Nach der tief eingeschnittenen Pfitscherscharte folgt das massige Gestell des Fußsteins, und auf ihm thront der unbestrittene Beherrscher dieses Gebirgs, der stolze Olperer. Seine Trabanten, die beiden „Gefrorenen Wandspitzen", stehen ihm unterwürfig zur Seite; nur der eisgekrönte Riffler weiß sich trotz dieser großartigen Nachbarschaft entschieden zur Geltung zu bringen. Ueber das Kammstück Riffler-Grünberg blicken die Spitzen der Stubaier Alpen herüber, und hinter dem langweiligen Thonschieferplateau im Westen des Zillerthals ragen die schroffen Formen der Oberinnthaler Kalkalpen empor. Gegen Norden sinkt der Blick wiederum hinab zur weiten Thalebene des Zillerflusses, verweilt mit Vorliebe bei dem trauten, lieblichen Maierhofen, macht natürlich auch einen Abstecher nach dem lustigen Zell und fliegt dann zur Ahornspitze, dem Ausgangspunkte der Rundschau empor.

Es wäre interessant zu wissen, welche Urmenschen einst dort unten an ihrem Fuße gehaust in unvordenklichen Zeiten. Mit unseren ethnographischen Kenntnissen von dem alten Rhätien ist es noch recht traurig bestellt. Hie Kelten! Hie Etrusker! ist der Schlachtruf der Forscher auf diesem Gebiete. Die Verfechter der Etruskerhypothese waren früher unter ihrem schneidigen Vorkämpfer Ludwig Steub entschieden im Vortheile gegen die Keltenenthusiasten. Doch wie steht es mit unserem Zillerthale? Hier verzweifelte sogar der sanguinische Steub an der Auffindung von Resten alter rhätischer Namen und flüchtete sich deshalb, um die Annahme, hier hätten sich einst Kelten niedergelassen, ja nicht aufkommen zu lassen, auf das Gebiet der — Geologie.*) „.... Ebenso war damals das Zillerthal von Uderns bis Finkenberg und das Oetzthal von Oetz bis Vent ohne menschliche Wohnstätten und ihre Thalsohle wahrscheinlich Seegrund (!). Wären sie bewohnt gewesen, so fänden sich jetzt gewiß rhätische Namen dort, die sich in den kleinen Seitenthälern, welche darin einmünden, nicht ganz vermissen lassen." Daß in historischen Zeiten ein See unser schönes Zillerthal durchfluthete, werden die Geologen Herrn Steub schlechterdings nicht zugeben wollen, dann aber wird es jedem Unparteiischen denn doch etwas schwer glaublich vorkommen, daß die breite, ebene, fruchtbare Sohle und die sanften Gehänge dieses Thals unbewohnt, die finsteren Schluchten des oberen Inn-, Sill- und Eisackthals dagegen dicht bevölkert gewesen sein sollen.

---

*) L. Steub, Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern. München 1843. Seite 144.

Mit Sicherheit darf jedenfalls eine Einwanderung der Kelten im 4. und 5. Jahrhunderte v. Chr. angenommen werden, als sich ein Arm dieses Völkerstroms, von Westen kommend, am Nordfuße der Alpen niederließ und in die offenen Thäler eindrang. Wunderbar wäre es gewesen, wenn sie an der breiten, lockenden Mündung des Zillerthals vorbeigegangen wären, ohne es zu durchstreifen und Niederlassungen in demselben zu gründen. Sobald diese wilde Keltenfluth, die über Nordrhätien hereinbrach, der Ruhe der Ebbe gewichen war, hatten die Bewohner der einzelnen Thäler, deren Verbindung unter einander zu jener Zeit gewiß noch viel schwieriger war als heutzutage, hinreichend Zeit und Gelegenheit, sich zu einem Stamme von scharf ausgeprägter Individualität zu entwickeln. Daß bei diesem Individualisirungsprozesse die physischen Verhältnisse des betreffenden Thales als Hauptfaktor auftraten, wird wol Niemand bezweifeln. Die Ambicilli, welche in der Römerzeit als die Bewohner des Zillerthals genannt werden, dürften ein ebenso lebenslustiges Völkchen gewesen sein, wie heutzutage ihre Nachkommen, wenn sie auch nicht mit Handschuhen und Hosenträgern handelten oder als Sängergesellschaften die Ansiedelungen der nordischen Germanen unsicher machten.

In das Jahr 15 v. Chr. fiel die große Invasion der Römer in Rhätien. Während Tiberius am Nordabhange der Alpen dahinzog und ganz Vindelicien unterwarf, drang Drusus durch das Etschthal gegen Norden vor, warf die einzelnen Stämme trotz der tapfersten Gegenwehr nieder und vereinigte sich dann wahrscheinlich mit Tiberius im Unterinnthale. Die Unterwerfung des gesammten Rhätiens war hiermit vollendet. Nun galt es die neue Provinz so schnell als möglich zu romanisiren, um in ihr einen Wall gegen die unbändigen Germanen im Norden zu gewinnen. Da kamen die römischen Soldaten, da durchzogen die römischen Kaufleute die größeren Thäler, da ließen sich zahlreiche Private, Handwerker u. dergl. in den wichtigeren Ortschaften und Städten nieder. Sollte das Zillerthal eine Ausnahme gemacht haben? Gewiß nicht. Als Beweis für das einstige Vorhandensein des römischen Elements pflegt man einige Bergnamen anzuführen, die sich auf römischen Ursprung zurückführen lassen, z. B. Ingent, Tristenspitz u. s. w.

Lange Zeit erfreuten sich jetzt die Bewohner Rhätiens beinahe ununterbrochener Ruhe; erst gegen Ende des 5. Jahrhunderts wälzten sich die Sueven-Alemannen heran, überflutheten die nördlichen Thäler Tirols, darunter das Zillerthal, und setzten — wenn ich mich eines geologischen Ausdrucks bedienen darf — eine neue, eine germanische Bevölkerungsschicht über der alten keltischen und römischen ab. Nach ihnen kamen die Bajuwaren, und schließlich waren auch noch die Slaven so frech, bis zum Gerlossattel vorzudringen, wurden jedoch so schnell hinter die hohen Tauern zurückgetrieben, daß sie für die ethnographischen Verhältnisse des Zillerthals von keinerlei Bedeutung wurden. Großartig, wenn auch wenig aufgehellt, ist demnach auch die Vergangenheit des friedlichen Thals zu unseren Füßen; es wurde ebenso von den wilden Fluthen der Völker-

wanderung überschwemmt wie das Inn-, Wipp-, Etsch-, Pusterthal und die übrigen großen Völkerstraßen Rhätiens.

Oefter als mir lieb war, wurde ich in diesen Betrachtungen durch Jori gestört. Bald zeigte er mir einen Falken, bald eine Gemse; dann erregten wieder die vielen uns umgaukelnden Schmetterlinge seine Verwunderung, und als es ihm endlich gar nicht mehr gelingen wollte, meine Aufmerksamkeit zu fesseln, inspizirte er mit dem Fernrohre die Umgebung seiner Jägerhütte unten in der Floite, sprang dann plötzlich in die Höhe und schilderte mir mit dramatischer Lebhaftigkeit eine Liebesszene zwischen unserer alten Haushälterin und Herrn Feederle, welche er beobachtet haben wollte. Ich mußte hell auflachen, der Einfall war auch gar zu komisch! Jori lachte herzlich mit, sagte jedoch, als ich wieder zu meinem Notizbuche zurückkehrte: „Du! Herr Löwl, i hab' Dir an Hunger, daß i's nimmer derheb'" (erheben = aushalten). Ich zog meine Uhr zu Rathe und überzeugte mich, daß wir nicht weniger als 4 Stunden auf unserer herrlichen Spitze zugebracht hatten. Die Bergstöcke wurden ergriffen und nach einem letzten Abschiedsblicke auf alle die bekannten Reckengestalten um uns her der Abstieg nach Wandeck angetreten. Hatte uns während des Emporsteigens die Kälte zur größten Eile angetrieben, so that es jetzt der Hunger. Jori raste über den Grat hinab wie ein angeschossener Gemsbock; ich mußte meine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um nicht hinter ihm zurückzubleiben. Als wir die steile Grashalde oberhalb Wandeck hinabstiegen, glitt er in Folge seiner unvorsichtigen Eile plötzlich aus und kollerte mit beängstigender Geschwindigkeit den jähen Abhang hinab. Unten angelangt suchte er seinen Hut und Bergstock und verschwand, ohne sich umzusehen, in der Hütte. Als ich gleich darauf eintrat, fand ich ihn schon in eine gewaltige Milchschüssel vertieft. Er und Gainer beschlossen während des Mittagessens, heute noch nach Maierhofen zu gehen, um sich dem Herrn Oberförster vorzustellen. Ich erklärte mich bereit, sie zu begleiten, da das unentbehrlichste meiner Kleidungsstücke einer durchgreifenden Reparatur bedürftig war.

Um 2 Uhr verließen wir Wandeck und langten nach 1¼ Stunden, durch die fürchterliche Hitze ganz erschöpft, in Jori's Hütte an. Herr Feederle war gerade damit beschäftigt, ein Hemd, das er soeben im Gletscherbache eigenhändig gewaschen, zum Trocknen aufzuhängen. Sobald wir in seine Nähe kamen, lief er uns händeringend entgegen und erzählte mit allen Zeichen der Verzweiflung, daß unsere Sommerfrischlerin heute morgens ihre Sachen zusammengepackt und mit den Worten: „Unter einem so gottlosen Dache bleibe ich nicht einen Augenblick mehr!" das Haus verlassen habe. Der arme Herr Feederle hatte sich seine Mahlzeiten an diesem Tage selbst kochen müssen; daß sie beinahe ungenießbar ausfielen, glaubten wir ihm auf's Wort. Jori war höchst entrüstet über das plötzliche und unmotivirte Verschwinden seines Gastes und flehte des Himmels Zorn auf dessen Haupt herab. Wir hatten keine Ahnung, was die alte Jungfrau aus der Floite vertrieben haben konnte, bis uns Joseler, dem

sie ihr Herz ausgeschüttet hatte, zur allgemeinen Heiterkeit das Räthsel löste. Der Tag, an dem wir nach Wandeck aufbrachen, war ein Freitag, und nichts destoweniger hatten wir mit schnöder Nichtachtung der Fastengebote an die fromme Jungfrau die Zumuthung gestellt, uns Mittags „Speckknödl" zu bereiten. Darauf hatte sie die kategorische Erklärung abgegeben: „Heut' is Freitag, heut' koch i Enk koi Knödl, die Sünd' nimm i net auf mi!" Wir waren damit zufrieden; als sie jedoch einige Augenblicke später wieder in die Stube eintrat, fand sie uns gerade damit beschäftigt, den Speck ohne Knödl zu essen. Erstarrt ob dieser bodenlosen Verworfenheit, faßte sie sofort den Entschluß, das Sodoma der Floite so schnell als möglich zu verlassen. Und sie hatte ihren Vorsatz richtig ausgeführt, zum größten Verdrusse Jori's, der nun wieder selbst zum Kochlöffel greifen mußte. Dadurch öffnete sich jedoch auch zugleich für uns die wenig verlockende Perspektive auf ungesalzene, halbgekochte „Kasknödl" und ähnliche unverdauliche Speisen, und Herr Feederle begann bereits ernsthaft die Frage zu ventiliren, ob es unter sothanen Umständen nicht angezeigter wäre, den Rückzug nach den Fleischtöpfen Ginzlings anzutreten, statt sich hier an den kulinarischen Experimenten unseres Wirths den Magen zu verderben. Doch Jori, der unsere ihm allmählich liebgewordene Gesellschaft noch nicht entbehren wollte, gelobte uns feierlich, all' sein Wissen und Können aufzubieten, um unseren bescheidenen Ansprüchen gerecht zu werden. Ein Melkermuß, zu dessen Bereitung er sich auf der Stelle anschickte, sollte zeigen, was wir von seiner Kochkunst zu erwarten hätten. Nach einiger Zeit trug er das dampfende Gericht auf und beobachtete uns bei dessen Prüfung mit ängstlichen Blicken. Nach einer kurzen Berathung drückte die aus Herrn Feederle, Gainer und mir bestehende Kommission einstimmig ihre Zufriedenheit mit seiner Leistung aus und ermahnte ihn zugleich, sich auch fürderhin der größten Sorgfalt auf diesem schwierigen Gebiete zu befleißigen. Unsere Bedenken waren überwunden, wir gaben den Rückzugsplan nach Ginzling auf.

Um 4 Uhr, als die unerträgliche Hitze etwas nachgelassen hatte, wurde nach Maierhofen aufgebrochen, zuvor aber Joseler das Versprechen abgenommen, für das Wohlergehen des Herrn Feederle nach Kräften Sorge zu tragen. Jori und Gainer drängten zur größten Eile; als wir jedoch an dem Wirthshause Ginzling vorbeimarschirten, da wurden ihre Schritte immer kürzer und bedächtiger, und ehe ich mich dessen versah, saßen die beiden kneiplustigen alten Sünder in der Gaststube bei einem „Tiroler". Die Sonne war längst untergegangen, als es mir endlich gelang, meine zwei Begleiter wieder in's Freie zu bringen. Auf dem ganzen Wege hatte ich Gelegenheit zu beobachten, welcher Beliebtheit sich Jori bei Jung und Alt erfreut: an keiner Hütte, an keiner Aste kamen wir unaufgehalten vorbei, überall sprang man ihm entgegen und nöthigte ihn auf einige Augenblicke einzutreten. Als wir die Dornaubergklamm erreichten, wurden ihre unheimlichen Schluchten bereits von den schwarzen Schatten der Nacht verhüllt. Der unsichere, in der Finsterniß kaum erkennbare Steig, das wilde

Getöse der unzähligen Wasserfälle und Katarakte, die feuchte mit Wasserstaub erfüllte Luft, alles dies machte die nächtliche Wanderung zu einer beinahe beängstigenden. Glücklicherweise war nur noch ein einziges Wirthshaus, das „zur Linde" in der Nähe des Hochstegs, zu überwinden; diesem Umstande allein hatte ich es zu verdanken, daß wir schon um 10 Uhr in Maierhofen anlangten.

Am nächsten Morgen saß ich in ungemein behaglicher Stimmung, wie sie der langentbehrte Genuß all' der Kleinigkeiten, an die der civilisirte Mensch nun einmal gewöhnt ist, mit sich zu bringen pflegt, in dem Sommerhäuschen des Neuhauswirths, welches einen entzückenden Ausblick auf den Grünberg, Tristner und Ahornspitz gewährt. Bei einem Glase Bier, einem soliden Gabelfrühstück und einer Virginiacigarre gedachte ich mit einer gewissen Schadenfreude meines Gefährten in der Floite, der mit Gletscherwasser. einem selbsterzeugten Brennkoch und einer Pfeife „ordinären" fürlieb nehmen mußte. Neben mir saß ein urgemüthlicher, liebenswürdiger alter Herr, Friedrich Arnold aus Feldkirch. Ich schilderte ihm die herrliche Aussicht, die ich gestern von der Spitze des Tristners aus genossen und theilte ihm meine Absicht mit, in den nächsten Tagen den Löffler zu besteigen. Zu meinem nicht geringen Schrecken vertraute mir mein Nachbar, daß er und sein Reisegefährte, Herr Schwarzenbach, der noch in Zell weilte, ähnliche Pläne gegen den König der Floite im Schilde führten, und daß sie sich mir mit Vergnügen anschließen würden. Zu meinem Schrecken — sage ich, denn Herr Arnold zählte nach seiner eigenen Aussage bereits 60 Jahre, war also für einen Löfflerkandidaten denn doch etwas zu alt. Was blieb mir jedoch anderes übrig als einzuwilligen? Ich that es denn auch, jedoch nur unter der Bedingung, daß Herr Arnold und Schwarzenbach einen Führer und zwar den Jak. Gainer engagirten, damit ich mit Jori die Besteigung auch dann ausführen könnte, wenn sie unterwegs die Lust zum weiteren Vorbringen verlieren sollten. So war beiden Theilen geholfen, und es wurde verabredet, daß jene morgen, also Montag den 13. August in der Floite eintreffen sollten, damit wir am Dienstag früh das Attentat auf den Löffler ausführen könnten.

Gegen Abend kehrten Gainer, Jori und ich in die Floite zurück, kamen jedoch nicht weiter als bis nach Ginzling, wo wir übernachteten. Am nächsten Morgen stieg Gainer nach Wandeck hinauf, während wir beiden anderen mit einem neuen Begleiter, dem pensionirten Jäger aus der Stilluppe Pöllsteiner, dem Schauplatze der vielseitigen Thätigkeit des Herrn Feederle zueilten. Jori war ganz entzückt über die Acquisition, die er an Pöllsteiner gemacht. Dieser ist eine Art von Universalgenie. Noch vor wenigen Jahren war er der beste Jäger und verwegenste Bergsteiger im ganzen umliegenden Gebirge, daneben erfreut er sich großer Berühmtheit als Gold- und Silberarbeiter, als Büchsenmacher u. s. w., endlich — und das war für Jori die Hauptsache — stellt seine Kochkunst sogar die unserer frommen Haushälterin in den Schatten. Gleich nach

unserer Ankunft in der Jägerhütte bot sich ihm die Gelegenheit, seine Fertigkeit zu zeigen, da er dem während unserer Abwesenheit halb verhungerten Herrn Feederle auf der Stelle ein kräftiges Muß bereiten mußte. Die Selbstaufopferung meines Herrn Gefährten, wenn es sich um die Ausübung seines Berufs, der Landschaftsmalerei handelt, grenzt wirklich an das Wunderbare; für seine Entbehrungen wurde er aber jetzt auf das glänzendste durch die Vollendung seiner musterhaften Aufnahme des Floitenthalschlusses belohnt.

Nachmittags um 4 Uhr trafen Herr Arnold und Schwarzenbach der Verabredung gemäß bei uns ein. Sobald ich sie erblickte, eilte ich ihnen entgegen, um sie zu begrüßen. Wie wurde mir aber zu Muthe, als ich des letzten in der Marschkolonne des Herrn Schwarzenbach ansichtig wurde! Er ist von einer solchen Leibesfülle, daß man ihm kaum die Passirung der Dornaubergklamm und den Aufstieg in die Floite hätte zutrauen sollen. Schweißtriefend und ganz erschöpft sank er oben auf der Bank vor der Hütte nieder. Und der wollte morgen den Löffler besteigen? Gainer Jakl, der einen großen Korb voll Kleidungsstücke und Lebensmittel mitschleppte, zuckte einfach die Achseln, als ich ihm meine schlimmen Ahnungen und Befürchtungen mittheilte. Beide Herren schienen übrigens den Löffler für einen ganz harmlosen und gutmüthigen Gesellen zu halten. „Morgen früh um 7 oder 8 Uhr sind wir jedenfalls oben“, meinten sie. „Ja, um a zwölf oder oans, wann's gut geht“ brummte Jori, der sich nebenbeigesagt ebenso sehr auf diesen Ausflug freute wie ich selbst. Obzwar keiner von uns beiden den Anstieg auf den Löffler kannte, waren wir doch fest entschlossen, ihn zu erklimmen, wenn auch die beiden Fremden mit ihrem Führer unterwegs umkehren sollten. Herr Arnold, dem man trotz seiner 60 Jahre nicht die geringste Erschöpfung ansah, inspizirte nun unter unserer Führung die Räumlichkeiten des Jägerhauses und kam zu dem Resultate, daß der Heuboden für sechs Personen unbedingt zu beschränkt sei, und daß er demnach mit seinem Gefährten und Führer in der Pokachalpe übernachten wolle, wo wir sie um 1 Uhr Morgens abholen sollten. Nach einer längeren Rast machten sie sich von neuem auf den Weg, um die Alpe noch vor Einbruch der Dämmerung zu erreichen. Wir blieben nach ihrer Entfernung noch eine geraume Weile in der Wohnstube beisammen, bewunderten Feederle's Zeichnungen und Farbenskizzen und tauschten unsere Ansichten über die morgige Exkursion aus. Das Wetter hatte uns auf den bisherigen Ausflügen noch niemals einen Streich gespielt und ließ auch für morgen keinen Umschlag befürchten. Aber Herr Schwarzenbach und seine Korpulenz wollte uns nicht aus dem Sinne. „Der T..... soll mi hol'n“, meinte Jori, „wann der Dicke in sein Leb'n amol auf'n Löffler kimmt!“ Auch uns schien dies kaum glaublich trotz der Zuversicht des Herrn Schwarzenbach.

Um 8 Uhr suchten wir unser Heulager auf, um es nach kurzem Schlummer bereits um Mitternacht wieder zu verlassen. Mitgenommen wurde nichts als das 10 Meter lange Seil, die Steigeisen und Speck und Brod soviel, als ein jeder von uns in seinen Rocktaschen unterbringen konnte. Als wir um ½1 Uhr in

dieser Ausrüstung vor der Pokachalpe ankamen, erregten wir beinahe die Verwunderung unserer Reisegefährten, welche für die bevorstehende Tour die ganzen Vorräthe des Ginzlinger Wirthshauses requirirt und ihren armen Führer noch mit Ueberziehern, Plaids und dergl. beladen hatten. Der Melker der Alpe war eben mit der Bereitung eines „Muß" beschäftigt. Dasselbe mußte dann, bevor man sich an seine Vertilgung wagen durfte, noch einige Zeit zur Abkühlung in kaltes Wasser gestellt werden, und so verging mindestens $^1/_2$ Stunde. Endlich kam es doch nach den umständlichsten Vorbereitungen zum Aufbruche. Langsam und vorsichtig zog die Karawane auf dem klippenreichen, in der unsicheren Beleuchtung der Sterne kaum erkennbaren Pfade über die Baumgartenalpe gegen die Frontalmoräne des Floitenkees. Nach Ueberwindung einer schwach geneigten, mit mächtigem Trümmergestein bedeckten Anhöhe sausten plötzlich schnell hintereinander mehre eisigkalte Windstöße wüthend gegen uns heran; wir waren im Bereiche des Gletscherwindes, der den Ausgleich zwischen den kalten, über dem Gletscher lagernden Luftschichten und den warmen des unteren Thales zu besorgen hat.

Als wir uns anschickten, die rechte Seitenmoräne zu erklimmen, zeigte sich mit einem Male, daß der Mörchner eine Nebelkappe aufgesetzt hatte und die anderen Berge der Umgebung seinem Beispiele zu folgen begannen. Augenblicklich machten Herr Arnold und Schwarzenbach Halt und erklärten, den Löffler nur bei ganz klarem Himmel besteigen zu wollen. Trotzdem ich mir die größte Mühe gab, ihnen zu beweisen, daß derartige zerstreute und zerrissene Frühnebel von keinerlei Bedeutung seien, daß vielmehr alle Anzeichen, der frische, scharfe Wind, der klare, dunstfreie Nachthimmel u. s. w. einen günstigen Tag in Aussicht stellten: trotz alledem lagerte man sich an windgeschützten Orten, hinter überhängenden Felsblöcken, um — zu warten. Auf diese Weise ging wieder eine Stunde verloren, und es war bereits $3^1/_2$ Uhr, als ich endlich entschieden auf die Fortsetzung des Marsches drang. Obzwar sich die harmlosen Nebelbildungen, welche meinen Begleitern so viel zu schaffen machten, noch immer nicht zerstreut hatten, entschloß man sich doch, meinem Drängen nachzugeben. In kurzer Zeit standen wir auf dem Rücken der mächtig entwickelten rechten Seitenmoräne und konnten die ganze Gletscherzunge, die sich unter uns ausbreitete, überblicken. Ihr Ende ist von der Stirnmoräne, hinter welcher wir die erste Rast gemacht hatten, mindestens 300 Schritte entfernt: der beste Beweis für ihre retrograde Bewegung, welche übrigens auch Gainer und Jori in den letzten Jahren beobachtet hatten.

Die Seitenmoräne, auf welcher wir standen, bildete von nun an durch $1^1/_2$ Stunden den nicht zu verfehlenden aber auch nichts weniger als angenehmen Weg, den wir einzuschlagen hatten, um mit Umgehung des Gletscherabsturzes das „Griesfeld" und über dieses das nordöstliche Firnfeld des Floitengletschers zu erreichen. Der geübte — namentlich im Gebrauche des Alpstocks geübte — Bergsteiger kommt nirgends schneller vorwärts als auf derartigem Gemäuer, denn

an Stelle des Gehens und Steigens tritt ein ununterbrochenes Springen von Platte zu Platte und Kante zu Kante, dem Ungeübten dagegen ist der Bergstock nur eine Last, er kriecht mit Händen und Füßen über die einzelnen Felsblöcke hinweg und scheint sich ganz besonders für die Vertiefungen zwischen ihnen zu interessiren, statt sie mit eingesetztem Stocke zu überspringen. Dadurch aber geht ungemein viel Zeit und Kraft verloren. Herr Schwarzenbach befand sich in diesem Falle. Jori fluchte und wetterte beständig über seine Ungeschicklichkeit, hielt sich aber doch ausschließlich in seiner Nähe auf, um ihn bei Ueberwindung dieser Schwierigkeiten kräftigst zu unterstützen. Trotzdem konnte er nicht verhindern, daß sein Schützling jeden Augenblick den Bergstock fallen ließ, um diesen oder jenen hervorragenden Felszacken inbrünstig zu umarmen. Ununterbrochen ließ sich das die Nerven alterirende Geräusch vernehmen, welches das Ausgleiten der eisenbeschlagenen Schuhe auf den rauhen Gneisplatten verursacht. So oft ich mich umkehrte, sah ich Herrn Schwarzenbach entweder der Länge nach daliegen oder in höchst komischer Weise „auf allen Vieren" das wilde Gemäuer überklettern.

So ging es natürlich äußerst langsam vorwärts. Herr Arnold, Gainer und ich hatten schon längst das Griesfeld erreicht, als sich Herr Schwarzenbach und sein treuer Begleiter Jori noch immer auf den Trümmern der Moräne herumschlugen. Endlich holten sie uns doch ein und verlangten eine neue Rast. Herr Schwarzenbach war schon jetzt ganz erschöpft und ermüdet. Der Weg, den wir weiter verfolgen mußten, ließ sich von unserem Lagerplatze aus ganz genau übersehen: zunächst hat man die Schafweiden des Griesfelds direkt gegen Osten hinanzusteigen, dann den Firn zu betreten und über den steilen Absturz desselben auf die Einsattlung südwestlich des Löfflers loszusteuern und von hier aus immer längst der Kammlinie zu der Spitze selbst emporzuklimmen. Besondere Schwierigkeiten oder gar Gefahren bietet der Anstieg jedenfalls nicht, denn, so viel ich sehen konnte, mochte die Neigung des Firns und der obersten Felspartien nirgends über 40° betragen; Spalten zeigten sich auch nicht viele, da in diesem Jahre die Schneemassen des Winters noch immer nicht ganz aufgezehrt worden waren. Und trotz alledem thront die herrliche Spitze so hoch und stolz dort oben, daß dem Gebirgswanderer, der jetzt schon etwas wie Ermattung in den Gliedern verspürt, wol einige unangenehme Bedenken aufsteigen mögen. Zweifelnden Blicks maß Herr Schwarzenbach den im mächtigen Eispanzer strahlenden Koloß und mochte es wol schon bereuen, ihn so unvorsichtig zum Kampfe herausgefordert zu haben. Man sah es ihm an, daß er mit Freuden einen ehrenvollen Rückzug angetreten hätte; leider wollte sich jedoch auch nicht das kleinste Wölkchen am leuchtenden Firmamente zeigen, um einen solchen zu motiviren. Und die liebe — Eitelkeit! Wie im menschlichen Leben überhaupt, so wirkt sie auch beim Bergsteigen als nicht zu unterschätzender Faktor: Herr Schwarzenbach gab selbst das Zeichen zum Aufbruch.

Schon nach wenigen Schritten mußten wir wieder Halt machen, um die tollkühne Attaque einer herangallopirenden Schafheerde zurückzuwerfen. Salz

wollten sie von uns haben, und ich war unvorsichtig genug, ihnen einige Körner vorzustreuen. Jetzt ließen sie nicht mehr von uns ab und liefen trotz der Prügel, mit denen sie von Gainer und Jori bedient wurden, blökend mit, bis wir die oberen Partien des Gletschers betraten. Hier erwarteten wir wiederum die Ankunft des mit Jori weit zurückgebliebenen Gefährten und banden uns dann alle fest an's Seil. Im Anfange ging es recht behaglich über einige kleine und schwach geneigte Schneefelder dahin; bald aber nahm die Neigung auf eine höchst ungemüthliche Weise zu, die Schritte wurden immer kürzer und langsamer, die Pausen immer länger und in immer kürzeren Intervallen — bis Herr Schwarzenbach endlich erklärte, er könne nicht mehr weiter, und sich zur Bekräftigung dieser Worte einfach niedersetzte. Was war da zu thun? Er forderte uns eindringlichst auf, ihn hier zurückzulassen, er wolle recht gern 4—5 Stunden warten. Wir entschlossen uns, ihn durch Gainer wieder ins Thal hinab führen zu lassen und ohne die beiden den Gipfel zu besteigen. Das wollte er jedoch auf keinen Fall zulassen, so daß uns schließlich nichts anderes übrig blieb, als ihm seinen Plaid auszubreiten, die ganzen überflüssigen Kleidungsstücke und Lebensmittel zu übergeben und ihn seinem Schicksale zu überlassen.

Etwa 300 Schritte von seinem einsamen und ungemüthlichen Lagerplatze entfernt erhob sich ein prachtvoller Gletschertisch. Die Höhe der Eissäule betrug mindestens $1^1/_2$ Meter, leider war die Felsplatte, welche auf ihr ruhte, schon stark gegen Süden geneigt und mußte in den nächsten Tagen herabstürzen. „Merkwürdig und überraschend“, meinte Staffler*), „ist das Erscheinen einzelner Steine auf der Oberfläche des Eises der höchsten und freistehenden Fernerkuppen. Wie mögen diese Steine dahingekommen sein? Kaum läßt es sich anders erklären, als daß sie durch die von Zeit zu Zeit entstandenen Eisspalten aus ihrem Felsengrunde durch geheime Naturkräfte auf die Oberfläche gehoben wurden.“ Und in der That! Beim ersten Anblicke der schlank und kühn emporstrebenden Eispyramide, welche die Platte trägt, möchte man zu diesem originell-naiven Erklärungsversuche seine Zuflucht nehmen.

Seit sich Herr Schwarzenbach von unserem Seile losgemacht hatte, ging es rasch und ohne Unterbrechung die steil (35—38°) geneigte Firnhalde in Zickzacklinien hinan. Einige Spalten wurden ohne Aufenthalt auf ausgezeichnet praktikablen Schneebrücken überschritten; darunter auch eine Kluft von sehr bedeutenden Dimensionen: ihre Länge schätzten wir auf 250 Schritt, ihre Tiefe auf 6—8 Meter, und ihre Breite betrug 2 Meter. Ihre beiden Ufer waren durch eine solide Brücke von der Dicke eines Meters verbunden, die Passage also ganz unbedenklich. Wir konnten uns lange nicht losreißen von dem Anblicke der dämonischen Reize, die das Innere dieses eisigen Schlundes enthüllte. Das herrliche Farbenspiel, die glitzernden Wände, die tropfsteinartigen Eisstalaktiten und Stalagmiten fesselten uns stets auf's neue. Das war die letzte offene Kluft.

---

*) Staffler, Tirol und Vorarlberg. I, 72.

die wir zu überschreiten hatten. Alle folgenden — und nach Gainer's Versicherung folgen ihrer noch sehr viele und große — waren unter mächtigen Lagen des letzten Winterschnees verborgen.

Unterhalb der Scharte, auf welche wir lossteuerten, bot sich uns ein neues, wunderbar schönes Bild, ein unsäglich wilder Eissturz. In unzählige, schroff und dräuend emporstarrende Klippen und Zacken zeigt sich hier die Masse des Eises zersplittert. Wahrhaftig, man könnte verzweifeln an seiner Plasticität, wenn die Partien gleich unterhalb dieses unbändigen Kataraktes nicht so vollkommen ruhig und sanft dahinflössen, ohne die geringsten Narben von den eben erhaltenen Wunden zu zeigen.

Während des weiteren Anstieges fiel mir die Beschreibung ein, welche J. Trentinaglia von seiner Bergfahrt auf den Löffler, vom Löffler über die Einsattlung zwischen Schwarzenstein und Mörchner zur Schwarzensteinalpe und von hier über das Schwarzensteinjoch in's Ahrenthal veröffentlichte.*) Diese Schilderung kam mir schon von jeher ungemein verdächtig vor, und zwar aus zwei triftigen Gründen. Erstens wirft eine Notiz Trautwein's ein sehr ungünstiges Licht auf Trentinaglia's Wahrheitsliebe**) und zweitens verfolgt diesen armen Mann auf seiner Löfflerfahrt doch gar zu viel Malheur. Während die meisten Bergsteiger in ihrem Leben nie die nähere Bekanntschaft mit der Tiefe einer Gletscherspalte machen, fällt Herr T. jeden Augenblick in eine solche oder läßt einen seiner beiden Führer, Gauler und Gainer, zum Entsetzen des Lesers verschwinden. Wer den ganzen Artikel aufmerksam durchliest, dem muß es sogleich auffallen, daß alle diese interessanten Abenteuer höchst vortheilhaft immer nach etwas langweiligeren Stellen in den Text eingeflochten sind, um das Interesse des Lesers nicht erkalten zu lassen. Auf je 20 Zeilen kommt in der Regel ein haarsträubender Unglücksfall — mit glücklichem Ausgange natürlich! Daß bei solchen Gelegenheiten die Gewandtheit und Kühnheit des Herrn Verfassers in der günstigsten Beleuchtung erscheinen, versteht sich von selbst.

Jetzt befand ich mich in der Gesellschaft eines der Helden dieser poetisch ausgeschmückten Excursion, in der Gainer's, und begann, als wir auf der Scharte, von welcher aus man hinabblicken kann in's Trippach- und Ahrenthal, eine kurze Rast machten, sofort zu inquiriren: „Haben Sie einmal, vor 8 Jahren etwa, mit einem Herrn T . . . den Löffler bestiegen?“ „Ja!“ „Haben Euch

---

*) J. v. T., Auf dem Zillerthaler Eismeere. Gartenlaube, 1869. S. 267 und 388 ff.

**) Zeitschrift des deutschen Alp.-Ver. Bd. I, H. 4, S. 612: „Was über den Anstieg zu diesen Firnmulden und über den Abstieg zum Dorfergletscher kürzlich in einem illustrirten Blatte zu lesen war (der betreffende Artikel Trentinaglia's erschien in der Zeitschrift: „Aus allen Welttheilen“. 1870. S. 235) beruht, abgesehen davon, daß in Prägraten kein Mensch von dieser Besteigung etwas weiß — um den allergelindesten Ausdruck zu gebrauchen — auf maßloser Uebertreibung; solche Knalleffekte sind bei Schilderung der Alpennatur wahrlich nicht nöthig, sie sind in einer Beziehung sogar schädlich, und aus diesem Grunde muß hier energisch dagegen protestirt werden.“

die Spalten damals Schwierigkeiten gemacht?" „Nein." „Was? Ist denn der Gauler nicht in den Bergschrund gefallen und auch der Herr öfters eingebrochen?" „Gar ka' Red'." Mir wurde schwül. „Wohin seid Ihr denn abgestiegen?" „Nach Ginzling." „Ja, bei allen — Ihr seid doch zur Schwarzensteinalpe hinüber und wäret am nächsten Tage auf dem Kees im Nebel und Unwetter beinahe zu Grunde gegangen. Nicht?" „Hat Enk dös der Herr T. selber derzählt?" „Nein, aber ich hab's von ihm gelesen." „Ja, weißt, dem Herrn darf ma net all's glaub'n." Das war deutlich gesprochen. Die — Unverfrorenheit, mit der es Herr T. wagt, dem alpenfreundlichen Publikum seine theils vollständig fingirten, theils mit erfundenen Abenteuern ausgeschmückten Reiseerlebnisse aufzutischen, streift wahrhaftig schon an's Großartige!

Herr Arnold verscheuchte meine sittliche Entrüstung durch einen Hinweis auf die mehr als unangenehme Lage seines Freundes, der noch immer, dem freien Auge kaum erkennbar, in ungeheuerer Tiefe unter uns auf seinem alten Platze saß. Seit wir ihn verlassen hatten, waren nunmehr schon 1½ Stunden verflossen, zur Ersteigung des höchsten Gipfels benöthigten wir auch noch mindestens ¾ Stunden; traten wir dann nach einstündigem Aufenthalte den Rückzug an, so mußte der arme Herr Schwarzenbach volle 5 Stunden auf dem kalten Firn sitzen bleiben und konnte sich dadurch, da er an solche Strapazen durchaus nicht gewöhnt war, eine bedenkliche Erkältung zuziehen. Das wollten wir aber doch nicht auf unser Gewissen nehmen und entschlossen uns deshalb, Gainer wieder hinabzuschicken, damit er ihn in die Pokachalpe zurückführe, wo sie beide unsere Ankunft erwarten sollten. Gainer war mit diesem Auftrage selbstverständlich ungemein zufrieden und lief mit der größten Schnelligkeit über den mittlerweile bereits erweichten Firn zu Herrn Schwarzenbach hinab, um ihm die frohe Botschaft seiner Erlösung zu überbringen.

Herr Arnold, Jori und ich dagegen begannen nun den Anstieg der eigentlichen Spitze. Ueber den Bergschrund führte uns eine ziemlich solide Schneebrücke, dann kam ein furchtbar wild durcheinander geworfenes Gemäuer und darüber der Firngrat, der zum höchsten Gipfel emporzieht. Nach den Berichten Lipold's, der ihn als der erste im Sommer des Jahres 1843 erklomm*), und Trentinaglia's hatte ich mir diesen letzten Theil der Parthie als ungemein schwierig, ja gefährlich vorgestellt. Besonders hatte mich die Originalzeichnung des Thalschlusses der Floite von Trentinaglia stutzig gemacht, denn auf ihr

*) Die Ersteigung der Löffelspitze im Zillerthale von M. V. Lipold, k. k. Bergrath. Mittheil. d. Oesterr. Alpen-Ver. II, S. 39. S. 48 heißt es: „Der öftwärts von uns nur mehr 400—500' sich erhebende Löffelspitz, das Ziel unseres Weges, ist eine vom ewigen Eise bedeckte Erhebung des Gneisgebirges, dessen deutliche, mächtige Schichten nach Nord-West verflächen, und dessen entblößte Schichtenköpfe gegen Süden und Osten fast senkrechte, mehre 100' hohe Felswände bilden." Das ist ein Irrthum, denn wie in der ganzen Kammlinie so stehen die Gneisschichten auch am Löffler seiger. Von einem Verflächen gegen Nordwest ist gar keine Rede. Lipold verwechselte offenbar die Schichtflächen mit den Schichtenköpfen.

präsentirt sich der in der Natur massig aufgebaute Löffler als ein unnahbares Eishorn mit gränlichen Abstürzen. Welcher Berg Herrn Trentinaglia bei dieser „Zeichnung nach der Natur" als Modell saß — ich weiß es nicht, und Herr Trentinaglia wahrscheinlich auch nicht. Am ehesten könnte es noch das Matterhorn, von Zermatt aus gesehen, gewesen sein. Jedenfalls zeichnet sich diese „nach der Natur" aufgenommene Ansicht durch denselben kühnen Schwung der Phantasie aus wie der ganze Bericht des Herrn Trentinaglia. Vielleicht sollte sie dazu dienen, die im Texte geschilderten Gefahren doch halbwegs glaublich zu machen?

Für einen nur etwas geübten Bergsteiger — und ein Anfänger wird für sein erstes Debüt schwerlich den Löffler wählen — ist der letzte Theil des Anstieges ebenso unbedenklich und gefahrlos wie die vorangehenden. Die Neigung übersteigt an keinem Punkte den Winkel von 40°, Spalten und Klüfte sind nirgends vorzufinden. Nur die hie und da unter einer dünnen Schneelage heimtückisch verborgenen Schichten harten, kompakten Eises erheischen einige Vorsicht.

Mit Herrn Arnold in der Mitte stiegen wir in kurzen Zickzacklinien rasch empor und erreichten Punkt 12 Uhr die höchste Spitze. Zu meiner Ueberraschung war sie vollkommen aper. Herr Lipold fand sie im Jahre 1843 „aus einer dichten, unten krystallreinen und oben blendend weißen Eismasse in einer Mächtigkeit von 80—100′ bestehend". Im Jahre 1857 vollführte Herr Forster aus Augsburg mit Herrn Oberförster Hochleitner in Maierhofen dieselbe Exkursion und lernte, wie mir der letztere selbst mittheilte, den Löffler als entschiedenen „Eisspitz" kennen. Damals war auch das obenerwähnte Gemäuer neben der Einsattlung südwestlich des Löfflers noch unter mächtigen Firnschichten begraben. In den 60er Jahren fand auch Herr Trentinaglia die Spitze „mit blasigem Hocheise" bedeckt; freiliegender Felspartien, wie wir sie antrafen, wird nirgends Erwähnung gethan.

Aus diesen Thatsachen ergiebt sich der ungemein interessante Schluß, daß die Eishülle dieses Gipfels und seiner Gehänge in den letzten Jahren in erstaunlichem Maße zusammenschmolz und daß sich seine absolute Höhe seit dem Jahre 1843 um volle 80—100′ verringerte, also durchschnittlich in jedem Jahre um 3′! Diese Beobachtung stimmt merkwürdig überein mit einigen Resultaten, zu denen Pfaundler in seinen Forschungen über die Stubaier Gebirgsgruppe gelangte.*)

„Ein merkwürdiges Resultat", sagt er, „erlaube ich mir aus den mitgetheilten Zahlen (Höhenbestimmungen) hervorzuheben. Es scheint mir nämlich kein Zufall, daß alle neueren Messungen solcher Spitzen, die wenigstens früher mit Eis bedeckt waren, resp. auch noch sind, niedriger erscheinen als

---

*) Pfaundler, Der Uebelthalferner und Umgebung. Zeitschr. d. Deutschen A.-V. II, 19.

die älteren Messungen. Nach meiner Beobachtung wären abgeschmolzen seit sechs Jahren:

Zuckerhut	um 0,5 Meter		Westlicher Pfaff	um 7 Meter
Pfaffenschneide	„ 5,5 „		Oestlicher Feuerstein	„ 4,8 „
Sonklarspitze	„ 9,8 „		Westlicher „	„ 9,7 „
Oestlicher Pfaff	„ 1,6 „			Mittel 5,56 „

Mittel in einem Jahre: $0,_{92}$ Meter = $2,_{93}$ Fuß.“ Und zu demselben Resultate kommen wir merkwürdiger Weise auch beim Löffler, wenn wir Lipold's Beobachtung zu Grunde legen.

Wie steht es nun mit der Rundschau? Ich muß aufrichtig gestehen, daß mich der Löffler ganz außerordentlich enttäuschte. Der Gesichtskreis, den er beherrscht, ist allerdings ein ungeheuerer, denn sein Horizont zieht von der Zugspitze über die kahlen Wände der nördlichen Kalkalpen, verschwimmt hie und da in der nebligen Ferne der bayerischen Ebene, setzt sich fort bis zum Dachsteinmassiv und dem Todten Gebirge, übersetzt das Ennsthal, läuft über den Hochgolling, die Ankogelgruppe zum Terglou, wendet sich von hier gegen Westen zu den wilden Schrofen und Zacken der Südtiroler Dolomite, streicht über die Adamello- und Ortlergruppe zum Einschnitte des Etschthals, hinter welchem sich der gletscherreiche Berninastock aufbaut, und schließt über die Oetzthaler Ferner hinweg mit der Zugspitze den gewaltigen Kreis. Innerhalb dieser Grenzen ragen tausende von Spitzen und Zinken, Kämmen und Graten, hier in der gleißenden Hülle des ewigen Eises, dort in finsteren, nackten Felsmassen empor. Aber — dem großartigen Gebirgsbilde fehlt der Charakter. Nur der Blick in die Tiefe des Floiten- und Stillupptgales ist diesem Panorama eigenthümlich. Die übrige Fernsicht bietet sich auf hundert anderen Spitzen ganz in derselben umfassenden Großartigkeit. Zweitens wäre zu bemerken, daß unser Standpunkt so ziemlich der ungünstigste ist, den man speziell der Zillerthaler Gebirgsgruppe gegenüber wählen kann. Die einzelnen Kämme und Spitzen zeigen sich in einer so verworrenen Gruppirung, daß selbst demjenigen, welcher ihre topischen Verhältnisse bereits von anderen Punkten aus kennen gelernt hat, die Orientirung schwer wird. Eine Ausnahme macht nur der Tuxer Hauptkamm, den man vom Kraxentrag bis zum Grünberg recht gut übersehen kann. Während jedoch vom Greiner, Ingent und Tristner aus der Blick an seinen Flanken ungehindert bis zur Thalsohle herabgleiten kann, zeigen sich dem Löffler gegenüber nur die Spitzen und höchsten Grate. Dadurch aber muß der Eindruck natürlich sehr geschmälert werden. Ein dritter Fehler ist der Mangel an Thalansichten. Floite, Stillupe, einige kurze Strecken des Trippach- und Ahrenthals kommen in diesem wild empörten Meere von Spitzen und Gletschern gar nicht zur Geltung. Wer von einer Rundschau nichts anderes fordert, als daß sie ausgedehnt sei, wer ganz überglücklich ist, wenn es ihm gelingt, mit seinem Fernrohre in weiter, weiter Ferne in einem verschwindend kleinen Felsgipfelchen den hohen Dachstein oder den Terglou, den Watzmann oder den Monte Cristallo zu erkennen, der besteige

immerhin die Löffelspitze, es wird sich ihm ein reiches Feld für derartige Entdeckungen bieten; er mag diese Thätigkeit sogar für eine wissenschaftliche und sich selbst für einen Mann der Wissenschaft halten. Wem es jedoch darum zu thun ist, den orographischen Aufbau unseres Gebirgsabschnittes kennen zu lernen und zugleich eine anregende und charakteristische Rundschau zu genießen, der betrachte sich den Löffler von Jori's Jägerhütte aus und überlasse die Besteigung solchen, welche der ersterwähnten Kategorie von Gipfelstürmern angehören.

Nach einstündigem Aufenthalte verließen wir die Spitze. Ich nahm Abschied für immer, denn mich sieht sie sicherlich nicht mehr. Nach einem Hoch! auf ihren sechzigjährigen Besieger, Herrn Arnold, traten wir den Rückzug an und erreichten auf dem Wege des Anstiegs ohne Unfall in 4 Stunden die Pokachalpe. Herr Schwarzenbach empfing uns mit tausend Entschuldigungen wegen der heute Morgens durch ihn herbeigeführten Verzögerung. Bald darauf trennten wir uns nach herzlichem Abschiede. Die beiden Herren stiegen mit Gainer nach Ginzling hinab, um am nächsten Tage über das Pfitschjoch nach Sterzing zu wandern, während Jori und ich in der Jägerhütte zurückblieben. Wie unangenehm war unsere Ueberraschung, als wir sie ganz leer und ausgestorben fanden und von Joseler erfuhren, Herr Feederle sei heute früh mit Pöllsteiner nach Ginzling aufgebrochen. Er hatte seine Aufnahme der Floite vollendet und wollte jetzt wahrscheinlich wieder einmal in einem Bette schlafen und seinen an die langweiligen Mehlspeisen nicht gewöhnten Magen durch eine solide Kost restauriren.

Auch ich hielt mich von nun an mehr in Ginzling als in der Floite auf und nahm endlich am Freitag definitiv Abschied von meinem wackeren Jori.

Die Invasionen der Türken im Alpengebiete Nieder- und Oberösterreichs in den Jahren 1529, 1532 und 1683.

Geschichtliche Reminiscenzen von **Ferdinand Zöhrer.**

Die Welt ist heute nur e i n großes Auge, das auf die Türkei gerichtet!

Wie die Weltgeschichte nach Jahrhunderten den späteren Generationen erzählen wird von den Türkenkriegen der Jetztzeit, so hat sie auch uns die Tradition von dem furchtbaren Weh aufbewahrt, das der „Erbfeind der Christenheit“ in den Jahren 1529, 1532 und 1683 über einen großen Theil Oesterreichs gebracht hat. Den beiden Belagerungen Wiens durch die Türken sei hier nur in Kürze gedacht, da dieselben, in Geschichtswerken mit unvergänglichem Ruhme verzeichnet, den Lesern hinlänglich bekannt sind. Weniger dürfte dies aber in Bezug auf die verheerenden Streifzüge der Osmanen in die Wien näher gelegenen Alpen-

gebiete Oesterreichs sein, und einige Episoden im Rahmen des „Alpenfreundes" möchten wol das Interesse der Leser erregen.

Nach dem Tode Maximilians theilten sich Carl V. und Ferdinand I. in die großen Habsburgischen Reiche. Ferdinand wurde Herrscher Oesterreichs. Gleichzeitig folgte in der Türkei der Sohn Selim I., Suleiman II., seinem Vater in der Regierung des Osmanenreiches. Suleiman II., den die Geschichte einen großen, aber keinen guten Fürsten nennt, war von unbegrenzter Herrschsucht und Ehrgeiz erfüllt und machte sich in Europa und Asien gleich furchtbar; bald rückte er gegen Ungarn vor, gewann 1526 die Schlacht bei Mohacz, nahm 1529 Ofen, Gran und Vysegrad ein, stand am 27. September 1529 mit 300,000 Mann, 300 Geschützen vor Wien und ließ mit 800 Schiffen die Donau absperren. Dort, wo heute in der Nähe Simmerings das „Neugebäude" steht, erhob sich das Prachtzelt des gefürchteten Sultans. Die Wiener zählten hinter dünnen Mauern und Wällen unter ihrem Feldhauptmanne Graf Niklas Salm nur 16,000 todesmuthige Männer, von denen aber jeder Zoll ein Held war. Suleiman machte in 20 Tagen 20 furchtbare Stürme und verlor 80,000 Mann. An der Ecke der heutigen Kärnthner- und Wallfisch-Gasse sagt uns eine Inschrift auf einer kleinen Steintafel: „Hier stand der Karntherthurm. Donnerstag den 14. Oktober 1529 schlugen hier Salm und Reischach den letzten und heftigsten Angriff der Osmanen unter Suleiman zurück." Die wogende, ewig heitere Menge eilt heute vorüber an dieser einfachen, doch so vielsagenden Gedenktafel. Möge sie nie vergessen, daß auf dem Platze, wo heute der Prachtbau der Oper und eine Reihe Paläste sich erheben, das Herzblut tapferer Männer geflossen, die für Gott und Vaterland, für Glauben und Freiheit, für ihr geliebtes Wien zu kämpfen und zu sterben gewußt! Niklas Salm, der an den Folgen einer durch einen abgeschossenen Stein erhaltenen Wunde starb, der Freiherr Wilhelm von Rogendorf, der Eck von Reischach, Griesenegger, Niklas von Thurn, Katzianer und viele der Helden haben sich ihre Denkmäler in der Geschichte Wiens gesetzt, das durch den Heldenmuth der Genannten von den Gräueln seiner ersten Türkenbelagerung befreit wurde.

Noch denkwürdiger ist die zweite Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683, da in diesem Jahre nicht nur der Stadt, sondern dem ganzen Lande das größte Verderben drohte, ja selbst für die deutschen Länder die Gefahr eine große war. Der zwanzigjährige Waffenstillstand, der nach der Schlacht bei St. Gotthard, die für die Türken so unglücklich ausgefallen, zwischen Oesterreich und der Türkei geschlossen wurde, war abgelaufen, und die Osmanen richteten ihre Blicke wieder nach Wien. Am 7. Juni 1683 stand Kara Mustapha, der Großwesir des Sultans Muhammed IV., in Esseg, schon am 14. Juli 1683 war er mit 200,000 Mann vor Wien und umklammerte mit ihnen wie mit einem eisernen Ring die Stadt. Von der Schwechat an über Inzersdorf, Schönbrunn, Währing, Döbling bis Nußdorf

lagerten die Heerhaufen; das Prachtzelt des türkischen Feldherrn stand in der Nähe der heutigen St. Ulrichskirche in der Vorstadt Neubau. Doch Wien zählte wieder 16,600 Männer, die den furchtbaren Anprall der Türken bis zur Ankunft des Entsatzheeres auszuhalten wußten und so Stadt und Land vor dem Elende des Türkenjoches schützten. Wer heute über die Elisabethbrücke geht, sieht acht Statuen, die das dankbare Wien verdienstvollen Männern gesetzt. Auch der Stadtkommandant, Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, der tapfere Krieger aus Montecucolli's Schule, ist darunter und wahrhaftig nicht der Geringsten einer. Auf ihn waren die Augen des bedrängten Wien, des ganzen Landes gerichtet; unzählige Male erstieg er die Gallerie des Stephansthurmes und blickte hinaus in die Gegend des Rastenberges, von woher das Entsatzheer nahen sollte, und es nahte auch der Polenkönig Sobiesky und die tapferen Truppen der Sachsen, Franken und Bayern, fast 84,000 Mann mit 186 Geschützen, stellten sich am 12. September dem durch die Belagerung auf 160,000 Mann zusammengeschmolzenen Heere Mustapha's entgegen und errangen in Verbindung mit Starhembergs Truppen einen Sieg, wie die Geschichte wenige zu erzählen weiß. Wien war gerettet!

So weit in Kürze die Bedrängniß der Metropole während der beiden Belagerungen. Wie sah es aber während dieser unheilvollen Periode im Flachlande, im Gebiete der angrenzenden Alpen aus?

Bei der ersten Invasion dehnten die Türken ihre Raubzüge fast auf das ganze Land Niederösterreich aus. Der Großwesir Ibrahim Pascha sandte seine Horden, 30,000 Mann stark, in das Land, um die Volksbewaffnung zu verhindern. Mit Mord und Brand bezeichneten sie ihren Weg donauaufwärts am rechten Ufer, wo im Tullnerfeld die Orte Baumgarten, Judenau, Rohr, St. Andrä, Asperhofen in Flammen aufgingen, am linken Ufer, wo sie im Marchfelde schrecklich hausten. Das an der Donau gelegene Kloster Säusenstein, heute eine malerische Ruine, wurde arg bedrängt, die Häuser in Brand gesteckt, die Bewohner erschlagen; das nahe Amstetten, heute Westbahnstation, hatte einen Anprall von 6000 Türken auszuhalten; Neumarkt und Arbagger gingen in Flammen auf. Bald erreichten die vom Volke mit dem Beinamen „Renner und Brenner“ belegten Raubhorden, welche unter Anführung des Renegaten Michael Oglou hausten, die Enns; doch diese bewachte der tapfere Hanns von Stahremberg, der den andringenden wilden Gesellen die Zähne zeigte und alle Versuche derselben, über den Strom zu gelangen, verhinderte, wozu er nebst seinen Truppen die Bauern gut brauchen konnte. Die Türken versuchten nun in die Steyermark einzubrechen, doch wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen und waren bald auch aus der Gegend Oberösterreichs verschwunden.

Am linken Ufer der Donau war ein Aufwärtsdringen der Türken gehindert, da Pfalzgraf Philipp mit einem Theile der Reichstruppen sich in Krems festgesetzt und von dort aus den Türken vielen Schaden beibrachte.

Viel größeres Leid brachte der Einfall der Osmanen im Jahre 1532, als Suleiman die österreichischen Länder, getrieben von Rachsucht über die vor Kurzem erlittene Niederlage, mit einem furchtbaren Heere bedrohte. Der Sultan wollte seinen Gegner Kaiser Carl V. in Deutschland selbst aufsuchen. Am 7. August 1532 stand das türkische Heer vor Güns, welches der Held Niklas Jurischitz durch drei Wochen vertheidigte; nur durch eine List gelang es, die Fahne des Propheten auf die Mauern der Veste aufzupflanzen, worauf der Sultan abzog, und die so tapfer gehaltene Stadt in den Händen des edlen Jurischitz blieb. Doch diesmal war Wien gerüstet, und ein großes Heer, bestehend aus Tausenden von Kriegern aus den österreichischen Ländern, spanischen und italienischen Hilfsvölkern unter Alfonso del Vasto und Antonio Leyva nahm Stellung gegen die Türken. Das deutsche Reich sandte Hilfe unter Pfalzgraf Friedrich, Kaiser Carl V. und der römische König Ferdinand erschienen am 23. September vor Wien. Der Sultan gelangte natürlich in Kenntniß von diesem Aufgebote und besann sich eines besseren. Langsam rückte er über Oedenburg, Eisenstadt gegen Pottendorf und Wiener-Neustadt; wider Vermuthen zog sich das türkische Heer seitwärts in die Steyermark und kehrte über Slavonien und Belgrad in die Türkei zurück.

Dem gestellten Thema zufolge will ich dem Heereszuge der Türken durch das steyerische Alpengebiet nicht folgen, sondern nur erwähnen, wie das Gebiet der nieder- und oberösterreichischen Alpen bei diesem zweiten Einfalle weg gekommen ist. Schon während der Belagerung von Güns drangen 16,000 „Renner und Brenner" an Wien vorüber in das Gebiet von Mariazell. Michael Oglou und Kasimbeg, die schon 1529 eine Schaar befehligten, führten auch jetzt wieder ihre Horden durch das Gebirge. Ueber den Sonntagsberg her ging es auf die Enns zu. Seitwärts der hübschen Kirche auf dem durch seine großartige Rundsicht ausgezeichneten Sonntagsberge zeigt man heute noch den „Türkenbrunnen", eine Quelle, über welche fromme Dankbarkeit wegen glücklicher Errettung eine Kapelle gebaut hat. Wieder bezeichneten Brand und Verwüstung den Weg längs des rechten Donauufers aufwärts. Die oberösterreichischen Lande waren jedoch gerüstet. Ein großes Aufgebot war erlassen worden, jeder zehnte und fünfte Mann wurde ausgehoben, in jedem Bezirke waren Sammelplätze für das Aufgebot, dem Sturmglocken, Schüsse und Feuer auf den Bergen die Gefahr kund gegeben. Zufluchtsörter für Greise, Weiber und Kinder wurden bestimmt. Bei Garsten und an der Enns wurden Verhaue und Schanzen angelegt. Die Gefahr ließ nicht lange auf sich warten. Am 8. September loderten schon die Flammen der von den Türken in Brand gesteckten Bauernhöfe jenseits des Ramingbaches auf; eine große Schaar kam zur Ennsbrücke bei der Stadt Enns, welche verschanzt war. Ein heftiges Gemetzel zwischen Türken und Bürgern entstand, doch vermochten die ersteren der Stadt nichts anzuhaben. Die Stadt Steyr war stark befestigt, ein Fähnlein kärntnerischer Reiter lag dort. Am

9. September rückten gegen 10,000 Türken über Ernsthofen, heute Bahnstation der Rudolfsbahn, gegen Steyr vor; des dichten Nebels halber gelang es einer Schaar von 600—1000 über die Enns zu setzen; die Orte Stadelkirchen, Dietach, Gleink, Wolfern wurden bedrängt, theilweise angezündet, die überraschten Einwohner, bei 2000 an der Zahl, niedergemetzelt. Schloß Losensteinleithen scheint der äußerste Punkt gewesen zu sein, bis wohin 1532 die Türken gedrungen. Der Jäger daselbst schoß einen Anführer nieder und trieb die Uebrigen in die Flucht. Die „Türkenlinde" bei dem Schlosse stand noch vor 30 Jahren. Die Horden schleppten viele Gefangene mit, zogen sich jedoch bald aus dem Gebiete der Enns und Steyer zurück, da sie die Annäherung des Heeres erfuhren, das auf der Donau unter Kaiser Carl V. Führung nach Linz gekommen. Kasimbeg nahm seinen Rückzug gegen Waidhofen an der Ybbs, heute Städtchen an der Rudolfsbahn; daselbst machten die tapfern Bürger einen Ausfall, schlugen auf der „schwarzen Wiese" das türkische Streifheer, erbeuteten 300 Pferde und nahmen über 400 gefangene Landleute weg. Der Stadtthurm in Waidhofen trägt heute noch einen Halbmond unter dem Kreuze auf der Spitze. Die Türken rückten fluchtartig gegen Gaflenz und Weyer, verbrannten und plünderten beide Orte und zogen in den Schluchten weiter ins sogenannte „Sattelhag" gegen Steyermark zu. Daselbst trafen sie auf tapferen Widerstand. Die Bauern und die Unterthanen der Admonter Herrschaft Gallenstein verjagten die Horden aus dem Gebirge, erschlugen einen großen Theil am Pfaffenstein und nahmen viele Pferde weg. Kasimbeg eilte aus dieser für die Türken unheilvollen Gegend weg und vereinigte seine Reste mit einem andern Korps bei Baden in Niederösterreich. Bei Pottenstein, Enzesfeld und Leobersdorf, wo die Türken ein größeres Heer der Christen antrafen, kam es zum erbitterten Kampfe; ebenso bei Pottendorf; die Türken wurden fast ganz vernichtet, doch hatte vorher der grausame Kasimbeg 4000 Gefangene ermorden lassen.

So endete die zweite Invasion der Türken, welche für Wien weniger gefahrvoll war, dagegen Steyermark und dem ober- und niederösterreichischen Alpengebiete arge Bedrängniß gebracht hat.

Als die Gefahr der dritten Invasion 1683 herannahte, flüchtete sich Kaiser Leopold unter großer Gefahr nach Linz, wo der Landtag in seiner Gegenwart Verhandlungen pflog, wie auch jetzt dem Anpralle der gefürchteten „Renner und Brenner" Widerstand geleistet werden könne. Am 16. Juli schon kam die Nachricht, daß die Türken gegen Kloster Mölk streiften; der Kaiser flüchtete sich nach Passau. Wieder wurden an der Enns Schanzen aufgeworfen, ein Freiherr von Gallenfels befehligte dort die Truppen und das Aufgebot der waffenfähigen Männer. In der Nähe des Ramingbaches bei Steyr wurden Palissaden gesetzt, Gräben gezogen, die Stadt Steyr wurde durch Blockhäuser stark befestigt. Die Pässe im Mühlkreise jenseits der Donau von Waldhausen bis Königswiesen und Freistadt wurden verschanzt. Die

Bauern rückten unter Leitung der Herren von Stahremberg und Hackelberg an die Isper und besetzten die Pässe. Am 19. Juli näherten sich die Türken. Alle Waffenfähigen eilten an die Enns. 300 Tataren erschienen vor Weyer und Waidhofen an der Ybbs. Das empörte Landvolk drängte die Reiter in das Prellthal bei Opponitz; leider kam der von den Bauern erbetene Succurs der ständischen Truppen zu spät, die Tataren ließen ihre Rößlein im Stiche, kletterten über die Felsen und eilten wieder zu den größeren Haufen zurück. Das Landvolk trieb die Türken zurück, so daß die Gefahr sich von der ganzen Landesgrenze wegzog, und gerade die für Wien so beängstigende dritte Invasion für Oberösterreich weniger gefährlich wurde.

Es ist gewiß nicht zu unterschätzen, daß die Türken drei Mal an Oberösterreichs Grenze mit blutigen Köpfen abgewiesen wurden; die Enns war für sie ein böses Wasser. Hätten sie den Weg durch Oberösterreich gebahnt gefunden, gewiß wären viele Tausende der barbarischen „Renner und Brenner" ihren Kameraden auf flinken Rößlein gefolgt und hätten Mord und Plünderung auch in die nahen schönen Gefilde Deutschlands getragen. Die Heldenthaten der Tiroler während der französischen Invasion sind noch frischer im Gedächtnisse, da erst einige Jahrzehnte darüber verflossen. Was die Bewohner Oberösterreichs aber in den drei Invasionen der Türken geleistet, soll auch ehrend erwähnt werden, wenn auch Jahrhunderte darüber hinweg gerauscht sind!

Da die Türken auf ihren Streifzügen ins westliche Oesterreich diesmal weniger glücklich gewesen, zogen sie sich mehr in die Umgebung der belagerten Residenz zurück und hausten daselbst nach ihrer Weise.

Einige Episoden machen Anspruch auf das Interesse der Leser, da das Terrain, auf dem sich dieselben abgespielt, heute eine viel besuchte Touristenstraße geworden.

Der Reisende, der vom Wiener Südbahnhofe in das Gebiet der steyerischen Alpen eindringen will, erreicht vom Bahnhofe ab schnell die Station Liesing. Gleich darauf gewahrt er rechter Hand einen massiven Thurm, der, freistehend, aus Quadern erbaut ist. Es ist ein Wartthurm, der 1521 zum Schutze gegen mancherlei Feinde erbaut wurde und den Bewohnern von Perchtoldsdorf, im Volksmunde einfach Petersdorf, gute Dienste geleistet hat. Möge der Blick des Geschichtsfreundes nicht ohne Interesse auf ihn haften; er sieht im alten Gemäuer noch den stummen Zeugen einer entsetzlichen That, die der verrätherische Türke dort verübt. Als am 14. Juli 1683 die Schaaren Mustapha's im Gebiete der niederösterreichischen Alpen vorgedrungen, lagerte sich auch ein Haufe vor Perchtoldsdorf und zündete den unglücklichen Ort an. Die Bewohner retteten sich in den befestigten Thurm und in die große Kirche. Am dritten Tage unterhandelten sie mit einem Pascha, der freien Abzug gegen Erlag von 4000 Gulden bewilligte. Das Geld wurde sogleich auf drei Schüsseln gebracht, die Bürger zogen aus dem Thurme und der Kirche, singend und Gott dankend, an ihrer Spitze trug eine weißgekleidete Jungfrau eine Fahne. Kaum aber waren 3800 Menschen aus ihren Zufluchtsstätten herausgetreten, als die

Türken mit gezückten Schwertern auf die Unglücklichen eindrangen und sämmtliche grausam hinmordeten. Alljährlich findet im Orte ein Seelenamt für die ermordeten Opfer von Perchtoldsdorf statt.

Ein weiterer Zeuge auf der Fahrt bleibt die rechts sichtbar werdende Burg Liechtenstein, die 1529 bei dem ersten und 1683 bei dem dritten Einfalle von den Türken in Brand gesteckt wurde. Dasselbe Schicksal hat die Stadt Baden getroffen, die bis auf wenige Häuser eingeäschert wurde. Gerade die Umgebung Badens bewahrt zahlreiche Erinnerungsplätze an die Türkenwirthschaft, die sich in den seitwärts ausdehnenden Alpenthälern breit gemacht. So nenne ich das Schicksal der Burg Merkenstein, die heute das Ziel eines Lieblingsausfluges der Badegäste bildet. Die Burg wurde 1683 von einem Haufen Türken belagert, doch die tapferen Bewohner hielten Stand und zwangen die Türken zum Rückzuge. Ein Aga umritt noch die Mauern, als er eine Dirne erblickte, die ihn vom Söller herab durch eine unanständige Geberde verhöhnte. Von Wuth entbrannt stürmten die Türken noch einmal, Pechkränze und Feuerpfeile wurden auf das Dach geschleudert; die Wüthenden drangen in die Burg und mordeten 173 Menschen. Im Thiergarten bewahren zwei ungeheure Haselnußbäume und der „Türkenbrunnen", ein unterirdischer Gang, das Gedächtniß an die Türkennoth von 1683. Doch weiter drangen die Raubhorden einwärts in das romantische Thal von Guttenstein, dessen Burg vom Zauber der Romantik umhüllt ist. Suchte ja doch in ihr der unglückliche Fürst Friedrich der Schöne jenen Frieden, den ihm die feilen Höflinge nicht gewähren konnten. Die Türken stürmten siebenzehn Mal. Eine Sage hat sich noch von der List erhalten, wie die Veste zur Zeit der ersten Invasion 1529 gerettet wurde. Wer heute die Burg besucht, findet einen weiten Bogen, hinter dem sich ein gähnender Abgrund aufthut. Die Türken waren bereits in der Burg; die listigen Bewohner verdeckten jenen Bogen schnell mit einem Vorhange. Als die Türken heranstürmten, wähnten sie, den Eingang in einen reichen Saal zu finden, drängten hastig vorwärts und stürzten in den Abgrund hinab. Auch das große Christusbild „der Herrgott auf der Rast" bildet den Gegenstand einer frommen Tradition, der zufolge die Ungläubigen bei dem Anblicke des Gekreuzigten erschreckt die Flucht ergriffen und so das Servitenkloster gerettet wurde. Einen furchtbaren Beweis, wie die Türken in den von ihnen berannten Gebieten gehaust, bildet die Thatsache, daß sie 6000 Männer, 11,000 Weiber, 14,000 Mädchen und 50,000 Kinder in die Sklaverei geschleppt haben. Bischof Kollonics fand in dem von den Türken in größter Hast verlassenen Heerlager noch circa 600 kleine Kinder, die er in seinen Schutz genommen und für die er väterlich gesorgt hat. Die Elisabethbrücke in Wien trägt das Standbild dieses Helden aus den Türkenkriegen.

Es war eine unheilvolle Zeit für Land und Volk, und hart fühlten sie die bedrängten Bewohner der Alpen Niederösterreichs; an den Felsen des Oberlandes schlugen sich die „Renner und Brenner" die Köpfe wund, und an der Enns rief ihnen ein tapferes Völklein zu: „Bis hieher und nicht weiter!" —

In's Pfitsch.

Von **Conrad Fischnaler.**

Ein wonnevoller Herbsttag lachte auf die breite Thalfläche um Sterzing nieder und guckte in die alten Straßen und Gäßchen hinein, in welchen ein kühler Luftzug vom nahen Brenner her den leichten Staub vom grobkörnigen Pflaster emporwirbelte.

„'Sgeat der Brennerwind", sagte die Höckerin am Thorbogen des grauen Rathshauses, indem sie uns etliche Pfirsiche einpackte; „i muen fast, 's Wötter bleibt guat."

Am Eingange der Lauben, worunter hübsche Bogengänge zu verstehen sind, die einen Theil der Neustadt schmücken, hatte sich eine kleine Gesellschaft junger Leute zusammenbestellt, um von da aus einen Abstecher in das wildromantische Pfitschthal zu unternehmen. In allen mir bekannten Reisehandbüchern für Tirol ist der Reize dieses Thales mit den wärmsten Worten gedacht, so daß es mir, der ich das liebe Pfitsch wie meine Rocktasche kenne, gar nicht schwer gefallen war, alle Schönheiten recht herauszustreichen und einige unserer Sommergäste zu einem Ausfluge dahin zusammenzutrommeln.

Des Nachmittags gegen drei Uhr machten wir uns, in Summa acht Köpfe stark, auf die Beine. Obwol die Parthie hin und retour sehr leicht an einem Tage zu bewältigen ist, waren doch aus mancherlei Gründen dafür zwei ausgeworfen worden, so daß es an Muße nicht gebrach, die größten Merkwürdigkeiten eingehend zu beaugapfeln.

Wacker stiefelten wir durch das in der Sage weit berühmte Sterzingermoos, den idyllischen Aufenthalt aller sitzengebliebenen Jungfrauen, auf Wiesen los, das letzte Dorf vor der Thalklause.

Das Gespräch drehte sich um die Meliorirung dieser Sumpfwiesen, an welcher tapfer gearbeitet wird. Allenthalben von der Stadt bis zum Schloßfelsen von Sprechenstein ragen riesige Erdhaufen in die Luft als Resultate der Arbeiten für ein neues Bachbett des Vaters Isarcus; die Erlenauen, einst beliebte Tummelplätze aller wiehernden Sprößlinge aus den Sterzinger Ställen sind dem Beile des wälschen Polentavertilgers zum Opfer gefallen und strecken rachefordernd die dürren Aeste mit den letzten welken Blättern in den grundlosen Weg. Aus den unzähligen Zickzack-Gräben wird binnen Kurzem alles faule Wässerlein der blauen Adria zugeströmt sein; die zarte Parnassie, die fleischfressenden Droseren, die gelbäugigen Utrikularien, die Kalmen, Sparganien und wie sie alle heißen, diese Sumpfbewohner, die in üppigster Fülle in Moos und Graben wuchern, werden bald in eigenem Schlamm erstickt liegen, bis der Pflug des Bauern sie als treffliches Düngmittel unter die Erde bringt. Mit vielen Seufzern berechneten wir, welch unersetzbarer Verlust durch diese fatale

Urbarmachung der schönen Tiroler Flora erstünde, denn zwei aus der Gesellschaft zählten zu den eingefleischtesten Botanikern der ganzen Grafschaft, und das Loos dieser schmutzigen Kinder der saubern Flora ging ihnen entsetzlich zu Herzen. Freilich unser Historiker N. betrachtete das Ereigniß mit anderen Augen. Die Gegend von Sterzing ist nämlich klassischer Boden. Die römische Mansion Vipitenum bewachte da herum den alten Straßenzug, welcher von Sabiona (Säben) nach Veldidena (Wilten) leitete. Wie leicht konnte nicht bei der Umgrabung oder bei der Auswerfung des Bachrinnsales irgend ein römischer Aschentopf, ein sandsteinerner Wegweiser, eine verrostete Schwertscheide, ein Hufeisen oder andere solcher klassischen Reste an das Tageslicht gefördert werden? Das war ja schon erlebt! Die Sterzinger selbst, als die Hauptbetheiligten an der Moosentsumpfung, bezifferten dagegen den Nutzen aus fruchtbaren Wiesen und Aeckern an Stelle von Pferdeweiden und Tümpeln und zögerten nicht, die alten Thaler aus den Kästen zu ziehen, um mit Aufwand von Hunderttausenden ihren Söhnen und Enkeln ein ertragfähiges Stück Erdreich zu schaffen. Um das Schicksal der vorhin angezogenen alten Jungfern kümmert sich dabei keine Seele; ja ich zweifle überhaupt, ob dieselben von den beiden leitenden Personen, Herren Landesingenieur Lindner und Bürgermeister Kofler, auch nur um ihr Gutachten angegangen worden. Vielleicht findet die geehrte Jungfernzunft in den Etschmösern bei Sigmundskron oder Neumarkt einigen Unterstand, ich könnte die reichen Versumpfungen von Salurn ganz besonders empfehlen.

Unter derartigen Erörterungen waren wir an einigen Mühlen vorbei in das Pfitschthal eingedrungen. Durch geraume Zeit halten Fichten und Lärchen, strotzend von Flechten — was hier zu Lande alles unter dem Namen Baumbart florirt — getreue Wacht am Wege, bis nach Ueberschreitung einer primitiven Holzbrücke, unter welcher der Pfitscherbach wie lauter Milch dahinschießt, der steinige, holprige Weg an magerer Halde schwach aufwärts strebt. Die Lärchen, hier wie um ganz Sterzing sehr häufige Waldbäume, ziehen sich sachte auf die Höhen zurück, gegen Norden fallen die Schieferfelsen steil ab, indeß sich gen Süden ein schmales Plateau emporschwingt, voll saftiger Wiesen und magerer Aecker. An die dunkelgrüne Bergflanke daselbst schmiegen sich die Gehöfte „in Tulfers". Man kann sich einen kleinen Begriff von der Wohlhabenheit der Bewohner bilden, wenn man erfährt, daß der Lehrer alldort dreißig Gulden Jahresgehalt bezieht, also ungefähr so viel wie ein Hausknecht vierteljährlich. Selbstverständlich sind jedoch die Leutchen hier ebenso genügsam wie in den größeren Orten des Pfitschthales, Kematen und St. Jakob, und wollen von all' dem Bildungskram nicht mehr und nicht minder als ihren Katechismus fertig lesen und den Namenszug mit hinreichender Schnelligkeit hinmalen können. Das ehedem so gebräuchliche Drei-Kreuz'l-System, von welchem sämmtliche Verkauf- und Pfandurkunden in den Sterzinger Kanzleien das Ansehen von Todesanzeigen erhielten, hat auch hier Dank den Bemühungen einiger tüchtiger Gemeinde-Vorsteher abgewirthschaftet.

Nach zweistündigem Wandern, das durch die vielen Kreuz- und Querzüge unserer Botaniker mehr als nöthig ausgedehnt, näherten wir uns allgemach dem wundervollem Thalpasse, welcher, unter dem Namen „die Wöhr" bekannt, die Gemarken der Gemeinden Wiesen und Pfitsch scheidet. An den Einzelhöfen von Afens vorüber ladet der Weg in ein dunkles schattiges Fichtenwäldchen, so lauschig und heimlich, daß man sich gerne auf einen der moosbedeckten Steine am Wege setzt und dem Hämmern und Klopfen des Spechtes lauscht, das vermischt mit dem Raspeln und Knuspern des Eichhörnchens unschwer zu erhorchen ist. Denn nach kurzer Zeit geht die Waldherrlichkeit zu Ende, schon bringt mächtiges Rauschen und Toben von stürzenden Wassern in das Ohr des Wanderers, der Wald schwindet und läßt als letzten Genossen am Saume eine altersgraue Lärche, deren Zweige in den Gischt des wilden Bergbachs hängen.

Ein Chaos von zimmerhohen Steinblöcken, an deren harte Wände das blind wüthende Wasser anprallt, und ein Meer von Perlen in den nächsten Tobel sinkt, um nach kurzem Wirbel am nächsten Felsen in Rauch zu zerschellen und weit als weißer Schaum thalaus zu jagen — das ist ein Bild, prächtig genug, um allein seinetwegen das herrliche Pfitsch aufzusuchen. Weite Erdhöhlungen, unter welchen ein wackliger Holzsteg die grauenhaften Klüfte überbrückt, bringen den Wanderer an der „grausigschönen" „Szene von Fels und Wasser" vorbei nach kurzem Steigen auf den höchsten Punkt der Wöhr, allwo eine stattliche Sägemühle unter dem Tosen und Donnern des Baches die wuchtigen Stämme des Thales zu Brettern schneidet. Eine dichte Lage von Holzabfällen, Baumrinden und Sägespähnen weisen den Weg auf die Höhe, zu dessen rechter Seite die duftigsten Alpenblumen von den moos- und flechtenbehangenen Felstrümmern herniedergrüßen.

Obwol die Wöhr kaum viel mehr als 4200′ über dem Meeresspiegel liegt, bergen die brüchigen Steine und ewigfeuchten Klüfte auf einem Raume von ungefähr 200 Quadrat-Ruthen doch einen solchen Schatz der seltensten Bergblumen, wie ich ähnliches in ganz Tirol nur noch am Johanniskofel getroffen. Von all' den reizenden will ich jedoch nur dich nennen, du viel umworbenes Edelweiß, Herzblättchen der Touristen, daß du deine schönsten Familienglieder hieher gesandt und vor allem begehrlichen Besitze zu hüten weißt. Kein langbeiniger Engländer u. s. w. wird denselben nachstellen, so großäugig sie auch herunterlocken, er scheut wol die morschen bröckelnden Schieferplatten, die unter den Füßen wegschießen tief ab in die brüllende Fluth. Nur der Wind buhlt um die lieblichen Sprößlinge, und der Sturm erringt sich ab und zu eines der weichen wolligen Kinder: für den Sterblichen hängen hier die Trauben zu hoch. Doch er kann sich trösten, denn bald steigen zwischen den Alpenrosen, der niedlichen Azalea, den blau, gelb und weiß funkelnden Saxifragen, den süß duftenden Knabenkräutern, den nickenden Blaukäppchen der Glockenblumen massig die Stämmchen von Edelweiß an den Bach hernieder, und keine Gefahr lauert des Burschen, wenn er dem Mädchen ein Sträußchen dort holt. Stete Bergab-

rutschungen mögen wol die vielen und mannigfachen Alpenblumen bis auf diese Felsen herunter geschleppt haben. — Vor undenklichen Zeiten soll nach der Sage in der „Wöhr" eine große Thalsperre bestanden haben, um die Fluthen des mächtigen Pfitscherseees vor gewaltsamen Durchbruche zu hindern. Allein der ungestüme Geselle unterwühlte mit der ausdauerndsten Hartnäckigkeit das schwache Menschenwerk und erbrauste unter furchtbarem Getöse, alles vor sich niederwerfend, durch das Thal den Feldern von Sterzing zu. Diese Stadt habe, wie die Mähr weiter berichtet, eine solche Ausdehnung besessen, daß die jetzt eine Viertelstunde von derselben entfernte Pfarrkirche damals in der Mitte situirt gewesen. Auf den ganzen südlichen Theil des armen Vipitenum stürzte sich der Wasserschwall, riß alle Baulichkeiten nieder und bereitete den unglücklichen Inwohnern ein nasses, kühles Grab. Wirklich schade, daß unsere Historiker an der ganzen Geschichte, soweit sie auf Sterzing und dessen einstige Größe Bezug hat, kein wahres Wort finden wollen, ich hätte als Bürger des jetzigen Oertchens doch gar zu gerne die entschwundene Pracht meinen Begleitern vor die Blicke gezaubert. Um so inniger klammere ich mich daher an die Geognosten, welche einstimmig ihre Meinung dahin abgeben, daß die stolzen Berge von Pfitsch in fernen Tagen einen weitgreifenden See in ihrem Schooße getragen, daß der ungeberdige Junge aber, der mütterlichen Obhut entflohen, Verderben säend zu Thal gewüthet, wobei er sich, meines Erachtens, an den harten Felsen, die ihm Schritt vor Schritt entgegentraten, den überwallenden Brausekopf wol etwa insoweit zerstoßen, daß er mit ziemlicher Sanftmuth in der Ebene draußen dem Vater Eisak in die Arme fiel.

So sehr der Fremdling sich bestrebt, den Wildnissen der Wöhr zu entfliehen und das eigentliche Pfitschthal zu erreichen, so fest wurzelt unwillkürlich der Fuß auf dem Boden, wenn die Steigung überwunden, und der Wanderer den ersten Blick kreisen läßt über die weißen schimmernden Häuschen an der Halde, über die smaragdgrünen Wiesen, durch welche der Bach in ruhigem Schlendern blitzt, über all die Wälder und Alpenmatten bis hinauf zu den blauen Schneekronen der Bergeshäupter, drob das azurne Himmelsdach sich spannt, in dem heute die letzten Sonnenpfeile stecken. Auch andrer Orten sah ich Waldesgrün und Sonnengold und Himmelsblau, doch dehnte sich das Herz mir nie so weit, und nie fühlte ich die Schönheit der Erdenmutter in solcher Gewalt, als da ich zum ersten Mal beim Austritt aus den wilden Schluchten der Wöhr dich, stillen Winkel, schaute. Manchem Besucher mag es hier wol ähnlich ergangen sein; das volle Herz fand bei dem Anblicke keine Worte mehr, das Entzücken auszudrücken, wie selbst Staffler, der Nimmermüde, an der betreffenden Stelle seinem bekannten Werke nur die Worte des Mathias Claudius einzuschalten wußte:

„Hier ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt."

Auch Amthor, Schaubach, Weidmann, Maierhofer u. a. m. sprechen theilweise sogar mit Begeisterung von diesem Punkt, so daß ich durchaus nicht anstehe, diesen Einblick für ebenso majestätisch und großartig zu erklären, als jenen vielgerühmten auf die Zinken der Pflerscher-Gletscher von Gossensaß aus.

Ein paar Schritte entfernt steht eine windschiefe Alpenhütte. Sie ist mit Schindeln gedeckt, die von wuchtigen Gebirgsstücken niedergedrückt werden, und wol vor etlichen hundert Jahren halb aus rohen Steinen, halb aus schlecht gehauenen Stämmen aufgeführt. Ein Treiber mit einem Elephanten, nicht unähnlich jenem in dem vielgenannten Gasthause in der frommen Stadt Brixen, ward vordem in wenig erbaulicher Weise auf die Außenseite der Mauer geklext, ein seltsam Wirthsschild in solcher Gegend, wo man an verschiedenerlei einheimischem Gethieren reichlich Auswahl zu guten Mustern erhalten hätte. Die jungen aufgeklärteren Pfitscher scheinen aber auch einzusehen, daß die Bestie an so entferntem Wirthshause nicht bleiben dürfe, weshalb man die eifrigen Bemühungen gewahren kann, das Bild auszumerzen. Ein Treiber, der Rüssel und die Vorderfüße des Thieres sind gegenwärtig schon glücklich weggekratzt.

Einige Leute, welche diesen Haß gegen den verwaisten Vierfüßler auch bemerkt, meinen freilich, die pure „Zocherei" und Rohheit hätte zur Verstümmelung des Elephanten angeregt und wissen manche Argumente für ihre Behauptung in's Feld zu führen. So glauben sie fest, man dürfte den Pfitschern sonder Mühe aufschwätzen, daß das ungeschlachte Thier irgendwo um „Sprugg" oder „Boazn" hause, und diesem durch solche neue Heimath ein Recht zur Existenz am Wöhrerwirthshause verschaffen; und wenn diese Orte doch etwa als zu nahe liegend erscheinen sollten, so möchten die Etschmöser oder die Fassaner-Wälder als ursprüngliche Herberge des Thieres allenthalben Glauben finden. Allein ich kann versichern, daß der weitgereisteste Sohn des Thales, der Huisl Lois, welcher in den Straßen von Mailand das kaiserliche „Bangenet" getragen, verschmitzt lächeln und dann sagen würde: „Mei Seale! a sou dumm sein mir Pfitscha dou net".

In dem Wirthshause blieben wir zu kurzer Rast. Die Gaststube wird von den erst seit zwei Jahren eingezogenen Wirthsleuten reinlich gehalten, gleichwol zogen wir vor, in der Nähe auf der Wiese zu kampiren, mitten unter dem kurzstengeligen duftenden Alpengrase im Anblicke des reizenden Weilers Ried und des Dorfes Kematen, dessen Häuser-Würfel gar anmuthig aus dem Thale winken. Niemand unterlasse hier, sich mit einer Maaß oder Halbe Bier gütlich zu thun, denn solch herrlicher Tropfen quillt nicht so bald wieder im heiligen Lande Tirol. Zwar befindet sich in der Gegend keine Brauerei; der Leibtrank des seligen Gambrin muß vom „Nagele" in Sterzing per Achse daher spedirt werden, allwo ihn die würzige Alpenluft so frisch und schäumend macht, daß der Schenke gezwungen ist, bei Bedarf den Ungestümen in eine reinliche Kufe heraus- und da geraume Zeit stehen zu lassen, bis sein wildes Gebahren sich gelegt und der blüthweiße Schaum zu goldgelbem Stoffe geworden. Das aber

ist dann ein solcher Krafttrank, wie er weder beim „Auracher" noch bei „Kräutner" je kredenzt worden. Ich kann mir nicht versagen, als Illustration dafür ein kleines Geschichtchen hier einzufügen.

Herr Beer war ein Gourmand. Er hielt zu Sterzing ein großes Haus, d. h. er lud manchmal drei, vier Fremde zu Gaste. Der hatte sich in der Wöhr eine erkleckliche Anzahl Flaschen mit dortigem Bier füllen lassen. Jos'l, der Knecht, sollte sie holen. Das Wägelchen mit dem kostbaren Inhalte holperte eines sonnigen Nachmittags thalaus. Jos'l in seiner blauen Fuhrmannskutte trollte hinterher und bemühte sich, durch zeitweiliges Sperren dem Karren eine gleichmäßige Fortbewegung zu sichern. Die Flaschen standen gut in Heu und Stroh gebettet, so daß im Grunde nichts zu befürchten war. Und doch meinte der Knecht, da er die Wöhr hinunter fuhr, manchmal ein plötzliches Aufzucken des Strohes wahrzunehmen; er beachtete es aber nicht weiter. Wie jedoch das Gefährt in das niedliche Fichtenwäldchen eingebogen und das Rauschen des Wassers verschwunden, ertönten nacheinander ein paar deutliche Schüsse. Gleichzeitig zuckte das Stroh an mehreren Punkten empor. Durch ein lautes „Ö ha" brachte Jos'l den Braunen zum Stehen. Neugierig wurde das übergeschichtete Stroh fortgezogen, da, o Schrecken, knallte es neuerdings, und ein losgesprengter Stöpsel fuhr dem Lenker an die Nase. Nun großes Erstaunen, dann ein paar kräftige Fuhrmannssprüche, ungefähr aus der Zeit, da die achtspännigen Lastwägen noch über den Brenner gingen. Wie die Untersuchung ergab, waren etlichen Flaschen die Hälse abgesprungen. Der feurige Geist mochte durch das Rütteln und Schütteln aus seiner Ruhe geweckt, sich auf solche Weise den Ausgang erobert haben. Was war jetzt zu thun? In die Wöhr zurück, um ausgelacht zu werden? Nimmermehr! Nach längerem Sinnen ging's im Schneckengange vorwärts. Nun leitete Jos'l das Pferd am Zaume. Besorgt heftete er ab und zu den Blick auf die fatale Ladung. Eine Weile rührte sich nichts. Schon athmete der Knecht auf — puff! da knallte es ganz vernehmlich aus einer Ecke; und als ob dies bloß ein Signal gewesen, sekundirte es bald hie, bald da und wollte noch nicht enden, als das Pferd längst wieder rastete. Die Haare stiegen dem Jos'l zu Berge, als er das Unglück erschaute. Unbewußt hielt er die Hände an die Ohren; das verfluchte Knallen ging ihm durch Mark und Bein. Um das Elend voll zu machen, sickerte nun auch durch die Runsen der Bretter der edle Saft und verrann auf dem Boden. Das aber war zu viel für eine Fuhrmannskehle. In der hohlen Hand fing unser Jos'l die gelbtrübe Flüssigkeit auf und führte sie eilig zum Munde. Doch nach der dritten Dosis ward der Lenker des Pferdes schon dreister; da eben wieder eine Flasche so keck gewesen, den Stöpsel in die Luft zu senden, griff er sie wüthend beim Kragen und leerte sie so gierig, daß der weiße Schaum nur so über den rothen Stoppelbart und über die blaue Kutte hinabträufelte. Indem kam ein Metzger des Weges. Er wollte in's Pfitsch, Kälber zu kaufen. Mit seiner Hilfe zählte Jos'l die zersprungenen und geöffneten Flaschen. Von der ganzen Bürde zeigten

sich drei unversehrt. Die wurden aus der schlechten Gesellschaft genommen, und manche der Beschädigten von Beiden in guter Freundschaft geleert. Je weiter dies ging, so fröhlicher fühlte sich der Knecht. Endlich trennte man sich. Die drei Unversehrten trug Jos'l in den Armen thalaus. Er stellte sie nur weg, sobald er nach den Entsiegelten Lust verspürte. Das geschah aber ziemlich oft. Endlich gen acht Uhr Abends traf die Batterie in der Stadt ein. Zum Glück waren die Gassen nicht belebt. Man beachtete daher den Fuhrmann mit seinen Schützlingen in den Armen nur wenig. Vor dem Hause des Sterzinger Gourmand hielt das Pferd an. Jos'l gedachte jetzt alle Beredtsamkeit aufzubieten, das Mißgeschick in dringlichen Worten darzulegen. Die Treppe herab erschallte schon der Schritt des Besitzers. Jos'l wollte das Dunkel des Hausganges benützen, seinen eigenen wackligen Zustand zu verbergen. Allein in der Eile verfehlte er den Steintritt der Hofthüre und lagerte in Leibeslänge auf dem Pflaster. Bei dem letzten Falle hauchten auch die drei letzten des Regiments ihre feurige Seele aus. Seit diesem Vorfall wird in der Wöhr kein Bier mehr in Flaschen gebannt. —

Die letzten rothen Sonnenbänder am Firmamente waren erblaßt, und allgemach wob sich ein und ein anderes Sternlein in die glatte Himmelsdecke, als wir in der fröhlichsten Stimmung unserer Nachtherberge, dem Ziele des heutigen Wanderns, zusteuerten. Das war das neurestaurirte Wirthshaus in St. Jakob. Von der Wöhr bis dahin ist es längs dem Bache fort gut zwei Stunden. Von den Firnen des Zillerthales fegte ziemlich kühle Herbstluft, doch fand sie nur dann und wann Gelegenheit, uns zu belästigen, da meist Erlenauen oder Lärchen- und Fichtenwälder ihr den Zutritt hemmen. Aus einem Tümpel quackte ein einsamer Bergfrosch, die große Ohreule, welche in dieser Gegend zum Schaden des Wildstandes häufig genug getroffen wird, kreischte ihr unheimlich „Puhu“ sonst kein Laut, kein Ton. Da begannst du, mein Freund H., mit deiner kräftigen Stimme:

> Wer hat dich, du schöner Wald,
> Wohl aufgebaut so hoch da droben? — —

und wir fielen ein, daß es mächtig scholl durch die graubärtigen Stämme hin bis zum Waldrand. Wie der letzte Ton verklungen, antwortete ein herrliches Echo, das sich rund herum an den Wänden brach:

> Lebe wohl, du trauter Wald!

Wir aber traten aus der Fichtennacht heraus in das Dunkel der Ebene, welche sich kaum einen Büchsenschuß vor St. Jakob ausbreitet. Durch die Ferne schimmerten die Herdfeuer der stillen Alpenhütten, der Hofhund schlug laut an, und am Thore seiner Behausung begrüßte der leutselige junge Wirth die willkommenen Gäste.

In der neugetäfelten, reinlichen Stube hatte man sich bald bequem eingerichtet. Bei dem funkelnden Etschländer und den schmuckesten Forellen des Baches fühlte man sich um so behaglicher, da auch für gutes Nachtlager in diesem Hause stets gesorgt ist.

So hätte uns denn der Leser bis an das gesteckte Wanderziel begleitet, und ich überlasse es ihm jetzt selbst, sich anderer Orten über Land und Leute näher zu erkunden, oder in eigener Person über einen der Pässe hereinzusteigen und selbst zu sehen: kommt er ja durch das Ziller- und Pusterthal oder über das Brennerjöchl nach diesem traulichen Erdenwinkel.

Ein Abstecher von Reutte.

Von **Joseph Wachter.**

(Hierzu Abbildung „Der Stuibenfall".)

Es war sieben Uhr Morgens und ein dieser Gegend eigenthümlicher, recht schöner Herbsttag, als ich und ein Freund von mir beschlossen, denselben so ganz nach Herzenslust in Gottes freier Natur zuzubringen, und alsbald brachen wir auf. Unser Ziel war der Plansee.

Nachdem wir das vom Markte Reutte südöstlich gelegene und kaum eine Viertelstunde entfernte Dorf Breitenwang, in welchem Kaiser Lothar auf seiner Flucht in einer armseligen Bauernhütte starb, im Rücken hatten, führte uns der Weg oder vielmehr eine sehr hübsche, vom König von Bayern erbaute und auch auf seine Kosten eingehaltene Straße bergauf über den sogenannten Roßrücken. Bald hatten wir die Höhe erreicht und standen still, nicht um auszuruhen — der Weg ist ja nicht anstrengend — sondern um das herrliche Panorama zu betrachten, das sich vor unserem Auge entfaltete. Den Anblick des langgezogenen Marktes Reutte, der Dörfer Breitenwang, Wengle, Lech u. s. w., der nennenswerthen Berge Säuling, Gehrenspitze u. s. w. will ich übergehen, aber jedenfalls das hübsche kleine Thal mit dem Archbach und der Papierfabrik nicht unerwähnt lassen, das gerade vor unseren Füßen für sich abgeschlossen in der Tiefe liegt.

Doch gehen wir weiter. Die Tageshitze verdrängt angenehmer, kühler Schatten unter den laubigen Buchen und schlanken Fichten, herrlich duftende Waldluft erfreut das Gemüth. Die Straße, welche hier mehrere Krümmungen des „Tauern" ausgeht und zwei bis drei Mal Quellen überbrückt, bietet immer wieder hübsche Gruppirungen von Baum- und Felsenparthien. Die Aufschrift „zum großen Stuibenfall", auf einem Wehrstein der Straße gemeißelt, macht auf den zu demselben führenden Fußsteig aufmerksam. Die Besichtigung dieses Wasserfalles lohnt die geringe Strecke Weges tausendfach. Das gewaltige Rauschen und Tosen des niederstürzenden Wassers macht das Verfehlen des Weges zur Unmöglichkeit.

Da sind wir schon. Aus großer Höhe stürzt der Ausfluß des Plansees, die Arche, höhlt sich zwischen den Felsen ein tosendes, schäumendes Becken aus, bildet dann in einem zusammengedrängteren Strome nochmals einen kleineren Wasserfall und fließt murmelnd wieder weiter. Die ganze Umgebung wird in einen feinen Staubregen gehüllt, und die Sonne verursacht einen hübschen Regenbogen. Eine Strecke oberhalb befindet sich der kleine Stuiben, der aber bei Weitem nicht so imposant ist. Der Fußsteig führt vorbei und hierauf wieder auf die Straße, welche wir weiter verfolgen.

Noch immer hören wir das Rauschen und Tosen des großen Stuiben und läßt uns

den gewaltigen Eindruck nicht vergessen, den er auf uns gemacht hat. Das Thal wird weiter, wir sind beim Frauenbrünnele angelangt. Eine einfache Kapelle, vor welcher ein Brunnen plätschert, die links vorbeifließende, hier ziemlich breite Arche, kleine, dunkle Buchenhaine, rechts der Tauern, links der Zwieselberg und die in der Ferne stehenden blauen Berge bilden den Hintergrund zu einem allerliebsten Gemälde. Nach kurzer Rast auf diesem idyllischen Platze, welcher von Reutte eine Gehstunde entfernt ist, gelangen wir, nachdem noch eine Brücke überschritten, auf das rechte Ufer der Arche und bald zum kleinen Plansee, der mit dem großen Plansee durch einen Arm in Verbindung steht. Die Straße führt immer knapp am See den vielen Windungen desselben entlang.

Zu erwähnen wäre hier ein neuerbautes, doch noch nicht recht im Gange befindliches Gasthaus, dann der Kaiserbrunnen, welcher aber von hier aus erst in einer halben Stunde erreicht wird.

Nach anderthalbstündigem Marsche am Ufer des Sees sind wir in Plansee angelangt. „Hier ist gut ruhen, laßt uns drei Hütten bauen“, eine davon oder vielmehr ein im Schweizerstyl erbautes Haus ist die Finanzpostirung, die andere ist eine moderne Alpenwirthschaft, erst vor zwei Jahren erbaut, ist es auch zu einem tüchtigen Fremdengasthaus mit Fremdenzimmern eingerichtet worden. Herr Bürgermeister Sebastian Linder hat das Verdienst, die Alpe, wo früher nur eine elende Stümperei herrschte, emporgeschwungen zu haben. Das dritte, ein neuer Gasthof, gehört dem Herrn Jakob Singer. Er ist in den See hinein gebaut und bietet von der über den Wogen befindlichen Altane eine prachtvolle Aussicht. Vor uns liegt der tiefgrüne See in großer Ausdehnung mit seinen steilen Ufern. Rechter Hand schweift der Blick vom Zwieselberg zum Tauern, links vom Spiß zum Kohlberg, und im Mittelpunkt in weiter Entfernung streckt sich der kahle Tuneller gleichsam als firmamenttragende Säule gen Himmel. Die ganze herrliche Landschaft spiegelt sich klar und rein in den schimmernden Wellen des Sees, der Privateigenthum des Herrn Singer ist; dazu die heilige Ruhe: nur die Glöckchen der weidenden Herde im Walde lassen sich hören und etwa das Anschlagen der Wellen am nahen Ufer.

Obwol wir die ganze Tour bisher nur langsam gemacht und oft nur zu lange bei der Besichtigung einzelner Punkte verweilt hatten, mundete doch köstlich der rothe Tiroler und die schmackhaften Forellen, die hier zu Hause und immer zu haben sind. Bei der Bezahlung wird man nicht übernommen — das ist eben „Plansee-Sitte“. Ein Sohn des Hauses stellte uns ein Schiffchen zur Verfügung, und so machten wir den Weg zu Wasser zurück, mußten eine Viertelstunde das Schiffchen durch einen Kanal ziehen und fuhren auf dem eben so schönen Heiterwanger-See nach Heiterwang. Die Fahrt dauert ungefähr $2^1/_2$ Stunden und wäre Jedermann aufs Wärmste zu empfehlen. Von hier gingen wir wohlgemuth auf der Poststraße nach Reutte zurück.

Beiträge zu den Biographien aus der alpinen Pflanzenwelt.

Von L. M.

Oder sagen wir lieber Nachträge? Das sind die Mittheilungen, die wir hier geben, und welche sich dem ersten Hefte des Alpenfreundes anschließen.

Der Türkenbund, von dem hier gesprochen wird, ist keine fremde Pflanze, wir treffen ihn überall in unsern Bergen wild, selbst in den entlegensten Thälern,

so am Achensee, ja selbst im Hochgebirge. Da kann man ihn denn doch nicht für einen Gartenflüchtling erklären, ebenso wenig, als die prächtige Feuerlilie, deren Gluth oft die Abhänge schroffer Felsen schmückt.

In Sümpfen gedeiht eine Art Vergißmeinnicht. Myosotis palustris, auf den Wiesen finden wir jedoch die kleinere Myosotis vulgaris. Diese ist's, die auf das höchste Gebirge steigt und mit ihrem tiefen Blau vorzüglich Schutthalden überzieht. Während sie in der Ebene geruchlos ist, verbreitet sie droben einen starken Duft; der tiefste Punkt, wo ich diese Alpenart gefunden, ist neben den Trümmern von Welfenstein bei Mauls. Der sentimentale Name „Vergißmeinnicht" verdankt übrigens erst der neueren Zeit seinen Ursprung, weniger poetisch klingt das beim Volke mehr verbreitete „Mäuseöhrlein".

Neben den Gentianen, welche den Aelplern die bekannte Universaltinktur des Enzeler liefern, die für alles hilft, nur nicht für den Tod, gehört die Familie der Primeln zu den hervorragendsten der Alpen. Wo der Schnee schmilzt prangt zu Tausenden das zierliche Eisglöckchen; tiefviolett mit gefranztem Kelch trotzt es dem harten Froste. Der Botaniker nennt es Soldanella; eine Art, die montana, findet sich mit ihren haarigen Stielen bereits in den Vorbergen, so an der Donau, auf dem Schwarzwald; zwei andere gedeihen auf den Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung. Doch sind sie wie andere Alpenpflanzen etwas eigensinnig in der Kost. Die kleinere wählt sich kieselhaltigen Boden, die größere kalkhaltigen, genau so wie die Alpenrosen: die rostblätterige sucht jenen, die rauhe diesen, und man kann daher aus den Pflanzen auf die geologische Unterlage schließen. Prächtig ist auch die Cortusa Matthioli, auf hohem Schaft eine Dolde mit Purpurblüthen, sie kommt zumeist in den westlichen Alpen vor, bei Nauders, im Lechthal. Die westlichen Alpen besitzen dafür das sonderbare Alpenveilchen mit den kokett zurückgeschlagenen röthlichen Blumenblättern; die Schäfte rollen sich, wenn sie verblüht, spiralförmig ein. Es reicht in den Nordalpen bis Kufstein, eine verlorne Kolonie findet sich auch bei Partenkirchen auf dem Weg zum Eibsee. Schönheit und feiner Duft haben diese Pflanze längst schon zum Liebling der Touristen gemacht, der Aelpler nennt sie wegen der großen Wurzelknollen grob „Saubrot". Mit den eigentlichen Veilchen hat sie nichts zu schaffen.

Gehen wir nun über zur Sippe der eigentlichen Primeln. Auf allen Wiesen begegnen wir der elatior und am Rand der Büsche der officinalis; manchmal z. B. bei Wien, in Südtirol, im Apennin, in Nordtirol nur bei Thaur ist jene ersetzt durch die acaulis, wo die Blüthen nicht zu einer Dolde vereinigt sind. Diese Arten werden gefüllt überall als Einfassung von Gartenbeeten benutzt. Sie sind in der Ebene mit den blauen Himmelssternen die erste Gabe des Lenzes. In feuchten Niederungen treffen wir die Mehlprimel mit den bestäubten Blättern und rothen Blüthen. Sie verbindet das Thal mit dem Hochgebirg und steigt im Sommer empor zu ihren stolzen Verwandten, von denen Gilm singt:

> Der kurze Frühling verblüht so schnell,
> Laß immer ihn unten verwelken!
> Hoch oben gibt's Primeln am eisigen Quell
> Und Rosen und brennende Nelken;
> Weicht unten das Veilchen dem reifenden Halm,
> So ziehts mit der klingenden Heerde zur Alm
> Auf unseren ewigen Bergen.

Besuchen wir zuerst das kieselhaltige Gebirge, denn auch die Primeln sind eigensinnig und gedeihen nicht auf jeder Weide. Da sehen wir fast ausschließlich rothe oder violette Blüthen. So im Zillerthal und am Brenner die langblumige (longiflora), als Gegensatz dazu die minima, welche die großen Blüthen mit den herz-

förmigen rothen Blättchen nicht über den Rasen erhebt, so der berühmte blaue Speik, wie ihn die Senner taufen. Er hat klebrige Schäfte und violette Dolden, deren starker Geruch nicht jedem angenehm ist, jedoch von den Aelplern über alles gepriesen wird. Der Steyerer bezeichnet übrigens mit dem Namen Speik eine Valeriana, einen Baldrian, den die Sultaninnen des Orientes sehr lieben, und der daher zum Handelsartikel ward. Unserem blauen Speik widmete Adolf Pichler das Distichon*):

Sollt ich wählen, ich nähm' Falerner nicht für Traminer,
Syrischen Salböls Duft spendet der nordische Speik.

Da machte einmal ein Setzer den drolligen Druckfehler: Speck statt Speik! An den schrofffsten Kalkwänden hat sich das „Jagableaml", die gelbe Aurikel (Primula auricula) angesiedelt. Man hält sie irrig für die Stammart der einst so bewunderten und in vielen Abarten kultivirten Gartenaurikel.

Das ist primula pubescens, eine Bastardform von primula auricula und primula hirsuta. Diese primula pubescens ist der Ausgangspunkt jener Blumenzucht, welche in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fast zum Schwindel wurde. Der berühmte Botaniker Clusius in Wien verschickte diese Primel bereits 1582 an seinen Freund van der Delft in Belgien. Und woher nahm sie Clusius? Dem schickte sie für seine Anlage von Alpenpflanzen eine Gräfin Trautmannsdorf, welche wahrscheinlich auf Schloß Trautson bei Matrei in der Sommerfrische war. Professor Kerner, dem wir so viele schöne Entdeckungen verdanken, hat nun nach 300 Jahren die Heimath der primula pubescens nachgewiesen, ebenso auch den Stammbaum der Gartenaurikeln, welcher auf sie zurückgeht. Er sagt: „Es kann als ausgemacht gelten, daß primula pubescens von den Bergen in der Umgebung des Tribulaun und Habicht vor fast 300 Jahren nach Wien in den Aichholzischen Garten gelangte und von dort durch Clusius ihre Wanderung in unzählige Gärten antrat."

In die Verwandtschaft der Primeln gehören auch die prächtigen Mannsschilde der höchsten Jöcher (Androsace). Doch wir wollen hier vom Leser Abschied nehmen, obwol wir ihm noch manchen Strauß der schönsten Blumen bieten könnten.

Am Hochkar.

Eine Novelle in Versen. Von **Ernst Rauscher**.

III.

„Ein gräßlich Unglück hat sich zugetragen
Und setzt die ganze Gegend in Alarm —
Heut' Morgens, wie ich in den Hofraum trete,
Stürzt Veit, der eben vor den Leiterwagen
Die trägen Ochsen bei den Hörnern drehte,
Heran zu mir, Entsetzen im Gesichte:
„„Habt Ihr gehört schon, Herr? — daß Gott erbarm!""
Und meldet mir die schreckliche Geschichte,
Die in der Nähe sich ereignet hat.
Ein Bauernbursch' hat seine Dirn' erstochen,

*) „In Lieb' und Haß". Elegien und Epigramme. Gera, bei Ed. Amthor.

Und aufgegriffen alsbald nach der That
Sagt' er, daß er's aus Eifersucht verbrochen.
Er schlich sich vor ihr Fenster in der Nacht,
Und als sie, wie gewöhnlich, aufgemacht,
Stieß er ihr flugs das Messer in die Brust.

. . . .

O lieber Freund! Ich hätte große Lust
Das alte Lied von vorne anzustimmen,
Ob einer Welt auf's Neue zu ergrimmen,
Wo solche Dinge möglich sind; doch nein!
Ich habe Marga'n ja versprechen müssen,
Von finsteren Gedanken, düstern Schlüssen,
Was immer auch geschehe, abzulassen
Für jetzt und für die Zukunft. Nun, wohlan!
So glaub' ich denn mit ihr, daß Schmerz und Pein,
Und Alles, was geschah und was geschieht,
Nothwendig passe in den großen Plan
Des Alls, — der, von der Gottheit nur zu fassen,
Kurzsicht'gem Menschenurtheil sich entzieht!

. . . .

Besond'rer Ansicht war der Herr Baron,
Als ich mit ihm den Tagesfall besprach.
Ein Liedchen trällernd ging er auf und nieder
Vorm Gasthaus schon und spähte hin und wieder
Zum Fenster auf, wo hinter den Gardinen
Die Frauen noch der Ruh' zu pflegen schienen;
Da meinte er in ganz entschied'nem Ton:
„„Dem Burschen könnte man nur Beifall zollen,
Wofern er hätte, statt an ihr, die Schmach
An seinem Nebenbuhler rächen wollen.""

Was will der Mann? Wol gar mir bange machen?
Bin ich ein Kind? — Fürwahr! es ist zum Lachen!
Er ist in keiner Hinsicht mir gefährlich,
Nur höchstens unausstehlich und beschwerlich.
Wenn so sein Auge hinter's Glas gezwängt
An Marga's Wohlgestalt begierig hängt,
Fällt mir die Sage stets vom Jäger ein
Und von der Hirtin. Hol' ihn das Verhängniß!
Und scheint es nicht, als wär' sie im Gefängniß,
Und er ihr Wächter? Freu' ich mich, allein
Sie wo zu treffen, gleich ist er zur Stelle,
Und läßt vor ihrem Ohr die Narrenschelle
Geistloser Späße selbstgefällig klingen;
Er weiß bei jeglicher Gelegenheit
So dienstbeflissen sich ihr aufzudringen,
Daß sie gezwungen ist, aus Höflichkeit
Zu dulden, was sie nicht — aus Neigung duldet!

Die Mutter . . . nun, ich will die Frau nicht schelten,
Daß sie die Dankespflicht, die sie ihm schuldet,

— Er sei auch, wie er sei — getreulich übt.
Doch Eines ist's, das mich dabei betrübt:
Sie sieht, wie sehr sich ihre Tochter kränkt,
Und gleichwol läßt sie, scheint es, unbeschränkt
Die Werbung und die Huldigungen gelten
Des Kapitäns . . . .!
So ist nicht abzusehen,
Wann Marga'n meine Liebe zu gestehen,
Sich wieder mir der günst'ge Anlaß beut,
Den ich versäumt zu haben oft bereut! —
In Aufruhr ist mein Herz, von Lieb' und Zorn,
Von Ungeduld und heißer Sehnsucht voll,
Ein bis zum Rand gefüllter Feuerborn,
Der sucht, wohin er sich ergießen soll.
Zwar könnt' ich schriftlich wohl . . . — der gute Veit
Möcht' schlau genug das Botenamt verwesen —
O nein! — Verdammniß oder Seligkeit,
Aus ihren eig'nen Augen will ich's lesen!"

„Ich bin geliebt! Sei's aller Welt verkündet!
Die Funken, die so lange heimlich glommen,
Aufschlugen sie, von einem Hauch entzündet,
Zu off'ner Gluth! O höre, wie's gekommen!

Ich sitze heute, bald nach Mittag war's,
Vor Vater Christoph's Hause auf der Bank,
Unschlüssig und von inner'm Zwiespalt krank,
Ob ich in's Dorf hinunter sollte gehen,
Von dem ich schon, so weh es mir geschehen,
Mich eine halbe Woche fern gehalten.
„„Ei! hat dich doch die Eifersucht vertrieben"",
Hör' ich dich fragen „„auf den Sohn des Mars?""
Die Eifersucht? O Freund! Was fällt dir bei?
Ich wußte ja: mag der hofirend schalten
So viel er will, nie wird ihn Marga lieben,
Von dieser Seite war ich sorgenfrei.
Doch sieh! so seltsam bin ich ausgeartet
Durch all das viele Grübeln und Zergliedern,
Daß, hatt' ich erst die Stunde kaum erwartet,
Die mir Gewißheit ihrer Liebe brächte,
Urplötzlich jetzt der Wunsch mich übermannte:
Sie möge meine Neigung — nicht erwiedern.

Die lebenfeindlichen, selbstsücht'gen Mächte,
Noch einmal wagten sie sich dreist hervor
Aus dem Versteck, wohin ich sie verbannte,
Und raunten hintertreibend mir in's Ohr:
„„Sei auf der Hut! Das dich auf ewig bindet
Das letzte Wort, noch ist es ungesprochen!

Nicht eher wird der angeerbte Bann
Der Schuld und Sünde, der Euch drückt, gebrochen,
Bis die Natur der Geist nicht überwindet,
Und nimmer sich vermählen Weib und Mann!"" —

. . . .

Wie? Jene heil'ge, schöpferische Glut,
Die in dem Mittelpunkt des Weltalls thront,
Die mystische, der jeglich Sein entfließt,
In die sich jeglich Sein zurück ergießt,
Die Seelensympathie, das einz'ge Gut,
Um dessentwillen sich's zu leben lohnt,
Sie wäre Sünde . .? . . . . . .
. . . . So geraume Zeit
Sitz' ich, bewegt vom inner'n Widerstreit,
Nach vorn gebückt, den Stock in einer Hand,
Und schreibe Marga's Namen in den Sand.
Auf einmal, wie sich meine Blicke heben,
Steht *sie*, von Mutter und Baron umgeben,
In ihrer Anmuth vollem Glanz vor mir!
Wie Nebel vor der Sonne, so vor ihr
Zerstob der Wust verworrener Gedanken;
Aufrafft' ich mich — die Knie fühlt' ich wanken —
Als würd' ich jäh erweckt aus schwerem Traum,
Und mit zerstreutem Sinn vernahm ich kaum,
Was theilnahmsvoll die Generalin sprach:
Sie hätte sich schon öfter vorgenommen,
Die Stätte aufzusuchen, wo ich wohne,
Und sei doch immer nicht dazu gekommen;
Nun aber konnte sie's nicht mehr verschieben,
Und möchte nicht von dannen reisen, ohne
Mir noch ein freundlich Lebewohl zu sagen;
Auch sorgte sie, es wär' ein Ungemach
Mir zugestoßen oder Mißbehagen,
Weil ich durch ein'ge Tage ausgeblieben.

O sahest du, wie hoch der Capitän
Bei diesen Worten (drauf ich, wie gebührlich,
Dankbar entgegnete) die Nase trug!
So wie ein Feldherr, der in einer Schlacht
Auf Nimmerwiederkehr den Gegner schlug.
Wol mochte ihm nicht recht vom Herzen geh'n
Der saure Gang; doch konnte er natürlich
Als artiger, galanter Cavalier
Nicht ohne seinen Schutz in's Waldrevier
Die beiden Damen sich begeben lassen.

Ich aber hatte nur auf Marga Acht:
Wie Nachts am Himmel eines Fixsterns Licht
Von Roth in Weiß oft plötzlich übergeht,
So wechselten Erröthen und Erblassen

In rascher Folg' auf ihrem Angesicht,
Das mir mit stillem Vorwurf zugekehrt
Zu sagen schien: So bin ich dein nicht werth? —
. . . .
Im Garten hinter'm Hof hatt' ich ein Beet
Der schönsten Alpenblumen angelegt,
Da war auf einem Raum vereint zu schauen,
Was meist getrennt nur vorzukommen pflegt.
Zwar viele Pflanzen waren schon verblüht
Und saamenbildend wuchernd aufgeschossen;
Doch viele gab's auch, die noch nicht geschlossen
Den farbenprächt'gen Kelch, d'ran sich erbauen
Ein sinnig Auge konnte und Gemüth.
Und wäre auch nicht eine Blume mehr
Zu schau'n gewesen, — darum nicht so sehr
War's mir zu thun; es galt um jeden Preis
Ja einen Vorwand nur vom Zaun' zu brechen,
Das liebe Mädchen aus dem kleinen Kreis
Hinwegzulocken und allein zu sprechen!
Ich dachte: wenn ich diesmal es versäume . . . .
Dies Wiedersehen ist vielleicht das letzte? —

Und so, nachdem wir kurze Zeit gesessen
Vor dem Gehöfte, dessen Innenräume
Vorerst besichtigt wurden — traulich setzte
Der alte Christoph sich zu uns und bot
Gastfreundlich frische Milch und schwarzes Brot —
Beginn' ich keck, indem ich mich erhebe
Und unbefangen zu erscheinen strebe:
„„Noch Eines, Fräulein! habe ich vergessen,
Zu zeigen, wenn Sie nicht zu müde wären . . .
Es lohnt sich freilich kaum; doch ist's nicht fern,
Nur ein'ge Schritte sind's."" — Sie nickte: „„Gern!"
Und in der Hand den Strohhut, der mit Aehren
Geschmückt war, stand vom Stuhl sie auf, bereit,
Mit mir zu geh'n. — „„Es war ein traurig Wort,
Das Ihre Mutter vorhin ausgesprochen"" —
So wurde die beredte Schweigsamkeit
Zuerst von meiner Seite unterbrochen —
„„Wehmüthig tönt' es, wie der letzte Klang
Der Heerdeglocke auf den öden Weiden . . . .
Ist es denn wahr?"" . . .
„„Ja! leider heißt es — scheiden""
Fiel Marga ein, „„vom liebgeword'nen Ort!
Es wird hier in den Bergen schon zu rauh
Für meine Mutter. Ach! sie ist schon lang
Nicht mehr die rüstige, die starke Frau,
Wie einst!"" — Doch nun betraten wir den Garten,
Wo ihrer theuer'n Freundin aufzuwarten
Versammelt all' im länglichen Geviert

Sich mittlerweile Traube, Rispe, Dolde
Im bunten Durcheinander mit dem Golde
Der untergeh'nden Sonne ausstaffirt.

„„Wie wunderschön!““ Mit kindlichem Entzücken
Ausrief sie, und, indeß ich, um zu pflücken
Mich niederbeugte, bat sie flehend: „„Ach!
Nicht doch! Es wäre Schade.““ — „„Endet ja
In Kurzem ohnedies ihr Lebenslauf!““
Versetzte ich. „„Ach! alle unſ're Klage
Hält keiner einz'gen Blume Welken auf,
So wenig wie das Fliehen gold'ner Tage,
Wie schmerzlich auch man ihre Flucht empfände . . .““
Und sie, den Blick geheftet auf den Strauß,
Der selig unter ihren Fingern bebte,
In deren süße Haft ich ihn gegeben.
„„Und ob sie unaufhaltsam auch entschweben,
Es bleibt uns Eines: die Erinnerung!““

„„O Marga!““ brach ich leidenschaftlich aus,
Bei Seite setzend jede Mäßigung,
Und innig fassend ihre beiden Hände,
Die sie mir schwach nur zu entziehen strebte,
„„O Marga! Was auch immer das Geschick
Mir noch verhängen mag, das wandelbare
Gesegnet sei jedweder Augenblick,
Da ich bei dir das reinste Glück gefunden!
O dürft' ich mich getrösten, daß auch Sie
Nicht ganz vergessen werden jener Stunden,
Wenn fern daheim . . .““
Sie hauchte: „„Nie — o nie!““
Und wie sie nun das Aug', das liebesklare,
Aufschlug vom Boden, war es mir, als ob
Im blitzesschnellen Ineinanderflammen
Der Seelen, rings die Welt in Nichts zerstob!
. . . .
Da fiel ein Schuß — das Mädchen schrack zusammen —
Und siehe! aus dem dichten Fichtenwald,
Der, von des Abends violetter Glut
An seinem Rande eben jetzt beglänzt,
Von hinten fort an's kleine Gärtchen grenzt,
Taucht, auf dem Kopf den grünen Federhut,
Der Kapitän: „„Das war nicht schlecht gezielt!
In's mitte Herz hinein — der stiehlt so bald
Dem alten Bauer keine Hühner mehr!““
Rief er uns zu, Veit's altes Flintenrohr
In einer Hand, indessen hoch empor
Die and're einen großen Geier hielt;
Darauf zu Marga, welche still und bleich
Dahinschritt, während wir mit ihm zugleich

Zurücke kehrten: „„Ich bedaure sehr,
Verehrtes Fräulein! Sie erschreckt zu haben . . . .
Doch Vater Christoph dankt mir's, daß ich heute
Von einem schlimmen Feinde ihn befreit.
Ei! was für prächt'ge Blumen! Solche Gaben
Vermögen freilich rohe Kriegersleute
Nicht sinnig anzubieten jederzeit!““

Er sprach es scherzhaft; aber um den Mund
Ein heimlich Zucken, deutlich gab es kund,
Wie Unmuth ihn verzehrte. Offenbar
Auf's Jagen hatte er sich nur verlegt,
Um zu bemänteln seine Späherei,
Wo richtig dann der Zufall seinem Blei
Ein Ziel gezeigt; doch trunken, wie ich war,
In allen Fibern himmlisch aufgeregt,
Konnt' ich ihm zürnen nicht; im Gegentheil!
Am liebsten hätt' ich ihn an's Herz gedrückt,
Aufjauchzend laut, und jeder Creatur
Im Umkreis der lebendigen Natur
Den Mitgenuß am unnennbaren Heil
Vergönnen mögen, das mich selbst beglückt!

Wie viel, wie wenig er von dem erlauscht,
Was zwischen mir und ihr ward ausgetauscht —
Ich weiß es nicht; doch konnte er die List,
Die er gebrauchte, füglich sich ersparen,
Er hätte früh genug auch so erfahren
Das liebliche Geheimniß, das zur Frist
Ich Marga'n anvertraut: der Glorienschein
Erhörter Liebe, der — ein Strahl aus Eden —
Ihr Aug' verklärte, mußte wol für Jeden,
Der völlig blind nicht, ein Verräther sein!
. . . .
Hinabgesunken war die Tagesleuchte,
Und Dämmerung umspann mit grauem Schleier
Allmählich das verschlungene Geäste
Des Waldesdickichts, als ich meine Gäste
Nach Haus' geleitete. Wir beide schwiegen,
Wie wenn wir bangten, daß ein Wort verscheuchte
Des Augenblickes weihevolle Feier,
Dem nur ein einziger sich noch vielleicht,
Der Augenblicke letzter, sich vergleicht,
Wann wir dem Tod uns in die Arme schmiegen!
„„Du sprichst vom Tod?““ Im vollen Ernst, mein Bester!
Ist Schlaf sein Bruder, Lieb' ist seine Schwester.
Denn darin, siehst du, kann ihr süßer Lohn,
Ihr welterlösend Wesen nur besteh'n,
Daß sie uns zwingt uns selber aufzugeben!
Das ist der Punkt, wohin sich alles Leben

Gewaltsam drängt! Die Sprache sagt es schon,
Bei allem Grausigen, das uns umwittert,
Bei allem Wonnigen, das uns durchzittert:
Was möchten wir vor Schmerz, vor Lust? — Vergeh'n!

Vergehen, untertauchen in die Tiefe,
Den unbekannten Geisterozean . . . . .
Doch es ist spät, und besser wär's ich schliefe,
Als daß ich länger noch so spekulire.
Geduld! Geduld! Bin ich nur erst der Ihre —
O wie mich der Gedanke taumeln macht! —
Dann sei für alle Zeiten abgethan
Philosophie! — Noch einmal: Gute Nacht!"

„So ist sie fort! Es breitet seine Schwingen
Der Gletscherwind und fliegt ihr eiligst nach
Sie einzuholen, schneller läßt der Bach
Die Wellen über Stock und Steine springen.
Getrost! Ein Schreiben wart' ich nur noch ab,
Dann greif' ich ebenfalls zum Wanderstab.
Der Freiherr fährt in eigener Person
Die Frauen bis zum Markt, wo man gewöhnlich
Zu übernachten pflegt, da wird er schon
So fein die Sache einzurichten wissen,
Daß weiter noch sich ihnen anzuschließen
Ihm möglich werde. — Hab' er das Vergnügen!
Der arme Mensch! Weiß Gott! er dauert mich.
Ich war ihm bitterböse einst; allein
Beglückte Liebe, fühl' ich, macht versöhnlich!
Wol mag man schwer sich in die Lage fügen:
Den Becher, angefüllt mit Nektarwein,
Den man bereitet wähnte nur für sich,
Geschlürft zu seh'n von eines Andern Lippen
Und selber keinen Tropfen d'raus zu nippen!
Wol ist es hart; doch, denk' ich, daß um dies
Mein Herz nicht länger sich zu grämen braucht.
Leichtlebig, wie er ist, wird er's verwinden,
Und wenn wir ja (was aber, glaub' ich, schwerlich
Geschehen wird, da wir so ganz entbehrlich
Einander sind) uns einmal wiederfinden,
Ist hoffentlich auch seinerseits verraucht
Der Ingrimm längst, mit dem er mich verließ!

Nichts mehr davon! — Von Marga will ich dir
Erzählen lieber. Mit genauer Noth
Gelang's, daß ohne Zeugen ich von ihr
Konnt' Abschied nehmen. Ueber'm Dörfchen strahlte
In lichter Bläue der Septembermorgen,
Mit Duft umwebend jede Bergesfalte.

Der Kapitän war eben weggegangen,
Für Pferd und Wagen und Gepäck zu sorgen,
Indeß der Wirth auf wiederholt Verlangen
Der Generalin just die Rechnung bot,
Etwaiger Befehle noch gewärtig.

Im grauen Kleid', d'rin ich zum ersten Mal
Sie sah, mit Schleierhut und Schirm und Shawl,
Vor mir im Flur stand Marga reisefertig,
Die Brust mit einer Blüthe ausgeschmückt
Von jenem Strauße, den ich ihr gepflückt.

„„Wie könnt' ich diese Trennung je ertragen““,
Den Vortheil nützend eilt' ich mich zu sagen:
Belebte nicht mit frischem Hoffnungsmuthe
„„Mich der Gedanke, daß ein Tag uns eint
Auf ewiglich!““ — Darauf die zage Gute:
„„Ich denk' es fort und fort, und kann doch kaum
D'ran glauben; ach! dies Alles, Alles scheint
Mir wie ein Traum — o so ein schöner Traum!
So hab' ich auch der Mutter noch gesagt
Kein Wort davon, ich hätt' es längst schon müssen,
Es war nicht recht; doch nie hab' ich gewagt,
Die angefang'ne Rede zu beenden;
Heut' aber sei's!““
Mir Nachricht zuzusenden
Bat ich sofort, und wär's nur eine Zeile.
Sie gab die Hand mir d'rauf, die ich zu küssen
Mich nicht enthalten konnte. Mittlerweile
Fuhr der Baron mit dem Gefährte vor,
Die Frauen stiegen ein — der Schlag fiel zu —
Ein Blick, ein letzter, langer — und im Nu
Verschwanden sie — ich stand allein am Thor.

. . . .

Die Mutter! Freilich, daran dacht' ich nie,
Daß sie ihr „Ja“ verweigern könnte. Wie?
Hat sie mich selber nicht herangezogen
In ihren Kreis? War sie durch all die Zeit
Nicht immer gleich wohlwollend mir gewogen?
Zwar einem Andern schien sie's auch zu sein.
Wenn dieser And're . . . Nein! und zehnmal Nein!
Trotz alter Freundschaft und Erkenntlichkeit
Nie wird sie ihre Tochter seinetwillen
Unglücklich machen. — Weg mit solchen Grillen!“

„Der Brief, den die Geliebte mir verhieß,
Er ist in meiner Hand — nur wenig Worte;
Doch jegliches ein Schlüssel, der die Pforte
Mir öffnet in's ersehnte Paradies!“

„„Gen Abend wohlbehalten angekommen““,
So meldet Marga, „„hab' sie unverweilt
Der guten Mutter Alles mitgetheilt,
Die, ob sie manch Bedenken auch dagegen,
Im Anfang, sorglich, wie sie sei, erhoben,
Doch schließlich es mit Freuden aufgenommen,
Und unter Thränen reichstes Glück und Segen
Auf mich und sie herabgefleht von oben . . .““
Der Brief ist „„Deine Marga““ unterschrieben —
O welch ein Himmel liegt in diesem Dein!
So tief und unergründlich wie mein Lieben,
Wie meine Zukunft wolkenlos und rein!

Ja! wunderschön hab' ich's mir ausgedacht,
Wie ich mit meiner Frau am eig'nen Herde
Das Leben frisch von vorn beginnen werde:
Ein kleines Gütchen nehmen wir in Pacht,
Vielleicht in Kauf — ich weiß es nicht genau —
In einem Land, wo Berge sich erheben
(Denn ohne diese kann ich nicht mehr leben),
Da wollen wir Feld- und Gemüsebau
Betreiben, Blumen, Bäume pflanzen,
Die emsig wir mit eig'ner Hand begießen . . .
O glaube nicht! ich könnte mich entschließen,
An meinen Aktentisch zurückzukehren!
So mächtig es mich drängt zu thät'gem Wirken,
Schon allzulange schöpft' ich aus dem Ganzen,
Um mich in enge Mauern einzuzirken,
Und jene geiz'ge Sucht nach Ruhm und Ehren,
Der ehedem des Knaben Brust geschwellt,
Hat längst als eitel sich mir dargestellt!
Giebt's keine andere Unsterblichkeit;
Die irdische — sie kann mich nimmer laben,
Und wenn dereinst sie meinen Leib begraben,
Erlösch' mein Name auch in Dunkelheit! —
„„Schon wieder!““ also ist es mir, als spräche
Dein Mund zu mir, „„da noch kaum aufgeblüht
Dein junges Glück, erwägst du schon das Ende?““
Hab' Nachsicht! Ob sich auch zum Besser'n wende
Des Kranken Zustand, wandelt sein Gemüth
Noch jezuweilen an ein Rest von Schwäche.
Ja, Freund! das Ende ist es, was mich quält,
Und gleichwol ist ein Unterschied dabei:
Denn siehe! war mir einst des Lebens Schluß
Je früher desto herzlicher willkommen,
So macht mich der Gedanke nun beklommen,
Ich könnte sterben, eh' ich meinen Fuß
In das geträumte Paradies gesetzt.
Was immer jenes dunkle Etwas sei,
Das diese krause Welt im Gang erhält,

Wie, wenn es, ungehalten und ergrimmt
Daß ich sein schaffend Walten einst verachtet,
Mich dadurch nun dafür zu strafen trachtet,
Daß es den Trank, bevor ich sie benetzt,
Mir neidisch von den durst'gen Lippen nimmt?
. . . .
Doch sei's genug! Warum die Zeit dir rauben
Mit Ahnungen und kind'schem Aberglauben?
Zumal das Letzte dies, das ich dir schreibe
Aus meinem Winkel, den ich nun bekehrt
Verlass' für immer. Wenn die Sonnenscheibe
Auf's Neue sich erhebt in gold'ner Zier,
Bin unterweges ich bereits zu ihr! —
Und hab' ich erst in hergebrachter Weise
Um ihre Hand geworben und zur Ehe
In aller Form und Sitte sie begehrt,
Dann, daß der Freundschaft auch ihr Recht geschehe,
Besuch' ich dich auf meiner Hochzeitsreise."

In jener Klamm, wo er im Vorgefühle
Des künft'gen Glückes, die Vergangenheit
Ertränkte mit dem Buch, das er geweiht
Im Wellenstrudel schnödem Untergange,
Bei einer alten, halbverfall'nen Mühle,
Sitzt Berthold, um noch einmal seinem Hange
Nach Einsamkeit vollauf genug zu thun,
Bevor er weiter zieht. Vermodernd ruh'n
Am Boden, durcheinander wild gestürzt,
Vergess'ne Bretter, Balken, Sägestöcke,
Dazwischen liegen moosbewachs'ne Blöcke,
Und wuchert Unkraut. Oede rings und Stille!
Nur ab und zu rauscht lauter auf das hohle
Gegurgel im zerrissenen Geklüft,
Durchdringt die Luft, die süßliches Gedüft
Von einem waldverborg'nen Meiler würzt,
Herübertönend aus dem Schlag das schrille
Gekrächze einer Krähe oder Dohle.
Es ist ein wüster, unwirthsamer Ort,
Den selten eines Menschen Fuß betritt,
Wo eines Köhlers, eines Holzknechts Schritt,
Die ihr Geschäfte just vorüberführt,
Nur höchstens schallt; doch wer in Sicherheit,
Daß ihn kein Unberuf'ner überrasche,
Entschwund'ner Tage Geister will erwecken,
Der könnte keinen passender'n entdecken.
Dies fühlte unser Freund auch, als er dort
Sich niederließ kurz vor der Dämmerzeit,
Nachdem er seinen Koffer zugeschnürt,
Das Briefchen der Geliebten in der Tasche
Als unschätzbaren Hort und Talisman.

Ein wicht'ger Lebensabschnitt, sind es gleich
Vier Monde nur, entscheidend, inhaltreich,
Liegt hinter ihm. O welche Wendung nahm
Sein Inneres von jenem Tage an,
Da Marga's Reiz mit siegender Gewalt
Im ersten Augenblick ihn überkam,
Als er sie sah! — Der lieblichen Gestalt
Vollendet Ebenmaaß, der leichte Gang,
Die reine Stirn', die feingeschnitt'nen Brauen,
Der dunklen Augen ernstes, stilles Schauen,
Der sanften Stimme seelenvoller Klang,
Ihr Liebreiz, ihre Anmuth — Alles schwebt
Ihm deutlich vor, und wie er jede Miene
Und jedes Wort von ihr sich vorzustellen
Im Geiste und zu wiederholen strebt:
Ein folternd Sehnen (wie der Beduine,
Der grüne Palmenhaine, Silberquellen
Auftauchen täuschend sieht am Saum der Wüste),
Empfindet er, und ob aus ihrer Nähe
Zwei Tage erst gebannt, ist ihm so wehe
Zu Muthe doch, als wenn er sie verlor
Für ewig. — Seine Seele zu erquicken,
Zieht Berthold neuerdings das Blatt hervor,
Von dem die Züge ihrer lieben Hand —
O daß er sie ein einzig Mal nur küßte! —
Verständnißinnig ihm entgegenblicken.
Wol nie im Leben hat er einen Band
Philosophie so gründlich durchstudirt,
Wie diesen Brief, den er von A bis Z,
Der Himmel weiß, wie oft schon! buchstabirt,
Denn jedes Zeichen aus dem Alphabet,
Und wär' es auch ein Punkt nur winzigklein,
Däucht m e h r ihm werth als Gold und Edelstein!
Schon duckten alle Vögel sich zur Ruh',
Die Fledermaus nur flattert auf und nieder,
Und immer liest er noch. „„Ich seh' sie wieder
Ja bald!““ — ruft er sich tröstend selber zu.

. . . .

„Ei! junger Herr! Er wird sich seine Augen
Verderben, solche Zwielichtstunden taugen
Gar schlecht zum Lesen — feiner Liebesbriefe!“
Ist es ein Berggeist, aus der Felsentiefe
Urplötzlich aufgetaucht, der gutgelaunt
Sich diesen kleinen Scherz erlaubt? Erstaunt
Springt Berthold auf: „S i e hier, Baron? . . . ich dachte
Sie hätten Marga . . .“,

„Seht 'mal, wie vertraut
Er redet! F r ä u l e i n Marga, wenn's beliebt,
Sie s o zu nennen . . .“

„Sie ist meine B r a u t,

Und Frau der Titel bald, den man ihr giebt!"
„Ja so, das ist was And'res", hämisch lachte
Der Kapitän, — „dann bitt' ich um Pardon.
Noch aber fand das Aufgebot nicht statt,
Und wird, bei meiner Ehre als Soldat!
Auch statt nicht finden, nie und nimmermehr,
Es wäre denn, daß Sie ein solch Gewehr
Mit größ'rer Kunst, als ich, zu brauchen wüßten!"

Und aus dem Gurte langt er zwei Pistolen
Und reicht die eine unser'm Helden hin —;
Doch dieser, den es nicht nach Streit gelüstet,
Wirft halb erlustiget und halb entrüstet
Die Waffe fort: „Soll mich der Teufel holen,
Wollt' ich mich groß mit Ritterkünsten brüsten!
Wozu dies Toben ohne Grund und Sinn?
Wenn unbeirrt von Stand und Würdigkeit
Die Liebe ihre Kränze frei verleiht,
Ist's meine Schuld, daß Sie zurückgesetzt?
Und hab' ich Sie unwissentlich verletzt,
So lassen Sie es uns in's Reine bringen
Auf and're Art! — Nie werden Sie mich zwingen,
Auf diesem Weg die Sache auszutragen.
Hätt' ich nach Ursprung und Zusammenhang
Der Welt und Erdendinge jahrelang
Mühsam geforscht, mit allen höchsten Fragen
Der Menschheit unablässig mich beschäftigt,
In jedem guten Vorsatz mich bekräftigt,
Um schließlich als ein Mörder hinzuwallen
Entweder, oder selbst durchbohrt zu fallen
Von einem unvernünft'gen Stückchen Blei?
Verbrechen wär' es, Thorheit! —"
„Phrasendunst!
In den sich Feigheit einhüllt! Nun wohlan!
Sie wollen sich nicht schlagen? Bleibt's dabei?"
Knirscht der Baron, bis in den Mund vor Wuth
Erbleichend, und spannt heimlich seinen Hahn.

„Mich dünkt, es zeigt von löblicherem Muth,
Sein Schicksal männlich tragen! Mit Vergunst . ."
Und fortzugeh'n macht Berthold einen Schritt
Nach vorn, als Jener ihm den Pfad vertritt.
„Ha, ha! Das unerträglich schwere Loos,
Zu schwelgen all sein Leben lang im Schooß
Des schönsten Weibes! Ha! die Gleißnerin!
Wie tugendsam, wie spröd' sie sich betrug!
Wie züchtiglich! — und wirft in brünst'ger Lust
Dem nächsten Besten aus dem Pöbelschwarm
Sich an den Hals!" —
„Nicht weiter, Herr! — Genug!

So lang' ich im Besitz des Athems bin,
Soll Keiner sie verlästern oder schmäh'n!"

„Und Keiner soll, weil sie für mich verloren
Denn unabwendbar ist, an ihrer Brust
Sich gütlich thun, so lang' ich diesen Arm
Noch heben kann! Fahr' hin! — Ich hab's geschworen."

Ein Blitz, ein Knall — es ist um ihn gescheh'n —
„O Marga — Marga . . .!" blutend, todeswund
Hinsinkt der Jüngling auf den harten Grund.

Kaum hatten sich die traurigen Geschichten
Begeben, deren Zeugen wir gewesen,
So war bereits in jeglichem Journale
In der Rubrik: „Aus der Provinz" zu lesen:
„Schon wieder sind aus unser'm Alpenthale
Zwei schwere Unglücksfälle zu berichten:
Ein junger Mann, seit Kurzem erst gekannt
In uns'rer Gegend, und vom Volk genannt
„Der Sonderling", ward heut' am frühen Tag
Im wilden Graben drinnen — todt gefunden,
Nachdem er gestern ohne Spur verschwunden.
Ein abgeschossener Revolver lag
Bei ihm am Boden, daß kein Zweifel bleibt,
Er habe sich im Irrsinn selbst entleibt.
Ein Anderer, der, scheint's, den höher'n Ständen,
Der Kleidung nach zu schließen, angehört,
Ward ebenfalls als Leiche hergebracht.
Sein Antlitz war zerschunden und zerstört,
Die Züge zur Unkenntlichkeit entstellt.
Vermuthlich hat er nach den schroffen Wänden
Sich ohne einen Führer aufgemacht,
Und abgestürzt sich jämmerlich zerschellt!"

So lasen Tausende zur selben Stunde
Neugierig aus der Zeitung sich's heraus,
Und Tausenden war diese Schauderkunde
Nicht mehr als ein erwünschter Augenschmaus!

Doch gab es ein'ge Herzen, eins vor allen,
Ein liebevolles — brauchen wir's zu nennen?
Worauf sie wie ein Frühlingsfrost gefallen,
All' seine Hoffnungsblüthen zu verbrennen!
Ob es vom Leben, d'rin des Schicksals Hand
Statt Ros' und Myrthe pflanzte nur Cypressen,
Für immer sich mit Abscheu abgewandt,
Ob es sich gläubig jener Macht befohlen,
Wo es gewohnt war, Trost und Kraft zu holen —

Wir wissen's nicht, wir können's nicht ermessen;
Doch unaussprechlich tief muß ach! sein Gram
Gewiß gewesen sein, wenn er sogar
Die Sorgfalt überwog, mit welcher man
Die Ruhestätte theurer Todter hegt! —

Die Jahre schwanden, und in jedem Jahr
Erschloß Vergißmeinnicht und Enzian
Die blauen Kelche; aber Niemand kam
Je wieder, das bewußte Grab zu schmücken;
Von Schwesterhänden nimmermehr gepflegt
Verwildert es, das Steinkreuz liegt in Stücken.

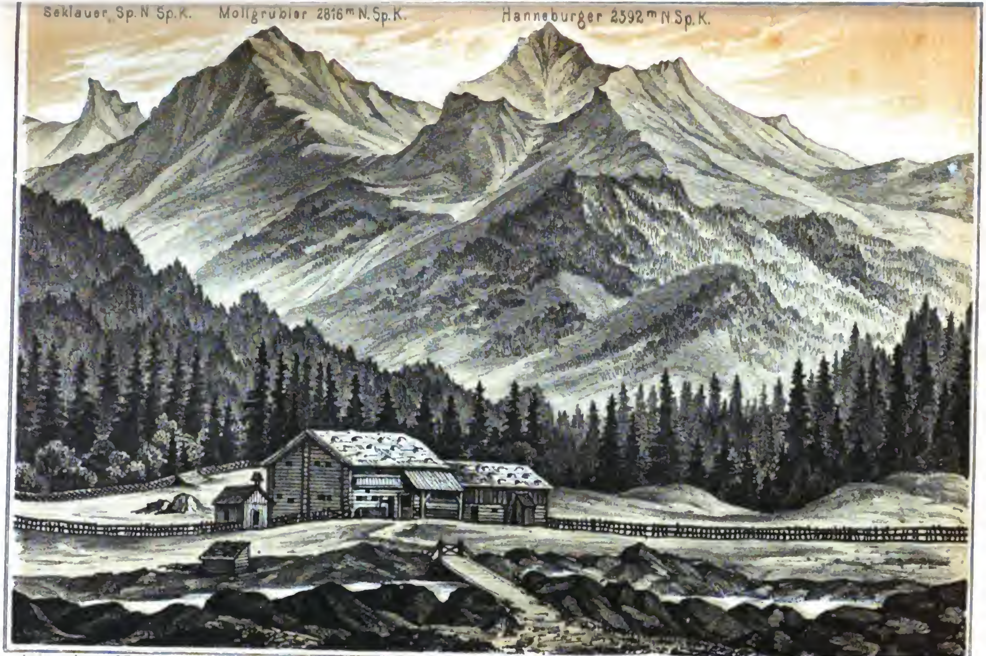
Doch unerschütterlich und unbekümmert
Um derlei Kinderspielzeug, das die Zeit
Tief unter ihm aufrichtet und zertrümmert,
Erhebt, gehüllt in seinen Eistalar,
Im Hintergrund' sein Haupt der Hohe Kar
In die azurne Unermeßlichkeit.

Kleine Mittheilungen.

Sebastian Ruf †. Am 11. April starb zu Hall ein auch außerhalb Tirols rühmlich bekannter Mann: der pensionirte Kaplan des Irrenhauses, Sebastian Ruf. Er war 1802 zu Absam geboren, eine zeitlang Schmiedegeselle, (wie Beda Weber Schuster), dann wendete er sich dem Studium der Theologie zu und wurde 1829 zu Brixen ausgeweiht. Als Seelsorger begegnen wir ihm zu erst in der Leutasch unter Schmugglern und Wilderern, dann zu Tobadill bei Landeck, wo er mit Aloys Flir, dem später vielgenannten Professor der Aesthetik, in Verbindung trat. Im Jahre 1837 wurde er als Kaplan an das Irrenhaus nach Hall versetzt, wo er sich durch seine Humanität allgemeine Achtung und den Dank vieler Familien erworben hat. Bei seiner Pensionirung 1870 erhielt er das goldene Verdienstkreuz. Ruf war Philosoph und Psycholog, er besaß auf diesem Gebiete eine gründliche Bildung und schaffte sich nach und nach eine große dahin einschlägige Bibliothek an. Seine „Psychischen Zustände, Innsbruck 1852" erwarben ihm die Achtung der Fachgenossen und auch in weiteren Kreisen Anerkennung. Später beschäftigte er sich mit archivalischen Studien. Bekannt ist seine Geschichte des Geigenmachers Jakob Stainer von Absam, ein Stoff, den früher Johann Schuler zu einer schönen Novelle verarbeitet hatte. Sein letztes Werk: „Der tirolische Humanist J. Fuchsmagen", welcher 1510 als Rath des Kaisers Maximilian I. starb, erscheint als Posthumum in den Schriften des Ferdinandeums. Ruf war auch poetisch angehaucht, wie er denn zur Gruppe der Männer gehört, welche im Vormärz in Tirol ein neues geistiges Leben weckten. Seine „Aphorismen" zeichnen sich allerdings weniger durch die Reinheit der Verse, als durch die Tiefe und Originalität des Inhalts aus. Ruf's literarischer Nachlaß dürfte wol veröffentlicht werden, den poetischen Theil desselben erhält durch Testament Dr. Adolf Pichler, den historischen Dr. David Schönherr. Ruf wurde am 13. April zur Erde bestattet. Männer aus allen Gegenden Tirols erwiesen ihm die letzte Ehre: sein Andenken bleibt gesegnet und wir hoffen, daß ein würdiger Denkstein den Platz bezeichnen werde, wo er ruht. L. M.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Lith. art. Inst. v. C. Bollmann, Gera — Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera. — Nach einer Zeichnung v. B. Lergetporer.

Walchenhaus im Wattenthal 1356 m N.Sp.K.

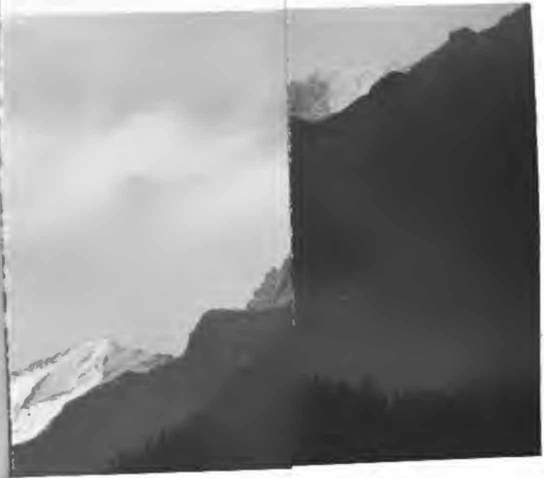
Inhalt des vierten Heftes des zehnten Bandes.

Hierzu zwei **Kunstbeilagen:**

Das Suldenthal bei St. Gertrud in Tirol. Nach einer Photographie von B. Johannes.

Kerner. Tondruck nach einer Photographie.

image
not
available



Vom Könige der Hohen Tauern.

Von **Titus Rohracher.**

Reizend zieht sich eine Landschaft hin im östlichsten Theile Tirols bis zum Kärntnerischen Nachbarlande. Ein Kranz herrlicher Gebirge umsäumt eine ausgedehnte prächtige Thalebene, gegen deren Westen zwei Flüsse, die ihr Naß zumeist aus dem Gebiete der Hohen Tauern erhalten, sich die Hand bieten, um mit ihren Wassermassen vereint die ihnen in der Mitte der schönen Fläche angewiesene Straße zu durchwälzen. Fast verschwenderisch mit allen ihren Schönheiten hat die Natur dieses kleine Stück Erde, das malerische Hochthal von L i e n z, ausgestattet, und auf den Fremden, mag ihn nun das Dampfroß brausend die blühenden Gefilde Kärntens hinaufgetragen oder knapp an dem Ufer der Drau, vorbei an der schauerlich-öden Felsschlucht der Lienzer Klause, das Pusterthal heruntergeführt haben, macht der Anblick des sich ihm jäh entrollenden Panoramas einen imposanten Eindruck.

Eine besondere Großartigkeit verleiht der Landschaft der Kontrast zwischen dem nordöstlichen und südlichen Gebirgszuge. Denn während dort allmählich steiler ansteigend, mit beinahe südlicher Vegetation, ertragreiche Aecker mit üppigen Wiesen und Fluren, umrahmt von schönen Fichtenwäldern, um den Platz ringen und bis in die höchsten Punkte die grünen Matten der Alpen sich hinziehen, thürmen sich hier zu beiden Seiten des bewaldeten Kolosses „Rauchkofel" die wildzerrissenen Felsmassen der Dolomiten auf, in den bizarrsten Gestalten, ewig kahl und öde. Bis zu einer Höhe von 8594 Fuß (2716 Meter) ragt da die [illegible]me des einem riesigen gothischen Dome gleichenden „Spitzkofels" in die blaue L[illegible], umgeben von zahllosen Zacken, Rissen und Felsenthürmen; allein lange schon hat diesem der sich durchaus nicht durch schöne Formation auszeichnende und nur ganz bescheiden unterhalb des Rauchkofels hervorguckende „Hochstadl" (8474 Fuß = 2678 Meter) den Rang abgelaufen wegen der ausgezeichneten von ihm gebotenen Fernsicht. Und weiter gegen Osten lugt die „Hohe Ziethen" hinaus über die felsigen Gebirgskämme, während im Norden die „Schleinitz" mit ihren losen verwitterten Felsblöcken bis 9182 Fuß (2902 Meter) über dem Meere sich erhebt, den Eckstein bildend zu dem Cyklus der neun und zehn Tausender des Debantthales, gedrückt von dem Schuldbewußtsein einer in längstvergangener Zeit

herbeigeführten großartigen Katastrophe, der Vernichtung des alten „Luenz“, das an der sonnseitigen Berglehne, zwischen dem heutigen Patriasdorf und Oberlienz sich hinzog. Ein gewaltiger Bergabsturz im Jahre 1113 begrub das genannte unglückliche Städtchen unter seinen Schuttmassen, und auch sämmtliche hochangeschwollene Gewässer und Wildbäche der Gegend liehen ihre Fluthen, um demselben den vollständigen Untergang zu bereiten. Jahrhunderte lang zieht nun schon der Pflug des Landmannes seine Furchen darüber hin, gleichwie an jener Stelle, wo die Tage der Völkerwanderung und die wilden Horden der Slaven und Wenden die etwas östlicher gelegene Römer-Mansion Loncium vom Erdboden weggefegt haben. Ein Denkmal aus der grauen Vorzeit hat sich aber noch erhalten, dem die vorbeigeflossenen zwei Jahrtausende nur geringe Spuren einzuprägen vermochten, nämlich der massive Römerthurm des Schlosses Bruck, welcher im Westen des malerischen Thalkessels auf einem Vorsprunge des Schloßberges sich erhebt und eine vorzügliche Fernsicht bietet auf die weite Ebene mit den zahlreichen am Fuße der Berge hingesäeten Dörfern und einzelnen zwischen Obstbäumen hervorblickenden Gehöften, und in das langgedehnte, vom gebieterisch heraustretenden Zuenig beherrschte Iselthal. Das Schloß Bruck, welches den mächtigen Grafen von Görz durch Jahrhunderte als Wohnsitz gedient hat, ist unstreitig der beliebteste Ausflugspunkt der ganzen Gegend für Fremde und Einheimische, und sicher nicht blos wegen seiner romantischen Lage und der prächtigen Fernsicht, sondern namentlich auch wegen der vorzüglichen dort bestehenden Restauration. Beinahe bis zu dem Fuße des Schloßberges ziehen sich die freundlichen Häuserreihen von Lienz, dem Hauptstädtchen des Pusterthales, hin, umgeben im Westen von lachenden Feldern und Fluren, während sich im Norden und Süden die beiden schon am Eingange erwähnten Flüsse, die Drau und die Isel, ihr Bett gegraben haben, um sich am östlichsten Endpunkte des Städtchens zu vermählen. Seitdem der Schienenstrang das Pusterthal durchschneidet, ist es hier viel belebter geworden, denn zahllose Natur- und Alpenfreunde aus aller Herren Ländern durchziehen in den schönen Jahreszeiten die stillen Berge und Thäler. Findet doch Jeder, was ihn interessirt, der Vergnügungsreisende sowol als der Gelehrte; die größte Wichtigkeit hat Lienz aber für den Touristen an und für sich schon wegen der nahen herrlichen Aussichtspunkte, ganz besonders aber als Rendezvous der Besucher des Großglockners, des Großvenedigers und der anderen Riesen der Hohen Tauern.

Auch meine Wenigkeit hatte es sich zur Aufgabe gemacht, dem erstgenannten dieser Kolosse einen Besuch abzustatten, nachdem ich schon früher von der Spitze der Schleinitz und dem „Rigi des Pusterthales“ — der weißen Wand — aus, die Großartigkeit desselben bewundert hatte. Mir sehr angenehm, bildete sich in den letzten Augusttagen in Lienz eine Gesellschaft von mehreren Herren, die sich das gleiche Ziel gesteckt hatten und mich zur Theilnahme an der gemeinsamen Expedition einluden. Leider schien die bisher sehr günstige Witterung sich zu unseren Ungunsten verändern zu wollen und brachte die Ausführung unseres

Projektes in bedenkliche Schwankung. Der Morgen des 1. September aber sandte uns den Boten eines schönen Wetters und klaren Himmels in Gestalt eines heftigen Nordwestwindes, und die günstige Prophezeiung eines alten Lienzer Knaben, der an seinen podagraischen Beinen untrügliche Wetterpropheten zu besitzen glaubte, beseitigte vollends alle Bedenken. Schnell waren wir ausgerüstet mit Bergstöcken, Fußeisen und Leinen, welch' letztere wir mitnahmen, weil wir beschlossen hatten, uns gar keiner Führer zu bedienen und nur auf eigene Faust zu operiren. Bald nach 8 Uhr trug uns der Omnibus das Iselthal hinauf, dessen Eingang vom Schloß Bruck bewacht wird, bis nach St. Johann im Walde (drei Stunden von Lienz), wo das hoch am Berge oben gelegene Leibniger Kirchlein gar romantisch herabblickt auf das kleine Dorf und den schönen Michlbacher Wasserfall. Von St. Johann im Walde bis Kals benöthigt man gute drei Stunden. Sehr bald oberhalb des erstgenannten Dorfes endet der Gerichtsbezirk Lienz, und mit jenem von Windischmatrei öffnet sich uns die Welt des Erstarrtseins. Nur 8500 Menschen zählt der ganze Bezirk zu seinen Bewohnern, obschon sein Flächenmaß $17^1/_2$ Quadratmeilen beträgt, und noch für diese kleine Zahl muß ein großer Theil des Getreides eingeführt werden, denn die 3000 Joch ertragsarmen, ja meist sehr schlechten Ackerlandes können unmöglich hinreichen, die, wenn auch noch so genügsamen Bewohner zu ernähren. Ein großer Theil der Aecker ist derart steil, daß statt mit dem Pfluge, mit dem Spaten geackert werden muß. Reicher ist der Bezirk an Wiesen, oder richtiger an steilen, oft nur mit größter Lebensgefahr zu bearbeitenden Bergmähdern, auf welche Kategorie ca. 13% (22,700 Joch) des Gesammtflächenmaßes entfallen. Sehr häufig müssen da die Arbeiter beim Mähen und Einheimsen des spärlichen Ertrages mit Fußeisen ausgerüstet und überdieß noch oft an Leinen festgebunden sein, und trotz alledem kommen doch noch fast alljährlich Fälle vor, daß solche mehrere 100 Fuß tief über Felswände oder fast senkrechte Gebirgsabfälle hinunterstürzen. Noch viel schlimmer in dieser Hinsicht ist es selbstverständlich mit den Almen (Alpweiden), welche 37% (64,700 Joch) des Bezirksflächenmaßes einnehmen, bestellt; Hunderte von Kleinviehstücken gehen alljährlich, meist durch Abfallen von den steilen Felsen, wo nur das schlichte Edelweiß ein einsames Plätzchen und die flinke Gemse eine schwindliche Heimstätte gefunden hat, zu Grunde; ja es sind auch Fälle vorgekommen, daß mehrere 100 Stück Schafe auf einmal von einer Lawine in den Abgrund gerissen worden sind. — In das noch erübrigende Flächenmaß theilen sich die Waldungen (20% = 35,000 Joch) mit den Gletschern und kahlen Gebirgen, welche über 28% (50,000 Joch) an sich gerissen haben.

Sehen wir uns nun den nicht unangenehmen Spazierweg nach Kals etwas näher an. In heiterer Stimmung wandern wir dem linkseitigen Iselufer entlang, bald über feinen von den Sonnenstrahlen erhitzten Flußsand, und dann wieder unter dem Schatten der grünen Erlen auf festem Grasboden dem zur Gemeinde Kals gehörigen, vom Dorfe selbst aber mehr als eine Stunde

entfernten Weiler Unterpeischlach zu und steigen, nachdem wir diesen erreicht und ein Paar flinke Bauernbuben — tüchtige Bergführer in spe — gegen billiges Honorar zur Fortschaffung der lästigen Plaids und Reisetaschen engagirt haben, gemüthlich den sonnigen Peischlacher Hügel hinan. Die hölzernen Häuser des sehr schön gelegenen Oberpeischlach etwas links liegen lassend, erreichen wir bald den Weiler Staniska, welcher uns das Reiseziel — die Spitze des Großglockners — auf einen Augenblick sichtbar werden läßt. Der Gedanke, welch' weiten und beschwerlichen Marsch wir noch vor uns haben, ist nicht im Stande, uns der gesellschaftlichen heiteren Stimmung zu berauben, und munter geht es den angenehmen, sich bald durch Wälder schlängelnden, dann wieder einen steilen Wiesengrund durchschneidenden oder auch kleinen Wildbach überbrückenden Kalser Thalweg hinein. Der bedeutende und sehr schöne Haslacher Wasserfall erregt unsere Aufmerksamkeit, wie nicht minder auch die großen Verwüstungen, die der Kalserbach, an dessen Ufer wir nun dahinschreiten, schon wiederholt angerichtet hat, und unter dem Schatten des dunkeln Forstes, mitunter auch das trauliche Gemurmel des Baches belauschend, langen wir bald an der Mündung des Lesachthales und kurz darauf an der gastlichen Herberge der Glocknerfahrer, dem Glocknerwirthshause zu Kals, an.

Noch ehe wir die Schwelle überschritten, begrüßt uns schon der biedere Wirth Groder und entlediget unsere jungen Träger des Gepäckes. Wir machen es uns sofort recht bequem in dem freundlichen, beinahe elegant ausgestatteten Touristen-Stübchen und unterhalten uns recht gut mit den beiden Wirthsleuten oder den allenfalls anwesenden Touristen, während die Köchin eifrig beschäftigt ist, uns durch einen Topf voll dampfender „Knödel“ oder einem guten Stück saftigen Kalbs- oder Gemsbratens den Beweis zu liefern, daß sie ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen ist. Und fürwahr, man muß ihr das beste Zeugniß ausstellen, und auch der Wein ist recht gut, wenigstens echter Tiroler, und als Abwechslung gegen das klare kalte Wasser mundet er auch den beiden Buben vortrefflich. Der Wirth ertheilt uns alle nöthigen Aufschlüsse, erzählt von seinen vielen Glocknerfahrten, und Alles vereint sich, um den Aufenthalt recht angenehm zu machen, so daß es wirklich eine Ueberwindung kostet, diese trauliche heimische Stätte so bald wieder zu verlassen. Uns wenigstens ist es so ergangen! Bald nach 3 Uhr waren wir in Kals, und erst als der Zeiger der großen Stockuhr den Ablauf der fünften Nachmittagsstunde verkündete, konnten wir uns ermannen, doch endlich aufzubrechen. Auf unterstützten Antrag eines durstigen Glocknerfahrers wurde eine große, neun Maß haltende Blechflasche mit echtem Traubensaft gefüllt, welcher die Bestimmung hatte, in der Stüdlhütte, unserem heutigen Ziele, wieder das Licht der Welt zu erblicken, resp. mit uns in innerliche Berührung zu kommen. Mit einem wohlgemeinten „Wünsch' Glück und schönes Wetter“ entließen uns die Wirthsleute, unser Unternehmen, welches wir ohne Führer auszuführen erklärten, wol als etwas waghalsig ansehend, allein unser Chef, der zwei Mal schon und unter ungünstigen Umständen von der Spitze des Großglockners

heruntergeschaut auf die zahllosen Bergeshäupter, war uns Garantie genug für einen glücklichen Erfolg.

Mit wenigen Schritten standen wir nun, acht Mann stark, hinter der Kirche auf der kleinen Anhöhe und unterzogen das wild-schöne Kalserthal einer kurzen Revue. Besonders hübsch nahmen sich im westlichen Hintergrunde die zahlreichen hölzernen Häuser von Großdorf aus, welches man etwa in einer kleinen halben Stunde, von der Kirche aus, erreicht. Auf unserem Weg in das Ködnitzthal, welches sich gegen Norden öffnet, berühren wir den Weiler „Großdorf" aber nicht. Das Gemeindegebiet von Kals ist ein ziemlich ausgedehntes, denn es umfaßt einen Flächenraum von mehr als 3 Quadratmeilen. In neun „Rotten" (Weilern) bewohnen gegen 1100 Menschen das nur eine Gemeinde bildende Thal. Kals kann sich rühmen, einen sehr schönen Menschenschlag zu besitzen, wie man ihn anderswo selten finden wird. Besonders unter den Männern findet man prächtige Gestalten, hoch und schlank, mit edlen Gesichtszügen, und dabei sind sie gebildet, nüchtern und abgehärtet, keine Gefahr und auch keine Weichlichkeit kennend. Unmöglich kann der Tourist, wenn er sieht, wem er sich anvertraut hat, den Muth sinken lassen, selbst in den mißlichsten Umständen. Die Kalserführer können aber auch die glänzendsten Zeugnisse aufweisen.

Machen wir uns nun aber wieder auf die Beine, denn von Kals bis zur Stüdlhütte benöthigt man vier Stunden, und vor Einbruch der Nacht können wir dieselbe heute ohnehin nicht mehr erreichen. Der in das Ködnitzthal führende Weg ist zwar streckenweise ziemlich steil, doch aber passabel fahrbar, wenigstens bis zum letzten Bauernhofe, welcher von der Kirche eine Stunde entfernt ist. Rasch stiegen wir jenen hinan, oft den großen Fleiß, mit welchem die Thalbewohner dem wenig erträglichen und meist sehr steilen Boden den kargen Ertrag abzwingen mußten, bewundernd und gelangten in etwa zwei Stunden an der Gedenktafel des verunglückten Glocknerfahrers Emanuel Klumpner vorbei, zu der Jörgen-hütte im Ködnitzthale. Das nun immer schlimmer werdende stürmische Wetter vermochte nicht, uns eine tiefere Besorgniß einzuflößen, obwol der heftige Wind uns bereits den feinkörnigen Schnee in das Gesicht schleuderte. Wol sehr passend sang der alte Hirte, drüben vom sonnseitigen Gehänge her ermüdet der halb-zerfallenen Almhütte zusteuernd:

„Auf da Alm do ist koa bleibn,
Bald thuets rögnen, bald schneibn,
In da Hötte ist koa sein,
Do göeth da Wind aus und ein."

Ja er hatte vollkommen Recht, der gute Alte, der schon mehr als fünfzig Sommer vorüberziehen sah bei seiner mühevollen und gefährlichen Beschäftigung und trotz des äußerst karg bemessenen Lohnes mit seinem Loose doch ganz zufrieden war.

Wir konnten uns keine Rast hier gönnen, denn wir hatten noch einen beschwerlichen, wenigstens zweistündigen Weg vor uns, und es begann immer mehr

zu dunkeln. Noch eine kurze Zeit, und vollständige Nacht umgab uns. Nun erst bemerkten wir den gänzlichen Abgang von Handschuhen, welche uns bei der empfindlichen Kälte gute Dienste geleistet haben würden. Je weiter wir kamen, desto ärger wurde der Sturm, und Schneemassen vom Ködnitz-Gletscher herab hüllten uns manchmal buchstäblich ein. Oefters mußten wir Halt machen und uns auf die Bergstöcke stützen, um vom Sturme nicht niedergeworfen zu werden. Wir gingen ganz knapp hintereinander, und trotzdem konnte der eine den andern nicht sehen, so finster war es. Endlich um ½10 Uhr Nachts erreichten wir, Dank der Umsicht unseres Chefs, ohne Irrgänge die Stüdlhütte (8940 Fuß). Auf unseren Oberkleidern hatte sich eine dichte Eiskruste gebildet, Gesicht, Hände und Füße waren ganz erstarrt. Bald flackerte ein lustiges Feuer im kleinen Sparheerde, und der Neunpfünder, dessen Werth wir momentan wol ebenso hoch schätzten, als die Erfindung der Uchatius-Kanone, machte die Runde.

Nachdem wir uns etwas erwärmt hatten, suchten wir unser Lager auf und fanden bereits die irdische Hülle eines Münchener Herrn unter einem Hügel von Decken. Von einem Schlaf war wegen der bedeutenden Kälte in so lange keine Rede, bis auch noch die von diesem Herrn und seinen beiden Führern, welche um 3 Uhr aufstanden, okkupirt gewesenen Decken uns mehr erwärmten. Er wird keine schöne Erinnerung vom Glockner mitnehmen, dachten wir, als der Fremde bei dem immer noch in gleicher Heftigkeit forttobenden Sturme sich anschickte, den Weg über das Bergerthörl nach Fusch einzuschlagen, und verbargen uns noch tiefer in den Decken. An eine Glocknerbesteigung war nicht zu denken, dafür aber war den ganzen Vormittag des 2. September über — großes Diner in der Stüdlhütte!

Unser Proviant hätte wol für einige Tage ausgereicht, und wir wollten auch noch besseres Wetter abwarten, als sich jedoch gegen Mittag der Sturm plötzlich legte und es heftig zu schneien und zu regnen begann, gaben wir unsere Hoffnungen auf und traten Nachmittag den Rückweg nach Kals an. Der Schnee lag ganz bis in die Wiesen hinab, gegen das Denkmal Emanuel Klumpner's.

War das ein gemüthlicher Abend im freundlichen Glocknerstübchen zu Kals! Es bot sich uns da auch Gelegenheit, den „ersten Touristen", als welchen sich ein alter Brünner Herr gerirte, kennen zu lernen, welcher über seine günstigen Vermögensverhältnisse Vorlesungen gab und, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, mit den „eisernen Händen", wie er sich ausdrückte, die Widerstandsfähigkeit des Tisches einer harten Probe unterzog. Offenbar mochte der gute Brünner-Schwede die Kraft des feurigen Etschländer Rebensaftes ebensowenig gekannt haben, wie weiland Herr Vater Noe die Wirkung des Armenier Weines. Nur zu rasch flossen die Stunden dahin. Zwei Mitglieder unserer Gesellschaft hatten uns bereits verlassen, um nach Huben zu gelangen. Uns blieb nur die Aufgabe, am anderen Tage über das Kalser Thörl und Windischmatrei den Rückweg nach Lienz anzutreten, wir konnten uns daher gütlich thun bei Wein

und Gesang. Das Porträt des jugendlichen bairischen Hauptmannes, Hofmann, welcher sich große Verdienste erworben um den Großglockner und die Hohen Tauern, blickte gar ernst heraus aus dem Rahmen. War es doch gerade der Vorabend des Todestages dieses bei den „biederen braven Kalsern", wie er sie nannte, so hochgeachteten Mannes, dessen Blut das Gras tränkte auf den Feldern Sedans. Und so war die Geisterstunde schon lange vorüber, bis wir uns zur Okkupation der guten Kalser Betten entschließen konnten.

Als wir erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Es war ein herrlicher Morgen, der uns am 3. September begrüßte. Keiner von uns wollte es unternehmen, die Gesellschaft auf den günstigen Umschlag der Witterung aufmerksam zu machen, denn wir bereuten es Alle, daß wir nicht in der Stüdlhütte ausgeharrt hatten. Endlich machte der Wirth die Bemerkung, daß heute sehr günstiges Wetter, aber die Besteigung des Großglockners, wegen des massenhaften Neuschnees, sehr schwierig und nicht rathsam sein würde.

Nun konnte uns Nichts mehr zurückhalten. Nachdem wir ein leichtes Frühstück genommen und uns von der Wirthin „Häntlinge" (Handschuhe), welche freilich an der Innenseite sehr bedenkliche Defekte zeigten, ausgeborgt hatten, suchten wir wieder, nur noch fünf Mann hoch, da es ein Herr vorgezogen hatte, über das Thörl nach Windischmatrei zu gehen, eilig das Innere des Ködnitzthales zu gewinnen. Es war beinahe 9 Uhr. Bald wurden wir des Großglockners ansichtig. Er schien mit Massen von Schnee bedeckt und bot uns ein wenig einladendes Bild. Nicht selten entzog uns noch ein leichter Nebelschleier das Antlitz des Königs der Hohen Tauern.

Nicht lange dauerte es, und wieder sahen wir den alten Hirten drüben am steilen Gehänge. Ohne Zweifel war er heute bei weit besserer Laune als vor zwei Tagen, und ein Jodler über den anderen fand das Echo im gegenüberliegenden kahlen Gebirge. Er blickte offenbar zurück um einige Dezennien, wo er noch im Lenze seines Lebens stand. Deutlich klang die Strophe an unser Ohr:

„O Dianal wie ist denn mia so wol,
Auf dem Gebirge von Tirol."

— — — — — — — —

Rastlos schritten wir dahin über den im Thale noch liegenden frischen Schnee, wandten manchmal mit Besorgniß unsere Blicke auf die ober uns schwebenden leichten Wolken und erreichten in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Stüdlhütte. Es war eben 12 Uhr Mittags. Wir gönnten uns keine Rast hier, sondern zogen, nachdem die Fußeisen befestigt und die 12 Klafter lange Leine angelegt war, allsogleich unserem Endziele zu.

In einigen Minuten war der Teischnitz-Gletscher erreicht. Geräuschlos wateten wir in einem Abstande von je zwei Klafter dahin über den knietiefen Schnee, geblendet von der Sonne, und an gefährlich scheinenden Stellen behutsam mit dem Bergstocke untersuchend, ob sich nicht vor uns eine der so berüchtigten

Eisklüfte öffne. Solche Eisschluchten erreichen eine Tiefe von 100 Fuß und mehr, und wehe dem armen Erdenpilger, dem das traurige Loos beschieden ist, in einen solchen unvermutheten, schaurigen Abgrund zu stürzen.

Nun war der Fels bald erreicht. Sicherer, aber langsam, wegen des weichen Schnees, ging es vorwärts, bis wir beim eigentlichen Aufstiege, dem „Neuen Wege“, ankamen. Von der Stüdlhütte, respektive dem eben erwähnten Felsgrate aus, führen nämlich zwei „Wege“ auf die Spitze des Großglockners. Der eine und angenehmere davon, der sogenannte „alte Weg“, zweigt vom Felskamme östlich ab und zieht sich über den Ködnitz-Gletscher bis zur Adlersruhe und von da — beständig über Schnee und Eis — bis zum Kleinglockner hin, welcher durch eine wegen ihrer Gefährlichkeit berüchtigte Scharte wenige Klafter von der Spitze des Großglockners getrennt ist, während der „Neue Weg“ dem besagten Felskamme entlang, fast senkrecht über den nackten, riesigen Felsenthurm des Großglockners direkt auf die Spitze desselben führt. Dieser Aufstieg wurde erst vor wenigen Jahren unter den größten Anstrengungen in Stand gesetzt und bedarf alle Jahre bedeutenderer oder minderer Reparaturen, indem der Blitz sehr oft das einem Blitzableiter gleichende und von der Zinne bis zum Fuße des Felsenthurmes fast ununterbrochen fortlaufende Drathseil beschädigt. Wir, weil mit den erforderlichen Requisiten, namentlich den beim Alten Wege zur Ueberbrückung und Stufenhauung an der Glocknerscharte unerläßlichen Eisbeilen nicht versehen, mußten letzterwähnte Tour durchmachen. Sobald das Drathseil erreicht war, ließen wir die Bergstöcke zurück, da dieselben auf dem „Neuen Wege“, wo den Händen fast die Hauptrolle zufällt, nur hinderlich gewesen wären. Anfangs, als noch die erwärmenden Strahlen der Sonne uns trafen, ging es ziemlich gut, je weiter wir aber kamen, desto größere Hindernisse stellten sich uns entgegen. Schon sehr schwierig war es, den sogenannten „rothen Fleck“ zu erreichen, welcher ungefähr in der halben Höhe des Großglockners liegt. Oft brach unser voranklimmender Chef bis an die Brust in den zusammengerutschten Schnee, und nicht selten überdeckten, von den Voransteigenden abgekehrt, kleine Schneelawinen die Nachkletternden. Zudem wurde die Kälte immer empfindlicher. Die ledernen Handschuhe waren völlig unverwendbar wegen ihrer Defekte und noch mehr darum, weil sie zu steifen Eisklumpen erstarrten, so daß man damit den Drath kaum fühlen konnte. Wir mußten uns daher größtentheils mit den bloßen Händen den eisigen Drath hinaufarbeiten und sorgfältigst die Hände loslösen, wenn wir nicht riskiren wollten, daß die Haut davon zurückblieb an dem Drathseile. — Nachdem der „rothe Fleck“ glücklich passirt war, stellten sich noch weit größere Schwierigkeiten ein. An einigen Stellen war der Drath knietief in dem zusammengewehten Schnee eingefroren, und es bedurfte aller Anstrengungen, um denselben mit den erstarrten Händen auszugraben. Es war eine äußerst beschwerliche Arbeit, und nur sehr langsam konnten wir weiter gelangen. Doch „Halt!“ ertönte es rückwärts, als wir uns mit aller Anstrengung über einer steilen Felswand am Drathseile hinzogen. Die starke Leine begann

sich aufzulösen, und die rechtzeitige Entdeckung dieses Uebelstandes rettete unsere Nachhut vor großer Gefahr.

Nachdem nun noch ein paar schwierige Punkte, wo das vom Blitze theilweise zerrissene Drathseil noch der Reparatur harrte, glücklich überstiegen waren, langten wir um 6 Uhr Abends an unserm Ziele an. Wir standen 12009 Fuß (3796 Meter) über dem Meeresspiegel, auf dem nur einige Quadrat-Klafter breiten unebenen Scheitel des Königs der Hohen Tauern.

War das ein herrliches Bild! In stummem Entzücken schweifte der Blick langsam hin über die unübersehbar scheinende Fläche, welche mit Gletscherfeldern und Bergesgipfeln von allen erdenkbaren Formationen besäet war. Lange blieb da das Auge haften an den beiden Riesennachbarn des Gletscherfürsten im Westen, der eisumhüllten Zinne des Großvenedigers und der hochanstrebenden Dreiherrnspitze, und zog sich dann langsam hin von dem prachtvoll geformten Johannisberg über das Fischbachhorn, den Bärnkopf, Hochnarr und die unzählige Schaar der kühnen, entfernten und nahen Bergeshäupter im Norden zu den Größen des Ostens, und lange wurde es aufgehalten von dem Adamello, der Presanella und den anderen zahllosen Riesen des Südens. Und während hier die kahlen Kolosse ihre stolzen Häupter emporhoben in unberechenbarer Zahl gleich den Wellen des Meeres, und im Westen und gegen Norden großartige Gletscherfelder sich hinzogen, beladen mit dem Fluche des ewigen Erstarrtseins, erfreuten das Auge im engeren Umkreise und gegen Osten die schönen sanften Gebirgskämme mit weidereichen Flächen und saftigen Wiesen, und drunten vom Thale blickten gar schüchtern herauf die grünen Felder und Fluren, geschützt durch die bewaldeten Hügel vor dem scharfen Winde. Fürwahr, ein Panorama von ungeahnter Großartigkeit erschloß sich unseren Augen, und je tiefer der Blick sich hinsenkte an die fernen Grenzen des Horizontes, desto größer wurde die Zahl der sich dem erstaunenden Auge zeigenden Kolosse, die in weitester Ferne nur noch in dunkeln Umrissen erschienen, während den näher gelegenen Gruppen das Abendgold der Sonne die reinste Klarheit verlieh. Wie klein im Verhältniß zum Ganzen, und doch so großartig schön nahm sich da unter uns in unübertrefflicher Beleuchtung auch die Schobergruppe aus, mit der schönen Glödis- und der Gößnitzspitze, den beiden Wächtern des Debantthales. Lange und tief senkte sich dann auch der Blick hinab auf die größte Eisfläche der Hohen Tauern, mit ihren Tausenden von Wellen, Sprüngen und Rissen, den Gletschermeeren der Pasterze.

Doch es wollte Abend werden, und die Sonne hatte sich schon bedenklich geneigt. Nicht lange mehr sollten wir noch von der Bewunderung dessen hingehalten werden, was schon Hunderte vor uns angestaunt und bewundert hatten. Noch aber wollte uns, bevor wir schieden, die Natur Zeuge sein lassen von einem der großartigsten und unbeschreiblich-schönen Schauspiele. Es wälzten sich mächtige Nebelmassen herein über den Westen. Bald waren die Scheitel der Nebenbuhler des Königs der Hohen Tauern von ihnen verhüllt. Die Aussicht auf den vor Minuten noch prächtig von der Sonne beleuchteten Ortler ist ihnen

schon zum Opfer gefallen, und riesig schnell war der ganze Westen und theilweise auch der Norden überdeckt. Die ganze ungeheure Strecke, von der Tauernkette an bis zum Ende des abendlichen und mitternächtlichen Horizontes, auf welcher Hunderte und Tausende gewaltiger Bergesgipfel kühn emporstreben und meilenlange Gletscherfelder sich ausdehnen, schien fast plötzlich in einen ebenen weißgrauen Boden verwandelt, und mit aller Wucht stürmten dichte Wolkenballen heran, um sich Eingang in das Innere der Glocknergruppe zu verschaffen, doch vergebens. Die Gebietsgrenze des Königs der Hohen Tauern konnten sie nicht überschreiten, und es trübte kein Wölkchen den ganzen Horizont im Nordosten, Osten und Süden; nur weit drunten über den österreichischen, steyerischen und unterkärntnerischen Gebirgen schwebten einige leichte Wolkengebilde von märchenhafter Gestalt in unglaublicher Höhe und noch vergoldet von der untergehenden Sonne, die ihre Strahlen von den dortigen höchsten Bergesgipfeln schon lange zurückgezogen hatte. Doch auch sie erreichte in einigen Minuten das gleiche Schicksal, und dort im fernen Osten schien sich schon der Schleier der Nacht ausgebreitet zu haben über die ungarische Tiefebene, gleichwie drüben im fernen Süden an den den Horizont begrenzenden Gestaden des adriatischen Meeres. Und immer tiefer und tiefer sank die Sonne, ihre Strahlen zurückziehend von den zahllosen 9, 10 und 11 Tausend Fuß sich erhebenden Bergesgipfeln. Schon wurde es schwierig, das 8000 Fuß unter uns tief drunten im Thal liegende Heiligenblut zu erblicken, welches der Dämmerung ebenfalls bereits zum Opfer gefallen, und schon begann sich von der untergehenden Sonne zu färben die ungeheure Wolkenmasse im Westen und Norden.

Entzückt von all' dieser Pracht versuchten wir noch ein Paar Strophen der „Wacht am Rhein“ zu singen, am höchsten Grenzpunkte dreier herrlicher Kronländer, konnten uns aber nur freuen, daß die Töne des begeisternden Liedes an kein menschliches Ohr drangen, denn eben nicht sehr melodisch mochten dieselben von den steifen Lippen geflossen sein. Indessen wurde die Kälte immer schneidender, und ein eisiger Wind umhauchte den Scheitel des Gletscherfürsten.

Da sandte uns die Sonne, nachdem sie für heute ihr Tagewerk vollbracht, noch einen majestätischen Scheidegruß zu, unaufhaltsam bewegte sich unser Planet in seiner ewigen Bahn, immer dunkler und feuriger färbte sich das Wolkenmeer im Westen und Norden, einen Augenblick noch zitterten um uns die brechenden goldenen Strahlen — und auch die Krone des Königs der Hohen Tauern folgte der unzählbaren Schaar der gewaltigen Bergeshäupter in den Schatten der einbrechenden Nacht.

Es war ein Schauspiel von wundervoller Pracht und großartigster Schönheit, dem vielleicht noch keines Menschen Auge Zeuge gewesen von hier aus, und das zu beschreiben wol Niemand Worte finden wird.

Und ganz nahe schon dem Wolkenmeere schwebte die Mondessichel hin und schien den ihr von der Sonne angezeigten Weg genau befolgen zu wollen. Wir waren kaum zurückgelangt auf die Mitte des Glockners, den „rothen Fleck“,

und schon entzogen uns den freundlichen Mond die noch immer prächtig beleuchteten Nebelwellen. Bald umgab nun auch uns das tiefe Dunkel der Nacht.

Rastlos kletterten wir abwärts, uns möglichst auf die Leine verlassend, denn an dem eisigen dünnen Drahte vermochten wir uns kaum mehr zu halten. Der nun ganz fest gefrorene Schnee kam uns hierbei gut zu statten. Verhältnißmäßig schnell und ohne Unfälle, wenn auch manchmal zusammengefrorene Schneeballen es auf ein Bombardement unserer Rücken abgesehen hatten, langten wir am Fuße an. Nun wurden sofort die Bergstöcke in Empfang genommen, der restliche eiskalte Inhalt einer kleinen Weinflasche seiner Bestimmung zugeführt, und sodann, statt sich an den Felskamm zu halten, der Teischnitzgletscher betreten. Sehr behutsam ging es da vorwärts, und als wir gegen das Ende des Gletschers gelangten, kamen uns zwei Führer entgegen, welche einen Touristen auf die Stüdlhütte geleitet hatten und sich aus Besorgniß wegen unseres langen Ausbleibens aufmachten, um uns aufzusuchen. Im Laufschritte ging es nun der Stüdlhütte zu, deren gastliche Räume uns um 11 Uhr Nachts aufnahmen. Unter dem Einflusse des im Sparherde lodernden Feuers. und nachdem wir einen mit schwarzen Kaffee gefüllten Riesentopf seines Inhaltes, der uns vorzüglich mundete, beraubt hatten, gelangten unsere Glieder allmählich wieder in den normalen Stand.

Spät erst begaben wir uns zur Ruhe und zogen am Morgen des 4. September mit Sturmschritten, um nicht durch einen Konflikt mit dem seit 36 Stunden sehr vernachlässigten Magen das europäische Gleichgewicht zu stören, durch das Teischnitzthal der guten Küche des Glocknerwirthes zu, allwo die drohenden diplomatischen Verwicklungen durch reichliches Diner bald zum gütlichen Austrage gelangten.

Nun wurde noch einige Zeit der Durchsicht des interessanten alten, von Julius Payer angelegten Fremdenbuches gewidmet, in welchem jede Seite den biederen Kalserführern und dem wackeren Glocknerwirthe die ehrendsten Zeugnisse ausstellt, und auch im Friedhofe das hübsche Klumpner-Monument, sowie die Gedenktafel des verstorbenen ersten Führers, Schnell, besichtigt. Auch ein Bruder des Glocknerwirthes, Groder, der Oberlieutenant bei den Kaiserjägern war und, obschon der Kleinste unter seinen Riesenbrüdern, doch als einer der größten Männer im ganzen Regimente galt, ruht dort in der heimathlichen Erde, im schlichten Kalser Friedhofe.

Nur viel zu rasch flossen die Paar Stunden, die wir in Kals zubringen konnten, dahin, und die 3. Nachmittagsstunde fand uns bereits im Eilmarsche auf dem Wege nach Lienz, wo wir Abends einlangten und uns das prächtige Wetter noch zu weiteren Touren verleitete.

Mich aber fragte am Tage nach meiner dortigen Ankunft ein theilnehmender Freund, was mir denn zugestoßen und ob ich vielleicht krank gewesen sei, indem ich so herabgekommen aussehe. „Krank?“ erwiderte ich; „Gott bewahre, ich habe blos eine kleine Vergnügungsreise gemacht!“

Von Schärding bis Gmunden.

Eine touristische Skizze von **A. E. Seibert.**

Der Endpunkt oben genannter Strecke dürfte wol keiner Legitimation behufs seiner Aufnahme in den Alpenfreund bedürfen; anders verhält es sich mit dem weit draußen im Flachland liegenden Städtchen Schärding. Doch genügt ein Wort: die Linie Schärding-Gmunden ist die Nordhälfte der Salzkammergutbahn, deren Bau soweit fortgeschritten ist, daß es wol nicht unberechtigt sein dürfte, die Leser des „Alpenfreundes" mit jenen Gegenden ein wenig bekannt zu machen, welche von dieser neuen Alpenbahn durchschritten werden.

Es ist zwar kein Alpenland in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, das wir kennen lernen, aber es gehört zum Gebiete der nördlichen Alpen und bietet von zahlreichen Stellen aus prachtvolle Fernblicke auf die imposante Kette der Nordalpenmauer und darf mit Recht ein prächtiges Stück Land genannt werden. Freilich hat gerade die von mir gewählte Partie bis jetzt wol noch keine Feder zu einer touristischen Schilderung in Bewegung gesetzt, weil ihr eben jene himmelanstarrenden Attribute fehlen, die namentlich in unseren Tagen viel Tinte und Druckerschwärze auf dem Gewissen haben; wer aber auch nach einer bessern Karte hier mit Ausnahme des Hausruck, der in unser Gebiet fällt, eine monotone Ebene vermuthen würde, der irrt sich gewaltig.

Die Ebene ist durch zahlreiche Hügel und mäßige Bergreihen durchzogen, welche dem Auge labende Blicke über ein fruchtbares, gesegnetes Gefilde bieten; zwischen den goldwogenden Feldern liegen zahlreiche Wäldchen, zum Segen des Landes, wie zur Zierde der Landschaft, und die Bauernhöfe werden von denen keiner andern Gegend an Behäbigkeit und Wohlhabenheit übertroffen.

Mit Recht sagt Kaltenbrunner:

> Mitten drin, was iehm g'hert,
> Wo a si randt und schert,
> Daß a si leichta thuet
> Hat da Bau'r s' Guet,
>
> Siegst as bei ünwel oan:
> Gab ja an Eschloß an kloan
> — Häd's na koa ströhes Dach —
> Gar nöd viel nach.
>
> Hin u hi stengan Bam
> Had a ied's Feld an Sam;
> Brauchan koan Garten meh,
> Ham' man ja eh!

Und was die größeren Pfarrdörfer und Marktflecken betrifft, so darf man sich nicht scheuen, sie mit denselben irgendwelcher Gegend des deutschen Landes zu vergleichen.

Es ist übrigens hier wie bei allen derartigen Fällen: wer Sinn und Gemüth für die Natur mitbringt, der wird auch außerhalb der des Gebietes der eisbepanzerten Gipfel und tiefgrünen Seen Schönes und Herrliches finden.

Doch die Einleitung soll nicht größer werden, als das Hauptthema; beginnen wir denn unsere Wanderung, indem wir zunächst das freundliche

Schärding betrachten, das, am Inn in einer Seehöhe von 320 Meter gelegen, sich einer herrlichen Umgebung erfreut, dem Kenner der Landesgeschichte aber auch in historischer Beziehung von höchstem Interesse ist. Die Stadt ist durch eine Holzbrücke mit dem Orte Neuhaus verbunden, und dürfte in nicht zu ferner Zeit der hier gewaltig wogende Inn auch mit einer Eisenbahnbrücke überjocht werden, da in Bälde die bayerische Rotthalbahn bei Neuhaus ausmünden soll. Das Innufer bildet die Westgrenze der Stadt, und haben sich hier noch am meisten die alten Mauern erhalten, welche Schärding einst mächtig umschlossen, denn es ward 1429—1437 zu einer der stärksten Festungen Bayerns geschaffen und hatte bis in unser Säkulum herauf zahllose Kriegsdrangsale auszustehen. Zum letzten Male wurde die Stadt 1809 von den Franzosen „mit glühenden Kugeln“ beschossen. Von dem sehr festen Schlosse sind nur noch wenige Ueberreste vorhanden. Die Ostseite der Stadt ist vom Pramflüßchen gebildet, das unmittelbar unter der Stadt in den Inn mündet. Auf dem „Gries“, d. i. dem äußersten Winkel, den die beiden Gewässer einschließen, erlitt am 16. August 1527 Bernhard Kayser, einer der ersten Verkündiger der lutherischen Kirche in Oberösterreich und mit Luther persönlich befreundet, den Feuertod als Ketzer, welches Urtheil in Passau gesprochen worden war. Sehenswerth ist die im italienischen Stile erbaute Pfarrkirche mit einem Marmoraltare. Die Bauart der Häuser zeigt auf Wohlhabenheit und ist namentlich der Hauptplatz mit recht stattlichen Gebäuden umschlossen. Auch die Gewerbe- und Handelsthätigkeit ist nicht unansehnlich. Außer dem schon bestehenden Bahnhofe der Linie Wels-Passau und dem zukünftigen der neuen Linie hat Schärding auch Dampfschiffahrtsverbindung, indem es eine Station der Innlinie bildet.

Jenseits der Pram erhebt sich der 480 Meter hohe Geisberg, eine Kuppe des am rechten Pramufer herziehenden Berglandes, das sich von da ab hart an den Inn zieht; dasselbe ist vom Bergland auf dem linken Ufer des Rotflusses der Fall, so daß die Innpartie von Schärding bis Passau einen ganz anderen, entschieden interessanteren Charakter erhält, als es südwärts von Schärding der Fall ist. Auf einer Terrasse des Geisberges, an dessen Südfuß ein überreicher Granitbruch eröffnet ist, der den bekannten Mauthäusnersteinbrüchen Konkurrenz schafft, liegt der Wallfahrtsort Maria Bründl, wie der Name schon andeutet, mit einer Heilquelle; ein Spaziergang dahin wird durch eine weithinreichende Fernsicht belohnt. Bevor wir von Schärding scheiden, wollen wir eines poetischen und eines prosaischen Momentes gedenken; das erste ist, daß aus Schärding der aus der Literaturgeschichte wohlbekannte Barde Sined (Michael Denis 1729—1800) entsprossen ist; das andere, daß man in Schärding sehr

gutes Bier trinkt, wozu die freundliche Lage der „Keller“ (d. h. „Biergärten“) als willkommene Zugabe kommt. Trefflichen Stoff findet man übrigens im ganzen Innviertel.

Die Eisenbahnlinie Passau-Wels tritt bei Schärding aus dem Innthale in das Pramthal; die Salzkammergutbahn zieht aber gerade südlich durch welliges Hügelland, aus dem sich der hohe Schachen zu 520 Meter erhebt, bis sie in der Nähe von

St. Martin das Thal der Antissen erreicht. In St. Martin sind die herrlichen Gartenanlagen beim Gräfl. Arco'schen Schlosse sehenswerth. Weiter aufwärts im genannten Thale, welcher Begriff hier rein hydrographisch aufgefaßt werden muß, denn die Thalwände sind unsichtbar, gelangen wir nach

Aurolzmünster, dessen ebenfalls Arco'sches Schloß eines der schönsten im Lande war, sich jedoch jetzt nicht mehr der nöthigen Aufmerksamkeit bezüglich der Erhaltung erfreut. In gleicher Entfernung wie die letztgenannten zwei Orte liegt von letzterem die Hauptstadt des Innviertles

Ried in einer höchst fruchtbaren Ebene hingebreitet, durch seine schöne Bauart den Wanderer auf's Angenehmste überraschend.

Auch Ried — wennugleich keine so alte Ansiedlung wie Schärding, das schon um 800 genannt wird — hat eine reiche historische Vergangenheit, aus der wir nur hervorheben wollen, daß am 4. Oktober 1813 hier, im heutigen Rasberger'schen Kaffeehause, der sogenannte Riedenvertrag abgeschlossen wurde, wonach Baiern dem Bunde gegen Napoleon beitrat. Das oft umlagerte und bekämpfte Schloß liegt auf einer mäßigen Anhöhe südöstlich der Stadt und bildet nun den Sitz der Behörden. Im Jahre 1857 wurde der Marktflecken — als solcher einer der schönsten der Monarchie — zur Stadt erhoben. Die Industrie ist lebhaft, und der hiesige Wochenmarkt war bis vor kurzer Zeit außerordentlich frequent. Dadurch aber, daß neue Eisenbahnlinien den Verkehr von Ried abzogen, litt derselbe ungemein; seit dem Bestehen der Linie Neumarkt-Braunau, welche Ried berührt, hat sich derselbe wieder gehoben und wird dies nun, nachdem Ried durch die Salzkammergutbahn ein Kreuzungspunkt sein wird, wahrscheinlich noch mehr der Fall sein. Die Umgebung von Ried ist die rechte Heimath des echten Innviertler-Bauern, der bei seiner Wohlhabenheit frisch und froh in die Welt schaut, am liebsten, wenn dieselbe ein wenig Spektakel macht.

„A Hengats, a Rennats und der Bischof“ lautet einer der Wahlsprüche des Innviertlers, der für die Leser vielleicht einer kleinen Erklärung bedarf; a Hengats, d. h. eine Hinrichtung — a Rennats, d. h. ein Pferderennen, namentlich des Winters mit „Gasseln“, und endlich eine Firmung, das sind drei Zeitpunkte, in denen viele Leute zusammenkommen, also selbstverständlich es lustig hergeht. Daß des Abends dann ein wenig gerauft wird und endlich Gensdarmerie die Ordnung wieder herstellt, gehört übrigens nur zur Tagesordnung. „Es ist Fleisch gemacht worden“, sagt man an der tirolisch-bayerischen Grenze in solchen Fällen; „graft is worn“, heißt's bei uns.

Trefflich geschildert hat die Sitten und Gebräuche dieser Gegend der heimathliche Dialektdichter Stelzhamer (geb. 1802, gest. 1874), dessen Heimathsdörfchen wir später berühren werden.

Einer besonders charakterisirenden Stelle aus Stelzhamer's unvergleichlicher Dialektidylle „D' Ahnl" möge hier Raum gewährt sein (das folgende „Mir" = „wir" bezieht sich auf die „Bauern"):

„Mir händs, mir hán blibn, wos dár Adam is gwön und d'Adaming;
Mir dánichen dö ganz Welt und üs braucht da Hergott wie iehm mir:
Kaiser und Küni und Papst und Olls, wos á liebt, ißt a Broat gern!
Mir dabethn án Rögn, wann olls lechätzt vo Hitz und voschmacht schier;
Mir dabittn d'Sunn, wann vo Rößn Olls duscht und wur austränkt."

In Ried hat die Salzkammergutbahn eine Seehöhe von 450 Meter erreicht, und nachdem sie die Eisenbahnlinie Braunau-Neumarkt übersetzt hat, strebt sie allmählich den Höhen des wald- und kohlenreichen Hausruck zu. Zuerst treffen wir auf

St. Thomas, ein beliebter Ausflugsort der Rieder; südlicher treffen wir auf das Dorf

Pramet, womit wir in das unerschöpflich reiche Braunkohlengebiet des Hausruck eingetreten sind; in der Nähe ist ein unscheinbares Dörfchen: Piesenheim, der Geburtsort Stelzhamer's, des ersten unserer heimathlichen Dialektdichter.

Nun geht es mächtig den Hausruck hinan; mittelst eines (bereits vollendeten) Tunnels wird die Wasserscheide überschritten, und zwischen dichten Wäldern senkt sich die Bahnlinie im Anblicke der Nordalpenkette zum freundlichen Vöklathale hinab.

Der Hausruck ist ein ganz eigenthümliches Stück Bergland; ohne irgend einen Vergleich mit eigentlichem Gebirgsland zu bieten, entbehrt er aber auch vollends das Liebliche des Mittelberglandes; seine Thäler sind meist düster, und seine zahlreichen Wasser rauschen in unheimlichen Schluchten mächtig brausend dahin; zu einer fröhlichen Wanderung ladet er nicht ein, eher möchte sich ein Melancholikus dort wohl befinden.

Auch in geschichtlicher Beziehung füllt er nur ein trübes Blatt. In einer Waldoase, am östlichen Abhange des Göblberges, der mit 840 Meter Höhe die Kulmination des ganzen Bergrückens bildet, liegt abgeschlossen von aller Welt das Pfarrdorf Ampfelwang. Hierher ward der Priester Pöschl versetzt, der bei der Hinrichtung Palm's in Braunau (1806) gegenwärtig gewesen und seit jener Zeit gemüthskrank geworden war; er wurde endlich zum Fanatiker und glaubte sich zur Stiftung einer neuen Religion berufen. Der Pöschlianismus breitete sich in der Umgebung von Ampfelwang nicht unbedeutend aus, und fielen dem Fanatismus der Schwärmer in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1817 zwei Menschenleben zum Opfer.

Es sei hier aber ausdrücklich bemerkt, daß Pöschl hieran nicht den mindesten Antheil hatte.

Umfassenden und wohlberechtigten Maßregeln der Regierung gelang es endlich, die Sekte auszurotten.

Wenden wir — nachdem wir weiter ins Thal herabgekommen — uns rückwärts, so erblicken wir auf einem Sprossen des Hausrucks das hochgelegene Wolfseck, eine prächtige Fernsicht bietend und selbst weithin sichtbar; nahe dabei liegt Ottnang, das dem Geologen wegen der Fauna des dort lagernden Schliers interessant ist. Wolfseck bildet den technischen Mittelpunkt der Kohlengewinnung für das Hausruckgebiet.

Bei der Westbahnstation

Ottnang, östlich von Vöklabruck, überschreiten wir abermals die Westbahn und folgen anfangs dem Thale der Aurach, die dem uns trotzig entgegenstarrenden Höllengebirge entquillt; während aber später das Aurachthal sich westlich wendet, zieht sich die Bahnlinie ostwärts hin und berührt als letzte Station vor Gmunden das am Nordfuße des Gmundenerberges traulich gelagerte Dörfchen

Pinsdorf, in dessen Nähe ein verfallender Erdaufwurf an die grausige Schlacht zwischen den protestantischen Bauern und Pappenheim (1626) erinnert. Mit den Niederlagen der Bauern bei Efferding, hier und bei Wolfseck, die in wenigen Tagen nach einander erfolgten, war die Sache des Protestantismus in unserer Gegend verloren, und der große Bauernkrieg beendet.

Wenige heiße Athemzüge der Lokomotive bringen uns von Pinsdorf an das Ufer des reizenden Traunsees, dessen Spiegel plötzlich aus der Tiefe auftaucht. Wir haben Gmunden erreicht und somit für heute unsere Aufgabe gelöst.

Auf Groppenstein und in der Mallnitz.*)

Von **Rudolph Waizer.**

Nicht weit von jener Stelle, wo das ungestüme Gletscherkind die Möll sich mit der aus dem Tirolerlande herziehenden mächtigen Drau vereinigt, am Fuße des Sachsenberges, ist das Dörfchen Möllbrucken, eine primitive Ortschaft, welche, ich möchte sagen, an der Schwelle des romantischen Möllthales steht.

Unser zwölf Personen, alles gute Freunde unter einander, hatten an einem heiteren Augusttage, Nachmittags 5 Uhr 3 Minuten, das Eisenbahnkoupé in Sachsenburg an der Kärntner Bahn verlassen, um einen kleinen Streifzug in jenes genannte Thal zu thun, welches vom Flusse Möll, der es durchzieht, seinen Namen führt. In Möllbrucken ergriffen wir Besitz von Einspännern, — wol das praktischste Fuhrwerk auf allen Bergwegen, — und rollten so vorwärts, Nordwesten zu, daß es ein wahres Vergnügen war.

*) Mit Benutzung der Broschüre: „Das Mölltal", von Hohenauer. Druck 1835.

Schon von Möllbrucken aus begegnet das Auge einem reizenden Landschafts-Bilde. Rechts und links heben sich waldbedeckte Berge empor, die vom Kreutzeck und der Bösen Nase überragt werden. In der Mitte des Thales grüßt von ferne der Gipfel des pyramidenförmigen Danielsberges, indeß über ihn gewissermaßen als erhabene Schlußstaffage die schroffen Zinken der Lonza und weiter gegen Norden des Mallnitz-Tauern und der Murößen in die Lüfte ragen. Vom historischen Standpunkte aus hat Möllbrucken insofern eine Bedeutung, als dieser Ort anno 1809 Zeuge von jenen Befreiungskämpfen war, die derzeit auch im Drauthal und am Eingang in das Möllthal so verheerend wütheten.

Nach kurzer Fahrt und nach Passirung des Pattendorfer Wirthshauses erreicht man Mühldorf am gleichnamigen Bache gelegen. Von diesem Orte aus kann man mit aller Bequemlichkeit in ca. drei Stunden den Aufstieg der Bösen Nase (2371,2 Meter) effektuiren. Außerdem ist Mühldorf auch noch darum von weiterem Interesse, weil anno 1809 allda das Hauptquartier des vereinten Tiroler- und Möllthaler-Aufgebotes war, und die Kommandirenden des Landsturms beim Kernwirth ihr Hauptquartier genommen hatten. Eine Stunde weiter, dort wo aus den Felszinken des Zwergberges der Rikenbach hervorschießt und in die Möll einmündet, liegt das Pfarrdorf Kolbnitz (607,5 Meter), welches unter den Verheerungen der Gieß im Jahre 1848 gar argen Schaden erlitten hat. Das Dorf zerfällt in Ober- und Unter-Kolbnitz, und ist im ersteren Dorfe beim vulgo Steiner und im letzteren Orte beim Wirth Gratschnig eine recht gute Unterkunft zu finden.

Von Kolbnitz aus sind auch die Parthien in die Alpe Riken, auf den Reißeck, auf die Kolbnitzer Hochalm mit dem Schwarzen und Kesselsee zu unternehmen und als äußerst lohnend anzurathen. Auch der isolirte Danielsberg, den wir schon in Möllbrucken gesehen, ist in einer Stunde leicht erreicht und fesselt durch seine imposante Fernsicht*) die Aufmerksamkeit eines jeden Touristen.

Eine geschichtliche Bedeutung hat der Berg insoweit, als auf der Höhe desselben ein Herkulestempel stand, von dessen Existenz noch Römersteine, die am jetzigen Kirchlein eingemauert sind, Zeugniß geben. So lautet beispielsweise eine Inschrift, welche unter dem linken Seitenaltare eingemauert ist, wie folgt:

G. R. HESIO.
— DEXTROQ —
REDSO — —
RE — FI — —

das ist: Genio Romani Herculis Jovis (scilicet Filio) dextroque etc., zu deutsch: dem Genius des römischen Herkules, dem Sohne Jupiters geheiligt. Wann sich der heidnische Tempel in eine katholische Kapelle metamorphisirte, ist unbekannt. Jedenfalls ist auch das Kirchlein am Danielsberg (971,6 Meter)

*) Amthor-Jabornegg, Kärtnerführer. 2. Aufl., S. 144.

von sehr hohem Alter. — Kolbnitz ist auch der Geburtsort des Bildhauers Florian Grübler.

In $^3/_4$ Stunden erreicht man von Kolbnitz aus die am rechten Möllufer liegende alte Stahlhammergewerkschaft Naplach. Knapp hinter diesem Anwesen dehnt sich eine enge Klamm in den Berg hinein, durch welche der Weg in's trostlose Thal der Teuchel, in dem vor zweihundert Jahren noch die Grafen Fugger auf Gold und Silber schürften, hineinleitet. Ringsum eingeschlossen von gewaltigen, schroff ansteigenden Gebirgskanten, deren Knoten im Hintergrunde des Thales das Kreutzeck und ihm gegenüber der Polinik bilden, sieht man vor sich ein drei bis vier Stunden langes Alpenthal, eine kleine, gleichsam für sich abgeschlossene Welt als Glied des Möllthales. Freunde stiller Ruhe und Abgeschiedenheit finden hier Erholung und Stärkung inmitten der ätherreinen Alpendüfte. Gänzlich getrennt von den gewöhnlichen Verbindungen mit der Außenwelt, steht diese Gegend oft tagelang, wol auch wochenlang, zumal im Winter und bei hohem Schnee, gleichsam abgeschnitten von ihr. Die 300 Menschen, von denen sie bewohnt wird, hält trotz Armuth und Verbannung die Liebe zum Heimathherde hier ebensofest, wie den Thalbauer draußen sein lebensfreudiger Besitz, der ihn doch nie genug einträglich ist. Der jetzt in der Teuchel internirte Pfarrer Herr Krobatin ist ein Freund der Touristen und stets gerne bereit, mit jedem Alpenfreunde in dieser unwirthlichen Gegend rathend und thatend an die Hand zu gehen.

Hinter Naplach, ca. eine halbe Stunde entfernt, liegt das unbedeutende Pfarrdorf Penk, und nördlich davon auf einem mäßigen Hügel die Schloßruine Möllthеuer, vom Volksmunde das „Noithner G'schloß" genannt. Dann folgt das Kirchlein Gratschach, liegend am Bergeshange, und in der Zwenberger-Klamm, die vom Dristenspitz überragt wird, schauen wir die Thurmruinen des Schlosses Oberfalkenstein, des Stammhauses der Görzer Ministerialen der Ritter von Falkenstein. Steigen wir eine Stunde aufwärts und betrachten wir uns diesen wahrhaft merkwürdigen Bau des Mittelalters in der Nähe. Ein kahler, steiler Felsenblock steigt hier aus dem tiefen Gaisgraben des Pfaffenberges beinahe fünfzig Klafter hoch von zwei Seiten ganz frei empor. Auf ihm selbst steht trotzig die alte Burg, noch heute in ihren Hauptmauern ziemlich gut erhalten. Gegen Westen und Norden allein zugangbar, ist sie mit starken und hohen, zum Theil noch stehenden Ringmauern umfangen. An der Ost- und Südseite findet sie in den senkrechten, schwindelerregenden Felsabstürzen volle Sicherheit. Vor der Ringmauer lag dereinst ein Teich, der nun verschüttet ist. Tritt man in die Burg ein, so findet sich zuerst der riesenhafte Thurm, dessen Höhe noch jetzt vierzehn Klafter beträgt. Zwischen diesem Thurm und dem eigentlichen Schlosse ist ein Zwischenraum von 15 Klaftern. In dem einstigen Hofraum stehen die zum Theile schon eingestürzten Mauern des einstigen Pfleghauses. Von der Burg sind noch alle vier Hauptmauern erhalten, doch ziemlich stark vom Zahn der Zeit zerbissen. Am südlichen Rande des Felsenblockes steht

die Schloßkapelle. Die Bewohner der Burg, die Falkensteiner, werden schon um 1126 genannt. Die Sage bezeichnet noch unsern von Obervellach eine Keusche, wo die letzte Burgfrau von Falkenstein in düsterer Armuth ihr Leben beschloß. Reich und schön hatte sie in dem Uebermuth des Glückes einen kostbaren Ring in den Schloßteich geworfen mit den Worten, daß, so wenig Jemand den Ring aus seiner Tiefe ans Tageslicht bringe, Reichthum und Lebensfreude von ihr weichen können! „Alles habe ich genossen, meinte sie weiter, nur der Wunsch blieb mir noch unerfüllt, auf einem beinernen Tisch zu essen.“ Auch der sollte sich erfüllen. Nach drei Tagen bringt der Fischer einen prächtigen Hecht in's Schloß, und als man denselben ausweidet, findet man den Ring der Burgfrau im Bauche. Zwar betroffen von dem Fund, lebte die schöne Falkensteinerin dennoch in Saus und Braus weiter. Da siehe, mit einem Male befehden die Feinde das Schloß, zerstören es, und die Gebieterin rettet mit genauer Noth ihr nacktes Leben. Bettelnd von Haus zu Haus schleppt sie sich weiter und findet endlich unter dem Dache eines Kauschlers eine Unterkunft. Da ergab es sich auch, daß sie ihr Mahl von beinernem Tische genießen konnte; denn in einer Ecke zusammengekauert las sie von der Schürze, die sich über ihre dürren Knie breitete, die Brosamen zusammen und nährte sich damit. Und so geschah's, daß gar mancher von ihr verstoßener Armer ihr höhnisch zurief: „Nun, schöne Falkensteinerin, wie mundet das Mahl von beinernem Tische?!“

Lustig greifen unsere Rößlein aus, bald sind wir am Ziele, denn von ferne grüßt uns schon unser Endziel, die Burg Groppenstein und zu deren Füßen der freundliche Markt Obervellach*), den wir nach Passirung der hübschen gothischen Kirche Stallhofen erreichen.

Hier herrschte, als das Bergwerk auf Gold und Kupfererze, das nach den Niederlanden abgesetzt wurde, dann auf Silber und Eisen im Flor stand, reges Leben und großer Wohlstand. Nun sind diese Erwerbsquellen versiegt, und die Bewohner des Ortes sind mehr denn je angewiesen, den Touristenzug in ihre Gegend zu locken. Die Kirche Obervellachs ist nicht uninteressant. Sie besitzt einen Dürer, welcher die heil. Familie auf Holz gemalt darstellt, dann sehenswerthe Paramente und Kirchenpräziosen. Namentlich ist eine reich mit Diamanten, Rubinen und Smaragden verzierte Monstranz, ein Geschenk einer Gräfin Stampfer, sehenswerth. Gute Unterkunft findet man am Markte beim Herrschaftswirth und auf der Post. Doch wir nehmen hier keinen Aufenthalt, sondern ziehen nordwärts, übersetzen die Brücke des zeitweilig recht wild werdenden Kaponigbaches und gelangen bald nach Raufen, einer Ortschaft, die vom Groppensteiner Schlosse buchstäblich dominirt wird.

Hier verließen wir unsere Wägen, feuchteten beim Raufner Wirth mit

*) Von Obervellach aus ist die Besteigung des 2780,6 Meter hohen, südwärts gelegenen Polinifs leicht effektuirbar.

einem guten Schluck Tiroler Wein unsere Kehlen an und machten uns auf den Weg nach Groppenstein.

Es mochte gegen neun Uhr gewesen sein, als wir das Gasthaus in der Raufen verließen und den Anstieg auf Schloß Groppenstein (744,4 Meter) in Vollzug setzten.

Der Weg, fast ganz in Felsen gehauen, führt ziemlich steil auf die Höhe, an der Burgkapelle Groppenstein vorüber. Der Glimmerfelsen sammt der Burg auf demselben steht blos an der Westseite mit dem Bergabhange in Verbindung, daher auch nur an dieser Stelle der Thorthurm angebracht werden konnte. Vor demselben angekommen, blies einer von den Unsern in's Horn, — denn die Zugbrücke war aufgezogen, — welcher Gruß wie zu Ritters Zeiten mit einer schmetternden Trompetenfanfare im Innern des Schlosses erwidert wurde.

Die Brücke rollte nieder, die hohen Thorflügel öffneten sich, und an der Schwelle erschien der gegenwärtige Besitzer der Burg Herr Architekt Stippberger — der uns alle zu Gast geladen — sammt seiner Hausfrau und den herzigen Kindern und hieß uns freudig willkommen. Der gegenwärtige Herr auf Groppenstein ist nicht nur ein jovialer, sondern auch ein kunstsinniger Mann, und diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die schier zu einer Ruine gewordene Burg gänzlich restaurirt wurde und einem Phönix gleich aus den Trümmern in ganzer Herrlichkeit, treu im Style des Mittelalters auf's Neue erstand. Der Renovationsbau begann im Jahre 1872 und wurde im verflossenen Jahre vollendet. Gegenwärtig ist Groppenstein nicht nur eine Zierde des Thales, sondern auch das Unikum einer Baute echter Mittelalterlichkeit und sowol in ihrem Innern und Aeußern ganz jener Zeit angepaßt, wo das Ritterwesen in vollster Blüthe stand.

Wir besichtigten die ganze Baute am kommenden Morgen und berichten über diesen Lokalaugenschein in späteren Zeilen. Nach gegenseitiger Begrüßung führte uns der Groppensteiner in die Halle des Erdgeschosses, und die Hausfrau kredenzte uns einen Krug köstlichen Gerstensaftes, aus dem gar mancher herzhafte Zug gemacht wurde. Nicht lange war da unseres Weilens, denn im Rittersaale harrte unser auf mittelalterlichem Geschirre ein herrlicher Abendimbiß, und in den Pokalen glänzte duftiges Rebengold.

Bald saßen wir alle vereinigt an der Tafel, lobten durch weidlichen Zuspruch die Kunst der Burgfrau und sagten gar manches kernige Sprüchlein beim Trunk aus dem Humpen. Durch die kleinen runden Glasscheiben der hohen Fenster aber sah auf uns der silberne Mond herein und brachte uns — wie es schien — traute Grüße von unseren Lieben in Klagenfurt.

Der Ausblick aus dem Fenster, wenn das Mondeslicht die ganze Gegend feenhaft beleuchtet, ist ein bezaubernder. Der Zeiger hatte schon längst Mitternacht gedeutet, als wir zur Ruhe gingen, die wir in einem Gelaß des alten Reckthurms fanden, wo uns der Traumgott Bilder aus der „schönen Ritterzeit"

vor das Auge stellte, nachdem die Zunge mehrerer redseligen Genossen auch einmal lahm geworden war.

Am frühesten Morgen, die Sonne war prachtvoll aufgegangen, besichtigten wir die Rüstkammer der Burg und ihre sonstigen Räumlichkeiten. Dieselbe bildet ein längliches Viereck von zwei oberen Stockwerken. Im ersten Stockwerke befindet sich die Kemenate der Burgfrau, der Pallas und ein Gemach des Schloßherrn, letzteres ganz mit Zirbenholz ausgetäfelt Das zweite Stockwerk enthält auch drei Gemächer, welche sich noch in der Restaurirung befinden.

Interessanter als das eigentliche Schloß ist der vor demselben stehende und mit diesem durch einen hölzernen Gang verbundene, im regulären Viereck erbaute Fallthurm. Derselbe ist 30 Klafter hoch, 6 Klafter breit und besteht aus 7 Schuh dicken Mauern.

Der Thurm hat in seinem Innern fünf Etagen, die mittelst steinerner Stiegen verbunden sind. Bei jedem der Fenster bestehen gemauerte Sitze, was darauf hindeutet, daß dessen Räume seinerzeit auch als Wohnung gedient haben müssen. Rings um die Außenseite des Schlosses dehnt sich ein Gürtel von Ringmauern.

Wer die Erbauer des Schlosses gewesen sind, läßt sich schwer nachweisen. Wie aus Urkunden ersichtlich, verkaufte anno 1271 Otto der Groppensteiner mit Einwilligung seiner Gattin Adelheid und seiner Tochter Margreth seine Güter zu Radenthein um 14 Mark dem Stifte Millstadt. Im Jahre 1333 belehnte Graf Albrecht von Görz und Tirol die Brüder Konrad und Friedrich von Groppenstein mit dem Hof zu Semslach, einer Mühle, Säge und Stampf, gelegen an der Raufer bei Groppenstein. Weiters erwähnt Brandis in seinem Ehrenkränzlein der Grafschaft Tirol anno 1341 der Groppensteiner. Um 1365 verkaufte Fritz Lindek seinem Oheim Konrad von Groppenstein eine Schweig im großen Dorf und eine in Niederlassach um 16 Mark. In mehreren Kaufbriefen erscheinen die Groppensteiner als Zeugen. Im Jahre 1393 stifteten Jörg und Peter v. Groppenstein ein Ovile an der Ebene in der Kuratie Penk, 1404 wird Jörg von Groppenstein mit Gütern in Vellach belehnt. Ein Groppensteiner war 1460 kaiserlicher Pfleger in Oberdrauburg. 1464 starb Konrad von Groppenstein und liegt in der Kirche Obervellach begraben. Ein Konrad schloß um 1486 den Mannsstamm der Groppensteiner. Das Wappen derselben waren drei weiße Querbalken in rothem Felde. Von den Groppensteinern ging das Schloß an die Khevenhiller, an die Grafen von Schermberg, an die Fugger Grafen zu Weißenhorn und Kirchberg, an die Herren von Hollenegg, an die Herren von Lind, anno 1667 an Christoph Ungar, anno 1693 an Baron Sternbach und am 18. Juli 1872 an Herrn Adolf Stipperger über.

Nachdem wir die Burg besichtigt und deren Geschichte rekapitulirt hatten, machten wir uns Alle auf, um dem idyllischen Alpendorfe Mallnitz unsern Besuch abzustatten. Der Weg führt hinter der Burg Groppenstein an den herrlichen Wasserfall, der von dem Mallnitzbache gebildet wird, zum Bauer Raner und unter demselben von dort schnurgerade durch Waldwege nach Lassach über den tosenden Döſſenbach beim Rabitschbauer vorüber in die Mallnitz (1144,2 Meter), welche man in zwei Stunden erreicht.

Kaum hat man Groppenstein verlassen, so macht sich auch schon der Charakter der Alpennatur geltend. Auf dem ganzen Wege begegnen dem Auge die bizarren Formen der theilweise noch mit Schnee bedeckten Bergkolosse in der verschiedensten Gruppirung. Die Abhänge sind von Sturzbächen durchädert, und hie und da bringt ein niedertosender Sturzbach einiges Leben in die Monotonie dieser sonst so hochromantischen Gegend. Die im Osten aufsteigenden Zinken des Saulek (3080,5 Meter) und der Döſſenspitze gewähren einen erhebenden Anblick. Hat man die Höhe beim Rabitschhause erreicht, so zeigt sich wie mit einem Zauberschlage das Alpendorf Mallnitz, durchzogen vom Silberbande des gleichnamigen Baches, mit seinem so freundlichen Kirchlein und den netten Häusern, die sich wie schutzsuchend an den Fuß der pyramidalen Liskelesspitze (2404,4 Meter) anschmiegen. Zur Rechten ragt der Auernigkogel, zur Linken die Lonzaspitze in die Höhe. Als wir im Dorf unsern Einzug hielten, hallten Orgeltöne vom Kirchlein herüber an unser Ohr. Geputzte Menschen standen oder knieten im Friedhof, und drinnen in den geweihten Hallen predigte der Pfarrer von der Sündigkeit der Welt.

Wir nahmen die Richtung zum Gasthause. Es führt die Firma „Zur Gemse“ und ist ein Eigenthum des biederen und reellen Wirthes Johann Noisternig, eines Mannes, der die Rechnungen nicht wie sonst in solchen Gegenden, mit doppelter Kreide schreibt, und der das Herz am rechten Flecke sitzen hat. Vom Marsche etwas ermüdet, stärkten sich die Meisten durch ein „Glingerle Schnaps“, unser Drei aber gingen noch weiter vorwärts dem Seebach entlang und standen plötzlich nach anderthalbstündigem Gange vor einer sehr miniaturen Wasserfläche, dem sogenannten Stapitzersee, in dessen Spiegel sich die Konturen des Ankogl- (3252,5 Meter) und Hochalpenspitz- (3360,3 Meter) Gletschers abkonterfeien. Der See beherbergt köstliche Forellen und Salblinge und ist von einer üppigen Vegetation umgeben. Derselbe liegt am Eingang des Lassacher Winkels, eines Erdenwinkels in des Wortes verwegenster Bedeutung. Schroffe, steil aufsteigende Wände stauen sich im Hintergrunde auf, der Scheitel dieses Winkels ist der Hochalpenspitz, seine beiden gleichlangen Schenkel sind das Saulek und der Karlspitz. In seinem obersten Theile hat er einen kleinen Gletscher, das Winkelkees.

Wir besichtigten uns die Gegend, machten, nachdem wir uns das Bild der Landschaft bestens eingeprägt, wieder rechts um und marschirten, schöner Eindrücke voll, wohlgemuth in die Mallnitz.

Da saßen die Andern schon beim prächtigen Mahle. Gute Suppe, Fleisch, Braten, Gemüse, Forellen und Salblinge standen da am Tische, und alle die Speisen dufteten gar aromatisch in unsere Nase. Wir machten kurzes Federlesens, thaten uns gütlich und ließen uns das Mahl im Verein auf's Beste schmecken. Während des Mahles erzählte uns der Wirth, daß das Mallnitzthal einst ein See gewesen, und daß es jetzt der Schlüssel zu den Uebergängen über den Tauern (2404,4 Meter) nach Gastein, über den Groß- und Kleinelend-Gletscher in's Maltathal nach Gmünd und über das Dößnerthörl in den Gösgraben sei, daß sich von Mallnitz aus die Ankoglbesteigung bestens effektuiren lasse u. s. w.*) Während dieser Schilderungen zogen sich draußen am Horizonte schwarze Wolken zusammen, die uns nicht recht geheuer erschienen, wir beglichen unsere mäßig berechnete Zeche, trugen uns ins Gedenkbuch ein und ließen uns per Wagen nach Obervellach und dann weiter nach Sachsenburg spediren, von wo aus wir per Dampf unter stetem Regen Klagenfurt zusteuerten.

Kreuz- und Querzüge in Tirol.

Von H. Mörle.

III. Aus der Ortlergruppe.

Besteigung des Monte Cevedale.**)

Bevor mich im Sommer 1876 meine Wanderungen nach Tirol führten, wurde ich durch einen Reisegefährten veranlaßt, nach der Schweiz meine Schritte zu lenken.

Das Ober-Engadin, dieses in neuerer Zeit mit Recht so hochgerühmte und vielbesuchte Hochgebirgsthal, hatte schon lange meine Sehnsucht rege gemacht; daher ich die Veranlassung gern ergriff.

So oft hört man von Reisenden die vielen Vorzüge rühmen, welche die Schweiz ihren Besuchern vor Tirol biete.

Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß dem Reisenden in der Schweiz vielfache Bequemlichkeiten und somit auch Annehmlichkeiten dargeboten werden, die er in Tirol vermissen muß. Alle dergleichen Annehmlichkeiten sind freilich auch sehr theuer zu erkaufen und doch oft nur scheinbar. So rühmt man die vorzüglichen Betten der schweizer Hôtels gegenüber denen der einfachen tiroler Gast-

*) Siehe Amthor-Jabornegg, Kärtnerführer, 2. Aufl., S. 147—151.

**) Mit der Abbildung eines Theils des Suldenthals nach einer Photographie des rühmlichst bekannten Herrn B. Johannes in Partenkirchen, wozu derselbe bereitwilligst seine Erlaubniß ertheilt hatte D. R.

häuser. Nun ja, es mag ja häufig der Fall sein, daß dieser Ruhm ein gerechtfertigter ist, der dem Rühmenden auch immer theuer zu stehen kommt. Oftmals aber ist dieser Vorzug wirklich nur ein scheinbarer und eingebildeter. Dies bestätigt mir wol Mancher, der durch Reisen in der Schweiz und Tirol Vergleiche anstellen kann. Ich selbst habe im Juni v. J. in Pontresina für ein Nachtquartier 6 Francs bezahlen müssen, während ich in Tirol nie mehr als 50 bis 80 Kreuzer, also höchstens den dritten Theil gegeben. Dabei fiel der Vergleich hinsichtlich der Betten sehr oft zu Gunsten der Tiroler aus.

So könnte gewiß noch Mancherlei zum Vergleiche angeführt werden, wobei derselbe schwankend blieb. Doch muß immerhin zugestanden werden, daß besonders für die modernen Reisezüge die Schweiz entschieden Vortheile vor Tirol gewährt. Dahin gehören hauptsächlich die Posten und andere Fahreinrichtungen. In diesem Punkte ist eigentlich zwischen der Schweiz und Tirol gar kein Vergleich anzustellen, weil diese Einrichtungen in derselben musterhaft sind, während man von denselben in Tirol doch meistentheils das Gegentheil behaupten möchte. Es fehlen eben im Tirolerlande die Grundbedingungen angenehmer Fahrgelegenheiten, gute Wege und Kunststraßen, noch gar sehr häufig an Stellen, wo sie in der Schweiz in reicher Anzahl und vorzüglicher Ausführung vorhanden sind.

Doch was fragt der echte und wahre Tourist nach guten Kunststraßen und vierspännigen bequemen Postwagen, die den Insassen, von dichten Staubwolken umgeben, durch so manches wundervoll schöne Thal, über so manchen gewaltigen und in seinen Eindrücken mächtigen Berg hinwegtragen. Er liebt wilde rauhe Gebirgswege, auf denen er, eigener Kraft vertrauend, mit jedem Schritte und Tritte tiefer eindringt in die unbeschreiblichen Schönheiten der großartigen Gebirgswelt, die ihm, auf diese Weise angeschaut, ihre Wunder aufschließt und ihn hineinschauen läßt in die geheimnißvollen Tiefen derselben, so weit es überhaupt dem Sterblichen vergönnt ist, in die Tiefen der Natur seinen Blick zu richten.

So trieb es auch mich von den mit dickem Staube bedeckten schweizer Kunststraßen hin zu den rauhen Gebirgspfaden Tirols.

Zur Ortlergruppe zu gelangen, überstieg ich den wilden Ofenpaß. Derselbe, Wasserscheide zwischen Inn und Etsch, also dem schwarzen und adriatischen Meere, wird mit seinen dicken Wäldern als Bärengegend bezeichnet, da in denselben noch einzelne dieser schwarzbraunen Gesellen sich aufhalten. Ofenpaß heißt er von den vielen Kalköfen, die er enthält, denen er einen vorzüglichen Kalkstein zum Brennen liefert.

Man steigt von diesem Passe ins Münsterthal hinab und gelangt ziemlich zu Ende desselben zum Dorfe St. Maria, das von großer Wohlhabenheit zeugt. In der Nähe dieses Dorfes zweigt sich südöstlich das Muranza-Thal ab, ein Thal, welches eine Fülle der erhabensten und wildesten Naturschönheiten bietet. Ueber gewaltige Schuttmoränen und Lawinenmassen hinweg, die alles

Wachsthum und Leben unter ihren starren und kalten Strömen ertödtet haben, gelangt man nach einigen Stunden zu frischen grünen und blumigen Matten, auf denen Hunderte von Kühen und Schafen treffliche Weide finden; weshalb auch das Dorf St. Maria eine große Sennerei daselbst errichtet hat.

Von den Sennen mit vorzüglicher Milch gelabt, steigen wir über den öden und wilden, mit Schneefeldern bedeckten Umbrail-Paß hinauf zum Wormser Joch und haben somit die Ortlergruppe betreten.

Wir stehen auf italienischem Gebiete und vor dem höchsten auch im Winter bewohnten Gasthause Europas, der Cantoniera di Santa Maria. Gestärkt durch ein Glas Veltliner, der hier in dieser Höhe doppelt mundet, wandern wir durch tief ausgeworfene Schneefelder aufwärts zur Stilfserjoch-Höhe, 2900 Meter. Hier berühren sich die Grenzen von Italien, der Schweiz und Tirol.

Um einen rechten Einblick in die uns umgebenden Ortlerberge mit ihren vielfach verschlungenen Gletschergebilden zu erhalten, ersteigen wir in 25 Minuten den nördlich sich erhebenden Felsenkopf. Hier thut sich unserem staunenden Blicke eine Hochgebirgswelt auf, wie sie nur selten zu finden ist. Die Gruppirung dieser nördlichen und nordwestlichen Ortlerzüge ist eine so gewaltig erhabene, die sich unter einander vereinigenden Gletscher mit ihrer blendendweißen Schneedecke verleihen der ganzen Gruppirung ein so herrliches und feierliches Festgewand, die Bergesgipfel, theilweise düster und schwarz, theilweise mit funkelnden Gletschern gekrönt, umstehen in majestätischer Ruhe als getreue Trabanten ihr riesiges Oberhaupt, den höchsten der deutschen Berge, die mit stiller, unaussprechlicher Erhabenheit hoch in den tiefblauen Aether hinaufragende Ortlerspitze, tief unten die starren schauerlichen Felsenwände und Klüfte dieser Gebirgsmassen, in nächster Nähe und weitester Ferne die riesigen schweizer Berge, nordöstlich herübergrüßend die Oetzthaler mit der so frei in die Lüfte ragenden schmucken Weißkugel: dies Alles giebt ein Bild von so tiefer Gemüths- und Seelenwirkung, wie es sich dem Geiste unvertilgbar einprägt.

Aber auch von der östlichen und südöstlichen Seite wollen wir uns den Ortler betrachten. Deshalb steigen wir nordöstlich die Stilfserjoch-Straße, dieses großartigste Bauwerk aller Alpenstraßen, auf ihren so kühn und mit weisester Terrainberechnung angelegten Serpentinen abwärts bis Gomagoi oder Beidwasser, dem Vereinigungspunkte des Trafoier- und Suldenbaches. Von hier aus lenken wir unsere Schritte südöstlich durch das anfangs beinahe schluchtenartige Suldenthal. Nach einiger Zeit erweitert sich das Thal, einige Alpenhöfe lehnen sich an seine grünen Bergeshänge, der Ortler liegt in seinem Massiv plastisch da, wie es sich von der Thalsohle südlich vor uns aufbaut. Seine Wände fallen hier gegen 2000 Meter senkrecht ab, die Färbung dieser Felswände, ein graues Braunschwarz, verleiht ihnen einen tief melancholischen Ton, durch die dunkeln Massen hindurch winden sich in blendendweißem Glanze riesige Gletscherarme, die wie im Eise erstarrte Ströme sich thalwärts ziehen; dazu im Gegensatze der blumig bunte, grüne Thalkessel, der unter den Fels-

und Eiskolossen wie ein herrlicher, frischer Frühlingsgarten in voller Jugendschöne prangt. Das sind Eindrücke, die man selber an sich erfahren muß, um sich die Sehnsucht und das stille Weh erklären zu können, die den Alpenfreund und Alpenwanderer immer wieder mächtig erfassen, wenn die Sommerszeit herannaht, welche die Erneuerung dieser Gemüthsbewegungen bringen soll.

Inmitten dieser Alpenherrlichkeit liegt ziemlich 2000 Meter hoch das Dorf Sulden, auch St. Gertrud, aus mehreren zerstreut liegenden Höfen bestehend. Herr Kurat Eller sorgt hier für das geistige Wohl seiner Schutzbefohlenen, zugleich aber auch mit seinen zwei wackeren Schwestern für das leibliche der bei ihm Unterkunft findenden Gäste in ganz vortrefflicher Weise.

Meine erste Sorge war die, mich nach einem tüchtigen Führer umzusehen, der mich am nächsten Morgen zum Monte Cevedale, Zufallspitz, geleiten sollte. In Gemeinschaft eines anderen Alpenwanderers gewann ich den als vorzüglichen Führer wohlbekannten Johann Pinggera, der in den sechziger Jahren mit Payer die Ortlergruppe nach allen Seiten hin forschend durchzogen hat. Beim frohen geselligen Abendessen entschloß sich noch ein dritter Gebirgswanderer, mit uns die Besteigung des Cevedale zu unternehmen, weshalb noch ein zweiter Führer, Matthias Thöni, angenommen wurde.

Von Seiten unserer trefflichen Wirthin geschahen noch Abends die erforderlichen Vorbereitungen, um uns mit allen nöthigen Bedürfnissen reichlich zu versehen, die bei einer größeren Besteigung ganz unbedingt nicht fehlen dürfen. Nicht geringe Massen kalten Braten, Eier, Schinken, Rothwein und der bei jeder längeren Gletscherwanderung und Besteigung so unentbehrliche Thee mit viel Zucker und Arak wurden in umfangreiche Schnerfsäcke gepackt, um dann des andern Tages aus ihren heimlichen Winkeln hervorgeholt zu werden zur Leibes Nahrung und Nothdurft.

Die nöthigen Seile, Alpstöcke, Eishacken und dergleichen besorgten unsere Führer, so auch das Wecken bei Anbruch des nächsten Tages; denn schon 12½ Uhr mußten wir unser Nachtlager verlassen, um nach eingenommenem Kaffee gegen 1 Uhr unsere bis zur Spitze des Cevedale siebenstündige Berg- und Gletscherwanderung anzutreten.

Es war der 23. Juli v. J. Eine wonnevolle Sommernacht umhüllte Gebirg und Thal. Der Glanz der ewigen Himmelslichter umleuchtete die Bergesgipfel mit ihren blendendweißen Gletscherkronen, die in wunderbarem Zauberlichte funkelten. Unten im Thale aber lag schwarze Dunkelheit; denn so ist es ja im tiefen Hochgebirge. Während draußen im Flachlande der Tag später endet und früher beginnt, legen sich die Schatten früher in die Berge, weichen dem lichtspendenden Tagesgestirne später und sind daher auch viel intensiver.

Die Führer erleuchteten durch Laternenschein unseren finstern Pfad, der uns zunächst eine Zeit lang durch prachtvolle, thaufrische, blumige Matten führte am Büchl- und Gamperhofe vorüber.

Bald aber schwanden die Matten, und sofort begann die mühe- und dabei

doch so reizvolle Gebirgswanderung. Zunächst hatten wir eine chaotisch durch einandergeworfene Steintrümmermasse zu überschreiten, in der umher zerstreut einzelne Baumstämme ihren Verwesungsschlaf hielten. Die stets schaffenden, aber auch stets zerstörenden Naturkräfte treiben im Hochgebirge ihr neckisches Spiel: unter Felstrümmern warfen sie hier viel hundertjährige Riesenföhren, die sie schützend emporwachsen ließen, gleich leichten Grashalmen umher. Dies sind freilich noch ihre leichtesten Spielarten! Wie oft zerstören sie aber in wahrhaft furchtbar dämonischem Spiele mühsam aufgebautes Menschenglück für immer, über dessen Trümmer sie dann spurlos hinwegschreiten!

Nach Ueberwindung dieses Riesensteinfeldes kamen wir zu einer steil abfallenden Wand, Legerwand, an der wir uns bedächtigen und festen Schrittes schräg hinaufbewegten.

Allmählich kündigte sich der neue Tag durch eintretende Dämmerung an, so daß unser Licht entbehrlich wurde und mit seinem glasausgefüllten Holzgestelle unter einen vorspringenden Felsen zum Mitnehmen auf dem Rückwege gestellt werden konnte.

Wir betraten sodann nach Ueberschreitung eines Gletscherbaches eine weitausgedehnte Schuttmoräne; durch welche eine hohe dammartige Aufschüttung führt, die jedenfalls von zwei gegen einander wirkenden Wasser- oder auch Gletscherströmungen entstanden sein muß und den Weg durch diese Moräne wesentlich erleichtert.

Nach und nach treten wir ein in die Regionen des Schnees, die sich durch gewaltige, weitausgedehnte Schneefelder ankündigen, über die wir von nun an abwechselnd schreiten müssen.

Hoch oben auf der Ebenwand, an der wir jetzt vorbeigehen, sehen wir Arbeiter beschäftigt, welche eine Unterkunftshütte bauen, die von dem Alpenklub „Wilde Banda" in Wien errichtet wird und dem um die Durchforschung der Alpen so verdienstvollen Schaubach zu Ehren „Schaubachhütte" genannt werden soll. So offenbaren sich überall die so außerordentlich segensvollen Einflüsse des deutschen und österreichischen Alpenvereins und seiner verschiedenen Sektionen auf die ganze Alpenkunde. Es werden durch diese Unterkunftshütte die in ihrer Umgebung liegenden Bergesspitzen, die alle eine Höhe von gegen 4000 Meter haben, natürlich viel leichter zu ersteigen sein, als dies früher der Fall war, wo der Ausgangs- und Endpunkt immer das fernliegende St. Gertrud sein mußte. Denn wol nicht zum zweiten Male wieder sind in Tirol auf so engem Kreise eine Anzahl von gegen 12 bis 15 Bergesspitzen vorher angegebener Höhe vereinigt, wie sie hier in der Nähe dieser Hütte liegen.

Unsere Wanderung, die nun immer häufiger über ungeheure Schneemassen bald bergauf, bald wieder bergab fortgesetzt wird, näherte sich jetzt dem großen Suldenferner. Als wir ihn betraten, war er noch hart gefroren, so daß unser Marsch über denselben ziemlich rasch und gefahrlos immer etwas aufsteigend fortgesetzt werden konnte. Nach und nach wurde der Gletscher steiler,

also auch das Begehen desselben müheroller. Da stellten sich uns an seinem Ende die vereisten Wände des Eisseepasses ganz schroff entgegen. Wir hatten uns schon etwas früher auf dem Gletscher die Seile anlegen müssen und zwar so, daß zwei von uns mit einem Führer und der dritte mit dem andern verbunden waren. Johann Pinggera, mit dem wir zu Zweien angeseilt waren, eröffnete die Kletterung, indem er mit der Eishacke die erforderlichen Stufen aushieb, in denen wir ihm einer nach dem andern folgten. Und so erstiegen wir ziemlich rasch den Eisseepaß, welcher zwischen zwei riesigen schneefreien Felsenköpfen liegt. Es war gegen ½7 Uhr. Unsere Körper verlangten gebieterisch Stärkung und Erquickung; daher beschlossen wir, auf dieser Höhe von 3300 Meter unser Frühstück einzunehmen, bei dem uns die umherliegenden großen und kleinen Felsenplatten als Stühle, Tische und Teller dienen mußten. Die mitgenommenen Speisen und Getränke mundeten vorzüglich, hauptsächlich der kalte Thee mit Arak.

Vor uns ausgebreitet lagen unabsehbare Gletscherflächen in blendendweißem Gewande, im Hintergrunde die drei Cevedalespitzen. Unter allen tritt der weitausgedehnte Langenferner, den wir zu überschreiten haben, hervor.

Wenn ich so mitten drin in der Gletscherwelt mich befinde, kommen immer und immer wieder dieselben Seelenregungen über mich, die mich stets erfaßt haben und noch erfassen, wenn ich auf weiter Meeresfläche dahinfahre: Himmel und Wasser, — Himmel und glitzernde Eisflächen! Man glaubt in der erhaben schauerlichen Einsamkeit der Meereswogen sowol als der Gletscherfelder, die geheimsten Zeitenschläge zu erlauschen; dazu die stille Feier der erhabenen Einsamkeit: das ist das Unaussprechliche der weiten Meeresfläche, — des Hochgebirges! Wenn also Beide das Gepräge des Hocherhabenen an sich tragen, so tritt beim Hochgebirge mit seinen Gletschern das Schroffe und Wilde mehr hervor, womit sich auch noch das Vielgestaltige vereinigt. Es zeigen sich in den Eis- und Schneefeldern die allerseltsamsten Formen. Wind und Sturm, Regen, Schnee und Frost bauen hier auf, reißen dort nieder, bald bilden sie Höhlen, bald wieder gräßliche Klüfte, dann wieder werfen sie Riesenwellen auf in den ureigenthümlichsten Wölbungen und Wandlungen. Auch ganz regelmäßige Gebilde erzeugen sie, so daß man zu glauben versucht ist, es sei hier nach einem bestimmten Plane verfahren und aufgebaut worden!

Gegen 7 Uhr betreten wir den Langenferner auf noch festgefrorener dicker Schneedecke. In schrägem Aufsteigen, welches wir mit Hülfe unserer Alpstöcke bewirkten, gelangten wir bald auf das eine Zeit lang ebene Gletscherfeld. Vor uns in illusorisch greifbarer Nähe lagen die drei Cevedalespitzen, bis zu deren Erreichung wir aber noch reichlich 1½ Stunden brauchten. So trügerisch sind in solchen Höhen die Entfernungen, hervorgebracht hauptsächlich durch die reine dünne Luft des Hochgebirges und der Gletscher. Der Gletscher fing an sich nach und nach immer steiler zu erheben; doch gelangten wir ohne weitere Hülfsmittel als die unserer festen Bergstöcke bis an die höchste, südliche Spitze.

Von nun an mußten Stufen in den Gletscher gehauen werden, weil er nach und nach in einer Neigung zu fünfzig und einigen Graden abfiel. So arbeiteten wir uns unter Hülfe unseres wackeren Johann Pinggera, welcher die Stufen einhieb, mit festem Tritte und sicherem unbeirrten Auge ziemlich rasch hinauf zur Schneide, das ist ein schmaler Schneekamm von Fußbreite, über den wir nach einigen Minuten zur Spitze gelangten.

Wir standen gegen 4000 Meter hoch, über uns den tief dunkelblauen Himmel, um uns und unter uns unabsehbare Eis- und Schneefelder. Aus der Nähe und Ferne grüßten uns in den verschiedensten Gruppirungen und Reihen Bergesriesen mit ihren Eis- und Schneekronen oder ihren schwarzen kahlen Spitzen. Zwischen durch schlangen sich die grünen Thäler, aus denen herauf sogar einige Seen mit ihrem Wasserspiegel glänzten, so die Etschseen in der Malser Haide.

Von den Gebirgszügen, die in unseren Sehkreis traten, will ich nur die hauptsächlichsten anführen.

Südlich vor uns lag die Presanella-, Adamello- und Brenta-Gruppe. Südöstlich schaute die Dolomitenkette herüber, aus der besonders schön die Marmolata hervorragte. Oestlich in weiterer Ferne traten die Tauern mit dem Großvenediger und Glockner, die Zillerthaler, Antholzer Rieserfernergruppe hervor, nordöstlich die Oetzthaler und Stubaier, nördlich die schweiz-tiroler Grenzgebirge, westlich die imposante Berninagruppe, hinter welcher in weitester Ferne ganz unbeschreiblich großartig und prächtig der Monta-Rosa-Stock sich heraushob.

Ganz im Gegensatze zu anderen Bergesspitzen von ziemlich gleicher Höhe, die ich in früheren Jahren erstiegen hatte, wehete hier oben eine milde angenehme Luft, die uns den Aufenthalt höchst angenehm machte und wenigstens 1½ Stunden verweilen ließ. Doch die Führer fingen an zur Rückkehr zu mahnen, um nicht die Sonne zu hoch steigen und den Gletscherschnee vollständig aufweichen zu lassen, wodurch dann der Abstieg sehr erschwert worden wäre.

Bevor ich aber Abschied nehme und mich zur Rückkehr wende, muß ich noch der so vorzüglichen Eintheilung gedenken, die Schaubach von den Ortler Alpen entworfen hat, weil sie, wenn auch etwas veraltet, so wahr und zutreffend ist. Er nimmt den Cevedale als Mittelpunkt der Ortlergruppe an, indem er nachweist, daß von ihm die verschiedenen Züge und Gletscherströme strahlenförmig nach allen Seiten hin ausgehen. Ich habe durch diese Aufstellung mich ganz außerordentlich leicht orientiren können.

Unser Abstieg verfolgte die Spur des Aufstieges und wurde, da uns der Thauschnee wenig Hindernisse in den Weg stellte, mit den obligaten und so ergötzlichen Rutschpartien ziemlich leicht ausgeführt, so daß wir schon gegen 2½ Uhr wohlbehalten und wohlgelaunt wieder in St. Gertrud ankamen, freudig begrüßt von den anwesenden Gästen. Wir hatten also zu der Besteigung, die zu 14 Stunden zu berechnen ist, mit gegen 2½ stündigem Aufenthalte theils auf der Spitze, theils unterwegs 13½ Stunden gebraucht.

Ehe ich schließe, muß ich noch entschieden den Angaben eines Herrn Calberla

widersprechen, der in der Zeitschrift des deutschen Alpenvereins (und nach ihm Amthor in seinem „Tirolerführer") die Besteigung des Cevedale „einen einfachen, gefahrlosen Spaziergang über Schneefelder, leichter als jene des Großvenediger nennt". Ich habe den Großvenediger auch bestiegen und weiß daher sehr genau, daß gerade diese Besteigung von der Prager Hütte aus zur Johann's-Hütte herunter leichter und kürzer ist, als die des Cevedale. Es möchte wol überhaupt die Bezeichnung „Spaziergang" für die Besteigung einer gegen 4000 Meter hohen Eisspitze eine durchaus nicht zutreffende und sehr gesuchte sein!

Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!

Reichenau und Guttenstein.

Zwei Fürsten-Asyle in den norischen Alpen.

Landschaftliche Skizzen von **Ferdinand Zöhrer.**

Der Reisende, der von Wien aus die Südbahn benutzt, um auf derselben in die grüne Steyermark einzudringen, erreicht bald nach der Station Gloggnitz, wo die weltberühmte Semmeringbahn beginnt, die Station Payerbach. Es bleibt einer der großen Vorzüge der schönen Residenz Wien, daß ihr das Alpengebiet und gerade der landschaftlich seines Gleichen suchende Schneeberg und die Raxalpe mit ihren jeden Touristen entzückenden, für jeden Geologen und Botaniker sich lohnenden Umgebungen so nahe gerückt sind.

„Station Payerbach" — „Omnibus nach Reichenau" — ruft der Kondukteur, und wahrhaftig er spricht ein großes Wort gelassen aus. Reichenau ist so recht der Centralpunkt für eine Serie der herrlichsten Ausflüge im Gebiete der norischen Alpen, die sich auch eines reichen Besuches von Seite der Residenzler erfreuen. Wien zählt mehrere Vereine von Touristen, die es sich zur Hauptaufgabe gemacht, diesen schönen Strich im schönen Oesterreich nach allen Richtungen hin zu durchstreifen und ihn in Wort und Bild jene Geltung zu verschaffen, die er wahrhaft verdient. Schneeberg und Raxalpe bilden das Ziel von zahlreichen Naturfreunden, die auf diesen Höhen den reinen Quell würziger Alpenluft in ihre Brust aufnehmen wollen, wenn lange Zeit hindurch der Qualm und die verpestete Atmosphäre der Großstadt sich wie ein drückender Alp auf Brust und Kopf gelegt. Eine spätere Skizze im „Alpenfreunde" wird diese beiden Höhen ausführlicher behandeln, heute durchwandere ich mit dem Leser nur die reizenden Thäler, die sich zu Füßen dieser Bergriesen ausdehnen.

Von Payerbach erreicht man in $^1/_2$ Stunde den malerisch gelegenen Ort Reichenau, dessen geschützte Lage einen Luftkurort aus ihm gemacht hat. Die

idyllische Ruhe in diesem Thalkessel, die balsamisch durchduftete Luft, die belebend und stärkend, aber nicht reizend auf die Organe wirkt, die Nähe einer herrlichen Alpennatur mußten die Aufmerksamkeit der Licht und Luft bedürfenden Bewohner Wiens erregen, und bald wurde Reichenau unter jenen Orten genannt, wo sich der reiche Wiener Erholung und Stärkung holen will. Als nun gar der kaiserliche Hof in die liebliche Kaiservilla eingezogen und in früheren Jahren die erhabene Herrscherin von Oesterreich, Kaiserin Elisabeth, umgeben von ihren Kindern als glückliche Mutter manche Saison hier zugebracht, da kam Leben in die früher weniger gekannten Thäler, Reichenau kam in Mode, ohne dadurch den Charakter einer Idylle einzubüßen, damals und heute noch eine wahre Fürsten-Idylle.

Das Reichenauer Thal ist ansehnlich breit und wird von der Schwarza durchströmt, bei Reichenau erhält es den Charakter der Kesselthäler. Ein Vorschub der Raxalpe der Grünschacher, senkt sich bis zur Schwarza herab; der Schneeberg mit seinem Gesenke, südlich waldige niedrigere Höhen umgeben den Kessel, drücken ihm hie und da den Stempel einer großartigen, wildromantischen Alpennatur auf, die aber von lieblicheren Bildern weit überholt wird. Grüne Matten, Blumenteppiche, klare Bächlein, die sich in die tosende Schwarza ergießen, dunkle Wälder, alles liegt und steht hier ausgebreitet vor dem Maler, der eine richtige Alpenszenerie aufnehmen will.

Die Krone aller Ausflüge von Reichenau bleibt das Höllenthal. Ueber Hirschwang mit seinen Hammerwerken, die sich aus den Gruben des Grünschacher und aus dem steiermärkischen Eisenerz speisen, geht es dem Höllenthale zu, dessen Eingang die Windbrücke bildet. Das Höllenthal wird von den starren Wänden des Schneebergs und der Raxalpe, hier Scheibwald genannt, eingeengt, von der tosenden Schwarza durchströmt, deren Wellen hellauf schäumen und die Felsenrisse netzen, die sich wiederum weit vorbeugen über die Fluth, als wollten sie neugierig hinablugen in die klaren, grünen Wellen, welche bis auf den Grund ihren Inhalt an lustigen Forellen und gesunkenen Baumstämmen zeigen. Das Höllenthal trägt eine auffallende Aehnlichkeit mit einer ebenso großartigen Naturschönheit Oesterreichs, mit dem steyrischen Gamsgraben im Gebiete des Hochschwab zur Schau. Wer die „Noth“, diesen von der Natur mit allen Schauern ausgerüsteten Felsenpaß auf den künstlichen Brückchen und Stegen durchwandert, dort das Terrain eines Titanenkampfes zweier Elemente betrachtet hat, der hat ein getreues Bild vom Höllenthale, wie sich hinwieder der Beschauer des Höllenthales die grausige Schlucht „In der Noth“ vorstellen kann. Doch ist der Weg durch das Höllenthal bedeutend besser, ja als guter Fahrweg zu benutzen. Die interessante Wanderung führt zum Kaiserbrunnen, von Reichenau aus fast zwei Stunden. So heißt die mächtige Quelle, die der Schneeberg mit einer gewaltigen Kraft hervorsprudelt. Kaiser Karl VI. entdeckte dieselbe auf einer Jagd; der Leibarzt Heraeus befahl, daß dieses Wasser auf Saumpferden in die kaiserliche

Burg gebracht werde und der Tafel des Kaisers einen herrlichen Trunk biete. Heute trinkt auch der Bettler in Wien dieses köstliche erquickende Naß, welches diese und die Stixensteiner Quelle spendet, die im nahen Wasserschlosse gesammelt und in die dürstende Stadt geleitet werden.

An einigen Holzknechtkasernen vorüber schreitet der Wanderer über einige Brückchen, bei der letzten zeigt links ein Wegweiser „große Höll", welche zu besichtigen der geringen Mühe lohnt. Fast zehn Minuten vom Fahrweg ab, anfangs auf weichem, dann auf steinigem, von Felstrümmern beengtem Wege gelangt man zur „großen Höll", einen von den schroffen Wänden des Grünschacher gebildeten eiförmigen Bergkessel, in welchem mächtige Quellen niederrieseln, in deren Wellen sich malerische Nadelholzgruppen spiegeln. Bis zum Jägerhaus „Singerin" bietet die Partie wenig Abwechslung mehr. Hier gewinnt die Szenerie an Lieblichkeit, die ernsten uns bisher umgebenden Felsen weichen auseinander, eine heitere Aussicht eröffnend. Das Höllenthal vereinigt sich mit dem Naßthal, das auf seinen grünen Matten wieder frohes Leben entfaltet. Das Naßthal bietet in seinen Klausen und Holzschwemmen recht viel Sehenswerthes. Die Schwemme geht vom Naßbache in die Schwarza und auf dem Kehrbache über Neunkirchen nach Wiener-Neustadt, von dort befördern die Kanalschiffe die riesigen Holzmengen nach Wien.

Das Leben und Treiben der Holzknechte, „Naßwalder" genannt, zu schildern, würde zu weit ab vom gestellten Thema führen, es ist wie überall in den Alpen ein hartes Brod, das der Holzknecht sich verdienen muß. Doch bleibt gerade diese Kolonie so interessant, daß ihrer in einem späteren Artikel erwähnt werden und der Wohlthäter der ganzen Gegend, der berühmte Schwemmmeister Hübmer, auch im „Alpenfreunde" einen seine großartigen Werke ehrenden Nachruf erhalten soll. Vom Wirthshause ab gelangt man in 2 Stunden zum „Durchschlag im Neuwalde", einen durch den Berg gegrabenen Wasserkanal, der die Quellen der Mürz mit der Schwarza verbindet. Bis hierher kann man bequem fahren, da von Reichenau durch das Höllenthal eine gute Straße führt, die beim kleinen Orte Schwarzau mit der Guttensteinerstraße sich verbindet und auf diese Weise der ganze Schneeberg von einer fahrbaren Straße umkreiset wird. Vom Durchschlage aus gelangt man über die Saurüsselbrücke, einem romantischen Felsenpasse, aus dem Naßthale in das Reisthal und im schluchtartigen Thale fort in die sogenannte „Naß", einem niederen Bergzug, der die Raxalpe mit der Schneealpe verbindet. Ueber die „Naß" führt ein Weg in das Mürzthal nach dem Orte Kapellen und weiter über Neuberg, der ehemaligen Abtei, heute Reichsdomäne, nach Mariazell, dem berühmtesten Wallfahrtsort Oesterreichs. Einen hübschen Blick erlangt man von der „Naß" in das Altenbergerthal.

Wir wagen uns heute nicht auf die Berge, da uns die Besteigung derselben zu weit ab vom gestellten Thema führen würde, sondern wir folgen der Fahrstraße, die von Schwarzau über das „Geschaid" ins anmuthige Klosterthal

und weiter nach Guttenstein führt. — Guttenstein, der Name erweckt im Naturfreunde, der die sich hier eröffnende großartige Alpennatur kennt, immer wieder das Verlangen, diesen malerischen Ort zu sehen, Guttenstein ruft das Interesse des Geschichtsfreundes wach, der im alten Gemäuer zu lesen versteht; unwillkürlich wird sich beim Anblicke der romantisch gelegenen Ruine in die Brust eines zart besaiteten Beschauers sanfte Melancholie schleichen. Wie man Reichenau ein glückliches Fürstenasyl nennen kann, so war auch Guttenstein ein Asyl, aber das eines unglücklichen deutschen Fürsten, dessen Treue sprichwörtlich geworden. In einigen Worten sei das historische Interesse, das sich an Guttenstein knüpft, im Leser wachgerufen. Die Burg war ein Lieblingsaufenthalt Friedrich III., „des Schönen", der als Mitgift für das Leben bitteres Weh bekommen. Friedrich III., Sohn des Herzogs Albrecht I., der seit 1298 römischer König, und der Elisabeth von Tirol, verlor seinen älteren Bruder Rudolf 1307 durch den Tod und 1308 seinen Vater Albrecht, der durch die Mörderhand Johannes von Schwaben gefallen. Das Zerwürfniß mit seinem Vetter und geliebten Jugendgespielen, Herzog Ludwig von Baiern, ist bekannt; Ludwig der Baier wurde in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt, in Aachen gekrönt, Friedrich, der nach dem Tode Heinrich's VII. von Luxemburg die deutsche Krone für sich beanspruchte, wurde ebenfalls von seinen Getreuen gewählt und in Bonn gekrönt, so kam es zum Kampfe um das römisch-deutsche Reich und zur Schlacht zwischen Mühldorf und Ampfing am linken Ufer des Inn, wo Friedrich der Schöne Krone und Freiheit verlor, dessen Bruder Heinrich, sowie der Herzog von Kärnten nebst Hunderten der Edelsten aus Oesterreich, Steyermark und Salzburg gefangen genommen und 23 Edle von Trautmannsdorf erschlagen wurden. Auf der Burg Trausnitz mußte Friedrich eine 3jährige Haft zubringen und erst 1325 am 1. März erhielt der tiefgebeugte Fürst seine Freiheit unter harten Bedingungen, die er mit einem Eide angelobte. Sie waren nicht zu erfüllen, und Friedrich gab der Welt ein Beispiel deutscher Treue, wie selbiges vor und nach nicht bekannt. Friedrich kehrte in die Gefangenschaft zurück, doch fand er einen edlen Feind in Ludwig, der sich mit ihm aussöhnte und ihm einen Theil der Regierung überlassen wollte. Friedrich kehrte zurück nach Oesterreich; der Kelch des Unglückes war noch nicht geleert, bald starb sein geliebter Bruder Leopold, und sein anderer Bruder, Otto der Fröhliche, erhob die Fackel des Aufruhrs gegen ihn. Friedrich versöhnte sich schnell und verbrachte den Rest seines Lebens auf Guttenstein zu. Was fand aber der unglückliche Fürst bei seiner Rückkehr von der Burg Trausnitz auf Guttenstein vor? Seine liebende Gattin, Elisabeth von Arragonien, weinte während seiner Gefangenschaft so bitter und lange, daß die edle Dulderin darüber erblindete und das Angesicht ihres geliebten Gatten nicht mehr sah. Von so namenlosem Unglücke gebrochen, sehnte sich Friedrich nach Ruhe und Einsamkeit. Wo sollte er diese besser finden, als in dem Alpenthale von Guttenstein, wo ihn das Getriebe der Welt nicht stören konnte, in dessen wild-romantischer Abgeschiedenheit

Friedrich auf alle Freuden der Welt verzichtete, die ihm tiefe Wunden geschlagen. Er lebte dort nur seinem treuen Weibe und seinem Freunde Gottfried, der Prior der von Friedrich gestifteten Karthause Mauerbach bei Wien war. Am 13. Jänner 1330 hauchte der unglückliche Fürst auf Guttenstein in den Armen seiner Gattin und seines geistlichen Freundes seinen Geist aus; Nachts trugen bei Fackelbeleuchtung im feierlichen Zuge unter tieferustem Schweigen die Karthausermönche den Leichnam ihres Wohlthäters von Guttenstein nach dem Kloster Mauerbach und betteten ihn dort im Chore der Klosterkirche zur Ruhe, die er im Leben nie genossen. Sechs Monate später ward Elisabeth, seine treue Gattin, mit ihm vereint. 1789 wurden die Gebeine Friedrich's nach St. Stephan in Wien übertragen. Im Jahre 1457 wurde Mathias Corvinus von Ladislaus Posthumus auf dem Schlosse Guttenstein in Haft gehalten, bis Mathias nach Prag überführt wurde. 1683 wurde die Burg von den Türken 17 Mal bestürmt. Die Sage von der List der Bewohner während der Belagerung habe ich in meinem Artikel „Die Türkeneinfälle im österreichischen Alpengebiete" angeführt. Wer Guttenstein erbaut, ist nicht bekannt, doch kommt dasselbe schon 1210 urkundlich vor. 1595 kam es durch Kauf in Besitz der gräflichen Familie Hoyos, die es heute noch besitzt. Die alte Burg sinkt mehr und mehr in Staub, die Erinnerung an deren Bewohner wird nie erlöschen. Doch nicht die romantische Ruine allein ist es, die Guttenstein zu seinen Sehenswürdigkeiten zählt, der Freund wildschöner und abwechselnd lieblicher Alpenszenerien wird sich hier einer Fülle derartiger Bilder gegenübersehen.

In erster Reihe nenne ich den Felsenpaß der Steinapiesting, nahe am Markte, durch welchen eine Brücke längs dem Flusse gebaut, von der wir hinaufschauen auf die historischen Trümmer der Burg, die auf starren Felsen die Schlucht beherrscht. An der südwestlichen Seite der alten Burg dehnt sich der gleichnamige Markt mit seinen pochenden Eisenhämmern und seinen Mühlwerken aus, im Thale erhebt sich das neue Schloß des Grafen Hoyos, welches 1764 erbaut wurde. Die Abhänge decken saftig grüne Wiesen, die mit üppiger Alpenflora geschmückt, die Matten sind von melancholisch rauschenden Wäldern eingesäumt, über welche der Schneeberg sein altes Haupt erhebt, der tosende Bergstrom in der Tiefe vervollständigt die Staffage. Im Südwesten vom Markte steigt der Kloster- oder Mariahilfberg empor, der prachtvolle Aussichtspunkte besitzt. Die erste Kapelle wurde 1660 erbaut, 1769 erhob sich schon das Kloster der Serviten, welches 1724 nach einem Brande neu aufgebaut wurde. Die Kirche ist heute ein weit bekannter Gnadenort; auf dem Kirchenplatze eröffnet sich ein imposantes Bergpanorama. Der malerisch gelegene Friedhof besitzt die Grabstätte des unglücklichen Volksdichters Ferdinand Raimund, der Guttenstein so liebgewonnen hatte und auch dort begraben sein wollte. Einer der großartigsten Aussichtspunkte ist unstreitig der Kreuzweg, der sich auf einem schmalen Felsenkamme hin erstreckt und das ganze Alpenthal dem Blicke öffnet. — In der Nähe des Gasthauses erhebt sich der Friedenstempel, zur Erinnerung

an den 1814 geschlossenen Frieden erbaut. Gegen das Kloster hin kann man ein 8—10silbiges hübsches Echo hervorrufen. Der Schneeberg taucht, von diesem Punkte aus gesehen, in seiner ganzen Majestät in den Aether, hinter diesem steigt Berg an Berg empor. So bleibt Guttenstein eine Perle im Alpengebiete Niederösterreichs, die ihren Werth in sich selbst birgt, einen Werth, den jeder Naturfreund sofort erkennen wird, der Guttenstein besucht.

Wer von Guttenstein die Tour weiter fortsetzen will, nehme den Weg über Pernitz, dessen Umgebung einen lohnenden Ausflug nach dem eine Stunde entfernten Wasserfall der Mira, beim Dörfchen Mukendorf, bietet. Rechts und links öffnen sich auf dieser Tour liebliche Thäler, die manchen Schatz für den Botaniker in sich bergen. Ueber „die Oed" mit ihren Messingwerken, Eisen- und Kupferhämmern, Säge- und Mahlmühlen, Waldek, Peisching und Wopfing erreicht man den schönen Markt Piesting, ½ Stunde außerhalb desselben erheben sich die malerischen Ruinen der Burg Starhemberg, imposant durch deren Ausdehnung. Die Veste war der Stammsitz einer Seitenlinie der mächtigen Starhemberge, welche in Oberösterreich erbgesessen sind, und galt als Lieblingsaufenthalt Friedrich des Streitbaren. Die Besichtigung der Ruine ist sehr interessant. Noch ist ein hübsches kleines Thal in der Nähe der Burg erwähnenswerth; es ist dies die „neue Welt". Von Piesting an werden die Berge niederer, die Piesting, seit Guttenstein her auch der „kalte Gang" genannt, wälzt ihre grünen Wellen weniger ungestüm dahin, die Ebene von Neustadt öffnet sich, heute weniger trostlos als vor Jahrzehnten. Bei Wöllersdorf erhebt sich der Höllthurm, der einen unterirdischen Gang bewachen soll, wie die Landleute erzählen. Er bildet den Schlußstein einer der herrlichsten Partien um den Schneeberg, den Riesen der niederösterreichischen Alpen. — Bei Felixdorf ist die Südbahn wieder erreicht, die uns in ein interessantes Gebiet der lieben Alpen gebracht hat.

Gallerie berühmter alpiner Persönlichkeiten.

IX. Anton Kerner.

(Mit Porträt.)

Kaum ein Tourist, der Tirol besucht, wird es unterlassen, zu Innsbruck im botanischen Garten die vielgenannten Anlagen von Alpenpflanzen zu besichtigen, ein Werk des Professors der Botanik Anton Kerner.

Eine kurze Biographie dieses um die Wissenschaft im allgemeinen und die Alpenkunde insbesondere viel verdienten Mannes, dessen wir unlängst auch bei der Geschichte der Aurikeln gedachten, dürfte wol nicht unwillkommen sein.

Er wurde am 12. November 1831 im Schlosse zu Mautern an der Donau in Niederösterreich geboren, wo sein Vater Josef als Oberamtmann der gleichnamigen damaligen Patrimonial-Herrschaft fungirte.

In dem Zeitraum von 1840—1848 absolvirte er die Gymnasialklassen und den philosophischen Kurs am Lyceum in Krems und wendete sich im Jahre 1848 den medizinischen Studien in Wien zu. Im Jahre 1854 wurde er zum Doktor der Medizin promovirt und diente in den Jahren 1854 und 1855 auch als Arzt im Wiener allgemeinen Krankenhause. — Im Oktober 1855 wurde er zum Professor an der k. k. Oberrealschule, im Jahre 1858 zum Professor an der technischen Hochschule in Ofen, im Jahre 1860 zum Professor für Naturgeschichte an der Universität in Innsbruck ernannt. 1858 machte er eine Reise in das botanisch bis dahin fast ganz unbekannte Hochgebirge an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen; außerdem besuchte er während seines Aufenthaltes in Ungarn den Bakonyerwald, so wie sehr oft die Theißniederung. Die Ergebnisse dieser Exkursionen sind theils im „Pflanzenleben der Donauländer" theils in den „Vegetationsverhältnissen Ungarns", von welchen bisher 2 Bände erschienen sind, niedergelegt.

Die Umgestaltung des botanischen Gartens in Innsbruck und die Anlagen des Alpenpflanzengartens fällt in den Zeitraum 1861—1863, die Anlage von kleinen Versuchsgärten in der alpinen Region bei Innsbruck in die Jahre 1865 und 1866.

In den 17 Jahren, in denen er in Tirol hauste, besuchte er so ziemlich sämmtliche Thäler des Landes, und nur im südöstlichen Theile Tirols finden sich noch einige von ihm noch nicht begangene Gebiete. Baumgrenzen hat er vom Kaisergebirge bis hinab zum Baldo und bis zum Stilfserjoch auf allen Bergzügen barometrisch bestimmt und die Zahl der berechneten Messungen beträgt weit über 1000. Davon ist übrigens nur ein kleiner Theil in seinen „Studien über die oberen Grenzen der Hochpflanzen in den österreichischen Alpen" publizirt.

Im Jahre 1862 vermählte er sich mit Marie Gräfin Wolkenstein geb. von Ebner-Rosenstein.

Im Jahre 1874 erbaute er im Gschnitzthale in der Nähe des Tribulaun und Habicht, wo er die Stammpflanze der Aurikel, deren Urheimath durch 300 Jahre verschollen war, wieder auffand, auf einer diluvialen Moräne bei 4000′ die Villa Marilaun; im laufenden Jahre wurde ihm der Ritterstand mit dem Prädikate von Marilaun verliehen.

An diesen kurzen Lebensabriß schließen wir ein Verzeichniß seiner Schriften, von denen viele für die Alpenkunde von hoher Wichtigkeit sind. Unsere Leserinnen, die von ihren Ausflügen Alpenpflanzen mitbringen und sie leider bald welken sehen, verweisen wir insbesondere auf sein Büchlein: „Die Kultur der Alpenpflanzen", Innsbruck, bei Wagner. Sie erhalten hier Rath und Belehrung für ihre alpinen Zimmergärten.

Systematische und phytographische Arbeiten, in den Schriften der zool.-botan. Gesellschaft in Wien, des naturwissenschaftlichen Vereins in Innsbruck, des Ferdinandeums, vorzüglich aber in der Oesterr. botan. Zeitschrift, wol über 100 Aufsätze betreffen vorzüglich die Weiden, Rosen, Brombeeren, Hieracien, Primeln, Cirsien, Orchideen, Saxifragen, Viola, Pulmonaria, Pedicularis.

Pflanzengeographische Arbeiten. Theils Schilderungen der Vegetation einzelner Gebirgsstöcke, Thäler, Ebenen:

(Bakonyerwald, Mühlviertel in Oberösterreich, Erlafthal, Hochkar, Jauerling, die umfangreichste Arbeit in dieser Richtung: **das Pflanzenleben der Donauländer**, Innsbruck 1863);

theils Abhandlungen über Baumgrenzen, geographische Verbreitung einzelner Pflanzenstämme:

(Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen. 7 Abhandlungen in der Oesterr. Revue. 1863—1867.)

Oesterreichs waldlose Gebiete. Oesterr. Revue (1863); Endemische Pflanzen in den Venetianer Alpen in der Oesterr. botan. Zeitschrift.

Die natürlichen Floren im Gelände der deutschen Alpen in Schaubach's „Deutsche Alpen". (1870.)

Verbreitung der Arten des Stammes Tubocytinus ꝛc.

theils Untersuchungen über den Einfluß auf die Verbreitung der Gewächse:

über das sporadische Vorkommen sogenannter Schieferpflanzen im Kalkgebirge. Verh. d. zool.-botan. Gesellsch. in Wien. XIII. (1863.)

Die umfangreichste pflanzengeographische Arbeit, von welcher bisher 2 Bände erschienen sind:

Die Vegetationsverhältnisse des mittleren und östlichen Ungarns und Siebenbürgens.

Biologische Arbeiten.

Die Abhängigkeit der Pflanzengestalt von Klima und Boden, in der Festschrift der Naturforscher-Versammlung in Innsbruck 1869.

Der Einfluß der Winde auf die Verbreitung der Samen im Hochgebirge. (Zeitschrift des deutschen Alpenvereins. I. 1871.)

Schutzmittel des Pollens gegen die Nachtheile vorzeitiger Befruchtung. (Innsbruck, Wagner.)

Schutzmittel der Blüthen gegen unberufene Gäste. (1876.)

Gartenkultur, Forstkultur, Alpenwirthschaft ꝛc.

Aufforstung des Flugsandes in der ungar. Ebene. Oesterr. Monatsschrift für Forstwesen. (1865.)

Die periodisch wiederkehrende Dürre im ungarischen Tieflande und die Mittel, ihre nachtheiligen Folgen zu mildern. Oesterr. Revue. II. 52. (1867.)

Die Alpenwirthschaft in Tirol, ihre Entwicklung, ihr gegenwärtiger Zustand und ihre Zukunft. Oesterr. Revue. (1868.)

Die Kultur der Alpenpflanzen. Innsbruck, Wagner, 1864.

Die botanischen Gärten, ihre Aufgabe in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Innsbruck, Wagner.

Der Innsbrucker botan. Garten (ein Führer, durch die Alpenpflanzenanlagen im genannten Garten). Innsbruck, Wagner, 1863. 2. Aufl. 1869.

Geschichte der Botanik und der Gartenkunst ꝛc.

Bauerngärten in Deutschland ꝛc. (1855.)

Das älteste österr. Herbarium (Guarinoni's).

Geschichte der Aurikel (Deutscher Alpenverein).

Volksnamen der Pflanzen.

Niederösterreichische Pflanzennamen. In den Verh. d. zool.-botan. Gesellsch. in Wien. (1855.)

Meteorologisches.

Temperaturverhältnisse der Quellen.

„Die höchstgelegene Quelle in unseren Alpen". Oesterr. Wochenschr. V. 193. (1865.)

Beitrag zur physikalischen Geographie von Ofen.

Ueber Wanderungen des Maximums der Bodentemperatur. Zeitschrift der Oesterr. Gesellsch. für Meteorologie. (1871.)

Die Erhöhung der Lufttemperatur in der Mittelhöhe der Thalbecken in den Alpen. (Schriften der Wiener Akademie. 1875.)

Dann über den Föhn bei Innsbruck 2c.

Kerner, das wollen wir noch nachträglich bemerken, schreibt auch sehr frisch und lebendig, so daß man ihn in dieser Beziehung als einen Enkel Forster's und Humboldt's bezeichnen könnte. Seine wissenschaftlichen Verdienste sind allgemein anerkannt. Schwer in die Wagschale fällt die Stimme Darwins, der für ihn Zeugniß ablegte.

Möge Kerner noch lange den Alpen erhalten bleiben; so sehr wir ihm jede Beförderung gönnen, müßten wir es doch bedauern, wenn er diesem Arbeitsgebiete entzogen würde. **L. M.**

Auf das Kitzbüheler Horn.

Von **Guido Hammer.**

Wie Opferdampf der betenden Natur
Seh' ich die Nebel um die Gletscherspitzen
Aufwirbeln in den leuchtenden Azur
Und durch den Rauch die Eisaltäre blitzen.

Meine vorjährigen Wanderungen hatten mich mit meinem Sohne endlich am 30. Juli 1876 aus dem Salzkammergute durch die Salzburger Voralpen und über das Steinerne Meer zur Giselabahn nach Saalfelden und mittelst dieser ins Großachenthal nach Kitzbühel geführt; in großer Hitze, aber bei sonst klarem, herrlichem Wetter erreichten wir diesen wunderbar schöngelegenen Sommerfrischort Nordtirols, der schon oft, nicht bloß durch seine solide und billige Verpflegung, sondern auch durch die Mannigfaltigkeit der von ihm aus zu unternehmenden Ausflüge so manchen Touristen gefesselt hat.

Die Gründung des Marktes Kitzbühel – Hoedikollis, jetzt 3300 Einwohner — datirt aus der Römerzeit; im Wappen führt er eine Gemse auf grünem Hügel, gemäß der Sage, daß hier Gemskitzen auf einem Bühel — Hügel — weidend gefunden wurden. Zwei Mal bereits mußte ich in früheren Jahren heftigen Unwetters wegen seine gastfreundlichen Stätten meiden; diesmal aber hielt er und namentlich seine hervorragende Aufsichtswarte „das Horn" mich fest.

Dasselbe ist als ein Rundsichtspunkt ersten Ranges bekannt, und seine Besteigung interessirte mich um so mehr, als ich seine Sicht gern mit der der „Hohen Salve“ bei Hopfgarten im Brixenthal — 5780 Fuß — seines Rivalen, die ich früher wiederholt bestiegen, in Vergleichung ziehen wollte. Außerdem regte es mich an, meinem Sohne von diesem der Central-Tauernkette so nahe belegenen Punkte die eisigen Höhen zu zeigen, die wir in den nächsten Tagen zu besiegen hoffen durften.

Es war Sonntags Nachmittag um 5 Uhr, als uns der starkbesetzte Zug zum Kitzbüheler Bahnhofe brachte; wir überließen dem Portier das Meiste unseres Gepäcks und schritten bald, nur mit Rucksack und Bergstock versehen, unter Führung eines prächtigen jungen Italieners, Antonio Antognoli, zur Besteigung des Hornes.

Dasselbe, nordöstlich von Kitzbühel belegen, beherrscht in seiner Höhe von 6310′ die Umgegend vollständig; mit zahlreichen und großen Almen und Höfen ist es auf der Südseite bis zur Hälfte seiner Höhe bedeckt, dann schließen sich waldige Hänge und Terrassen an, und über diesen bis zur Spitze macht wieder Almboden in frischem Grün den Beschluß. Erst in der letzten höchsten Region durchbrechen hin und wieder kahle Felsmassen die Viehweiden, die endlich auf der höchsten Erhebung durch eine kleine, weißleuchtende Kapelle mit weithin schimmerndem vergoldeten Kreuze gekrönt sind.

Der Pfad zum Horn führte uns jenseits der Bahn in östlicher Richtung zu freundlich gelegenen Höfen und durch diese in ganz allmählicher Steigung auf Wiesenboden, von wo er uns, immer wieder einzelne Almhäuser berührend, in Kurven an der Südwestseite des Berges nach einer Stunde in den prächtigsten Waldesschatten geleitete, der uns bei der fast tropischen Hitze sehr willkommen war.

Der Weg ist nie zu verfehlen; an den Wendepunkten hat der thätige Kitzbüheler Verein Wegweiser anbringen lassen, und überdies ist der Pfad, da auf die höheren Almhütten durch Maulthiere gesäumt wird, überall vollständig erkennbar. Beim Austritte aus dem Gehölz, das eine Fülle prachtvoller Heidelbeeren barg, sahen wir gegen Norden die höchste Erhebung des Berges vor uns liegen. Der Charakter der Gegend, der von hier aus die freundlichen Häuser und Stadl fehlen, ist wie durch Zauberschlag verwandelt, hehre Stille herrscht, und nur hin und wieder durchtönen Glocken weidender Heerden die Ruhe; die einsame Kapelle mit ihren weißen Wänden leuchtete noch im Abendsonnenscheine von der Spitze herab, während schroffe Felspartien jenseits einer abschüssigen Mulde nach links zu bereits von rothen und violetten Tinten übergossen waren.

Um 8 Uhr Abends erreichten wir nun nach Ueberschreitung eines kurzen Felsriegels — wir waren jetzt gerade $2^1/_4$ Stunden unterwegs — die ausgedehnten Almen der Tratalpe, deren Hütten im Mittelpunkte eines weiten Kessels gelegen sind; aber nicht diese waren zunächst unser Ziel, sondern das

etwa 10 Minuten gegen Norden hin auf einem höher gelegenen freien Aussichtspunkte errichtete Unterkunftshaus, das freilich zur Zeit unserer Besteigung noch zum größten Theil im Bau begriffen war, immer aber schon besseres Nachtlager gewährte, als die nicht einladenden Sennhütten.

Der Kitzbüheler Verein, und an seiner Spitze Herr Bürgermeister Josef Pirchl, hat sich durch Herstellung dieses Hauses ein großes Verdienst erworben; den Besuchern des Horns ist dadurch ein gutes Nachtquartier, bessere Verpflegung und die Annehmlichkeit geboten, am nächsten Morgen mit vollen Kräften die Spitze zu erreichen. Wer bisher das Horn zum Sonnenaufgang bestieg, mußte entweder in der Dratalpe, kam er von Kitzbühel, oder in der Hoferalpe, kam er von St. Johann, übernachten; wie angenehm der Aufenthalt in den Hütten, weiß jeder Bergsteiger! Lieber dann im Heustadl ohne Verpflegung, als in der räucherigen unsauberen Hütte mit einem Raum für Alle!

Das massiv gebaute Hornhaus enthält zwei Stockwerke, das untere zu Wirthschaftsräumen, Keller, Küche, Vorrathskammern und Maulthierstall, das obere zu Gastzimmern, Eß- und Schlafsaal bestimmt.

In Anbetracht noch nicht geeigneter anderer Räume wirthete für jetzt die freundliche Sennerin Margarethe in dem zukünftigen Maulthierstall, sie kredenzte einen recht guten rothen Tiroler und bereitete uns den landesüblichen Schmarrn als Nachtessen.

Während dieser Zubereitungen genoß ich auf nahe belegenem Felsenvorsprung den Sonnenuntergang; in vollster Klarheit senkte sich das goldene Tagesgestirn in die endlose hochgelbe Fluth des Westens — die grauen Kalkmassen des wilden Kaisergebirges, die Züge des Innthals und des Kitzbüheler Schiefergebirges mit rothen Lichtern anhauchend. Je mehr die nächtlichen Schatten der tief eingeschnittenen Thäler vorrückten, je intensiver glüheten die Kalkalpen auf, bis endlich nach einem letzten mächtigen Aufflammen die sanften Tinten des Violett und Blau an den Wänden hinhuschten, gleichsam nach so viel Erregung Beruhigung zu bringen; immer weiter flogen die Schatten, immer mehr woben Nebel im tieferen Achenthale phantastische Gestalten, und leiser nächtlicher Windhauch streifte an mir vorüber — nur im Süden schimmerten noch in ewiger Reine aus dem Bergriß beim Paß Thurn eis- und schneebelastete Spitzen der gewaltigen Norischen Kette — der Großvenediger mit seinen Trabanten!

Bei der Margareth hatten sich inzwischen Sennerinnen und Buben, auch Italienische Arbeiter, die beim Hausbau beschäftigt waren, eingefunden. Ohne Schnadahüpfl ging es natürlich dabei nicht ab, denn

„Der lustige Bua
Geht an Almdirndl zua;
Für'n langweili'n Knecht
Is an Heimdirndl recht."

Die Zither fehlte selbstverständlich auch nicht; wo wäre auch ein richtiges ungekünsteltes Almleben, wenn nicht wenigstens einer der Bua's sie anregend schlagen

könnte! Sie ist die Vermittlerin allen Haders, die Seele allen Frohsinns, — auf Stunden Weite ruft sie die zerstreuten Senner und Sennerinnen nach harter Arbeit zu fröhlichem Ausruhen, — und wie tief wirkt sie mit ihren schwermuthsvollen Klängen auf den fern der Heimath, in einsamen Bergen streifenden Wanderer! Ja wohl! Leutner, der früh Heimgegangene, hat wohl Recht, wenn er auf dem herrlichen Lebenberg im Meraner Thale singt:

„A Zither ist a Zauberin,
Die hat mir g'fange Herz und Sinn,
Denn, wann aa überall Schnee und Eis —
Da macht's mir oft den Frühling weiß."

Kurz nach 9 Uhr zerstreuten sich die Gäste der Margareth, wir kletterten auf den obersten Hausboden, wo einige Bettstellen mit Decken für die Zimmerleute standen, und versuchten etwas Schlaf zu finden. Vergebens. Eiskalter, heftiger Nachtwind strich durch den an einem Giebel noch offenen Boden, so stark mitunter, daß unsere Decken bewegt wurden: schließlich kamen um Mitternacht noch Bauarbeiter, um nach kurzem Ruhen früh gleich an die Arbeit zu gehen. An Schlaf war nicht zu denken, und es war uns daher sehr willkommen, als um halb drei Uhr unser amabile condottiere Antonio zum Aufbruch rieth.

Bald traten wir im nächtlichen Dunkel unseren Aufstieg zur Spitze an; der Wind war empfindlich kalt, der Pfad kaum zu sehen, die Steigung viel bedeutender, als im unteren Theile des Berges; immer gegen Norden ging es in engen Viehsteigen über die grasige Fläche empor; hin und wieder zwangen uns Felspartien, seitwärts im Dunkeln den Pfad wiederzusuchen, indessen nach einer Stunde waren wir auf der Spitze bei der kleinen Kapelle, die uns einen sehr angenehmen Schutz gegen den heftigen Morgenwind gewährte.

Es war gerade $3^3/_4$ Uhr, als wir die Spitze betraten, — nur undeutlich hoben sich die Kontouren der zahllosen umstehenden Berge und Bergzüge vom Horizonte ab, einzig gegen Morgen begann über dem Tännengebirge und der Uebergossenen Alm bei Werfen die Morgenröthe ihren röthlichen Schimmer zu breiten. Die Thäler lagen noch im wallenden Nebel verschleiert zu unseren Füßen, die Sternbilder verblichen allmählich, nur Venus leuchtete noch im prachtvollsten Glanze als Morgenstern hoch am östlichen Horizonte.

Gegen 4 Uhr erhielten die eisgepanzerten Riesen der Tauern im Süden — vor Allen der Glockner, das Wiesbachhorn und der Venediger — die ersten rothen Lichter; vom sanftesten Rosa bis zum sprühenden Roth erglänzten ihre Schneeflächen, immer mehr eine Beute des flammenden Lichtes werdend, um dann beim plötzlichen Erheben der Sonne über den Horizont ruhig in tadelloser Weiße zu prangen. Der Sonnenaufgang um $4^1/_4$ Uhr war der reinste der auf meiner vorjährigen Tour beobachteten. Die Nebel der Thäler zerstreuten sich bald, und das beinahe unermeßliche Panorama lag ungetrübt vor unseren staunenden Blicken. Es würde zu weit führen, hier alle die Spitzen namentlich aufzuführen, die mein Auge als alte bekannte und meist bestiegene heraussuchte, möge es

genügen, anzuführen, daß im Süden neben der Ankogl- und Hochalmspitzgruppe namentlich der Großglockner mit der westlichen Wand — das große Wiesbachhorn im Fuscher Kamm und vor Allem der Großvenediger — tutto cristallo — mit seinen umstehenden Spitzen dominirt, von Gletschern zeigt sich am großartigsten das Habach- und Sulzbachkees, über welch' letzterem sich dann rechts die Dreiherren-, Simony- und Rödtspitze schroff herausheben. Anschließend nach Westen folgen dann die Zillerthaler Züge mit der hervorragenden Reichenspitze in der „wilden Gerlos-Gruppe“, und weiter nach Südwest die Duxer, Oetzthaler und Stubaier Ferner.

Während im Osten die Steyermärker und Salzburger Ketten, mit dem Radstädter Tauern, dem Hochkönig, der Schönfeldspitze und dem Watzmann, und die grotesken Loferer Kalkberge, mit Birn-, Ochsen- und Rothhorn, hervorsehen, schließen im Westen die Kalkmauern der schroffen Innthalerkette, Spekkor-, Walder- und Vomperspitz, das Sonnenwendjoch bei Jenbach und die hinter diesem liegenden Höhen, Unnutz, Guffert, Schinder und Miesing, den Gesichtskreis. Auch Zugspitz und Wetterstein sollen sich zeigen, ich habe diese aber nicht entdeckt.

Im Norden dominirt zur Linken zunächst das wildzerrissene Kaisergebirge; mit seinen steilen unnahbaren Wänden nimmt es fast die Hälfte dieser Sicht ein und erdrückt durch sein Massiv die rechts von ihm noch aufstrebenden Berge zwischen Kössen und Lofer; mögen von diesen wenigstens hier Fellhorn, Unterberg bei Reit im Winkel und Sonntagshorn genannt sein.

Von den im näher liegenden Kreise aufsteigenden Bergen will ich gegen Süden den großen Rettenstein im Sperenthale, im Westen das Kellerjoch bei Fügen, den Gratlkopf im Allbach und vorzüglich die schöne grüne Kuppe der „Hohen Salve“ erwähnen; freundlich grüßt sie mit ihrem St. Johannis-Kirchlein zu dem stolzen Gegner, dem Horn, hinüber.

Lieblich ist der Blick bei zunehmender Tageshelle in die freundlichen Thäler zu unseren Füßen, im Westen zieht sich am Fuße des Horns von Süd nach Nord das Großachenthal mit der wilden Kitzbüheler- oder Großache entlang. Verfolgt man deren Lauf nach Norden, so erblickt man in weiter Ferne jenseits der Voralpen den herrlichen Chiemsee mit seinen Inseln, dessen Zufluß eben die Großache ist. Um den nördlichen Fuß des Horns, das hier zur Hoferalpe und nach St. Johann sehr steil abstürzt (in diesen Wänden verunglückte 1862 ein junger talentvoller Maler), schlingt sich das Pramauthal, und in ihm führt die Straße und Bahn nach Fieberbrunn und Saalfelden; wer nach dieser Richtung absteigen will, wählt den Pfad über die Reinthaler Alpen, der unbeschwerlich und gefahrlos; nach St. Johann führt der Abstieg über die Hofer-Alpe mit einzelnen Fährlichkeiten.

Wenn ich nun einen Vergleich zwischen den Aussichten der Hohen Salve und des um ungefähr 500′ höheren Horns ziehen soll, so würde ich bezüglich der südlichen und östlichen Sicht und der entschieden schöneren Thaleinblicke

dem letzteren den Vorrang zusprechen. Die westlichen Bergzüge und den Kaiser zeigt aber die Salve besser und eingehender. Diese mit ihrem Gasthause auf der Spitze hat für bequeme Steiger den Vorzug, daß sie eben nur vor die Thüre zu treten brauchen, um den Blick nach allen Richtungen hin zu werfen. Das Horn ziehe ich mir aber gerade deshalb vor, daß von seinem Unterkunftshause bis zur Spitze noch eine Stunde Steigens erforderlich ist; erwartungsvoll ist der Aufstieg in der Dämmerung; man genießt nach kurzer Strapaze die unendlich großartigen Eindrücke um so mehr, als sie erkämpfte sind, und dann auch — man findet hier auf der Spitze in so früher Stunde weniger von den blasirten und verwöhnten Narren und Närrinnen. Die Luft war recht kühl, mein Thermometer zeigte um 5 Uhr noch nicht über + 6 C., und es war daher unserem Antonio nicht zu verdenken, wenn er die Gaisheerde, die auf der Spitze und in den Felsen der nördlichen Seite genächtigt hatte, in Kontribution setzte und mancher stattlichen Gais die Frühmilch abnahm. Unsere Lederbecher gaben dabei die Gefäße ab, und ein Bänkchen aus der Kapelle war der Schemel; die Thiere, nachdem erst einige gemolken waren, drängten sich schließlich um den falschen Gaisbub, um ihren Ueberfluß los zu werden.

Um 6 Uhr früh stiegen wir langsam zum Hornhause hinab; die mit Gras bedeckte südliche Fläche des Horns zeichnete sich nicht besonders in der Flora aus, aber das Vorkommen eines Pflänzchens erfreute mich ungemein; es war dies die Soldanella montana, Bergglöckchen, die sonst meist, nicht zu häufig, in Steyermark, Salzburg und am Dreisesselberg des Böhmer Waldes, (Adalbert Stifters verborgenem Heim) vorkommt. Ihre nächste Verwandte, die Soldanella pusilla, auch alpina, ist nur Gletscherpflanze und findet sich allein in der Eisregion.

Im tief unter uns gelegenen Kitzbühel tönten die Morgenglocken, und der Frührauch stieg von den Wohnstätten und den Erzhütten auf, als wir das Gasthaus wieder erreichten, in dem uns die Margareth mit gutem Kaffee erwartete. Schnell war unser frugales Frühstück eingenommen, und hinunter ging es in raschem Tempo, da wir noch Ausflüge zum Schwarzsee und ins westliche Brixenthal zu machen beabsichtigten.

Viele meiner alpiner Freunde werden das Horn bereits kennen, aber denjenigen, die diesen Tiroler Rigi noch nicht unter ihren Nagelschuhen gehabt haben, rufe ich mit bergfreudigem Gruße zu:

„Steig nur hinauf zu der Höh', die Wunder der Schöpfung zu schauen:
Endlos dehnt sich vor Dir das Chaos unzähliger Firnen,
Es verliert sich in ihm schweifend der trunkene Blick."

Zum Pragser Wildsee.

Von **Ludwig v. Hörmann.**

Seit die Eisenbahn das schöne Pusterthal durchzieht, besuchen alljährlich Tausende von Touristen diese Gegend und besonders das eigenartige Ampezzo, dessen imposante Felsenpforte jedes Auge besticht. Verhältnißmäßig Wenige aber wissen, daß in seiner nächsten Nähe, nur durch einen westlichen Gebirgszug getrennt, ein anderes Hochthal sich öffnet, unscheinbar beim Eingange, aber ein Kleinod von seltener Schönheit in seinem Schooße bergend, nämlich das Pragserthal mit seinem prachtvollen Wildsee.

Ein schnellgefaßter glücklicher Entschluß führte mich vor zwei Jahren dorthin. Ich war von meinem zeitweiligen Aufenthaltsorte Welsberg an einem schönen Spätsommersonntag mit einer Gesellschaft nach Niederndorf gekommen und zwar — ich gestehe es mit Beschämung — nicht so fast, um das stattliche Großdorf kennen zu lernen, sondern um „Vater Steub" bei seinen Forschungen über die kulinarische Leistungsfähigkeit der weitbekannten „Frau Emma" zu unterstützen. Unsere diesbezüglichen Erwartungen wurden auch nicht getäuscht. Obwol wir uns der trefflichen Frau Wirthin erst zu ziemlich später Stunde vorschriftsmäßig vorstellten — ein Bestellen bestimmter Speisen ist nicht Sitte, man überläßt die Wahl dem Genie der Kochkünstlerin — saßen wir doch bald in dem kühlen dämmerigen Speisezimmer vor einem feinen Diner. Als aber Hühner und Forellen, Backwerk und köstlich blaue Trauben nebst dem obligaten Käsenachtisch, mit dem feurigen Etschländer hinuntergespült waren, drängte sich Jedem die Frage auf: Was nun? Draußen blaute makelloser Septemberhimmel, und die frischen Lüfte der Toblacher Höhe milderten die Sonnenhitze. Da fiel das zündende Wort „Pragsersee" in unsere rathlosen Seelen. Zu Fuß war der ziemlich weite Weg heute nicht mehr zu bewältigen, also schnell „Wagen und Pferde!" Ein Wink von „Frau Emma", und nach kurzer Frist saßen wir fünf Personen im bequemen Gefährte, und die kräftigen Braunen entführten uns in raschem Trab gegen Westen.

Erst geht es eine Weile auf der gewöhnlichen Landstraße weiter, dann zweigt in südlicher Richtung eine schmälere Vizinalstraße ab und leitet zum Eingang in's Pragserthal. Die Landschaft entfaltet hier noch keine besonderen Schönheiten. Berggehänge bauen sich rechts und links auf, durchschnitten von Runsen, die von herabstürzenden Wässern gegraben worden, von Zeit zu Zeit grüßt ein freundlicher Bauernhof, auf grünen Matten gelagert, von der Höhe. In der Tiefe neben uns, als steter Begleiter der sich windenden Straße, rauscht schäumend der Wildbach. Das weiße Kalkgeröll, das seine Wellen weit in die Ufer hinein geworfen, läßt uns die Verheerungen ahnen, welche das jetzt so krystallklare Naß bei Gewittergüssen anrichtet. Nach kurzer Fahrt wird das enge grabenartige Thal freier und freundlicher. Ein mächtiger Bergrücken schiebt sich uns entgegen und theilt

die augenblickliche Weitung in zwei Aeste. Bei einer Kapelle spaltet sich auch die Straße. Gerade aus in den südlich sich ziehenden Gebirgswinkel hinein geht es in das besuchte heilkräftige Bad Altprags. Da dasselbe bereits vor mehreren Jahren im Alpenfreund (Band II, 1870) eine eingehendere Würdigung erfahren, will ich über das „Gastein Tirols" nichts weiter erzählen, sondern nur bemerken, daß dasselbe von Jahr zu Jahr in stetem Aufschwunge begriffen ist und Tausenden von Gliederkranken, Gicht- und Rheumatismusleidenden rc. Genesung bringt. Eine mir vorliegende „Bad-Eröffnungs-Anzeige" im „Tirolerboten" vom 5. Mai 1877 meldet „tägliche Postverbindung mit Niederndorf, die Herstellung von vierzig neuen Fremdenzimmern und einer neuen vorzüglichen Trinkwasserleitung". Doch wie gesagt, von diesen Herrlichkeiten soll heute nicht weiter die Rede sein.

Wir wenden uns nach Südwesten und folgen dem Thalaste von Innerprags. Polternd geht es über die den tosenden Bach überbrückenden Holzstämme, was zugleich unseren Abschied von diesem wilden Gesellen bedeutet, der an Bad und Thal Altprags vorüber, von den Abhängen der Crepa rossa kommt. Links von uns steigen grüne Vorberge auf, darüber das Dunkel der Fichtenwaldung und über diesem mächtigen Unterbau endlich die phantastischen Felsenformen der Dolomiten, „Klapse", wie sie der Pusterthaler nennt. Weißes Geröll umkleidet ihre Schultern und schimmert gleich Schnee im Nachmittagssonnenstrahle. Nur der „Hohe Geisel", der alle überragt, trägt die wirkliche Eiskrone.

Vor uns liegt alsbald das Dorf Schmieden, ein netter freundlicher Ort, dessen zerstreute Häuser rings umher im Grünen lagern. Bis „Ober der Sag", wie das Volk die Grenzscheide bezeichnet, heißt das Thal Außerprags zum Unterschiede von der Gemeinde Innerprags oder St. Veit. Allmälich steigt nun die Straße, biegt dann in Gehölz und Waldungen ein und wird immer steiler, holperiger und schmäler, so daß eine viersitzige Kutsche gleich der unseren kaum noch Platz findet. Nach fünf Viertelstunden zum Gehen und nicht viel weniger zum Fahren ist das kleine Bad Neuprags, auch Erlach- oder Möselbad genannt, erreicht. Von hier aus giebt es nur noch Fußpfade. Eine Tafel weist uns den Weg „Zum See".

Nach kurzem Gange durch duftendes Fichtengehölz sehen wir zu unserer Rechten auf Alpenwiesen die Kirche und das Dorf St. Veit, wenn die ärmlichen Hütten diese Bezeichnung verdienen. Dann umfängt uns wieder dunkler Wald, und ein neben dem Pfad herabrauschender Bach bringt uns Kunde von den Fluthen des Sees, aus dem er entsprungen. Seit ich das wundervolle Gedicht des tirolischen Lyrikers Hermann von Gilm „Der alte Schütz am Pragsersee" gelesen, wob meine Phantasie stets einen eigenen poetischen Zauber um dieses stille Bergwasser. Der Dichter, Gast des Pragser Bades, — dessen Ursprung er in einem anderen schönen Gedichte: „Der Hirschenbrunnen" ebenfalls besungen — beschreibt seinen Gang zum See durch den Wald:

„Durch Felsenstücke, reich behängt mit dem Damaste
Des Epheus, führt der Weg; von einem Birkenaste

Zum andern hüpft und fliegt die gelbe Zeisigbrut,
Hoch steht der Himmelbrand im Bur der Heidelbeere,
Indeß am Rand des Wegs mit eingelegtem Speere
Die Distel ihren Wachtdienst thut ......"

Immer näher rücken die hochaufragenden Felspyramiden, der Baumwuchs wird niedriger, die Vegetation alpenhafter, und endlich stehen wir mit einem Ah! des Erstaunens vor dem See. Graue wie aus Erz gegossene Dolomitkolosse, unter denen der gewaltige Seekofel hervortritt, bilden einen weiten Kessel, in dessen Tiefe die schimmernde Fluth eingebettet liegt:

„So selig blau und still
Ein Stück vom Himmel, das entsündigt und begnadet,
Ein keusches Frauenaug', das in der Thräne badet
Und sich nicht sehen lassen will",

singt Gilm. Aber kein helles durchsichtiges, ein blaugrünes zauberhaftes Nixenauge ist es, das uns entgegenblickt, tief geheimnißvoll wie das Meer. Spärlicher Fichtenanflug bekleidet den Fuß der nackten Wände ringsum, die fast senkrecht zum See abfallen, höchstens daß da und dort eine einzelne Tanne ihre Wurzel in eine Ritze schlug. Von den Einsenkungen der Zinken erstrecken sich weiße Schutthalden herab, „Giß", wie unser Führer sie nannte, von denen beständig Geröll herunterrieselt. Sie mögen wol einst in gewaltigem Bergsturze die gigantischen Felsblöcke herabgeschleudert haben, die aus dem Gewässer aufstarren, und die moosbewachsenen Steine, die an der einen ebenen Uferseite im Grase liegen. Daß der See einst größer gewesen, bezeugen die angeschwemmten Holzstämme und Ablagerungen, die man weit hinter seiner jetzigen Grenze findet. Man fühlt etwas wie Ehrfurcht in dieser hehren Bergeinsamkeit. Sie ist noch unentweiht, jungfräulich herb, keine profane Menschenhand vermaß sich an dieser großartigen Natur etwas bessern zu wollen. Nur ein verschollener Bewunderer brachte eine Holzbank unter einer schattigen Fichte an, um von diesem schönsten Aussichtspunkte die ausgebreitete Herrlichkeit zu genießen, und baute in nächster Nähe aus Fichtenstämmen ein primitives Gloriett, um geschützt vielleicht einen Gewittersturm austoben zu lassen. Eine halb zerfallene Fischerhütte lehnt ihre schiefen braunen Wände an den Felsen, und ein morscher Kahn ruht daneben auf dem Rasen. Der See soll sehr fischreich sein, besonders birgt er viele „Aschen".

Ein beständiges fernes Rauschen schlägt an das Ohr, und bald hat das suchende Auge die Spur entdeckt: von der jenseitigen Felswand senkt sich ein silberweißer Wasserfaden zum See hinab und verschwindet aufperlend in der dunklen Fluth Es ist eine Quelle, die aus einem Felsloch hervorstürzt. Man kann zu ihr hinaufsteigen, doch nur mit einem kundigen Führer. Mir fiel, wie ich so betrachtend auf dem Steine saß, die Strophe Walther's von der Vogelweide ein: „Ich horte ein Wazzer diezen" 2c. Sonst ist Alles still, wenn nicht etwa ein Geier kreischt oder das Geläute einer friedlich weidenden Heerde aus dem Gebüsche klingt,

„Kein Hauch bewegt den See, nicht eine Wellenspitze
Berührt das Traubenpaar am Strauch der Berberitze,
Das über's Wasser hängt, kein Athemzug, kein Ton . . . .
Da fällt ein Schuß, und ringsum an die Felsenwände
Das Echo klopft, es knallt, es dröhnt, es rollt, als stände
Im Feuer ein Bataillon."

So beschreibt Hermann v. Gilm im oben zitirten Gedichte die Wirkung eines Schusses, den ein alter Schützenveteran in dieser Bergeinsamkeit eben abgefeuert hat In der Meinung, der Schuß habe einem Raben gegolten, ruft er ihm zu:

„He, Landsmann! rief ich ihm, hat hier zu Lande Jeder
An Pulver Ueberfluß für eine Rabenfeder?"
Der Alte schließt die Pfann', spannt rasch den Hahn und spricht:
„Ein alter Fuhrmann, Herr, sagt's Sprichwort, hört gern schnalzen,
Im Stand erseh' ich's nicht und wo die Hähne pfalzen,
Zum Joch hinauf ersteig' ich's nicht.

Gebt Acht nun, wie das knallt . . . . . . so war es an der Rienz,
Am Eisack, an der Sill, beim Klausenthor von Lienz,
Schön ist's am Scheibenstand, wenn Büchs' an Büchse kracht,
Schön ist die Gemsenjagd, schön ist's, wenn aus dem Haber
Das Rebhuhn steigt — ich hab's versucht — das Schönste aber
Im Schützenleben ist die Schlacht."

Der Alte wollte sich also durch dieses Phänomen die Erinnerung an die Schlachttage von anno Neun zurückrufen. Ein origineller Kauz! —

Nicht weil wir uns satt geschaut, sondern weil die Zeit drängte, brach unsere kleine Karavane auf. Wir wollten zurück zum Bad Neuprags, wo der Wagen unser wartete. Interessanter wäre es gewesen, dem schmalen Ufersaum entlang und durch die Schlucht zwischen dem Seekofel nach Enneberg oder in südöstlicher Richtung über's Joch nach Altprags hinüberzusteigen. Neuprags ist ein ziemlich primitives ländliches „Badl", gleichsam eine Filiale des mit mehr Komfort ausgestatteten Altprags und von ähnlicher Heilwirkung. Ein paar aufgehängte Krücken, die ein Genesener zurückgelassen, geben Zeugniß davon. Drei hölzerne Badewannen sind der ganze Reichthum; auch die Gemächer überkleidet Fichtenholz. Das Wasser, das unweit aus dem Moose sprudelt, wird gewärmt. Die Gäste sind Landleute von Nah und Fern; alle Seitenthäler Pusterthals stellen ihr Kontingent. Unten in der Stube saßen ein paar Bauern aus Taufers und vergnügten sich mit Karten, oben auf der geschnitzten Altane strickte eine Defereggerin, kenntlich an der eigenthümlichen Tracht. Die Besucher bringen ihre Lebensmittel meist selbst mit und bereiten ihr einfaches, wenn auch nicht immer ganz „kurgemäßes" Mahl gegen geringes Entgelt in der Wirthsküche. Für die geistlichen Bedürfnisse sorgt eine hübsche kleine Kapelle gegenüber dem Gasthause. Zum Ruhme des Bades sei es übrigens gesagt, Wein und Kaffee waren vortrefflich, und so bekam nach dem überreichen Naturgenusse auch der liebe Corpus sein redlich Theil. Unterdessen hatten uns die Dolomiten im Westen bedenklich graue Wolken nachgeschickt, und der Wind strich rauschend durch die Tannenäste, so daß wir eiligst unseren Wagen bestiegen und froh waren, das gastliche Niederndorf vor dem Gewitterregen zu erreichen.

Der letzte Rottenburger.

Historische Erzählung aus Tirol von **J. D. Maurer.**

I.

Nicht weit vom Eingange in's Zillerthal, da wo der Innstrom am Dörfchen Rothholz vorüberrauscht, ragt am Abhange eines waldigen Bergrückens aus dunklem Buchenforst altes Gemäuer, unter dem die Reste eines viereckigen Wartthurmes besonders das Auge des Wanderers auf sich ziehen. Hinter demselben und etwas höher gelegen erhebt sich grau und verwittert ein anderes thurmähnliches Mauerwerk, dessen spitzbogige Erker höchst wahrscheinlich einst das verfallene Thor der Umfangsmauer beherrscht haben, die sich von dort oben zum erwähnten Wartthurm herabzieht. Der Platz zwischen diesen beiden Ruinen ist größtentheils mit moosigem Gestein übersäet und mit Haselbüschen und anderem Gesträuch bewachsen, mag aber einst das Viereck eines stattlichen Burghofs gewesen sein. Dies sind die Trümmer der ehemaligen Rottenburg. Ein schattiger Bergpfad führt von Rothholz aus durch ein mit Buchen und Tannen bewaldetes Thal zu denselben hinan.

Im grünen Laubwald hinter dem Schlosse saßen einst an einem heitern Juniabend zwei liebliche Mädchengestalten. Die eine, ein Edelfräulein, trug ein weißes faltenreiches Gewand, das um die Mitte des schlanken Leibes ein Gürtel aus himmelblauer Seide zusammenhielt. Den jugendfrischen, dabei etwas schwärmerischen Ausdruck ihres Gesichtes erhöhten noch mehr die breiten blonden Haarflechten, welche die Stirne umrahmend rückwärts von einer zierlichen silbernen Nadel zusammengehalten wurden. Die andere mit braunem Haar schien ein schlichtes Dorfmädchen, dem das rothe Mieder, die weißen Hemdärmel und der dunkle Rock mit schneeiger Schürze einen gar eigenthümlichen Zauber verliehen. Eine Zither ruhte in ihrem Schooße.

Trotz dieses Unterschiedes in der äußern Erscheinung schien jedoch zwischen beiden ein inniges Freundschaftsverhältniß zu walten.

„Ja, Marianne", sagte jetzt die erstere, indem sie die rechte Hand auf die Schulter ihrer Gefährtin legte, „das war ein wüster, wüster Traum heute Nacht, der mir noch immer nicht aus dem Sinn kommen will."

„Wie war's doch, Fräulein", fragte die andere theilnehmend, „erzählt mir!"

„Ein schrecklicher Traum", fuhr die erste weiter, „und mir ist so bang, gewiß es hat etwas zu bedeuten, Marianne, höre nur: Mir träumte, als stieg ich an einem sonnenhellen Morgen einen hohen Berg hinan. Wunderbare Blumen blühten um mich her, und seltsame Vöglein sangen in den Lüften. Hoch oben auf dem Gipfel aber stand in lichtem Glanze die Rottenburg. Noch war ich in's Schauen ganz versunken, da begann auf einmal sich der Himmel zu umdüstern, Donner rollten ernst heran, dann näher, immer näher, endlich ward es finstere Nacht. Immer aber stand noch strahlend im schwarzen Gewölk das Schloß. Jetzt auf einmal begann der Berg zu zittern und zu beben, Steintrümmer lösten von seinem Scheitel sich los und stürzten hinunter in die Tiefe, die Mauern der Rottenburg wankten, da zuckt ein Blitz auf sie herab — ich war geblendet. Als ich wieder aufsah, war das Schloß verschwunden und Schutt und Rauch bedeckten seine Stelle. Erschreckt fuhr ich von meinem Lager auf — es war Morgen."

Tiefsinnig hatte Marianne dieser Erzählung gelauscht.

„Ei, Fräulein", sprach sie, indem sie das Köpfchen schüttelte, „wenn ich Barbara von Rottenburg hieße, sollte mich ein Traum nicht erschrecken. Was kann euch und eurem Hause Böses begegnen? Ritter Heinrich, euer Vater, ist er nicht des Herzogs Hofmeister und mächtig wie Herzog Friedrich selber? Und ihr, die schönste Rose heißt man euch am Hofe, die vornehmsten Ritter des Landes warben um eure Gunst — —"

„Armes Kind", unterbrach sie das Fräulein, mitleidig lächelnd, „was soll mir der Glanz des Hofes und die Macht meines Vaters, glaub mir, könnt ich mein Loos mit deinem tauschen, ich wäre glücklicher."

„Ich versteh euch nicht", sagte Marianne.

„Wohl dir, wenn du mich nie verstehen lernst", fuhr Barbara fort. „Einsam gleich dem Blümlein im Walde bist du aufgewachsen, als meine Gespielin kamst du auf dies Schloß, und wie Kinder, du weißt es, lebten wir manche Jahre froh und glücklich mit einander. Da geschah es, vierzehn Monate etwa mögen's sein, daß Herzog Friedrich meinen Vater zum Landtag nach Bozen rief. Ich zog mit ihm dorthin, es war das erste Mal, daß ich bei Hofe mich zeigen sollte. Ein neues Leben that sich dort vor meinen Augen auf, jeder Tag bot ein anderes Fest, Turniere, Tanz und heitere Spiele wechselten in bunter Folge ab."

„Und das gefiel euch doch recht wohl", bemerkte Marianne dazwischen, „denn ich sah euch heftig weinen, als am Tage nach eurer Heimkehr ich Morgens auf eure Kammer trat."

„Ja, ich weinte", entgegnete Barbara, „doch verzeih mir's, wenn ich dich trügerisch auf dem Glauben ließ, als sollten jene Thränen den glänzenden Hoffesten gelten, die nunmehr auf der einsamen Rottenburg für mich ein Ende haben mußten. Laß mich dir mein Herz öffnen, Marianne, ich liebe!"

Diese sah das Fräulein erstaunt an.

„Ihr liebt, und ist denn das so ein Unglück? Liebe ich nicht auch den Rupert, Herrn Heinrich's Schildknappen?"

Barbara lächelte wehmüthig. „Hast du niemals das Lied gehört", fragte sie:

> Keine Gluth und kein Feuer
> Kann brennen so heiß,
> Wie heimliche Lieb',
> Von der Niemand was weiß.

„Ihr liebt also heimlich?" forschte das Mädchen weiter, „und euer Bub, oder wie ich sagen soll, hat euch auch gern? Nun so geht zu Herrn Heinrich, er ist gut, gewiß wird er euch beide ein Paar werden lassen", schloß sie treuherzig aufblickend.

Das Fräulein von Rottenburg schüttelte nachdenklich das Haupt.

„Das wird er nicht, Marianne."

„Euer Vater ist gut — —"

„Aber er ist auch stolz", fuhr jene fort, „und seinem Stolze wird er das Lebensglück seines Kindes zum Opfer bringen. Du, Marianne, und das ärmste Dorfmädchen können über ihr Herz frei verfügen, Barbara von Rottenburg aber nicht."

Sie brach in lautes Schluchzen aus und barg ihr Antlitz in die Hände.

„Wie, ihr sollt eurem Liebsten entsagen?" fragte Marianne.

„So ist's", entgegnete das Fräulein.

„Und einen anderen heirathen?"

Die Angeredete nickte und schwieg.

Auch Marianne war nachdenkend geworden; so saßen sie eine Weile stumm nebeneinander.

„Vergebt mir, wenn ich mehr fragte, als mir ziemt", sprach Marianne nach einer Pause, „es ist recht, recht traurig, wenn's so bestellt ist mit euch, weiß selbst, wie mir in eurer Lage ums Herz sein möchte; aber seid nicht so trübselig, Fräulein", fügte sie tröstend bei, „der Herrgott kann ja noch alles ändern und eures Vaters stolzen Sinn erweichen. Kommt, ich will euch ein Lied zur Zither singen, das wird euch erheitern; denn Sang- und Saitenspiel macht ja leichter ums Herz."

„So sing mir das Lied von der Sennin", sagte Barbara, „das du mir oft gesungen, eh ich zu Hof nach Bozen ging."

„Wie ihr wollt", entgegnete Marianne und rückte die Zither zurecht. Dann stimmte sie einen weichen Akkord an und sang:

Dort oben auf der Alm,
Dort ist sonst mein Freud,
Denn ich und mein Jager
Sei'n lustige Leut'.

Aber itzt ist's ganz anders,
Itzt bin ich allein,
Sitz' droben auf der Alm
Und jammer' und wein'. — —

Eine schwermüthige Weise schloß den Gesang.

„Dank dir", sprach das Fräulein, als sie geendet, „dein Liedlein ist so schön, daß ich's fort und fort hören möchte. Geht's mir doch auch wie der Sennerin, die einsam weint auf der Alm droben."

Während Barbara so redete, ließ die Sängerin ihre Finger spielend über die Saiten der Zither gleiten, und das Köpfchen seitwärts geneigt, schien sie über etwas nachzudenken, was ihre mädchenhafte Neugier stark beschäftigen mochte.

Der Rottenburgerin entging dies nicht.

„Was sinnst du jetzt, Marianne", fragte sie.

„O nichts", entgegnete diese, „ist mir nur so etwas eingefallen, doch mir steht's nicht zu, an euch solche Fragen zu stellen."

„Ei, warum nicht", entgegnete Barbara, „bist du nicht meine Jugendgespielin? Was es auch sein mag, frage, und ich will dir antworten."

„So möcht ich euch fragen", sprach zögernd die andere, „wie wol der heißt, dem ihr euer Herz geschenkt?"

„Sieh, das wundert dich", gab das Fräulein lächelnd zur Antwort, „ja nun, ein hübscher Junker ist's am Hof des Herzogs, den ich zu Bozen bei einem Feste kennen lernte. Und als wir heimgereist, ist er uns nachgeritten und weilt nicht weit von hier."

„Kam er noch niemals hierher zu euch auf die Rottenburg?"

„Noch niemals, Marianne, Zeit und allerlei Umstände, die du doch nicht begreifen würdest, verbieten ihm, uns zu besuchen. Unlängst aber sah ich ihn wieder zu Rattenberg beim Turnier."

„Ihr spracht mit ihm?"

„Nur wenige Worte, zu viele Lauscher hielten uns im Auge."

„Und wer ist der häßliche Mann, der euer Bräutigam werden soll", fragte Marianne weiter.

„Darüber muß ich schweigen, Kind", sprach Barbara mit düsterm Ernst. „Doch vielleicht erfährst du's eher, als wir beide es ahnen. Und nun leb wohl", fuhr sie

aufstehend fort, „die Sonne ist unlängst hinab, und es beginnt zu dunkeln. Verlaß mich und geh' ins Schloß, unsere alte Haushälterin könnte dich nöthig haben."

„Behüt' euch Gott, vergeßt euren Kummer", sprach Marianne und ging.

Das Burgfräulein wandelte langsamen Schrittes hinaus auf einen vorspringenden Felsen, von welchem man weit das Innthal übersah, das unten zu ihren Füßen lag. Der Abend war herangekommen, das Dunkel der Dämmerung zog sich allmählig herein, und tausend Sterne glitzerten schon vom wolkenlosen Himmel herab auf die schweigende Landschaft.

„Eine wundervolle Nacht", sagte Barbara zu sich selber, „so war's, als ich in jener Mainacht lustwandelnd ging mit dem Junker im Schloßgarten zu Bozen. So glänzten die Sterne durch's dunkle Gebüsch, während wir selig, Arm in Arm verschlungen, den ersten Kuß, das erste Wort der Liebe tauschten. Wie ist es seitdem anders worden! Ein blühender Rosengarten lag damals das Leben vor mir, und jetzt — — —"

Sie versank in trübes Nachsinnen. „Wie heißt es doch im Lied", fuhr sie nach einer Pause fort:

> Aber itzt ist's ganz anders,
> Itzt bin ich allein,
> Sitz' droben auf der Alm
> Und jammer' und wein'. — —

Langsam wandte sie sich um und ging dem dunklen Bogen des Schloßthurms zu. —

In einem Zimmer des großen Wartthurmes ging Ritter Heinrich von Rottenburg nachdenkend mit gewichtigen Schritten auf und nieder. Ein Fenster war geöffnet, an welches er von Zeit zu Zeit hinantrat, und aus dem er erwartungsvoll durch die wachsende Dämmerung auf die Straße hinabsah, die sich von der Zillerbrücke durch das Thal heraufschlängelte.

Der Ritter war eine hohe, schlanke Gestalt mit dunklem Haar und Bart, in vollster Kraft der Mannesjahre. Seine Kleidung war ein einfaches braunes Wams, und ein kunstvolles Wehrgehänge von blankem Silber sein einziger Schmuck.

Hinter ihm, in der Mitte des Zimmers, stand ein langer Tisch, darauf lagen zerstreut verschiedene Pergamentrollen. Zwei brennende Wachslichter, von einem goldenen Armleuchter getragen, warfen ihren Schein auf das reichverzierte Tafelwerk, mit dem Decke und Wände überkleidet waren.

„Rupert!" rief er jetzt, während er das hohe Fenster mit den kleinen runden Glasscheiben zuriegelte.

Ein stämmiger junger Mann in grüner Tracht trat herein.

„Ihr befehlt, Herr Ritter?"

Der Rottenburger wendete sich gegen ihn.

„Gehe in den Burghof und siehe, ob die Thorwachen auf ihren Posten stehen. Ins Schloß wird niemand mehr eingelassen, drei Ritter, die ich vor Mitternacht noch erwarte, ausgenommen. Der Saal wird erleuchtet und zu ihrem Empfange vorbereitet. Hast du mich verstanden?"

„Wol, gestrenger Herr!" Rupert ging. Der Schloßherr setzte sich und entfaltete ein zusammengerolltes Pergament. Ein, zwei Mal las er die Schrift, Zorn malte sich in seinen Zügen. Unwillig warf er endlich die Rolle auf den Tisch.

„Friedl, Friedl, nimm dich in acht", rief er aufstehend. „Verräther nennst du mich und nimmst das Amt des Hofmeisters aus meinen Händen. Wer ist der Verräther, ich oder du? Im kecken Uebermuth hast du alte Rechte mit Füßen getreten, hast mich gezwungen, sie zu vertheidigen; und wenn ich's nun gethan, wenn ich dies Recht geschirmt, das du einst selbst beschworen, beschirmt gegen dich —

sag', war's Verrath? Offen, Mann gegen Mann, trat ich im Kampfe dir gegenüber, du aber hast feig, der Schlange gleich, in dunkle Höhlen dich zurückgezogen, um heimlich dann mit List und Trug mich zu umgarnen. Doch sei auf deiner Hut, Herzog Friedrich, daß nicht jener, dem du so klug die Schlinge zu legen meintest, nächstens dir selber zur Falle werde!"

Er sprach's und machte einen Gang durch das Zimmer, aber auf einmal hielt er inne. Draußen rauschte es leis wie ein Frauengewand, die Thüre ging auf, vor ihm stand seine Tochter.

„Du hier, Barbara", redete er sie an.

„Ich bin's, Vater", gab sie kaum hörbar zur Antwort.

„Und was führt dich zu mir?" fragte er weiter.

„Mir war so unheimlich", entgegnete das Fräulein, „allein in den weiten Gemächern des Schlosses, da sah ich noch Licht hier im Thurm und kam zu dir".

„Daran thatest du wohl, meine Tochter", bemerkte der Ritter, „nimm einen Stuhl und setz dich mir gegenüber, ich habe dir wichtiges mitzutheilen."

Barbara folgte der Einladung, während ihr Vater am anderen Ende des Tisches seinen Platz genommen.

„Du weißt", begann er nach einer Pause, „daß ich stets für dein Wohl besorgt war und dir darum einen edlen würdigen Bräutigam auserkoren habe. Am heutigen Morgen sandte ich drei meiner tapfersten Ritter nach Rattenberg, die deine Verlobung mit dem Herzog Ernst von Bayern zum endlichen Abschlusse bringen sollten. Ich zweifle nicht an dem glücklichen Gelingen ihrer Sendung, und vielleicht schon in wenigen Tagen wird Barbara von Rottenburg Herzogin im Bayerlande sein."

Das Fräulein sah stumm vor sich nieder.

„Wie", fuhr der Ritter fort, „du freust dich doch deines Glückes?"

„Vater", entgegnete sie mit gepreßter Stimme, „hab' Erbarmen!"

Mehr konnte sie nicht sprechen, ihre Stimme ward von Thränen erstickt. Sie stand vom Stuhle auf und kniete vor ihrem Vater nieder. Dieser wußte sich den räthselhaften Auftritt nicht zu erklären.

„Barbara", rief er bestürzt, „was ist dir, steh auf!"

„Vater", gab sie noch immer knieend unter Schluchzen zur Antwort, „dring' nicht weiter, ich kann Herzog Ernst's Weib nicht werden."

Der Rottenburger sprang überrascht auf.

„Wie, was höre ich?"

„Mein Herz und meine Hand", fuhr jene fort, „gehören einem anderen — dem Junker Bero von Rechberg."

Eine stumme Pause folgte.

Barbara erhob sich langsam, während Herr Heinrich sie mit zürnenden Blicken ansah.

„Und darum", brach er endlich das Schweigen, „soll der alte Glanz des Hauses Rottenburg den Launen eines verliebten Mädchens zum Opfer fallen?"

„Vater", versetzte Barbara ruhig, „blick' hinüber in jene Waldschlucht, siehst du dort im Licht des steigenden Mondes das Kloster St. Georgenberg? Dort im Geiselgewölbe zwischen den Särgen deiner Ahnen ruhen die Gebeine meiner Mutter. Könnt' ich sie hervorrufen aus ihrem Grabe! Abwehrend würde sie in diesem Augenblicke ihre Geisterhand dir entgegenstrecken, abwehrend am Altare zwischen mich und den Bayerherzog treten, soll der Ruhm und die Macht des Hauses Rottenburg mit dem Lebensglück ihrer Tochter verkauft werden? Noch einmal, Vater, ich kann deinem Willen nicht gehorchen."

Eine weichere Stimmung schien jetzt im Herzen des Ritters Platz zu greifen.

„Meine Tochter, höre alles“, sagte er, „Freiheit, Ehre, das Leben deines Vaters hängt an deinem Entschluß.“

Das Mädchen wurde todtenbleich. „O meine Ahnung“, rief sie.

Der Burgherr fuhr im festen Tone fort:

„Herzog Friedrich hat meinen Untergang beschlossen, ich weiß es. Sechs Jahre sind es, seit er in's Land kam, und stets war Heinrich von Rottenburg, der Hofmeister von Tirol, als treuer Rath an seiner Seite. Endlich aber verblendete Hochmuth des Fürsten Herz, und ohne meine Warnungsstimme mehr zu hören hub er an, den Adel des Landes in seinen Rechten zu kürzen und zu erniedrigen. Da stiftete ich einen Bund im Verein mit den mächtigsten Edlen, den Elephantenbund genannt, ein festes Bollwerk wider die Ränke des übermüthigen Herzogs. Bald darauf ward ich Schirmvogt des Bischofs von Trient, und dies schien dem Friedl die erwünschte Gelegenheit, mir meine Wege zu kreuzen. Wol wissend, daß ich dem Bischof auf Ritterwort Schutz und Schirm zugeschworen, hetzte er insgeheim die Bürger gegen ihn auf, und ein offener Aufstand entbrannte in Trento's Straßen. Da rief mich der Bischof zu Hilfe, und in wenigen Tagen bändigte ich mit meinen Mannen die aufrührerische Stadt. Doch die Bürgerschaft, dadurch noch nicht gedemüthigt, wandte sich an den Herzog, und dieser sendete alsbald seine Söldner wider mich und den Bischof vor die Thore von Trient. Da ließ ich zum zweiten Mal mein Panier aufhissen, schlug Friedrich's Volk von den Mauern zurück und strafte die Häupter der Empörung mit dem Tode. Jetzt berief der Herzog, der den Streit zwischen dem Bischof und den Städtern nicht zu entscheiden vermochte, einen Landtag nach Bozen, um dort die Sache auf gütlichem Wege zu schlichten. Mich selbst aber klagte er des offenen Verrathes an, entsetzte mich meiner Würden und Aemter und rief den Adel Tirols auf gegen den Rottenburger. So war mein Bruch mit Friedrich vollendet, schnell verließ ich den Landtag und sann auf Mittel, meinem Gegner zuvor zu kommen, ehe er mich selber zum Sturz gebracht. In dieser Bedrängniß wandte ich mich an die Herzoge von Baiern und lud sie ein, mit dem Schwerte das Land Tirol zu erobern, dessen eine Hälfte mein, die andere ihr Eigenthum werden soll. Sie sagten zu, wenn du dem Herzog Ernst von München deine Hand reichst. Bei dir steht es nun, meine Tochter, mich zu retten oder mich zu verderben. Bleibst du bei deinem Entschluß, bin ich verloren, denn nur eine Wahl ist mir übrig: eine Fürstenkrone oder Schmach und Vernichtung.“

Er hielt inne, bleich stand Barbara vor ihm, ein leises Beben ging durch ihre Gestalt.

„Vater“, hob sie mit einem tiefen Seufzer an, „nimm hin meine Liebe, nimm mein Glück, willig leg ich's in deine Hand, nur eines, zum Landesverräther werde nicht. Söhne dich aus mit Herzog Friedrich, noch ist der erste Schritt zur offenen Fehde nicht geschehen, noch ist's ja möglich, daß du Gnade findest.“

Ritter Heinrich wendete sich ab. „Es ist zu spät“, sagte er dumpf. „Den Bayern ist mein Ritterwort verpfändet; ich bin ihr Bundesgenosse und will es bleiben. Jene Ritter, die deine Verlobung mit dem Herzog Ernst unterhandelt, haben heute auch in meinem Namen zu Rattenberg unseren Bund beschworen. Bald werden sie zurück sein.“

„O Gott“, rief Barbara aus, während sie mit einem Blicke nach oben die Hände faltete.

In diesem Augenblicke vernahm man vom Thurm das Horn des Wächters.

„Sie sind's", sprach der Rottenburger aufhorchend, „ich will in den Saal hinunter, sie zu empfangen. Du, Barbara, geh auf deine Kammer."

Mit diesen Worten verschwand er.

Der große Saal auf der Rottenburg war bereits hell erleuchtet, als Ritter Heinrich dort eintrat. Eine lange Tafel zog sich in der Mitte durch denselben, um welche rings Stühle mit schöngeschnitzten Lehnen herumstanden. Zu oberst an der Tafel war der Hochsitz, den bei festlichen Gelagen der Burgherr einnahm. Er war mit rothem Sammt ausgeschlagen, und kunstreich gedrechselte Säulen trugen ein Baldachin über demselben mit dem Wappen des Hauses Rottenburg. Das Tafelwerk des Saales war aus dunklem Eichenholz und in Felder getheilt, in denen abwechselnd glänzende Waffen und prächtige Hirschgeweihe prangten.

Jetzt öffneten sich die Flügelthüren und die drei Ritter Markart von Stor, Hans von Tobelheim und Albrecht von Plochingen traten ein. Ihnen folgte Rupert mit silbernen Kannen und Bechern, die er auf ein Seitentischchen niedersetzte.

Die Ritter näherten sich achtungsvoll dem Burgherrn, der, in der Nähe des Hochsitzes stehend, sie zu erwarten schien.

„Glück auf, Ritter Heinrich", sagte der von Stor, „freundlichen Gruß von den Herzogen des Bayerlands."

„Habt Dank, ihr Herren, und Willkomm auf der Rottenburg", entgegnete Herr Heinrich. „Erst einen Trunk Wein, und dann berichtet mir eure Botschaft."

Er ergriff einen der Becher, die Rupert kredenzte, und leerte ihn hastig bis auf die Neige, die Ritter thaten dasselbe.

„Heil euch und eurem Hause", begann der von Stor wieder, nachdem er getrunken. „Das Schutz- und Trutzbündniß zwischen euch und den Bayernfürsten ist abgeschlossen, nicht minder die Verlobung eurer Tochter mit Herzog Ernst."

„Und was bringt ihr mir weiter für Botschaft?" unterbrach ihn Heinrich.

„Die beste, die ihr wünschen mögt", gab Stor zur Antwort. „Morgen mit Tagesgrauen werden die bayerischen Schaaren in's Land fallen. In längstens sieben Tagen muß Tirol in unseren Händen sein, wenn anders die Lanzknechte des Müncheners ihre Schuldigkeit thun."

„Das werden sie", entgegnete der Rottenburger mit Zuversicht. „Wir aber, ihr Herren, wollen heute Nacht noch nach Rattenberg reiten. Haltet euch bereit zum Aufbruch. Ihr, Ritter Stor, werdet Sorge tragen, daß unsere Reisigen in aller Stille sich sammeln und die Brücke über den Ziller besetzen. Für morgen mögen sie als Vortrab voranreiten, und ihr werdet sie befehligen."

Ritter Markard machte eine Verbeugung. „Habt Dank, edler Herr, daß ihr mich zu so wichtigem Posten auserkoren. Mög' euch mein gutes Schwert beweisen, daß ihr euch in eurem Manne nicht getäuscht habt."

„Als tapferer Degen", versetzte darauf der Rottenburger, „seid ihr mir längst bekannt, wie nicht minder ihr, Ritter Albrecht von Plochingen und Hans von Tobelheim. Ihr werdet darum mit mir reiten und an meiner Seite am Kriegszug theilnehmen. Und nun laßt uns nicht länger säumen, auf nach Rattenberg!"

Während dieser Rede war Barbara unbemerkt hinter dem Rottenburger in den Saal getreten.

„Vater", rief sie, und warf sich zu seinen Füßen. Die drei Ritter traten erstaunt zurück. „Geh nicht", fuhr sie bittend fort, „es ist dein Verderben!"

Heinrich sah sie betroffen an. „Laß mich, Kind", entgegnete er, „meine Würfel sind gefallen, du weißt es; der mich zu dieser That zwang, mag sie selbst verantworten."

Mit diesen Worten schritt er, von den Rittern begleitet, zur Thüre hinaus.

Bald darauf ward es im Burghof reg und lebendig. Pferde wurden vorgeführt, und beim Scheine der Fackeln, die unheimlich die grauen Mauern erhellten, sah man bewaffnete Männer bald in Gruppen bei einander stehen, bald geschäftig hin und wieder eilen, wie es eben der Augenblick zu erheischen schien. Nicht weit vom Hauptthore des Schlosses stand, mit den Vorderfüßen die Erde scharrend, ein stattlicher Grauschimmel, das Streitroß des Rottenburgers. Rupert hielt ihn am Zügel und suchte, indem er ihm bald leise auf die Schulter tätschelte, bald die lang herabwallende Mähne strich, seinem wilden Ungestüm Einhalt zu thun.

Jetzt trat aus einer Seitenthüre Marianne hervor, die, nachdem sie sich einige Augenblicke im Hof umgesehen, rasch auf den Schildknappen zuschritt.

„Da bist du endlich", redete sie ihn an, „so ist's denn wahr, wie mir die Kriegsknechte gesagt, daß Ritter Heinrich in den Krieg zieht?"

„Ei freilich", entgegnete Rupert „siehst denn nicht, wie Roß und Mann schon zum Aufsitzen bereit sind, und der Gaul da macht Sprünge, daß ich ihn fast nicht mehr halten mag. Mir scheint, es freut ihn wie mich, daß es wieder einmal in's Feld geht."

Marianne sah den Redenden groß an.

„Ja, Diendl", fuhr dieser fort, „du begreifst freilich nichts vom Kriegshandwerk; das sind Dinge, die nur ich und die Ritter verstehen, aber ich sag dir, es ist höchste Zeit, daß wir's dem Friedl einmal heimzahlen, was er meinem Herrn gethan hat."

„Was geht mich der Herzog Friedl und euer Krieg an", unterbrach das Mädchen seinen Redefluß, „sag mir lieber, gehst du denn auch mit, Rupert?"

„Wie du so fragen kannst", entgegnete dieser, „muß denn ich, der Schildknappe, nicht sein, wo mein gestrenger Ritter ist?"

„Das will ich gern glauben", versetzte Marianne, „doch mir wär's halt lieber, wenn du auf der Rottenburg zurückbliebest."

„Das geht nicht an, Kind", erwiderte Rupert darauf; „als Ritter Heinrich mich in seinen Dienst nahm, da hab' ich's ihm versprochen, mein Leben lang mit Seel und Leib wollt' ich an ihm hangen, und wenn's in die Hölle ging, ich wollt ihm folgen."

Dem Mädchen schien diese Rede zu Herzen zu gehen. „Das ist recht schön von dir", sprach sie, „so treu deinem Herrn anhangen, aber was thu' ich, wenn du erschlagen wirst und nicht mehr heimkehrst!"

„Ei was, Possen", fiel ihr der Knappe in's Wort, „nicht alle Hiebe treffen, und hast vergessen, daß unser einer auch seinen Pallasch in der Faust führt, und nicht der letzte ist, wenn's zum Dreinschlagen geht?"

„Das weiß ich wol", sagte Marianne etwas getröstet, „fürchten ist freilich deine Sache nicht, und das ist's, was mir gefällt an dir. Bei Gott, hättest keine Schneid, ich möcht dich auch nicht leiden."

„Das hör ich gern", versetzte der Schildknappe sichtlich befriedigt.

„Noch eins", sprach darauf Marianne, während sie eine kleine Silbermünze an rothem Band hervorzog, „da hast einen geweihten Gnadenpfennig, trag ihn bei dir, er wird dich gegen Pfeil und Schwert schirmen."

Der Bursche sah sie lächelnd an. „Das Ding da, nun weil's von dir ist, will ich's um meinen Hals hängen zum Gedächtniß an meine Marianne. Du aber gieb mir lieber einen herzhaften Kuß, der hilft mehr als dein Gnadenpfennig."

Er umarmte das Mädchen und küßte sie. „Und jetzt, Diendl", fuhr er fort,

„behüt' dich Gott. Sieh, dort kommen schon die Ritter die Freitreppe herab. Geh hinauf zum Fräulein und tröste sie, ich glaub', sie wird's nöthig haben."

„Gott schütze dich", sagte Marianne, ihm noch die Hand reichend, dann ging sie durch dieselbe Seitenthüre wieder in's Schloß zurück.

Wenige Minuten darauf sprengte Herr Heinrich von Rottenburg mit seinen Reisigen den Berg hinab.

Auf dem Schlosse wurde es jetzt allmählich stiller und stiller. Die Lichter im Saal und den übrigen Gemächern erloschen nach und nach, nur ein Lichtlein brannte noch in Barbara's Schlafkammer vor einer kleinen Mauernische, deren spitzer Schwibbogen von einem grünen Epheukranze umrankt war. Zitternd spielte das Licht durch das rothe Glas des Lämpchens und warf einen magischen Schimmer auf ein altes geschnitztes Madonnenbild mit weißem Gewand und blauem Sternenmantel, das in der Nische aufgestellt war.

Das Fräulein saß stumm sinnend, den Kopf in die Hand gestützt, auf der Sitzbank des dreiseitigen schmalen Erkerleins. Zum Fenster herein strich der Nachtwind kühlend durch ihr blondes Haar, das aufgelöst um ihren Nacken herabfloß. Jetzt fiel ihr Blick hinab auf die Straße, wo ferne, im fahlen Mondlicht kaum mehr kenntlich, eine Staubwolke wirbelte.

Die Rottenburgerin seufzte tief auf.

„Er ist dahin", sagte sie nachdenkend, „dort weht noch der Staub im Winde hinter ihren Rossen, und wie dieser verweht, so schwindet der kurze Traum vom Glücke meiner Liebe. O ich Unglückliche!"

Sie stand auf und verbarg ihr Gesicht in die Hände.

„Doch ich will's ertragen", fuhr sie gefaßter fort, „ich muß ja alles opfern, gilt es doch das Heil meines Vaters, ich muß gehorchen."

Nachsinnend senkte sie wieder die zusammengepreßten Hände vor sich nieder, da streifte ihr Auge auf's Madonnenbild in der Mauernische.

Stumm sah sie eine Weile hin, dann sank sie betend davor in ihre Knie.

„O du heilige, du Mutter voll der Gnaden", so sprach sie mit gepreßter Stimme, „sende du uns deine Hilfe."

Sie schwieg, Thränen erstickten ihr Gebet. So kniete sie lange, das Haupt gegen die Brust gesenkt, regungslos, mehr einem Marmorbilde als einer Lebenden ähnlich, da öffnete sich leise die eichene Thüre der Kammer, und Marianne, die Gespielin, trat unbemerkt herein.

„Fräulein Barbara", sprach sie, nachdem sie die Knieende eine Zeit betrachtet.

Das Fräulein wendete ihr das Antlitz zu und stand rasch auf.

„Bist du's, Marianne", sagte sie wehmüthig, während sie die Eingetretene umarmte, „treue Seele!"

„Weint nicht, Fräulein Barbara", entgegnete diese tröstend, „es kann sich ja alles noch zum Bessern wenden. Herr Heinrich und die Seinen werden siegen und ihr — — —"

„Mit meinem Hoffen und Träumen ist's vorüber", unterbrach sie Barbara, „wisse, ich bin die verlobte Braut des Bayernherzogs, oder mein Vater ist verloren."

„Es haben mir die Kriegsleut erzählt", antwortete Marianne, „unser gestrenger Ritter führt Krieg gegen Herzog Friedl, die Bayern werden ihm helfen, und ihr sollt der Lohn dafür sein".

„So ist es Marianne" —

Diese blickte ihre Herrin traurig an. „Armes Fräulein, mein Herzblut wollt ich hingeben, wenn ich euch glücklich machen könnte."

Wieder schwiegen beide. Barbara schlang ihren Arm um das Mädchen.

„Willst du mir einen Dienst erweisen?"

Marianne schlug treuherzig die Augen zum Fräulein auf.

„O wie könnt ihr zweifelnd fragen?"

„Es ist niemand im Schloß", sprach Barbara, „dem ich mich vertrauen könnte. Morgen mit dem frühesten Tage sollst du dich also aufmachen und hinüber auf die Burg Tratzberg gehen, dort frage nach dem Junker Rechberger, willst du?"

Marianne nickte beistimmend, und das Fräulein fuhr mit gedämpfter Stimme fort, indem sie einen beschriebenen Pergamentstreifen aus ihrem Busen zog:

„Durch das geheime Pförtchen des Zwingergartens kannst du unbemerkt aus dem Schlosse kommen, dann drüben laß dich zu ihm führen, gieb ihm das Zettelchen, aber nur ihm in seine Hand, hörst du. Es ist mein letztes Wort an ihn, der schwerste Augenblick meines Lebens ist gekommen; ich — entsage ihm!"

Schluchzen erstickte ihre letzten Worte, sie reichte das Pergament dem Mädchen und barg ihr bleiches Antlitz in ihre Hände.

Tief ergriffen nahm Marianne das Blatt. Ihr Gefühl versagte ihr alle Worte und stumm wischte sie sich mit der schneeweißen Schürze die Thränen aus ihren Augen. „Eile, daß du mit Tagesgrauen dort bist", brach endlich Barbara das bange Schweigen, „und Gott sei mit dir."

Bei diesen Worten umarmte sie nochmals die treue Jugendgefährtin und winkte ihr zu gehen.

Diese entfernte sich zögernd.

II.

Gegenüber den Ruinen von Rottenburg blickt auf einem steilen Felsenhang aus dunklem Nadelforst ein graues Schlößlein mit roth angestrichenen zierlichen Thurmdächern hervor, es ist Tratzberg, einst ein Jagdschloß der Herzoge von Tirol.

Dort weilte seit einigen Wochen Bero von Rechberg, Friedrich's Hofjunker, um sich in den Tagen der Muße, die ihm das Hofleben übrig ließ, an Gottes freier Natur und dem edlen Waidwerk zu erlustigen. Doch nicht dies allein war es, was ihn in der schönen Sommerszeit von Innsbruck herab in die stillen Forste von Tratzberg gebannt hatte; viel stärkeren Antheil daran hatte ein geheimer Zug seines Herzens, der ihn veranlaßt, eine Gegend aufzusuchen, in der es ihm gegönnt war, der Rottenburg näher zu wohnen.

Es war Morgen. Der erste Frühschein der aufgehenden Sonne stieg ostwärts empor über die Felswände des Kaisergebirges. Auf dem schattigen schmalen Pfade, der vom Thal nach dem Schlosse hinaufführt, wandelte Marianne langsamen Schrittes hinan. Bald blieb sie wieder wie ausruhend stehen und sah das prachtvolle Schauspiel an, wie der Himmel allmählich röther und röther wurde und die Zacken der Gebirge sich in helles Gold hüllten, während unten noch der tiefblaue Schleier der Morgendämmerung Wald und Thal umflorte.

Indem sie so dastand, hörte sie auf einmal den Hufschlag eines Pferdes, das auf dem Waldweg immer näher zu kommen schien, und ein zottiger, weiß und gelb gefleckter Hund kam aus dem Gebüsch hervor und sprang schnuppernd an sie heran. Erschrocken trat sie einige Schritte bei Seite, als auch ein stattlicher Reiter auf einem fuchsrothen Pferde unter den nächsten Tannen sichtbar wurde. Er trug ein enganliegendes dunkelgrünes Jägerwamms, über welches ein feiner weißer Spitzenkragen gestülpt war. Sein jugendfrisches Antlitz beschattete ein grauer breitkrämpiger Hut, auf welchen keck zur linken Seite zwei Adlerfedern aufgesteckt waren. Eine

Armbrust hing über seine Schulter. Lichtbraunes, dicht gelocktes Haar, ein zierlich gekräuselter Schnurr- und Knebelbart, dunkle blitzende Augen gaben seinen feinen vornehmen Gesichtszügen ein gewisses ritterliches Gepräge. So ritt er, indem er leise die Melodie eines alten Jägerliedes vor sich hinsummte, den Weg von der Burg herab.

Als er Mariannen erblickte, hielt er seinen Fuchs still und redete sie mit einem fremdländischen, etwas in's Schwäbische fallenden Accent freundlich an.

„Wo aus, so früh am Tag?"

„Auf's Schloß, wohin denn sonst", gab ihm das Mädchen kurz zur Antwort.

„Auf's Schloß, wen suchst du denn dort?"

„Das darf ich nicht sagen."

„Ei, du darfst nicht; wol gar deinen Schatz?" fuhr er neckend weiter.

Marianne schien über die kecken Fragen etwas ärgerlich zu werden.

„Hab' keinen Schatz", entgegnete sie schnippisch und wandte sich zu gehen.

Der Reiter drückte eine Ferse leicht an die Flanken des Pferdes und verstellte ihr, indem dieses eine kleine Wendung machte, den Weg.

„Ei, ei, schönes Kind, nur nicht gleich obenaus", sagte er lachend, „wollen noch ein Bischen plauschen miteinander. Wenn ich schon nicht wissen darf, wen du suchst, sag mir doch, wo du herkommst."

Das freie, freundliche Wesen des jungen Reiters imponirte dem Mädchen, halb schmollend, halb lächelnd warf sie das Köpfchen zurück.

„Von Daheim."

„Wo ist denn dein Daheim, deine Eltern?"

„Nirgends, Herr", entgegnete sie etwas höflicher, „hab keinen Vater und keine Mutter mehr."

Der Fragende musterte jetzt das Mädchen etwas genauer. Ihr Anzug, obwol von Schnitt und Farbe der des Landvolks, war doch feiner als gewöhnlich, dazu zeigten Gesicht und Hände nicht die geringsten Spuren, daß jemals die Sonne sie gebräunt hätte.

„Du dienst wol bei einem reichen Bauern in der Gegend?"

„Ich diene keinem Bauern, Herr", erwiderte Marianne fast im gekränkten Tone. „Das Fräulein auf der Rottenburg ist meine Herrin, dort bin ich von Kind an aufgewachsen."

„Wie, Fräulein Barbara sagst du?"

„Das hab' ich nicht gesagt, Herr, ich nannt' euch keinen Namen, ihr kennt also das Fräulein?"

Eine leichte Röthe überflog das Antlitz des Reiters, doch er nahm eine gleichgiltige Miene an.

„Warum nicht?"

„Und ihr wohnt auf Tratzberg?"

„Freilich", gab er zur Antwort.

„Dann seid ihr der Rechberger, des Herzogs Hofjunker."

„Der bin ich, Kind, doch woher weißt du — —"

Marianne legte den Zeigefinger an ihren Mund und sah sich rings um, als ob sie von jemanden sich belauscht glaubte. Der Junker sprang vom Pferd und trat auf sie zu.

„Was hast du", fragte er leise.

„Dem Himmel sei Dank, der euch mir entgegensandte", sprach das Mädchen. „Ich komme vom Fräulein, euch zu suchen."

Wieder schaute sie sich ängstlich um. Als sie niemanden gewahrte, zog sie den

Pergamentstreifen aus ihrem Mieder und gab ihn dem Junker. Dieser entrollte ihn und las, eine schmerzliche Bewegung malte sich in seinen Zügen, und die Augen stier auf die Schrift geheftet, murmelte er die Worte: „Bero, es muß sein, ich entsage dir."

Er sank einige Augenblicke in dumpfes Nachsinnen.

„Nein", sagte er endlich, sich wieder aufraffend, „nein und nochmals nein, es darf nicht so werden — und doch, welcher Ausweg?"

Wieder nahm er den verhängnißvollen Streifen und las, ein wilder Kampf schien in seinem Herzen zu toben, auf einmal mochte er einen Entschluß gefaßt haben.

„Eile zu deiner Herrin", sprach er zu Marianne, „sag' ihr — nein", unterbrach er sich wieder, „es wäre doch vergebens — bleib, ich muß zu ihr, nur ich kann uns noch retten — ich muß es, und koste es mein Leben."

Mit diesen Worten ergriff er die Zügel seines Rosses und schwang sich in den Sattel.

„Möge Gott dir deine Treue lohnen", rief er dem Mädchen zu, dann sprengte er im Galopp den Steig hinunter. Sein Hund sprang vor ihm her. Marianne blickte ihm stumm eine Weile nach, bis er ihr im Gebüsche verschwunden war.

„Armer Junker, armes Fräulein", sagte sie, „o denen geht es noch viel schlechter als mir. Kehrt mein Rupert aus dem Krieg heim, dann können freilich noch Jahre vergehen, aber endlich werd' ich doch sein Weib werden. Die zwei, das Fräulein und ihr Junker, sind vielleicht geschieden für ewig."

Während sie so nachdachte, fiel ihr ein altes Lied ein, und leise sang sie, indem sie bedächtig eine wilde Rose von einem Strauch brach, die schwermüthige Weise zu den Worten:

Ich stund an einem Morgen
Heimlich an einem Ort,
Da hatt' ich mich verborgen
Und hört' ein klägliches Wort,
Von einem Fräulein schön und fein,
Die stund bei ihrem Buhlen —
Es mußt' geschieden schein! — —

Langsam trat sie den Heimweg an.

Am nordöstlichen Abhang des Rottenburger Schloßhügels lag zwischen dem Pallas und der Ringmauer, die hier außen hoch aus steiler Felswand emporstieg, innen aber eine Bastei bildete, ein kleines Zwingergärtchen. Ein einziger schmaler Steig führte, von Gebüsch überwuchert, fast unsichtbar den Felsen hinan zu einer niedrigen Eisenpforte, dem Eingang zum erwähnten Zwingergärtchen.

Nur dem Burgherrn und seinen nächsten Vertrauten war dieser geheime Einlaß bekannt, während er dem übrigen Schloßgesinde fast immer ein Geheimniß geblieben war.

Das Gärtchen im Burgzimmer war eines von Barbara's Lieblingsplätzchen. Hohe, breitästige Fichten warfen darin ihren kühlenden Schatten über den grünen Rasen und hielten noch überdies alle neugierigen Blicke, die etwa ein Späher aus den Fenstern des Schlosses wagen durfte, von diesem Heiligthum des Burgfräuleins ferne. Rosen und mancherlei Blumen wuchsen darin unter ihrer und Mariannens sorgender Hand, und Epheu überwucherte mit grünem Laube die Mauern.

Hierher war Barbara am frühen Morgen nach angstvoll durchwachter Nacht herabgestiegen und erwartete sehnlichst die treue Gespielin, die durch das geheime Pförtlein von ihrer Botschaft wieder zurückkehren mußte. In den ehrwürdigen Wipfeln der Fichtenbäume spielte der leichte Morgenwind, und die Vögel hüpften

zwitschernd von Zweig zu Zweig, als wollten sie sich freuen über den neuerwachten glänzenden Sommermorgen.

Mit trauernden Blicken stand das Fräulein dort, den Arm an die mächtige Ringmauer gelehnt, und schaute durch eine der tief eingeschnittenen Zinnen träumerisch hinaus in die Landschaft. Ihre Gedanken schweiften zurück in längstvergangene glückliche Zeiten, und selige Bilder aus ihren Kindertagen tauchten in ihr auf.

„O, wie anders", sprach sie, „war es einst, als dies Plätzchen noch meine unschuldigen Kinderspiele sah, die Vögel in den alten Bäumen und die Blumen im Moos noch die Vertrauten meiner kleinen Freuden und Leiden waren, als ich in unserem heimischen Thal mit seinen Bergen, seinen Wäldern, Bächen und dem blauen Strom noch eine ganze Welt schaute. O ihr seligen Tage, wo seid ihr hingekommen, wie sprang damals am thauigen Morgen das muntere Mädchen zu euch, ihr Blumen, herab, euch zum duftenden Strauß oder zum bunten Kranz in ihr Lockenhaar zu pflücken; und heute — o mit welch' anderen Gefühlen im Herzen steh' ich an derselben Stelle. O Gott, wie wird das enden!"

Während dieses Gespräches mit sich selber glaubte sie außerhalb der Mauer vom Wald herauf Schritte und ein Geräusch in den Büschen zu vernehmen. Sie horchte auf, sollte Marianne schon zurück sein — alles war wieder stille. Vielleicht war's ein Vogel, der rauschend in den Zweigen aufgeflattert war; aber nein, wieder ein leises Knarren, wie wenn ein Fuß auf dürres Reißig tritt. Es war wirklich jemand, der auf den verwachsenen Steig zur Burg heraufkam. Erwartungsvoll hefteten sich ihre Blicke auf das eiserne Pförtlein, das seit Mariannens Weggehen nur angelehnt war. Jetzt vernahm man das Schnauben eines Hundes, die Eisenthüre ging auf, und Bero von Rechberg trat in den Zwingergarten.

Das Fräulein fuhr erschrocken zusammen.

„Barbara, meine Braut", rief er, „da bist du! Dank meinem guten Sterne, der mich durch meinen treuen Hund den geheimen Pfad in dies Schloß finden ließ!"

Er eilte mit offenen Armen auf sie zu, doch die Rottenburgerin streckte abwehrend beide Hände vor sich.

„Nicht mehr deine Braut", entgegnete sie mit fester tonloser Stimme, „flieh', ich darf dich nicht sehen."

Der Junker faßte die Widerstrebende an der Hand.

„Ich weiß alles, Geliebte, deine Botin hat mir die Unglückskunde hinterbracht, ich laß dich nicht."

„Bero, sei barmherzig", unterbrach ihn das Fräulein, „geh!"

„Nein, ich laß dich nicht, nur ein einziges Wort!"

Sie schlug bittend ihre schönen Augen zu ihm auf.

„Bero, sei barmherzig, drücke den Todespfeil, der tief genug schon mein Herz zerreißt, nicht noch tiefer in die blutende Wunde. Verlaß mich, ich beschwöre dich! Ich darf nicht mehr dein sein, du nicht mehr mein, ich entsage dir."

Thränen erstickten die Worte des Fräuleins, als sie dies sagte. Der Junker betrachtete sie mit schmerzlicher Theilnahme, während er noch immer ihre Rechte in der seinen hielt.

„Barbara", lößte er endlich das Schweigen, „hast du jemals deinen Bero geliebt?"

Die Angeredete wendete sich stumm ab, er legte zärtlich seine Hand auf ihre Schulter.

„Meine geliebte Barbara!" Diese blieb stumm, nur lautes Schluchzen war ihre Antwort.

Der Junker schlang jetzt seinen Arm um ihren schlanken Leib und zog sie

sanft an sich, sie ließ es schweigend geschehen und schmiegte ihr Gesicht an seine Schulter.

„Hast du mich jemals geliebt?“ wiederholte er.

„Gott im Himmel weiß es“, entgegnete Barbara.

„Und denkst du noch an jenen seligen Abend“, fuhr er fort, „es war zu Bozen beim Hoffest in des Herzogs Burg. Ruhe suchend traten wir hinaus aus dem Saal, vom lauten Tanzgewühl in den stillen Schloßgarten. Der Vollmond stand am Himmel, und Millionen Sterne funkelten durch die laue Sommernacht. Du hingst an meinem Arm, so wandelten wir dahin unter duftenden Orangenbäumen, da gestand ich dir, wie ich dich liebte. Du sankst so wie jetzt an meine Brust, und in der Seligkeit der ersten Umarmung tauschten wir den ersten Kuß. Und weißt du es noch, wie du damals bei den Sternen geschworen, mein zu sein für ewig? — Barbara, hast du deinen Schwur gehalten? — Ist dies Herz, das damals in den heiligen Schauern der ersten Liebe an dem meinen schlug, nicht mehr mein?“

Das Fräulein schwieg.

„Vero“, sagte sie endlich mit gepreßter Stimme, „rede nicht weiter, tödte mich, wenn du willst, der Tod von dir wäre ja süß, doch ich kann, ich darf nicht antworten.“

Der Junker zog sie fester an sich.

„Und wenn ich's nun weiß, sicher weiß, so wahr ein Gott im Himmel lebt, so wahr gehört dein Herz noch mein, mein allein, hast du den Muth, mir noch zu sagen nein?“

Sie schwieg und seufzte. Dann erhob sie das Antlitz und blickte zu ihm auf, ihr Arm umschlang seinen Nacken, ihre Lippen hingen an den seinen.

„Es war der letzte Kuß“, sprach sie, sich losreißend, „Vero verlaß mich.“

„Nein, nie und nimmermehr“, gab ihr der Junker zur Antwort, „mein bist du, und mein sollst du bleiben für ewig. Flieh mit mir, flieh aus der Rottenburg und aus deiner Heimat. Dort über den Bergen an dem blauen Bodensee, wo im Schwabenlande die Burg meiner Väter steht, dort soll dir eine neue Heimat werden, dort soll Barbara von Rottenburg als Gräfin von Rechberg mit mir in unsere Hallen ziehen.“.

„Ich fliehen“, entgegnete Barbara mit Festigkeit, „und du mit mir? Ist das der Schwur, den du deinem Fürsten gegeben, treu zu stehen bei ihm in Glück und Unglück, in Spiel und Ernst? Willst du fliehen und dein Ritterwort brechen, das du ihm verpfändet, brechen zu einer Stunde, wo der Feind an des Landes Grenzen steht und seinen Thron bedroht? Willst du feig ein Mädchen entführen, wo du dem Feinde, der nicht nur deinem Fürsten die Krone rauben, der dir die Braut aus deinen Armen reißen will, mit dem Schwerte entgegentreten solltest? Vero, das kann dein Wille nicht sein, das sind keine Thaten, würdig eines Rechbergers.“

Der Junker sah die Geliebte, die auf einmal wie verwandelt hoch aufgerichtet vor ihm stand, überrascht an.

„Ja du hast recht“, erwiderte er, „nicht mit List und Heimlichkeit sollst du mein Weib werden; erkämpfen will ich dich mit dem Schwerte vom Feinde des Landes, erkämpfen vom Feinde unserer Liebe. Für dich will ich siegen, und fall' ich im Kampfe, für dich sterben. Willst du so mein werden?“

„Ich will es“, gab das Fräulein bewegt zur Antwort. „Nur dein allein gehör' ich an und nur dein will ich werden; und kehrst du nicht mehr wieder, soll deine Braut auch deine Wittwe bleiben.“

Der Rechberger schloß sie leidenschaftlich in seine Arme.

„Und nun“, sprach sie weiter, „zieh hin mit Gott, mein Vero, der Vater im Himmel wird über uns walten.“

In diesem Augenblicke ertönten aus den nächsten Dörfern die Sturmglocken, und schwarze Rauchsäulen, aus einzelnen Bauernhöfen aufsteigend, verkündeten den anstürmenden Feind.

„Sie sind's“, sagte Vero, indem er nach der Gegend hinblickte, „wie Straßenräuber brechen sie sengend und brennend in's Land herein, aber dich sollen sie mir nicht rauben!“

Mit diesen Worten drückte er noch einen Kuß auf ihre Lippen und eilte durch's Zwingerpförtchen hinaus. Unten im Walde fand er sein Roß angebunden, er schwang sich hinauf und schlug, an der Heerstraße angekommen, thalaufwärts die Richtung gegen Innsbruck ein. —

Es war um die Sommerwende des Jahres 1410, als dies auf der Rottenburg sich zutrug, zu Innsbruck in der Hauptstadt des Landes war an diesem Tage reges Leben. Wie alljährlich hatte auch heute der Stadthirt seine Rinder auf die Stockalpe getrieben, und Alt und Jung, Vornehm und Gering hatte sich das Schauspiel angesehen und stand noch plaudernd über das herrliche Vieh, den schmucken Senner und seinen Kuhbuben auf dem Stadtplatze, während das klingende Herdengeläute allmählich immer schwächer und schwächer durch das Neuthor hereinklang und endlich, nur dann und wann noch von einem leichten Lüftchen hergeweht, sich in der Ferne verlor.

Auch Herzog Friedl war heute infolge des ländlichen Festes, das er mit seinem Hofstaat von der Burg aus angesehen, in glänzender Laune.

Dem jugendlichen Fürsten, der wegen seiner Vorliebe für den Bauernstand im Lande der Bauernkönig hieß, waren derlei Anlässe stets ein festlicher Tag. Darum prangte er auch heute im purpurrothen Wamms, die goldene Herzogskette um seine Schultern, über welche rückwärts seine rabenschwarzen Locken herabwallten. Weite Pumphosen, mit Gold und Silber ausgenäht, verloren sich in die faltigen, gelben Reiterstiefel von Elenshaut, an welchen silberne Sporen glänzten. Das Schwert hatte er abgelegt, dafür umspannte ein goldenes Wehrgehänge, reich mit Edelsteinen geschmückt, seine Lenden.

So saß er da auf prächtigem Lehnstuhle, den dichten schwarzen Vollbart streichelnd, in seinem Wohngemache, durch dessen farbige Bogenfenster die helle Mittagssonne hereinblitzte. Am Tisch ihm gegenüber hatte sein Hofnarr Platz genommen, eine zwergenhafte buckelige Gestalt mit bunten Kleidern und bunter Schellenkappe, und zwischen ihnen stand, zierlich aus Elfenbein und Ebenholz gefertigt, ein Schachbrett.

„Du bist heute aufgeräumt, Herzog Friedl, hat dir das Bauernpack wieder einmal einen Spaß gemacht“, hub der Narr an und that einen Zug auf dem Schachbrett, „aber gib acht, sie halten nicht Stand die Bauern, meine Reiter werfen sie dir nieder. Ah“, rief er und streckte mit grinsendem Lachen seine Finger nach einer Figur aus, „siehst du, da hab ich schon einen.“

Der Herzog machte schweigend den Gegenzug.

„Und noch einen dazu“, sprach der Narr triumphirend.

„Du bist heute witzig, Niklas“, entgegnete lachend der Herzog, „aber wart nur, es soll dir noch angst und bange werden. Was liegt mir an den Bauern?“

Der zwergenhafte Schachspieler nahm eine pfiffige Miene an.

„Doch, doch lieber Friedl, der Bauer muß den König schirmen.“

„Und dafür ist dein Reiter mein.“

Niklas lachte boshaft auf.

„Sollst ihn haben, den schwarzen Reiter, ist ohnehin wenig Halt in dem Reitervolk."

Friedrich schien die bittere Bemerkung seines Hofnarren nicht zu beachten, beide spielten wieder ruhig fort.

„Was meinst du wol, Herzog", fing endlich Niklas wieder an, „wenn ein Narr im Schachbrett wär, wer müßt es sein?"

„Was weiß ich", gab der Fürst zerstreut zur Antwort, „der Läufer."

„Fehlgeschossen, lieber Friedl, du kannst das freilich nicht wissen, aber ich weiß es ganz genau, obwol ich nur ein Narr bin. Siehst du, der Läufer ist ein kluger Junge, ist stets um des Königs Majestät, hat auf alles acht, was geschieht, und darnach richtet er seinen Schritt. Wenn dir nun wieder jemand das Räthsel aufgibt, so sag, der König muß der Narr sein, denn der ist blind und taub und läßt sich fangen, eh' er's selber weiß."

Herzog Friedrich sah den Sprecher groß an; halb lachend, halb ärgerlich sprang er vom Stuhle auf und gab ihm einen leichten Schlag über den Kopf.

„Nun wirst du aber unverschämt, Narr!"

Der Geschlagene blieb ruhig sitzen.

„Du schlägst mich, Herzog, dafür sage ich: Schach dem König."

Friedrich überblickte das Spiel, es war, wie ihm der Narr gesagt hatte. Hastig machte er einen Zug, um seinen König zu retten, Niklas den zweiten.

„Und wieder Schach dem König", lautete der kühle Ausspruch des Hofnarren.

Die Geduld des Landesfürsten schien zu Ende.

„Boshafter Spitzbube", fuhr er auf; doch der Zwerg, das drohende Unwetter ahnend, rutschte flink von seinem Stuhle zu Boden, warf die Figuren des Spieles wild durcheinander und war im selben Augenblicke auch schon zur Thüre hinaus.

Der gnädige Herr sah ihm verblüfft nach.

„Verdammter Bursche", sagte er mit dem Fuße stampfend, „aber recht hat er gehabt, der Schelm", setzte er begütigend bei. Kopfschüttelnd dachte er eine Zeit lang über die Worte des Narren nach, während er das Gemach durchschritt. Endlich trat Wilhelm von Mülinen, sein Vertrauter, ein.

„Durchlauchtigster Herr", redete er den Fürsten an, „soeben ist Junker Rechberger in den Burghof gesprengt, er muß einen heißen Ritt gemacht haben. Ich war im offenen Bogengang, wie er einem Stallknecht, dem er die Zügel hingeworfen, befohlen, er möge seinen Fuchs wol ein Stündlein herumführen, eh' er ihn einstelle, er sei ohne Rast aus dem Unterinnthal hiehergeritten."

„Von Tratzberg bis Innsbruck?" fragte der Herzog verwundert.

„Ei", fuhr der Ritter fort, „er sieht euch auch aus darnach. Das Gesicht von der Sonne geröthet, das Wamms aufgeknöpft und bestäubt von Fuß bis zu Häupten. Doch ich höre schon seine Schritte im Vorgemach, seht ihn selber."

Er öffnete die Thüre, der Rechberger stand vor ihnen.

„Gott zum Gruß, edler Junker", redete ihn der Herzog an, „willkommen an unserem Hofe! Doch was ist euch, was bedeutet dies, dazu eure finsteren Mienen, ist euch ein Unglück widerfahren?"

„Mit Vergunst, gnädigster Herzog", antwortete der Rechberger sich verneigend, „ein Unglück, das den Herrn trifft, trifft nicht minder auch den treuen Knecht."

„Redet, was ist geschehen", unterbrach ihn Friedrich in staunender Aufregung.

„Gnädigster Herr, der Feind steht in eurem Lande."

Leichenblässe überzog bei dieser Nachricht das Antlitz des Fürsten, sprachlos starrte er vor sich hin, der Junker aber fuhr fort:

„Mit Mord und Brand ziehen die bayerischen Herzoge Stephan und Ernst

durch's Unterinnthal herauf, heute noch kann die Stadt Hall in ihren Händen sein, und eh' der nächste Morgen dämmert, stehen sie vielleicht vor Innsbrucks Thoren. Ihr Führer aber ist Ritter Heinrich von Rottenburg, der einstige Hofmeister von Tirol."

Wie betäubt taumelte der Herzog zurück, als er dies hörte; er ließ sich auf den Stuhl nieder, den kurz vorher sein lustiger Zwerg noch inne hatte, und stützte sprachlos seinen Kopf in die Hände.

„O Fürstenglück, wie schwankend bist du!" rief er endlich aus.

Mülinen und der Rechberger standen stumm neben ihm.

Jetzt richtete er sich, die Hand auf den Tisch gestützt, mühsam auf, seine Fassung schien ihm wieder zu kehren.

„Ritter Mülinen", wendete er sich an diesen, „sendet schnell einen reitenden Eilboten nach Hall, die Salzarbeiter sollen sich aufmachen und in der Stille die Brücke abbrechen, welche beim Dorfe Volders über den Inn führt. Zugleich laßt durch alle Gassen Innsbrucks die Trommel schlagen und die Bürger zu den Waffen rufen; ich selbst, ihr Herzog, will sie anführen. Andere Eilboten sendet nach allen Städten des Landes, und Feuer auf den Bergen sollen bei Nacht alle wehrhaften Mannen aufrufen für Fürst und Vaterland. Ihr, Ritter Mülinen, sollt das Landvolk um euch schaaren, und ihr, Junker Rechberger, wählt die besten Armbrustschützen aus der Stadt und eilet voran auf die Hochstraße, die von Volders herauf über das Mittelgebirge nach unserem Schlosse Ambras führt. Geht und eilet, Gott segne unsere Waffen."

Bald darauf rasselte die Trommel durch Innsbrucks Gassen, bewaffnete Bürger rannten eiligen Schrittes an den Häuserreihen dahin, schwere Pickelhauben auf den Köpfen, Hellebarden und Spieße von mancherlei Art auf den Schultern. Dazwischen sah man wieder leichte Schützen mit Köcher und Armbrust. Ueber all dem kriegerischen Treiben aber flatterte hoch vom Stadtthurm in die Luft die weißrothe Fahne Tirols. —

Sechs Wochen waren vorübergegangen, und freundlich schien die Augustsonne herab auf Felder und Fluren; aber nicht die fröhliche Ernte war es, die diesmal ihr milder Blick förderte und belebte, keine Sichel blitzte zwischen den goldenen Kornwogen, noch drang der taktmäßige Schall der Drischel von den Bauernhäusern hinaus auf Straßen und Gassen. Es sah jetzt gar ernst und kriegerisch aus im Lande des Herzogs Friedl.

Eine unheimliche Stille schien alles zu beherrschen. Man wußte, daß in der Nähe der Volderer Brücke, welche der Feind abgebrochen gefunden, ein Gefecht stattgehabt, daß er sich dann bis an das vom Frundsberger vertheidigte Schloß Matzen bei Rattenberg zurückgezogen und dieses belagere, sonst erfuhr man nichts. Nur jede Nacht flammten unheimlich die Rothfeuer von den Bergen, und bewaffnete Bauern zogen sich langsam in allen größeren Ortschaften des Innthals zusammen.

Auch auf der Rottenburg trug alles dasselbe unheimliche Gepräge. Das Schloß war bemannt, die Zugbrücke aufgezogen, die Thore geschlossen, ja selbst der Steig zum geheimen Pförtlein war abgesprengt und alle Anstalten vom alten Kastellan getroffen, um einem unerwarteten Ueberfalle wenigstens für einige Zeit trotzen zu können.

Das Fräulein und ihre Gespielin lebten gleich Gefangenen auf der Burg, nur hie und da drangen dunkle Gerüchte zu ihnen, wie es im Lande stehe, die das doppelt wunde Herz der Rottenburgerin noch mehr beunruhigten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Verlag von EDUARD AMTHOR, Gera.

Im Verlag von **Eduard Amthor in Gera** (alpine Branche) sind erschienen:

Amthor, Dr. Eduard, **Tiroler-Führer.** Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des Bayerischen Hochlands, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärntens und Italiens. Dritte Auflage. Ausgabe 1876. 8. Textausgabe in rothem Calico gebunden 4 Mark 50 Pf.; Kunstbeilagen (19 Karten, Panoramen, Stadtpläne ꝛc.) elegant broschirt 4 Mark 50 Pf. — Beide Werke werden separat verkauft.

Amthor, Dr. Eduard, **Bozen und Umgebung.** Ein Führer durch die Stadt und auf kleineren und größeren Ausflügen, für Fremde und Einheimische. Mit Umgebungskarte (1 : 100000) und Stadtplan. 1872. Klein Octav. Cartonnirt 1 Mark 80 Pf., in rothem Calico gebunden 2 Mark.

Amthor, Dr. Eduard, und **Jabornegg,** Markus Freiherr von, **Kärntner-Führer.** 2. Auflage. 1876. 8. 4 Mark.

Auer, Emil, **Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung.** Eine systematische Anthologie alpiner Poesien (Allgemeines; Bayerisches Hochland, Salzburg und Salzkammergut, Steyermark, Kärnten, Tirol, die Schweiz). 1872. 8. In Prachteinband mit Goldschnitt 6 Mark.

Barth, H. v., **Aus den nördlichen Kalkalpen.** Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontal-Projectionen, nach Originalskizzen des Verfassers. 1874. 8. Cartonnirt 16 Mark.

Herbst-Tage im Berner Oberlande. 1872. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf.

Hofmann's, Karl, **Gesammelte Schriften** alpinen und vermischten Inhalts. Herausgegeben von Joh. Stüdl. Groß Octav. 1871. Brochirt 3 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Grüße aus Tirol.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Die Saligen.** 1876. 8. Brochirt 1 Mark.

Kurtz, Führer durch die Dolomitgruppen von Enneberg, Sexten, Schluderbach, Ampezzo, Buchenstein ꝛc. 1874. 8. Elegant brochirt 1 Mark 50 Pf.

Lergetporer's Panorama des Keller-Jochs bei Schwaz in Tirol. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Moser, Peter, **Aus den Alpen.** Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben. 1874. 8. Elegant brochirt 2 Mark.

Pichler, Adolf, **In Lieb' und Haß.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Pichler, Adolf, **Der Hexenmeister.** 1872. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Pichler, Adolf, **Marksteine.** Erzählende Dichtungen. 1874. 8. Elegant brochirt 3 Mark.

Pichler, Adolf, **Ueber Jahr und Tag.** 1873. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Schneller, Christ., **Eldorado.** Episches Zeitgedicht. 8. 1871. Brochirt 1 Mark.

Schneller, Christ., **Die romanischen Volksmundarten Südtirols.** Band I. 1870. 8. Brochirt 6 Mark.

Stüdl's Panorama vom Matrei-Kalser Thörl. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Zingerle, Gebr., **Kinder- und Hausmärchen aus Tirol.** Zweite Auflage. 1870. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf., cartonnirt 1 Mark 80 Pf.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

X. Band, 5. Heft

Jährlich 1 Band.

DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung
von
Alpenkunde unter Jung und Alt
in
populären und unterhaltenden Schilderungen
aus dem
Gesammtgebiet der Alpenwelt
und mit
praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern
herausgegeben
von
Dr. Ed. Amthor,
Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer“, Mitverfasser des Kärntnerführers“ rc.

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.

Gera
Eduard Amthor.
1877.

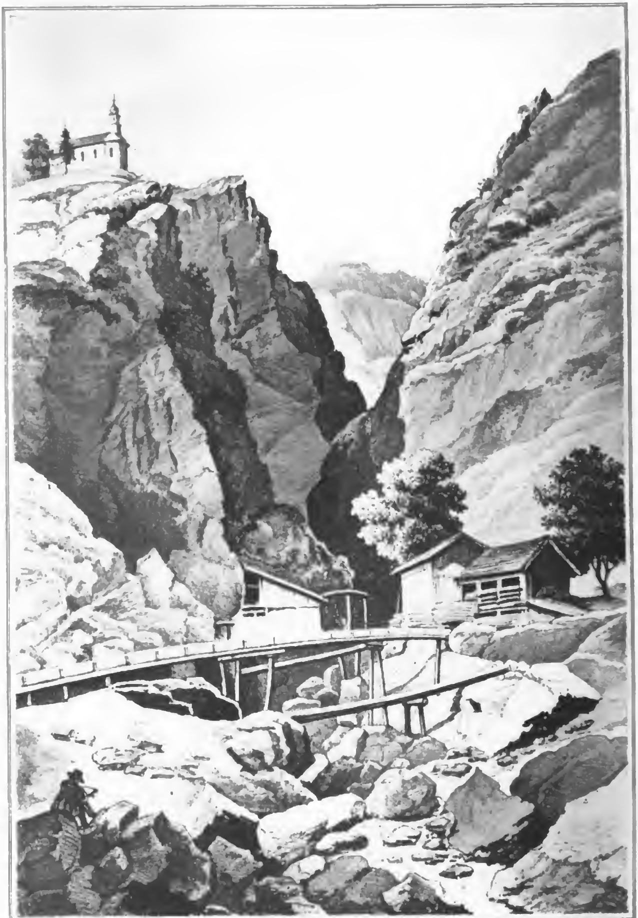
Ein Band à 6 Hefte

à Heft 1 Mark.

Inhalt des fünften Heftes des zehnten Bandes.

Hierzu zwei **Kunstbeilagen:**

Mathias Schmid. Nach einer Photographie von Hanfstängl.
Der Calvarienberg bei Zirl. Nach einer Zeichnung von A. Ziegler.



Lith. art. Inst. C. Bollmann, Gera — Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera — Zeichnung v. A. Ziegler

Der Calvarienberg bei Zirl (Oberinnthal)

Die Zillerthaler Voralpen.

Von B. Lergetporer.

I. Allgemeine Bemerkungen.

Die Bezeichnung „Zillerthaler Voralpen" mag manchen Leser des „Alpenfreundes" befremden, und daher finde ich es auch vor Allem nöthig darzuthun, welchen Theil der Zillerthaler Alpen ich darunter verstehe.

Es liegt mir sehr ferne, diese Bezeichnung als unbedingt nothwendig zu erklären oder als vollkommen richtig hinzustellen, sondern ich möchte mit diesem Namen nur durch ein kurzes Wort das ausgedehnte Gebiet bezeichnen, welches ich mir im vergangenen Sommer zu durchwandern vorgenommen, und eine in weiteren Kreisen noch wenig bekannte Gebirgswelt vor Augen führen. Im Voraus sei bemerkt, daß der Arbeit Carl von Sonklar's treffliches Werk: „Die Zillerthaler Alpen" zu Grunde gelegt ist, und ich will auch zur besseren Uebersichtlichkeit aus demselben die hierher gehörigen nöthigen Aufzeichnungen in möglichster Kürze folgen lassen.

Von Karten standen mir die v. Sonklar'sche der Zillerthaler Alpen (1 : 144,000) und die Neue Spezialkarte der Oesterr.-Ungarischen Monarchie (1 : 75,000) zur Verfügung. — Ueberdies muß ich mich hier gleich für letztere aussprechen, obwol ich gewiß die v. Sonklar'sche Karte nicht unterschätze und sehr gut weiß, daß einem Einzelnen, selbst wenn er Vorzügliches leistet, doch nie die Kräfte und Mittel zu Gebote stehen, wie einem Staatsinstitute.

v. Sonklar unterscheidet „Die eigentlichen Zillerthaler Alpen", mit dem „Zillerthaler Hauptkamme" und das „Tuxer Gebirge", mit dem „Tuxer Hauptkamme". Von diesem zweigt sich gegen Norden der Schmirnerkamm ab, von dem am Geier Sp. 9162′ v. S., 2856 m. N. Sp.-K.*), gegen Norden, Osten

---

*) Abkürzungen:

′ = Wiener Fuß.
m. = Meter.
v. S. = Höhenangaben der v. Sonklar'schen Karte.
N. Sp.-K = Höhenangaben der Neuen Spezial-Karte.
m. K.-H. = mittlere Kammhöhe.
c. H.-P. = culminirender Höhenpunkt.
m. Thl.-H. = mittlere Thalhöhe.
J. = Joch.
Sp. = Spitze.

und Westen sich zahlreiche Gebirgskämme verästen. Diese Nebenkämme und Nebenzweige des Tuxer Hauptkammes fasse ich unter dem gemeinsamen Namen „Zillerthaler Voralpen" zusammen, aus dem Grunde, weil dieselben gleichsam den Vorbau bilden und den allmählichen, stufenweisen Uebergang von dem sich aus dem Innthale erhebenden Mittelgebirgen zur Berg- und Schneeregion vermitteln.

Die Begrenzung des Gebietes fällt sonach im Norden, Westen und Osten mit der Grenze der Zillerthaler Alpen im Allgemeinen zusammen. Im Norden der Inn, von der Mündung des Ziller bei Straß bis zur Mündung der Sill bei Innsbruck; im Westen die Sill (Wippthal), bis zur Mündung des Schmirnerbaches bei Stafflach; im Süden der Schmirnerbach, das Schmirner Joch und der Tuxerbach bis zur Mündung desselben in den Ziller unweit dem Dorfe Finkenberg; im Osten der Ziller (Zillerthal) von der Einmündung des Tuxerbaches bis zu seinem Eintritt in das Innthal.

Sowie einerseits der Zillerthaler Hauptkamm durch einen tiefen Gebirgseinschnitt, das Pfitscher Joch 7036′ v. S. (2224 m.), 2231 m. N. Sp.-K., und durch das Zemm- und Pfitscherthal vom Tuxer Hauptkamme geschieden wird, so trennt andererseits das mit dem Pfitscherthale nahezu parallel laufende Schmirnerthal, die Einsattlung des Schmirner Jochs, 7346 v. S. (2322 m.), 2336 m. N. Sp.-K. (Tuxer Joch) und das Tuxerthal den Tuxer Hauptkamm von den Zillerthaler Voralpen. Der Schmirnerkamm bildet somit die Verbindungslinie zwischen dem Tuxergebiete und den Zillerthaler Voralpen, welche Bezeichnung ich fürderhin beibehalten werde.

Auch v. Sonklar weist auf diese bedeutende nördliche Verzweigung des Tuxer Hauptkammes hin und sagt: „Die Verzweigungen des Tuxer Hauptkammes liegen insgesammt auf der nördlichen Seite desselben und bedecken den weiten Raum, der sich nördlich bis zum Inn, östlich bis zum Ziller und westlich bis zum Wippthal erstreckt. Wenn wir jene zwei kurzen Seitenkämme, welche das (nördliche) Valserthal einschließen, außer Betracht lassen, so gehören alle übrigen Zweige des Tuxer Hauptkammes zur südlichen und südöstlichen Umgebung von Innsbruck und Schwaz, und alle hängen an einem einzigen Punkte, und zwar am Olperer, mit dem Hauptkamme zusammen. Das viel betretene Schmirner Joch liegt nahe an diesem Knotenpunkte."

Gehen wir von dem Geier-Sp, als dem wichtigsten Knotenpunkte und Entstehungsorte von vier Thälern, dem Watten-, Innsberg-, Schmirner- und Navisthale, aus, so umfaßt dieser Theil der Zillerthaler Alpen folgende Gebirgskämme:

1. Der Schaffseitenkamm, 2,275 g. M. lang, m. K.-H. 7445′ (2353 m.). Er zweigt von dem Geier-Sp. gegen Süd-West ab und spaltet sich an seinem c. H.-P. der Schaffseiten Sp. 8231′ v. S. (2601 m.), 2601 m. N. Sp.-K., in zwei Aeste.

2. Der Glungezerkamm, 2,275 g. M. lang, m. K.-H. 8070′ (2551 m). Derselbe löst sich von dem Geier-Sp. ab, biegt über die Tarnthalerköpfe in weitem gegen Norden gerichteten Bogen zur Grünberger-Sp. N. Sp.-K. um, wendet sich von dort nord-nordwestlich und schlägt am Glungezer eine westliche Richtung ein, mit dem Patscherkofl bei Innsbruck endend. Der c. H.-P. ist nach v. Sonklar das Kreuzjoch, 8851′ v. S. (2798 m.). Nach der N. Sp.-K. bildet dasselbe nur einen Uebergangspunkt mit einer Höhe von 2654 m., während dieselbe einen Kreuz-Sp. mit 2728 m. und das Rosenjoch mit einer Höhe von 2781 m. anführt. Verfolgen wir aber den Kamm weiter, so stoßen wir in der Gruppe der Tarnthalerköpfe auf eine bedeutendere Höhe und zwar einen Sonnen-Sp. mit 2841 m. und den Reckner mit 2882 m., welcher somit den c. H.-P. des Glungezerkammes bilden würde. Im Verlaufe werde ich nochmals ausführlicher sowol auf die Lage als Höhe dieser Punkte zu sprechen kommen.

Nebenkämme des Glungezerkammes sind: a) der Naviskamm, 1,125 g. M. lang, m. K.-H. 7370′ (2330 m.), c. H.-P. das Pfuner Joch (Winterstallgrat der v. Sonklar'schen Karte) 8394′ v. S. (2653 m.). Die N. Sp.-K. bezeichnet für diesen Kamm das Seeköpfl mit 2642 m. als c. H.-P., während sie ein Pfuner Joch oder Winterstallgrat nicht kennt. Der Naviskamm zweigt nach v. S. vom Rosenjoch ab, während die N. Sp.-K. denselben vom Grünberger-Sp. (2473 m.) loslösen läßt, was ich auch bei meinem Besuch bestätigt fand. Der Verlauf des Kammes ist ein südwestlicher. — b) Der Vigarkamm, 1,000 g. M. lang, m. K.-H. 7000′ (2213 m.). Der Kamm zweigt von der Kreuz-Sp. der N. Sp.-K. gegen Westen ab. — C. H.-P. Vigarkopf, 8238′ v. S. (2604 m.), an dessen Stelle die N. Sp.-K. den Morgenkogl (2571 m.) setzt und einen Vigar-Sp. (2501 m.) nordwestlich des Glungezer verzeichnet. — c) Der Haneburgerkamm, 1,100 g. M. lang, m. K.-H. 7870′ (2488 m.). Der Kamm trennt sich am Sonnen-Sp., 8139′ v. S. (2573 m.), 2564 m. N. Sp.-K., eine nördliche Richtung einschlagend, vom Glungezerkamm ab. C. H.-P. nach v. Sonklar der Seekaar-Sp. 8951′ (2829 m.). Die N. Sp.-K. führt einen Seeklauer-Sp. ohne Höhenangabe auf und bezeichnet als c. H.-P. den Mollgrübler mit 2816 m. (die Bezeichnung Malgrübler = Gr. Haneburger, 8909.6′, führt auch v. S. an).

3. Der Hilpoldkamm, 2,063 g. M. lang, m. K.-H. 7760′ (2453 m.). Der Hilpoldkamm zweigt von der Geier-Sp. in nordöstlicher Richtung ab, wendet sich an der Thorwand gegen Norden und theilt sich am Hirzer in zwei Arme, welche das Sagathal einschließen. C. H.-P. die Kalchwand, 8941′ v. S. (2826 m.) [v. Sonklar'sche Karte 8916′]. Die N. Sp.-K. bezeichnet die Kalchwand v. S. als Klamm-Sp. (Kahlwand), 2826 m.

Ein Seitenkamm ist: der Rastkoglkamm, 1,750 g. M. lang, m. K.-H. 7485′ (2366 m.). Der Rastkoglkamm zweigt am Hilpold-Sp. vom Hilpoldkamme ab und streicht von Westen nach Osten, am Nafingjoch, 7716′ v. S. (2430 m.), dem Halsl-Sp., 2566 m. der N. Sp.-K., einen Seitenast nördlich entsendend.

C. H.-P. der Rastkogl, 8545′ v. S. (2701 m.), der Graukopf, 2757 m. der N. Sp.-K.

4. Der Gilfertskamm, 2,000 g. M. lang, m. K.-H. 7280′ (2301 m.). Der Kamm geht vom Rastkogl gegen Norden, wendet sich am Gilfertsberg, 7919′ v. S. (2502 m.), einen Ast nordwestlich sendend, der das Pill- und Weerthal scheidet, nordöstlich und spaltet sich am Keller-Joch in zwei parallele Aeste, welche das Oechselthal einschließen. C. H.-P. ist der Dreispitz, 8173′ v. S. (2583 m.), Breitkopf 2606 m. der N. Sp.-K.

Ein Nebenzweig ist der Marchkopfkamm, 0,750 g. M. lang, m. K.-H. 7080′ (2238 m.). Derselbe zweigt am Roßberg, 8124′ v. S. (2568 m.), Roßkopf, 2876 m. der N. Sp.-K., vom Gilfertskamme ab. Sein Verlauf ist anfangs nordöstlich, wendet sich aber schließlich nördlich. Er entsendet vom Kreuz-Joch*), 7886′ v. S. (2492 m.), einen kleinen Ausläufer südöstlich und einen solchen vom Marchkopf östlich. C. H.-P. der Marchkopf, 7897 v. S. (2496 m.), 2496 N. Sp.-K. —

Von den Thälern sind vor Allem das Inn-, Sill- und Zillerthal zu bemerken.

Ersteres gehört mit 4,86 g. M. in unser Gebiet. Das Sillthal, 4,29 g. M. lang, m. Thl.-H. 3050′ (964 m.), fällt nicht mit seiner ganzen Länge hierher, sondern tritt erst nach Einmündung des Schmirnerthales mit der rechten Seite als Grenzthal gegen das Stubaithal auf. Das Zillerthal, 3,89 g. M. lang, m. Thl.-H. 1800′ (569 m.), ist mit seiner linken Seite Grenzthal von der Einmündung des Tuxerthales bei Finkenberg bis zur Mündung desselben bei Straß in das Innthal.

Nebenthäler sind:

A. Vom Innthal:

1. Das Pillthal, am Gilfertsberge entstehend und bei Pill in das Innthal mündend.

2. Das Weerthal, 1,67 g. M. lang, m. Thl.-H. 3800′ (1201 m.). Dasselbe tritt bei dem Dorfe Weer in das Innthal. Es nimmt linksseitig das am Hirzer (Hilpoldkamm) entstehende Sagathal auf und spaltet sich an dem vom Halsl-Sp. (Rafing-Joch v. S.) kommenden Seitenaste des Rastkoglkammes in zwei Theile, das Nurpen- und Weerthal. Eine nochmalige Thaltheilung erfolgt an dem von Hobarjoch, 2510 m. N. Sp.-K. [Alpkogl 7940′ (2510 m.)] gegen Norden abzweigenden kleinen Nebenkamme in das Krovenz (Grafensthal v. S.) und das Rafingthal.

3. Das Wattenthal, 2,20 g. M. lang, m. Thl.-H. 4120′ (1302 m.), mit deutlich ausgesprochener Terrassenbildung. Das Wattenthal mündet bei dem Dorfe Wattens in das Innthal. Dasselbe nimmt linksseitig das beim Walchenhause eintretende Mölserthal auf. Sein oberster Theil heißt Lizumthal und

*) Nicht zu verwechseln mit dem Kreuz-Joch, nahe dem Keller-Joch, im Gilfertskamme.

trägt in einer Höhe von 2105 m. die Lizumalpe, eine der größten Alpen Nordtirols.

4. Das Volderthal, 1,25 g. M. lang, m. Thl.-H. 3600′ (1138 m.), ohne weitere Nebenthäler.

B. Vom Sillthale:

1. Das Mühl- oder Vigarthal, 1,02 g. M. lang, m. Thl.-H. 4160′ (1323 m.). Dasselbe entsteht im Hinteren Vigar am Kreuz-Sp., 2728 m. N. Sp.-K., und mündet bei St. Peter in das Sillthal.

2. Das Riedthal (Talkasanerthal der N. Sp.-K.), 0,95 g. M. lang, m. Thl.-H. 4400′ (1391 m.), am Grünberger-Sp., 2773 m. N. Sp.-K., entstehend und bei Erlach, 1042 m. N. Sp.-K., mündend.

3. Das Pfonserthal nimmt seinen Ursprung am Mieslkopf, 8297′ v. S. (2623 m.), 2613 m. N. Sp.-K., und endet bei dem Dorfe Pfons (1024 m. N. Sp.-K.).

4. Das Navisthal, 1,60 g. M. lang, m. Thl.-H. 4500′ (1422 m.). Es beginnt am Geier-Sp. und spaltet sich durch einen vom Kreuzjöchl, 8022′ v. S. (2536 m.), 2535 m. N. Sp.-K., gegen W. abzweigenden Seitenzweig in das Klammer- und Beireichthal (Langes Thal v. S.). Bei Dienzens tritt es in das Sillthal.

5. Das Schmirnerthal, 1,90 g. M. lang, m. Thl.-H. 4700′ (1486 m.), mit seiner rechten Seite zu unserem Gebiet gehörig. Es nimmt seinen Anfang am Geier-Sp., mündet bei Stafflach in das Sillthal und nimmt linkseitig bei St. Jodok das Valserthal, bei dem Dorfe Schmirn (Inner-Schmirn) das Wildlahner Thal und bei Kasern das Kaserer Thal auf.

C. Vom Zillerthal:

1. Das Oechselthal. Am Keller-Joch entstehend und bei Schlitters klammartig in das Zillerthal mündend.

2. Das Finsingthal, 2 M. lang, am Roßkopf N. Sp.-K. (Roßberg v. S.) entspringend und bei dem Dorfe Uderns endend.

3. Das Riedthal, nicht zu verwechseln mit dem Thal gleichen Namens im Sillgebiete. Es nimmt seinen Anfang am Marchkopf und mündet steil abfallend bei Ried.

4. Das Zidanthal (Sidanthal der N. Sp.-K.), 5/4 M. lang. Am Rastkogl entstehend, in seinem Laufe rechtsseitig das Hörbergthal aufnehmend und bei Mühlbach in das Zillerthal mündend.

5. Das Tuxerthal, 2,43 g. M. lang, m. Thl.-H. 4125′ (1304 m.). Es gehört mit seiner linken Seite in unser Gebiet und entsteht am Fuße der Gefrornen Wand, bei Finkenberg in das Zillerthal austretend. Seine linksseitigen Nebenthäler sind: a. Das Weidenthal, am Schmirner-Joch (Tuxer-Joch der N. Sp.-K.) entstehend und bei den Weiler Hintertux mündend. b. Das Madseitthal, am Sagenhorst, 8582′ v. S. (2706 m.), Sägenhorst, 2592 m. N. Sp.-K. entstehend und bei Madseit mündend. c. Das Junsbergthal, am Geier-Sp. beginnend

und zwischen Madseit und Junsberg endend. d. Das Naßtuxthal, am Thor-Sp. entspringend, in seinem Verlaufe linksseitig das Hobarthal N. Sp.-K. (Haaberthal v. S.) aufnehmend und bei dem Weiler Gemais ausmündend. —

Als vorzüglich begangene Jochübergänge im Gebiete der Zillerthaler Voralpen sind folgende aufzuführen:

1. Ueber den Loassattel, 5306′ v. S. (1677 m.), 1744 m. N. Sp.-K., (Pillthal) in das Finsingthal nach Uderns oder Fügen.

2. Durch das Weerthal und Nurpenthal über das Sattelmarterl, 7440′ v. S. (2352 m.), 2393 m. N. Sp.-K., in den Finsinggrund oder über das Sidan-J., 2118 m. N. Sp.-K., durch das Sidanthal in das Zillerthal.

3. Durch das Weerthal über das Geisler-J., 7273′ (2299 m.) v. S., 2290 m. N. Sp.-K., in das Tuxerthal nach Lannersbach. Einer der meist benutzten Uebergänge, der in den Sommermonaten täglich mehrmals überschritten wird.

4. Durch das Wattenthal über den Sattel zwischen Hilpold-Sp. und Eiskarl, 7997′ v. S. (2528 m.), 2430 m. N. Sp.-K., in das Hobar- und Naßtuxthal nach Lannersbach.

5. Durch das Wattenthal nach der Alpe Lizum und über das Thor-J. in das Naßtuxthal (7869′ v. S., 2487 m.), 2398 m. N. Sp.-K.

6. Vom Wattenthal über das Junsberg-J. 2615 m. N. Sp.-K., 7886′ v. S. (2494 m.), in das Junsbergthal und nach Madseit.

7. Durch das Volderthal über das Navis-J., 7864′ v. S. (2486 m.), durch das Navis- in das Sillthal. Ziemlich häufig begangen.

8. Vom Sillthal durch Navis zur Klammer-Alpe und über den Glungezerkamm bei Punkt 2360 m. der N. Sp.-K. nach der Lizum-Alpe. Den schon erwähnten und wol am häufigsten gebrauchten Uebergang über das Schmirner-J. vom Schmirnerthal nach Hinter-Tux brauche ich wol kaum mehr anzuführen. —

Einige kleine Hochgebirgsseen gehören ebenfalls unserem Gebiete an, und zwar: 1. Der Schwarze Brunnen im Volderthale, klein, 4073′ v. S. (1287 m.); 2. Der Mölser-See im Mölserthale; 3. Der Rafing-See im Rafingthale; 4. Der Thor-See, hübsch gelegen und in seiner Nähe mehrere kleinere Wasseransammlungen im Naßtuxthale; 5. Mehrere größere und kleinere Wasserbecken im Gebiete der Tarnthalerköpfe in bedeutender Höhe, den größten Theil des Jahres mit Eis bedeckt; 6. Der Lanser-See beim Dorfe Lans am Mittelgebirge bei Innsbruck in einer Höhe von 2658′ v. S. (840 m.).

Schließlich kann ich nicht umhin noch der vorzüglichsten **Aussichtspunkte** zu gedenken und erwähne:

a) Nähere Punkte:

1) die Lanser Köpfe, 2938′ v. S. (929 m.), 945 m. N. Sp.-K., und

2) das Heilige Wasser, 3752′ v. S. (1186 m.), 1232 m. N. Sp.-K., bei Innsbruck.

3) Die Alpe Largoz im Haneburger Kamme, 4 Stunden vom Volderbade, in einer Höhe von 6930′ ü. S. (2190 m.).

4) Das Kogelmoos, 2 Stunden vom Markte Schwaz entfernt.

b. Weitere Punkte:

1) Das Keller=J. bei Schwaz, 7408′ ü. S. (2342 m.), 2340 m. N. Sp.=K.
2) Der Hirzer im Hilpoldkamme, 8613′ ü. S. (2722 m.), 2722 m. N. Sp.=K.
3) Der Reckner in der Gruppe der Tarnthälerköpfe, 2882 m. N. Sp.=K.
4) Der Malgrübler, 2816 m. N. Sp.=K., im Haneburger Kamme.
5) Der Glungezer, 8467′ ü. S. (2676 m.), 2676 m. N. Sp.=K., und
6) Der Patscherkofl, 7108′ ü. S. (2246 m.), 2214 m. N. Sp.=K., bei Innsbruck.

Der hier beschriebene Theil der Zillerthaler Alpen umfaßt, wie vorstehende Zeilen zeigen, weder ausgedehnte Gletscher, noch besonders hervorragende Gipfelbauten. Der vorherrschende Thonglimmerschiefer begünstigt die wellenförmige, abgerundete Form der Gebirgszüge, größtentheils bis zum Scheitel begrünt. — Von Stufe zu Stufe erhebt sich das Gebirge aus dem Thale. Besonders im Norden zieren den Fuß desselben ausgedehnte, dicht bevölkerte Mittelgebirge. Weiter hinauf erstehen prachtvolle Waldungen, während die Gehänge von herrlichen Weideplätzen und Alpen bedeckt sind. Großer Wasserreichthum begünstigt wesentlich die Vegetation. Der Alpenwirthschaft und Viehzucht ist dieser Alpengegend besonders günstig.

Nicht Jedermanns Sache ist es, anstrengende Hochtouren zu unternehmen. Viele lieben die herrliche Alpennatur von ganzen Herzen, wollen sich aber diesen Genuß nicht durch zu große Mühe und Anstrengung erkaufen. Auf gemächlichen Thalwegen langsam anzusteigen, umgeben von Waldesschatten, reichbelebten Alpen, begleitet von rauschenden Gebirgswässern, das ist's, was sie so ersehnen. Gerade für diese Touristen scheinen mir die „Zillerthaler Voralpen“ wie geschaffen. Denn es können in diesem Alpentheile selbst sehr hübsche und lohnende Höhenpunkte und Jochübergänge leicht erklommen werden, wo man der herrlichen Gletscherwelt des Zillerthales gerade in unmittelbarer Nähe gegenübersteht.

Dennoch machte ich schon bei meinen ersten Besuchen dieser Gegenden die Bemerkung, daß dieser Theil der Zillerthaler Alpen, die bekanntesten Höhenpunkte und Jochübergänge ausgenommen, in den Augen der Touristenwelt nur wenig Würdigung gefunden, und dieses ist auch die Ursache, daß ich diese Zeilen der Oeffentlichkeit übergebe. Sollte der oder jener Alpenfreund bewogen werden, auch diesem Theile der Alpen seine Aufmerksamkeit zu schenken, so ist ihr Zweck vollkommen erreicht, und ich gebe mich der sicheren Ueberzeugung hin, daß er gewiß gar manchen Punkt finden wird, der die geringe Mühe hinlänglich lohnt.

Nachdem ich diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, will ich zur Schilderung einiger von mir im vergangenen Sommer ausgeführten Touren übergehen.

II. Weerthal und Rastkoglkamm.

Bereits in früheren Jahren war mir Gelegenheit geboten, einzelne Theile der Gruppe der Zillerthaler Voralpen zu durchwandern. Wenn ich von der Spitze des Kellerjoches bei Schwaz*), welches ich am 4. Februar 1876 zum zwanzigsten Male besuchte**), die zahlreichen koulissenartig sich in das Innthal vorschiebenden Gebirgskämme erblickte, so erwachte immer wieder und wieder der Wunsch in mir, mich mit diesen eingehend bekannt zu machen. Der verflossene Sommer sollte die Erfüllung dieses Wunsches bringen.

Am 7. August 1876 verließ ich 3 Uhr 30 Minuten früh Schwaz. Mein Ziel war das Weerthal und der Rastkoglkamm. — Als Träger und Begleiter auf allen im Sommer 1876 ausgeführten Touren hatte ich Dienstmann Josef Eggerdacher aus Schwaz engagirt, den ich in jeder Richtung meine vollste Anerkennung zugestehen muß. Der größte Theil der ausgeführten Besteigungen war auch ihm gänzlich neu und unbekannt. Bescheidenes, höchst anspruchsloses Benehmen machte ihn zum angenehmen Begleiter, und obwol nicht mehr jung an Jahren, unterzog er sich doch allen Beschwerden, auch der weiterer Touren, mit lobenswerther Pünktlichkeit und Bereitwilligkeit. Die Entlohnung betrug laut Uebereinkommen pro Tag 1 Gulden 50 Kreuzer österreichischer Währung nebst Verpflegung.

Die Witterung war zweifelhaft. Dichter Nebel lag über dem Innthale. Um 4 Uhr 15 Minuten hatte ich das Dorf Pill erreicht, und als ich, den nahe der Kirche bergan führenden Steig verfolgend, über den Oswaldhof, um 8 Uhr 10 Minuten, zur neuen, mit zwei Thürmen und hübschen Glasmalereien gezierten Kirche am Weerberg, 2599′ v. S. (821 m.), 876 m. N. Sp.-K., gelangte, hatten sich die düsteren, schweren Nebelwolken gewaltig gemehrt, und nur der Osten ließ noch einiger Hoffnung Raum. Das mit dem gemeinsamen Namen Weerberg bezeichnete, sehr ausgedehnte Mittelgebirge zerfällt in Außer-Weerberg am linken Pillbachufer, Inner Weerberg, am rechten Ufer des Weerbaches gelegen, und Mitter-Weerberg, den Zwischenraum einnehmend.

Der Weg führt bald steigend, bald fallend an den Abhängen des vom Gilfertsberge abzweigenden Nonsberges hin. Gegenüber liegen die zerstreuten Gehöfte des Kolsasberges. Bald erblickt man das südlich-westlich am Hirzer entspringende, vom Bache gleichen Namens durchströmte, steil abfallende Sagathal, auf dessen rechter Thalseite die kleine Studlalpe liegt. Aus dem Hintergrunde

*) Zeitschrift d. Deutschen Alpenvereines, Bd. III, S. 112. Das Kellerjoch von Dr. J. Eduard Pan in Prag. — „Amthor's Tirolerführer", S. 62 u. 81. — Amthor's Alpenfreund, IX. Bd., S. 51, mit dem von mir aufgenommenen Panorama.

**) Amthor's Alpenfreund, IX. Bd., S. 114.

dieses Hochthales sandte mir der heuer noch mit zahlreichen Schneeflocken behaftete Hirzer seine Grüße zu.

Um 7 Uhr erreichte ich das einfache Alpenwirthshaus „Zum Innerst“, zugleich das letzte ständig bewohnte Haus des Weerberges. Die Witterung hatte sich zu meiner großen Freude gebessert; die Nebel theilten sich. Hier mündet das am Rastkogl beginnende Nurpenthal in das Weerthal. Der am Halsl-Sp. abzweigende Kamm bedingt die Theilung des Thales. Wer nur bescheidene Ansprüche macht, findet in dem Gasthaus Unterkunft und Nachtlager.

Nach kurzem Aufenthalte setzte ich meinen Weg fort. Man überschreitet den Nurpenbach und steigt langsam durch Wald bergan. Bald erscheinen die ersten Zirbenbäume. Am linken Thalgebäude liegt die Alpe Thagetlan, am rechten die Bränalpe und Viderißs (Vöderiß). Nicht lange währt es, so gelangt man zur zweiten Thalspaltung, in das Krovenzthal (Grafensthal v. S.), mit der Alpe gleichen Namens, an der Hilpold-Sp. beginnend, und in das Nafingthal mit der Nafingalpe, beide Thäler durchflossen von den Bächen gleichen Namens, welche nach ihrer Vereinigung Weerbach genannt werden.

Um 10 Uhr 15 Minuten erreichte ich die an einem kleinen Gebirgssee gelegene Nafingalpe. Ober ihr erhebt sich das Nafingköpfl, 2431 m. N. Sp.-K., südlich der Halsl-Sp., das Nafing-, Geisler- und Hobarjoch (Alpkogl v. S.). — Vergeblich versuchte ich, in der Alpe etwas Milch zu erlangen, ich erhielt die Antwort, man hätte selbst kaum die nöthige Milch, da alle zur Käsebereitung verwendet werden müsse, und auch in den anderen Alpen dieser Gegend würden wir nichts bekommen, da sie überall „kasern“. Gut, ich hatte also die Aussicht, in dem ganzen, an Alpen so reichen Gebiete nicht einmal einen Tropfen Milch zu erhalten. Doch sollte es so gar arg nicht kommen und am Abend waren die prophetischen Worte des Nafingsenner bereits widerlegt.

Nach kurzer Rast erfolgte der Aufbruch zum Geisler-J. Um 12 Uhr wàr die Jochhöhe ohne Beschwerden gewonnen, 7273′ v. S. (2299 m.), 2290 m. N. Sp.-K.

Mir war der Gang durch das Weerthal und über das Geisler-J. nicht mehr neu. Im Jahre 1867 benützte ich diesen Punkt als Uebergang nach Hintertux, besuchte von dort das Weidenthal, Schmirn-J., und nahm meinen Rückweg durch das Tuxer- und Zillerthal. Die Aussicht von der Jochhöhe ist überraschend. Heute war zwar noch der größte Theil derselben in Nebel gehüllt. Der gerade gegenüber gelegene Tuxerhauptkamm mit seinen Gletschern und schön geformten Gipfelbauten gewährt einen herrlichen Anblick. Vor allen imponirt der gewaltige Olperer mit den in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbaren, einen majestätischen Anblick gewährenden Gletschern der Gefrornen Wand. (Tuxer Ferner N. Sp.-K.), auf welche links der Riffler v. S. (Rifal, Federbett d. N. Sp.-K.), die Real-Sp., Roßkopf u. s. w. folgen. Ueber den Einsattlungen leuchten die erhabensten Spitzen des Zillerthaler Hauptkammes hervor. Wundervoll ist der Blick in das Floitenthal mit Löffler und Schwarzenstein. Gegen

Norden erblickt man die vielgezackten Spitzen der Vomperkette (Mittag-Sp., Schneekopf, Hochnissel, Lamsen, Hochglück, Eiskarl) und die erhabenen Zinnen des Speckargebirges. Um uns breiten sich ausgedehnte, grüne Alpenmatten, reich belebt mit Alphütten und Viehheerden, aus.

Vom Geisler-J. gewann ich in 45 Minuten die Höhe des Hobarjoches (Alpkogl v. S. 7940′, 2510 m.), 2510 m. N. Sp.-K. Auch hier verdeckten mir aufsteigende Nebel jede weitere Umschau. Ich konnte mich nur überzeugen, daß sich der Rastkoglkamm von der Hilpold-Sp. abzweige. Tief zu meinen Füßen lag die Krovenzalpe. Nur auf wenige Augenblicke zeigte sich der Rastkogl, grau und düster, mein morgiges Ziel. —

Um 2 Uhr 2 Minuten hatte ich wieder die Einsattlung des Geisler-J. erreicht. Erst jetzt gewann die Sonne die Oberhand. Die Nebel zertheilten sich, und die südliche und östliche Umrandung des Wattenthales wurde sichtbar, (Kalchwand, Thorwand, die tiefe Einsenkung des Thorjoches, Thor-Sp., Eiskarl, Hilpold und Hirzer.) Zwischen der Kalchwand und der Thor-Sp. zeigte sich die Gruppe der Tarnthaler Köpfe, der höchsten Erhebungen der Zillerthaler Voralpen. Auch der Tuxer Hauptkamm fing an, sich der Nebel zu entledigen. Ein frischer Thalwind gab Hoffnung auf schönes Wetter. Noch weilte ich längere Zeit auf der Höhe und nahm dann den Abstieg zur Geisler Alpe, wo ich die gastfreundlichste Aufnahme fand.

Nur zu lange hatte mich das weiche Heulager gefesselt. Nicht, wie ich beabsichtigt, um 4 Uhr, sondern erst um 4 Uhr 45 Minuten verließ ich die Alpe und stieg wieder gegen die Jochhöhe an, um meine Wanderung über den Rastkoglkamm fortzusetzen. Nahe dem Uebergange wandte ich mich jedoch östlich, um den von der N. Sp.-K. mit Nafing-Joch (2450 m.) überschriebenen Punkt zu erreichen. Von Sonklar kennt zwar auch ein Nafing-J., setzt dasselbe aber dorthin, wo die N. Sp.-K. den Halsl-Sp. mit 2566 m. markirt, und läßt den Punkt 2450 m. der N. Sp.-K. unbeschrieben. — Um 6 Uhr 10 Minuten stand ich am Nafing-J. der N. Sp.-K. — In wundervoller Klarheit zeigten sich die Spitzen des Tuxerkammes und Zillerthaler Hauptkammes. Ohne Aufenthalt weiter steigend, erreichte ich 7 Uhr 15 Minuten den Halsl-Sp. (2566 m.) der N. Sp.-K. (Nafing-J. v. S. 7716′, 2439 m.).

Nun stand ich meinem eigentlichen Ziele, dem Rastkogl, gegenüber. Eine Rast wurde gehalten. Der den Halsl-Sp. mit dem Rastkogl verbindende Kamm war gut gangbar. Um 7 Uhr 30 Minuten hatte ich den vom Nurpenthal zur Lämmerbühelalpe und nach Lanersbach führenden Uebergang (Halsl v. S. 6504′ 2056 m.) erreicht. Von dort erfolgte direkt der Anstieg zur Spitze. Der Gang ist unschwer. Nachdem ein etwas lästiger, jedoch kurzer Gang über grobes, lockeres Gerölle überwunden, betrat ich, ohne weitere Schwierigkeit, 8 Uhr 30 Minuten die Spitze des Kulminationspunktes des Rastkoglkammes. 8545′ v. S. (2700 m.), 2757 m. N. Sp.-K.

Schon stiegen aus den mich umgebenden Thälern Nebel auf. Die Tauern-

kette war bereits verdeckt. Prächtig zeigten sich aber die nördlichen Kalkalpen und die Berge des Oberinnthales. Die Thalsohle von Hintertux war sichtbar. Hochfeiler und Mösele schauten über den Tuxerkamm empor. Ueberraschend schön war der Blick in das sich gegenüber öffnende Floitenthal.

Um 10 Uhr 15 Minuten verließ ich meinen Standpunkt und begann in nordwestlicher Richtung über grobes Geröll und Schneefelder gegen das Nurpenthal abzusteigen (Schöne Exemplare von Primula glutinosa, Gentiana bavarica, Androsace glacialis, Ranunculus glacialis u. s. w.). Nachdem die ersten etwas steilen Strecken zurückgelegt waren, traf ich den in der N. Sp.-K. angegebenen, ganz behaglichen Steig, welcher in ziemlicher Höhe zu den oberen Hütten von Obernurpens führt. Ich verfolgte denselben geraume Zeit, und erst, als ich nahe am Wege, der über das Sattlmaterl, 2393 m. N. Sp.-K. (7440′ v. S., 2352 m.), in den Finsinggrund und zur Alpe Pfuns führt, angelangt war, stieg ich gegen die am Bache gelegenen Hütten von Obernurpens ab.

Das Thal ist freundlich und gleicht einem einzigen großen Alpenplane, die Gehänge von unzählbaren Alpenrosensträuchern geschmückt. Von saftig-grünen Wiesen und Weideplätzen umgeben, wandert man neben dem rauschenden Bache thalauswärts. Im Hintergrunde steigt der Rastkogl empor, an welchen sich der Breitenkopf, 2606 m. N. Sp.-K. (Dreispitz v. S. 8173′ (2583 m.), der c. H.-P. des Gilfertskammes, und der Roßkopf, 2576 m. N. Sp.-K. (Roßberg v. S. 8124′ (2568 m.), der Abzweigungspunkt des Marchkopfkammes, anschließen. Die linke Thalseite bildet der vom Halsl-Sp. abzweigende, bis zur Höhe begrünte Grat, der auf seinem Gehänge die untere Nurpensalpe trägt. Mit dieser üppigen Umgebung kontrastirend blickt von der Thalmündung die kahle, jeder Vegetation beraubte Hochnissel-Sp. der Vomperkette herein.

Nach kurzer Zeit erreichte ich die Alpe Staln, 1584 m. N. Sp.-K., und die Grenze der Waldesregion. Ueber derselben erhebt sich der Gilfertsberg, 2502 m. N. Sp.-K. (7917′ v. S., 2502 m.), mit der weit sichtbaren Nonsalpe. Ihre Umgebung war mir nicht unbekannt, denn schon in den Jahren 1867, 68 und 1870, an welchen ich sowol über den Loas als über die Alpe Schneebruck und Lawaster Sattel und Gr.-Gamsstein die Spitze des Gilfertsberges besuchte, führte ich über diese den Abstieg aus. Um 1 Uhr 30 Minuten hatte ich wieder das Wirthshaus „Zu Innerst" erreicht, und nach längerer Rast trat ich über den ausgedehnten Weerberg den Rückweg an.

Ein Weihnachtsabend auf der „Hohen Salve“.

Von **Dr. A. Kerner.***)

I.

Die ältesten Leute wissen sich keines Sommers zu erinnern, der für Bergpartien und Ausflüge in die Alpen so günstig gewesen wäre, wie jener des Jahres 1861. — Und so wie der Sommer, so war auch der Herbst. Nach einzelnen vorübergehenden Schneefällen im September war der Himmel neuerdings so klar und milde geworden, daß alsbald alle Gipfel wieder schneefrei ins Thal herabblickten. Die Luft war wieder so lind und warm, daß an allen südlichen Gehängen Frühlingsblüthen hervorzusprossen begannen, und bis in den November hinein konnte man allerwärts noch zu den höchsten Spitzen der Berge hinaufgelangen. Noch in der Mitte des Oktober war es mir möglich, die höchste Kuppe der Solsteinkette zu besuchen, und in den ersten Tagen des Novembers kletterte ich noch bei einer ganz sommerlichen Temperatur im Schweiße meines Angesichts auf den kahlen Felsengipfel des Guffers hinan, der sich zwischen dem Achensee und Tegernsee nahe der bayerischen Grenze emporthürmt.

Erst in der Mitte des verflossenen Monats fiel dann eine bleibende Schneedecke, die Berg und Thal in ein winterliches Kleid einhüllte, und die dann auch eine ziemlich gleichmäßige Kälte im Gefolge hatte. — Gleich als wollte sich aber das Jahr 1861 bis zu seinem letzten Athemzuge in seiner heiteren Stimmung erhalten, waren auf jene schneespendenden Tage wieder ein paar Wochen gefolgt, an denen sich kaum ein oder zwei Mal einige Wolkenstreifen gezeigt hatten, und in unverwüstlicher Schöne blickte uns jetzt in der zweiten Hälfte des Dezembers Tag für Tag ein spiegelnder klarer Winterhimmel ins Thal herab.

Die Weihnachtsfeiertage waren vor der Thür. Mir blühte wenig Aussicht, irgendwo an der Feier eines Christbaumes zu participiren, — und dennoch hätte ich gerne die alte schöne Sitte, an der ich mit einer gewissen Pietät hänge, gefeiert. — Da kam mir plötzlich der Gedanke in den Sinn, die Christnacht irgendwo auf einer Alpe zuzubringen und dort einen Weihnachtsbaum aufzustellen.

Das Wetter konnte für die Ausführung dieses Gedankens nicht günstiger sein, und so fuhr ich denn am 23. Dezember in Begleitung des botanischen Gärtners mit der Eisenbahn durch das Unterinnthal nach Wörgl hinab, um von dort aus auf die „Hohe Salve“ hinaufzuwandern. In Wörgl requirirten wir uns schnell einen Schlitten, und kaum war eine Viertelstunde nach der Ankunft des Trains verflossen, als wir uns auch schon auf dem Wege nach Hopfgarten befanden, von wo aus wir die Besteigung vornehmen wollten.

---

*) Der Wiener Zeitung 1862 mit Erlaubniß des Herrn Prof. Dr. Kerner entnommen. Der vortreffliche Artikel des bekannten Herrn Verfassers, in dem politischen Blatt der Vergessenheit anheim gefallen, verdiente sicherlich derselben entrissen zu werden und wird auch heute noch mit Interesse gelesen werden. D. Red.

Unter lustigem Schellengeklingel glitschte jetzt der Schlitten auf der prächtigen, das Brixenthal durchziehenden Straße dahin. Zahlreiche Bauernhöfe, die bald behäbig und breit mit ihren steinbelasteten Dächern und zierlichen Holzgallerien sich an den Weg herandrängten, dann wieder kleinere bescheidener angelegte Gehöfte, die mit ihren Giebeln oft kaum aus dem Walde uralter Obstbäume hervorlugten, flogen in Windeseile an uns vorüber. — Ein erkleckliches Stück Weges ist mit einer Doppelreihe mächtiger Aepfelbäume eingefriedet, deren breites Astwerk weit über die Bahn hereinragt und sich zu einem förmlichen Gitterdache verstrickt, unter dem wir wie in einem Laubengange dahinfuhren. Alle Aeste und Zweige sind „angereimt" und mit glitzernden Eiskrystallen überzogen, und durch das funkelnde weiße Astwerk blickt der Himmel mit einer so tiefen und dunklen Bläue herein, wie sie sonst nur im Hochsommer manchmal über den Alpenthälern sichtbar ist. — In der Thalsohle, an deren Rand unser Weg hinführt, dehnen sich breite weite Acker- und Wiesengründe aus, und ein von kleinen Erlenwäldchen umbuschter Bach windet sich durch das ebene Gefilde. Aber es ist fast unmöglich, dort die einzelnen Theile der Landschaft zu fixiren, denn die ganze Fläche glänzt wie geschmolzenes Silber, und geblendet wenden wir unser Auge auf die näheren Gegenstände zurück. — Der Weg zieht jetzt etwas bergan und führt uns in eine enge Schlucht hinein. Alte Fichten und Tannen besäumen das felsige Ufer. Der Schnee hat sich hier in dem tief eingeschnittenen Thalgrund viel mächtiger aufgethürmt, als in dem breiteren und weiteren Thale, das wir eben verlassen, und gewaltige weiße Lasten bedecken hier die tief herabgebeugten Aeste der Nadelbäume. Der Brixenbach aber quillt durch dieses starre winterliche Bild so sommerlich grün dahin, und poltert und braust mit seinen schäumenden Wellen so jugendlich frisch um die rothen Schieferfelsen herum, als ob es für ihn hier gar keinen Winter gäbe. Von seinem rauschenden Wasserspiegel dampfen und rauchen weiße Nebel schweigsam und träumerisch empor und spinnen sich langsam längs den waldigen Wänden hinauf, — und dort oben über den dunklen schattigen Gehängen, die der Strahl der Sonne noch nicht wachgeküßt, blickt zwischen schlanken Fichtenwipfeln das Gemäuer des Schlosses Itter herab. Helles Sonnenlicht liegt dort auf dem alten Mauerwerk und hell funkeln die Fenster an der kleinen Kirche, die der fromme Sinn neben der alten Burg auferstehen ließ. — Plötzlich öffnet sich jetzt wieder die Thalenge, der Thalboden wird wieder sonnig und breit, und bald winkt uns jetzt auch der freundliche Markt Hopfgartens mit seiner Kirche entgegen.

Dort angekommen, wollen wir unsere Anstalten zu der Bergfahrt treffen, erfahren aber mit Bedauern, daß der Schlüssel der „Salvenhütte" sich in den Händen eines Bauers in Brixen befinde. So sind wir denn genöthigt, unsere Fahrt noch bis zu diesem weiter einwärts im Thale liegenden Dorfe fortzusetzen. Aber auch in Brixen schien anfänglich über unserem Projekte ein Unstern zu walten. Die Wirthsleute so wie auch der Inhaber der Salvenhütte glaubten lange Zeit gar nicht, daß unser Plan ernstlich gemeint sei, und nachdem wir sie

endlich mit Mühe von der Ernstlichkeit unseres Vorhabens überzeugt hatten, suchten sie uns durch Ausmalung zahlreicher unüberwindlicher Schwierigkeiten davon abzubringen. Und neben den Wirthsleuten fühlten auch die in der Stube versammelten Bauern sich berufen, ihr Wort mit in die Angelegenheit einzumischen und uns gräuliche Beschreibungen von dem fürchterlichen haushohen Schnee zu machen, der da oben auf den Bergen liege, der überdies nirgends fest gefroren sei und in dem wir unzweifelhaft ein kaltes tiefes Grab finden würden.

Ich kannte die Salve schon von einem früheren Ausflug her als die zahmste Alpe unter allen durch Touristen besuchten Höhen Nordtirols, und mußte mich daher billig über diesen Ausspruch der Einheimischen verwundern. Es war mir überhaupt gar nicht in den Sinn gekommen, über die Ausführbarkeit viel nachzudenken, und ich ließ mich auch jetzt durch das Geplauder der Wirthshaushelden nicht abschrecken. Ich wollte wenigstens den Versuch gemacht haben, so weit aufwärts zu wandern als es eben möglich wäre, und nach langem Zureden entschloß sich endlich auch der Inhaber der Salvenhütte Mathias Astl und ein im Sommer als Führer und Träger sich verdingender Brixner Namens Johannes Kern auf diesen letzteren Plan einzugehen und die Bergfahrt mit uns zu unternehmen.

Es war etwa um 8 Uhr, als wir am nächsten Morgen von Brixen aufbrachen.

Ein spiegelnder, vollkommen wolkenloser Himmel wölbte sich über das Thal, und die Berge schnitten sich mit den schärfsten Linien aus dem blauen Firmamente heraus. Der Thalgrund war noch glanzlos und ohne Licht und Schatten, — dort oben aber winkte schon die Sonne an den schneeigen Gipfeln, und neugierig schaute die rosig beleuchtete glockenförmige Kuppe der Salve über die bereiften Nadelwälder der Vorberge auf ihre fremden Gäste herab. Bei jedem Schritt knarrte und knirschte der Boden, über welchen wir dahinwanderten. — Der Weg, der an mehreren Bauernhöfen vorbeizieht, war aber hier noch vortrefflich ausgetreten, und auch dort, wo er noch nicht gebahnt war, zeigte sich der Schnee nirgends tiefer als 1½ Fuß. — Das Thermometer stand in der Thalsohle auf 8 Grad unter Null. Kaum aber waren wir am Gehänge 600 bis 800 Fuß hinaufgekommen, so fühlten wir schon eine mildere Luft wehen; die Nadeln der Fichtenbäume waren hier nirgends mehr bereift, und an einigen geschützten Stellen, wo sich die Strahlen der Sonne hinspannen, war mir so warm geworden, daß ich in einfachem Lodenrock aufwärts marschirte. In einer Höhe von 3500 Fuß zeigte der Thermometer im Schatten nur noch 6 Grad unter Null, und als wir die erste Sennhütte erreichten, die etwa 4600 Fuß hoch zu liegen kommt, war die Lufttemperatur bis auf 3 Grad unter Null gestiegen. — So bewährte sich denn auch hier wieder das alte Sprichwort, das ich einmal in den östlichen Alpen gehört, und welches die winterlichen klimatischen Verhältnisse der Bergwelt durch die kurzen präcisen Worte

„Steig'st höher um 'nen Stock,
Wird's wärmer um 'nen Rock“

bezeichnet.

So weit uns der Wald begleitete, war das Gehänge von zahlreichen Pfaden durchschnitten, und man sah überall Spuren von Schlitten durch den Schnee ziehen. Bei der obersten jener Hütten aber, in welchen das Heu der Bergmähder aufgespeichert wird, war endlich auch das letzte Schlittengeleise und die letzte Fußtapfe eines Menschen verschwunden, und blank und rein zog sich jetzt eine von der Sonne beschienene weiße Halde vor uns empor.

Der Schnee war hier im Mittel drei Fuß tief und das Fortkommen daher allerdings etwas mühsam. Die Schneereifen, welche uns der eine der Begleiter aus Brixen besorgt hatte, waren leider so groß, plump und schwer, daß ich auf ihre Benützung verzichten mußte, und so blieb denn nichts anderes übrig, als herzhaft durch den Schnee fortzuwaten. Sehr zu statten kam uns dabei freilich der Umstand, daß sich der Schnee in zwei Schichten theilte, von denen die untere in einer Mächtigkeit von 1½ Schuh so fest gefroren war, daß sie die Last des Körpers zu tragen vermochte.

In der Regel sanken wir daher nur durch die obere lockere Schicht ein, die durchschnittlich nur bis zu den Knien reichte. Stellenweise aber durchteufte der niedergesetzte Fuß auch die untere Schichte, und dann war es allerdings etwas beschwerlich, sich mit dem bis zur Mitte eingebrochenen Körper emporzuarbeiten und mit dem Fuße wieder eine festere, den Körper tragende Stelle herauszutasten.

Zu unserem Glücke breitete sich übrigens diese drei Schuh tiefe Schneeschichte nur über einen Höhengürtel aus, der von 4500 bis 5500 Fuß Seehöhe emporreichte, und dort, wo sich die letzte Kuppe der Salve plötzlich steiler aufböscht, hatte der Wind den Schnee bis auf eine ganz dünne, höchstens einige Zoll messende Kruste weggefegt. Hie und da blickte dort sogar das nackte Gestein und der abgedorrte Rasen des Bodens hervor, und nur stellenweise hatte der Sturm den Schnee zu mächtigen Barren zusammengeweht, welche sich längs dem Gehänge in der Richtung von West nach Ost hinzogen. Eine solche Schneebarre hatte sich auch auf der höchsten 5760 Fuß messenden Kuppe gebildet und dort den Raum zwischen der Kapelle und der Hütte ausgefüllt, und als wir daselbst gegen Mittag endlich angekommen waren, glaubte ich sogar im ersten Augenblick meinen Plan, in der Hütte zu übernachten, gescheitert, denn nur der Giebel der Hütte ragte über den Schnee empor, und der Eingang schien von klafterhohen Schneemassen ganz verweht zu sein. Als ich aber über die Schneebarre emporkletterte, sah ich bald zu meiner Freude, daß die aufgeschichtete Masse hart vor der Thüre ihr Ende erreichte. Mit Jubel begrüßten wir daher jetzt das Ziel unserer Reise, das wir viel leichter erreicht hatten, als es nach all den Abmahnungen in Brixen zu erwarten gewesen wäre.

II.

Vor Allem suchten wir uns jetzt nach der Ankunft auf dem Gipfel die Stube der Hütte gehörig durchzuwärmen um sie für die Nacht in leidlichen

Zustand zu versetzen, — dann aber ging es hinaus zu dem wohlbekannten Platze vor der Kapelle, wo die Touristen gewöhnlich dem Sonnenaufgang entgegenharren.

In ihrer ganzen Erhabenheit dehnte sich da die weite Bergwelt vor uns aus. Gerade gegenüber nach Süden starrt der zweigipfelige Rettenstein empor. Seine Wände sind so steil, daß sie nur hie und da auf den schmalen Terrassen und Gesimsen ein Fleckchen Schnee beherbergen, und im Gegensatze zu all den anderen weißen Spitzen der Umgebung fallen uns darum auch seine grauen Felsmassen zunächst in die Augen. Und dort an seiner linken Seite im Hintergrunde fesselt jetzt eine weiße Pyramide unseren Blick, die weit über das andere niedere Bergvolk aufstrebt. Das ist der Glockner. Wie eitel Silber schimmert seine schneeige Spitze in der Mittagssonne. Die Luft ist so durchsichtig und klar, daß wir jede Kante und Furche an ihm verfolgen und ihn um mehrere Meilen näher an uns herangerückt glauben. Und damit dem Bilde die Symmetrie nicht fehle, stellt sich dem Glockner an der rechten Seite des Rettensteins der Venediger gegenüber. Eben so sonnig und prächtig wie der Glockner, überragt er dort alle die nachbarlichen Spitzen und Zacken. Wer vermöchte aber jetzt alle diese anderen Höhen zu bestimmen, die da rechts und links von den beiden Bergkolossen wie weiße Wellenkämme sich vom tiefblauen Horizonte abschneiden! Wol erkennen wir dort über dem Hintergrund des „langen Grundes“ die Gipfel des eisigen Zillerthaler Gebirgsstockes, den Löffler und Ahornspitz und die schön geformten „Tuxer Keesberge“, auch die Spitzen der Stubaier und Oetzthaler Ferner winken dort über das Kellerjoch herüber, und wir geben uns auch eine Zeit lang die Mühe alle die einzelnen Formen zu fixiren und zu bestimmen, — bald aber verzichten wir auf die mühsame Aufgabe und ziehen es vor, das Bild der ganzen Gletscherkette in seiner Totalität, in seiner ganzen Erhabenheit und Großartigkeit auf uns wirken zu lassen. Nur den Ortler, der auf den Panoramen mit einem beigesetzten Fragezeichen aufgezeichnet ist, suchten wir noch herauszufinden, überzeugten uns aber bald, daß die für ihn gehaltene Spitze nichts anderes als der schön geformte Tribulaun sei.

Und wenden wir uns jetzt den Kalkbergen der nördlichen Alpenkette zu. — Da ist es wol ganz überflüssig, die Karte zur Orientirung zur Hand zu nehmen, denn jede Bergform blickt uns da im Gegensatze zu den gleichgeformten und darum auch schwerer bestimmbaren Spitzen der Centralkette mit einer scharf ausgesprochenen Physiognomie entgegen. — Mit steilen Wänden böscht sich dort aus dem Innthale die unverkennbare Form des Speckkars und des Lavatscherjoches empor; wie eine gewaltige Mauer schließt sich die wüste Solstein- und Karwendelkette an und weiterhin das vielgipfelige Sonnenwendjoch, der isolirte Felsenzahn des Guffers und der schroffe Wendelstein, und noch weit im Hintergrunde dort die Zugspitze mit dem weithin sichtbaren Plattacher Ferner. — Da plötzlich nach Norden zu ist die Kalkkette quer durchgerissen. Wie zwei Pfeiler stellen sich dort an der tirolischen Grenze der Wildbarren und das Grenzhorn gegenüber, um den Inn in das Bayerland hinausfließen zu lassen. Aber rechts vom tief

eingeschnittenen Innthal strebt das Kalkgebirge rasch wieder mit schroffen Wänden empor. Die furchtbaren Wände des wilden Kaisers, die nur durch das Söllthal von der Salve getrennt werden, starren auf uns herüber, und im Vergleiche zu den wüsten Zacken und Zinnen dieses Bergmassivs erscheinen uns alle die weiteren nach Osten zu folgenden Gipfel nur mehr schwächliche Epigonen zu sein. Nur dort hinter den kahlen bleichen Mauern des Loferer Gebirges imponiren uns noch einige kühne Formen, aus deren Reihe wir den Watzmann, das Steinerne Meer und den Hundstod hervorheben.

Das Auge war jetzt fast müde von dem Anblick dieses bunt gegliederten Berggewirres, — und dennoch konnten wir uns von den herrlichen Bildern nicht losreißen. Die wunderbaren Beleuchtungseffekte, welche sich allmählich einstellten, als die Sonne sich immer tiefer und tiefer gegen die Stubaier Ferner hinabsenkte, die wunderbaren rothvioletten Farbentöne, welche sich jetzt über die zahllosen Bergspitzen ausstreuten, als endlich das leuchtende Gestirn hinter den weißen Bergsäumen verschwunden war, hielten uns noch immer wie festgebannt. Erst nachdem der letzte rosige Schimmer an den höchsten Zinnen verglommen war, als endlich die schneeweißen Berge nur noch wie starre bleiche Gespenster an dem farblosen Himmel dämmerten, zogen wir uns in die inzwischen warm gewordene Hütte zurück, um unseren Körper zu restauriren und dann an die Aufstellung eines Weihnachtsbaumes zu gehen.

Ein Fichtenwipfel, den wir an der oberen Grenze des Baumwuchses abgeschnitten und mit zur Hütte heraufgeschleppt hatten, wurde jetzt in die Mitte der Stube postirt und mit zahlreichen mitgebrachten Kerzchen, mit Orangen und anderen Früchten des fernen Südens, so wie mit Papierlocken u. dgl. dekorirt.

Gegen 10 Uhr Abends ward endlich die Illumination feierlich ins Werk gesetzt und die Vertheilung der am Christbaume befestigten Gegenstände vorgenommen. Die Orangen und Citronen wurden gelöst, und ihr Saft quoll jetzt in eine dampfende Punschbowle, welche uns bis zur Mitternachtsstunde wach halten sollte. — Unsere beiden Brixner Begleiter waren über die gelungene Ausführung des Ausfluges, so wie über all' das andere, was ihren Augen und ihren Gaumen geboten wurde, so entzückt, daß sie ihrem Herzen durch unermüdeten Gesang Luft zu machen suchten. Auch hatte der heiße ungewohnte Nektar ihre Zungen noch in anderer Weise gelöst. Sie waren jetzt gar vertraulich und mittheilsam gemacht, und der eine erzählte, daß ihm sein Weib lange nicht gestatten wollte mit uns die Bergfahrt zu unternehmen, und daß sie meinte, es sei „fürwitzig" sich mit solchen Leuten einzulassen, bei denen es da oben — dabei machte er eine unzweideutige Bewegung gegen die Stirn — unmöglich ganz in der Ordnung sein könne. Und der andere gestand uns jetzt ganz offenherzig, daß er bei den Vorbereitungen zu der Aufstellung des Christbaumes geglaubt habe, es werde eine Hexenbeschwörung oder so etwas dergleichen ins Werk gesetzt*), und

*) Die Sitte der Aufstellung eines Christbaumes am Weihnachtsabend ist den Bauern der hiesigen Gegend unbekannt.

daß ihm dabei ganz ängstlich zu Muthe geworden sei, obschon er sich doch sonst als ein kouraschirter Bursche rühmen könne.

Das Gespräch wandte sich nun unwillkürlich an die Geschichten von Hexenbeschwörungen und anderem Aberglauben, der sich an die Christnacht anknüpft, und die beiden Brixner wußten in dieser Richtung eine Menge interessanter Erzählungen aufzutischen.

„Wenn man sich", erzählt unser Johannes, „aus neunerlei Agenholz einen Knieschämel verfertigt und sich auf diesen in der Christnacht hart neben dem Eingang einer Kirche niederkniet, so sieht man plötzlich alle Hexen des ganzen Kirchsprengels vor sich versammelt. Wehe aber dem, der dabei vergißt, sich einen kleinen Stab aus Weißelsenholz mitzunehmen, denn ohne diesen würde er unzweifelhaft von den Hexen zerrissen, und nur wenn er mit diesem Stabe auf die eindringenden Gespenster losschlägt, vermag er sich zu schützen und die Hexen in respektvolle Entfernung zu bannen."

Wie gewöhnlich, so schimmert auch aus diesem Aberglauben deutlich die Tendenz heraus, demjenigen, welcher so keck sein würde, sich auf eine Hexenbeschwörung einzulassen, die ganze Prozedur möglichst schwierig zu machen. Schon die Zusammenstellung von neunerlei Nadelholz („Agenholz") ist etwas mühsam, da die Zahl neun überhaupt sämmtliche in Nordtirol vorkommende Nadelhölzer (Fichte, Tanne, Lärche, Arve, Föhre, Legföhre, Eibe, Wachholder, Sadebaum) begreift; aber noch schwieriger ist das Auffinden von Weißelsenholz (weißfrüchtige Spielart des Maibaumes Prunus Padus), das meines Wissens den Botanikern ganz unbekannt ist, von dem aber unser Johannes behauptete, daß er es an einer Stelle im Brixenthale einmal gefunden habe.

Unter solchen Gesprächen war allmählich die Mitternachtsstunde herangerückt. Ich wickelte mich jetzt in mein Tuch, überkletterte die Schneebarre, die sich vor der Thüre aufböschte, und lenkte meine Schritte dem Aussichtspunkt bei der Kapelle zu. Ein Ausruf des Entzückens drängte sich da plötzlich auf meine Lippen. Wo ich nur gegen ein Thal hinabblickte, funkelten und glitzerten unzählige kleine Lichter, die sich langsam hin und her bewegten und wie Irrlichter auf- und abschwebten. Von all den zahlreichen Gehöften, welche im Brixner- und Windauthal, im langen Grund und im Söllthale und weithin noch im Unter-Innthal weit an den Berggehängen zerstreut herumliegen, wandern Herren und Knechte, Bäuerinnen und Dirnen, Greise und Kinder in die Kirche ihres Dorfes zur Mette hinab, und alle tragen dabei brennende Kienspäne in den Händen, um sich damit den nächtigen dunklen Weg zu beleuchten. Anfänglich waren die leuchtenden Punkte wie Sterne über die weiten Thalgehänge ganz regellos vertheilt, allmählich aber gruppirten sie sich und vereinigten sich auf den zusammenmündenden Wegen, die in die Thalsohlen hinabführten. Gleich feurigen Schlangen wanden sich jetzt die funkelnden Sternreihen zur Tiefe hinab, und immer näher und näher rückte das Lichtergewimmel den einzelnen Dörfern und Kirchen.

Glockengeläute und Böllerschüsse hallten jetzt auch aus allen Thälern herauf;

hier von den nahen Dörfern ganz deutlich hell und klangvoll, dort von den ferneren Ortschaften ganz verschwommen und nur dann hörbar, wenn ein stärkerer Luftstrom die Schallwellen herübertrug. Auch wir hatten für eine ähnliche nächtliche Feier der heiligen Stunde gesorgt, und gingen jetzt daran, die Böller, welche immer in der Hütte aufbewahrt werden, zu laden. Bald hallten auch unsere Salven durch die dunkle Nacht in die umliegenden Thäler hinab, und wie mit fernem Donner antwortete das rollende Echo an den gegenüberliegenden Bergen. Ein riesiges Feuer wurde jetzt angezündet, die Glocke in der Kapelle mit aller Macht geläutet und endlich die inzwischen herangebrochene Mitternacht mit weit hinschallendem Jubelruf begrüßt.

III.

Abgespannt von den bunten und reichhaltigen Bildern, welche im Laufe des Tages vorübergezogen waren, suchte ich mir jetzt, so gut es eben anging, ein Nachtlager in der durchwärmten Hütte zurecht zu richten und dort den kommenden Tag zu erwarten. — Die Luft, die nach Sonnenuntergang ziemlich scharf aus Osten zu wehen begann, rüttelte an den Balken des Daches und an dem Bretterwerk der nahen Kapelle, und lange Zeit ließ mich das dadurch bedingte Knarren, Pfeifen und Sausen die gewünschte Ruhe nicht finden, endlich aber überwältigte mich doch die Ermüdung, und dem Beispiele meiner schon seit geraumer Zeit eingeschlafenen Begleiter folgend, träumte ich jetzt dem kommenden Morgen entgegen.

Als der Tag zu grauen begann, eilte ich wieder ins Freie, um dort den Stand der aufgestellten Instrumente abzulesen. Der Wind hatte über Nacht eine kleine Schneewehe an der Thüre angelehnt; diese war aber leicht beseitigt, und bald war ich bei unserem improvisirten, aus Bergstöcken aufgebauten meteorologischen Observatorium angelangt. Nach Sonnenuntergang des verflossenen Tages war die Luft binnen einer halben Stunde von 4 Grad unter Null auf —5°.2 herabgefallen, und ich hatte daher in der Voraussetzung eines gleichmäßigen Sinkens erwartet, daß wir in der Nacht und am nächsten Morgen einer sehr empfindlichen Kälte ausgesetzt sein würden. Als ich um 12 Uhr Mitternacht das Thermometer besichtigt hatte, war dasselbe übrigens wider Erwarten nicht tiefer als auf 7° unter dem Gefrierpunkte gefallen, und noch mehr war ich jetzt überrascht, am Morgen des 25. Dezember die Quecksilbersäule nur um ein paar Zehntelgrade tiefer stehend zu finden als in der Mitternachtsstunde. — Der Ostwind pfiff übrigens ziemlich schneidend vom Kitzbühelerhorn herüber, das sich als eine schwarze plumpe Bergmasse am östlichen Horizont herausschnitt.

Aber trotz der schneidenden Kälte blieb ich jetzt bis zum Sonnenaufgang im Freien, um hier den wunderbaren Wechsel in der Beleuchtung des Himmels so recht mit Ruhe und Muße zu verfolgen. — Welcher Gegensatz der Farben nach den verschiedenen Weltgegenden! Dort im Norden noch düstere, graue Nacht, hier im Westen ein mattes Blau, und weiterhin nach Süd ein wässeriger blaß-

gelblicher Farbenton, der nach Osten zu allmählich immer frischer und goldiger sich abhebt und endlich in ein helles Mennigroth übergeht. Und gegen Nordost zu lodert am Himmel eine dunkle Purpurflamme weit hinauf gegen den Zenith, als ob dort tief unten im Thale ein fürchterlicher Brand alle die zahlreichen Ortschaften auf einmal versengen würde. Und immer greller und intensiver werden jetzt die Farben, und immer schärfer und deutlicher schneiden sich die schwarzen Berge im Osten aus dem brennenden Himmel heraus. Plötzlich blitzt an der Spitze des Glockners ein rother Funke auf, und im nächsten Augenblick schon ist die ganze östliche Hälfte der weißen eisigen Pyramide mit rosigem Schimmer übergossen. Jetzt röthen sich dort auch die Löffelspitze und die Waxegger Eisberge und bald darauf die Tuxer-, Oetzthaler- und Stubaier Ferner. Nur der Venediger, der uns seine nordwestliche Breitseite zuwendet, steht noch immer bleich und farblos am südlichen Horizonte, und längst schon prangen unzählige kahle Spitzen und Kalkwände der nördlichen Alpenkette in hellen rothen Farben, als sich endlich auch seine östliche Kante mit einem glänzenden Lichtstreifen besäumt.

Jetzt trifft auch die Spitze der Salve der erste Sonnenstrahl, und wie verklärt steht jetzt die Kapelle vor uns im Schimmer des Morgens. Hell klingt von ihrem Thurme die Glocke, welche von einem der beiden Brixner zur Begrüßung des Tages geläutet wird, in das Thal hinab. Unten aber herrscht noch die tiefste Ruhe und ernste nächtliche Stille. Ungewisses Zwielicht liegt noch über den Gehängen und Thälern. Die schwarzen Nadelwälder schneiden sich wie dunkle Schatten in verschwommenen undeutlichen Konturen aus den bleichen schneeigen Thalwänden heraus, und in den engen Gründen lagern langgezogene graue Nebelstreifen, die noch keine Spur von Regung und Bewegung zeigen. Weiter hinaus aber in der Sohle des breiteren Unterinnthales ballen sich die grauen Nebel schon zu isolirten Massen, und sie schwanken und wogen jetzt gleich fluthenden Wellen nach Norden hinaus. Wir glauben uns in längst vergangene Zeiten zurückversetzt, wo da unten ein gewaltiger Strom seine Fluthen brausend dahinwälzte und in den weiten See ergoß, der dort draußen über dem bayerischen Flachland sich ausbreitete. Und wie wir jetzt die Strömung der wogenden Nebel verfolgen und hinausblicken auf die weite Fläche des Bayerlandes, so glauben wir in der That ein brandendes Meer zu sehen, das bis zur Grenze des nördlichen Horizontes sich ausdehnt. Plötzlich aber überzieht sich die ganze nebelhafte Fläche mit einem goldigen Schimmer; wir wenden uns geblendet von dem grellen Glanze zurück, und doch schauen wir im nächsten Augenblicke wieder unwiderstehlich angezogen auf das wunderbare Bild. Schon zeigen sich hie und da sonnige Lücken in der Nebeldecke, Ackergelände und Dörfer werden zwischen den grauen und goldigen Nebelballen sichtbar, und endlich liegt das ganze breite Flachland duftig und prächtig in der Morgensonne vor uns. Pang und Rosenheim sehen wir dort ganz deutlich auf der weißen schimmernden Ebene, und noch

weiter hinaus unterscheiden wir zahlreiche zerstreute Dörfer auf dem leuchtenden sonnigen Gefilde.

Und wie wir uns jetzt — um den Kontrast des Flachlandes und der Gletscherkette recht plötzlich wirken zu lassen — nach Süden wenden, um dem Glockner und Venediger den Blick zuzuwerfen, so bietet sich uns auch dort ein wunderbares Beleuchtungsphänomen dar. Der scharfe Ostwind weht dort von den Berggipfeln die lockeren Schneemassen mit in die blaue Luft hinaus. An jedem scharfen Grat und an jedem Felszahn entspinnt sich dort ein weißer schwebender Faden, der allmählich breiter und breiter, farbloser und durchsichtiger wird und endlich wesenlos wieder am blauen Hintergrund verschwindet. Und dort, wo die Morgensonne den wehenden Schneestaub beleuchtet, schimmert und flimmert derselbe mit goldigem Scheine, und bunte Regenbogenfarben ziehen sich durch das leuchtende schleierförmige Gebilde, das wie eine Glorie die einzelnen Bergspitzen umstrahlt.

Dieser Anblick war unstreitig der Glanzpunkt von allem, was wir im Laufe der zwei Tage gesehen hatten, und der für sich allein schon für alle Mühe des Besuches hinreichend entschädigte.

Mittags traten wir endlich unseren Rückweg an. Noch einen Rundblick auf die weite Welt der Berge werfend, eilten wir von der Kuppe thalabwärts gegen Hopfgarten zu. Die beiden Brixner suchten uns zwar zu bereden, wieder den schon einmal gebahnten Weg nach ihrem Heimathdorfe einzuschlagen, und suchten uns die Vortheile dieses Weges auf mancherlei Art einleuchtend zu machen. Ich erkannte jedoch bald ihren Hintergedanken und bemerkte, daß es in ihrer Absicht lag, nach glücklich vollbrachter Bergfahrt eine Art Triumphzug durch das Dorf zu halten. Ich verzichtete aber gerne auf diesen Triumph und blieb daher der ursprünglich bestimmten Richtung getreu.

Der Schnee war auch hier auf der Hopfgartner Seite an den tiefsten Stellen nicht über drei Fuß mächtig und in der unteren Hälfte so fest gefroren, daß wir in der Regel nicht tiefer als bis zu den Knien einsanken. Der kürzesten Richtung folgend und stellenweise im raschen Laufe den Schnee durchmessend, hatten wir bald die obere Grenze der Wälder erreicht. Bald auch standen wir bei den obersten Hütten und waren damit gleichzeitig wieder auf betretenen Wegen angelangt. Und in dem Grade, als wir tiefer in das Thal kamen, war es von Strecke zu Strecke kälter geworden. Während Mittags die Temperatur in der Höhenzone, zwischen dem obersten Fichtenwalde und den obersten Bauernhöfen (5000—3500') im Mittel 3° unter Null betrug, zeigte das Thermometer in der nächst tieferen Höhenzone zwischen 3500 und 2000 Fuß Seehöhe 7° unter Null, und diese letztere Temperatur zeigte dann merkwürdiger Weise das Thermometer den ganzen Nachmittag an allen Punkten des Thales, wo wir bei der Rückfahrt eine Beobachtung vorgenommen hatten.

Als wir Abends in Wörgl wieder den Schienenweg betraten, schimmerte die ganze Höhe der Salve mit rothem Lichte über die schattigen Vorberge des

Brixenthales herab. Von Sekunde zu Sekunde aber zog sich der rosige Schimmer höher und höher an der glockenförmigen Kuppe hinauf, und gerade als sich der Train in Bewegung setzte, um uns wieder nach Innsbruck zurückzubringen, winkte uns noch ein rother flimmernder Punkt von dem höchsten Scheitel einen freundlichen Abschiedsgruß in das Thal hinab.

Nach Kronburg im Oberinnthal.

Von **L. M.**

Ermüdet von dem endlosen Geschwätz über Krieg und Frieden, angewidert von den weisen Vermuthungen der Kaffeehauspolitiker griff ich endlich zum Stock, um in die Berge zu flüchten, wo bekanntlich die Freiheit und das Glück wohnen. Nun, ich kenne den Boden der Diözese Brixen seit Jahren zu gut, um weder die eine noch die andere Wunderblume pflücken zu wollen, war es mir doch nur um frische Luft und andere Gesichter zu thun; übrigens gilt auch von Tirol der bekannte Spruch von der Freiheit, die auf Corcyra herrscht. Mit rüstigen Schritten hatte ich Zirl bald erreicht, wo nach einem alten Bauernspruche unser Herr beim goldenen Löwen den Arm so einladend herausstreckt, daß auch ich eintrat und bei der trefflichen Frau Wirthin einen Imbiß bestellte.

Der „rothe" funkelte wie ein Rubin im Glase, die Kellnerin stellte allerlei Kaltes daneben, da öffnete sich die Thüre sperrangelweit, ein zerlumptes Weibsbild erschien, und hinter ihr ein Schwarm ruppiger Kinder in Reih und Glied wie die Orgelpfeifen. „Thaten halt um öppas z'essen bitten!" Man wies sie in die Küche. „Solche Gäste," sagte ich zur Wirthin, „werden sich bei Ihnen oft genug einladen?" „Dreißig, vierzig langt nicht im Tag!" erwiderte sie; „Zirl ist für das Volk der Rastplatz, denn sie kommen sogar von Telfs herab, ein Schwarm nach dem andern."

„Warum arbeiten sie nicht in der Fabrik?"

„Weil das Betteln leichter geht, und die Lüderlichkeit durch keine Aufsicht gestört wird. Meinen Sie etwa, daß dieses Weibsbild verheirathet ist? Sie hat ihre Kinder alle hinter den Zäunen und Stauden aufgeklaubt, keines sieht dem andern gleich, und wenn nicht Gott Vater hilft, müssen sie verwerden oder den Weg der Schande fahren. Als sie mit dem jüngsten Kind auf dem Arm kam, sagte ich unwillig zu ihr: ‚Hörst denn gar nie auf!' Sie lachte frech und antwortete: ‚Was liegt dran, ein Kind mehr braucht nur einen Löffel mehr!'" Ich mußte über diesen cynischen Ausdruck von Gottvertrauen, der schwerlich aus dem Mund eines Katecheten stammt, lachen, obwol der Pauperismus in diesen Gegenden wie ein Krebsgeschwür um sich frißt und die Bedeutung einer gefährlichen sozialen Frage hat.

Ein Schritt aus der Wirthsstube, und es lacht uns der helle Glanz des Lenzes an. Der Inn rollt die Wogen zwischen den grünen Borden, die blühende Weide haucht ihren Duft, und das bräunliche Laub der Pappeln sprengt die harzige Knospenhülle; fünf Sinne sind fast zu wenig, um all die Herrlichkeit zu genießen. Ich ging langsam vorwärts, an einem Graben blühte Vergißmeinnicht, behaglich naschte ein Böcklein an der Blüthe deutscher Sentimentalität, da krachte es in den Erlbüschen, lautes Wiehern erscholl, wie der Sturm brach eine Heerde Rosse hervor, sprang der Freiheit froh über Zäune und Hecken mitten hinein in den Roggen, der üppig aus einem Acker aufschoß.

„Des Teufel ös!“ schrie der Hirt mit der Peitsche, und die wilde Jagd flog auf der andern Seite an mir vorüber. Nun zog die Straße durch junge Wiesen, über welche Käfer und Bienen schwirrten, hie und da schob der Wald, den Rand der Bäche begleitend, einen Vorposten in die Felder, im dichten Laub der Traubenkirsche sang ein Rothkehlchen, während nebenan der böse Kukuk lauerte, um sein Ei in das Nest des kleinen Vögelchens zu schmuggeln.

Eine Reihe Dörfer liegt am Weg, brenzlicher Geruch verdirbt das feine Aroma der Apfelblüthen, welche über die Dächer schauen; wer den Leuten in den Topf gucken will, hat Gelegenheit, sie beim Essen zu sehen. Ein Brillat Savarin würde an dem magern Küchenzettel der Oberinnthaler wenig Freude haben; Fleisch und Fisch schmücken selten ihre Tafel, wol aber der Türkenwirler, ein Gericht aus Maismehl, so staubig und trocken, daß der Wind nicht drein blasen darf, sonst fliegt es zum Fenster hinaus; das Türkenmus, das arme Leute, welche keine Butter zu kaufen vermögen, auch mit einem Kreuzerkerzchen aus Unschlitt schmalzen; Nocken, Erdäpfel, abgerahmte Milch und Kraut mit Knödeln, Juchhe! aber nicht fein und flaumig, sondern so derb, daß man damit die Platten eines Panzerschiffes zerschmettern könnte. Im Sommer gibt es auch Salat, den man, anstatt mit Essig, mit saurer Molke begießt. Also guten Appetit, lieben Leute, ihr habt heute schon tüchtig gearbeitet; könnte ich euch nur die fetten Dampfnudeln des Unterinnthales in die Schüssel wünschen.

Je mehr die Bevölkerung wächst, desto karger werden die Bissen, und weil die Erhaltung der Armen den wenigen, die noch etwas besitzen, zur Last fällt, so müssen auch diese nach und nach abhausen; statt seßhafter Bauern, wie sie uns stolz und frisch im Unterland begegnen, grinst uns ein verlottertes Proletariat an. Dieses sucht seine Nahrung nicht im homerischen Mark der Männer, sondern auf dem Erdäpfelacker, dazu wird Kaffee, und was für einer! getrunken; der Schnaps beginnt die Familien zu vergiften. Wer sich einen Destillirkolben anschaffen kann, verlegt sich auf die Erzeugung von Branntwein; bietet der Wald keine Beeren mehr, aus denen sich was brauen läßt, so verdünnt man fuseligen Spiritus mit Wasser und nennt dieses Gesüff „Eisenbahneler“. In manchen Familien kommt zum Frühstück, Mittags und Abends Branntwein in einer Schüssel auf den Tisch, Kinder und Erwachsene tauchen Brodbrocken ein, sogar der Hund erhält seinen Antheil. Prosit!

Indeß scheint man sich doch auf eine Abhülfe zu besinnen. Ueberall entstehen landwirthschaftliche Vereine, und wir nennen mit Vergnügen den trefflichen Adolf Trientl als den Mann, der mit großer Mühe, aber nicht ohne Erfolg, reifere Einsicht zu verbreiten sucht. Vor Jahren Professor der Physik am Jesuitengymnasium zu Feldkirch, zog er sich bald in die Seelsorge zurück und wurde eine Zeit lang in den entlegensten Winkel des Oetzthals, nach Gurgl versetzt. Dort, 6000 Fuß über Meer, im Winter oft mehrere Wochen lang eingeschneit oder durch Lawinen von jedem Verkehr abgeschlossen, hatte er Muße genug. Er verwendete sie weder auf das Tarokspiel noch auf den stillen Suff; wenn auch äußerlich verbauert, entsagte er den Wissenschaften nicht, mathematische Geräthe und chemische Reagenzfläschchen waren seine Trösteinsamkeit. So wurde er zum Wohlthäter des Thales, indem er im Urgestein Kalk entdeckte, das Torfbrennen, bessere Methoden des Butterns und Backens lehrte. Er griff auch zur Feder und verbreitete seine Erfahrungen; ein weiteres Feld des Wirkens erschloß sich ihm zu Gries und später im Unterinnthal, von wo er vielfach als landwirthschaftlicher Wanderlehrer wirkte. Auf solche Männer wie er, B. Gredler, J. Ladurner, J. Schöpf und andere, mag der Tirolerklerus stolz sein.

Damit ist aber noch nicht alles gethan. Das Vorbild der Schweiz, welche durch Industrie reich wurde, hat auf die Vorarlberger, aber leider nicht auf die Indolenz der Oberinnthaler gewirkt; die herrlichen Wasserkräfte ihrer Berge versprudeln unbenutzt, und im Winter feiern viele Hände, die den Sommer hindurch im Ausland thätig, wol auch die kalten Monate nützen möchten. Höher und höher steigen die Steuern, die Zinsen für geborgtes Geld; wie soll man es erschwingen? So zwingt die Noth gewiß zur Errichtung von Fabriken, um so mehr, da gerade diese Gegenden den besten Rohstoff liefern: einen ausgezeichneten Flachs. —

Die Dörfer des Oberinnthales sind meistens eng und schmutzig, die Jauche fließt über den Weg, man verweilt nicht gerne. Einen schroffen Gegensatz zur Armuth der Hütten zeigt meistens die Größe und Pracht der Kirchen. In Dörfern voll Noth und Elend ragen Bauten empor, die mancher Stadt zur Ehre gereichen würden, deren Hallen im Schmuck echter Kunst prangen. Manchmal tragen reiche Privaten die Kosten, oft drückt die Last schwer auf die Gemeinde; was diese nicht vermag, sammelt der Kurat von Haus zu Haus, überall kreuzer- und guldenweise. Wir empfehlen dem Touristen die Kirchen von Zirl, Pfaffenhofen, Telfs und Silz. Doch nicht die Kirchen allein lenken die Aufmerksamkeit auf sich, nirgends in Tirol sind so viele Kapellen durch Flur und Wald zerstreut, als hier. Auf dem Geviertraum einer halben Stunde zählte ich nicht weniger als dreizehn. Hier versammeln sich an Sonntagen Nachmittags und wol auch unter der Woche Abends die Leute und beten auf einförmige Weise den Rosenkranz. „Bitt fr' ons! Bitt fr' ons!" hallt es gemessen und feierlich.

So an Kapellen und Kirchen, an Aeckern und Höfen vorüber war ich an

die Brücke von Magerbach gelangt. Das Thal lag im Schatten, durch die Dämmerung schnurrten Maikäfer; ich suchte im Wirthshause Ruhe. —

Statt des Tons der Morgenglocken weckte mich heller Finkenschlag, der aus dem bräunlichen Laub des Nußbaumes in das offene Fenster klang. Ein Blick in den thauigen Morgen: über die kahlen Höhen des Tschirgant flossen Rosenwölkchen, sonnenroth leuchtete mir ein Gletscher des Oetzthales entgegen. Auf der Straße ächzte und knarrte bereits ein Salzwagen mit breiten Rädern, der Fuhrmann im blauen Kittel pfiff ein Liedchen und schnalzte zum Refrain mit der Peitsche.

Vom Staub des Weges, den ein leichter Windhauch emporkräuselte, hob sich das Auge sehnsuchtsvoll zum blauen Himmel, in welchem die leichten Nebel zerflossen, und:

Süßer Schellenklang der Alpen
Bimmelt leise an mein Ohr!

summte ein Lied Ad. Purtscher's, eines Jugendfreundes, der Blumen und Sterne nicht mehr schaut, in meiner Erinnerung.

Und die Bienen summten auch, welche zum blühenden Heidrich in die Höhe flogen, ich widerstand der Versuchung nicht länger und bog von der Straße in den Wald. Das Laub der Buchen war schon dunkelgrün, der Waldmeister streckte die feinen Blattquirl empor, Hummeln schüttelten aus der krausen Blüte des Aglei den Thau oder läuteten die Maiglöckchen neben dem Perlgras und dazwischen, wie aus feinem gelben Wachs getrieben, prächtige — Morcheln.

„O prosaischer Gourmand!“ wer denkt bei dieser Herrlichkeit der Natur an einen Leckerbissen.

Nun ich that es, und auch die Ziegen, welche durch die Büsche mäckerten, zogen die delikaten Schwämme den Veilchen vor und kauten sie, verständnißinnig das bärtige Haupt schüttelnd. Zum Nachtisch speisten sie frische Tannenknospen, bis der Hirt mit dem Horn tutete und sie vorwärts jagte. Wir stiegen mit einander auf dem schmalen Pfad empor.

Plötzlich blieb er stehen, öffnete die Tabaksblase und stopfte das Maserpfeifchen, wobei er mich mehrmals von oben bis unten prüfend betrachtete.

„Wo wollt Ihr denn eigentlich hin?“ fragte er endlich.

„Auf den Tschirgant.“

„Geht nicht! Vorn über die Wände krabbelt keiner, und rückwärts auf der Schattenseite deckt der Schnee alles, daß Du in den Tobeln bis zur Nase einsinkst. Schaut nur, wie weit er an den Bergen rechts herabreicht, und steckt Eueren Spaziergang auf.“

Ich sah ein, daß er recht hatte und beschied mich, ober der Waldgrenze ein Plätzchen zu erklimmen, das eine Aussicht in das Oetzthal gewährte. Unterdessen war ich aus dem Frühling in den Nachwinter geklettert, am Ahorn schwollen erst die Knospen, treuherzig lugte hie und da eine Anemone hervor, und der

berauschende Duft des Seidelbastes füllte die Luft. Noch weiter, Schnee lag zwischen den Runsen; wo er schmolz, verschleierte wie Spinnengewebe eine Alge den Boden, welchem sich einzelne Eisglöckchen entrangen. Wir setzten uns auf einen Steinblock; während ich die Aussicht beschaute, erzählte er mir mancherlei, insbesondere von Touristen, die sich mit einem rothen Büchlein manchmal auf das Joch wagten oder Kräuter pflückten.

„Voriges Jahr habe er einem solchen Vogel das Leben gerettet. Dieser habe zu naseweis gemeint, den Berg in ein paar Stündchen ersteigen zu können, und obwol ihm die Leute widersprachen, doch alles besser gewußt. Ohne Führer machte er sich auf; bald zerrissen die zarten Schühlein, von seinen Füßen floß Blut, Hunger und Durst quälten ihn, und endlich überfiel ihn die kalte Nacht, daß er sich, weil er völlig erschöpft war, nicht weiter getraute und unter den Zuntern versteckte. Tags darauf verirrte er sich noch mehr und gerieth gar ins Geschröfe, wo er jämmerlich zu schreien begann. Ich hörte dies, brach durch die Stauden, um ihm christlich beizuspringen. Da schrie er noch jämmerlicher und wollte davon laufen; bei einem Absturz erwischte ich ihn noch, sonst wäre er hinabgepurzelt. Nun hob er die Hände auf wie vor unserem Herrn und begann zu weinen, endlich verstand ich so viel, daß er mich für einen Räuber hielt. Du lieber Gott! ich hab mein Lebtag nichts gestohlen als einmal Kirschen, und dafür faßte ich in der Schule Tatzen, aber lachen mußte ich doch. Schön sah ich freilich nicht aus; der Bart zottig, das Hemd rußig vom Kessel und die Hosen voll Pech, aber ein Räuber, wie konnte ihm das einfallen! Endlich verstand auch er mich, ich half ihm heraus und brachte ihn auf den Steig nach Magerbach. Zuletzt hat mich der Bursch auch noch geärgert. Als er sich bedankte, sagte er, ich und meine Landleute sollten uns im Gebirg anständiger kleiden, damit sich die Fremden nicht vor uns fürchten. Ich hab ihn dafür angeschnarrt und bin davon."

So ungefähr der Hirt. Seine Ziegen kümmerten sich aber nicht um unser Gespräch, — er sprang auf und enteilte nach kurzem Gruß.

Weil ich nicht mehr auf den alten Steig zurück wollte, stieg ich quer an der Berglehne, die oft von wilden Runsen und bröckeligen Felsen, wo der Fuß nur schwer haftete, unterbrochen war, gegen die Fahrstraße hinab. Das war beschwerlich genug und auch gefährlich, jedoch wurde ich durch einen herrlichen Strauß Jochaurikeln und Steinröslein belohnt, die ich in reicher Fülle pflücken konnte. Wegen der Jochaurikel, die man in Bayern Jägerblümel heißt, fiel sich schon mancher kecke Bursch zu Tode, denn gerade die schönsten Dolden hängen im wüstesten Geschröf.

Unweit der Trankhütte, einem öden Wirthshaus, an das sich manche Räubersage knüpft, erreichte ich die Straße und schritt rüstig nach Brennbühl, wo der vorvorige König von Sachsen bei einem botanischen Ausflug vom Wagen stürzte und todt blieb. Eine kleine Kapelle bezeichnet die Unglücksstätte. Wer sich in einem wahren Musterwirthshaus laben will, der gehe an Meyer's Schild

nicht vorüber. Bald erhob ich die Hände zu einem wahrhaft homerischen Mahl mit Knödeln wie Sechspfünder und Schweinsbraten, dessen braune Schwarte noch pritzelte, und nachdem ich die Begierde nach Speise gesättigt, that ich auch dem dunkeln Wein die verdiente Ehre.

Auf einem Fußpfad, den man mir freundlich gezeigt, ging ich durch die Wiesen in die Erlenau am Inn und stieg von dort zur Straße empor, die nach Landeck führt. Ich hatte die Ruine Kronburg zum Ziel gewählt, und siehe, als ich um eine Ecke bog, erhob sich der düstere Felsenkegel plötzlich vor mir. Das Innthal ist hier zu einer finstern Schlucht verengert, wilde Kalkfelsen, fast ohne Wald und Busch, treten links steil in den Fluß, der vergebens wider sie die Wellen treibt; rechts senken sich sanfter die Gehänge des Schiefers von Föhren und Lärchen, durch welche einzelne Bauernhöfe winken, zu grünen Matten herab, wo für ein und das andere Dörfchen Platz ist. Gegen Westen sperrt die schöne Pyramide von Kronburg das Thal; so das Schloß, welches wegen der hohen Lage fast klein erscheint, im Auge, überschritt ich die Brücke hinter Mils und stand endlich vor einer Waldung, die steil aufwärts führte.

Langsam bummelte ich durch die Bäume, welche die jungen Sprossen des Frühlings schmückten, bald eine Blume pflückend; hie und da öffnete das Gebüsch eine willkommene Aussicht. Da unterbrach das Geplauder und Kichern von Mädchen meine Betrachtung, 4—5 barmherzige Schwestern kamen herab. Erstaunt blieb ich stehen; als sie mich erblickten, erschracken sie, als wäre ein Stößer unter Tauben gefahren, dann huschten sie mit einem schüchternen „Gelobt sei Jesus Christus!" vorüber. Später erfuhr ich, daß droben auf der Bergwiese ein Klösterlein sei, wohin jene, die bei der Krankenpflege siech geworden, zur Heilung in die Sommerfrische geschickt würden. Möge der Lenz den guten frommen Mädchen seine schönsten Kränze in den Schooß legen; ihre aufopfernde Menschenfreundlichkeit, welche die Stunden nicht träg in der Zelle verduselt, hat vollen Anspruch darauf.

In dem Sattel, der Kronburg von den Alpen trennt, erhebt sich ein Wallfahrtskirchlein, einst berühmt als die Zuflucht der Lanzknechte, die sich hierher zu verloben pflegten, um mit heiler Haut der Kriegsgefahr zu entrinnen. Ich hoffte einen alterthümlichen Bau zu finden, dessen Wände vielleicht manche alten Waffen schmücken, wurde jedoch durch ein schlechtes Kirchlein im Rokokostyl enttäuscht. Das wunderthätige Bild war eine Kopie des Gemäldes von Lucas Kranach in einer Kirche bei Innsbruck. Ich fragte eine dicke Bäuerin, warum denn das Bild hier Mirakel wirke, während man der gleichen Mutter Gottes zu Innsbruck nichts ähnliches nachrühme.

„Das kommt alles auf den Ort an!" erwiderte sie bedächtig, und hatte Recht, wie Salomo, der das gleiche vor ein paar tausend Jahren gesagt.

Zu der Ruine war es nicht weit. Stufen, in den harten Kalk gemeißelt, führten empor; sie waren mit Moos gepolstert oder von braunen Fichtennadeln bedeckt, leise säuselte der Wind durch die alten Tannen, alles athmete Ruhe und

Frieden, ein Eichhörnchen schwang sich auf einen Ast und knusperte an einem Föhrenzapfen, in einem Mauerloch, aus welchem der Balken gebrannt war, verneigte sich ein Rothschwänzchen. Unter dem Thor lag behaglich ein fahles Oechslein wiederkäuend, im Garten des Wächters sang auf dem Hollunderstrauch eine Amsel. Versöhnt durch den Zauber der Natur wehte der Geist der Vergangenheit aus diesen Trümmern, blühende Erdbeerranken hingen in das düstere Verließ nieder. Kronburg war die blutige Krone des Innthales; erbaut im 14. Jahrhundert, war es der Horst der Starkenberger, eines furchtbaren Geschlechtes, dem jedoch auch ein Minnesänger entsproßte. Diese alten Tirolerritter waren doch andere Bursche als die Ahnen norddeutscher Junker, die ihre slavischen Bauern schunden; wild und trotzig rangen sie mit Friedrich von Oesterreich um das, was sie deutsche Freiheit nannten, eine Freiheit, die uns als Kleinstaaterei noch in den Gliedern liegt. Wer denkt nicht an den ehernen Oswald von Wolkenstein? Aber Friedrich rief den Tirolerbauern, und diese halfen die Junker in den Staub schlagen.

Also Friedrich mit der leeren Tasche überfiel Kronburg, später traf es der Blitz, in neuester Zeit arbeiten rohe Hände an der Zerstörung dieser Ruine, welche zu den großartigsten Deutschlands gehört und daher von den Touristen besucht zu werden verdient. Vor kurzem waren noch drei Stockwerke des riesigen Berchfrint mit ihren Gewölben völlig erhalten; da ließ ein Hochwürdiger die Tuffsteine ausbrechen, nicht einmal die gothischen Pfeiler, welche den Rittersaal trugen, wurden verschont, und so stürzte alles zusammen. Daß doch Leute, die sich für ihre Zwecke stets auf das Alterthum berufen, für das Alterthum so wenig Achtung zeigen! Nicht bloß von Burgen zu reden, man erzählt von Kavalieren, welche die wichtigsten Urkunden ihres Archives Goldschlägern verkauften oder Bauernbuben schenkten — zu Leimtaschen!

In Zams wartete ich auf einen Stellwagen, er entführte mich wie einen Propheten in einer Wolke von Staub nach Innsbruck.

Mathias Schmid.

(Mit Porträt.)

Wenn wir von dem malerisch an den beiden Ufern des Innflusses gelegenen Dorfe Landeck auf der Hauptstraße gegen den Arlberg hinanschreiten, so gelangen wir nach etwa zweistündigem Marsche an eine Stelle, die vor Allem unsere Aufmerksamkeit fesselt. Es ist dies die Vereinigungsstelle der zwei Alpenbäche Rosanna und Trisanna, die hart am Fuße des Schlosses Wiesberg ihrer längst ersehnten Vereinigung auch ihre lieblich klingenden Namen zum Opfer

bringen, und nunmehr vereinigt, einfach Sanna genannt, dem Hauptthale zu-eilen und neben Landeck dem Vater Inn, dem Fürsten der Tiroler Flüsse, in die Arme fallen.

Vom Schlosse Wiesberg leitet ein mühsamer Fahrweg anfangs eine kleine Strecke am rechten, dann von der Gefäll-Brücke steil aufsteigend, am linken Ufer der Trisanna in das Thal Paznaun. Enge und düster, ja fast schaurig ist der Eingang und das Thal selbst in seinem unteren Theile. Ueberall begegnet man betrübenden Spuren der Verwüstungen wilder Bergwasser und der Schnee-stürze; überall nur rauhen Höhen und Tiefen; nirgends erfreut ein ebener Landstrich das Auge. Die allenthalben drohenden Schneelawinen, die jähen Gebirgshänge mit ihrem verwitterten morschen Gestein, die schmale unverwahrte Straßenbahn und die stürmische Trisanna im tiefen Tobel machen die Passage durch dieses Thal nicht nur sehr unfreundlich, sondern zu gewissen Zeiten selbst gefährlich. In einer Strecke von nicht ganz 6 Stunden bis Ischl zählt man 11 Hauptlawinenstriche und 37 Marter- oder Erinnerungstäfelchen, errichtet an den Stellen, wo Menschen ihr Leben eingebüßt haben.

Die unterste Gemeinde ist See, ein Dorf von etwa 70 Häusern, der Geburtsort des Künstlers Mathias Schmid, der am 14. November 1835 hier das Licht der Welt erblickte. Ueber dessen Jugendjahre und Entwicklungs-gang folgen wir gerne der unvergleichlichen Darstellung, wie sie Ludwig Steub, der gründliche Kenner tirolischen Landes und Lebens, gezeichnet. Das Knäblein gab schon im zarten Alter zu erkennen, daß es zum Maler geboren sei, denn es fing bereits in der Bauernschule zu zeichnen an und wußte namentlich das gutmüthige Schulmeisterlein, wenn es eben nicht zur Hand war, so kenntlich auf die große schwarze Rechentafel hinzukreiden, daß es von seinen Mitschülern jedes-mal sofort mit freudiger Uebereinstimmung erkannt und begrüßt wurde.

Mathias war etwa fünfzehn Jahre alt, als er sich fest vornahm, ein Maler zu werden. Bald wußte er auch den Vater, der einer der bemittelteren Bauern in der Gemeinde war, für seinen Lebensplan zu gewinnen, und so wurde er denn in Tarrenz, einem Dorfe bei Imst, dem Hauptort des Oberinnthals, bei einem „Tuifele-Maler“ als Lehrling angestellt. Die „Tuifele-Maler“ in Tirol widmen ihren Pinsel vornehmlich den Feld- und Grabkreuzen und den Bild-stöckeln oder „Marterln“, das heißt den kleinen Erinnerungstafeln für fromme Christen, die im Freien verunglückt sind, und da auf solchen Denkmälern ge-wöhnlich die armen Seelen in ihrem Flammenpfuhl, umgeben von den höllischen Geistern dargestellt werden, so nennt man diese Künstler gewöhnlich „Tuifele-Maler“.

Der „Tuifele-Maler“ zu Tarrenz schien den Genius seines Lehrlings keines-wegs zu überschätzen. Er ertheilte ihm zunächst nur Unterricht im Farbenreiben, benutzte ihn aber desto fleißiger zum Wassertragen, Holzspalten und andern häuslichen Verrichtungen.

Nur einmal gab ihm der Lehrherr einen wuchtigen Beweis seines ehrenden

Vertrauens, indem er ihm eine höchst delikate Aufgabe übertrug. Die Kirche seines Geburtsortes See war nämlich mit einem älteren Deckengemälde geschmückt, das den ersten Sündenfall darstellte. Mutter Eva trat nun auch am Plafond zu See in ihrer gewöhnlichen Tracht auf, welche allerdings nahezu gar keiner gleichkommt; allein viele Menschenalter hatten dort an dieser ihrer Erscheinung nicht den mindesten Anstoß genommen, und erst die neuere Askese begann sie unerträglich zu finden. So sandte denn auch der reizbare Kurat zu See nach dem Maler zu Tarrenz, machte ihn auf den Skandal an der Decke oben aufmerksam und verlangte, er solle mit seinem Pinsel Zucht und Anstand herstellen im Paradiese. Der Apelles von Tarrens versprach sein Möglichstes zu thun, wußte sich aber doch nicht recht zu helfen und überließ die Aufgabe seinem Lehrling Mathias Schmid.

Dieser ließ sich in einem Kübel muthig zur Decke hinaufziehen, und da er unserer Erzmutter doch weder Talar noch Burnus oder Mantilla umhängen wollte, so tauchte er seinen Pinsel in giftgrüne Wasserfarben und malte etliche saftige Stauden hin, die sich über Eva's weißen Leib bis zu dem Punkte hinaufrankten, den der Kurat als die äußerste Grenze erlaubter Dekolletirung bezeichnet hatte. Diese Arbeit errang sich zwar die volle Zufriedenheit des Seelenhirten sowol wie des Lehrherrn, allein um den Schüler nach solchen Erfolgen vor künstlerischem Hochmuthe zu bewahren und ihn in die volle Wirklichkeit zurückzuversetzen, ließ ihn letzterer gleichwol in Gesellschaft mit den Patznauner Maurergesellen noch die Kirche verputzen und säuberlich herunterweißen.

Als nun der Vater einmal herangereist war, um die Fortschritte seines Sohnes zu konstatiren, hörte er nur dessen Klagen über verlorne Zeit, sah aber auch selber ein, daß sein Sohn in dieser Lehre sich nicht entfalten könne, und sandte ihn auf sein dringendes Bitten nach München.

Hier trat Mathias zuerst als Gehülfe bei einem Vergolder ein, fühlte aber bald, daß er noch immer nicht auf dem rechten Wege sei, und ging deshalb als Schüler in die Akademie der Künste über. Die ersten Versuche in der Malerei gelangen dort so gut, als sich erwarten ließ. „Frau Ruth, wie sie nach Bethlehem zieht", war so glücklich, das Wohlgefallen des damaligen Statthalters von Tirol, des Erzherzogs Karl Ludwig, zu erwecken und von ihm erworben zu werden.

Von dem damaligen Bürgermeister Karl Adam zu Innsbruck erhielt Schmid 1859 den Auftrag, im Friedhofe der Stadt ein größeres Gemälde: „Die drei Frauen am Grabe", stereochromisch auszuführen — eine Aufgabe, die ihn sehr erfreute und die er zu allgemeiner Zufriedenheit löste.

Nun aber warfen auch seine Landsleute im Patznauner Thale, die Männer von See, ihre Augen auf den jungen Künstler und gaben ihm den Auftrag, für die Kirche ihres Dorfes drei Altarblätter zu malen.

Während er nun in München an den Kartons arbeitete und sie fast zu Ende gebracht, erhielt er plötzlich die Botschaft, daß in seinem Geburtsorte die Liguorianer wieder eine heilige Mission abgehalten und die Bußprediger die

Männer der Gemeinde beredet hätten, die für jene Altarbilder gesammelten Gelder zur Stiftung einer Mission zu verwenden, welche alle zehn Jahre wiederkehren sollte. Außerdem müßten die armen idyllischen Patznauner bei ihren zahllosen Sünden und Lastern noch eher als die andern Tiroler des Teufels werden.

Mit dieser Nachricht war der Lebenshimmel plötzlich ganz verdüstert. Mit dem letzten Pfennig schlich der junge Maler nach Innsbruck, wo er aber durch einige unpolitische Aeußerungen über Staat und Kirche sich eher Verfolgung als Unterstützung zuzog.

Auch seine Freunde fanden damals keine Zeit, ihm behülflich zu sein, und so blieb ihm nichts übrig, als sich in das väterliche Haus zu See zurückzuziehen.

Allein der Vater war gestorben, und da der junge Mann, der es seinerzeit verschmäht hatte, ein „Tuifele-Maler" zu werden, jetzt im Unglücke saß, so ersparten ihm seine Verwandten und Landsleute auch die bittersten Kränkungen nicht. Der ehrwürdige Klerus hetzte seine Geschwister auf, ihm seine ketzerischen Bücher zu verbrennen, und gedachte ihn, da er schon einige Male in der Kirche gefehlt hatte, zum warnenden Exempel für Andere am nächsten Sonntag durch die Gensdarmerie abholen zu lassen; allein Mathias erhielt von diesem Anschlage noch rechtzeitig Nachricht und verließ nach schweren drei Monaten Vaterhaus und Heimathsdorf, die ihm jetzt unter geistlichen Einflüssen so widerlich geworden waren.

Doch that in dieser traurigen Zeit einer seiner Brüder die milde Hand auf, und der junge Maler konnte sich nun einige Wochen in Innsbruck aufhalten und um ein landständisches Stipendium bewerben. Dieses wurde ihm denn auch gewährt und nach und nach auf vier Jahre erstreckt.

Das Stipendium war eigentlich für christliche Kunst verliehen und um dieser Absicht gerecht zu werden, war Mathias auch stets beflissen, Gottheiten, Madonnen und Heilige, Propheten und Apostel zu malen und sie von Zeit zu Zeit als Ausweis wohlgeregelter Thätigkeit zur Einsicht vorzulegen; allein da das Alte und das Neue Testament, die Heiligen und die Märtyrer kein Geld ins Haus brachten, so dachte er: Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen — und fing an, nebenbei auch für die „Gartenlaube" und andere illustrirte Zeitungen zu zeichnen, was im klerikalen Hauptquartier zu Innsbruck sehr bald und sehr übel vermerkt wurde. Damit ging auch jede Hoffnung auf weitere Verlängerung des Stipendiums verloren; man schlug sie nunmehr ab, nicht etwa, weil er dieses Zuschusses nicht mehr bedürfe, auch nicht, weil man seine Fortschritte ungenügend fand, sondern zunächst, weil er durch jene weltlichen Arbeiten aus der Art geschlagen und in Innsbruck auch einmal an einem Freitag Fleisch gegessen habe.

Als angenehmes Intermezzo in diesen Unglückstagen mag es gelten, daß Herr Mathias Schmid im wunderschönen Monat Mai 1867 in der Pfarrkirche zu Mülln bei Salzburg mit einer jungen Münchenerin getraut wurde, welche in den letzten trüben Zeiten mit unerschütterlicher Treue zu ihm gestanden hatte.

Diese Verbindung ist sehr glücklich ausgefallen und mit zwei liebenswürdigen Kindern gesegnet.

Der Neuvermählte schlug seinen Wohnsitz nun zu Salzburg auf, sagte den lieben Heiligen Valet, verzichtete überhaupt auf die ganze christliche Mythologie und wählte sich seine Motive fortan aus dem Tiroler Volksleben und anderen populären Gebieten.

Den Grundstein zu seinem irdischen Fortkommen legte jetzt aber, wie er dankbar zu rühmen pflegt, Herr J. A. Ritter v. Tschavoll, ein kunstliebender, vielseitig gebildeter Mann in Vorarlberg, der ihm 1867 den Auftrag gab, die Halle seines neu erbauten prachtvollen Landsitzes auf dem Margarethenkapfe bei Feldkirch mit Bildern aus den Vorarlberger Volkssagen zu schmücken.

Um diesem Orte einer mit Liebe gepflogenen Thätigkeit näher zu sein, verlegte der Künstler 1869 seinen Wohnsitz wieder nach München, wo er seinen berühmten Landsmann Franz Defregger traf und die in vergangenen Tagen geschlossene Freundschaft erneuerte. Der Freund brachte ihn auch mit Professor Piloty in Verbindung; dieser nahm den strebsamen Patznauner unter seine Schüler auf, und Mathias Schmid blieb unter dessen Leitung drei volle Jahre. Er erkennt es auch mit Dankbarkeit an, daß er ohne dieses Meisters Rath und Lehre nie jene raschen Fortschritte gemacht hätte, die ihm in so kurzer Zeit von allen Seiten her so warme Anerkennung, so reiches Lob und überdies ein sorgenfreies Leben zuwege gebracht.

Mathias Schmid behandelt jetzt mit Vorliebe heitere Gegenstände aus der klerikalen Wirklichkeit seiner Heimath.

Da auch die Priester im Lande Tirol nicht ohne Fehler sind, so sah Mathias Schmid eine schöne Aufgabe gerade darin, durch humoristische Darstellung ihrer menschlichen Schwächen zu ihrer Besserung und Veredlung nach seinen schwachen Kräften beizutragen und ihnen so alle Mühe, die sie vordem auf seine Erziehung und Korrektion verwendet, reichlich zu vergelten. Allerdings zeigen sie für diese seine Mühewaltung bisher noch wenig Verständniß und Dankbarkeit, da sie überhaupt der Meinung sind, es wäre für ihr Ansehen und ihre Herrschaft viel zuträglicher, wenn die Laien solche unschuldige Menschlichkeiten überhaupt nicht zur Kenntniß nehmen oder gleich lieber als Tugenden auslegen würden. Uebrigens sieht man, daß Herr Schmid das kirchliche Gebiet, für welches sein Pinsel ursprünglich bestimmt war, durchaus nicht aufgegeben hat, sondern es jetzt nur von einer anderen, realistischen Seite auffaßt. Er will jetzt weniger erbauen als belehren.

Einem solchen pädagogischen Streben verdankt schon Schmid's erstes größeres Oelbild: „Die Bettelmönche" seine Entstehung. Es zeigt zwei bärtige Kapuziner, die in einem Tiroler Bauernhause eingekehrt sind, um sich zu laben und mitzunehmen, was sie nicht verzehren können. Die über den geistlichen Besuch überaus befriedigten Gesichter der im Glauben erstarkten Bauersleute lassen in uns keinen Zweifel aufkommen, daß sie für ihre dargereichten Spenden an Wein,

Brod, Schinken und Butter durch die paar an die Kinder vertheilten Heiligenbildchen mehr als hinreichend entschädigt sind.

Gleichzeitig 1872 brachte der Künstler eine andere Szene aus dem Tiroler Volksleben: „Eine arme Familie", die den Karren mit all' ihrem Hab und Gut einen steil ansteigenden Bergpfad hinanzieht, der kaum dafür Raum hat, so daß ein dicker Franziskaner und selbst der magere Jesuit neben ihm sich an die Wand drücken müssen, um nicht Schaden zu nehmen.

Im selben Jahre folgte noch „Der Sittenrichter": ein frühzeitig und unberechtigter Weise für Nachwuchs sorgendes Paar, das nun vor dem Herrn Pfarrer steht, um sich tüchtig abkanzeln zu lassen. Auch der neue Erdenbürger ist, von der ängstlichen Mutter liebend im Arm gehegt, anwesend, wird sich aber um die Predigt wenig kümmern.

Eine weitere glänzende Probe seines bedeutenden zeichnerischen und koloristischen Talentes legte Mathias Schmid in seiner im April 1873 im Münchener Kunstverein ausgestellten „Beichtzettel-Sammlung" ab. Im protestantischen Norden dürfte der Vorgang ohne ein paar erläuternde Worte nicht ganz verständlich sein. Im katholischen Süden erscheinen kurz nach Ostern Geistliche in den einzelnen Häusern, um die Beichtzettel abzuverlangen, d. h. zu kontroliren, ob alle Hausgenossen der kirchlichen Vorschrift bezüglich der Osterbeichte nachgekommen. Auf dem Lande macht man sich's hier und da bequem und citirt die Leute einfach in's Wirthshaus. Eine solche „Kontrol-Versammlung" behandelt nun das in Frage stehende Bild, auf dem ein dicker Franziskaner der gläubigen Menge das hart verdiente Geld abnimmt, um es sammt reicher Naturalienspende in's Kloster heimzubringen.

Der „Beichtzettel-Sammlung" folgte nach einer größeren Frist, in welche nur die Ausstellung eines kleineren Bildes fällt, im Mai 1874 Mathias Schmid's größere Arbeit: „Der Herrgottshändler". Auf der Terrasse eines Tiroler Dorfwirthshauses, hinter dem mächtige Berge zum Himmel aufragen, haben Bauern beim Weinkrug Platz genommen, an ihrer Spitze der Herr Pfarrer, zu dem sein Kollega aus dem nächsten Dorfe herüber gekommen. Sie haben sich endlich über das unchristliche deutsche Reich und die Ketzer und die Freimaurer und andere Themata dieser Art satt ergossen und dann zu den Spielkarten gegriffen, wie so mancher Andere auch, dem das Denken eine Anstrengung ist. Inzwischen hat ein armer Teufel, der einen wenig einträglichen Handel mit geschnitzten Kruzifixen treibt, seinen zweiräderigen Karren herbeigeschoben, mit dem er seit Monaten das Land auf und ab zog. Die bitterste Noth und frühzeitiges Alter spricht aus seinen verkümmerten Zügen, und Noth und Elend und Kummer sehen wir verkörpert an Frau und Kindern, die sich scheu beim Karren halten, begafft von der Dorfjugend. Der Vater aber hat einen Pack vom Karren genommen und einen gekreuzigten Christus daraus hervorgeholt. Neben seinem Packe knieend hat er das Kruzifix, den hochwürdigen Herrn auf der Terrasse droben es zum Kaufe anbietend, hinaufgereicht. Aber unwillig, im Spiel unterbrochen zu sein,

wirft der Hochwürdige einen wegwerfenden Blick auf den Armen herab, mit strenger Miene ihn auffordernd, den Platz zu verlassen. Sein Amtsbruder in Christo benützte indessen die Gelegenheit, dem Erbosten in die Karten zu schauen, und wir dürfen nicht zweifeln, daß der Hartherzige das Spiel verlieren wird. Einen wohlthuenden Eindruck macht der liebliche Gegensatz, wie der Wirthin Töchterlein mitleidigen Blickes von der Terrasse nach dem armen Weib, das den Säugling an der Brust hält, hinabschaut und ihr wohl mit einer entsprechenden Gabe an die Seite treten wird.

Es liegt etwas unwillkürlich und mächtig Ergreifendes in dem trefflich gezeichneten und brillant gemalten Bilde, das auch in Beziehung auf den landschaftlichen Theil große Vorzüge aufzuweisen hat.

In zwei andern Bildern, „Geistliche Ermahnungen" und „Brautexamen", zeigt uns der Künstler den Seelsorger in jener beliebten Sphäre, wo es schwer wird, dem Gedankengang der Hochwürdigen nach allen Richtungen zu folgen, und die daher Vermuthungen verschiedener Art den weitesten Spielraum gestattet. Beide Bilder sind meisterlich gearbeitet.

Ein größeres, im Jahre 1875 vollendetes, allgemein bewundertes Bild ist der „Ehrenschub." Im Pfarrhofe eines Tiroler Dorfes ward neben der alternden Häuserin, zu ihrer Erleichterung natürlich, ein junges Bäschen Seiner Hochwürden installirt und feiert heute seinen Geburtstag. Zur würdigen Begehung desselben hat der Schullehrer ein „Festkegelschieben" veranstaltet, an welchem die ganze Bewohnerschaft des Dorfes aktiv oder passiv theilnimmt. Auch für die Gewinnste ist bestens gesorgt. Nun soll das schöne, blondhaarige Kind den „Ehrenschub" thun und wendet sich lächelnd dem geistlichen Herrn Vetter zu, während der Schullehrer ihr noch die letzte Anweisung gibt, halb von Interesse, halb von Neigung zum lieblichen Kind geleitet. Der Pfarrer aber, ein breitschultriger Mann, steht breitspurig, die Hände in den schwarzen Unaussprechlichen, an der Kegelbahn und schaut schmunzelnd auf das Bäschen, das heute zum Mittelpunkte eines ländlichen Festes geworden. Die alte Häuserin, die von der Freitreppe des Hauses herabkommt, scheint aber nur widerwillig am Feste theilzunehmen. Um den reich gedeckten Ehrentisch dicht am Hause haben die Honoratioren Platz genommen, der Vorstand des Dorfes und die Wohlhabenderen unter den Bauern der Gemeinde. Das ganze Bild ist voll Humor, eine köstliche Widumsgeschichte in den Reiz des anmuthigen ländlichen Festes schalkhaft einhüllend.

Ueber Schmid's neueste Schöpfung „Die Austreibung der Zillerthaler", im Frühling 1877 vollendet und seither in München und in Wien unter großem Beifalle ausgestellt, lassen wir das Wort dem geistreichen Kunstkritiker Fr. Pecht, welcher darüber folgendes schreibt: „Wir finden die Vertriebenen unter herbstlich trübem, schwerem Regenhimmel auf der Höhe eines an wilder Felswand sich hinziehenden Weges angelangt, wo die Mehrzahl stillhält, um noch einen letzten schmerzlichen Blick auf die drunten in grünen Wiesen prangenden Häuser der

auf Nimmerwiedersehen verlassenen Heimath zurückzuwerfen. Nur die vorderste Gruppe des langen Zuges, ein starker, mit dürftigem Hausrath beladener Mann und die glaubensinnig sich ihm anschließende, den Säugling tragende Frau, gehen entschlossen vorwärts. Sie haben den Abschied überwunden; er wird ihnen nicht wenig erleichtert durch einen am Wege stehenden und sie beobachtenden Polizeidiener, eines jener konfiszirten Gesichter, die uns das ganze Glück der väterlichen Herrschaft Metternich'scher Zeit in die Seele zurückrufen. Auf der anderen Seite neben der Frau ein junges Mädchen, die weinend nach der Heimath zurückblickt, und die mächtige Gestalt eines blinden Greises, den zwei Tapferkeitsmedaillen nicht davor geschützt, dem Vaterlande, das er so brav vertheidigt, den Rücken kehren zu müssen. Tappend, mit dem Stabe seinen Weg suchend, wird er von einer Frau geführt, der die Bibel in der Hand und die Entrüstung im Herzen die Kraft geben, den Vater trockenen Auges vorwärts zu geleiten, während fast alle Anderen ihrem Weh Luft machen. Hinter diesem Vortrab sehen wir das Gros der Exilirten zusammengedrängt; jammernde Weiber, die Männer finster entschlossen, einer, wie Aeneas den Anchises, sogar den alten Vater auf der Kraxe mit sich schleppend, der betend die Hände nach der Heimath streckt. Es ist ein vortrefflich erfundenes Stück Kulturkampf von ganz anders schlagender Wirkung, als jene erlogenen Schmerzen fetter Seelenhirten, die, wüthend, daß sie ihre Schafe nicht mehr nach Belieben sollen scheeren und verdummen dürfen, nun über Vergewaltigung schreien. Wie sehr unsere Kunst getränkt ist vom nationalen Geist, wie mannhaft sie für Recht und Freiheit, für alle höchsten Güter der Menschheit überall eintritt, kann man, wie so oft, so auch in diesem Bilde wiederum sehen, das uns nicht nur ein ebenso rührendes als empörendes Gemälde einer Vergangenheit, der wir kaum entronnen, sondern damit zugleich auch die Zukunft zeigt, der wir unfehlbar verfallen würden, wenn wir feig im Kampfe nachließen. Dabei hat Schmid's Werk nicht im Entferntesten etwas Tendenziöses, es ist kein gemalter Leitartikel, sondern eine anscheinend ganz absichtslos und einfach, aber um so erschütternder wirkende Erzählung; diesen so schlagend wahr gegebenen Menschen fällt es nicht ein, sich etwa pathetisch zu geberden, ja man wird eher zu wenig als zu viel auf die Ursache hingeführt, die sie das Land ihrer Väter verlassen macht. Nichtsdestoweniger fühlt man die ganze Gluth des energischen Hasses heraus, die der Künstler gegen jene empfindet, welche sein schönes Vaterland zum letzten Hort der Unduldsamkeit machen."

Die Mappen und Skizzenbücher unsers Künstlers, der gegenwärtig in der Vollkraft seiner Jahre steht, umschließen noch manchen interessanten Entwurf, und der Tiroler Klerus mag wol noch öfters seiner zu gedenken Anlaß finden.

Wir aber wollen uns darauf beschränken, zum Schlusse ein Verzeichniß derjenigen Werke Mathias Schmid's anzufügen, welche bereits öffentlich bekannt geworden sind: „Die Grablegung Christi" war im Februar 1866 in der Monatsausstellung des österreichischen Kunstvereins zu sehen, von welchem Bilde die

„Illustrirte Zeitung“ 1865, Nr. 1137, eine hübsche Darstellung im Holzschnitte brachte; „Verleihung der Schlüsselgewalt“, eine treffliche, wohlgeordnete, klare Komposition, ganz im Geiste der Schraudolph-Schule, mit einer schönen Landschaft im Hintergrunde; von diesem Bilde, wie von der „Grablegung“, erschienen zwei große, von Albert in München ausgeführte Photographien. 1867 im Oktober: „Wanderung nach Emaus“; 1868 im Dezember: „Ein Berchtesgadner Künstler-Atelier“; 1869 im Januar: „Tiroler Gaisbuben“; im März: „Tiroler Nörgelen“ (Bergkobolde); im Mai: „Tiroler Bilderhändler“; im Mai 1871: „Die Ueberraschung im Schlummer“; im gleichen Jahre: „Die Bettelmönche“; 1872 im April: „Karrenzieher in den Alpen“; im Dezember: „Der Sittenrichter“ (Strafpredigt), Eigenthum des Grafen Joh. Pálffy; 1873: „Beichtzettelablieferung“; „Wurstliebhaber“; 1874: „Die Herrgottshändler“ und mehrere kleinere Bilder; 1875: „Der Ehrenschub“; „Geistliche Ermahnungen“; 1876: „Das Brautexamen“; 1877: „Austreibung der Zillerthaler Protestanten“; auch eine Landschaft in großem ernsten Stile hat Mathias Schmid gemalt: „Die Pantenbrücke im Kanton Glarus“, im Vordergrunde hat er sich selbst als Touristen staffirt, der mit einem sitzenden Mädchen plaudert. Außer den bisher angeführten Oelgemälden lieferte er, wie bereits erwähnt, mehrere Zeichnungen für stark verbreitete Unterhaltungsblätter, von denen hier angeführt seien für die bereits genannte Illustrirte Zeitung: „Ein Sonntagstanz im Zillerthale“ (1866, Nr. 1175); „Eine ländliche Frohnleichnamsprozession in Tirol“ (1869, Nr. 1352); für Hallberger's Illustrirte Welt: „Die verstiegene Ziege“ (1871, Nr. 40); für Ueber Land und Meer: „Das Leben des Gemsjägers in Tirol“, eine Gruppe von neun Bildern; für die Gartenlaube: „Das Rautenholen in Tirol“ (1865, S. 493); „Italienische Arbeiter an der Brennerbahn“ (1866, S. 13); „Arme Leute, fromme Leute“ (1873, S. 619); „Die Wildheuerinnen“ (1866, S. 252); „Heimliche Kirchweih'“ (1866, S. 789).

Auch mehrere neu in's Leben gerufene illustrirte Zeitschriften, wie z. B. „Unser Vaterland“, von Kröner in Stuttgart herausgegeben, führen Mathias Schmid neben Defregger und Gabl als mitwirkenden Künstler auf, sowie er auch an dem von Engelhorn herausgegebenen Prachtwerk „Das Schweizerland“ mit kostbaren Beiträgen sich betheiligt hat. * *.

Die Kärntner Volkslieder und ihre Dichter.

Eine Kulturstudie von **Rudolph Waizer.**

Wenn man von dem Kärntnervolke spricht, gedenkt man stets auch seines Liedes, und zwar mit Recht! Denn das Lied, ich meine das Volkslied, so wie es der Kärntner singt, ist ein Charakteristikon seines Volkes. Fast durch

alle Thäler Kärntens — wenige Ausnahmen sind zu verzeichnen — zieht sich die froh bewegte Ader des Nationalliedes, welches nunmehr zu solcher Berühmtheit gelangt ist, daß dasselbe ebensogut im Salon des Fürsten seine Hoffähigkeit erreicht hat, als wie es im schlichtesten Stübchen der niedersten Hütte ein stets begrüßter und willkommener Freund geworden ist.

Wie diese Lieder entstehen, ist wol nicht allzu schwer zu sagen.

Beim frühen Morgengange zur Arbeit — in frischer klarer Luft — oder bei der Heimkehr von derselben, wenn das Vesperglöckchen Feierabend läutet, singen und jauchzen die Mähder und Hufler, Halter und Schnitter, daß es eine wahre Freude ist und daß die schallenden Jodler in den Berghalden und engen Thalklüften ihr tausendfältiges Echo finden. Der „Halterbua" auf der Alpe und die „Sennin" in ihrer Schweig, kürzen sich die Zeit durch Liedersingen, die sie sich selber erdichten und komponiren, oder durch Absingung solcher „G'sangln", die sie vom Thale aus auf die Alm mitgenommen haben. Zumeist jedoch erklingt das Lied in seiner ganzen Urwüchsigkeit in der Schenke, am Tanzboden, wo es wie ein unversiegbarer Quell hervorsprudelt und eine lange „Schnaß'n"*) bildet, daher man diese Vierzeiler auch gerne als „Schnaßnliadlan" zu bezeichnen pflegt.

Bei Kirchtagen und Hochzeiten ist der Tanzboden so zu sagen der Konzentrationspunkt aller Lust und Freude, daher auch der bequemste Ort, wo den besten Sängern die sicherste Gelegenheit geboten ist, das Augenmerk der Andern auf sich zu richten. Der „Zechburscht", das ist jener, der die besten Einfälle hat und die meisten „Liadlan" zu singen weiß, ist gewöhnlich eine Spezialität unter seines Gleichen und zwar dadurch, daß er stets gewappnet ist, allfällige lyrische Insinuationen, „Trutzliadln" genannt, zurückzuweisen und sie mit epigrammatischer Schärfe gleichfalls durch das Lied zu verdammen, soll die Beleidigung nicht durch den Faustkampf seine Austragung finden. Die andern Burschen, die unter dessen Anführung stehen, und welche namentlich beim „Steirischen" oder beim „Kranzlabtanzen" in den Zwischenpausen den Musikanten eins „vorsingen", bringen, so sie etwas Apartes leisten wollen, gar häufig eigene Stegreif-Dichtungen aufs Tapet und singen dieselben entweder nach einer selbst erdachten oder schon bestehenden Melodie. Ist der neue Text oder die neue Melodie schön und wohlklingend, so wird derselbe und diese von den Andern aufgefaßt und nachgesungen und so zum Gemeingut des Volkes erhoben.

Auf diese Art ist die Legion von „Kärntner Liadlan" entstanden.

Dieselben zeichnen sich durch eine, ich möchte sagen, schlichte Einfachheit, aber mitunter einen solchen Reichthum poetischer Schönheit aus, daß sie für Jedermann eine seltene Anziehungskraft besitzen. Dazu kommt die Originalität der Gedanken, die sie bergen, und die fast überraschend wirkt. In diese Lieder legt das Volk sein ganzes volles Herz, sein Lieben und Hoffen, seinen Scherz

*) Reihe.

und Aerger — kurz es charakterisirt sich darinnen. — Stereotyp sind Natürlichkeit, Derbheit, kecker Witz, frischer Humor, und schließlich ist auch etwas Cynismus und Bauernmanier in den kärntnerischen Vierzeilern vertreten.

Die meisten Lieder, schreibt Freund V. Pogatschnigg, gleichen Epigrammen. Ein Bild aus der Natur oder dem häuslichen Leben wird mit staunenswerther Kühnheit, mit einem scharf ausgeprägten, scheinbar ganz fernstehenden Gedanken innig verbunden. Es ist dies ein Zug, in welchem sich, wie Uhland in seinem deutschen Volkslieder-Bemerkungen sagt, die Schnaderhüpfeln des bayrischen und österreichischen Gebirges mit den uralten Liedern der Chinesen berühren. Manchmal tritt die hochpoetische Verwandtschaft des Bildes mit dem Gedanken ungemein klar und wirksam hervor, wie z. B. im Liede:

Draußen in Wold
Is a Wasserle trüab,
Host an ondarn Buab'n g'holf'n,
Bist nir mehr so liab.

Host an ondarn Buab'n g'holf'n,
Bist nir mehr so liab;
Konst di hundartmol wosch'n,
Rinnt's Wassarle trüab.

Das Versmaß ist mit geringer Ausnahme das des Mittelalters; es beruht nämlich auf der Zählung von Hebungen und Senkungen. Durchschnittlich kommen auf einen Vers zwei bis drei Hebungen; Senkungen werden weniger berücksichtigt, ja sie fehlen in manchem Verse ganz, wie z. B. in:

Frau Wirthin macht's Rating,
Wia vil kimt of an?
Das Diandle is schlafrig,
's gang gern ham.

Das Lied ist meist vierzeilig. Oefters werden mehrere vierzeilige Strophen an einander gereiht. Alle Volkslieder aus Kärnten lieben den Reim, welcher eine oft wunderbare Freiheit der Auswahl und Verbindung zeigt, wie sie in der Kunstpoesie nur bei Bodenstedt und Rückert zu finden ist. Wir treffen da Reime wie: augete — tauget i, lahnt se — want se, versperrts — Herz, Schwarn — zarn, niedar — Brüadar, u. s. w. Auch zeigt der Reim kärntnerischer Pleppr-liadlan die allen Liedern dieser Gattung eigenthümliche und über die meisten Alpengegenden verbreitete Erscheinung, daß, wiewol er eigentlich weiblich ist, er doch die Natur eines männlichen Reimes annimmt, indem der Ton mit einer besonderen Vorliebe gegen den letzten Laut hingedrängt wird, wodurch eine sonst tonlose Silbe wieder vollgewichtig wird.

Wenige dieser Lieder sind vom Volke schriftlich aufbewahrt worden. Hätte Valentin Pogatschnigg im Vereine mit E. Herrman sich nicht der Mühe unterzogen, diese mitunter so reizenden Blüthen kärntnerischer Dorfpoesie zu sammeln

und herauszugeben*), wir hätten thatsächlich wenig Kenntniß von dem, was das Volk in den Bergen tief drinnen, in den frischgrünenden Thälern und in den einsamen Gräben singt und dichtet. Es ist dieses Unternehmen somit ein Verdienst der Herausgeber, welchen der beste Dank nicht versagt werden kann.

Die Dichter dieser Verse, die kärntner Dorfpoeten, zu eruiren, ist wol schwer. Sie rekrutiren sich aus allen Ständen, als da sind Gutsbesitzer, Höfler, Bauern, Reuschler, Lehrer, Knappen, Knechte und Dirnen; kurz es sind alles solche Persönlichkeiten, die genügenden Witz und Humor und das beste Zeug zum „reimen" besitzen, das Metrum und die Form kommt da wenig in Betracht. Wenns nur gut in's Ohr klingt, wenn sich's reimt und die Pointe einen kecken Witz, eine heitere Anspielung oder einen Zug aus dem Leben involvirt, so genügt es. Die Silberegger Knappitsche werden als solche Dorfpoeten bezeichnet, und ganz gerechtfertigt, denn das Krapffeld, die Heimath der Herrn von Knappitsch, ist ja so zu sagen die Wiege der Kärntner Lieder, und den meisten „G'sangln" sind wol die Silberegger nach der Geburt zu Pathe gestanden, oder sie haben sie selber erdacht und komponirt. Ich erinnere nur an das reizende Lied „Du varpanta Guggu", welches, wie noch viele andere, dort seine Entstehung gefunden hat.

Viele Vierzeiler und Plepprliadlan haben den Thurnhofer Mundi**) (Herrn Reimund Gorton, seiner Zeit Besitzer des Thurnhofes bei Weitensfeld, seit ein paar Jahren verstorben) zum Verfasser. Das war ein Dorfpoet ersten Ranges. Wenn er von sich selber sang:

I bin da Thurnhofer,
In dar Sunnleit'n!
Hob' a Grosakerl
Und a Hobrleit'n,
Hob' zwo Gos in Stoll
Und zwa Bök im Pfluag!
Und glai Geld und Dianlan
Hobi gnuag!

Won i auf dönk af mei jungs Löb'n,
Won' übaroll bin schon umaglög'n!
Afn Heubodn und im Kölbarstoll,
Und was Gott wo noch übaroll!

so schilderte er sich am Treffendsten.

Wie lustig und keck klingen seine Vierzeiler.

Won i afn Zamelsberg Kirchn geh,
Ziag i mein lodnan Rok on,
Und won i mei Diandl in da Kirch'n sig,
Schaug i kon Heil'gan mehr on.

oder:

*) Deutsche Volkslieder aus Kärnten, gesammelt von Dr. Val. Pogatschnigg und Dr. Emanuel Herrman, 1869.

**) Siehe Alpenfreund, Band VII, Seite 301.

In Sunnti wert sakrisch lusti wern,
Wer mor af di Olm gean zäun,
Diandlan wernte a mit uns fürsaln*) gean
Af da Fladnitz, do trink ma an Wein.

Als sein letztes Lied bezeichnete man mir den schwermüthig gehaltenen „Kolbauernbuabn“, dessen Text bekanntlich lautet:

Und da Kohlbaurnbua der bin i
Und a Woldbiandle dos liab i,
Bin a Bua, a jungar,
Schleich in Woldschlog umar.

So schleich i holt umar
In Wold bei mein Holz,
Und dos mei Diandl sauba is,
Glei dos mocht mi stolz.

Nun hat der „Gorton Mundi“ auch ausgesungen; er starb zwar ohne Nekrolog — so was gibt es nicht bei Dorfpoeten — aber er lebt fort unter dem Volke, namentlich den Gurkthalern — in seinen vielen Liedern.

Auch dem verewigten Künstler, Hanns Gasser, schiebt man einige Dorfpoesie aus seiner Jugendzeit in die Schuhe, die ich zu glauben um so mehr Berechtigung finde, als unter dessen hinterlassenen Manuskripten, von denen sich Fragmente in meinen Händen befinden, einige Reimschmiedereien zu finden sind.

So bezeichnet man ihn als Verfasser des Vierzeilers, der lautet:

Der Joklbaur z'Hilpersdorf,
Hot an schian Sensenwurf
Und an schian Moadrkumpf,
Grod wia mei Stumpf!

Als ein Bauerndichter neuester Zeit entpuppt sich der Fostlbauer von Purzlgraben im Görschitzthale. Der versucht sich selbst in größeren Reimereien und gibt selbe, wenn er guter Laune ist, am Wirthshaustische nicht selten zum Besten. Sein Wahlspruch heißt: „Lustig g'lebt, selig g'storbn, hat selbst den Teufl die Rechnung verdorbn!“ und von dieser Idee sind auch seine Dichtungen getragen. Zum Beweis eine Probe:

Bin a lustiger Bauer,
Has Cospar mit Nomen,
Ein fröhlichs Vergnüagn
Ist stets mei Verlongen.
Guatar Musikus, Mathematikus,
Zeit zar Lustborkeit mocht mir ken Verdruß.
So bleib i a lustigor Baur am Lond,
Verschoff mar di Nohrung mit eigener Hond.

---

*) Die Holzäste zusammenrechen.

Wia herrlich und vornehm,
Is dos ländliche Löbn,
Dar Bauor ols Votar
Di Nohrung thuat göbn.
Und durch seinen Fleiß
Da komt her di Speis',
Er nährt Weib und Kind
Und den olten Greis.
Und doch wird da Bauer vom Städter verochtet,
Die Herkunft des Brotes wird gor nicht beochtet.

Das Lerchl in den Lüftn,
Wia schön, daß es bittet,
Daß Gott unsre Felder
Vor Schauer behütet.
Es lobet den Bauer ein,
Daß er soll fleißig sein,
Er streut den Samen aus,
Wo er don lebt daraus.
Durch den göttlichen Sögn wird fruchtbar die Erdn,
Dos alles was lebet, erhalten kan werdn.

Auch mehre Vierzeiler haben den Fostlbauer zum Verfasser, doch da uns der Raum fehlt, sind wir nicht in der Lage, weitere Verse zu publiziren.

Das ganze Mitgetheilte hat nur den Zweck, den Leser zu überzeugen, daß in den Bergen und Thälern des Kärntnerlandes nicht nur ein gemüthliches, sondern auch ein poetisches Völkchen wohnt, dessen Lieder mitunter als köstliche Perlen inniger Volkspoesie mit Recht bezeichnet werden können.

Ein blinder Tiroler Bildschnitzer.

Von **Dr. Ludwig v. Hörmann.**

Wenn ein Fremder, der die Schönheiten der Umgebung Innsbrucks bewundern will, den Weg zum Berg Isel macht und an dessen Fuße den malerischen Sillfall betrachtet, so wird ihm links von der Brücke ein von zwei Vogelbeerbäumen beschattetes St. Nepomukbild in die Augen fallen, das zur ganzen Landschaft eine reizende Staffage bildet. Selten aber wird ein Führer oder ein Reisehandbuch ihn aufmerksam machen, daß diese Statue ein Schnitzwerk eines blinden Tiroler Künstlers ist, der, ein Unikum seiner Art, wenn auch in seinem Heimatlande fast unbekannt, wol werth ist, daß dessen Lebensskizze, aus mühsam gesammelten Fragmenten gezeichnet, der Mitwelt erhalten bleibe.*)

*) Einen großen Theil dieser Mittheilungen verdanke ich meinem Freunde Dr. Hans von Vintler.

Im Jahre 1774 am 24. September ward zu Nauders im nordwestlichen Tirol dem ehrsamen Bäckermeister Josef Kleinhans von seiner Ehewirthin Margarethe ein Knäblein geschenkt, dem sie in der Taufe ebenfalls den Namen Josef gaben. Das Kind war hübsch, hatte ein paar liebe, frische blaue Augen und erreichte gesund und kräftig sein fünftes Lebensjahr. Da wurde es von der damals in jener Gegend herrschenden Blatternkrankheit befallen und war nahe daran zu sterben. Nun gelang es zwar der liebenden Sorgfalt der Mutter, im Verein mit der kräftigen Natur des Kindes, den Todesengel von seinem Lager zu verscheuchen und die angstgepreßte Brust der Mutter athmete wieder freier auf; aber ach! als Josef kurze Zeit nach überstandener Todesgefahr am hellen Mittag mühsam die geschwollenen Augenlider emporschlug und rief: „Mutter, wird's denn nicht bald Tag?“ — da war es dem armen Weibe, als würde ihr ein Messer durch das Herz gestoßen; die Thränen, die kaum erst aufgehört hatten zu fließen, quollen ihr auf's Neue unaufhaltsam aus den Augen, und die gerungenen Hände gegen Himmel gestreckt, rief sie: „O mein Gott, mein Gott, unser Seppele ist blind geworden!“ Sie hatte nur zu sehr Recht, die arme Mutter. Die Seuche hatte die Sehkraft des Knaben gebrochen, er war und blieb von diesem Tage an blind.

Blind! — Welch' eine erschreckende Fülle von Jammer trägt dieser Gedanke in sich! Erloschen ist für den Blinden das allbelebende Licht der Sonne, verhüllt jedes theure Antlitz, kein Aetherblau erfreut ihn, kein Saatengrün, Nacht ist um ihn, ewige sternenlose Nacht!

Auch unser Josef fühlte sich einige Zeit von seinem Unglücke völlig erdrückt. Stundenlang saß er traurig in einer Ecke der getäfelten Stube seines Vaterhauses und wendete und drehte sein Köpfchen nach allen Richtungen hin, als müßte es auf der einen oder der anderen Seite doch noch Licht werden. Aber es ward nicht Licht, nie und nirgend; da fing er dann immer auf's Neue an zu weinen vor Sehnsucht, seine Mutter wieder zu sehen und seinen Vater, seine Gespielen und den „getigerten“ Hauskater, der ihn so oft durch seine Sprünge unterhalten und am Sonntag den „schön aufgemachten“ Hochaltar der Dorfkirche mit dem rothen Baldachin, den silbernen Heiligen und den gewaltigen „Buschen“ aus bunten Papier- und Leinwandblumen.

Doch dieser dumpfe Schmerz war nicht im Stande, im Gemüthe des Kindes lange den Kampf mit dem angeborenen Lebensmuthe und Frohsinn auszuhalten. Josef trocknete bald seine Thränen, verließ die enge Stube und tappte, mit seinen Händchen die Wände streifend, anfangs ängstlich und langsam, bald aber ganz wohlgemuth und sicher, Treppe auf und ab, Haus ein und aus und schärfte sich so immer mehr den Tastsinn, der ihm bald so außerordentliche, bishin unerhörte Dienste leisten sollte.

Josef zählte sieben Jahre, als ihm eines Tages in den Sinn kam, sich, wahrscheinlich zum Ersatz irgend eines zerbrochenen Spielzeuges, aus Holz ein Pferdchen zu schnitzen. Das ging nun freilich mit den blinden Augen sehr schwer

und das alte Taschenmesser, das er als einziges Werkzeug besaß, mochte wol manchmal statt des Holzes den zarten Finger ritzen. Endlich aber nach oftmaligem Mißlingen brachte er doch ein Gebilde zu Stande, das einem Pferde einigermaßen ähnlich sah. Dieser Erfolg war ihm ein Sporn zu neuen unermüdlichen Versuchen. Der arme Knabe, den seine Blindheit aller Spiele und Freuden der anderen Kinder beraubte, ergriff begierig die willkommene Beschäftigung, und wenn die Mutter von nun an ihren Seppele suchte, so war er gewiß in irgend einem Winkel kauernd zu finden, ein Stück Zirbenholz in der Hand, an dem er mit seinem Messer eifrigst schnitt und hobelte.

Unglaublich rasche Fortschritte belohnten seine Ausdauer, immer geschickter wußte er mit seinem einfachen Schnitzwerkzeug zu hantiren, und sieh — was hundert und hundert Jungen mit frischen und gesunden Augen nicht glückt, gelingt unserm Josef — der blinde Knabe schnitzt für sich und für seine staunenden kleinen Freunde allerlei Spielzeug, Pferdchen und Reiter, Schäfchen und Hirten! Wenn es einen Beweis giebt für den inneren unabweisbaren Aeußerungsdrang eines entschiedenen Talentes, so muß man gewiß diesen Fall als solchen betrachten. Denn wer hätte wol ein blindes Kind aufgefordert, sich mit Schnitzen die Zeit zu vertreiben, wer hätte ihm Messer und Stemmeisen in die Hand gegeben? Er griff unaufgemuntert, instinktmäßig dazu, anfangs freilich zur Besorgniß und fast gegen den Willen der Eltern; erst als diese sahen, wie geschickt er das Werkzeug handhabte, und welche unerwarteten Erfolge er erzielte, ließen sie ihn gerne gewähren und freuten sich mit ihm.

Aber auch die Leute des Dorfes wurden auf das wunderbare Talent des jungen Schnitzers aufmerksam. Besonders nahm sich der als Menschenfreund bekannte Tischlermeister Johann Brugg in Nauders seiner an. Liebevoll leitete er die Hand des Blinden, belehrte und unterrichtete ihn, so daß der erst zwölfjährige Künstler nach einiger Zeit bereits im Stande war, ein größeres 2½ Fuß hohes Cruzifix zu schnitzen. Er hatte mit Hülfe seines außerordentlich feinen Tastsinnes den Begriff in sein Inneres aufgenommen und die Künstlerhand vollendete klar und rein, was er nur im Geiste sehen konnte.

Cruzifixe blieben von nun an sein Lieblingswerk. Sein tiefreligiöser Sinn mochte in der Betrachtung des Gekreuzigten, dieses göttlichen Vorbildes aller Leidenden, Trost für das eigene schwere Loos der Blindheit finden. Auf den ersten Versuch folgte bald ein zweiter und dritter, deren jeder immer besser ausfiel, so daß nach drei Jahren der Uebung Meister Brugg den Eltern erklärte, der junge Künstler bedürfe nun eines kenntnißreicheren und geschickteren Lehrmeisters. Unser Josef, nun ein Jüngling von 15 Jahren, schnürte also sein Bündel und machte sich auf die Wanderschaft, zwar nicht nach dem prächtigen Rom, dieser Firmungsstätte aller Künstler, sondern nur ein paar Tagereisen weit zu einem Bildhauer in Fendels oberhalb Ried im Oberinnthale. Dieser Meister, dessen Name übrigens gänzlich unbekannt ist, nahm den blinden Schüler freundlich auf, gab ihm einen vierzehntägigen Unterricht und entließ ihn mit

mehreren Modellen beschenkt in seine Heimat. Nun brachte Josef eine Reihe von Jahren in fortgesetzter unermüdlicher Thätigkeit zu. Er hatte während seiner kurzen Lehrzeit riesige Fortschritte gemacht und vervollkommnete sich von Tag zu Tag mehr. Immer und immer wieder befühlte er seine lieben Modelle, immer treuere, immer feinere Abbilder gingen aus seiner kunstfertigen Hand hervor; aber dennoch, wenn er vor dem Schnitztische in seinem engen Stübchen saß, so entrang sich mancher Seufzer seiner Brust.

Aus dem Knaben war ein 22jähriger Jüngling geworden, ernst, voll von wahrer Begeisterung, poetischem Gefühl und künstlerischem Streben. Da zog es ihn denn oft hinaus in die Welt, um sich weiter auszubilden und Großes zu schaffen, und endlich litt er die unwiderstehliche Sehnsucht nicht länger. Er öffnete sein volles Herz den betagten Eltern, welche auch auf den Wunsch ihres Sohnes eingingen und beschlossen, ihn zu dem Bildhauer Franz Nißl zu Fügen in die Lehre zu geben. Freudig reiste Josef zu dem schon damals berühmten Zillerthaler Künstler, von welchem er nun einen eingehenden mechanischen Unterricht erhielt. Die Mühe, die Nißl auf seinen blinden Schüler verwendete, ward ihm reichlich gelohnt. Es vergingen kaum ein paar Wochen, so versuchte sich Kleinhans nebst den Cruzifixen auch in anderen Darstellungen, z. B. Heiligen-Statuen und Büsten, welche ebenso glücklich ausfielen und einem sehenden Künstler Ehre gemacht haben würden. Er bedurfte dazu nur ein kleines Modell, das er dann in beliebiger Größe nachbildete. Nach sechs oder sieben Wochen hatte er es bereits so weit gebracht, daß er sicher sein konnte, durch die Bildhauerei seinen Unterhalt sich erwerben zu können, und damit war auch seine kurze Lehrzeit, deren Kosten den Eltern schwer fielen, beendet. Er begab sich also wieder ins heimatliche Dorf zurück und wie ehedem saß er auch jetzt wieder in seinem einsamen Stübchen, aus dem ihn selbst der Einfall der Franzosen 1809 nicht vertrieb. Emsig beschäftigt Tag für Tag, lebte er nur der Kunst, und wenn man ihn sonst noch irgendwo sah, so war es in der Kirche. Denn wie ihm schon als Knabe das Ministriren am meisten Freude gemacht hatte, so blieben kindlich frommer Glaube und innige, fast schwärmerische Religiösität auch im Mannesalter seine hervorragendsten Eigenschaften.

Kein Wort der Unzufriedenheit über sein trauriges Schicksal kam je über seine Lippen, daher gab es auch im ganzen Dorfe Nauders keine Seele, die nicht den greisen Eltern zu einem solchen Sohne Glück gewünscht hätte. In diesem Stillleben erreichte Kleinhans sein 36. Lebensjahr. Er hatte von dem Schullehrer Lechthaler zu Nauders das Orgelspielen gelernt, das er mit seiner hübschen Tenorstimme begleitete. Oft spielte er bei dem sonntäglichen Gottesdienste; ja er ließ sich durch seine Liebe zur Musik sogar verleiten, drei Vierteljahre lang (1811) die Stelle eines Organisten in dem Wallfahrtsorte Kaltenbrunn zu versehen. Dieser Ausflug scheint in ihm die alte Wanderlust erweckt zu haben. Vater und Mutter ruhten längst in der kühlen Erde, und so aller Fesseln ledig, ergriff denn Kleinhans den Reisestab. Er durchwanderte sein

Vaterland Tirol, Oesterreich, Baiern, die Schweiz und hielt sich bald da in einer Ortschaft, bald dort in einem Kloster auf, für das er gerade eine Arbeit übernommen hatte. Tirol und Voralberg nebst einem Theile der katholischen Schweiz bereiste er im Jahre 1827 mit einem beweglichen, vier Fuß hohen Cruzifixe, welches er zur Schau ausstellte. In der Hauptstadt Innsbruck verweilte er oft und lange, da die im Sommer durchziehenden Fremden seine Arbeiten schon der Seltenheit wegen als Werke eines Blinden gern kauften. Sein Atelier hatte er beim Lammwirthe außer der Innbrücke, später in einem Hause am Stadtplatze, unweit des goldenen Dachels. Vielleicht erinnert sich noch einer oder der andere Bewohner Innsbrucks ihn dort gesehen zu haben, die blaue Schürze umgebunden und ein grünes Tuch um den Hals geschlungen. Das linke Auge hatte Kleinhans halb geöffnet, das rechte völlig geschlossen, die Zungenspitze war zwischen die etwas geöffneten Lippen vorgeschoben. Mit dem zunehmenden Alter wurde der blinde Künstler endlich seines Wanderlebens müde, und er setzte sich in seiner Heimat Nauders zur Ruhe. Von nun an lebte Kleinhans zurückgezogen und verschied am 9. Juli 1853 im 79. Lebensjahre sanft und ruhig, wie er gelebt hatte.

Seine vielen Werke befinden sich allenthalben zerstreut, theils in Kirchen und Klöstern, theils als Eigenthum in den Händen Einzelner, besonders in Innsbruck. Vorzüglich nennenswerth ist die 2½ Fuß hohe Statue des knieenden heiligen Carolus Borromäus, welche Kleinhans für den Bischof von Brixen verfertigte, der 2 Fuß hohe David für den Bischof von Chur, der heilige Erasmus in Maria Einsiedeln, ein Cruzifix mit Maria und Johannes in Lebensgröße zu Tartsch, eine heilige Philomena zu St. Leonhard in Passeier, der heilige Johannes von Nepomuk auf der obern Sillbrücke bei Innsbruck. Auf einer Photographie, welche eine kleine Sammlung von seinen Werken darstellt, finde ich ferner eine Franz-Josef-Büste, das große Bild einer Heiligen, eine kleine Statue, Christus an der Geißelsäule und ein Basrelief, den Kopf des Erlösers mit der Dornenkrone vorstellend. Die Cruzifixe, welche aus seiner Hand hervorgegangen, sind an zwei Eigenthümlichkeiten leicht kenntlich. Er pflegte nämlich die Nägel nicht wie sonst gebräuchlich an der Mittelfläche der Hände, sondern am Handgelenk anzubringen, da er glaubte, die Wunde würde im ersteren Falle ausreißen. Ebenso hängt das Ende des um die Mitte des Körpers geschlungenen Tuches stets auf der rechten Seite herab. Im Museum zu Innsbruck befinden sich nebst einem Cruzifixe die Büsten Franz I. und Andreas Hofer's. Erstere verdankt folgendem Vorfalle ihre Entstehung. Als der Kaiser nach Tirol reiste, kam er auch in das Dorf Nauders und kehrte im dortigen Posthause ein. Während der Tafel kam das Gespräch auf die Merkwürdigkeit des Dorfes, den blinden Bildschnitzer. Der Kaiser interessirte sich lebhaft dafür, ließ Kleinhans rufen und ertheilte demselben die Erlaubniß, ihn abzufühlen, um danach eine Büste zu fertigen. Wie glücklich der Blinde seine Aufgabe löste, zeigt das vorhandene Bildniß. Auch die Statue eines Tiroler Landesvertheidigers aus den

Neunziger Jahren befand sich im besagten Museum und wurde, während Tirol unter Baiern stand, vom König um 100 Gulden gekauft. Der Vorsatz, einen Plan der Stadt Brixen in Holz auszuarbeiten, wurde nicht ausgeführt. Das erste Cruzifix, das Kleinhans als zwölfjähriger Knabe schnitzte, hängt noch heute in seinem ehemaligen Wohnhause zu Nauders; das große bewegliche aber, mit dem er Tirol bereiste, wurde an einen verabschiedeten Kaiserjäger verkauft, der zum Broterwerb damit auf die Wanderschaft ging.

Wo und wann Kleinhans mit dem berühmten Münchener Bildhauer Knabl, der bekanntlich ebenfalls Tirol seine Heimat nennt, in Berührung kam, konnte ich nicht ermitteln, gewiß ist es aber, daß beide Männer sich kannten. Knabl erzählte einst einer Gesellschaft von Herren, er habe als Knabe von 8 bis 10 Jahren vor einem Bilde des Kleinhans geweint, da er sich dachte: „Jetzt hat dieser Blinde das geschaffen, was ich mit gesunden Augen nicht zu Stande bringen kann."

Leider ist der Name dieses begabten Kunstschnitzers schon jetzt fast verschollen, wie so Manches in Tirol; nur ein treffliches Porträt aus der Hand Stechers, das sich im Landesmuseum befindet, hat uns das Bild dieses Künstlers erhalten. Doch geht, wie wir seinerzeit hörten, ein Verwandter desselben mit dem löblichen Gedanken um, seine zerstreuten Arbeiten zu sammeln und durch ein „Kleinhans-Museum" das Andenken dieser interessanten Erscheinung zu erhalten.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Verse folgen, die Kleinhans selbst dichtete, und die, wenn sie auch keine „Goethe'schen" sind, dennoch von dem tiefen Gemüth und von der religiösen Gesinnung dieser Künstlernatur Zeugniß geben:

„Seht den Blinden vor Euch stehen,
Wie er in der größten Noth
Auf der Welt herum muß gehen,
Suchen um das liebe Brot.
Keine Feder, keine Tinten
Kann beschreiben, was den Blinden
Drückt für eine schwere Noth;
O erbarm' Dich, großer Gott!"

„Doch will ich den Schöpfer preisen,
Ob er gleich mich blind gemacht,
Ihm auch alle Ehr' erweisen,
Ob mir gleich mein Leben Nacht:
Denn er läßt aus lauter Milde
All' mein Einzig', was ich hab',
Schnitzen mich sein Ebenbilde,
Von dem Höchsten — welche Gab'!"

Der letzte Rottenburger.

Historische Erzählung aus Tirol von **J. C. Maurer.**

(Fortsetzung.)

Marianne, obwol selbst stets in Hoffen und Bangen um ihren Liebsten, hatte zu thun genug, ihrer Herrin trübe Stunden, so gut es eben anging, zu erheitern.

Der Abend lag draußen auf dem Innthal, und die ersten Sterne funkelten eben über der grauen Alpenkette, welche den prächtigen Strom an seinem linken Ufer begleiten, und blickten herein in die Wohnstube auf der Rottenburg. Breite Bänke, die rings an den Wänden herumliefen, und ein großer irdener Ofen, dessen grüne Kachelstücke allenthalben mit Schnörkelwerk geziert waren, verliehen diesem Gelaß, das nach Sitte der damaligen Zeit eigentlich so recht dem Familienleben des Burgherrn geweiht war, ein trauliches Ansehen. Eine Lampe, an einer Ecke über dem Tische hängend, beleuchtete zwei lebensgroße Ahnenbilder, welche an den breiten Pfeilern zwischen den drei Fenstern aufgehängt waren. Durch eine Thür in der Seitenwand stand die Stube mit dem anstoßenden Wartthurm in Verbindung, während eine andere den Fenstern gegenüber auf den gewölbten Gang des Schlosses führte.

In der Stube saß Marianne am Spinnrocken, und indem sie emsig das Rädchen drehte und den feinen Faden durch ihre Finger gleiten ließ, sang sie folgende Strophen:

„Und wenn ihr mir gebet
Auch noch so vieles Geld,
Euer Sohn muß doch jetzt sterben
In weiter, breiter Welt.

In weiter, in breiter,
Allvorwärts vor den Feind,
Ob auch sein schwarzbrauns Mädchen
So bitter um ihn weint.

Sie weinet, sie grämet,
Sie klaget gar zu sehr;
Ade, Herzallerliebster,
Ich seh' dich nimmermehr!"

Während dieses Gesanges war unbemerkt Barbara hereingetreten. Leise näherte sie sich von rückwärts der Sängerin, schlang den Arm um ihren Hals und küßte sie.

Marianne schaute auf.

„Ihr seid's, ihr habt mich belauscht?"

„Ja, ich bin's, gute Seele", gab ihr das Fräulein zur Antwort, während sie sich auf die Schulter der Spinnerin niederbeugte. Es ist ein ahnungsvolles Lied das du gesungen:

„Ade, Herzallerliebster,
Ich seh' dich nimmermehr!"

„Ihr hättet es nicht hören sollen", erwiderte erstere, „und dürft nicht so traurig sein, sonst hat die arme Marianne, die euch trösten soll, auch keinen Trost mehr."

Barbara setzte sich auf die Bank nahe dem Stuhle ihrer Gespielin; diese stellte das Spinnrad bei Seite und setzte sich auf einen Schemel zu den Füßen des Fräuleins nieder.

„O Gott, wie mir um's Herz ist", seufzte die Rottenburgerin und strich sich das blonde Haar aus der Stirne. „Woche um Woche streicht vorüber und keine Kunde, nicht von Bero, nicht von meinem Vater. O diese unheimliche Stille wie vor einem schweren Wettersturme! Siehst du", fuhr sie durch's Fenster weisend fort, „noch immer Flammen und Feuer von den Bergen, die Zeichen des Aufgebots im ganzen Land, es wird ein schreckliches Blutbad werden."

Marianne horchte nachdenkend zu. „Eben fällt mir eine alte Geschichte ein", sagte sie, „vielleicht habt ihr sie auch schon erzählen hören. Auf einem Feld bei Innsbruck, es heißt die Ulfiswiese, da steht eine Kapelle und daneben zwei Eichenbäume. Wenn nun die Bäume so stark sind, daß ein Reiter sein Roß daranbinden kann, dann wird eine schwere Zeit kommen. Dann werden Feinde in's Land hereinbrechen, und auf der Ulfiswiese wird eine große Schlacht sein, da wird so viel Blut fließen, daß die Gäule bis an die Fesseln darin waten. Die Bäume sollen jetzt so stark sein — — —"

Ein dumpfes Brummen aus der Ferne, ähnlich dem Rollen eines nahenden Gewitters, unterbrach hier die Erzählung des Mädchens.

„Das sind die Donnerbüchsen vom Schloß Matzen drunten", sagte Barbara. „O wie elend, elend bin ich! O mein Vater, was hat dir dein Kind gethan?" — —

Alles war wieder stille. Marianne zog den Arm der Freundin zu sich herab und wollte sie beruhigen, aber dem armen Kinde fehlten die Worte. So saßen sie schweigend eine geraume Zeit. Ein gellender Hornstoß vom Thurme, dem ein zweites langgedehntes Hornsignal folgte, weckte sie endlich aus ihren Träumen.

Erschreckt fuhren sie auf, Marianne schmiegte sich an das Fräulein.

„Was ist das", sagte letztere, „das Zeichen zum Oeffnen des Thores, wer mag es sein, der Einlaß begehrt?"

Mit pochendem Herzen lauschten sie wieder, während sie sich ängstlich umschlungen hielten. Jetzt kamen flüchtige Schritte mit hellem Sporenklang über den Gang näher, die Thürklinke knarrte — „Rupert!" rief Marianne.

Dieser blieb, überrascht durch die unerwartete Anwesenheit des Burgfräuleins, ehrfurchtsvoll unter der Thüre stehen.

„Nur herein", sprach Barbara freundlich, „du hast uns arg erschreckt, Rupert."

„Verzeiht darob, edles Fräulein", entgegnete der Ankömmling. „Ich komme mit Botschaft hergeritten von Ritter Heinrich von Rottenburg, meinem Herrn."

„Mein Vater, wo ist er, ist er wohlbehalten?" fragte Barbara in gespannter Erregung.

„Ei freilich", antwortete der Schildknappe.

„Und welche Botschaft bringst du von ihm?"

„Gar vielerlei, edle Herrin, könnt' ich erzählen von Krieg und Kriegshandwerk, hättet ihr Lust mich anzuhören."

Die Rottenburgerin sah hierin eine gute Gelegenheit, Näheres über die Kriegsereignisse und vielleicht auch über den Junker Rechberger erfahren zu können; sie winkte darum der Gespielin, die noch immer neben ihr stand, und sagte:

„Marianne, bring' unserem Rupert einen Becher Wein, er wird müde und durstig sein. Du aber", fuhr sie, während das Mädchen sich aufmachte, zum Schildknappen gewendet fort, „setz' dich zu uns und erzähle uns getreu, was in diesen Wochen vorgefallen. Sind wir doch von aller Welt so abgeschieden, als wären wir Klosternonnen."

Unterdessen hatte Marianne den Wein gebracht und stellte ihn auf den runden Tisch, hinter welchem das Fräulein Platz genommen. Dann rückte sie für den Ankömmling einen Stuhl zurecht und begab sich an Barbara's Seite.

Rupert ergriff den blanken zinnernen Becher.

„Auf euer Wohl, Herrin, und des Hauses Rottenburg!"

„Wohl bekomm's dir", erwiderte das Burgfräulein.

Er trank mit einem kräftigen Zug und begann, nachdem er sich auf den Stuhl niedergelassen, seine Erzählung:

„Es mochte gegen Sonnenuntergang sein, als wir am Johannistage an die Volderer Brücke kamen. Wir hatten auf unserem Zuge wenig Widerstand gefunden, nur da und dort wollt' uns ein Haufen Bauern den Weg verstellen, denn das Volk hängt an dem Herzog fest wie Stahl und Eisen. Doch unsere guten Klingen trieben sie alsbald auseinander, und wir hofften noch vor der Nacht die Stadt Hall zu überrumpeln und dort einzuziehen. Aber es sollte anders kommen. Die Brücke war abgebrochen, und der Inn vom Schneewasser aus den Oetzthaler-Fernern derart angeschwollen, daß selbst unsere verwegensten Reiter sich nicht hindurchwagten. Die Herren hielten nun Kriegsrath und beschlossen, über die Hochstraße geradezu auf's Schloß Ambras und Innsbruck loszurücken. Inzwischen war die Sonne hinunter, und taghell leuchtete der Vollmond. So ging es vorwärts, Herr Heinrich mit den bayerischen Herzogen voran, dann die Reisigen auf ihren Rossen, zuletzt das Fußvolk. Wie wir aber in einen Hohlweg kamen, war es, als ob auf einmal die ganze Hölle los wäre. Hurrah! schrie es von allen Seiten, ein Regen von Pfeilen pfiff links und rechts aus dem Wald, und auf uns den Weg herab jagte der Herzog Friedl mit seinen Mannen. Es war ein mörderisches Dreinschlagen. Unsere Leute fochten wie Satane, und bald hätte ein bayerischer Landsknecht den Friedl selbst gefangen, hätt' nicht ein Armbrustschütz' ihm einen verdammten Streich gespielt. Denkt nur, sie waren hart aneinander, schon hat der Landsknecht mit dem Spieß ausgeholt, den Herzog vom Pferd zu stoßen, da schwirrt ein Pfeil durch die Luft, und der tapfere Bayer, durch's Herz geschossen, liegt am Boden. — Darauf der Schütz aus dem Wald springen, des Herzogs Gaul, den sein Reiter nimmer bändigen konnte, am Zügel fassen und mit ihm in den Busch hinein, war nur ein Augenblick. Es soll der Hauptmann der Schützen selbst gewesen sein, er soll Rechberger heißen." —

Mit beklommenem Herzen hatten die Mädchen dieser Erzählung zugehört. Helles Roth trat in die Wangen des Fräuleins, als sie den Namen ihres Geliebten nennen hörte, sie warf einen bedeutungsvollen Blick auf Marianne. Der Erzähler, den diese Geschichte sichtlich in's Feuer gebracht hatte, schien dies nicht zu bemerken.

„'s muß ein rechter Teufelsbursch sein, dieser Rechberger", fuhr er dem Humpen zusprechend fort, „ist's auch unser Feind, ich könnt' ihn nicht hassen, wenn er mir wieder einmal begegnen sollte."

„Und was geschah weiter", fragte Barbara gespannt, „wie ging's dem Rechberger — dem Herzog wollt' ich sagen."

„Nun, wie ging's", entgegnete der Schildknappe verdrießlich, „wir mußten laufen, des Friedl's Kriegsvolk war wie das wilde Heer hinter uns, ihn selbst aber und den Rechberger sahen wir nicht mehr. Nun zogen wir wieder zurück über den Ziller bis an's Schloß Matzen, in dem des Herzogs Feldhauptmann, der Freundsberger, haust. Dort gruben wir die Straße ab, warfen rings um das Schloß Schanzen und Gräben auf und begannen die Belagerung. Sturm folgte anfänglich auf Sturm, aber der Freundsberger schoß mit seinen Donnerbüchsen so grimmig auf uns, daß wir jedesmal wieder weichen mußten, wollten wir nicht all' unser Kriegsvolk niederbrennen lassen. Jetzt versuchte Herr Heinrich das Schloß auszu-

hungern, aber ich wett' euch, sie haben drinnen einen geheimen Zugang, und alle unsere Arbeit wird vergebens sein, wenn es nicht", setzte er pfiffig bei, „mit den goldenen Schlüsseln gelingt hineinzukommen, ehe uns der Friedl über den Hals rückt."

„Wie meinst du das", fragte Barbara gleichgiltig.

„Ei", versetzte Rupert, „ich glaub' nur so, die Bayern haben Gold in Fülle, und Ritter Heinrich von Rottenburg leidet auch keinen Mangel daran; doch", setzte er bei, als ob ihn diese Rede reuen würde, das sagt man nur so im Lager herum. Und jetzt, edle Herrin, ist es Zeit, „daß ich mich aufmache, mein gestrenger Ritter erwartet vor Mitternacht meine Rückkehr. Was darf euer Diener eurem Vater melden", fragte er, sich erhebend.

Das Fräulein und Marianne standen gleichfalls auf.

„Melde meinen kindlichen Gruß und unseren Dank für seine Botschaft", entgegnete die erstere.

„Gehabt euch wohl, edles Fräulein!" Der Knappe verneigte sich und ging.

Marianne zündete eine Kerze an und machte sich bereit, dem Scheidenden über den Gang und die Treppe zu leuchten. Hinter ihm draußen angelangt, zupfte sie ihn am Wamms.

„Rupert, hast kein Wort, kein Aug' mehr für deine Marianne", lispelte sie vorwurfsvoll.

Rupert wendete sich um, faßte ihre Hand und zog das Mädchen an sich.

„Sei doch keine Närrin, Marianne, wie soll ich denn mit dir reden vor dem Fräulein, weißt es ja selber, daß unsereins darf nichts merken lassen vom Verliebtsein bei der vornehmen Herrschaft, nur wenn wir allein sind — —"

„Aber anschauen hättest mich doch können", bemerkte das Mädchen, indem sie schmollend sich halb von ihm wegwandte.

„Wenn ich dir aber sag'", fuhr der Bursche beschwichtigend fort, „das gehört sich nicht, das ist nicht höfischer Brauch, versteh' mich doch!"

„Ach, was höfischer Brauch", eiferte sie mit erkünsteltem Aerger, „von was das Herz voll ist — —"

„Geht der Mund über", ergänzte Rupert, indem er einen Arm um die Schmollende schlang und sie küßte.

„Schalk von einem Buben", sagte lächelnd Marianne, sich losmachend. „Und jetzt hör', was ich ausgestanden diese ganze Zeit, dich immer so im Krieg wissen, keinen Augenblick sicher sein, ob sie dich nicht niederhauen; aber siehst, die Muttergottes von Georgenberg auf dem Gnadenpfennig hat dich beschützt, hast ihn noch?"

„Zweifelst etwa", erwiderte er, das Wamms aufreißend, „da schau' her; aber", setzte er lachend bei, „vielleicht hat mir dein Bußl beim Abschied mehr Glück gebracht als der Pfennig, darum mußt du mir gleich noch eins geben, der Krieg ist ja noch nicht aus, vielleicht möcht' ich's brauchen."

Sie streckte sich auf den Zehenspitzen zu ihm hinauf und küßte ihn.

„Ade, mein Rupert!"

„Ade, Marianne!"

Er reichte ihr zum Abschied die Hand, dann sprang er in wenigen Sätzen die steinerne Treppe hinunter.

Barbara hatte, nachdem unser Pärchen die Stube verlassen, von ihren Gefühlen überwältigt, sich auf die Bank hingesetzt. In heftigen Schlägen pochte ihr Herz, tausend Gedanken, tausend Empfindungen gingen durch ihre Seele. Hier der Vater, dort der Bräutigam, beide im erbitterten Kampfe auf Tod und Leben.

Während sie so ihren Gedanken nachging, trat Marianne wieder ein. Das Fräulein flog ihr entgegen und warf sich an ihren Hals.

„O Marianne“, sagte sie, „könntest du mein Gefühl ahnen, könntest du empfinden, wie es in diesem Herzen tobt! Soll ich mich freuen über den Sieg des Herzogs, soll ich trauern über das Mißgeschick meines Vaters! — O mein Kopf ist so wirr, mein Herz so schwer, und doch ist mir so wohl, mich tröstet ja ein seliger Gedanke: mein Vero kämpft für unsere Liebe!“

Jetzt schlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zehnte Stunde.

„Wollt ihr euch nicht zur Ruhe begeben“, bemerkte die Gespielin, „ihr habt es so nöthig, gutes Fräulein.“

„Ja, du hast recht“, entgegnete diese, „ich will ruhen, wenn ich ruhen kann. Komm und folge mir.“

Sie stiegen hinauf in das Gemach des Burgfräuleins.

Etwa eine Wegstunde unterhalb der Rottenburg erhebt sich am rechten Innufer, durch seinen runden Thurm und die weißroth bemalten Fensterläden von weitem kenntlich, das alte Schloß Matzen. Sumpfige Auen, von Schilf, Moorgrund und schlammigen Wassertümpeln durchzogen, umgeben rings die Veste, deren Ursprung die Sage in die graue Römerzeit zurückversetzt. Hinter derselben erhebt sich, von einem Plateau des Mittelgebirges auslaufend, ein waldiger Berg, an dessen Nordseite eine pralle Felswand sich unmittelbar in den Inn hinabsenkt. Grünes Moos wuchert heute auf den verwitterten Hohlziegeln des steilen Daches, zu den Füßen des Gemäuers breitet sich ein mit Schilf bewachsener Teich aus, und uralte Eichen umstehen den erwähnten runden Thurm, aus dessen tiefstem Verließ einst ein geheimer Gang in die nahen, nunmehr verfallenen Bergwerke geführt haben soll.

In dieser fast für unbezwingbar gehaltenen Burg befehligte damals als Vasall des Tiroler Herzogs dessen Freund und Feldhauptmann Ritter Ulrich von Freundsberg.

Es war in derselben Nacht, in welcher Rupert, der Schildknappe, auf der Rottenburg eingekehrt. Der Freundsberger schritt mit finsterem Blick und schweren Schritten durch die düster erleuchteten Kasematten des Schlosses. Ehrerbietig traten die Kriegsknechte vor ihren Kommandanten bei Seite und hefteten wie angewurzelt ihre Augen auf den langen eisgrauen Mann, der im dunklen Mantel, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, den mächtigen Pallasch an der Seite, stumm und ernst an ihnen vorüberging. In einer Erweiterung der Kasematte, in welcher zwei schwere Geschütze ihre drohenden Mündungen durch die Schießscharten reckten, hielt er still und blickte durch eine der Luken hinaus nach dem feindlichen Lager, das wohlverschanzt und durch Sumpf, Weiden und Erlen gedeckt in der Au' sich hinzog. Ein leichter Nebel, vom Mond erhellt, lag über den Moorgründen, und nur der Schein der Wachtfeuer hinter den Bäumen verrieth die Stelle, wo der Feind sich festgesetzt.

Die Stückknechte, welche die beiden Geschütze zu bedienen hatten, standen erwartungsvoll da.

„Stückmeister“, wendete er sich an einen von den Leuten, „laßt die Knechte antreten und richtet die Donnerbüchsen geradezu dorthin, wo hinter dem Buschwerk das Feuer brennt.“

Dem Befehle wurde augenblicklich gehorcht, die Knechte traten mit brennenden Lunten zu den Geschützen.

„Habt ihr die Richtung?“

„Wie ihr befohlen, Herr Ritter“, war des Stückmeisters Antwort.

„Dann feuert in des Teufels Namen!“

Das Pulver blitzte vom Zündloch auf, ein dumpfer Knall dröhnte durch die Kasematten. Der Freundsberger blickte hinaus, drüben raschelten die Aeste von den Bäumen.

„Nochmals gefeuert, Bursche", wendete er sich dann zu den Leuten.

Wieder donnerte ein Schuß, wieder hörte man deutlich das Krachen der abgeschossenen Baumäste durch die Stille der Nacht.

„Hurrah!" klang es jetzt wie zum Spott vom Lager herüber, und im Augenblicke löschten die Wachtfeuer aus, so daß man im Nebel nichts mehr unterscheiden konnte.

Der Freundsberger stampfte zornig mit dem Fuße auf das Steinpflaster und murmelte einen derben Fluch zwischen den Zähnen. Mittlerweile war einer seiner Diener zu ihm getreten und hatte geheimnißvoll einige Worte geflüstert, die von den Umstehenden Niemand verstehen konnte. Eine sichtbare Bewegung malte sich in den Zügen des alten Kämpen, er schlug den Mantel herunter, unter dem jetzt ein blanker Stahlharnisch hervorschaute.

„Stückmeister", sprach er, „laßt die Mannen wieder abtreten, jeder Schuß wäre jetzt in der Dunkelheit vergeblich. Verdoppelt übrigens alle Wachen und laßt die Gegend um's Schloß scharf beobachten. Habt ihr mich verstanden? Ihr haftet mit eurem Kopfe."

Der Stückmeister sah ihn scharf an und nickte; Ulrich von Freundsberg aber schritt, wie er gekommen, durch die Kasematte zurück, an deren Ende er eine kleine eiserne Thüre aufsperrte und in der Wölbung einer schmalen Wendeltreppe verschwand.

In vielfachen Windungen führte diese hinab in ein gewölbtes Zimmer des Erdgeschosses, dessen Fenster mit dicken eisernen Stangen vergittert gegen den Schloßweiher hinausgingen. Keine menschliche Seele konnte von draußen entdecken, was im Innern dieses Raumes vorging Ein Stuhl und ein Tisch, auf dem eine Laterne brannte, waren der einzige Hausrath.

Als der Feldhauptmann eintrat, erblickte er eine hochgewachsene Gestalt in einem langen grauen Mantel, welcher faltenreich bis auf den Boden herabfloß. Sie hatte eine Kapuze über den Kopf gezogen, und die Augen waren mit einer weißen Binde verbunden. Zwei Wachen mit blanken Hellebarden standen an ihrer Seite.

Ulrich blieb überrascht stehen nnd musterte die Erscheinung.

„Nehmt ihm die Augenbinde ab und entfernt euch", befahl er kurz den Wachen. Diese thaten, wie ihnen geboten, die Gestalt ließ den Mantel sinken.

„Ritter Heinrich von Rottenburg!"

„Ich bin's", sagte dieser.

„Was führt euch zu mir? Ihr wurdet aufgegriffen von meinen Wachen?"

„Keineswegs, edler Herr", entgegnete spöttisch der Angeredete, „dafür bin ich der Rottenburger."

„Wie kommt ihr her?"

„Freiwillig nahte ich mich ohne Schwert euren Wachen und verlangte, vor euch geführt zu werden. Nach Kriegsbrauch verbanden sie mir die Augen, so komme ich zu euch."

„Und euer Begehren?"

„Gebt mir erst euer Ritterwort, daß wir unbelauscht sind."

„Das sollt ihr haben."

Sie reichten sich die Rechte zum Handschlag.

„Und nun hört", versetzte der Rottenburger. „Lange genug scheint's mir schon, daß ihr auf unsere Schanzen umsonst eure Kugeln verschießt; sie sind fest genug

für eure Eisenballen. Aber eure Mauern sind nicht zu hoch für unsere Sturmleitern, und die Nächte sind oft trüb und finster."

„Was wollt ihr mit diesen Reden?" unterbrach ihn Ulrich.

Der erstere schien darauf nicht zu achten, sondern fuhr im spöttischen Tone fort: „Auch spüren eure Mannen dann und wann Durst und Hunger, und es dürfte noch lange dauern, bis Herzog Friedl sein Heer angeworben und euch zu Hülfe kommt. Oder meint ihr, der schwarze Tod soll in's Lager kommen und uns hinraffen?"

Er schwieg und sah den Feldhauptmann bedeutungsvoll an.

„Und sonst habt ihr nichts zu sagen?" fragte dieser gereizt.

„Viel und wenig."

„Nun so sprecht."

Der Rottenburger nahm eine mehr gedämpfte Stimme an.

„Oeffnet uns heute Nacht die Thore von Matzen, dieser Beutel blanken Goldes sei euer und drei meiner Schlösser."

Mit diesen Worten zog er eine schwere Geldbörse aus dem Gürtel und legte sie auf den Tisch.

„Satan von einem Schurken", fuhr der Freundsberger auf und griff nach dem Schwerte; aber Heinrich, ruhig und unbeweglich, faßte ihn mit eiserner Kraft am Arme.

„Sachte, Herr Ritter", sprach er gleichgiltig.

Diese kaltblütige Ruhe stimmte den alten Haudegen besonnener, langsam zog er die Hand von dem Schwertgriff.

„Wißt ihr", sagte er, sich sammelnd, „daß ich euch durch meine Kriegsknechte jetzt im Augenblick kann ins unterste Burgverließ werfen lassen."

Den Rottenburger verließ sein kalter Gleichmuth nicht.

„Thut es", erwiderte er, „wenn ihr glaubt, es wird euch Ehre bringen, den wehrlosen Feind leichten Kaufs aus dem Wege zu schaffen."

Zornesröthe überzog das Antlitz Ulrich's.

„Was war das, ihr wollt mich höhnen? Ulrich von Freundsberg hat sich noch an keinem Wehrlosen vergriffen. Nehmt euer Gold und geht."

Er warf ihm den Beutel vor die Füße, den der Andere unberührt am Boden liegen ließ.

„Das aber merkt euch", fuhr er weiter, „als letztes Wort bei unserem Scheiden; eher wird der letzte Mann auf Matzen durch's Eisen fallen oder am Hungertode sterben, ehe der alte Freundsberger am Land Tirol und seinem Herzog zum Verräther wird."

Diese Worte hatte er mit erhobener Stimme gesprochen, mit raschen Schritten ging er gegen die Thüre und öffnete, die Wachen traten wieder herein.

„Verbindet dem Manne die Augen und bringt ihn mit sicherem Geleit vor's Schloß."

Die Knechte thaten, wie ihnen befohlen, und führten den Rottenburger von dannen.

Der Feldhauptmann war nun allein. Auf's Höchste erregt ging er mehrmals im Gewölbe auf und ab. Sein Auge rollte unheimlich unter den buschigen Brauen, sein Gesicht hatte Geisterblässe angenommen. Endlich setzte er sich nachdenkend auf den Stuhl hin.

„Was war das", begann er, mit sich selbst redend, „was hat er gesprochen: ‚der schwarze Tod soll in's Lager kommen und uns hinraffen!' Wie, wenn der schwarze Tod wirklich käme, wenn er ihn hinraffte — der schwarze Tod — — der jähe Tod — — ja, das ist's. —"

Wieder schien er eine Weile nachzudenken, dann warf er den Mantel über die Stuhllehne zurück und stand auf.

„Wenn's wirklich so käme“, sagte er, die Faust auf den Tisch stützend, „wenn ich — nein — wie war doch sein Wort — ‚den Wehrlosen aus dem Wege räumen‘ — den Wehrlosen — — ist's denn meine Hand, die ihn meuchelt? — List gegen List ist's — und wer sich überlisten läßt, ist's nicht dessen eigene Schuld?“ — —

Jetzt fiel sein Blick auf den Beutel, der noch am Boden lag.

„Da ist's — das Gold — das Judasgold.“

Er hob die schwere Börse auf und schleuderte sie auf den Tisch; ein Gedanke schien plötzlich in ihm aufzublitzen.

„Halt, was fällt mir ein, ja so — List gegen List heißt es — wenn ich's ihm heimzahlte, mit Zinsen heimzahlte — —“

Er besann sich wieder, immer starr die Blicke auf den Beutel geheftet.

„Wer wäre der Mann, der goldgierige Judas — — ja wir haben ihn — wir wollen's versuchen, und wenn er's nicht thut — —“

Jetzt öffnete sich hinter ihm geräuschlos die Thüre, ein Windzug strich durch das Licht der Laterne und drohte es zu verlöschen. Ulrich wendete sich um.

„Du hier, Samuel?“

Ein kleines, dürres Männlein mit rothem, schütternem Bart und langem schwarzen Kaftan stand vor ihm und machte, die Arme über die Brust gekreuzt, eine demüthige Verbeugung.

„Gelobt sei der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs!“

„Laß mich in Ruhe mit deinem Gott Abrahams“, redete ihn der Ritter unwirsch an. Das Männlein erschrack.

„Wie ihr befehlt, gewaltiger Herr Ritter.“

„Wo warst du, was bringst du für Nachrichten?“

Das Männlein machte wieder einen tiefen Bückling.

„Gott der Gerechte! Euer Gnaden, wo soll ich nur anfangen zu erzählen! Bin ich gewandert nach eurem Befehl durch's Unterland hinauf bis Innsbruck, hab' überall getroffen in Dörfern und Märkten die Bauern bereit zum Losschlagen für unseren Herzog. Aber Seine fürstlichen Gnaden, was soll ich nun sagen, die sitzen noch immer in ihrer Burg und warten und warten. Gott, wie lang' wollen sie warten, ist es doch endlich Zeit, so denkt der Samuel, und ist nur ein armer Jüd'!“

„Und sonst“, unterbrach ihn Ulrich, „hast du nichts gesehen, die Bürger in den Städten?“

„Wie ich gesagt, Euer Gnaden, kein Mann, keine Maus rührt sich, Alles still und stumm.“

„Sprich die Wahrheit, Jude!“

„Gott der Gerechte soll mich strafen! Ist erlogen ein Wort, soll ich verdorren wie ein Baum in der Wüste!“ betheuerte er mit einem schielenden Blick nach dem Beutel hinüber.

„Gefällt dir der Säckel, Jude?“

„Ei, was sollt er nicht? Was wird er enthalten für rothes schönes Gold! Der Herr Ritter ist ein reicher Mann, aber ich, was ist der für ein armer Jüd'!“

„Samuel“, sagte Ulrich im vertraulichen Tone, „willst du den Beutel verdienen?“ Dabei hob er ihn auf und ließ ihn klingend auf den Tisch fallen. Das Klirren des Goldes machte den Juden noch lüsterner.

„Verdienen? Wie heißt verdienen? Der gewaltige Herr Ritter braucht ja nur zu befehlen, der alte Samuel steht zu Gebot bei Tag und Nacht.“

„Aber Jude", bemerkte der Freundsberger, „überlege dir's wol, es ist kein leichtes Stücklein, das ich dir aufgebe."

„Und wenn es mir an den Hals geht, ich will es thun, für den Herrn Ulrich kann ich's ja wagen."

„Und für's Geld", ergänzte der Versucher, sich verächtlich abwendend. „Kennst du den Rottenburger?" fragte er dann anscheinend gleichgiltig.

Samuel nickte mit dem Kopfe. „Wie sollt ich ihn nicht kennen? Gnädigster Ritter, denkt nur, zehen Jahr mögen's sein, da zog ich einmal meine Straße vom Bayerland gegen Innsbruck zu, auf einmal ward ich angefallen vom Heinrich von Rottenburg und seinen Leuten. Die banden mich und schleppten mich auf sein Geschloß. Dort mußt ich sitzen drei Monate im tiefsten Verließ, bis ich gezahlt hatte zweihundert Goldgulden bei Pfennig und Heller. Straf mich der Gott Israels, wenn ich das jemals vergesse."

„Das sollst du auch nicht, alter Hebräer", versetzte der Feldhauptmann, „du sollst dich dafür rächen."

„Rächen, der arme Samuel an dem mächtigen Herrn von der Rottenburg? Wie sollt ich das, wie wäre das möglich?"

„Das sollst du erfahren", erwiderte im geheimnißvollen Tone der Freundsberger. Darauf näherte er sich den beiden eisernen Thüren des Gemaches und ließ, nachdem er sich überzeugt, daß Niemand draußen sich befinde, an jeder knarrend den Riegel ab.

„Nun sind wir sicher", fuhr er dann bedächtig fort. „Aber noch eins, Samuel, was nun gesprochen wird, muß ewig ein Geheimniß zwischen dir und mir bleiben; keine Folter, selbst der Tod nicht wird dir jemals ein Wort von dem aus dem Munde pressen. Du wirst mir das schwören."

Dem Juden wurde angstvoll zu Muthe, seine Knieen schlotterten, er wußte nicht, sollte er mit Ja oder Nein antworten. Sein Peiniger durchschaute seine Gedanken.

„Du willst nicht, gut, so gehe!"

„Ich schwöre", stieß jener zitternd hervor.

„So schwöre bei dem lebendigen Gott", befahl der Ritter.

„Bei dem lebendigen Gott", wiederholte der andere, und erhob bebend die Hand, „bei Jehovah, dem Gott meiner Väter, dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs!"

„Dein Gott hat deinen Schwur gehört", versetzte darauf feierlich der Freundsberger.

„Und euer Begehren, Herr Ritter?"

„Du wirst morgen mit Tagesanbruch hinaus ins Lager gehen, wirst ein fremder Marketender sein, der den Landsknechten Wein ausschenkt. Ist dies geschehen, so begiebst du dich ins Zelt des Rottenburgers."

„Und was dort?" — —

Während dies der Jude verwundert fragte, öffnete Ulrich schweigend einen verborgenen Wandschrank und nahm daraus ein flaches, glänzendes Fläschchen von Krystall hervor.

„Hier dies Fläschchen wirst du ihm kredenzen zum Morgentrunk."

Der Hebräer sah ihn staunend an.

„Gift?" — —

„Ich hatte es für mich selbst bestimmt, wäre der Feind in's Schloß gedrungen. Hier das Fläschchen, hier das Geld, sie sind dein."

Gierig streckte Samuel die Hand darnach aus, aber er zog sie wieder zurück. „Der Rottenburger wird mich erkennen, gestrenger Herr."

„Dafür ist gesorgt", erwiderte Ulrich; „dein Haar ist roth, nimm weißes Haar und weißen Bart nach Komödiantenbrauch, dein Gesicht hat ohnehin die Zeit verändert."

„Wenn ihr meint, ich will es wagen", antwortete der Jude nach einigem Bedenken. „Möge der Herr ihn geben in meine Hand, mög' er mich auswählen als sein Werkzeug, wie einst Barak den Helden zum Fall der Feinde Israels."

Mit diesen Worten nahm er den Beutel und das Fläschchen und verbarg beides in die Falten seines Kaftans. Unheimlich huschte er von dannen.

Draußen hatten sich mittlerweile schwere Wolken zusammengezogen, die Sterne erloschen am Firmament, und einzelne Tropfen verkündeten das Nahen eines Gewitterregens. Bald erhob sich ein Wind in Wald und Auen, gefolgt von einem ergiebigen Platzregen, der bis gegen Morgen anhielt. Dichter Nebel lag deshalb noch beim Tagesgrauen über der Gegend, als unser Jude sich behutsam dem Lager näherte, an dessen Eingang zwei bayerische Schildwachen mit Hellebarden standen. Er hatte sich vermummt, wie ihm der Freundsberger befohlen, und trug ein Fäßlein auf dem Rücken und einen Korb am Arme.

„Halt, wer da!" riefen ihn die Wachen an.

„Ein armer fahrender Marketender, der den Herren Landsknechten will aufwarten zum Morgenimbiß."

„Und was bringst du?" fragte eine der Wachen.

„Wein, Brot, Schnaps, was die Herren befehlen, all' mein Kram steht zu Diensten."

Die Landsknechte wechselten einige Blicke mit einander. Die Aussicht auf einen Morgenimbiß schien ihnen nicht unwillkommen.

„Laß ihn gehen", sagte der Aeltere von ihnen.

„Meinetwegen", entgegnete der Jüngere, „was kann uns Bayern einmal ein Humpen ehrlicher Tiroler schaden."

Der Jude ward eingelassen. Aengstlich rechts und links spähend schritt er durch die Hauptgasse des Lagers auf einen freien Platz zu, wo eben ein Trupp Landsknechte beisammen stand.

„Wein, Schnaps, gutes Gebäck, ihr Herren", rief er, „was steht zu Diensten?"

Die Kriegsleute umringten ihn. „Heisa! ein Marketender, scholl's von allen Seiten. Niedergestellt, ausgeschenkt!"

„Nur gemach, Herren, nur gemach, bin ein alter Mann", entgegnete Samuel, während er den Korb und das Fäßlein auf den Boden stellte.

Jetzt drängte sich ein großer breitschulteriger Landsknecht mit martialischem Schnurrbart vor. Es war der Flügelmann. Der Hebräer schenkte ein und reichte ihm den ersten Humpen hin.

„Ei, das ist ja gar ein Jude", bemerkte der Breitschulterige, „daß du uns nicht vergiftest, alter Sohn Isaaks."

„Waih geschrieen!" antwortete Samuel, „was glauben die Herren; bin ich ein alter ehrlicher Mann, will ich gleich selbst trinken den ersten Schluck."

Er that es.

„Die Herren Landsknechte sollen leben!"

„Ausgetrunken", ermunterte der Flügelmann.

Der Hebräer schüttelte mit dem Kopfe. „Wie sollt gewohnt sein ein armer Mann so viel trinken am frühen Morgen."

Er gab den Humpen dem Flügelmann, die Kriegsleute leerten ihn in der Runde.

Während dies vorging trabte auf stattlichem Grauschimmel ein geharnischter Reiter daher und näherte sich der Gruppe.

„Platz!" hieß es unter den Kriegsleuten, „Ritter Heinrich kommt."

Sie traten in zwei Reihen aus einander, um ihn hindurchzulassen. Der Rottenburger hielt vor dem Juden sein Pferd an.

„Was giebt's da, was will der Mensch?" herrschte er.

Der Flügelmann nahm das Wort: „Ein Jud' ist's, der mit Tirolerwein in's Lager kommt, da haben ihn die Schildwachen eingelassen."

„Wer bist du", wendete sich der Ritter an Samuel.

Diesem pochte das Herz mit gewaltigen Schlägen, und mit furchtsamer Stimme hub er an:

„Ach, gnädigster Herr Ritter, ein armer fahrender Marketender, wollte die Herren Landsknechte lassen verkosten meinen Wein und meinen Schnaps bei dem kühlen frostigen Morgenwetter. Hab' ich aber noch ganz besondere Sachen, feine Sachen für die gestrengen Herren Ritter, dürft ich mir erlauben, Euer Gnaden zu präsentiren ein Gläschen von echten feinen Kirschenwasser?"

Während dieser Rede hatte er das platte Krystallfläschchen aus dem Korb genommen und von dessen Inhalt ein kleines Gläschen gefüllt, daß er dem Rottenburger auf's Pferd reichte.

Dieser nahm es in die Hand und schaute den Juden mit prüfenden Blicken an.

„Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?"

„Wüßte nicht", entgegnete Samuel zitternd, „wann mir sollt sein geworden die große Ehr."

Mittlerweile war Rupert, der Schildknappe, an seines Herrn Seite getreten.

„Den Filz herunter", fuhr er den Juden an, „oder weißt du nicht, mit wem du redest? Dieser mein Herr ist der gestrenge Ritter Heinrich von Rottenburg, der Hofmeister von Tirol."

Mit diesen Worten schlug er dem Hebräer den Hut vom Kopfe, daß er auf dem Boden hinkollerte. Bei dem Schlage hatte sich die weiße Perrücke verschoben, das brennend rothe Haupthaar schaute verrätherisch darunter hervor. Die Kriegsknechte brachen in ein schallendes Gelächter aus, während Samuel bleich und bebend wie ein Espenlaub dastand.

„Ei, seht doch, der Kerl hat zweierlei Haar", rief der Flügelmann und riß ihm mit einem Griff Bart und Perrücke herunter.

Dem Juden war es, als sei sein letztes Stündlein gekommen, der Boden schien ihm zu wanken, Nacht flirrte vor seinen Blicken, seine Kniee schlotterten, er wußte, daß er erkannt sei.

„Erbarmen, gnädigster Herr, Erbarmen!" stieß er stotternd hervor.

„Samuel von Meran", rief der Rottenburger im Sattel sich aufrichtend, „du? elender Schuft, was war dein Ansinnen, wolltest du mir Gift reichen?"

Er schleuderte ihm das noch unberührte Glas vor die Füße. Inzwischen hatte Rupert das Fläschlein aus dem Korbe hervorgesucht.

„Trink', verdammter Sohn Isaaks", schrie er, während er den Juden an der Gurgel packte und ihm den Krystall an den Mund hielt.

Der ertappte Giftmischer klemmte die Zähne zusammen und stieß ihn zurück. „Gnade, ihr Herren, Gnade", heulte er im kläglichen Tone und sank auf die Kniee, „laßt mich nur leben, und ich will Alles bekennen." Aber sein Angstruf verhallte in dem wilden Lärm der Landsknechte.

„Gift, Gift", schrieen sie, „den Ritter hat er vergiften wollen. Stricke her,

an den Baum mit dem Juden, hängt ihn auf!" So tönte es mit Flüchen und Verwünschungen wirr durcheinander.

Wie ein armer Sünder, seines Todes gewärtig, kniete Samuel, den Rücken gekrümmt, vor dem Rottenburger. Endlich that dieser dem tollen Lärm Einhalt.

„Ruhig!" donnerte er, ein allgemeines Schweigen folgte. „Kriegsleute, fuhr er dann fort, er wird nicht gehangen; es wäre ja um den Hanf schade für dieses Schurken Hals. Nehmt ihm seinen Kram, haut ihn zum Lager hinaus und laßt ihn laufen; der Galgen ist ihm ja doch noch gewiß."

Wie eine wilde Meute stürzten sich jetzt die Landsknechte auf den Hebräer und schlugen ihn. Endlich erspähte dieser eine Lücke, und nachdem er sich den Händen seiner Quälgeister geschickt entwunden, lief er, mit beiden Händen den Kaftan haltend, schleunigst davon.

„Nun fahr' auch du hin", sagte Rupert, als er den Juden von dannen rennen sah, und wollte das Giftfläschchen auf der Erde zerschellen, doch sein Herr hinderte ihn an dem Vorhaben.

„Das sollst du nicht", sprach er abwehrend, „gieb mir das Fläschlein, ich will mir's bewahren zum Andenken an diese Stunde."

Der Knappe gehorchte, Heinrich steckte es unter dem Harnisch in sein Koller. Darauf wandte er sein Pferd und ritt in Gedanken versunken langsam in sein Zelt zurück.

Etwas abgesondert von den übrigen stand dies am Ende der Verschanzungen und war gleich den Hütten der Landsknechte aus Weiden roh geflochten und mit einer Thüre von ungehobelten Brettern versehen. Ein Haufen Binsenstreu in einer Ecke, mit einer wollenen Pferdedecke überkleidet, diente dem Ritter als Lagerstätte, während eine hohe Trommel, vor welcher ein alter Stuhl mit drei Beinen stand, den Tisch vollstellte.

Von seinem Diener gefolgt, trat er jetzt in diese Behausung ein.

„Rupert", befahl er, indem er das Schwert sammt der Scheide aus dem Wehrgehänge zog, „nimm mir den Harnisch ab und laß mich allein."

Der Diener vollzog schweigend den Befehl und ging. Der Rottenburger zog das Giftfläschchen aus dem Koller hervor und stellte es auf die Trommel. Gedankenvoll setzte er sich dann auf sein ärmliches Ruhebett und stützte den Kopf auf den untergestemmten Arm. Seine Blicke schweiften nach dem Krystall hinüber.

„Schurken", sagte er bei sich, „mit Gift also wolltet ihr eurem Feinde beikommen, gleich einer feigen Dirne, die ihre Nebenbuhlerin aus dem Wege schaffen will. Dazu habt ihr freilich einen Juden nehmen müssen. — — Wer ihm's befohlen? — Oder hat er's aus eigenem Antrieb gethan? — —"

Ein satirisches Lächeln spielte um sein Antlitz.

„Nein, das thatst du nicht, elender Hebräer, mochtest du auch deine Rachegedanken hegen, dies Volk ist zu erbärmlich, um sie auszuführen auf eigene Faust. Gold und wieder Gold das ist die Triebfeder, die dies verkommene Schachergesindel zu Wagniß und Thaten treibt. O Friedl, daran erkenne ich dich, das sind deine Helfer, denen du vertrauen mußt."

Während er so redete, hörte er draußen das Schnauben eines galoppirenden Pferdes. Jetzt hielt es vor der Hütte still. Er stand auf und wollte zur Thüre, um nachzusehen; Ritter Markart von Stor trat ihm entgegen, sein ganzes Wesen verrieth gewaltige Aufregung.

„Herr Heinrich, auf zum Kampf", rief der Eintretende, „laßt Lärm blasen und aus den Schanzen aufbrechen, Herzog Friedrich steht in unserem Rücken. Mit tausend Mann ist er in der Nacht aus Innsbruck abgezogen, das Landvolk stieß zu ihm, so steht er eine Stunde von uns vor Tratzberg."

„Wer hat euch das gesagt, Ritter", fragte der Rottenburger mit besonnener Ruhe.

„Ich selbst, Herr, war über Nacht auf Kundschaft geritten, es scheint, als ob sie uns umgehen und vom andern Ufer aus die Stadt Rattenberg überfallen wollten."

Wie ein Blitzschlag wirkte diese Nachricht auf Heinrich.

„Auf", sprach er hastig, „laßt zum Abmarsch blasen, was hilft es uns, noch länger vor diesem verdammten Felsennest zu liegen. Rattenberg muß von uns besetzt werden, von dort aus wollen wir ihn angreifen."

Er hatte dies kaum gesagt, als auch schon ein zweiter, Albrecht von Plochingen, mit raschen Schritten herein kam.

„Edler Herr", berichtete dieser, „eine Schaar Bogenschützen hat vom Zillerthal aus rechts von uns die Höhen erstiegen und zieht dort hinter dem Wald geraden Wegs auf Rattenberg zu."

Mit finsteren Blicken hörte der Rottenburger diese Kunde.

„Hat sich die Hölle wider uns verschworen", fuhr er auf, „doch sie sollen's büßen. Eilends, Plochinger, nehmt zwei Fähnlein Landsknechte mit euch, führt sie im Sturmschritt gegen die Stadt und schneidet den Bogenschützen die Straße ab, ich mit den Bayernfürsten und allem Kriegsvolk folge euch nach. Rattenberg muß gehalten werden, oder wir sind verloren. Ruft die Herzoge Ernst und Wilhelm, wo sind sie?"

Bei dieser Rede wendete er sich, um nach Helm und Harnisch zu greifen, die am Fuße des Bettes auf der Erde lagen. Er hatte den Rücken der Thüre zugekehrt, durch welche eben Hans von Tobelheim eintrat und die letzten Worte mit anhörte. Gelassen legte dieser dem Rottenburger die Hand auf die Schulter.

„Gebt euch keine Mühe mehr, Ritter Heinrich, es ist vorbei."

Der Angeredete wendete sich überrascht um.

„Ihr, Ritter Hans, was soll euer Wort bedeuten?"

„Ihr ruft die Herzoge von Bayern, nun so wißt, in diesem Augenblick rudert ein Schifflein über den Inn hinüber, und drinnen sitzt der Bischof Georg von Passau, der in Friedrich's Auftrag mit euren Waffengenossen Frieden machte. Diese Stunde noch ziehen sie ab und überlassen euch der Rache des Landesherrn."

Der Rottenburger sah den Sprecher starr an.

„Und meine Reisigen?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Sind zu ihnen über", war des Tobelheimer's Antwort.

Draußen erscholl ein Trompetenstoß, Ritter Hans riß die Thüre auf; die weiße Fahne flatterte auf einer Eiche, die Bayern zogen aus den Schanzen hinaus. Heinrich ließ sich wie gebrochen auf das Binsenlager zurück.

„O Verrath, schändlicher Verrath!" rief er aus. „Das sind eure goldenen Verheißungen, das euer Fürstenwort, dem ich arglos geglaubt! Nun wohlan, so mag euch des Herzogs Rache treffen, die Tage der Wiedervergeltung werden auch ihm nicht ausbleiben."

Bei diesen Worten war er aufgestanden, und in Mitte der drei Ritter, wie zum Schwur die Rechte gegen Himmel erhoben, fuhr er mit feierlicher Stimme fort:

„Herzog Friedrich von Oesterreich! Möge einmal eine Zeit kommen, wo auch dich deine Freunde verrathen wie mich; eine Zeit der Vergeltung, wo deine Feinde über dich hereinbrechen und dich zermalmen. Mögen sie kommen auf dich, die Tage des Elends, wo der Fürst von Tirol arm und landflüchtig von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte zieht. Und wenn sie dich ereilt, jene Zeit, dann denk' zurück an das Schicksal des einstigen Hofmeisters von Tirol, denk' an den Fluch Heinrich's von Rottenburg."

(Schluß folgt.)

Volksbräuche der Alpenländer.

Von Dr. Ludwig v. Hörmann.

V. Tod und Begräbniß.

Pietät gegen die Todten, ehrenvolle Bestattung derselben und Heilighaltung ihrer Grabstätten galt zu allen Zeiten und bei allen Völkern als eine tief in Glauben und Sitte begründete religiöse Pflicht. Allgemein war nämlich die Ansicht verbreitet, daß die Seele des Verstorbenen nicht eher zur Ruhe kommen, sondern unstät den todten Körper umirren müsse, ehe dieser nicht bestattet wäre. So übte das edle Volk der Griechen mit größter Pietät diese Pflicht, und vielleicht bei keinem Volke wurde auf eine ehrenvolle Bestattung größeres Gewicht gelegt. Aehnliche Sorgfalt wurde bei den Römern gepflogen, wie die zahlreichen oft prächtigen Grabmäler noch bezeugen.

Daß in Erfüllung dieser heiligen Pflicht die Deutschen nicht zurückbleiben würden, wird Keiner bezweifeln, der die tief angelegte und zarte Natur der Germanen zu würdigen versteht. Schön und sinnig sind die Gebräuche und Ceremonien, mit denen unsere heidnischen Vorfahren ihre verstorbenen Mitbrüder ehrten und viele derselben sind in unsere christliche Generation übergegangen und von der Kirche genehmigt worden. Allerdings hat der heidnische Brauch, die Leichen zu verbrennen, aufgehört, sowie die alte Sitte, dem Todten seine Waffen, seinen Schmuck und das Geräthe, mit dem er lebend geschafft, ins Grab zu geben. Dessenungeachtet finden wir in den Gebräuchen, die sich um den ganzen Vorgang der Leichenbestattung gruppiren, noch so viele altererbte Züge, daß es sich wol der Mühe lohnt, sie kennen zu lernen. Natürlich haben sich dieselben „auf dem Lande" viel reiner und mannichfaltiger erhalten, und gerade Tirol bietet in dieser Hinsicht eine reiche Ausbeute der interessantesten Begräbnißceremonien, von denen ich nur die hauptsächlichsten im Folgenden zu einem kleinen Bilde vereinigen möchte.

Sobald der Tod eingetreten ist, wird in den meisten Gegenden Tirols die Leiche in reinliche frische Wäsche gehüllt und auf ein Brettgerüste gelegt. Daneben stellt man brennende Wachslichter, welche abwechselnd ausgelöscht werden, damit der Gestank der glimmenden Dochte die Einwirkungen des bösen Feindes vertreibe. Die Fenster werden geöffnet, damit die Seele entfliehen könne, der Spiegel wird verhängt, die Uhrzeiger eingestellt, zum Zeichen, daß die irdische Herrlichkeit vorbei und das Leben des Betreffenden abgelaufen sei. Häufig werden die Kerzen schon angezündet, während der Sterbende noch in den letzten Zügen liegt. „Geahnlt" eine derselben, d. h. nimmt sie ab, dann stirbt der Mensch, sobald sie herabgebrannt ist. Stirbt ein Jüngling oder eine Jungfrau, so kommen alle ledigen Burschen oder Jungfrauen der Nachbarschaft zusammen und winden Kränze aus Wintergrün, Wachholder und Blumen. Dafür bekommen sie vom Hausvater Käse, Butter und Kaffee. Dies Alles geschieht neben der Leiche.

An den meisten Orten, besonders im Oberinnthal und Vinschgau, ist noch die T o d t e n w a c h e üblich, die neben der Leiche bei aufgehängtem Oellichte gehalten wird. Tags über bis Mitternacht wird Rosenkranz gebetet; daneben besteht die freilich etwas profane Sitte des „Vaterunser-Ausspielens", d. h. zu wetten, wer länger mit ausgespreizten Armen beten könne. Punkt zwölf Uhr wird den Wachenden Schnaps vertheilt, oder werden denselben hölzerne „Brenten" mit Schottenwasser

zur Verfügung gestellt, woraus Jeder nach Belieben schöpft. Man nennt das die „Sausa". Leider artete diese Sitte, die in erster Linie nur die Stärkung der Wachehabenden bezweckte, sehr häufig in ein rohes, der ernsten Situation wenig entsprechendes Treiben aus, weshalb sie auch an den meisten Orten abgekommen ist.

Am nächsten Morgen wird die Leiche eingeschlagen. Unter das Haupt des Todten werden z. B. in Vinschgau „Hobelscheiten" gelegt, denn die Seele wohnt im Kopfe; an anderen Orten werden Sacktücher in den Sarg gegeben; der Spender glaubt sich, sobald sie verfault sind, von Kopfweh befreit. Ist die gehörige Zeit der Ausstellung verstrichen, so giebt eine eigene Sterbeglocke, gewöhnlich die älteste Glocke, das Zeichen zur Bestattung, woran in der Regel die ganze Gemeinde Theil nimmt. Die Ordnung des Zuges ist nach den Thälern verschieden; die Klagleute gehen zuletzt. Auf dem Sarge liegt ein Buxkranz, an einigen Orten Oberinnthals wird unten etwas Lebendiges, meist ein Vogel in einem Käfig, angehängt. Jungfrauen wird ein rothes Kreuz vorangetragen, doch das gewöhnlichste ist ein Kreuz aus Hollunder. In Oberinnthal wird der Leiche ein Sack mit Korn für den Meßner vorausgetragen bis in die Kirche hinein; in anderen Dörfern ein Korb mit Eiern, der sogenannte „Voraus". Der Zug muß dem Todtenwege nachgehen; geht man über die Felder oder andere Steige, so geschieht ein Unglück. Auch soll Derjenige, der einer Leiche begegnet, auf der rechten Seite ausweichen, sonst kommt der Zug nicht vorbei. Auf dem Friedhofe angelangt, wird nach den gewöhnlichen kirchlichen Ceremonien das Hollunderkreuz auf den Grabhügel gesteckt. Grünt im folgenden Jahre das Hollunderkreuz, das den Namen „Lebelang" führt, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der Begrabene selig ist.

Nach der Bestattung, die mit einem allgemeinen Weihwassersprengen schließt, geht man in die Kirche, woselbst meist gleich die Seelenmesse gelesen wird. Währenddessen wird den Armen das „Obelbrot" und Salz vertheilt. In manchen Gegenden findet diese Beschenkung noch während der Ausstellung oder während des Begräbnisses statt. Nach dem Gottesdienste begiebt sich die Verwandtschaft und andere Geladene ins Gasthaus, woselbst das „Todtenmahl" oder der „Todtentrunk", in Südtirol „Pitschen" genannt, gehalten wird. Reichere Bauern laden oft das halbe Dorf dazu ein, wobei natürlich die Armen auch ihren Theil bekommen. Der Todtentrunk ist eine uralte Sitte, die sich fast bei allen Völkern, heidnischen und christlichen, nachweisen läßt. Die Römer bereiteten nach der Bestattung ein eigenes Mahl zu Ehren des Verstorbenen, welches aus Honigkuchen und Hülsenfrüchten bestand. Ebenso war dieser Brauch bei den heidnischen Preußen und Liefländern, bei denen die abgeschiedene Seele zum Todtenmahle eingeladen wurde; jeder der Theilnehmer warf von seinem Vorrath etwas hinter sich auf die Erde. Auch die Liebesmahle der ersten Christen waren ursprünglich Todtenmahle bei Beerdigung ihrer Verwandten oder an Gedächtnißtagen der Märtyrer.

Mit diesen aufgezählten tirolischen Bestattungsgebräuchen ist natürlich dieses Gebiet noch nicht erschöpft. Eine Fluth von abergläubischen Ansichten und Meinungen schließt sich an einen solchen Vorgang, vom letzten schicksalbestimmenden Athemzuge des Sterbenden angefangen, bis zu den vernunftwidrigsten Vorstellungen und Zwecken, die sich an die versenkte irdische Hülle anlehnen.

Ein Bären-Nimrod.

Kärntnerische Volksstudie von **R. Waizer.**

Wer das Album unseres vaterländischen Malers August Prinzhofer, welches gelegenheitlich der Kaiserreise durch Kärnten im Jahre 1856 den Majestäten überreicht wurde, gesehen, wird sich eines Bildes erinnern, das den „alten Neuschitzer" aus dem Maltathale, wie er leibte und lebte, waidmäßig adjustirt, vorstellt. Der alte Nimrod, welcher im Jahre 1872 im 89. Jahre seines Alters ad patres gegangen ist, war ein Original, das um so größeres Interesse erregte, als wir in ihm den letzten Bärenjäger Kärntens besaßen.

Johann Gigler, im Volke besser unter dem Namen „Neuschitzer" bekannt, lebte, bevor er Revierjäger des noch gegenwärtigen Herrschaftsbesitzers in Gmünd, des Grafen Konstantin von Lodron, geworden, als Flüchtling in den sogenannten Röderer-wänden des Maltathales, dort, wo sich der Maltagraben tief und scharf eingerissen in die Urwände von Granit und Gneis weit hinauszieht. In dieser Waldeinsamkeit betrieb er das Waidwerk als „Wilderer". Um ihn unschädlich zu machen, nahm ihn Graf Lodron in seine Dienste. Nach seinem eigenen Geständniß hat Neuschitzer Zeit seines Lebens über sechshundert Gemsen geschossen, wie viele er gestohlen, gab er dem Grafen einmal auf eine Anfrage zur Antwort, wisse er nicht mehr, aber zwischen fünf- und sechshundert Gemsen habe er abgeliefert, was darüber, habe er gekapert und nach Gastein über das „Elend" zum Verkaufe getragen. Die letzte Gemse erlegte er am Gamsköpfl (7200 Fuß) als er bereits 84 Jahre alt war und schleppte sie selbst nach Hause. Das Gemsenblut schlürfte er als Nektar, wie er gern erzählte, und wusch sich damit zur Stärkung Gesicht und Hände. Er pries warmes Gemsen- oder Wildpretblut als herrlichen Göttertrank, als das wahre Lebens-elixir, sowie er gelben, ranzig gewordenen Speck, den er ohne Brod und Salz oft in Quantitäten bis zu zwei Pfund mit wahrer Lust verzehrte, als Delikatesse rühmte.

Weil seine karge Monatsgage, die er stets ganzjährig behob, da er selten nach Gmünd kam, zur Fristung des Lebens nicht hinreichte, ließ er das Wildstehlen noch immer nicht und nachdem ihn in den Dreißiger-Jahren der damalige Güter-Administrator Herr Lax (Onkel des gegenwärtigen Landtags-Abgeordneten und Gastwirths Josef Lax, welch' letzterem wir die meisten Daten über Neuschitzer verdanken) die Monatsgage auf 12 Gulden aufbesserte und gehörig ob des Wilddiebstahls zurechtwies, gab er über Befragen, ob er das Stehlen lassen wolle, zur Antwort: „I wer schon seg'n; wo i nit auskim, so muaß i mir halt widr so helf'n, wie entar."

Bären erlegte Neuschitzer gleichfalls mehrere. Laut Certifikat der Bezirks-obrigkeit Gmünd vom 30. November 1840 erlegte er am 9. Mai desselben Jahres eine 2 Jahre 4 Monate alte Bärin. Er bekam die Taglia und die Erlaubniß, die übliche Sammlung machen zu dürfen. Im September 1838 schoß er im reizenden Gößgraben eine Bärin laut Certifikat des Pflegamts Gmünd vom 29. Januar 1839. Für die Bärin erhielt er gleichfalls 40 fl. als Taglia aus der Staatsausgabenkasse in Folge Anweisungs-Dekretes des Guberniums vom 23. Dezember 1838. Die Decke dieses Meisters Petz wurde dem Grafen Lodron nach Wien gesendet.

Doch nicht allein als echter Nimrod galt Neuschitzer für ein Unikum, auch in seiner Stärke war er ein zweiter Simson, und wehe Demjenigen, der mit ihm Händel anfing und es mit seiner kräftigen Faust zu thun hatte. Ein halbes Jahr vor seinem Tode trug er noch einen Rückkorb mit über 50 Pfund schwerem Gepäcke

auf das 7000 Fuß hohe Klampferer Köpfl. Auch die Wildschützen hatten vor Neuschitzer einen wahren Höllenrespekt. So kam er einmal spät Nachts in die Kolmar-Almhütte im Gösgraben, um darin zu übernachten. Da erfuhr er von der Sennerin, daß bereits vier Wildschützen im Heu ihr Nachtlager aufgeschlagen hätten. Neuschitzer machte keine Anstände, aber auch die Wildschützen verhielten sich ruhig, denn sie fürchteten sich vor der Kraft, die derselbe bei einem allfälligen Konflikt an ihnen schon erprobt hätte. Ueberhaupt ließ Neuschitzer die Wilderer ziemlich ungeschoren. Er hatte seine guten Gründe dafür, denn als ihn einmal Graf Lodron zur Rede stellte, warum er nie einen Wildschützen erwische und einliefere, meinte der Befragte stotternd: „Den Stoan, den ma nit darhöbt, muaß ma holt lei lige losse!"

Als Graf Lodron mit seiner neuvermählten Gattin Louise, geb. Gräfin von Ugarte, das erste Mal nach Gmünd kam und die gräflichen Beamten und Diener im Burghofe der Ankunft des Paares entgegenharrten, stellte der Graf auch dem Neuschitzer seine holde Gemahlin mit den Worten vor: „Du, Neuschitzer, das ist meine Frau!" worauf dieser, der Gräfin die Hand küssend, erwiderte: „Ja Gnaden mei Bua, Möntschin hast woltan a tolle kriagt:"

Neuschitzer war großer, hagerer Statur, weißes Silberhaar zierte den Scheitel und eisern war sein Körperbau. Er hatte eine athletische Gewandtheit, war ein kühner Gemsjäger und unerschrockener Bergsteiger, aber ein abgesagter Feind des Soldatenstandes und daher stets Deserteur, so lange er stellungspflichtig war. Als Wildschütze wußte er sich in den nur für ihn zugänglichen Felsklüften dem Auge der Assentkommission zu entziehen. Ihm war ja die Freiheit das höchste Kleinod. Noch im Mai oder Juni 1872 war es, als er mit Baron Herbert, der eine Partie ins Maltathal machte, zusammentraf. Da meinte er über Befragen, wie es ihm gehe: „Wol schlecht, recht schlecht, dos Alter hot mi schon stork bei der Foltn!" Ja und so war es auch; der Mann von Erz fand noch einen Stärkeren. Er unterlag der Hippe des Sensenschwingers und mußte wie jeder Andere zur Grube steigen. Trotzdem lebt der alte Neuschitzer, der letzte Bärenjäger Kärntens, fort mit seinen Jägerstückln im Munde des Volkes, und Enkel und Urenkel werden noch lange von seinen Thaten erzählen. — Am selben Tage, an dem Neuschitzer starb, schloß ein anderes Volksoriginal aus dem Maltathale die Augen, der Naturhumorist „Kolmar-Brosi", der ein Saphir der ländlichen Bevölkerung ob seines kaustischen Witzes genannt werden kann, und von dem noch heutigen Tags gar viele heitere Anekdoten unter dem Landvolk in der „Malting" koursiren.

Aus unserm Album.

Die Glocke zu Mils.

Im Kerker zu Hall schon manchen Tag
Der Glockengießer in Ketten lag;
Manch' dunkle That hat die Gegend erschreckt —
Er hat seine Hände mit Blut befleckt.

Lang lebt' er mit Liebe seinem Beruf,
Daß er die herrlichsten Werke schuf,

Wol manche Glocke von seiner Hand,
Sie klingt noch heut im Tirolerland.

Er sieht im Geiste so manches Jahr,
Wie seine Seele noch schuldlos war,
Dann fröhnt' er dem Müssiggang und dem Spiel,
Bis er tiefer und immer tiefer fiel.

Er denkt der seligen Jugendzeit:
„Wie ist es mit mir gekommen so weit!
Tirol, du bist an Künstlern so reich!
Nur einer ist Künstler und Mörder zugleich!“

Und wie der Richter das Urtheil gefällt,
Da spricht er gefaßt: „Auf dieser Welt
Nicht Schonung des Lebens hab' ich verdient,
Meine Schuld wird nur durch den Tod gesühnt.“

Doch flehend bittet er das Gericht:
„Nur eine Gnade versagt mir nicht!
Versagt mir nicht diese einzige Gunst,
Ein Werk noch zu schaffen von meiner Kunst!“

„Ich habe noch edles Metall zu Haus,
Eine Glocke noch laßt mich gießen daraus,
Sie soll mir klingen zum letzten End',
Wenn sich meine Seele vom Körper trennt.“

Und in des Richters Seele schleicht
Das Mitleid tief, er ist erweicht,
Daß solchen Wunsch sein Herz noch nährt,
Ihm ward die letzte Bitte gewährt.

Und rührig wird's wieder im Glockenhof,
Daß dem Meister der Schweiß von der Stirne troff,
Und Lust an der Arbeit, wie früher nie,
Durchklang seine Seele wie Harmonie.

Und siehe da! In kurzer Frist
Das herrliche Werk vollendet ist,
Eine Glocke von so wunderlieblichem Klang,
Wie noch keine geklungen das Thal entlang.

Vom Thurme zu Mils gab ihr singender Mund
Im Sterbestündlein des Mörders kund,
Wie der Henker das blitzende Richtschwert zog,
Und die Seele des Künstlers zum Himmel flog.

Balthasar Hunold.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Im Verlag von **Eduard Amthor in Gera** (alpine Branche) sind erschienen:

Amthor, Dr. Eduard, **Tiroler-Führer.** Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des Bayerischen Hochlands, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärntens und Italiens. Dritte Auflage. Ausgabe 1876. 8. Textausgabe in rothem Calico gebunden 4 Mark 50 Pf.; Kunstbeilagen (19 Karten, Panoramen, Stadtpläne 2c.) elegant broschirt 4 Mark 50 Pf. — Beide Werke werden separat verkauft. (Vergriffen.)

Amthor, Dr. Eduard, **Bozen und Umgebung.** Ein Führer durch die Stadt und auf kleineren und größeren Ausflügen, für Fremde und Einheimische. Mit Umgebungskarte (1:100000) und Stadtplan. 1872. Klein Octav. Cartonnirt 1 Mark 80 Pf., in rothem Calico gebunden 2 Mark.

Amthor, Dr. Eduard, und **Jabornegg,** Markus Freiherr von, **Kärntner-Führer.** 2. Auflage. 1876. 8. 4 Mark.

Auer, Emil, **Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung.** Eine systematische Anthologie alpiner Poesien (Allgemeines; Bayerisches Hochland, Salzburg und Salzkammergut, Steyermark, Kärnten, Tirol, die Schweiz). 1872. 8. In Prachteinband mit Goldschnitt 6 Mark.

Barth, H. v., **Aus den nördlichen Kalkalpen.** Erstiegungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Algäu, des Innthales, des Isar-Quellengebietes und des Wetterstein. Mit lithographirten Gebirgsprofilen und Horizontal-Projectionen, nach Originalskizzen des Verfassers. 1874. 8. Cartonnirt 16 Mark.

Herbst-Tage im Berner Oberlande. 1872. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf.

Hofmann's, Karl, **Gesammelte Schriften** alpinen und vermischten Inhalts. Herausgegeben von Joh. Stüdl. Groß Octav. 1871. Brochirt 3 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Grüße aus Tirol.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark.

Hörmann, Angel. v., **Die Saligen.** 1876. 8. Brochirt 1 Mark.

Kurtz, Führer durch die Dolomitgruppen von Enneberg, Sexten, Schluderbach, Ampezzo, Buchenstein 2c. 1874. 8. Elegant brochirt 1 Mark 50 Pf.

Lergetporer's Panorama des Keller-Jochs bei Schwaz in Tirol. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Moser, Peter, **Aus den Alpen.** Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben. 1874. 8. Elegant brochirt 2 Mark.

Pichler, Adolf, **In Lieb' und Haß.** 1869. 8. Cartonnirt 1 Mark 50 Pf.

Pichler, Adolf, **Der Hexenmeister.** 1872. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Pichler, Adolf, **Marksteine.** Erzählende Dichtungen. 1874. 8. Elegant brochirt 3 Mark.

Pichler, Adolf, **Ueber Jahr und Tag.** 1873. Gedicht. Kl. Octav. Broch. 60 Pf.

Schneller, Christ., **Eldorado.** Episches Zeitgedicht. 8. 1871. Brochirt 1 Mark.

Schneller, Christ., **Die romanischen Volksmundarten Südtirols.** Band I. 1870. 8. Brochirt 6 Mark.

Stüdl's Panorama vom Matrei-Kalser Thörl. In rothem Calico gebunden. Preis 2 Mark.

Zingerle, Gebr., **Kinder- und Hausmärchen aus Tirol.** Zweite Auflage. 1870. 8. Brochirt 1 Mark 50 Pf., cartonnirt 1 Mark 80 Pf.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

X. Band, 6. Heft. Jährlich 1 Band.





DER Alpen-Freund

Blätter für Verbreitung
von
Alpenkunde unter Jung und Alt
in
populären und unterhaltenden Schilderungen
aus dem
Gesammtgebiet der Alpenwelt
und mit
praktischen Winken zur genußvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern
herausgegeben
von

Dr. Ed. Amthor,
Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstl. Reußischen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführers", Mitverfasser des Kärntnerführers" &c.

Mit zahlreichen Kunstbeilagen in Schwarz-, Ton- und Farbendruck.





Gera
Eduard Amthor.
1877.

Ein Band à 6 Hefte à Heft 1 Mark.

Inhalt des sechsten Heftes des zehnten Bandes.

Hierzu **eine Kunstbeilage:**

- **Groppenstein bei Obervillach.** Nach einer Photographie von Professor Reimer, Klagenfurt. (Gehört zu S. 208.)





Das Fluchthorn in Paznaun.

(3396 m. = 10,743′).

Von **Carl Stedefeld.**

In der oberen Hälfte des tiroler Paznaunthales, dem Hinterpaznaun, zweigen sich nach Süden drei Seitenthäler ab, Fimber, Larain und Jam, deren Furchen bis an das Massiv des Fluchthorn, der höchsten Erhebung der nach dem Namen eines dieser Thäler benannten Jamthaler Eisgruppe, einschneiden.

Dem Paznaunthal wurde bis jetzt nicht in dem Maße von Seiten der Gebirgstouristen Beachtung geschenkt, als es um seiner prachtvollen Hochgebirge verdient. Nur Einzelne kommen über das Zeinisjoch oder über die Bielerhöhe aus dem stärker frequentirten vorarlbergischen Montavonthale mit seiner vielbestiegenen Scesaplana, und diese wieder nur, um Paznaun als kürzesten Uebergang nach dem Oberinnthal oder dem Vintschgau zu benutzen, und noch seltener verirrt sich ein Tourist dahin, der von oder nach der Prätigau oder dem Engadin hinübergeht, obgleich die lohnendsten Uebergänge dahin führen.

Einer der ersten Pioniere in diesem Gebiet war der Nestor der Schweizer Bergsteiger, Professor J. J. Weilenmann aus St. Gallen, zugleich Ersteigers des Fluchthorn und zwar, nach mehrmaligen Versuchen vom Lareinthale, im Jahre 1863 mit Franz Pöll vom Jamthale aus. Seither haben sich nur Wenige an die Bewältigung des Gipfels gewagt. Die abschreckende Schilderung der ersten Besteigung, das Gemunkel von Bären und die versteckte Lage des selbst in seinen angrenzenden Thälern wenig gekannten Berges mögen dazu beigetragen haben.

Der Name Fluchthorn wurde dem Berge von den Schweizern beigelegt, weil sich die bei der Jagd verfolgte Gemse auf dessen Höhen flüchtet: die Tiroler nennen ihn „Grenzspitze“, da die von Nord nach Süd laufende Grenze über den Kamm der Gipfelreihe des Fluchthorn gezogen ist, so daß der östliche Theil der Schweiz, der westliche Tirol zukommt und somit das Fluchthorn sowol Tirol als der Schweiz angehört.

War mir schon von mehreren Hochgipfeln der Oetzthaler und Ortlergruppe die interessante Gestalt des Fluchthorn aufgefallen, so erregte der schroffwandige, viergipflige Felsenberg auch auf dem Gipfel der Zugspitze wieder meine volle

Aufmerksamkeit darauf, daß ich hier den Entschluß faßte, seiner höchsten Zinne einen Besuch abzustatten. Es gilt aber Eile, um in die Nähe des drei Tagereisen weit entfernten Berges zu gelangen, ehe ein Umschlag des günstigen Wetters, wie so häufig, die Projekte des Bergsteigers vereitelt.

Von der Zugspitze, die ich am 12. August 1876 bestieg, geleitete mich der brave Führer Johann Koser aus Garmisch über das Schneekaar abwärts nach Ehrwald in Tirol. Letztere Partie ist in neuerer Zeit bei den Besteigungen der Zugspitze sowol auf- als abwärts in Aufnahme gekommen und empfiehlt sich besonders zum Abstieg, da man in kürzerer Zeit als über das Gatterl Ehrwald erreicht. Ein nicht zum Schwindel geneigter Kopf wird die Tour nicht für so schwierig finden als wie er es in einzelnen alpinen Aufsätzen geschildert findet. — Auf den schönen, heiteren Tag, der mir vom Gipfel den Genuß einer vollkommen klaren Aussicht verschaffte, folgte ein ebenso herrlicher Abend, und ich konnte daher in Lermoos das Naturschauspiel in vollem Maße bewundern, welches dem Alpenfahrer stets in unverwischbarer Erinnerung bleiben muß, nämlich das prachtvollste Glühen der umliegenden Gebirge! Die Sonne war bereits untergegangen, und noch leuchtete die Sonnenspitze wie in Blut getaucht, als ich mein Zimmer in der Post aufsuchte und sitzend, mit dem Hute auf dem Kopf, bei offenem Fenster einschlief, um Nachts zwei Uhr in derselben Stellung erst wieder zu erwachen. Hatte ich doch die letzte Nacht die wenigen Stunden, die auf der Knorrhütte verweilt wurden, wahrscheinlich in Folge etwas zu reichlichen Genusses von Thee und Rum, schlaflos verbracht.

Mit der Zugspitze in den Gliedern und bei 24° Wärme zog ich es vor, mich den anderen Tag dem Stellwagen anzuvertrauen, der mich zunächst über den Fernpaß nach Nassereit brachte. Den herrlichen Landschaftsbildern, die auf dieser Strecke an den Reisenden vorüberziehen, widmete ich meine vollkommene Aufmerksamkeit, so gut es eben aus dem ganz in Staub gehüllten Wagen ging; um dieselben aber vollkommen zu genießen, sollte man den Fern zu Fuß und ohne Eile passiren. Abends nach 10 Uhr war Landeck mit obligater zweistündiger Stellwagenverspätung erreicht.

Frühzeitig des anderen Morgens trat ich den Weg in's Paznaun an. Man verfolgt die Arlberger Postfahrstraße bis zu den Häusern am Steig, wo der Vicinalweg in das Thal links abzweigt. Das Paznaunthal hat von hier aus bis Galtür eine Länge von beiläufig acht Stunden und zieht sich dann in seiner Verlängerung durch das kleine Vermuntthal immer in südwestlicher Richtung bis zur Silvettragruppe hinan, auf deren Höhen die Grenzscheide dreier Länder, von Tirol, Vorarlberg und Graubündten. — Nach scharfem Abwärtsgehen von den Häusern am Steig gelangt man an eine gedeckte Brücke, die über die das Thal durchströmende Trisanna führt, von wo aus Rückblick auf die am Eingange liegende malerische Burgruine Wiesberg, und steigt bergan durch eine düstere Schlucht, das G'fäll genannt, welche, in ihrer Enge jeden Ausblick hemmend, bei dem einzelnstehenden Gasthaus „Zur Sonne" ihr Ende erreicht. Man betritt von

da im erweiterten Thal eine belebtere Landschaft: links über dem Bach zeigen sich die zerstreuten Häuser des Weiler See, rückwärts taucht noch einmal der pyramidenförmige Tschirgant bei Imst auf, rechts in der Höhe erblickt man den kleinen Ort Langestai, den diesseitigen Ausgangspunkt für die höchst lohnende und nicht zu beschwerliche Besteigung des aussichtsreichen Blankahorn, auch Riffler genannt. Was der Patscherkofel vom Unterinnthale, das bietet hier das Blankahorn vom Oberinnthal; wie man von Jenem das Unterinnthal in seiner ganzen Länge von Innsbruck bis Kufstein überblickt, so liegt hier das Oberinnthal von Landeck bis zur Landeshauptstadt ausgebreitet, die langgestreckte Landschaft, mit Ausnahme von Imst, durch alle 22 dazwischen gelegenen Ortschaften belebt. In der Nähe fesselt die noch nicht genügend durchforschte Verwallgruppe mit ihrem höchsten, noch unbestiegenen Gipfel der Kuchenspitze. In der bedeutenden Fernsicht präsentirt sich nordwestlich auch der Bodensee.

Im Thale weiter passirt man den größeren Ort Kappl und mehrere kleine Weiler und erreicht dann den Hauptort des Thales, das lieblich gelegene Ischgl, eine echte Bergidylle. Die außerordentlich gute und billige Unterkunft beim „Wälschen Wirth" daselbst, die würzige Luft, das gute Trinkwasser und die vielen kleinen und lohnenden Ausflüge sind Eigenschaften, wodurch sich Ischgl vortrefflich zu einer Sommerfrische eignet. Die massiven, aus Stein erbauten Häuser mit der auf einer Anhöhe gelegenen, ansehnlichen Kirche mit schlankem grünen Thurm geben Ischgl ein stattliches Aeußere. Paznaun hat wegen seiner trefflichen Alpenweiden und Bergmähder einen prächtigen Viehstand, der an Güte mit dem berühmten Montavoner Schlag wetteifert, und die Bewohner des Thales, ein rühriges Hirtenvolk, sind trotz ihrer Abgeschiedenheit von der Außenwelt doch meist zuvorkommend und anstellig gegen den Fremden, wie schon ihre Sprechweise eine viel fließendere als die der Oetzthaler oder jener der Vintschgauer ist. — Für jetzt fehlt dem Thale eine Fahrstraße, wenigstens durch Vorderpaznaun bis Ischgl, denn der bestehende Fahrweg ist kaum für einen Einspänner benutzbar, und man wird wol mit der Anlegung derselben nicht länger säumen können, wenn einmal die Arlberger Bahnstrecke ausgebaut ist, und die Frequenz des Thales eine größere wird.

Den 15. August, am Himmelfahrtsfesttage, war ich nach Ischgl gekommen, und es wurde sogleich ein Bote nach den im Thale aufwärts liegenden, eine Stunde entfernten Mathon geschickt, wo der weit und breit bekannte Führer Franz Pöll ansässig ist, der bis jetzt die meisten geglückten und fehlgeschlagenen Besteigungen des Fluchthorns begleitet hat. Außer Pöll ist in Paznaun nur noch ein für größere Touren verwendbarer Führer zu erfragen, der Gemsjäger Lipp, wol aber sind drüben in Montavon, in Gaschurn und Schruns, Führer für das Fluchthorn zu finden. Beide Paznauner Führer sind schon bejahrte Leute, es wäre daher zu wünschen, daß sich dort baldigst jüngere Kräfte für den Führerdienst heranbilden möchten. — Pöll war glücklicherweise zu Hause, was bei ihm im Sommer selten der Fall ist, und erklärte sich, trotz einer Augenkrankheit, an

der er litt, sofort bereit, mich auf meiner beabsichtigten Bergtour zu begleiten. Pöll, ein kleiner Mann, dem auf seinem etwas verschrobenen Körper ein kluger Kopf sitzt, war ursprünglich Schafhirte, dann Soldat unter Radetzky, später Gemsjäger, recte Wildschütz, nebstbei Schwärzer, wozu ihm die nahe Schweiz Gelegenheit geboten hat; jetzt aber ist er wohlbestallter Hausbesitzer in Mathon, und da er aus seinem reichbewegten Leben allerhand Schwänke zu erzählen weiß, so hat der Tourist an ihm einen unterhaltenden Begleiter. Wer aber gewohnt ist mit Glockner- oder Ortlerführern umzugehen, den dürften Pöll's sonstige Führermanieren etwas befremden. — Zwischen Pöll und Lipp hatte sich ein Wortwechsel entsponnen, indem Ersterer behauptete, „s' Lippli" sei noch nie bis auf den Gipfel des Fluchthorn gekommen, und ein lebhafter Disput entwickelte sich unter den wegen des Festtages zahlreich anwesenden Gästen des Wirthshauses. Zwei Parteien, hie Lipp, hie Pöll, eine so hartnäckig als die andere, schwatzten in ihrer Weinredseligkeit unaufhörlich von 3 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Abends über ein und dasselbe Thema. Doch artete der Streit nicht aus, man blieb verträglich und Pöll war Sieger! Im bayerischen Gebirge beim Bierhumpen würde man, wie ich nach eigenen Erlebnissen urtheile, derlei Meinungsdifferenzen auf andere Art ausgleichen!

Die schon erwähnten, von Nord nach Süden streichenden, in ihrem Hintergrunde vereisten Thäler Jam, Larain und Fimber sind sämmtlich prächtige Hochalpenthäler. Man hat die Wahl, aus welchem Thal man die Besteigung antreten will, da sie sich aus jedem dieser sogenannten Thäler ermöglichen läßt. Der Anstieg aus dem Jam dürfte wegen der Kürze der praktischste sein, ebenso kurz der Larainweg, aber rauher; durch Fimber der etwas weitere, dafür bequemste bis zum Fuße des Berges. Ich hatte den Anstieg aus dem letzteren Thal gewählt, weil ein im Sommer in Ischgl wohnender Herr aus Prag mich bis zu dem sogenannten Boden in Fimber begleitete, woselbst sich dann auch der Herr Pfarrer sowie der Herr Frühmesser von Ischgl einfand, in deren Gesellschaft einige Stunden der angenehmsten Unterhaltung verbracht wurden.

Von Ischgl, das wir am Vormittag des 16. August verließen, geht der Weg zunächst über den Kalvarienberg, von wo aus uns nochmals Umschau über die freundliche Lage des Ortes und einen hübschen Fall des Fimberbaches, der sich dicht dabei befindet, erfreut, und betritt dann das schöne grüne Fimberthal, das sich von hier aus fünf Stunden lang bis zur Höhe des Fimberjochpasses, der in's Val sinestra führt, hinanzieht. Der Hintergrund des Thales mit der letzten Fimberalpe gehört bereits zur Schweiz. Ein Paß, und zwar der Zeblespaß, führt nach Samnaun, der andere schon erwähnte in's Val sinestra und durch dasselbe nach Remüs an die Unterengadiner Fahrstraße, sowie auch mehrere andere Uebergänge in das benachbarte Unterengadin leiten. Der Gang durch das Fimberthal zieht sich auf angenehm gehendem Wege durch üppige Weidfluren wie durch einen Naturpark dahin. Links des Weges rauscht in der Tiefe der Fimberbach, an dem das kleine stille Gotteshaus, das Wallfahrtskirchlein Pardatsch liegt,

mit frischer heilsamer Quelle, ähnlich den drei heiligen Brunnen bei Trafoi. Die Wasserleitung, die Ischgl mit köstlichem Trinkwasser versorgt, hat hier ihren Ursprung. Interessant ist ferner eine Holzklause, die man am Wege passirt, ein Zeichen früherer menschlicher Thätigkeit, die, Jahrhunderte lang verschüttet, vor einigen Jahren durch ein Hochwasser blos gelegt wurde. Hatte man beim Eingang in das Fimberthal noch den Rückblick auf die Berge, die sich zwischen dem Paznaun und dem Stanzer Thal erheben, im Thale die Kappler Berge genannt, so bietet auch der weitere Weg immer Abwechslung. Zur Linken das geschlossene Vesilthal, die Schwarze und Lange Wandspitz, Vesilspitz, die tiefe Einsattelung des malerischen Saskalunerjoch. Im Hintergrunde taucht das Fluchthorn auf, neben diesem der Piz Futschalv (weiße Binde), und zur Rechten der durch seine Formen interessante Gebirgsast, der Fimber von Larein scheidet. Nach zweistündigem Gehen gelangt man „auf'n Boden", eine Stelle, die lebhaft an St. Gertrud im Suldenthale erinnert, eine Thalterrasse mit fast ebenen, schöngrünen Wiesen, auf denen das jetzt neuhergerichtete Alpenwirthshaus steht. Hier wurde ein langer Aufenthalt genommen. Speise und Trank waren von einer Güte, wie es wol Niemand in diesem einsamen Erdenwinkel erwarten möchte. Ich verabschiedete mich hier von den mich begleitenden Herren, und nach kaum zweistündigem Marsche auf fast ebenem Wege erreichten wir, Pöll und ich, die vierte Fimberalpe, woselbst übernachtet wurde.

Je näher man an die Alpe kommt, desto imposanter und großartiger treten die Formen des Fluchthorns hervor, das in seiner zackigen Gestalt wie ein schwarzer Dolomit aussieht. Die Krone des Fluchthorns besteht aus vier Gipfeln, die durch einen scharf ausgezackten Grat untereinander verbunden sind, von denen die äußeren, der östliche und der mehr westlich gelegene, die niederen, die nördliche Zacke der zweithöchste, die südliche der höchste Gipfel ist.

Nachts 12½ Uhr wurde zum Aufbruch gerüstet und eine Stunde später die Alpe verlassen. Nach wenigen Schritten wird der Fimberbach auf schmalem Steg übersetzt. Am linken Bachufer folgt nun sumpfiger Boden, und da auch einige Wildbäche zu überspringen sind, geht es sich in der finstern Nacht etwas unbequem. Um 4 Uhr Morgens wird der Gletscher betreten, der sich wellenförmig und wenig ansteigend bis zum eigentlichen Fuße des Berges hinanzieht. Nur kurze Rast wird gegönnt; das Wetter verspricht schön zu werden, und so wollen wir den Gipfel frühzeitig erreichen. Wir überschreiten den eine reichliche Stunde langen Fimbergletscher, der nahezu spaltenfrei ist, und legen die Steigeisen an, um noch schneller vorwärts zu kommen. Beim Verlassen des Gletschers befinden wir uns auf der östlichen Seite des Berges, wir sind noch wenig nach Oben gekommen. War es bis hierher ein Spaziergang, so folgt nun der Ernst der Besteigung: erst geht es den mächtigen steilen Firnhang hinan, dann umgehen wir auf dessen Gesimse die Flanke des Berges in der Richtung von Ost nach Südwest, arbeiten uns mehrere Stunden lang abwechselnd über Schnee und Fels mühselig hinauf, bis wir nahezu vor senkrechten Felswänden

stehen, die jedes Weiterkommen erschweren. Pöll stieg ziemlich behend, nahm aber von meiner rückwärtigen Existenz wenig Notiz, was mich veranlaßte, ihm möglichst dicht an den Fersen zu bleiben. Zeitweise sendet er mir eine ganze Ladung abgebrochener Steine jeden Kalibers zu, denen ich thunlichst mit dem Alpenstocke eine mir liebsamere Richtung anweise. Unweit des Gipfels kommt noch eine heikle Stelle. Der beste Ausweg über die uns entgegenstehenden schroffen Wände ist eine schmale Felsrinne, in die sich Pöll hineinzwängt und wie ein Schornsteinfeger, mehr mit den Ellenbogen als mit den Füßen, hinaufwindet, was ihm leichter gelingt als mir, weil er in dem mit Proviant gefüllten Rucksack eine bessere Stütze findet. Auf einem Felskopf angelangt, haben wir noch wenige Schritte, und wir stehen auf dem höchsten Gipfel, Punkt 8½ Uhr, haben also mit beiläufig einstündigem Rasten von der Alpe bis zur Spitze 7 Stunden gebraucht.

Der Gipfel, ein kleines Plateau, bietet so viel Raum, daß sich mehrere Personen bequem lagern können. Während Pöll im Proviantsack herum rumort, freue ich mich des glücklichen Tages, wo kein Wölkchen am Himmel, nach allen Seiten die klarste Aussicht in ihrem vollsten Glanz. Wie leicht drängt sich einem da die Frage auf, ob beim Bergsteigen die Mühe den Genuß, oder der Letztere die Erstere überwiegt. Gewiß, wer Mühe und Gefahren mit Leichtigkeit überwindet, wer sich dabei die nöthige Ruhe angeeignet und die Vorsicht nicht außer Acht läßt, dem wird das Bergsteigen immer neuen Reiz bieten! Es gibt so viele Touristen in den Alpen, denen zum Bergsteigen die nöthige Gesundheit, auch das Verständniß und noch so vieles Andere abgeht, diese kommen nicht in Betracht, aber es gibt ebenso viele Bequeme, die, wenn sie etwas von einer Bergpartie hören, meinen: „Und das soll ein Vergnügen sein?“ Wenn man doch solche auf diese luftige Höhe setzen und sie von hier die unvergleichliche Pracht der Alpennatur überschauen lassen könnte, gewiß würde das Manchen bewegen, die Berge nicht mehr von Unten anzusehen!

Nun zur Aussicht. Der Vorzug derselben besteht in der großartigen Ausdehnung des Rundgemäldes, das sich von hier aus dem Beschauer bietet, von einer Ausdehnung, wie sie selbst der König der deutschen Berge, der Ortler, nicht bietet. Unser Gipfel, der sich vor dem Zuge der Silvettra aufgebaut hat, überschaut dieselbe in ihrer ganzen Länge. Piz Linard eröffnet den Reigen, dicht neben ihm der Albuin, der große Litzner, Sulzfluh, Seesaplana bis zu dem Drei-Schwestern-Berg, alle scheinbar so nahe, als wären sie in wenigen Stunden zu erreichen. Im Norden die lange Reihe der Kalkalpen, Parseyerspitz, Rothe Wand in den Lechthalern, Zugspitze, Wettersteingebirge in den Bayerischen, Tschirgant, Muttekopf und andere in den Innthalern leicht erkennbar. Nach Osten zu die Oetzthaler Eiswelt, etwa vom Kaunser- bis zum Schnalserthale, besonders schön der Blick zwischen Wildspitze und Weißkugel auf den riesigen Gepatschferner mit der Weisseespitz. Wer im reichbewaldeten Kaunserthale wandert, der sieht auf dem ganzen Wege und besonders schon bei Kaltenbrunn thaleinwärts

diesen tadellos reinen Eisberg und nach auswärts die schön geformte Parseyer-spitze, beides Prachtberge. Ueber den Oetzthalern hinaus die Zillerthaler und die Tauern bis zu dem unverkennbaren Glockner. Von den Dolomiten fallen die Marmolada und andere Fassaner, wenn auch etwas verschwommen, in den Gesichtskreis. Deutlicher präsentirt sich die Laasergruppe mit der Orgelspitze und als Glanzpunkt des ganzen Panoramas die Ortlergruppe. Im Süden die gewaltige Bernina, die aber in der Rundschau des Fluchthorns durch das Prachtbild der Ortlergruppe überboten wird; wenn etwas mit dieser zu rivalisiren vermöchte, so möchte es, weit am fernsten Horizont, ein Theil der Monterosagruppe, wenn ich nicht irre, der Saasgrat sein, sowie überhaupt über die Silvretta hinweg zahllose Gipfel der Schweiz von der Monterosakette bis zum Finsteraarhorn zu übersehen sind. Die unserem Standpunkt näher gelegenen Gipfel, die Stammerspitz, der Piz Mondin, Muttler, Piz Futschalv und der Augustberg erregen noch das Interesse, aber theilnahmslos schweift der Blick über die monotonen Bergketten, die sich von dem deutlich markirten Einschnitt des Unterengadin bis in's Veltlin hinunterziehen. Nirgends freilich vermag der Blick bis in die Sohle der Thäler zu dringen außer auf dem hinteren Theile des Fimberthales und auf ein Stück vom Jam, und wäre nicht die braune Almhütte, die uns die letzte Nacht beherbergte, zu erkennen, so würde nichts erinnern, daß auch der Mensch seine Wohnstätte in dieser herrlichen Alpenwelt gefunden.

Bei Deponirung meiner Karte in die am Gipfel im Steinmann befindlichen Flasche, ersehe ich, daß ich der Erste bin, der in diesem Jahr das Fluchthorn bestiegen. Meine letzten Vorgänger waren ein Jahr früher zwei Geistliche oder, wie Pöll sagte, zwei „Jesuitter“ aus Schwaz, von deren langen Röcken und abgesetztem Schuhwerk er allerlei Komisches zu erzählen wußte.

Anderthalb Stunden hatten wir auf dem Gipfel verweilt, eine viel zu kurze Zeit, um eine solche umfassende Aussicht in all ihren Einzelnheiten kennen zu lernen. Noch einmal den Blick nach dem unvergleichlichen Bilde, wie es die Oetzthaler, die Ortleralpen und die Südschweiz bieten, gerichtet, und wir treten den Hinabweg an, der sich aber nichts weniger als einladend ausnimmt. Staunt man, wie es möglich war, über die fast lothrechten Felswände hinaufgekommen zu sein, so ist abwärts in dem verwitterten, leicht abbrechenden Gestein doppelte Vorsicht geboten. Sind die Felsen erst überwunden, so geht es auch schneller durch Abfahren über die steilen Schneehalden, bis der durch die Sonne erweichte Schnee dem Abwärtsstürmen wieder Einhalt gebietet. Aber schon nach $2^3/_4$ Stunden stehen wir wieder am Gletscher, und um $1^1/_2$ Uhr am Fimberbach, über dessen reißendes Wasser wir auf einem, eine Hand breiten, schwankenden Stege an's jenseitige Ufer hinüber balanciren. Mäßig ist der Tribut, den wir dem stolzen Gipfel gezollt, einige unbedeutende Ritze werden mit dem schnell heilenden Salicylsäure-Klebtaffet verdeckt. Da uns das Wetter so günstig war, wurde die Partie in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewerkstelligt. Dieselbe, im Vergleich mit anderen schwer zugänglichen Hochgipfeln für schwierig befunden,

ist doch auch wieder nicht so abschreckend, als wie sie bisher im Rufe stand. Eine absolute Gefahr habe ich nicht kennen gelernt, wie einige Tage später bei einer Besteigung der Königsspitze, auf die mich Johann Pinggera aus Sulden führte, und wo uns, bei Ueberschreitung des Königsjochs, abfallende Steine in ganzen Partien entgegen geschleudert wurden, und uns der weitere Anstieg durch nahezu blankes Eis recht sauer gemacht wurde.

Noch war unser Tagewerk nicht vollendet. Hatte ich mich durch Pöll überreden lassen, nicht über den Futschölpaß in's Val tasna abzusteigen, indem er vorschützte, der Weg sei zu rauh und zu weit, so bereute ich dies um so mehr, weil die Ueberschreitung des Fimberjoches weder an landschaftlichen Reizen noch an Ausblicken etwas bietet. Eine verfallene Landstraße über das Joch bezeugt, daß hier in früheren Zeiten regeres Leben geherrscht. Jenseits im Thal angelangt, überschreiten wir den kolossalen Rest einer Schneelawine, die uns als Brücke über den Ramoschbach dient, und kommen auf eine neu angelegte Fahrstraße, die wir nach den zurückgelegten steinigten Pfaden erst freudig begrüßen, die uns aber dann durch ihre Länge zur Qual wird, indem sie sich in unzähligen Windungen durch das Val sinestra hinabzieht. Ein sich einstellender Gewitterregen erfrischt unsere matten Glieder und würde unsere Schritte beflügeln, wenn wir es nur sonst vermocht hätten. Gar mein armer Pöll schlottert nur noch so neben mir einher, er ist eben, wie alle Bergführer, kein Held auf der Fahrstraße. In seinem Unmuth schimpft er weidlich auf die Schweizer und stellt die ganz neue, absonderliche Behauptung auf, sie seien ein stumpfes, faules Volk und freut sich, daß er ihnen schon so manche Gemse weggejagt hat. Meine Entgegnungen reizen ihn nur zu erneuten Kraftausdrücken. Im Grunde hatte er nicht so Unrecht; bei einem Vergleich der romanischen Bevölkerung des Unterengadin, und die meinte er doch nur, mit Pöll's Paznauner Landsleuten dürfte Vieles zu Gunsten letzterer ausfallen.

Endlich erreichen wir die Ortschaft Panoz, wo wir uns an zwei Flaschen vorzüglichen Veltliners so weit restauriren, daß wir wieder so viel Elastizität besitzen, um das noch eine Stunde entfernte Remüs, unser heutiges Tagesziel, zu erreichen. Daselbst in der Dunkelheit Abends 8 Uhr angelangt, schießen wir noch 10 Minuten über's Ziel hinaus: das neue Gasthaus aufsuchend, stehen wir vor einem halbfertig gebauten Haus und müssen umkehren. Nach 18½ Stunden, die wir unterwegs waren, wäre eine bessere Verpflegung erwünscht gewesen, als man in dem Remüser Gasthofe findet.

Der Fahrstraße entlang begab ich mich des anderen Tages über Martinsbruck nach Nauders. In der Post daselbst traf ich den berühmten Bergfahrer Pfarrer Alois Senn an, der nach seiner Aussage schon zwei Mal vom Muttler sehnsüchtig nach dem Fluchthorn hinüber geblickt hat, dessen Besteigung ihm bisher immer noch ein frommer Wunsch geblieben ist, den er aber nun, durch meine Mittheilungen angeregt, baldigst ausführen will.

Sollten vorstehende Zeilen auf den Naturfreund soweit anregend wirken, daß derselbe auf die vielseitigen und wechselvollen Landschafts- wie Gebirgsszenen, die Paznaun bietet, aufmerksam gemacht würde, und sollten sich dadurch die Besteiger des imposanten Beherrschers an den Grenzmarken deutscher Alpenlande vermehren, so wäre ihr Zweck im reichlichsten Maße erfüllt.

Die Zillerthaler Voralpen.

Von **B. Lergetporer.**

III. Wattenthal, Tarnthalerköpfe (Glungezerkamm), Hilpoldkamm.

Am 16. August, bei sternenheller Nacht, verließ ich mit meinem Träger Eggerdacher um 2 Uhr 43 Minuten früh Schwaz. Dem Wattenthale und seiner südlichen und östlichen Umgebung war mein Besuch zugedacht.

Um 5 Uhr erreichten wir das Dorf Wattens, 567 m. N. Sp.-K. (1757′, 555 m. v. S.). Ich wählte den Weg am linken Bachufer über den Vögelsberg, da mir derselbe am rechten Ufer schon bekannt war. Wir passirten die Gehöfte des Mittelgebirges, als die Sonne die mächtigen Häupter der Kalkalpen vergoldete. Der Weg führt nicht so steil in die Höhe als am jenseitigen Thalgehänge. Nachdem man die letzten Häuser verlassen, nimmt der Wald den Wanderer auf. Der Steg leitet abwärts; ein frischer Morgenwind brachte angenehme Kühlung.

Um 6 Uhr 30 Minuten hatten wir die Säge am Wattenbache, das letzte ständig bewohnte Haus des Thales, erreicht. Hier gönnten wir uns eine kurze Rast, da der Besitzer des Hauses auch eine primitive Gastwirthschaft betreibt. In mir erweckte diese Stelle Erinnerungen an das Jahr 1869. Am 10. August war ich hier, von Navis und durch das Mölsthal kommend, unter strömendem Regen eingetroffen, damals froh, im warmen Stübchen des ersten Stockes meine Kleider trocknen zu können.

Um 7 Uhr 45 Minuten verließen wir die Säge. Der Weg führt durch Waldesschatten bergan. Die Gegend gewinnt mehr alpenhaften Charakter. Rechts erscheint der Hanneburgerkamm und das zwischen Punkt 2537 und 2592 der N. Sp.-K. gelegene Hochthal. Auf der Abdachung dieses Kammes liegt die Alpe Vaza. Rauschende Bächlein fließen von allen Seiten zu Thal. Man gelangt zur Steiger- und Greiderer Aste und zur Teininger Alpe, auf welche die Alpe Ochsenbrand folgt. Schon erblickt man Theile der östlichen Thalumwandung, Kalchwand, Thor-Spitz und Hilpold-Spitz. Das am

Sonnen-Sp. (Grafmarter-Sp.) sich ablösende Mölsthal ist sichtbar geworden. Der Weg führt unmittelbar am Bache hin, das Thal weitet sich, und wir betreten die Terrasse des Walchenhauses.

Um 9 Uhr 15 Minuten hatten wir das Walchenhaus erreicht. 1356 m. N. Sp.-K., 4537′ v. S. (1434 m.). — Hier findet man leidliche Unterkunft. Ich ergänzte meinen Weinvorrath. Leider war Brodmangel eingetreten und konnte von diesem nur wenig verabreicht werden. Es folgte ein längerer Aufenthalt, welchen ich zur Aufnahme des einem früheren Hefte beigelegenen Bildes verwendete. An der Thalmündung erblicken wir die Gipfel der Vomperkette: das Oedkarl mit Hochglück und Eiskarl-Sp.

Erst um 11 Uhr 15 Minuten, nach eingenommener Mittagsmahlzeit, setzten wir unseren Weg fort. Derselbe wird steiler. Man betritt die auf schöner, ebener Thalweitung gelegene Alpe Ober-Lahn. Die Waldregion schwindet bereits zurück. Nur Zirbelbäume prangen in ihrem dunkelgrünen Kleide. Der Steig wird schmal und windet sich am rechtseitigen Thalgehänge aufwärts. Der Blick auf die Kalkalpen wird freier. Auch die Umwandung des Wattenthales tritt deutlich hervor. Man nähert sich der höchsten Terrasse. Der theilweise in Felsen eingehauene Steig führt in kurzer Zeit zur Lizum-Alpe, 2105 m. N. Sp.-K. Ich erreichte sie um 1 Uhr 15 Minuten. Erst nach längerer Unterhandlung gelang es, in der letzten Hütte Unterkunft zu erhalten. Ich richtete mich in dem kleinen schwarzen, rauchigen Raum so gut als möglich ein.

Lizum ist eine der größten Alpen Nordtirols und bildet förmlich ein kleines Dorf. Ihrer hohen Lage wegen kann dieselbe nur einen kurzen Theil des Sommers, höchstens 6 bis 8 Wochen, benutzt werden, und da nöthigen oft Schneestürme und unbeständiges Wetter zum Rückzug in die tiefer gelegenen Asten (Voralpen). Südwestlich der Alpe erhebt sich eine gewaltige Felsspitze, steil gegen das Thal abstürzend. Ihren Fuß umlagern Schuttkare, die noch von zahlreichen Schneeflecken bedeckt sind. Sie gehört zur Gruppe der Tarnthaler Köpfe und wurde mir von den Aelplern als Reckner bezeichnet. Ihre Lage entspricht dem in der N. Sp.-K. mit Sonnen-Sp. (2841 m.) überschriebenen Punkte. Zwischen ihr und Punkt 2769 der N. Sp.-K. vermittelt eine Scharte den höchsten Uebergang nach dem Navisthal. Ich benutzte dieselbe im vorigen Jahre und stieg von dort zur Klammer-Alpe und nach dem schönen, reichbevölkerten, mit herrlichen Bauernhöfen gezierten Navisthale ab. Eingetretener heftiger Nebel und beschränkte Zeit hinderten mich damals an dem beabsichtigten Besuche der Tarnthaler Köpfe. Von den südwestlich vom Junsberg-J. (Juns-J. 2615 m. N. Sp.-K., 7886′ v. S., 2494 m.) gelegenen Höhen reichten im heurigen Jahre Schneefelder noch bis zur Thalsohle. Südöstlich ragt die Kalchwand empor, an die sich die Thorwand anschließt. Die übrigen Höhen der östlichen Umwandung sind durch das steile Gehänge gedeckt.

Den Abend verlebte ich im engen Raume der Alphütte ganz angenehm. Der anfangs sehr wortkarge Senne Tobias wurde gesprächig, ja sogar höchst

zuvorkommend und bot Alles auf, um meinen Wünschen gerecht zu werden. Ein reiner, kühler Abend versprach für den Morgen das Beste.

Am 17. August verließen wir schon mit Tagesgrauen unser Heulager. Eine Eigenthümlichkeit, welche ich sowol in Lizum — so wird die Alpe kurzweg genannt — als in dem ganzen Gebiete der Zillerthaler Alpen zu bemerken Gelegenheit hatte, kann ich hier nicht unerwähnt lassen. Sobald der Morgen graut, schreitet ein Senne, mit den Fingern oder mit zwei Holzstäben auf den Boden eines umgestürzten Milchbehälters trommelnd, von Hütte zu Hütte. Es ist dieses für die Anderen ein Zeichen zum Beginn der Arbeit.

Nach eingenommenem frugalen Frühstücke setzten wir uns um 4 Uhr 30 Min. in Marschbereitschaft. Der Senne hatte bereits die Hütte verlassen, um das weit von den Alpen weidende Vieh aufzusuchen. Kaum hatten wir uns wenige Schritte entfernt, als ich die höchst unangenehme Bemerkung machte, daß meine Uhr stillstand. Um keinen Preis der Welt konnte ich sie mehr in Bewegung setzen. Was thun? Mein Träger besaß keine Uhr. Es blieb daher nichts übrig, als ohne eine solche zu gehen, und von nun an hören somit alle Angaben von Entfernungen auf.

Wir setzten über den Bach und stiegen nahe einem schon von der Hütte aus sichtbaren Felsblock über grünen Alpenboden langsam aufwärts. Mein erstes Ziel bildete die schon im Vorjahre begangene Scharte. Als wir die Felsen erreichten, wandten wir uns gegen rechts. Auf der letzten etwas steilen Strecke erschwert leicht lösbares Schiefergerölle den Anstieg. Nach ungefähr $1^{1}/_{2}$ Stunden mochten wir die Einsattlung (ca. 2700 m.) gewonnen haben.*) Ein überraschender Anblick ist geboten. Zu unseren Füßen liegt ein Theil der in der N. Sp.-K. mit Knappenkuchel bezeichneten Gegend. Kleine Eisseen, noch größtentheils mit trügerischen Schneebrücken überdeckt, haben sich in den Vertiefungen gelagert. Bei dem vorjährigen Besuche dieser Gegend (5. Juli) fanden sich hier nur kleine unbedeutende Schneeflecken vor. Ueber die Berge des Volderthales (Rosen-J., Kreuz-J.) und über das freundliche Navisthal schweifte der Blick nach der ausgedehnten Firnenwelt Stubais. Noch lagen sie klar vor mir, diese herrlichen Gletschergebilde, von keinem aufsteigenden Nebelwölkchen getrübt. Im Vordergrunde die Habicht-Sp., rechts von ihr als hervorragendste Erhebungen die Rüderhof-Sp., Schrankogel, Fernerkogel; links die Pfaffengruppe, Wilder Freiger, Feuerstein und der gewaltige Felsthurm des Tribulaun. Südlich stieg die mir als Reckner bezeichnete Spitze (Sonnen-Sp. 2841 m. N. Sp.-K.) empor, einen in Steilwänden abstürzenden Kamm gegen Osten entsendend. Eine direkte Besteigung schien nicht gut ausführbar, daher wir beschlossen, den Kamm gegen Westen zu umgehen und von Süden oder Westen ansteigend die Höhe zu ge-

---

*) Beim Aufstiege: Saxifraga oppositifolia und biflora, Ranunculus glacialis, Arabis caerulea, Cerastium alpinum, Astragalus alpinus, Hedysarum obscurum, Gentiana bavarica etc.

winnen. Ein Besuch des Punktes 2769 der N. Sp.-K. wurde als werthlos aufgegeben.

Die v. Sonklar'sche Karte behandelt diese Gegend sehr oberflächlich, und es fehlen sowohl Höhenangaben als Gipfelbezeichnungen gänzlich. In der N. Sp.-K. vermisse ich den von Punkt 2841 westlich streichenden Grat, sowie die Benennung Tarnthaler Köpfe, welche doch für diese Gruppe allgemein gebräuchlich.*)

Theils über lästiges Schiefergerölle, theils über hartgefrorene Schneefelder steigend, erreichten wir in kurzer Zeit das Ende des Kammes. Vor mir lag nun ein ausgedehntes Gebirgsbecken, noch mit zahlreichen Schneefeldern durchzogen, deren Abflüsse einen recht hübschen Eissee speisten.

Der vor mir sich zur Höhe ziehende Grat war noch nicht seiner ganzen Länge nach zu übersehen, doch war an dessen Besteigbarkeit kein Zweifel zu setzen. Eine kurze Strecke folgte noch Gerölle, dann Rasenboden, bis dieser, nahe der Spitze, mit leicht besteigbarem Felsen wechselte. Ungefähr 8 Uhr mochte es sein, als wir die Sonnen-Sp., 2841 m. N. Sp.-K., erreichten. Steil fällt dieselbe gegen das Lizumthal ab; ca. 730 m. uns zu Füßen liegen die Alphütten. Die Kalchwand ist bereits zurückgesunken. Wir überblicken die östliche Umwandung des Wattenthales. Ueber derselben den Rastkogelkamm, Gilfertskamm und das Keller-J., die Gebirge des Alpach und Brixenthales. Prachtvoll stehen uns, einer Mauer gleich, die nördlichen Kalkalpen von den Oberinnthalerbergen und der Zug-Sp. bis zu den Loferer Steinbergen gegenüber. Leider war die weitere Fernsicht nach Osten durch einen starken Dunstkreis sehr beeinträchtigt. Auch die Tauernkette hatte sich schon in Nebel gehüllt. Einzig bleibt die Ansicht des Tuxer und Zillerthaler Kammes. Gegen Westen überblickt man das grüne Navisthal, die Gegend von Matrei, das Gschnitzthal mit der Habicht-Sp. und das Schmirnerthal sowie die lange Reihe der Stubaier Gletscher, an die sich das Oetzthal reiht; über die Einsattlung des Brenner muß der Blick bei klarem Himmel bis zur Ortler-Gruppe dringen.

Das Gebirgsbecken überragt die kühn aufsteigende Reckner-Sp. der N. Sp.-K., die höchste Erhebung der Zillerthaler Voralpen, und nur auf sie konnte ich die Höhenangabe der Geier-Sp., 9162′ (2895 m.), der v. Sonklar'schen Karte beziehen, obwohl sie im Vergleich zur Angabe 2882 m. der N. Sp.-K., für Reckner, zu hoch gegriffen erscheint. So wie die Sonnen-Sp. entsendet auch der Reckner gegen Westen einen kurzen Seitenast, der, nachdem er sich zu einer Einsattlung gesenkt, sich wieder zu einem mit einer Stange bezeichneten Felskopf erhebt.

Ich mochte ungefähr eine Stunde auf der Sonnen-Sp. verweilt haben. Nach Errichtung eines Steinmannes verließ ich dieselbe, meinem nächsten Ziele, der Reckner-Sp., zusteuernd. Wir verfolgten den südlich streichenden, sehr bequem

*) Vergleiche: Ein Ausflug nach den Tarnthalerköpfen von Dr. Camil Heller. Jahrbuch des Oesterreichischen Alpenvereines, 7. Bd., S. 357.

gangbaren Hauptkamm und standen in kurzer Zeit in nächster Nähe des steil emporragenden Serpentin-Thurmes der Reckner-Sp. Anfangs wollte ich dieselbe so wie die Sonnen-Sp. gegen Westen umgehen, dann aber schien mir ein mächtiges, östlich der Spitze gelegenes Schneefeld einen besseren und schnelleren Aufstieg zu sichern. Ueber dasselbe emporsteigend, spähte ich vergebens nach einem passenden Angriffspunkte, und erst ein südlich der Spitze befindlicher Sattel schien mir mehr Hoffnung zu geben. Mein treuer Hund, der Begleiter auf allen meinen Fahrten, blieb hier bei meinem Träger zurück, und ich begann, sorgsam auf einen Ausweg nach oben achtend, einige Geröllrunsen zu übersteigen. So war ich bis an den nördlichen Absturz gekommen. Hier aber öffnete sich ein schmaler Kamin.

Mein Bergstock blieb zurück. Ich schob mich empor; Hände und Füße fanden guten, sicheren Halt, und stand einige Minuten später auf der Reckner-Sp., 2882 m. N. Sp.-K.

Unter einem Steine fand ich ein Exemplar der Linzer Tagespost vom 9. Juli 1874. Am Rande waren folgende frühere Besteigungen der Spitze verzeichnet: Dr. Schnopfhagen, 9/VII 1874; Professor O. Stolz, Innsbruck, 9/IX 1875; Julius Pock, Carl Wechner, Bernhard Fützscher, den 6. August 1876. Ich fügte auch meinen Namen auf einem Blatt Papier hinzu, und nachdem ich einen kleinen Steinmann erbaut, verließ ich wieder die höchste Erhebung der Zillerthaler Voralpen. Der Abstieg ging anstandslos vor sich. Der Kamin war leicht zu überwinden, und nach kurzer Zeit war ich wieder am Sattel angelangt, wo mir mein treuer Hund mit lautem Gebelle entgegensprang.

Es erübrigte mir nur noch, den mit Geier-Sp., 2856 m., bezeichneten Punkt der N. Sp.-K. zu besuchen. In wenigen Minuten hatte ich ihn erreicht und genoß einen recht hübschen Ueberblick über das Kaserer-, Schmirner- und Innsbergthal.

Den Rückweg beschloß ich über das vor mir sich ausdehnende Kar zur Lizum-Alpe zu nehmen. Schneefelder, die zu herrlichen Rutschpartien einluden, beschleunigten den Abstieg. Um 3 Uhr hatten wir die Alpe erreicht. Ein wolkenloser Abendhimmel sicherte das Gelingen einer für morgen festgesetzten Begehung des Hilpoldkammes.

Kaum graute der Morgen, so verließen wir unser Heulager. Je wortkarger der Empfang, desto freundlicher war der Abschied des Sennen Tobias, der mir sogar seine Uhr für die heutige Tour zur Verfügung stellte, welches Anerbieten ich jedoch ablehnen mußte, da ich nicht mehr nach Lizum zurückzukehren beabsichtigte. Um 4 Uhr 30 Minuten verließen wir die Alpe und begannen die sich hinter derselben erhebenden Grasgehänge hinanzusteigen. Wir schlugen die Richtung gegen das Thorjoch ein. Als wir nahe der breiten Einsattlung angelangt waren, wandten wir uns rechts, um der Thorwand zuzusteigen. Der Aufstieg erfordert wenig Anstrengung. Mein Hund verfolgte eifrigst die hier

zahlreich vorkommenden Schneehühner und mußte im Laufe des Tages seine Jagdlust theuer büßen.

Nach ungefähr zwei Stunden mochten wir die Thorwand (8662′ v. S., 2738 m.), 2738 m. N. Sp.-K., gewonnen haben. Eine Einsattlung (8564′ v. S., 2707 m.) trennte uns von der schroff, in gewaltig steilen Wänden abstürzenden Kalchwand. Auf dem Vorgipfel derselben befindet sich eine Signalstange und wird diese Stelle von meinem Standpunkte aus, wenn auch mit etwas Mühe, besteigbar sein. Auch die südwestliche Schulter scheint erreichbar. Ich beziehe darauf die v. Sonklar'sche Messung: Inhals mit 8460′ (2674 m.). In Lizum wurde mir versichert, daß die höchste Spitze der Kalchwand, 8916 v. S. (2818 m.), 2826 m. N. Sp.-K., unersteigbar sei. Ein sichtbares Zeichen einer Besteigung konnte ich nicht entdecken. Ich hatte heute unmöglich Zeit, mich mit deren Besteigung, die jedenfalls 2—3 Stunden erfordert hätte, zu befassen, mein Ziel, die Saga-Alpe im Weerthal, lag ohnehin noch weit genug entfernt. Nach kurzem Aufenthalte stiegen wir ab und hatten nach ungefähr einer Stunde das Thorjoch erreicht*) (7869′ v. S., 2487 m., 2398 m. N. Sp.-K.). Die N. Sp.-K. setzt den Namen Thorjoch zu Punkt 2499 und läßt die breite Einsattlung 2398 unbeschrieben.

Es kann sich wol nur auf diese die Benennung beziehen, da bei Punkt 2499 wol eine Uebergangsstelle ist, die aber gewiß nicht den Namen Joch verdient. Von Sonklar giebt S. 146 (10 Hilpoldkamm) dieser Stelle eine Höhe von 7833,9′ (2476 m.), auf der Karte bleibt sie unbezeichnet.

Mein nächstes Ziel war die nördlich des Ueberganges 2398 m. gelegene Graue Wand der N. Sp.-K. (Seewand v. S. 8706′ [2752 m.]). Die N. Sp.-K. läßt diese ohne Höhenangabe. Die v. Sonklar'sche Höhe für dieselbe ist offenbar zu hoch, da sie von der Thor-Sp. 8404′ v. S. (2656 m.), 2660 m. N. Sp.-K., weit überragt wird. Ohne Beschwerde war die Höhe erreicht. Eine hübsche Ansicht bietet der tiefgrüne Thorsee, der heuer, wie alle Hochgebirgsseen, reichlich Wasser führte.

Bei der weiteren Verfolgung des Kammes sahen wir uns bald genöthigt, westlich auszuweichen. Ueber Schiefergerölle absteigend gelangten wir zu Punkt 2499 m. N. Sp.-K., um bald hernach die Thor-Sp. zu erreichen, wo wir uns zu kurzer Rast lagerten. Der weitere Gratgang bis zur Hilpold-Sp. schien gesichert. Wir berührten den in der v. Sonklar'schen Karte mit 8063′ (2549 m.) angegebenen Sattel. Ueber Rasenboden kamen wir schnell vorwärts. Nahe der Spitze des Eiskar angelangt, wollte ich sie gegen Osten umgehen. Unscheinbare Wegspuren aber leiteten mich aufwärts zu Punkt 2610 m. N. Sp.-K., 8259′ (2610 m.) v. S.

Nach einem Abstieg über grobes Gerölle konnten wir die Einsattlung zwischen Eiskar und der Hilpold-Sp., der Uebergang vom Wattenthale in das Hobarthal,

*) Dianthus glacialis.

2430 m. N. Sp.-K. (7997′ v. S., 2528 m.), gewinnen. Die Stelle scheint sehr häufig begangen zu werden. Ein kunstgerecht zusammengefügter Steinmann und ein Bildstöckl zieren denselben. Oestlich öffnet sich das Hobarthal mit der Alpe Vallruck. Nach kurzer Ruhe traten wir den Aufstieg zur Hilpold-Sp. an. Als wir uns einige hundert Schritte vom Joche entfernt hatten, sahen wir zwei Sennen mit Holz beladen aus dem Wattenthale demselben zuschreiten. Der Holzbedarf der Alpe Vallruck scheint somit aus dem holzreichen Wattenthale gedeckt werden zu müssen, der nächste Weg, um sich dieses wichtige Material zu verschaffen. Die beiden Holzlieferer schienen auch nicht sehr erfreut darüber zu sein, denn mit sichtbarem Unwillen warfen sie ihre Last zu Boden, um auszuruhen. Nach kurzem Anstiege war die Hilpold-Sp., 2617 m. N. Sp.-K. (8357′ v. S., 2641 m.), der Ablösungspunkt des Rastkoglkammes, gewonnen. Mein junger, das Bergsteigen noch nicht sehr gewohnter vierbeiniger Begleiter warf sich vollkommen ermattet nieder, so daß ich mich gezwungen sah, denselben bei dem Abstiege über die Nordseite der Spitze stellenweise zu tragen.

Auf dem ersten Sattel nördlich der Hilpold-Sp., 7790′ v. S. (2462 m.), welcher als Abstieg nach dem Krovensthal benutzt werden kann, angelangt, fanden wir glücklich Wasser, welches auch meinen Hund wieder kräftigte und stärkte. Es galt nun unserem letzten Ziele, dem Hirzer.

Nicht ahnte ich, daß mir gerade diese Strecke noch manche Geduldprobe auflegen würde. Da mir der Grat nicht gut gangbar schien, wollte ich den Punkt 2598 m. N. Sp.-K. westlich umgehen, hielt mich aber zu hoch und gerieth in ein enges Gewirre von großen Felsstücken. Um Klarheit in die Lage zu bringen, erstieg ich den Kamm und sah zu meiner nicht sehr großen Freude in ziemlich weiter Entfernung das Ende meiner Bestrebungen, von mir noch durch eine tiefe Scharte getrennt. Mit dem Gange über den Grat hatte es nun ein Ende und ich mußte mich bequemen, über steile, übel gangbare Grasrinnen abzusteigen, um die Scharte 7948′ v. S. (2512 m.) zu gewinnen. Auch durch sie ist der Abstieg nach dem Krovenzthal ermöglicht. Nun erfolgte ohne Zaudern der Angriff auf den Hirzer. Es mochte ungefähr halb fünf Uhr Abends sein, als wir die Spitze über Gerölle und Steintrümmer erklommen hatten. 2722 m. N. Sp.-K., 8163′ v. S. (2722 m.)

Der erste Blick zeigte uns, daß der Abstieg zur Saga-Alpe anstandslos auszuführen sei. Das Thal und die Alpe lagen schon im Schatten. Wir suchten noch unsere letzten Speisevorräthe zusammen und genossen in vollster Ruhe die überraschend schöne Fernsicht. Kein Wölkchen trübte den Abendhimmel. Unendlich rein war die Luft. In vollster Klarheit zeigten sich auch die entferntesten Gebirgszüge. Wahrlich ein würdiger Schluß der heutigen Wanderung! Ich ziehe die Aussicht des Hirzer der des Reckner vor. Abgesehen davon, daß sich der Zillerthaler- und Tuxerkamm, die Stubaier- und Oetzthaler-Gruppe in gleicher Mächtigkeit entfalten, ist der Anblick des belebten Innthales bis gegen Kufstein unvergleichbar. Die reichbebauten Mittelgebirge desselben

liegen ausgebreitet vor unseren Augen. Die Berge des Oberinnthales, der Zug der nördlichen Kalkalpen mit seinen mächtigen, vielgezackten Gipfelbauten, die herrliche Zugspitze in brillantester Abendbeleuchtung, das Wettersteingebirge, die beiden Kaiser, Loferer und Leoganger Steinberge bis zum ewigen Schnee, die wellenförmigen Gebirgszüge Alpach's und Brixenthales mit Salve und Kitzbühler Horn entzückten das Auge des Beschauers. Freundlich grüßt das Keller.=J. — Ueber die Einsattlung des Brenner sehen wir die Gebirge bei Sterzing — ja bis zur Ortler=Gruppe reicht der Blick. Immer mehr neigte sich die Sonne zum Untergange und mahnte zum Aufbruch. Schade, daß mir nicht gegönnt war, länger auf diesem herrlichen Aussichtspunkte zu weilen.

Die noch reichlich vorhandenen Schneefelder erleichterten den Abstieg. Die Sonne sandte dem Hirzer ihre letzten Scheidegrüße zu, als wir die Waldregion betraten. Hübsche junge Zirbenbäume und das massenhafte Vorkommen von Rhododendron, theilweise noch im schönsten Blüthenschmucke, erfreuten uns müde Wanderer. Nach 7 Uhr hatten wir die Alphütten von Saga erreicht, wo wir freundlichst aufgenommen und bewirthet wurden.

Am andern Morgen um 6 Uhr verließen wir die Alpe und eilten dem Innthale zu. Ein rasch fallender Steig führt thalab. Rechts zeigt sich die kleine Stubl=Alpe. Durch dichten Wald leitet der Weg. Bald erschienen am rechten Thalgehänge die Gehöfte des Inner Weerberges. Ueber Asten gelangten wir zu den ersten Häusern des Kolsaßberges. Durch Wiesen und Felder an der Schloßruine Rettenberg vorüber windet sich der Pfad dem Innthale zu, welches wir bei dem Dorfe Kolsaß betraten.

Der Name „Großvenediger“.

Von Theod. Schmitt.

Dieser zweithöchste Berg der Tauern ist in den letzten Jahrzehnten so genau erforscht und so vielfach bestiegen worden, daß er zu den bekanntesten Aussichtspunkten der deutschen Alpen gerechnet werden darf. Weit weniger bekannt ist dagegen die Entstehung und Bedeutung des Namens selbst und dürfte sich ein Versuch der Erklärung immerhin lohnen.

Der erste Theil des Namens scheint früher weniger im Gebrauch gewesen zu sein, denn im Pinzgau nannte man ihn gewöhnlich den „Sulzbacher Venediger“, erst die Unterscheidung zweier Gipfel, welche man als Groß= und Kleinvenediger bezeichnete, vielleicht auch die Rivalität mit dem Nachbar „Großglockner“ scheint den ersten Theil des Namens mehr in Uebung gebracht zu haben. Der deutsche Alpenbewohner liebt es übrigens, den Großen und Hohen seines Gebirgs den gebührenden Titel zu geben, wie so viele Beispiele beweisen.

Machte es doch sein Besitzvorfahrer, der Räto-Romane, ebenso; von seinem Standpunkte aus am Brenner oder im Etschthal betrachtete er die hervorragendsten Spitzen, verglich ihre Gestalt mit bekannten Formen, setzte die Vergrößerungs-Endung aun, italienisch one, bei, und so entstanden z. B. die Namen Mastaun (der Großbottich) Similaun (Großsemmel) Tribolaun (der große Dreispitz) u. s. w., wenn nicht gar der Begriff der Größe selbst zur Namengebung verwendet wurde, wie z. B. bei dem Gigante, der im baiuwarischen Munde ein Tschirgant oder gar Tschürgant geworden ist.

Gehen wir zur Erforschung des Hauptnamens unseres Venediger über, so findet man im Volksmunde und in der alpinen Literatur hauptsächlich zwei Erklärungen.

Die Pinzgauer sagen, man könne von seinem Gipfel aus die Seestadt Venedig sehen. Allerdings wäre dies möglich, wenn es blos auf die Höhe des Berges (11,600) und die Entfernung von 1,6° ankäme. Aber es wäre doch eigenthümlich und wie es scheint auch ohne Beispiel, einen Berg nach der Aussicht zu benennen, die er seinen Besteigern gewährt. Zudem erhielten die meisten Berge ihren Namen vom Thale aus, und bevor sie nur bestiegen, geschweige die von ihren Gipfeln zu gewinnenden Aussichten bekannt waren. Von allen Besteigern des Großvenedigers hat übrigens bis jetzt noch kein einziger Venedig erblicken können, und es wird dies auch kaum möglich sein, weil in der Gesichtslinie ziemlich hohe Berge liegen.

Ein anderer Erklärungsversuch, welcher erst neuerdings wieder in der bei Wagner in Innsbruck erschienenen Schrift: „Fahrten in den Hohen Tauern 1876“ Ausdruck gefunden hat, leitet den Namen daher, weil dieser Berg unter gleichem Meridian mit der Dogenstadt läge. Das klingt freilich sehr frappant, und die Pinzgauer und andere Alpenbewohner werden nicht wenig überrascht sein, wenn sie sich auf solcher Gelehrsamkeit ertappen, von welcher weder im Salzburger noch im Brixener Katechismus etwas steht. — Möchte man doch bedenken, daß es nicht Gelehrte waren, welche bei der Taufe unserer Berge zu Gevatter standen, sondern schlichte Bauern, Hirten und Jäger, und daß von Allen diesen, wenn sie überhaupt das Wort Meridian kennen, sicher kein einziger wußte und weiß, mit welchen Städten unser Berg unter gleichem Meridian liegt.

Es scheint aber überhaupt der Name des Großvenediger nicht von der Stadt Venedig herzurühren, wie aus naheliegenden Gründen es auch im Allgemeinen nicht gebräuchlich ist, Berge nach Städten zu benennen, sondern von dem Volke der Veneder; nicht jenem keltischen Stamme, der nach Cäsar in der jetzigen Bretagne wohnte, auch nicht den Venetern, welche den Norden der Adria umwohnten und ebensowenig von den Bewohnern der Lagunenstadt — denn diese heißen nicht Venediger, sondern Venetianer — sondern von jenen Venedern, welche Tacitus im letzten Kapitel seiner Germania als die östlichen Nachbarn der Germanen bezeichnet, wobei er es unentschieden läßt, ob sie noch zu den Germanen oder den Sarmaten, d. i. Slaven zu rechnen seien. Von diesen

veneti, wie sie Tacitus, oder venedae, wie sie die alten Geographen schreiben, den heutigen Wenden, wird das Adjektiv venedicus gebildet, z. B. sinus venedicus, montes venedici zur Unterscheidung von venetianus, dem Adjektiv von Venetia.

Daß nun die Wenden in der Nähe unseres Berges wohnten, ist historische Thatsache, ja sie wohnen noch jetzt dort, wenn sie auch die deutsche Sprache angenommen haben. Ihre Anwesenheit zu der Zeit, als sie noch die wendische Zunge sprachen, bezeugen die Ortsnamen: Froßnitz, Malwitz, Mulwitz, Prosek, Schleinitz und andere. Daß aber auch die jetzt deutsch sprechenden Bewohner des Iselthales und seiner Seitenthäler, des Defereggen-, Virgen-, Gschlöß- und Kalser-Thales u. s. w. wendischer Abkunft sind, zeigt der Name Wendisch-Matrei, zeigen die vielen wendischen Familiennamen sowie der Typus, ja selbst der Charakter derselben. Es entspricht auch durchaus den allgemeinen Grundsätzen der Namengebung, einen Berg nach seinen Umwohnern zu benennen, und der „große Wendenberg" findet hiernach seine Erklärung auf ganz einfache Weise, ohne daß man nöthig hätte, die Teleskopie und Astronomie zu Hülfe zu nehmen, welche den Umwohnern des Großvenediger zur Zeit seiner Taufe womöglich noch weniger bekannt waren, als den jetzigen.

Geognostische Wanderungen in Tirol.

Von L. M.

Geognosie nach Büchern oder Vorlesungen studiren zu wollen, ist ein mißliches Geschäft; unser mehrere beschlossen daher, Theorie mit Praxis wol zu verbinden und die Beispiele zum Text eigenhändig von den Felsen zu schlagen. Ein oder der andere Alpenfreund läuft wol mit uns; will er sich nicht mit Steinen schleppen, so rastet er eben in einem Wirthshaus, wo ein guter Tropfen fließt, und zwar um so lieber, wenn ihm ein sauberes Diendl einschänkt oder gar beim Abschied ein Sträußlein schenkt.

So fuhren wir denn am 19. Mai von Innsbruck nach Matrei.

Wir gingen vom Bahnhof geradenwegs zum Steinbruch, westlich vom Orte an einem grasigen Abhange. Glimmerschiefer von allen Sorten, hie und da Quarzfels, mitunter ein Stängelchen Turmalin oder ein Körnlein Granat: aber eine große Mannigfaltigkeit von Felsarten, deren Lagerung uns lange beschäftigte.

Das Mittagsläuten von den Thürmen Matrei's mahnte uns an unsere Pflichten gegen den Magen, denen auch bekanntlich ein Held wie Odysseus nicht zu widerstehen vermochte. Bald hatten wir den „Goldenen Stern" erreicht,

dort nahmen wir einen Imbiß und bestellten uns auf zwei Uhr Tirolerknödel, so ächt und gediegen, daß ihnen weder ein türkischer noch ein russischer Monitor trotz eiserner Bombenfestigkeit widerstanden hätte.

Wir gingen dann zum Schloßberg, dessen Serpentine bei allen Steinsexen längst berühmt sind; aber auch der Archäalog und Geschichtschreiber weiß den Platz zu rühmen. Der römische Adler horstete auf diesem Felsen, und ehe er noch den Brenner überflog, bauten hier die alten Etrusker ihre Aecker; Thongefäße und ein Broncerelief, das einen Schild schmückte, bestätigen das. Auf der Brücke drunten stand 1809 der alte Hofer, den die alte Sternwirthin genau kannte; maulfaul wie alle Passeierer wies er den Kompagnien der Schützen, welche über Elbögen vorrücken sollten, mit dem Aufheben des rechten, jenen die am Berg Isel anzugreifen hatten, des linken Fußes die Marschroute an. Bei der Brücke nämlich vereinigen sich die alte Kaiserstraße und der Salzweg, auf dem von Hall das Salz in's Etschland geführt wurde.

Nachdem wir hier gehämmert, gingen wir zum Pfonerbruch, welcher den Matreier Marmor, eigentlich ein Gemenge von weißem Kalk und Serpentin, liefert, und füllten auch hier unsere Säcke mit länglichen Handstücken.

Unterdeß war es zwei Uhr geworden, wir folgten wie die heiligen drei Könige dem goldenen Stern und ließen der Küche alle Ehre widerfahren. Etliche Jünglinge wurden übermüthig, sie wollten zu Bachus auch noch Amor und liefen daher in ein anderes Gasthaus, um dort die schönen Wirthstöchterlein anzuschnüffeln. Die waren aber nicht zu sehen, wol aber fanden sie einen so sauren Wein, daß sie mit langen Gesichtern umkehrten und redlich ausgelacht wurden.

Dann brachen wir nach Steinach auf; die Straße durchquert nämlich den Gletscherschutt einer alten Moräne. Vor Steinach ist der Stadelhof, wo Karl V. einzukehren pflegte; in Steinach besuchten wir die Kirche noch vor dem Wirthshaus, denn hier befinden sich nicht nur Mader's Fresken, sondern auch drei Bilder Knoller's, der hier, wie eine Gedenktafel am letzten Hause verkündet, geboren wurde, und was eine Marmorplatte in der Kirche rühmt, für diese drei Altarblätter stiftete. Sie gehören zu seinen vorzüglichsten Arbeiten. Martin Knoller ist in der traditionellen Künstlergeschichte noch nicht genug gewürdigt, durch Kraft, Erfindungsgabe und Wahrheit des Gefühles steht er höher als Mengs. Der Schwerpunkt deutscher Kunst lag von 1720—1790 ohne Frage in Oesterreich; Strudel, Gran, Donner, Hillebrand, Fischer, Martinelli, Zauner und andere, darunter viele Tiroler, schmückten die Kaiserstadt mit erlesenen Werken, denen die übrigen Länder Deutschlands nichts an die Seite zu stellen hatten.

Nun ging es auf den Bahnhof. Wir erreichten gerade den Stationsplatz, als der Zug abzufahren im Begriffe stand; der Herr Konduktenr wollte aber nicht eine halbe Minute, und kaum diese hätte es zum Einsteigen bedurft, warten, sondern dampfte frisch davon. Wir waren zwar unser zwölf; die Südbahn hat es aber dazu, daß sich ihre Herren Kondukteure schon den kleinen Spaß machen

können, über Passagiere zu lachen, die 's nicht „derthun!“ Auf andern Bahnen ist bekanntlich in solchen Fällen das Pflichtgefühl nicht so zwingend, oder was? —

Das nächste Mal ging es über den Brenner, wo wir Dolomieus, der hier die Dolomite entdeckte, und dem zu Ehren das Gestein benannt wurde, gedachten, und auch Goethe's, der hier unter den Schiefern und Kalken, die in ungeheuren Platten nach West fallen, hantierte. Das Brennerbad blüht von Jahr zu Jahr mehr auf und wirft der Stadt Sterzing eine schöne Rente ab; es gibt jedoch Aerzte, die die heilsamen Wirkungen desselben weniger dem lauen Wasser als dem kühlen Wein zuschreiben. Im Sommer ist von Innsbruck an bis Botzen das ganze Thal von Fremden bevölkert, die sich hier ansiedeln, einige Monate zubringen und dann wieder nach Norden zurückkehren. Auf dem Hünerspiel trifft man nicht selten Sattelpferde, auf denen zumeist die rothschopfigen Britten mit ihren fischäugigen Ladies emporreiten, um statt der Gemsen als unvermeidliches Geschmeiß die schöne Alpenlandschaft unsicher zu machen. Außer den Gastwirthen haben sie bei uns bereits alle anständigen Leute satt, und so breite Straßen wie in der Schweiz, wo die freien Männer vor ihnen die tiefsten Bücklinge machen, wird man ihnen hier nicht bauen.

Auch Sterzing hat als Sommerfrischort eine schöne Zukunft, wir gönnen es den Leuten, welche durch die Eisenbahn so viel verloren. Das Sterzingermoos ist nahezu ausgetrocknet, und die berühmten Jungfrauen werden in Zukunft wol eine andere Unterkunft suchen müssen, vielleicht als Pfarrhäuserinnen in einem Widum.

Wir hämmerten wieder in der Gegend von Mauls: Verrucano, Granitit, Oligoklasschiefer und wie alle diese Delikatessen heißen. Das Nachtlager suchten wir in dem trefflichen Gasthause des Herrn Paetz zu Mittenwald. Hier begegnen Sommerfrischler aus dem Süden bereits denen aus dem Norden; es finden sich italienische Familien ein, welche der Hitze der Heimath entfliehen. Bis zur Station Franzensveste wurde am nächsten Morgen fleißig gearbeitet. In der Restauration des Bahnhofes einzukehren vermieden wir und rathen auch andern aus denselben Gründen, sie links liegen zu lassen. Wenige Schritte hinter dem Bahnhof liegt das neue Gasthaus Reifers, und der Zug hält Mittags so lange, daß man hierher gehen und sich sättigen kann ohne die billigen (?) und gnädigen Herren Kellner der Bahnhofsrestauration zu behelligen. Von der Brücke vor der Station Franzensveste bis zur Ladritscher Brücke an der Festung führt ein kühler schattiger Waldweg am linken Ufer des Eisak, wir rathen ihn aber nur solchen, die schwindelfrei sind. Die neue Eisenbahnbrücke und die Festung nehmen sich von hier am schönsten aus; fast altrömische Werke.

Zu Klausen stiegen wir wieder aus dem Waggon, in den wir post tot discrimina rerum in Vintl müde gekrochen waren. Es war schon spät. Wir suchten den „Cantioler“, und da ist gut wohnen. Da finden sich die Wanderer, zumeist Künstler, Poeten, Schriftsteller und anderes gottvergessenes Volk ein und zechen, spielen und tanzen, wie's eben kommt. Der „Cantioler“ hat auch einen

kühlen Garten am Eisak und im Garten ein Töchterlein, so hübsch wie nur der alte Uhland je ein Wirthstöchterlein besang. Das ließ auch Professor Pichler gelten. Obwol er schon um elf Uhr schlafen ging, so tanzten wir doch bis zwei Uhr früh, nachdem er uns zuvor zwölf Stunden in der Hitze Berg auf und Berg ab gesprengt hatte.

In Cantioler's Wirthsstube hängt das Bild Goethe's, an der Mauer prangen Sprüche der Minnesänger, und wo Alles Poesie athmet, schließen auch wir mit den Strophen, die Adolph Pichler in das Album schrieb:

*
* *

Gott Vater schaute vom Fenster herab:
„Zu Klausen ist's öde wie im Grab
Und wächst doch ein gelungener Wein auf den Höh'n,
Potz Blitz, da muß man zur Sache seh'n.“ —
Er winkte, es stand 's Cantioler-Haus,
Berühmt ist's im Lande ein und aus:
Man ißt da, man trinkt, 's ist eine Freud',
Drum kommen von allen Weiten die Leut'.
Doch eines fehlte zum Ganzen doch:
Da schuf er Cantioler's Töchterlein noch;
Drum blühe im Lande ein und aus
Das prächtige Cantioler Haus.
Und der die Knittelreime gemacht,
Dem sei es von Niemand übel verdacht,
Und bringen mög' ihm manch lustiger Zoch
Beim Cantioler ein lustiges Hoch!

Von unserem geognostischen Ausflug an den Thinnerbach schweigen wir, das Wasser hatte die Brücken fortgerissen, so kehrten wir wieder zum Cantioler um.

Die Wünschelruthe.

Von **Ludwig v. Hörmann.**

Was wünschen sich die Menschen nicht Alles! Der eine wünscht sich Berühmtheit und Ehre, der andere Titel und Würden, ein dritter und vierter Geld — denn was für Wünsche lassen sich nicht mit einem Sack voll Dukaten befriedigen?

Geld! seufzt der Familienvater, der mehr Kinder zu Hause hat, als Gulden Einkünfte in der Woche; Geld! schmachtet sehnsüchtig das Putzdämchen im Vorbeigehen an einem Schaufenster voll prächtiger Kleiderstoffe; Geld! poltert der von Gläubigern bedrohte flotte Studio oder Lieutenant!

Geduld, Geduld, meine lieben anspruchsvollen Mitmenschen. Ich will euch in Erwägung eurer Noth ein Rezept verschreiben, ein Zaubermittelchen, welches

ich zwar nicht selber probirt habe, dessen Kraft mir aber der uneigennützige Erzähler desselben, ein alter Unterinnthaler Bauer, mit so vielen Versicherungen betheuerte, daß ich unmöglich daran zweifeln kann.

Es ist die Wünschelruthe — Zeigruthe, wie sie der Tiroler nennt!

„Ja", sagte mir dieser, „wenn die Leut' von der Zeigruthen wissen und dran glauben thäten, so gäb's a nit so viel Noth und Elend auf der Welt. Aber jetzt hält keiner mehr etwas auf die alten Bräuche und Glauben, drum zieht auch unser Herrgott seine Hand zurück. Denn wer mit der Zeigruthen was ausrichten will, der muß ein reines Herz haben und einen festen Glauben und darf keine Feindschaft und keine Sünd' auf sich haben. Bevor er sie schneidet, muß er jeden Schaden gut machen, den er dem Nebenmenschen angethan hat, und drei Tag' Rosenkranz beten. Auch eine Generalbeicht soll er ablegen und kommuniziren; am besten ist's am „neuen Sonntag" oder am Johannistag (24. Juni). Nur ein zwieseliger (gabelförmiger) Zweig von einer Weißhaselstauden ist gut zur Zeigruthen; den muß er vor Sonnenaufgang mit einem nie gebrauchten Messer abschneiden und dabei sagen: „Gott grüße dich, du edles Reis." Dann kommt die Beschwörung, die ich aber nimmer recht weiß. Wenn er aber mit dem Rüthel einen Schatz heben will, so muß er's mit den Händen zwischen den Spitzen halten und damit vorwärts gehen. Dort wo der Schatz ist kehrt sich die Ruthen von selber um und zeigt so den Schatz an."

„Ja aber", wagte ich bescheiden zu bemerken, „warum habt denn Ihr die wunderkräftige Ruthe nie probirt? Denn allem Anscheine nach habt Ihr gerade keinen Ueberfluß an Erdengütern."

Da that der Bauer einen so tiefen Seufzer, daß ich glaubte, seine Seele sei mit ihm ausgefahren.

„Ja", sagte er kopfschüttelnd, „das ist eine kuriose Geschicht'! Mir blüht kein Schatz mehr. Ich hab' mir's verthan."

„Warum denn das? Habt Ihr's denn schon einmal probirt mit der Wünschelruthe?" forschte ich neugierig.

„Freilich hab' ich's probirt. Ist wol schon lang her, etwa vierzig Jahr. Ich bin dazumal a frischer Bursch g'wesen und hab' einen Schatz g'habt, a saubers Diendl — Moidl hat sie g'heiß'n — die hätt' i halt gar so gern g'heirathet. Aber ihr Vater hat Geld g'habt und i keins; d'rum bin ich ihm nit recht g'wesen. Wie i nun so recht in mein Leid hineindenk', fallt mir ein: Wenn du's halt probiren thätst mit der Zeigruthen? Richtig, a rechte Stauden hab' i bald g'funden und am neuen Sonntag geh i beichten und schneid' dann 's Rüthel ab. Jetzt hab' i aber ein Oertel g'wußt, wo man schon oft hat a blau's Lichtl g'sehn; müßt's wissen, das bedeutet einen Schatz. Auf'n Abend geh' i dahin und geh' lang herum, wol a paar Stund' lang und's Rüthel will halt nix zeigen. Da auf einmal liegt a Silberthaler vor mir; i seh' ihn noch, so hat er g'funkelt und glitzert im Mondschein. I ruf: Teufel, itzt könnt's was werd'n! und laß halt an sakrischen Fluch ab in meiner Herzensfreud. Und bück'

mich und heb's auf — da hab' i a Steinplattel in der Hand, g'rad so wie man's auf jeder Straßen sieht. I hab's aber g'sehen g'habt, und i weiß es noch, wie i da sitz', a Silberthaler war's, und weil i g'flucht hab', hat'n die Mutter Gottes in einen Stein verwandelt. Und das laß i mir nit nehmen, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt."

Diese letztere Bemerkung war durch ein ungläubiges Lächeln von meiner Seite hervorgerufen worden. Gegen solche Beweisführung ließ sich auch allerdings nichts einwenden. Es wäre auch vergebliche Mühe, einen solchen bockbeinigen Bauernromantiker zu belehren, denn mit Vernunftgründen richtet man gegenüber solchen Leuten in der Regel nichts aus, da sie die Sache entweder selbst erlebt, oder auf's Wenigste von ihrem „Ahndl" gehört haben wollen, und andererseits möchte ich den Faltenwurf eines solchen viereckigen Sennergesichtes sehen, wenn ich ihm vom altdeutschen Gotte Wuotan, der mit der Bedeutung des Wunsches in enger Beziehung steht, erzählen würde. Denn Wunsch bedeutet ursprünglich den Inbegriff alles Guten und Ersehnten und wurde von Wuotan, dem Allvater der gesammten Schöpfung, durch besondere Bittformeln und Opfer erlangt. So gewährte er frommen Schiffern den Wunschwind, wie er dem Würdigen Reichthum, die Wunschbörse, verlieh. Deßhalb finden wir bei Schriftstellern des Mittelalters den Wuotan häufig durch den Merkur und Hermes ersetzt, an dessen glückbringenden dreiblätterigen Zauberstab die gabelförmige oder dreifach gewundene Wünschelruthe gemahnt.

Auf den Stou, 7064'.

Eine der lohnendsten Partien Oberkrains.

Von Sp.

Unter den Ostalpenländern ist speziell Krain ein von den Touristen noch wenig besuchtes Land, da es eben zu wenig bekannt ist und den Fremden in Folge der (slavischen) Landessprache von dem tiefern Eindringen abhält und ihm seine Tour nur bis zu den besuchteren Punkten ausdehnen läßt. Es ist eben auch ein Fehler unserer gangbarsten Reise-Handbücher, die kein weiteres Vordringen bezeichnen und nur Kärnten berühren. Und doch hat das herrliche Krain durch seine Höhlen, Grotten und deren geheimnißvolle Bewohner, durch seine unterirdischen Flüsse und periodischen Seen, seine reiche Flora und geologischen Merkmale, durch den Zauber seiner Berge so viele schöne Punkte, die den Touristen zum längeren Verweilen und zu größeren Partien reizendste Einladungen bieten. Dabei wird die Einsamkeit und das Schweigen der Hochgebirge, in dem uns Nichts an all das kleinliche Getriebe unseres Alltagslebens erinnert, noch nicht durch die modernen Strömungen, durch schlepptragende Modedämchen, schwarz-

befrackte Kellner in luxuriös eingerichteten Hôtels u. s. w. und alle nur möglichen verwöhnten Städter gestört, obwol dem bescheidenen Touristen billige, gute Unterkunft sich bietet, und derselbe speziell in Oberkrain, mit seinen aufgeweckteren Einwohnern, die sich der deutschen Sprache mehr und mehr nähern, gastfreundlichste Aufnahme findet. Ist ja selbst auf Anregung der Alpenvereins-Sektion Krain seit dem 27. Juni 1874 eine Bergführerordnung amtlich in's Leben getreten.

Zu den einladendsten Punkten Oberkrains gehört unstreitig der reizende Badeort Veldes mit seinem lieblichen fast viereckigen See und dessen grüner Insel Verh. Der Flächeninhalt des See's ist gar nicht unbedeutend, sein Wasser zeichnet sich durch eine wundervolle Klarheit aus. An dem östlichen Ufer erhebt sich eine senkrechte Felsenwand von ca. 120 Meter Höhe, die auf ihrem Scheitel das alte, aber noch gut erhaltene und bewohnte Schloß Veldes trägt, wohin ein bequemer Fußsteig und Fahrweg führt. Oben angelangt, genießt man eine prachtvolle Aussicht auf den See und auf das denselben umrahmende Gebirge. Gegen Westen erhebt sich der krainische Bergriese Triglav, gegen Osten der gewaltige Stou, 7064', und die Kalkkolosse der Karawanken.

Veldes galt mein Besuch von Laibach aus in Begleitung eines Freundes an einem heißen Junitage, mit der weitern Absicht, von da aus dem uns herüberwinkenden Stou für den nächsten Tag eine Visite abzustatten.

Nachdem Mittags in Veldes ein bescheidenes Mahl eingenommen war, ging die Wanderung über Görriach an dem Rothweiner Wasserfall vorüber, Dobrava nach Jauerburg, wo in Kolbl's Gasthause (wo für gewöhnlich Führer und Proviant zu erhalten) größere Rast gehalten und die Vorbereitungen für die Besteigung des Stou für die kommende Nacht getroffen wurden. Der Abend-Eisenbahnzug hatte uns von Laibach die Gesellschaft eines Herrn und einer kleinen Dame mit dem gleichen Vorhaben zugeführt.

Wir hatten einen unglücklichen Tag, es war Pfingst-Feiertag; die jungen kräftigen Bauernburschen, die als Führer für den Stou galten, verweigerten absolut die Führung, da ihnen (meist in den Werkschaften der Oberkrainer Industrie-Gesellschaft beschäftigt) nur die hohen Feiertage als Ruhetage gestattet sind, und deßhalb der Besuch des Wirthshauses und des Tanzbodens in Begleitung ihrer Dirnen über allen pekuniären Gewinn ging. Wir mußten uns nach dem ½ Stunde von Jauerburg entfernten Karner-Vellach begeben, wo es uns gelang, einen 65 Jahre alten Mann zur Führung zu bewegen.

Das Wechseln der Toilette unseres nun geworbenen Führers veranlaßte einen weiteren Aufenthalt, den wir mit der Vervollständigung unserer Verproviantirung verbrachten. Indessen war es Abends 8 Uhr geworden; es wurde nun in der angenehmen Abendluft der Anstieg begonnen. Nachdem wir eine halbe Stunde lang die Poststraße gegen Ottok verfolgt, zweigte der Weg links auf die neugebaute Erzstraße der Oberkrainer Industrie-Gesellschaft ab, und wir erreichten gegen 10 Uhr auf bequemem Wege die Hütte am Eingange der Erzgruben.

Hier wurde Halt gemacht und die nicht besonders einladende Unterkunft in der Hütte für 2—3 Stunden benutzt, um uns durch einige Ruhe und den Genuß vorzüglicher Milch, aus der 1/4 Stunde höher gelegenen Sennhütte, für die weitere Unternehmung auf die Spitze zu kräftigen.

Doch die ungastliche Belästigung seitens gewisser hier förmlich geduldeter mehrfüßiger Einwohner veranlaßte uns früher aufzubrechen, als festgesetzt war, und nachdem wir unserm alten Führer noch durch Anwerbung des Sennbuben sein Amt erleichtert, begannen wir um 1 Uhr des Morgens den Aufstieg.

Der Weg führt an der erwähnten Sennhütte vorüber, anfangs mälig ansteigend, später ziemlich steil, bis er sich endlich ganz in einer Geröllmulde verliert und nun etwas beschwerlicher wird. Der Wald, der uns anfangs begleitet, wird immer lichter, der Gesichtskreis immer größer, und bald nachdem auch das Krummholz aufgehört, wird der Stou-Gipfel als breiter Rücken sichtbar. Noch lag tiefes Dunkel über den Thälern, während sich der östliche Horizont schon leicht zu färben begann, als wir die Hütte des Schafhirten, 6117', unter dem Stou-Gipfel erreichten, wo während des kurzen Aufenthaltes unsere Dame, die bisher gazellenartig immer munter vorangeschritten, ihre städtische Fußbekleidung (Zeugstiefelchen mit Stöckchen) mit dauerhafteren Lederschuhen vertauschte.

Noch war der durch eine ziemlich breite Einsattlung, die noch fußtiefen Schnee barg, vom gleichnamigen großen getrennte kleine Stou, 6915', zu erklimmen. Hat man diesen im Rücken, so steht man in wenigen Minuten auf der höchsten Spitze, 7064' über der Meeresfläche.

In 4 Stunden nach Aufbruch von der Erzgruben-Hütte kann man die Höhe mit Leichtigkeit erreicht haben.

Der anbrechende Sonnenaufgang bot uns durch ein großartiges Panorama reichliche Entschädigung für den Verlust an Schlaf. Das prachtvolle Schauspiel des Sonnenaufganges, dessen Erhabenheit in dem Maße zunahm, als der um die Herrschaft ringende junge Tag in seinem Siegeslaufe fortschritt, war großartig. Von den Stätten der Freiheit, den Spitzen der Berge aus folgte das Licht des jungen Morgens der fliehenden Finsterniß in Thäler und Schluchten, bis es sie endlich auch aus dem letzten Schlupfwinkel vertrieben. Das zarte Rosa, das den Osten begränzte, war unterdessen zu feurigem Purpur geworden, und bald darauf trat auch die Sonne hervor, eine Landschaft mit ihren goldenen Strahlen übergießend, wie sie sich die kühnste Phantasie nicht auszumalen im Stande wäre.

Vor Allem wird die Aufmerksamkeit durch die imposanten Gebilde des Triglav-Stockes gefesselt. Des guten Alten ehrwürdiges weißes Haupt erglühte im Kusse der Morgensonne, als ob es einem schüchternen Jünglinge angehörte, ragte aber dabei doch stolz über seine Umgebung von Spitzen und Zacken. Im herrlichen Kranze begrenzen im Westen die krystallenen Zinnen der eisumpanzerten Centralalpenkette, das Wischbachhorn, der Großvenediger, die Pusterthaler Ferner und als König unter ihnen der Großglockner, im Norden die nördlichen Kalk-

alpen mit dem Thor- und Dachsteine den Horizont. Im Osten bilden die Sulzbacher und die Steiner Alpen mit den beiden Obiren, dem Grintouc und der Kotschna hervorragende Punkte; im Süden und Südosten schweift der Blick über die grünen, wellenförmigen Unter- und Innerkrainer Berge. Den großen Kranz schließend, reiht sich würdig die prachtvolle südliche und westliche Abgrenzung des Wocheiner Kessels mit der Cerna perst, dem M. Vorhu, M. Kuck, der Skarbina und dem Vogatin an die südlichen Ausläufer des Triglav, M. Cau und Kaniauz. Und was liegt nicht Alles innerhalb dieses Rahmens? Als liebliches Juwel bildet wieder Veldes mit seinem reizenden See, dessen klarer Spiegel freundlich aus den ihn eng umschließenden Geländen herauslacht, einen angenehmen Ruhepunkt für das herumschweifende Auge. Einen schaurigen Eindruck hingegen machte die schroff abfallende nördliche Wand des Stou, gegen das Bärenthal nach Kärnten hinziehend, der Seleniza, Koschutta und des Storschitz mit den dazwischenliegenden Schluchten, durch die noch blauer Duft hinzog. Dann verweilt das Auge wieder mit Vorliebe auf dem dunklen Spiegel des Wörther und Faaker See's, erkennt Klagenfurt an seinem schlanken Pfarrthurme, Villach an den in der Nähe liegenden charakteristischen Schrotthürmen; über grüne Matten und Wälder eilend folgt es dem Laufe der glitzernden Save an Radmannsdorf und Krainburg vorüber, und findet am ewigen Nebel erkenntlich rechts vom Gallenberge das weiße Laibach (Ljubljana). Ja und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, soll man gerade in der Richtung über den leicht erkenntlichen Babi Zob die Adria herüberleuchten sehen, vorausgesetzt, daß reine Atmosphäre die Aussicht gestattet!

Uns war dies nicht vergönnt, ein schneidend kalter Morgenwind, der uns in kurzer Zeit in feuchte, förmlich greifbare Nebelwolken einzuhüllen drohte, zwang uns die Rundschau in kurzer Frist zu genießen und raschen Abstieg zu nehmen.

Herunter kommt man denselben Weg oder den etwas steileren direkten, in vier Stunden auf der südlichen Seite, den wir auch nahmen, nachdem wir unsere Führer, die auf den früheren Weg wieder zurückkehren wollten, oben auf der Spitze entsprechend belohnt hatten.

Der Abstieg ging in ziemlich raschem Tempo vor sich, und bald hatten wir uns durch die lebhafte Körperbewegung wieder erwärmt. Nachdem die Thalsohle erreicht ist führt der Weg durch ein ziemlich eingeengtes liebliches Thal nach Bresnitz.

Nach einstündiger Ruhe brachte uns ein Wagen nach unserem Ausgangspunkte Veldes zurück, wo wir uns nun im Gasthause Petran (am See gelegen) durch ein gutes und billiges Mittagsmahl und darauffolgenden Schlaf wieder vollständig restaurirten.

Nachdem wir noch unseren müden Körper in den wunderbar klaren Fluthen des See's durch ein Bad in dem nahegelegenen vortrefflich eingerichteten Louisenbad erquickt hatten, konnten wir, mit größter Befriedigung über den uns gebotenen Genuß herrlicher Alpennatur, zu den Stätten des Heims und der Arbeit zurückkehren.

Der Badeort Veldes bietet übrigens noch viele andere herrliche und lohnende Ausflüge, auf die ich wol später einmal zurückkommen werde.

Kein Besucher aber, der tüchtig auf den Füßen, geringe Mühen und Strapazen nicht scheut, möge diese eben geschilderte Stoupartie unausgeführt lassen.*)

Zirl.

Eine Sommerfrische an der Martinswand.

Wo im bayerisch-tirolischen Grenzgebirge die Kalkberge schroff gegen den Inn abstürzen, ist mancher sagenreiche Berg. Keiner ist durch ganz Deutschland hin berühmter geworden, als die Martinswand. Es ist kaum nothwendig, die Ueberlieferung, welche an diesem gewaltigen Felsen haftet, zu wiederholen. Von der schlichten Erzählung im „österreichischen Ehrenspiegel“ an bis zu den volltönenden Versen eines Anastasius Grün und de la Motte Fouqué ist die wunderbare Geschichte vom „letzten Ritter“, der sich auf der Jagd verstiegen und schließlich von einem Engel oder Gemsjäger aus schwindelnder Höhe, vom Grabesrand weg gerettet wurde im Angesicht des beängstigten Volkes und des Priesters, der den heiligen Leib gegen den Verirrten emporhob in der Tiefe — in vielen Tonarten besungen worden. „Was nie und nirgends ist geschehen, das allein veraltet nie“, sagt der Dichter. Es ist wol heute kein Geheimniß mehr, daß die Geschichte des von der Martinswand durch ein Mirakel herabgeholten Kaisers in die Reihe jener Erzählungen gehört, die sich mehr durch ergreifende Einzelheiten als geschichtliche Treue auszeichnen. In dieser Weise haben wir auch merkwürdige Dinge von Tell und Winkelried, vom heiligen Nepomuk und anderen Männern gehört, die doch niemals gelebt, also auch die großen Thaten nicht verrichtet haben, die wir von ihnen auf den Schulbänken erfuhren.

Neben der Martinswand, ebenfalls hoch über dem Innstrom, erhebt sich die uralte Veste Fragenstein, noch weiter gegen Nordwesten hinauf breitet sich die Seefelder Hochfläche aus, von hohen Kalkgipfeln umstarrt und dort steht das Mauerwerk jenes Schlosses, dessen Herr einst in der Kirche versank, weil er Zweifel an dem göttlichen Geheimniß der Hostie hegte. Zwischen unserem Fragenstein und jener Hochfläche aber, an einem Hause des Weilers Leiten, sehen wir den Kampf von Thyrsus und Haimo abgebildet, zwei Riesen. Das Bild erinnert uns daran, daß der letztere hier in der Nähe, zu Wilten bei Innsbruck, hauste, und daß ein Dorf weiter oben, Haimingen, nach seinen Nachkommen

---

*) Ueber die Stoupartie s. auch Amthor-Jabornegg, „Kärntnerführer, 2. Auflage“, S. 72 u. 74. Die Red.

benannt ist, denselbigen, die wir zu viert als Haimonskinder auf dem Rosse reiten gesehen haben. Und wenige Schritte vom besagten Haimo-Bilde entfernt steht ein schwarzer hoher Meilenstein aus der Zeit der ersten Cäsaren neben der Straße. Er gemahnt uns an die Tage, in welchen noch die Gründer der hier zertrümmert zu sehenden Veste in der Nacht der Zukunft schliefen und auch der Riese Haimo, der für uns schon wieder im fabelhaften Heldenzeitalter unseres Volkes verdämmert. Er wurde hieher gesetzt, als die Legionen sich mit der Axt Bahn durch die Wälder brachen und die Gegend, die heute eine mit Gnadenbildern, Post-Gasthäusern und Grenz-Zollämtern gezierte Landschaft ist, eine schauderhafte Wildniß genannt werden konnte.

So befinden wir uns auf einem Boden, dessen Ueberlieferungen noch um mehr als ein Jahrtausend über den geretteten kaiserlichen Jäger hinauf reichen. Indessen ist es keineswegs meine Absicht, durch die süßen Schauer der Alterthümelei oder Sagenkunde hierher zu locken, sondern durch Reizmittel sinnlicherer Art. Betrachten wir uns das Standquartier, von welchem aus der Sommergast seiner Augenweide tagtäglich nachgehen soll. Dieses ist kein anderes, als das schmucke Dorf Zirl, zur Zeit Karls des Großen Cyreola geheißen und dem damaligen Poapin-Gau zugetheilt, der so ziemlich dem heutigen Oberinnthal entspricht. Die meisten Häuser, von denen viele für Fremdlinge anmuthend eingerichtet sind, stoßen an einen schattigen, mit hohem Gras bedeckten Obstanger. Und was die beiden Gasthäuser anbelangt, so erscheinen sie, wie sich mancher Reisende mit Vergnügen dessen erinnern wird, auf die anspruchsvollen, theueren, überlaufenen und doch mit so geringer Bequemlichkeit ausgestatteten Herbergen des angrenzenden bayerischen Hochlandes hin wie ein Fruchtgarten nach einer Wüstenwanderung. Dem Kenner von Land und Leuten sage ich damit freilich nichts Neues. Aber für Manchen, der in seiner Einfalt die landschaftlichen Schönheiten von Berchtesgaden oder Partenkirchen unvermittelt mit der Hoffnung auf ein angenehmes Leben dortselbst zusammenwirft, kann es nicht oft genug wiederholt werden, einen wie überraschenden Genuß er sich verschaffen kann, wenn er die Tiroler Grenze überschreitet und zum ersten Male in einem jener behaglichen Postgasthäuser rastet, wie sie auch durch manche Schilderung in deutschen Blättern bekannt geworden sind. Man vergleiche, um in der Nachbarschaft zu bleiben, beispielsweise nur einmal die Post von Partenkirchen mit der von Imst oder Zirl, oder selbst den einfachen Gasthäusern des Oetzthales, wie zu Oetz oder Umhausen. Abgesehen vom guten Landwein und trefflicher Küche thut Vielen die freundliche Weise des Empfanges und der Beherbergung wohl auf das kühle, unsaubere, mitunter grobe Wesen hin, mit welchem er dort zu seiner großen Enttäuschung in Berührung gebracht worden ist. Schon früher wurde in der Gartenlaube von einem norddeutschen Reisenden dieses Verhältniß mit Rücksicht auf Imst gebührend hervorgehoben. Es thut mir leid, daß ich einem Theile meiner Landsleute nichts Besseres nachsagen kann. Aber es liegt ja doch nur an ihnen, es zu ihrem Vortheil zu ändern.

Ein weiterer nicht geringer Vorzug dieser Sommerfrische an dem hohen, sagenhaften Felsen besteht in der Leichtigkeit des Verkehres. Binnen einer guten Stunde ist die Landeshauptstadt Innsbruck zu erreichen und alltäglich gibt sich wol ein halbes Dutzend Mal und noch öfter bequeme Gelegenheit, nach den westlichen Gletscher-Regionen, dem Oetz- und Pitzthal, oder nach dem seenreichen Waldlande der bayerischen Vorberge zu fahren. Ich denke aber, wer einmal Wurzel gefaßt hat, den läßt es so bald nicht wieder los. Sagt doch schon Ludwig Steub, einer der ersten Kenner unserer deutschen Berge: „Wer im bayerischen Gebirge gut leben will, der gehe nach Tirol!" — Wenn die Sommerhitze zunimmt, dann geht der Inn, der neben dem Dorfe vorbeiströmt, erst recht hochwogig. Während die anderen Flüsse, die aus trockenen Kalkwüsten hervorbrechen, unter der Sonne des Hundsgestirnes immer klarer und dürftiger werden, schwillt der Strom der hundert Gletscher, vom abtriefenden Eise verstärkt, höher und höher und haucht Kühlung aus den eisigen, trüben Wellen. Dann ist es ein wahrer Sommergenuß, durch die grünen, rauschenden Maisfelder zu schlendern und sich des Hauches zu erfreuen, der über die gewaltigen Wasser hingeht. Noch kühler wird's, wenn man die grüne Fläche, auf der Oberperfuß, wo die Geburtsstätte des Bauern-Geographen Peter Anich liegt, erstiegen hat. Dort steht auch ein bescheidenes Bad, und ein ebener Tannenweg führt, stets im Angesichte großer Bergherrlichkeit, durch Walddunkel und Harzduft.

Eine Kühlstätte von sehr eigenthümlicher Art ist aber hinter dem Calvarienberge, wenige Schritte vom Dorfe entfernt, vorhanden. Hier ist nämlich in die graue Mauer des Kalkgebirges, die bis zu sechstausend Fuß über der Thalsohle aufragt, ein Spalt hineingerissen. Man nennt diesen die „Klamm" des Calvarienberges. Es ist ein enger, schier nächtlicher Schlund, über welchem der oft silbern bestreute Dom des Solstein glänzt. Auf gutem Wege ist er zugänglich. Die gelben und schwarzen Wände halten den Sonnenstrahl ab, daß er in die feuchte Tiefe falle. An ihnen liegen die gezackten Schatten des Calvarienberges und seiner Kirche, sie bewegen sich mit der Sonne und wachsen riesengroß schwarz an auf dem Gestein, ein wundersames Spiel.

Wer ein geradezu furchtbares Schaustück der nämlichen Art sehen will, der muß eine Stunde weiter, in der Richtung gegen Innsbruck hin gehen, ja er kann das Anschauen desselben am besten mit einem Besuche der Stadt verknüpfen. Denn das Mirakel ist neben der Poststraße, wie Alles in dieser bequemen Gegend. Dort wo das einsame Wirthshaus „Kranabitten" steht, von welchem aus man so schön auf den ebenen Plan der Stadt hinschaut, geht man geraden Weges, völlig eben wie auf der Straße selbst, in den dunkeln Korridor des Trias-Kalkes hinein. Der Abgrund ist meist nicht breiter, als man mit den ausgebreiteten Armen zu erreichen vermag. Raum ist für ein Wässerlein, für den Weg und für einen Streifen des blauen Himmels oben. Dieser Schlund, der sich weit in das aufgethürmte Hochgebirge hineinzieht, heißt das Schwefelloch und die engste Stelle der Enge die Hundskirche — satanische Bezeichnungen, nicht

übel in die Stimmung passend, die sich des Eintretenden bemächtigt, welcher es einem Dante gönnte, dergleichen gesehen und als Bild zum Eingange seiner jammervollen Unterwelt verwendet zu haben. Dieser Gang versetzt in die den Kalkalpen eigenthümlichen Schrecknisse. Die großen klaffenden Schründe, aus welchen sich ein Bach wie „eingeklemmt" (Klammen) hervorzwängt, sind in jenen Mauern zu finden, die aus dem von Wasser und Luft leicht zerstörbaren Kalk aufgebaut sind.

Aus der Nacht dieser Kühlgewölbe führe ich den Fremdling wieder an den sonnigen Hang, wo den ganzen Winter über das rothe Haidekraut, im März die vanilleduftende Steinprimel blüht und den Bienen warme Winterwohnungen aufgebaut sind. Rechts von dem breiten Thurme, an dem noch die Wappen der alten erlauchten Herren verwittert zu sehen sind, erblickt man ein Kirchlein, zu welchem ein mit Bäumen anmuthig bepflanzter Weg hinaufführt. Dort blühen im Lenz die Obstbäume weiß wie das Mauerwerk der Kreuzweg-Kapellen, das viele seltsame Mirakel-Geschichten einschließt. Weite Fernen gegen Ost und West öffnen sich. Der Inn, der vor uns strömt, erinnerte an dem Wintertage, welchem dieses Bild seine Entstehung verdankt, inmitten des frühlingsgleichen Sonnenscheins an die Schrecknisse seiner rhätischen Quellenberge. Denn auf ihm trieben viele Eisschollen, aus den engen Thälern hervorgebrochen, in denen Schatten den Winter noch festbannen, wenn er dem Licht des breiten Hauptthales längst gewichen ist. Gewiß ein wundersamer Ort im wundersamen Tiroler Land! Einen Schritt hinter uns der dunkle Klamm-Abgrund, vor uns Leben und Sonne — viele Ansiedelungen der Menschen, fruchtbares Gefilde und ein weißer Kranz schneeiger Höhen.

Man weiß, daß Wallfahrten meist an ergreifende Oertlichkeiten verlegt worden sind, vielleicht ein Ueberrest des altgermanischen Höhendienstes. So ist es auch hier. Die Innsbrucker, welche während der Fastenzeit im Februar und März den Calvarienberg fleißig besuchen, kommen sicherlich nicht nur wegen der gebratenen Hühner in den Gasthäusern und des verheißenen Ablasses, sondern auch um vom sonnigen Hang sich des Blickes in ihr schönes, in den ersten Anwandlungen von Lenzahnung heraufschauendes Thal zu freuen. Derlei weiß unser Volk bewußt oder unbewußt auf solchen, oft mit zu viel rationalistischer Herbheit angegriffenen Gängen wohl zu vereinen.

Ein Gang unter dem Schloßberg hin in das enge Thal, in welchem viele Hänge roth von Alpenrosen brennen und in dessen Gerölle viele Quellen zu Tag brechen, mag sich im Sommer wol des mangelnden Schattens wegen nicht empfehlen. Dagegen wird es der behagliche Fremdling nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit nach dem Martinsbühel zu schlendern. Es ist dieß der kleine, von einigen Häusern und vielen Bäumen bedeckte Hügel, den man gerade am Fuße der Martinswand rechts sieht.

Dieses ist das Stelldichein der Bequemen, denen die Natur vom schattigen Plätzchen aus bei Kaffee oder Flaschenbier am besten gefällt. Und solchen Be-

schaulichen will ich nicht Unrecht geben. Mit dem Blick flußauf- und abwärts verknüpft sich manches Bild, das vor die Erinnerung tritt. Welche Zeitläufte liegen zwischen dem ersten Pfosten der Innbrücke zu Innsbruck und der Lokomotive, die dort unter der sanften Kuppe des Patscher-Kofels im Erdinnern gegen Süden dampft! Welche Wandlung der Geschlechter seit den Tagen des Königs Rother, der Riesen Sigenot und Ecke, des Zwergen Laurin, des Hug- und Wolfdietrich, die alle in diesem Lande walteten! Wie die Eisschollen auf dem Inn fließen die Geschlechter der Menschen in die große Unendlichkeit hinab. Aber noch immer glänzen die silbernen Dome, noch immer röthen sich ihre Kuppen beim Auf- und Niedergang. Dort oben steht die Seefelder Kirche, über einem erratischen Blocke erbaut, den die Heiden als Altar benutzten. Niemand weiß, woher dieser verwunderliche Felsen gekommen ist. Und so stehen auch wir da, in Mitten der um uns und über uns ausgebreiteten Wunder, von unbekannten Strömungen auf diese Kugel, auf diese Scholle getragen, späteren Geschlechtern unverständlich wie es jene, die meist dort oben in Feuern ihre Götter verehrten, für uns geworden sind. Dr. Noë.

Gebirgsparallelen.

Ein Scherz von C. S.

Die meisten unserer Vergnügungsreisenden haben leider nur für „das Fremde“ Aug' und Ohr, daher so oft die abenteuerlichsten und übertriebensten Raisonnements über Land und Leute, die sie dann als Weltwunder anpreisen und ausposaunen, und die den Laien, so offerirt, wirklich oft als wie ein Märchen aus tausend und eine Nacht erscheinen müssen. Hier gilt es namentlich der oft besungenen Schweiz und deren Alpen.

So las ich z. B.: „Unser erster Ausflug dieses Jahres galt der herrlichen schweizer Alpenwelt, und wurde der Weg dahin über Lindau und den Bodensee unternommen. Lange vor Ankunft in der bayerischen Inselstadt erblickten wir über den Wasserspiegel hin den aus Aetherferne aufsteigenden Wächter und Bergesriesen der Schweiz, den hohen Säntis u. s. w.“

So was macht, nun gar beim „stubenreisenden Publikum“, seine doppelt drastische Wirkung, ja selbst bei denen, die die tiroler Alpenwelt durchreist, „der lieben Heimath“ wegen aber sich wenig oder gar nicht um die Zahl und Höhe ihrer Berge bekümmert, also einen Vergleich zwischen Diesen und Jenen der Schweiz anzustellen, von vornherein lächerlich, wenn am Ende nicht gar sträflich finden.

Um nun eine Parallele zwischen „Hüben und Drüben“ zu ziehen, bedarf der Kundige nicht einmal unserer respektabeln Nachbarn „der Tiroler“, und wir können mit unseren sogenannten bayerischen Voralpen einen Vergleichskampf mit den meisten hohen und renommirtesten Steinhäuptern Helvetiens beginnen unm halten uns gleich an den in „Aetherferne liegenden“, so viel Respekt einflößenden und so verächtlich auf seine überseeischen Kameraden und Stammesgenossen herüber- und niederblickenden Herrn Hohen Säntis.

Dieser ebengenannte Schweizer, der so auffälligen Effekt hervorruft (weil er auf fremdem Territorium zu stehen die Ehre hat), ist 7709′ hoch, wir erlauben uns, daß ihm von unserer noch nicht so blau angesungenen Seite aus der 7952′ hohe Hochvogel, der 7717′ hohe Göhl, das 7745′ hohe Nebelhorn, wie auch der 7952′ hohe Reinthalerschrofen ihren guten Morgen zurufen dürfen. Sollte sich vielleicht das oft genannte Faulhorn mit seinen 8261′ Höhe darüber moquiren wollen, so schicken wir ihm unsern 9064′ hohen Wetterschrofen oder das 8717′ hohe Teufelsgesäß auf den Hals. Der 7128′ hohe Monsieur Pilatus, auch eine bekannte schweizer Figur, fängt bereits über diese bayerische Voralpenanmaßung zu lamentiren an, allein unser Sattelhorn mit seinem 7330′ hohen Rücken gebietet dem Herrn Ruhe und ersucht ihn, sich als ehrsamer Kantonsbürger benehmen zu wollen, im entgegengesetzten Falle würde es seine intime Freundin die 7266′ hohe Wildspitze, nebst noch mehreren 7000′ hohen Angehörigen, als darunter das 7091′ hohe Gaisalphorn, das 7544′ hohe Rauheck, das Mühlsturzhorn von 7000′ und den 7408′ hohen Schneeferner, wie auch den 7945′ hohen Alpspitz zu Hülfe rufen; selbst wenn er das gefürchtete 10,054′ hohe Wildhorn oder das 10,109′ hohe Rizlihorn an der Grenze von Wallis als Beistand anrufen würde, könnte es dem Kampf ruhig entgegen sehen, indem es einen eben so würdigen Kämpen, den greisen Zugspitz mit seinem 10,211′ hohen zackigen Haupte, zum Sekundanten wählen würde.

Den übrigen mit 6000′ Höhe messenden schweizer Herren, besonders ihrem 6532′ hohen Esel, drücken wir ganz einfach unsern 6994′ hohen Daumen auf's Auge. Daß uns die schweizer Alpenwelt mit ihren Schreckhörnern bis zu 14,000′ Höhe etwas Furcht einjagen kann, ist hier nicht in Betracht zu ziehen, da wir uns nur als die Thürhüter Tirols und Steiermarks, die dergleichen allerhöchste Herren auch besitzen, vorzustellen uns erlaubten. Dessen ungeachtet geben wir uns „Vorälpler“ noch lange nicht als überwunden und können noch manchem gepriesenen schweizer Recken frech über die Achsel schauen, selbst wenn er solche „zucken“ würde. So macht auch ein gewisser Hirzli aus dem Appenzellerlande mit seiner höchst bescheidenen Höhe von 5058′ viel von sich reden. Diesen Steinklumpen steckt man bei uns aber ganz einfach und ohne viel Federlesens, wie er sich eben präsentirt, in unsern 5533′ hohen Tegelberg und beschwert ihn noch mit einigen Dutzend ähnlicher Höhen.

Wir hören sie bereits im Chorus ausrufen: nun wird diesem bayerischen Bergrenommisten doch bald das Zeug zum Renommiren ausgehen, wenn nicht

so rufen wir unsern Altvater, den 7496′ hohen Altmann mit seinem 6081′ hohen Speer gegen ihn. O! echauffiren Sie sich nicht, meine verehrten Häupter, wir besitzen ganz in ihrer Nähe eine gewaltige Gabel, die, wenn auch von einem „Mädele“ gehandhabt, 2086′ höher reicht, von unserm 9266′ hohen großen Watzmann, der es auch nebenher mit Ihrem Urirothstock in Oberwalden aufnehmen würde, gar nicht zu sprechen, und der sich jedenfalls der ehrsamen Jungfrau ritterlich annehmen würde, ohne seinen leiblichen Bruder, den kleinen aber immer noch 7905′ hohen Watzmann, in Mitleidenschaft ziehen zu müssen.

Wie gesagt, wir lassen uns noch lange nicht von Ihnen einschüchtern, verehrte Väter der Urschweiz, mit und ohne Schneehauben; dafür sorgen unsererseits noch eine erkleckliche Anzahl von Fernern, Steinen, Hörnern, Köpfen, Spitzen, Kogeln, Wänden und Gletschern, die wir als weiteres „Vergleichsmaterial“ in petto haben. Auch möchte es nicht überflüssig erscheinen, zu bemerken, daß, während Sie auf 740 Q.-M. Landes ihre „Höhen“ aufgepflanzt, wir dazu nur einen 10 Stunden breiten und 70 Stunden langen Streifen in Anspruch nehmen können und bis jetzt von den 900 sehr hohen Berghäuptern unsererseits erst ihrer 20 ins Vergleichsgefecht gebracht haben.

Ihre Seegewässer scheuen wir eben so wenig als ihre Berge, damit wollen wir gar nicht anfangen, denn unter den 40 Exemplaren, die wir in der That besitzen, sind sehr respektable Häuser vertreten; sollten sie Ihnen unbekannt sein, erkundigen Sie sich nur nach dem „Einzigen“, dem alten Haus Königs- und Obersee via Berchtesgaden. Auch stehen wir mit Lawinen, Alpenglühen, Panoramen, Echos, Alpenglockengeläute, Wasserfällen, Engpässen, Schneefeldern, Sennern und Sennerinnen, Hirten, Jägern, Wildschützen, Schmugglern, ferner mit Alpenflora, Gemsen, Gebirgshasen, Hirschen, Rehen, Murmelthieren, Schneehühnern, Adlern, Alpenkrähen, überhaupt Allem, was zu einer erhabenen und romantischen wie lieblichen Alpenszenerie gehört, bestens assortirt zu Diensten, und all diese Naturschönheiten und Erhabenheiten sind noch dazu — ohne Entrée zu genießen.

Schließlich dieß noch meine unmaßgebliche Meinung: Während das schweizer Völkchen zu Hause nach der 9300′ hohen Scheibe im Graubündner Landl schießt, jagen wir hüben noch viel besser auf unserem 9389′ hohen Hochkampen oder dem 9330′ hohen Gemsenkor nach wirklichem Wild!

Nichts für ungut! Aber ein Späßchen in Ehren, wird wol Niemand verwehren.

Der letzte Rottenburger.

Historische Erzählung aus Tirol von J. C. Maurer.

III.

(Schluß.)

Klar und hell streute an diesem Abende die sinkende Sonne ihr Gold über die Häupter der Berge. Ueberall im Lande war Freude und Jubel, und von den Kirchthürmen der Stadt Innsbruck summten die Glocken hinaus in die Ferne: Gott wir loben dich! Es war wieder Friede.

Nur auf der Rottenburg war die allgemeine Festfreude nicht eingekehrt. Die unheimliche lange Stille, die schon seit Wochen das Schloß wie ein böser Bann beherrscht hatte, war durch die Friedenskunde nicht gewichen. Voll Erwartung blickte das Fräulein aus dem Erker ihres trauten Kämmerleins hinaus ins Thal, ob kein Zeichen, kein blitzender Helm, kein Zug gewappneter Reisigen ihr die Ankunft des Vaters verkünde. Mußte denn nicht der Friede, der diesen bösen Zwist geendet, auch den Rottenburger in die Arme seines Kindes zurückführen? —

Aber so weit ihr blaues Auge spähte, war nichts zu entdecken, und bange Ahnungen begannen mit dem allmählichen Dämmern des Abends ihr Herz zu beschleichen.

„Friede, Friede", sprach sie, während sie nachdenkend ihr Köpfchen gegen die Brust senkte, „o seliges Wort! Welches Gefühl rufst du wach in dem Herzen der Jungfrau, die ihren Liebsten erwartet, der glücklich aus dem Kriege heimkehrt; welches Gefühl im Herzen der Mutter, die den endlich wiedergekommenen Sohn in ihre Arme schließt! Nur ich allein bin ausgeschlossen vom allgemeinen Jubel, der heute das ganze Land erfüllt. Ein dunkles unbestimmtes Ahnen eines Unglücks liegt wie Centnerlast auf meinem Herzen. Wo ist mein Vater, wo bleibt er so lange — und er, mein Geliebter, an dem meine ganze Seele hängt, werd' ich ihn je wiedersehen?" —

Ein schmerzlicher Gedanke schien sie plötzlich zu durchzucken.

„Ja Friede", fuhr sie fort, „mit welchen Opfern bist du vielleicht erkauft? Vielleicht ist es das ganze Glück meines Lebens, über das heute der Sturm der Festfreude dahinbraust wie der Südwind im Herbste, in dessen lauem Hauch die Traube reift, während unter seinem Fittig die Feldblümlein hinsterben."

Sie schloß das Fenster und trat aus dem Erker zurück. In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen und blickte, die Hände gefaltet, nach oben.

„O warum bin ich allein nur so elend", seufzte sie, „o wäre ich geboren unter dem Schindeldach der ärmsten Hütte, das Kind eines armen Landmanns, mit froheren Blicken könnte ich vielleicht in die Zukunft schauen als unter den Zinnen der stolzen Rottenburg."

Während sie dieses sagte, war Marianne mit einem Licht hereingetreten. „Edles Fräulein", redete sie die Gebieterin an, „ein Besuch ist drunten in der Wohnstube, ein Mönch, der euch zu sprechen wünscht. Es ist ein ehrwürdiger alter Mann mit langem silberweißen Bart und Haar, seinem Gewand nach gehört er in's Kloster St. Georgenberg."

Barbara horchte auf.

„Ein Mönch von St. Georgenberg, führe ihn hierher."

Das Mädchen ging und kam in einigen Minuten mit dem Angemeldeten zurück.

Es war ein großer hagerer Mann im schwarzen Ordenshabit der Mönche von St. Georgenberg.

„Ohne Zweifel finde ich wol das Schloßfräulein von Rottenburg“, sprach er, die Kapuze lüftend, während sein Zutrauen einflößendes Auge auf der Angeredeten haftete.

„Ich bin die Tochter Heinrichs von Rottenburg“, versetzte Barbara, „was ist euer Begehren, ehrwürdiger Vater?“

„Ihr kennt mich wol nicht mehr, Fräulein“, entgegnete dieser, „denn ihr wartet noch ein kleines Mädchen, als wir uns zum letzten Male sahen. Es war beim Begräbniß eurer seligen Mutter, der Frau Agnes, als ihr mit Ritter Heinrich in's Geißelgewölbe auf St. Georgenberg hinabstiegt, dort am Sarge der Verewigten euer kindlich Gebet zu verrichten. Ich stand damals an eurer Seite und das Herz wollte mir altem Manne brechen bei euren Thränen. Wol ahnte ich damals nicht, daß mich der Herr auserſehen, euch einst noch schwereres Unglück zu verkünden, das über das Haus Rottenburg hereingebrochen.“

Barbara schrak bei den letzten Worten des Mönches sichtlich zusammen.

„Wer seid ihr, ehrwürdiger Herr“, fragte sie.

„Ich bin der Abt von St. Georgenberg“, gab dieser zur Antwort.

„O Gott“, rief das Fräulein auf, „welche Unglücksbotschaft muß es sein, die mir der Feind meines Vaters überbringen soll! Wol weiß ich von der unseligen Feindschaft, die in den letzten Jahren zwischen dem Kloster und dem Rottenburger ausgebrochen, doch verzeiht, Herr Abt, es ist nicht edel von euch, ein Unrecht, das vielleicht der Vater begangen, an der schuldlosen Tochter heimzahlen zu wollen.“

Sie richtete sich hoch auf, während sie dies sagte; der greise Mönch jedoch ergriff ruhig ihre Hand und fuhr in versöhnendem Tone fort:

„Wol finde ich es begreiflich, edles Fräulein, daß Gedanken dieser Art euer Herz beschleichen müssen, wenn der Abt von St. Georgenberg in der Stunde des Unglückes eure Schwelle betritt; doch dem, der berufen ist, abgestorben von der Welt Liebe und Versöhnung zu lehren, dem ziemt es nicht, seinen Beleidigern mit Haß und Rache zu lohnen.“

Das Schloßfräulein hörte ihm gespannt zu.

„Wie verstehe ich euch“, fragte sie, „was habt ihr mir zu sagen?“

„Seid stark“, versetzte der Abt, „mich anzuhören, und vergebt dem Boten, der diese Unglückskunde ausspricht: ‚Ritter Heinrich ist flüchtig vor des Herzogs Acht, die Bayern haben ihn verrätherisch seinem Zorne überantwortet.‘“

Während dieser Rede war Marianne aufhorchend hinter das Fräulein getreten.

„O Gott, mein Traum!“ Mit diesen Worten taumelte die Rottenburgerin wie leblos in die Arme der Gespielin.

Auf Augenblicke währte eine stumme Pause, während welcher der Greis theilnahmsvoll auf die Unglückliche hinblickte. Endlich erholte sie sich wieder aus der Betäubung.

„Ehrwürdiger Vater —“, sagte sie, sich aufrichtend.

„Seid ruhig“, antwortete dieser, „die erste Gefahr für Ritter Heinrich ist vorüber. Schon seit uralten Zeiten übt unser Kloster das Schutzrecht über jeden Verfolgten, der in seine Gemarkung flüchtet. Selbst der größte Verbrecher darf nicht mehr ergriffen werden, sobald er des Klosters eigenen Boden betreten. Eine steinerne Säule auf dem Wege, der vom Innthal zu uns heraufführt, bezeichnet die Grenze der geweihten Freistätte, das Volk nennt sie deshalb die Freimarter. Weiter einwärts von dort zieht sich ein wildes Hochthal, gleichfalls dem Kloster angehörig. Vor wenigen Stunden nun erfuhr ich durch einen Holzhauer, der einst unter eurem Vater

Kriegsknecht gewesen, daß dort in einer verlassenen Köhlerhütte vier Ritter mit einem Knappen Zuflucht gesucht hätten. Er habe sie genau erkannt, es sei Heinrich von Rottenburg gewesen mit dem Plochinger, dem Stor und dem Tobelheimer. Ich verpflichtete den Mann mit einem heiligen Eide, zu schweigen, und komme nun hierher, euch dies zu melden."

Barbara athmete tief auf.

„Dank', ehrwürdiger Mann, für eure Botschaft", sprach sie, „mein Vater lebt, er ist in Sicherheit, o seid sein Engel, schützt ihn, ich will ja Alles versuchen, ihn zu retten. Ich will zum Herzog Friedrich eilen, will ihn um Gnade anflehen, um Gnade für meinen unglücklichen Vater, und er wird mich erhören."

Der greise Abt schüttelte nachdenklich das Haupt. „Thut das nicht, meine Tochter."

„Und warum nicht?" fragte die Rottenburgerin.

„Weil es doch vergebens wäre", gab der Priester zur Antwort. „Herzog Friedrich würde die Tochter des Geächteten nicht einmal vor sein Angesicht lassen. Auch ich bin ohnmächtig, ihn zu schützen, denn der Tirolerherzog wird das Schutzrecht des Klosters St. Georgenberg ebenso wenig achten, wie er einst das Recht des Gotteshauses zu Trient geachtet, als er des Bischofs Unterthanen durch seine Söldner niederhauen ließ. Herr Heinrich kann für den Augenblick nichts Besseres thun, als sich verborgen halten; vielleicht gelingt es dem Adel Tirols, der immer noch heimlich an ihm hängt, sein Schicksal zu wenden. Gelingt dies nicht, so bleibt nur einzig Heil in der Flucht. Und nun, meine Tochter, noch eine Bitte: Sagt keiner lebenden Seele ein Wort, daß der Abt von St. Georgenberg heute zu euch auf die Rottenburg gekommen. Kein Mensch, auch nicht einer der Klostermönche darf es ahnen, daß euer Vater sich auf geweihter Freistatt verborgen hält; denn selbst unter den Jüngern des Herrn wandelte einst ein Judas Iskariot. Harret aus in eurem herben Schicksal und vertrauet auf den, der die Sterne lenkt, er wird auch euer Loos zum Bessern wenden. Sein Segen sei mit euch!"

Barbara war bei dieser Rede in Thränen ausgebrochen und hing schluchzend am Halse der Gespielin. Der Mönch breitete segnend seine Hände über sie aus und verließ mit einem Blicke nach oben lautlos das Gemach.

Wie der Abt erwähnt, zieht sich hinter dem Kloster St. Georgenberg ein Hochthal, in der „Stalln" genannt, gegen das Lamsenjoch zu. Ein schäumender Wildbach fließt in dessen Tiefe, und dichtgeschlossener Wald steigt zu beiden Seiten die Berge hinan bis an das Kalkgerölle des öden Hochgebirges. Zu hinterst vor dem eigentlichen Anstiege gegen das Lamsenjoch schließen die Berge einen ebenen Thalgrund ein, auf dessen Boden üppig die Legföhre und Almrose wuchert. Dort stand unter einem Felsenhang die Köhlerhütte, in welche der Rottenburger mit seinen Getreuen sich geflüchtet hatte. Hoch über dem rechten Ufer des Baches führt ein Saumpfad durch das Thal hinauf auf das Lamsenjoch und von dort an mehreren Almen vorüber hinaus in's Bayerland, an die schäumende Isar, die, hier noch ein unbezwungenes Wildwasser, über die Felsentrümmer dahinsaust. Dieser Saumweg war schon damals, wie auch später, ein beliebter Uebergang für den Schleichhandel und in jenen Tagen für Schmuggler um so mehr von Wichtigkeit, als Herzog Friedrich in Anbetracht der kriegerischen Zeitläufte die Ausfuhr aller Waaren nach Bayern streng verboten hatte.

An einem schönen Septembermorgen trieb dort ein Mann in einem langen dunklen Gewande, eine breite Mütze auf dem Kopfe, gegen das Joch hinan ein

Saumroß, das zu beiden Seiten des Sattels ein eichenes Fäßchen trug. Etwa eine halbe Wegstunde oberhalb der Köhlerhütte angekommen, hielt er still und zäumte sein Rößlein ab, um es auf der mit kurzem Gras bewachsenen Alpenmatte weiden zu lassen. Er selbst setzte sich auf einen Felsblock neben dem Wege, zog ein Stück Hammelfleisch und trockenes Brot aus seinem Schnappsack hervor und nahm so seinen Morgenimbiß ein, während er seine stechenden Blicke listig und vorsichtig bald aufwärts, bald abwärts durch das Thal schweifen ließ. Auf einmal heftete er dieselben unverwandt und lauernd auf einen Punkt tief unter ihm, wie wenn sich dort etwas Verdächtiges zeigen würde.

„Was ist das“, murmelte er, die Rechte ober die Augen haltend, „ein Roß, ein graues, dort in den Legföhren neben der Hütte und noch Braunen, drei an der Zahl, wie kommen die in die Wildniß? Halt, was fällt mir ein — wie war's, was der Herold ausrief am Frauentage der Christen in Innsbruck — wenn sie's wären — zu Pferd sind sie entkommen, er mit drei Rittern und dem Knappen — haben sich wahrscheinlich geschlagen in's Gebirg'. Sein Kopf ist verfallen — tausend blanke Hallerthaler dem, der ihn zustande bringt — lebend oder todt. Ritt er nicht damals einen Grauschimmel?“

Er streugte seine Blicke noch schärfer an.

„Ja, ja, ein Grauschimmel — und dort — jetzt kommt ein Mann, er geht zu den Pferden und treibt sie in die Hütte — ist dies nicht der junge Bursch', der bei ihm war.“

Er stand auf und spähte wieder, ein triumphirendes Lächeln spielte um seine widerlichen Züge.

„Ja ja, er ist's“, sagte er hastig, „so müssen's auch sein die anderen. Und nun auf, zum Land hinaus mit meiner Waare und dann zurück auf Umwegen — zum Herzog.“

Schnell warf er seinem Thiere den Zaum über und trieb es dann, von Erlenbüschen den Blicken entzogen, gegen das Joch hinan. Es war der Jude Samuel von Meran.

Drei Tage später saß Herzog Friedrich in Innsbruck bei festlicher Tafel. Der gebratene Kopf eines Ebers dampfte auf dem Tische, und fröhlich klangen die Becher in den Händen des Landesfürsten und seiner Trinkgenossen Wilhelm von Mülinen, Ulrich von Freundsberg und Peter von Spaur. Nur einer aus der Runde, der Junker Rechberger, war einsilbiger als sonst, und es schien ihm Mühe zu kosten, den frohen Muth der Uebrigen wenigstens äußerlich zu zeigen.

Eben hatte Ulrich von Freundsberg wieder den silbernen Pokal erhoben und ihn auf des Herzogs Wohl den Rittern zugetrunken, als Niklas, der Hofnarr, hereinstürzte.

„Lieber Friedl“, rief er, „wohl bekomm dir die Mahlzeit!“

„Was willst du, Niklas“, fragte ihn der Fürst in heiterer Laune, einen von des Narren gewöhnlichen Streichen ahnend.

„Ein Besuch ist eben angemeldet“, gab dieser zur Antwort, „wol wahrscheinlich Geschäfte vom Landesregiment, wenn es sich“, setzte er pfiffig bei, „nicht etwa gar um deinen Geldsäckel handelt.“

Der Herzog schien über diese Mittheilung ärgerlich zu werden.

„Wer wagt es“, rief er, „mich beim Mahle zu stören! Geh schick' ihn fort oder bescheide ihn auf morgen. Beim heiligen Georg, ich bin heute wahrlich nicht gelaunt, Regimentsgeschäfte abzumachen. Ihr Ritter, die Kurzweil soll leben!“

Alle stießen mit den Bechern an, nur der Junker blieb einsilbig wie zuvor.

„Ei, lieber Herzog“, sagte jetzt der Narr, „wie wär' es aber, wenn etwa

dieser Besuch zu deiner und der Gäste Kurzweil beitragen könnte? Ueberleg' dir's einmal."

Friedrich sah den Spaßmacher prüfend an. „Wer ist's, du scheinst ihn zu kennen oder uns zum Besten zu halten, ist's einer von den Rittern meines Hofes?"

Niklas wiegte nachdenkend mit dem Kopfe und legte den Zeigfinger an das Kinn. „Ein Ritter eben nicht, doch deiner getreuen Knechte einer."

„Was schiert uns ein Knecht", entgegnete der Herzog, „geh."

Der Narr ließ sich durch diesen Bescheid nicht beirren.

„Auch nicht, wenn's einer deiner Kammerknechte wäre?" fragte er; „laß ihn vor, Friedl, ich bitt' dich drum."

Ulrich von Freundsberg mischte sich jetzt in das Gespräch.

„Gnädigster Herr, wer es auch sein mag, erfüllt doch des Niklas' Willen, und wär' es auch nur seiner Narrheit halber."

Die andern stimmten lebhaft dieser Bitte bei, der Hofnarr aber ließ einen listigen Seitenblick auf den Freundsberger fallen und sagte:

„Ei, seht doch, wie kann man so seine guten Freunde vergessen. Seiner Herrlichkeit Kammerknecht ist's, wenn ihr's wissen wollt, der Samuel von Meran."

Ulrich biß sich verlegen in die Lippen, Herzog Friedl, dem die sarkastische Bemerkung seines Hofnarren nicht entgangen, brach in lautes Lachen aus.

„Es sei", befahl er, „laßt ihn kommen, bin eben in rechter Laune, mich mit dem alten Hebräer herumzuzanken, er soll uns Spaß machen mit seiner Judenart und dafür das beste Stück des Eberkopfes haben."

Im Fluge gehorchte Niklas dem Befehl und ließ den Juden herein, der mit hundert tiefen Bücklingen an der Thüre stehen blieb.

„Nur heran, alter Samuel", rief ihm der Herzog zu.

Der Hebräer machte wieder einen demuthsvollen Knicks und trat, vom Hofnarren vorwärts geschoben, drei Schritte näher gegen die Tafel.

„Aufzuwarten, Euer Gnaden, dero gehorsamster Kammerknecht!"

Friedrich fiel ihm in die Rede: „Weiß wol, was dein Begehren, nicht wahr, hier unser Feldhauptmann, Ritter Ulrich, hat dich vor Matzen in's Lager geschickt?"

„Euer Gnaden", stotterte der Jude.

Friedrich erhob sich von seinem Sitze und fuhr fort: „Hast deine Sache schlecht gemacht, alter Hallunke, hast dich von den Landsknechten durchwalken lassen, und dafür kommst du jetzt, vom Herzog das Schmerzensgeld zu fordern; ist's nicht so? Gut, du sollst es haben, hier das beste dieses Schweinskopfes sollst du dafür an meiner Tafel speisen."

Bei diesen Worten stieß er die Zinken der Gabel in den Braten und trennte mit tiefem Schnitte ein Stück davon los. Samuel hielt mit abwehrender Grimasse beide Hände vor sich.

„Waih geschrien, Euer Gnaden, wie soll ich essen von einem Schwein, sei es ein wildes oder zahmes; was hat gesprochen Moses in dem Gesetz? Hat er gesagt, ein Schwein spaltet wol die Klauen, aber es wiederkäuet nicht, darum soll es euch sein unrein."

„Du mußt", sagte darauf der Herzog mit komischem Ernst, „ich befehle dir's."

„Zu viel Ehre, gnädigster Fürst", entgegnete jener, „aber ich kann nicht, ich darf nicht; hab' ich was besseres heute als den Herren zu dienen zum Spaß". setzte er geheimnißvoll bei.

Friedrich sah ihn ernsthaft an. „Was besseres", rede, „alter Sohn Isaaks."

„Hab' ich ihn gefunden", antwortete jener schalkhaft lächelnd.

„Deine Worte sind räthselhaft, wen?"

„Wen anders, Euer Gnaden, als ihn, den Rottenburger und seine Gesellen.“

Plötzliche Ueberraschung schien sich der Anwesenden zu bemächtigen. Der Rechberger blickte bestürzt zu Boden.

„Wo?“ fragte der Herzog gespannt.

„Im Stallnthal bei Georgenberg, halten sich versteckt in einer Köhlerhütte.“

Alle lauschten aufmerksam den Worten des Hebräers, den die durchdringenden Blicke des Herzogs zu durchbohren schienen, während er in wohldienerischer Haltung dastand.

„Ist dies Alles wahr? Jude, wenn du lügst“, drohte Friedrich mit erhobenem Zeigefinger.

„So wahr lebten unsere Väter Abraham, Isaak und Jakob, gnädigster Herr!“

Der Herzog schwieg und nachdem er sich eine Weile mit anscheinendem Gleichmuth besonnen, fragte er: „Samuel, würdest du dich unterfangen uns behilflich zu sein, daß der Rottenburger unseren Händen überliefert wird?“

„Ei, warum nicht“, entgegnete der Hebräer, „wollen mir geben Euer Gnaden tapfere Leut', will ich ihnen weisen den Weg, kann ich auch verdienen die Tausend Thaler, die stehen auf seinem Kopf.“

„Erbärmlicher Kerl“, murmelte Friedrich. „Es ist gut“, setzte er dann laut hinzu, „geh' und schweig, den Häscherlohn sollst du haben. Niklas“, wendete er sich jetzt an den Hofnarren, „bringe unseren Kammerknecht in ein Zimmer der Burg, dort soll er bewacht werden bis auf weiteres. Niemand darf zu ihm außer dir, im Uebrigen ist er unser Gast, hörst du?“

„Ganz nach eurem Befehl“, antwortete der Spaßmacher. „Komm, Sohn Isaaks“, setzte er gegen den Juden gewendet bei, „sollst mit mir koschern Wein trinken, wirst sehen, er ist besser als dein Kirschwasser.“

Mit diesen Worten schob er ihn zur Thüre hinaus.

Alle waren still und nachdenkend geworden, der Bericht Samuel's hatte dem Herzog die heitere Zecherlaune hinweggezaubert.

„Die Tafel ist aufgehoben“, sagte er ernst, „ich will überlegen, was zu thun ist. Ihr, Junker Rechberger, kommt mit mir in mein Schreibgemach.“

Die Ritter erhoben sich, Friedrich grüßte sie stumm und begab sich, vom Junker begleitet, in das kleine anstoßende Zimmer, dessen Eingang ein schwerer Vorhang aus grünem Seidenstoff gegen den Speisesaal abschloß.

Dies war des Herzogs Arbeitszimmer und vollständig nach dem besten Geschmacke der damaligen Zeit eingerichtet. Die untere Hälfte der Wände deckte schön eingelegtes hölzernes Täfelwerk, während die obere Hälfte derselben und das in Felder getheilte Spitzgewölbe mit goldenen Arabesken auf dunkelrothem Grunde geschmückt war. Ein kleines schwibbogiges Erkerchen gestattete die Aussicht auf den Stadtplatz. In der Mitte des Zimmers stand ein kunstvoll gearbeiteter Tisch und hinter demselben ein Armstuhl mit grünen Sammtpolstern, auf dessen hoher Rückenlehne eine vergoldete Herzogskrone prangte. Mehrere kleinere Stühle, mit demselben Stoff überzogen, standen nebenher. Auf dem Tische selbst befand sich ein silbernes schweres Tintenfaß, daneben Pergamentrollen und einige aufgeschlagene Folianten, deren Blätter von fleißiger Mönchshand geschrieben waren.

In dies Gemach war Friedrich mit dem Junker eingetreten. Der Herzog setzte sich in den erwähnten Armstuhl und lud den Rechberger ein, Platz zu nehmen.

„Lieber Junker“, begann er, „ihr wißt, daß durch den Spruch unseres Gerichtes Ritter Heinrich von Rottenburg des Hochverraths schuldig erkannt, in Abwesenheit

zum Tode verurtheilt und mit der Acht belegt worden ist. Alle seine Besitzungen, mit Ausnahme der Stammburg, die wir aus Gnade seiner Erbin belassen, sind uns verfallen. Wie ihr ferners eben vernommen, ist sein Aufenthalt bereits entdeckt, und ich bin deshalb entschlossen, dem übermüthigen Adel Tirols endlich ein Beispiel vorzuführen, wie Friedrich von Oesterreich jene züchtigt, die verrätherisch nach seiner Krone trachten."

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann im vertraulichen Tone fort: „Ihr, Junker Bero, seid der Mann, dem ich unter den Rittern meines Hofes wol am meisten schuldig bin. Ohne eueren tapferen Beistand würde sich jetzt wol die Fürstengruft zu Stams über meiner Leiche schließen. Herzog Friedrich hat eine Bitte an euch."

„Wenn ich sie erfüllen kann", entgegnete der Junker, „ist eure Bitte mir Befehl."

„Ihr könnt es", sprach der Herzog, „merket auf und hört: Ihr sollt euch sogleich bereit machen, ein Schiff mit Bewaffneten nach Schwaz zu führen, dort werdet ihr an's Land steigen und euch mit den Leuten in's Stallnthal begeben, wo sich Ritter Heinrich verborgen hält. Nehmt ihn mit seinen Begleitern gefangen, der Jude Samuel wird euer Wegweiser sein."

Wie ein Donnerschlag trafen diese Worte das Ohr des Junkers. Am Vater seiner Geliebten zum Häscher werden. — Sein sittliches Gefühl war empört, seine Ritterehre tief gekränkt, und das von seinem Fürsten, von dem Manne, dem er den Eid der Treue geschworen. — Unmuth und Abscheu erfüllten sein Herz, doch er zwang sich ruhig zu scheinen.

„Durchlauchtigster Herr", sagte er, indem er aufstand und nach seinem Federhut griff, „wenn ich damals, als der bayerische Lanzknecht auf euch eindrang, euer kostbar Leben geschützt, that ich nur meine Pflicht, die dem Hofjunker seinem Fürsten gegenüber zusteht. Wollt ihr mir dies durch einen Beweis eures Vertrauens lohnen, so bitte ich, stellt mich in offener Feldschlacht dem Feinde gegenüber, und ich will im ehrlichen Kampfe fechten, wie's dem Manne ziemt, dessen Ahnen schon durch Jahrhunderte fleckenlos ihr Wappenschild bewahrt haben; doch zum Schergen, verzeiht mir das kühne Wort, das ich ausgesprochen, ist der Sprößling des Grafen von Rechberg verdorben. Nur eine Bitte, gnädigster Herzog, habe ich noch beizufügen, entlaßt mich von eurem Hofe."

Eine solche Antwort hatte Friedrich nicht erwartet. Es war vielleicht das erste Mal, daß seinem fürstlichen Befehl so mannhaft und offen widersprochen ward. Sein Hochmuth war verletzt, doch der freie ritterliche Sinn, den dieser junge Mann, den er wirklich liebte und hochschätzte, ihm gezeigt, dämpfte das Gefühl des Zornes, das im ersten Momente in ihm aufgestiegen war Er war beschämt, und darum schlug er jetzt einen versöhnenden Ton an.

„Es thut mir wahrlich leid, Junker", sagte er, „wenn euch mein Wort gekränkt hat, vergebt mir deshalb und handelt nach eurem Sinne."

„Ich bat um Abschied vom Hofe, gnädigster Herr", versetzte darauf der Rechberger, als hätte er diese Rede nicht beachtet, „ich will in meine Heimath wandern."

„Ist euch mit eurer Bitte Ernst?" fragte der Herzog.

„Ja!"

„Nun wolan, ich kann euch nicht zurückhalten, doch müßt ihr mir die tröstliche Versicherung geben, daß wir als Freunde auseinander gehen. Ziehet hin auf die Burg eurer Väter, doch bevor ihr unsere Stadt verlaßt, meldet euch noch zum letzten Scheidegruß. Und sei es einmal, daß Herzog Friedrich seinem Lebensretter eine Gnade gewähren kann, bei meinem Fürstenwort, sie sei euch gewährt."

Bewegt reichte ihm der Herzog die Hand, der Junker ergriff sie schweigend und ging.

„Wunderlicher Mann", sagte Friedrich, ihm nachblickend, „und doch hat er recht. Ein edler Rittersmann in jedem Blutstropfen, das müßte selbst sein Todfeind eingestehen! Und wie er das Häscheramt von sich wies — selbst auf die Gefahr hin, meiner Ungnade anheimzufallen, es steckt ein Seelenadel in dem Jüngling, den ich manchem graubärtigen Haudegen wünschen möchte. O Friedl, Friedl, wären deine Räthe stets wie dieser Junker gewesen, du hättest wahrlich nie Noth gehabt, das Schwert gegen deine Vasallen zu ziehen."

Er seufzte tief auf und ging eine Weile nachdenkend im Gemach auf und nieder. Endlich setzte er sich wieder an den Tisch. „Es muß sein", sagte er, ergriff die Feder und schrieb. Lange währte dies. Darauf faltete er das Pergamentblatt zusammen, siegelte es und klingelte mit dem silbernen Glöcklein, das auf dem Schreibtische stand. Ein Page erschien.

„Diesen Brief bringe sogleich an den Ritter Ulrich von Freundsberg."

Ehrerbietig nahm der Page das Schreiben aus der Hand des Herzogs und eilte, den Befehl zu vollziehen.

Junker Rechberger war indessen in seiner Herberge, die er schon seit Jahren bewohnte, angekommen. Diese war neben dem Pikenthore in einem großen weitläufigen Hause, das einem der reichsten Kaufherrn Innsbrucks eigen war und aus seinen Fenstern über die Stadtmauer und den Graben eine freie Aussicht in die Gegend gewährte. Im ersten Stockwerke dieses Gebäudes hatte der Junker als Miethsmann mehrere Stuben inne. Er war heute kaum eingetreten, als er seinen Reitknecht rief und ihm befahl, ein Pferd zu satteln, er wolle heute noch einen weiten Ritt machen. Ferneres gab er ihm den Auftrag, seine Habseligkeiten einzupacken, und alles zu einer größeren Reise zu rüsten, die er vielleicht schon morgen antreten würde. Nachdem dies geschehen, schloß er sich ein, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen, was in dem gegenwärtigen Augenblicke dem Rottenburger frommen könnte. Es galt ihm vollkommen gewiß, daß Herzog Friedrich seinen Rachedurst nicht aufgeben, daß er auf Mittel sinnen werde, seinen Feind zu verderben. Vielleicht konnte er ihn noch vor dem sicheren Falle bewahren. Wie, wenn er ihn warnen ließe? Sollte er sich nicht dadurch allein schon würdig machen, sein Eidam zu werden? —

Diese Gedanken ungefähr gingen dem Junker durch den Sinn, als ein leises Pochen an der Thüre hörbar wurde. Unmuthig über den Störenfried riß er sie auf, und ein junges zierliches Männchen in veilchenblauem Wamms mit gedrehtem Schnurrbärtchen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen tänzelte herein. Es war Graf Peter von Spaur.

„Ei, mein bester Junker", rief er mit affektirtem, näselnden Tone, „gut, daß ich euch finde, wie könnt ihr euer Glück so von euch stoßen! Dieser ehrenvolle Auftrag, den euch Seine Herrlichkeit zu ertheilen geruht —"

„Scheint mir für einen Edelmann nicht ausführbar", unterbrach ihn kühl der Rechberger.

„Aber Schätzbarster", unterbrach ihn der von Spaur, „ich finde das durchaus nicht. Die Grafen von Spaur sind doch auch von uraltem Adel, und wie glücklich hätte ich mich geschätzt, wenn Seine furstlichen Gnaden beliebt hätten, z. B. dero unterthänigstem Diener Grafen Peter von Spaur eine solche Sendung zu übertragen."

Junker Bero lachte ärgerlich. „Also euch, mein liebes Gräflein! Offen gesprochen scheint mir doch, daß auch ihr nicht der rechte Mann dazu wäret, einen

Heinrich von Rottenburg zu fangen. Im Uebrigen bitt' ich euch, laßt bei diesem Handel eure Ahnen aus dem Spiele."

„Warum das, schätzbarster Junker?" fragte das Männlein betreten.

„Weil sie", war Bero's trockene Antwort, „sonst im Sarge noch schamroth werden müßten über die Häschergelüste ihres späten Enkels."

Der Graf machte ein dummes Gesicht. „Herr Hofjunker Rechberger", entgegnete er beleidigt, „ich muß glauben, euch in etwas gereizter Stimmung gefunden zu haben, es thäte mir sonst leid, auf den Schimpf mit der Klinge Antwort geben zu müssen."

„Macht es, wie ihr wollt", versetzte der Junker, „ihr sollt zur Genugthuung mich jederzeit bereit finden."

Diese Erwiderung machte den adeligen Schwätzer etwas verdutzt. „O nein, mein bester Junker", brachte er langsam hervor, „bewahre mich Gott, daß ich mit meinen besten Freunden Händel suche; bin nur gekommen, euch mit Bedauern zu vermelden, daß Seine fürstlichen Gnaden dies wichtige Geschäft an einen andern übertragen haben, und zwar an den Feldhauptmann Ulrich von Freundsberg."

Bero wurde aufmerksam. „Dem Freundsberg?" fragte er.

„Wie ich euch sage, keinem andern", bekräftigte der Graf. „Ich war eben nach der Tafel in Ritter Ulrichs Behausung vor dem Saggenthor, als ein Page des Herzogs ein versiegeltes Schreiben brachte. Wir erbrachen es, und der Freundsberger rief seinen Stallknecht, der einst Mönchsbruder gewesen, uns das Schriftstück zu lesen. Da stand's nun des Langen und Breiten, Herr Ulrich habe den Rottenburger und die bei ihm gefänglich anher zu liefern. Heute Abends noch reist er zu Schiff ab."

Der Junker war nachdenkend geworden, schnell aber nahm er wieder den früheren sarkastischen Ton an: „Und darf ich wol fragen, warum Ritter Ulrich nicht seinen vertrauten Freund Grafen Peter zu seinem geheimen Dolmetsch gewählt hat?"

„Ei, mein schätzbarster Junker", sagte der andere nicht ohne Verlegenheit, „ihr wißt doch, daß nicht jeder Mann von Adel auch zugleich ein Gelahrter sein kann. Doch verzeiht mir, wenn ich euch jetzt verlasse, ich muß gleich Seiner Herrlichkeit die wichtige Nachricht hinterbringen, daß soeben das weiße Maulthier angekommen, welches dieselben für dero Gebirgsreisen auf meinen Gütern im Nonsberg zu bestellen die Gnade hatten. Gehabt euch wol, Junker!"

Mit diesem Gruße entfernte er sich.

„Gelobt sei Gott!" sprach der Rechberger, als er allein war. „Noch verliere ich die Hoffnung nicht auf seine Rettung, wenn es mir gelingt, ihn durch Barbara warnen zu lassen. Fort, auf die Rottenburg!"

Einige Minuten später saß der Junker im Sattel und ritt in scharfem Trabe aus dem Stadtthor über die Innbrücke, daß sie unter den Hufen seines Rosses widerhallte. —

Der Abend war kaum herangekommen, als über den Gebirgen westlich von Innsbruck schwarze Wolken aufstiegen. Ein leichter Wind erhob sich, und den Himmel, der bisher heiter gewesen, überzog ein fahles Grau. Immer mehr und mehr ballten sich jetzt die Wolken zusammen, die Dämmerung trat ein, und das frühere leichte Lüftchen machte einem Sturme Platz, der mit unheimlichem Sausen die Baumkronen niederbeugte. Immer schwärzer und schwärzer wurde der Himmel, einzelne Blitze, von fernen Donnerschlägen begleitet, fuhren zuckend mit weißem Licht durch das Gewölk, und die ersten schweren Regentropfen fielen zu Boden. Endlich brach ein furchtbares Hochgewitter los, Blitz flammte auf Blitz, Donner folgte auf Donner, und eine heulende Windsbraut peitschte Ströme von Regen, vermischt mit

gewaltigen Hagelschloßen, zur Erde nieder. Aus mehreren Dörfern klangen schon die Sturmglocken, und tosende Wildwasser wälzten ihre braunen Fluthen von den Gebirgen verheerend in's Thal herab.

Drinnen im Stallnthale saßen die Flüchtlinge um ein flackerndes Feuer, das ihnen Rupert auf dem niedrigen Herde der Köhlerhütte angezündet, und lauschten, wie der Sturmwind durch den Wald heulte und der Regen prasselnd auf das Schindeldach niederschlug.

„Ein furchtbares Unwetter", bemerkte Markart Stor, „ist es doch, als wollt' der jüngste Tag über die Welt hereinbrechen, und hört, wie der Sturmwind singt!"

„Was schiert uns Sturm und Wetter", versetzte darauf der Rottenburger, „wir sind geborgen. Was fehlt uns, was ein geächteter Flüchtling noch verlangen könnte?" fügte er mit ironischer Laune bei.

„Sagt uns doch einmal, edler Ritter", nahm jetzt der Tobelheimer das Wort, „was wir endlich beginnen werden, denn die Nachrichten, die Rupert auf seinen geheimen Gängen auffängt, sind für uns nicht die günstigsten. Ueberall lauert der Verrath, ein Preis ist auf euren Kopf gesetzt, und wer weiß, ob der Friedl nicht schon ein willig Werkzeug gefunden, das ihn verdienen möchte."

„Daran wird es dem Herzog wahrlich nicht fehlen", entgegnete der Rottenburger; „doch erst müßten wir entdeckt sein, ehe er uns auffangen könnte. Zudem ist das Stallnthal noch Freistätte des Klosters."

„Was dies angeht", meinte Albrecht von Plochingen, „dürfte weder der Friedl den Handel so genau nehmen, noch der Abt von Georgenberg zu unserem Schutze so bereit sein, daß er sich stark widersetzen würde, sollte der Herzog das Recht der Freistatt verletzen. Der Pfaffe wird es auch wol kaum vergessen haben, wie ihr wegen des Streites um die Weide in euren Auen ihm vier Paar Ochsen gepfändet."

„Gewiß nicht", bekräftigte der Tobelheimer, „darum glaube ich, ein Entschluß muß gefaßt werden. Der Adel Tirols wird uns nicht retten, wenn wir uns nicht selber helfen."

Ein Windstoß riß jetzt die Thüre auf. Plochingen erhob sich und schloß sie fester in den Riegel.

„Für heute", sprach er dann, sich wieder an's Feuer setzend, „sind wir wenigstens sicher, denn kein Späher wird bei solchem Hochgewitter sich in unsere Nähe wagen. Hört nur, wie der Donner von den Felswänden gellt!"

Alle waren eine Weile still.

„Was dünkt euch, ihr Herren", nahm Plochingen das Gespräch wieder auf, „wenn wir einmal in einer rabenschwarzen Nacht wie heute eine Flucht versuchten? Bis zur Grenze ist's kaum zwei Stunden."

Diese Rede schien Heinrich's Beifall zu gewinnen.

„Ich habe bereits gedacht wie ihr, Ritter", versetzte er. „Es naht der Herbst, die Nächte werden länger, wir wollen nach Schwaben fliehen. Herzog Ulrich von Würtemberg ist mir gewogen, er wird uns aufnehmen. Meine Tochter mag uns folgen. Sind wir einmal über der Grenze, ist es leicht, ihr Nachricht zu geben, daß sie das Land verläßt."

Alle erklärten sich mit diesem Plane einverstanden.

„Hört ihr nicht Schritte?" sagte jetzt der Tobelheimer aufhorchend. „Mir war's, als wenn jemand droben über's Geröll stiege."

Markart Stor stand auf und sah durch eine Luke.

„Alles still", sagte er, den Schieber schließend, „es mag ein Stein von der Felswand abgegangen sein."

Albrecht von Plochingen nahm den früheren Gegenstand des Gespräches wieder auf. „Und was soll mit euren Burgen geschehen, edler Ritter?"

Der Rottenburger blickte finster vor sich hin. „Der Glanz meines Hauses ist vorüber, so mögen auch ihre Mauern in Schutt zerfallen", sprach er mit schmerzlicher Bewegung.

„Nicht verzagt, Ritter Heinrich", gab darauf Plochingen zur Antwort, „die Zeit wird kommen, wo wir sie euch mit unseren Schwertern wieder aufbauen!" —

Während er dies sagte, dröhnte ein heftiger Schlag an die Hüttenthüre. Alle sprangen zugleich auf.

„Was ist das?"

Heinrich zog sein Schwert und öffnete.

„Ergebt euch!" donnerte eine Stimme.

Der Rottenburger trat einen Schritt zurück, ein geharnischter Ritter mit geschlossenem Visir, einem schwarzen Mantel um die Schultern und die blanke Klinge in der Rechten, drang, von einer Schaar bewaffneter Knechte gefolgt, in die Hütte.

„Wer seid ihr?" fragte Heinrich von Rottenburg.

Der andere schlug das Helmgitter zurück.

„Kennt ihr mich?"

Der Ton des tiefsten Hasses lag in seinen Worten.

„Ritter Ulrich von Freundsberg", gab der Rottenburger zur Antwort.

„Im Namen Herzog Friedrich's von Oesterreich", sprach darauf feierlich der Geharnischte, „erkläre ich euch als meine Gefangenen."

„Ritter Ulrich", versetzte darauf der Rottenburger mit kaltem Stolz, „ihr scheint zu vergessen, daß ihr dies Wort zu mir auf geheiligter Freistatt sprecht; das Stallnthal gehört in den Klosterbann von St. Georgenberg."

„Und ihr, Ritter", entgegnete darauf der andere höhnisch, „scheint nicht zu wissen, daß es für Hochverräther keine Freistätte gibt. Im Namen Seiner Herrlichkeit des Herzogs fordere ich euer Schwert."

Der Rottenburger schäumte vor Wuth.

„Hol dir's selber, feiger Schergenhäuptling!"

Mit diesen Worten drang er auf den Freundsberger ein, ihre Schwerter fuhren blitzend gegen einander. Auch die drei Ritter zogen ihre Klingen, Rupert hatte einen Schürbaum ergriffen. In diesem Augenblicke traf der Schlag eines Landsknechtes mit der Pike Heinrich's Arm, daß er die Waffe fallen ließ. Der Schwarm der Knechte hatte indeß die Hütte erfüllt und den Eingang verstellt.

„Keine Gewalt mehr", rief der Rottenburger mit verzweifelndem Blick seinen Getreuen zu, „es ist umsonst, was wollt ihr allein gegen die Uebermacht!"

Jetzt ward auch der Jude im Hintergrunde sichtbar, der als Wegweiser die Häscher hierhergeführt.

„Ah, bist du auch dabei, rothhaariger Judenspitzbube", schrie Rupert, als er ihn ansichtig wurde, und erhob den Schürbaum gegen ihn.

Samuel wich mit einem Angstschrei zurück.

„Wart' ich will dir zum Judaslohn deinen rothen Schädel einschlagen!"

„Mach' keine Thorheiten, Rupert", wandte sich Heinrich an den Wüthenden.

Brummend ließ dieser den Schürbaum sinken.

„Zum letzten Male — ergebt euch", donnerte der Freundsberger, „ihr seid gefangen."

Hochaufgerichtet stand der Rottenburger unter der Schaar, die männliche Fassung eines Helden lag in seinen Zügen.

„Es sei", sprach er mit Ruhe, „vollendet eueren Auftrag."

Er reichte dem Freundsberger die Hände zum Binden, mit der Freude eines Henkers vollzog dieser das Geschäft. Auch die drei Ritter wurden gebunden, nur Rupert blieb frei.

„Gebt dem Schildknappen eine Fackel“, befahl Ulrich, „er soll uns den Weg voranleuchten.“ Zwei Landsknechte nahmen ihn in ihre Mitte, „sobald er sich nicht willig zeigt, stoßt ihn nieder.“ Schweigend ergaben sich die Gefangenen in ihr Schicksal.

Inzwischen hatte sich der Wettersturm gelegt, nur einzelne Regentropfen fielen noch vom Himmel, und fernhin rollender Donner verkündete, wie das Gewitter nun gegen die bayerische Ebene hinauszog. Langsam ließ jetzt der Freundsberger die Häscher mit ihren Opfern aufbrechen. Rupert mit der Fackel schritt zwischen zwei Söldnern voran, er selbst folgte ihm auf den Fersen. Darauf kamen die Ritter, jeder von zwei Wachen begleitet, zuletzt der übrige Troß mit dem Juden Samuel. Die Pferde, welche Ulrich gleichfalls als Beute mitgenommen, wurden am Zügel nachgeführt. So ging der Zug mit unheimlichem Schweigen über den Saumpfad das Thal hinaus. Man war an die Stelle gekommen, wo der Weg auf der Höhe eine Biegung macht, und zuerst die Aussicht gegen das weite Innthal sich aufthut. Dort drüben schauten die Thürme von Rottenburg aus dem dunklen Walde hervor. Heinrich verzögerte seine Schritte. Welche Bilder, welche Empfindungen mochten seine Seele bestürmen! — Er wollte stille stehen, noch einen letzten Gruß hinübersenden nach der Burg seiner Väter, die er vielleicht nie mehr betreten sollte.

„Vorwärts, Ritter!“ erscholl die rauhe Stimme des Freundsbergers, „wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Nun begann der Abstieg. Nachdem sie eine halbe Stunde gegangen waren, kamen sie durch Auen an den rauschenden Innstrom. Dort hielt das große herzogliche Marktschiff, welches die Schergen hierher gebracht hatte. Sechs stattliche Gäule mit Schiffsknechten standen bereit, selbes stromaufwärts nach Innsbruck zu führen. So war Friedrich's Befehl. Alle, bis auf ein Paar Knechte, welche mit den erbeuteten Reitpferden den Landweg einschlagen sollten, schifften sich ein. Die Söldner mit Hellebarden und Spießen vertheilten sich als Wachen um die Gefangenen. Nur Rupert, der noch die Fackel halten mußte, und der Jude nahmen im Hintertheile des Fahrzeuges ihren Platz. Ein heiserer Ruf der Schiffsleute gab das Zeichen zur Abfahrt, die Pferde zogen an, klatschend fiel das dicke Hauptseil in's Wasser, und in wenigen Minuten trieb das Schiff langsam und schwerfällig mitten in der Strömung gegen die Wellen.

Alles war still und finster, nur der Huftritt der Schiffsgäule, die voran ferne am Ufer bedächtig über das Steingeröll fortschritten, und zeitweilig das warnende „Hollahoh“ ihrer Reiter unterbrach das Schweigen der Herbstnacht. Plötzlich erlosch auf dem Schiffe die Fackel, und ein gellender Schrei folgte; ein dunkler Körper schien mit den Wogen zu kämpfen, dann sah man nichts mehr. —

Am nächsten Morgen spülte der Strom in der Hagau unweit Rottenburg einen Leichnam an's Ufer, es war der Jude von Meran.

Mit ängstlicher Beklommenheit hatte heute das Fräulein auf der Rottenburg dem Toben des Wetters gelauscht. Ein ungewöhnlich drückendes Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, das sie nicht zu bannen im Stande war. Tausenderlei trübe düstere Ahnungen quälten ihr gepreßtes Herz, und erschrocken fuhr sie bei jedem Windstoß zusammen, der heulend an die klirrenden Fensterscheiben fuhr, oder die Wetterfahnen auf den Thürmen des Schlosses knarrend um ihre Achsen drehte.

Endlich suchte sie ihrer trüben Gedanken durch Beschäftigung Herr zu werden, ein Mittel, das ihr während dieser Tage des Unglücks schon manchmal wenigstens einige Erleichterung verschafft hatte. Sie nahm den Stickrahmen zur Hand, auf welchen eine jüngst begonnene Arbeit gespannt war, ein Wehrgehänge für ihren Geliebten.

„O, wann werde ich dich wiedersehen, mein Bero“, sagte sie, während sie langsam die Nadel führte, „wann wird sie kommen, diese glückliche Zeit, wo ich wieder an deinem treuen Herzen wenigstens mein Unglück beweinen darf! — Es kann ja nicht sein“, fuhr sie kopfschüttelnd fort, „der Junker, der in des Herzogs Diensten steht, darf in das Haus Heinrich's von Rottenburg seinen Fuß nicht setzen. O, wie könnt' es anders sein! Doch so streiten widerspänstig Pflicht und Herz, und starre Meinungen trennen grausam zwei Seelen, die sich liebend gefunden haben.“

Sie stickte sinnend weiter, aber die Arbeit wollte ihr nicht von statten gehen, und Thränen fielen als Perlen zwischen die kunstvoll geschlungenen Gold- und Silberfäden.

Plötzlich vernahm sie draußen Mariannens Stimme, das Mädchen schien mit Jemandem in eiligem Gespräch begriffen; erregt lauschte sie den Worten, die sie nicht verstehen konnte. Hastige Männertritte kamen jetzt näher, die Thüre ging auf. —

„Meine Barbara!“ — der Junker, von Marianne begleitet, stand mit ausgebreiteten Armen vor ihr. Sie ließ den Stickrahmen fallen und flog ihm entgegen.

„Mein Bero, mein Geliebter!“ — Mit Küssen hing sie an seinem Halse.

Aber auf einmal zog eine Wolke über ihr Antlitz.

„Mein Bero“, sagte sie, „was hast du gethan, wie wirst du dem Zorne des Herzogs entrinnen, wenn er's inne wird, daß sein Hofjunker seines Feindes Schwelle betreten. O, vielleicht hat deine Liebe uns beide in's Verderben gestürzt.“

„Friedrich's Hofjunker“, entgegnete der Rechberger, „bin ich nicht mehr, ich bin frei, kein Kaiser kann mir's wehren, des Rottenburgers Tochter in meine Arme zu schließen.“

„Mein Bero, mein Bräutigam“, rief Barbara freudig, mit seelenvollem Lächeln sich an ihn schmiegend.

„Ich habe den Herzog um meinen Abschied gebeten“, sprach Bero, „er hat ihn gewährt, nur eins ist jetzt noch übrig — — rette deinen Vater und fliehe mit mir.“

Er hatte sich sichtlich gezwungen, diese Worte vorzubringen; das Fräulein wurde todtenbleich.

„Allgütiger Himmel, was ist geschehen?“

„Er ist verrathen“, erwiderte der Rechberger. „Die Häscher sind schon auf dem Wege, ihn einzufangen, sende schnell einen Vertrauten in's Stallutbal, ihn zu warnen, nur schleunige Flucht kann ihm noch frommen.“

Stumm hörte Barbara diese Nachricht, Bero von Rechberg fuhr fort: „Heute Abends erhielt ich die Kunde von des Herzogs Anschlag. Sogleich warf ich mich auf's Pferd, noch Hilfe zu bringen, wenn es möglich wäre. Aber kaum war ich eine Stunde geritten, hatte mich das Hochgewitter ereilt. Ich kam nach Schwaz. Dort war, vom Wildwasser geschwellt, der Lahnbach, der am Markte vorüberfließt, aus seinen Ufern getreten und hatte die Brücke fortgerissen. Schon wollte ich, dem Glücke vertrauend, mit meinem Rosse durch die Wogen setzen, denn jeder Augenblick war ja kostbar; doch die Leute, die am Ufer standen, der Verheerung Einhalt zu thun, hielten mich zurück. So vergingen mehr als zwei peinliche Stunden. Endlich legte sich der Sturm, und das rasende Toben des Wildbachs, der bisher Fels an Fels dahergewälzt, ließ etwas nach. Ich entdeckte bald eine Stelle, wo es mir möglich schien hindurchzukommen, befahl Gott meine Seele und drängte mein

Roß gewaltsam in die schäumenden Wogen. Ein Schrei der entsetzten Menge am Ufer begleitete mich, glücklich kam ich durch die tosenden Fluthen."

„O Junker, was habt ihr gewagt", fiel jetzt Marianne ein.

„Mein Geliebter", sagte Barbara, „wie soll ich dir danken für deine That!" — Darauf wandte sie sich an Marianne: „Geh schnell, Thomas, unser Gemsjäger, soll sich aufmachen, er kennt jeden Steig im Stallnthal, er soll den Vater in der Köhlerhütte aufsuchen, soll ihm sagen, daß er fliehe, fliehe diese Stunde noch, ich will ihn fürstlich belohnen, nur den Vater soll er retten!"

Während sie dies sagte, erschien Rupert unter der Thüre, die seit des Rechbergers Eintritt offen geblieben. Sein Antlitz war verstört, seine Kleider triefend vor Nässe.

„Euer Auftrag, edles Fräulein, kommt zu spät", sprach er im Hereintreten.

Barbara blickte erschrocken auf.

„Rupert, du, und wie du aussiehst — o mir ahnt das Schrecklichste!"

Der Schildknappe nickte mit dem Kopfe.

„Herr Heinrich und seine Ritter sind gefangen. Eben fährt das Schiff den Inn hinauf, das sie nach Innsbruck bringen soll; des Herzogs Hofjude hat uns, wahrscheinlich um Gold, verrathen. Während des Gewitters kam Ulrich von Freundsberg mit Lanzknechten und dem Hebräer und nahm die Herren gefangen. Gebunden wurden sie darauf an den Inn geführt, nur mir waren die Hände frei gelassen, weil ich ihnen die Fackel vorantragen mußte. Wir bestiegen das Schiff, wo ich neben den Juden zu sitzen kam. Als wir mitten im Strome waren, sah ich eine günstige Gelegenheit, zu entkommen. Schnell warf ich meine Fackel in's Wasser, packte voll Grimm den Verräther an Brust und Kehle und stürzte mich mit ihm hinaus in den rauschenden Strom. In der Dunkelheit schwamm ich an's Ufer."

Er schloß seine Erzählung; das Fräulein sank ohnmächtig in die Arme ihres Geliebten.

„Jesus Maria", rief Marianne, „sie stirbt!"

Eine stumme Pause herrschte, nur vom Schluchzen des Mädchens unterbrochen, das neben ihrer Gebieterin niedergekniet war und deren Hand erfaßt hatte.

Endlich kam die Ohnmächtige wieder zu sich, mühsam richtete sie sich auf, ihr erster Blick fiel auf ihren Bräutigam.

„Bero", sprach sie, „sei du allein nun der Verwaisten Hort und Schirm, hilf du mir den Vater retten, der auch dein Vater werden soll. Vielleicht ist es uns möglich. Ich will zum Herzog, will um Gnade flehen, und du sollst mein Fürsprecher sein; sollst als Mittler zwischen mir und dem erzürnten fürstlichen Richter stehen, wenn sie hinkniet zu den Füßen Friedrich's von Oesterreich, bittend um das Leben des Vaters, die Tochter des einstigen Hofmeisters von Tirol.

IV.

Etwas abseits hinter der einstigen herzoglichen Burg zu Innsbruck steht heute noch ein alter viereckiger Thurm, welcher damals als Gefängniß für schwere Verbrecher benutzt wurde. Aus klafterdicken Mauern schauen seine kleinen Fensterchen, mit schweren Eisengittern verwahrt, herab auf den Innstrom. Das Volk nennt ihn „den Kräuterthurm". Um diesen Thurm dehnte sich damals ein geräumiger Hof aus, auf einer Seite von der Stadtmauer begrenzt, auf der andern durch ein Thor abgeschlossen, das zwischen der Burg und dem Gefängniß zum Fluß hinabführte. Das Gäßchen selbst versperrte wieder eine enge Eisenpforte in der Stadtmauer, die

gemeinhin „das Tränkthörl" hieß. Der Inn, den man seitdem bedeutend eingedämmt, floß damals unmittelbar unter der Mauer vorüber, in welche in nächster Nähe des „Tränkthörls" starke Eisenringe befestigt waren, um die Schiffe daranzubinden. Diese Ringe waren noch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts sichtbar.

Dort war mit grauendem Morgen der Freundsberger mit seinen Gefangenen gelandet. Lautlos hatte sich das eiserne Pförtlein geöffnet und die festen Wände des Kräuterthurms umschlossen bald den Rottenburger und seine Getreuen. Da saß er nun in der höchsten Zelle des Thurmes, zu welcher eine enge finstere Wendeltreppe hinaufführte, schwere Fesseln an seinen Händen.

Das Morgenroth, das eben an die Bergspitzen anschlug, blickte durch die schwarzen Eisenstäbe herein in den Kerker und ließ ihn das graue Gewölbe und die grauen Mauern sehen, die ihn umgaben.

In einer Ecke stand ein ärmliches Bett, in der andern ein Tisch mit einem Stuhl, daneben ein Wasserkrug auf dem Steinpflaster.

Das Gefühl verlorener Freiheit bemächtigte sich des Rottenburgers jetzt zum ersten Mal mit drückender Gewalt. Er seufzte tief auf.

„Gefangen", sagte er, „verrätherisch gefangen! O ihr rasselnden Ketten, warum kann ich euch nicht sprengen, warum nicht diese Eisenstäbe zerbrechen, wie der Knabe den Haselzweig, mich hinausschwingen in die freie Gottesluft gleich dem Adler des Hochgebirgs."

Er griff mit der Rechten nach seinem Herzen, sein Auge leuchtete auf.

„Doch ich kann's, ja ich kann mich befreien, und ich will's. O Tod, Tod, komm, du mein Erlöser aus dem Kerker!"

Er zog das Fläschchen hervor, das ihm einst Samuel in mörderischer Absicht gereicht, und hielt es gegen das Licht.

In diesem Augenblicke hörte er einen lieblichen Gesang, der vom Flusse herauf zu kommen schien. Er schob das Glas wieder zurück in sein Wams und blickte hinab. Eine Schaar Bauernmädchen fuhr auf einem Schiffe zum Markte nach Hall hinunter. Deutlich vernahm er die Worte eines Liedes, das er oft von Barbara und Marianne singen gehört:

„Ein junger Knab' mit arger Pein
Liebt' eines Ritters Töchterlein.
Er sprach: ‚Willst du die meine sein,
So laß uns Lieb' versuchen.'
Das Töchterlein sprach: ‚Wend' deinen Sinn,
Siehst, daß ich jung und thöricht bin,
Der Vater würd' uns fluchen!'"

Ein weiches Gefühl zog in sein Herz ein, er dachte an seine geliebte Tochter und das Schicksal, das er ihr bereitet hatte.

„Mein Kind", sprach er, „nein, nicht ohne Abschied von dir will ich aus der Welt gehen, muß dich ja doch schutzlos zurücklassen. O hätte ich dem Zuge deines Herzens nachgegeben! — Es ist zu spät", fuhr er kopfschüttelnd weiter, „einsam und verlassen als Waise wirst du nun durch die Welt gehen; denn nie und nimmer wird ein Jüngling, wie der, den dein Herz gewählt, der Tochter des geächteten Rottenburgers seine Hand reichen."

Nachdenkend legte er sich auf das Bett und stützte das Haupt in die Hand.

Jetzt hallten Tritte auf den steinernen Stufen der Wendeltreppe, dazwischen klirrten schwere Schlüssel. Das Schloß der Kerkerthüre ward knarrend geöffnet, Heinrich richtete sich auf. Er erkannte in dem Eintretenden den Ritter Wilhelm von Mülinen, mit dem er einst bei Hofe in freundschaftlichem Verhältniß gelebt

hatte. Bewegt bot er ihm die Hand, welche der andere mit Rührung drückte. Der Schließer, der den Ritter Mülinen begleitete, blieb an der Thüre stehen. Endlich brach der Rottenburger das Schweigen:

„Ich kann mir wol denken, Mülinen", begann er, „welches Geschäft den Vertrauten des Herzogs zu mir führt. Ihr kommt, mir den Tod zu verkünden."

„Ritter Heinrich", versetzte darauf der andere mit bewegter Stimme, „ihr habt mir ein schweres Wort von meinen Lippen genommen."

„Hab' ich's doch nicht anders erwartet", erwiderte der Rottenburger mit Fassung.

„Des Herzogs Hofgericht", nahm Ritter Wilhelm wieder das Wort, „hat euch nach dem, was ihr gegen den Landesherrn unternommen, für geächtet erklärt und zum Tode verurtheilt. Eure Schlösser und Güter sind dem Herzoge verfallen, nur allein die Rottenburg bleibt euren Nachkommen."

„Und welches Urtheil", fragte Heinrich, „trifft die Ritter, die mit mir gefangen wurden."

„Sie haben eine Urfehde geschworen", antwortete Mülinen, „von euch abzulassen und nichts weiteres mehr gegen Friedrich oder das Haus Oesterreich zu unternehmen, und sind in Freiheit."

Der Ausdruck einer schmerzlichen Bitterkeit spielte um des Rottenburgers Züge.

„O die Erbärmlichen", rief er aus, „wo sind ihre Schwüre, zu gehen mit mir in Noth und Tod. Ein fürstlicher Wink hat sie zu gehorsamen Sklaven gemacht!"

Bei diesen Worten war er vom Lager aufgestanden.

„Und wann soll das Urtheil an mir vollzogen werden", fragte er.

„In der nächsten Nacht", gab Mülinen zur Antwort.

„In der nächsten Nacht", wiederholte Ritter Heinrich. „Also heimlich, in schweigender Dunkelheit. Nicht die Sonne soll es sehen, wie der letzte Rottenburger sein Leben endet. Doch es ist ja einerlei, ich fürchte den Tod nicht."

„Ich beklage euer Schicksal, Ritter", sagte Mülinen darauf mit Theilnahme.

Der Rottenburger schien über etwas nachzudenken.

„Ritter Wilhelm", sprach er endlich, „wolltet ihr mir wol einen letzten Freundschaftsdienst erweisen?"

„Warum nicht?" war die Antwort.

„So laßt", fuhr der Rottenburger fort, „noch meine Tochter zu mir kommen, ich will Abschied von ihr nehmen."

„Dieser Wunsch", fiel der Ritter ein, „bedarf des Herzogs Erlaubniß, ich will ihm eure Bitte vortragen und zweifle nicht, er wird sie euch gewähren.

„Wird er?" bemerkte fragend der Rottenburger. „Dann noch eines: sendet um den Abt von St. Georgenberg, daß er mich zum Tode bereite. Auch habe ich ihm einmal Unrecht zugefügt und möchte mich mit ihm versöhnen, ehe ich sterbe."

Mülinen nickte zustimmend.

„Bis wann glaubt ihr", fragte Heinrich weiter, „daß der Abt hier sein könnte?"

„Es ist noch früh am Tage", erwiderte Ritter Wilhelm, „wenn der Bote gut reitet, kann der Abt bis Nachmittag in Innsbruck eintreffen. Sonst habt ihr keinen Wunsch mehr vorzubringen?"

„Keinen", war die Antwort.

Wieder reichte des Herzogs Vertrauter dem Verurtheilten die Hand.

„Seid ein Mann, Ritter Heinrich", sprach er mit tiefer Bewegung, „beim letzten Gange sehen wir uns wieder."

Er ging. Dröhnend fiel die Thüre in's Schloß, die Riegel knarrten, der Rottenburger war allein. Er setzte sich an den Tisch und sah eine Weile schweigend vor sich hin.

„Beim letzten Gange!" sprach er dann zu sich selbst, „guter Mülinen, wenn du so lange warten willst, werden wir uns auf Erden wol nicht mehr sehen. Heinrich von Rottenburg wird keinen letzten Gang mehr thun, hier diese Zelle soll mein Sterbekämmerlein werden, und das Krystallfläschchen, das ich an meiner Brust verborgen trage, mich in Todesschlaf wiegen. Kein Friedl soll sich rühmen, daß sein verhaßter Feind unter dem Schwert des Henkers geblutet. Nicht soll der Pöbel dereinst höhnend auf mein Kind weisen und rufen: Seht sie an, die Tochter des Enthaupteten! Und ihr, Geister meiner Ahnen, schwebt um mich, wenn mich die Nacht des nahen Todes umflort, nehmt sie auf die freie Seele eures Enkels, der gestorben als ein freier Mann!"

Draußen hatte sich indeß der Morgen zum herrlichsten Tage entfaltet. Gleich einem goldenen Schild stand die Sonne am blauen Himmel, und nur lichte Wölkchen zogen um den Grat der Gebirge, deren Hochwälder in den buntesten Schattirungen des Herbstes auf die Stadt herabschauten.

In der herzoglichen Burg herrschte lebendiges Treiben. Stattliche Rosse, gezäumt und gesattelt, standen, von reichgekleideten Dienern gehalten, im Hofe. Jäger in grüner Tracht gingen dazwischen hin und wider. Die Rüdenmeister hielten die Hunde an der Koppel, welche lustig bellend und an der Leine zerrend ungeduldig des nahen Aufbruchs zur Jagd harrten, den schon lauter Hörnerklang ankündigte.

Droben im früher erwähnten Speisesaal stand der neuernannte Hofjunker Peter von Spaur, ebenso unweidmännisch als zierlich in Grün gekleidet, heute zum ersten Mal auf seinem Posten. Er gefiel sich eben, voll geckenhafter Eitelkeit über seine neue Würde Betrachtungen anzustellen, als Bero von Rechberg hereinstürmte.

„Wo finde ich Seine Herrlichkeit?" war dessen erste Frage, ohne den neuen Junker auch nur eines Grußes zu würdigen.

Graf Peter verneigte sich mit Förmlichkeit und zuckte die Achseln.

„Mein liebster Ritter, Seine Herrlichkeit des Herzogs Gnaden belieben soeben auf die Jagd zu reiten und sind daher nicht zu sprechen."

Der gewesene Hofjunker ließ sich durch diesen Bescheid nicht abweisen.

„Dann muß ich meinen Herren Nachfolger im Amte wol ersuchen, mich beim Herzog zu melden."

Neues Achselzucken von Seite des zierlichen Gräfleins.

„Wird nicht angehen, mein bester Freund Rechberger, Seine fürstlichen Gnaden werden jeden Augenblick ausreiten."

Bero's Geduld war zu Ende.

„Mann des höfischen Brauches", rief er, „ich sage euch jetzt zum letzten Mal, ich muß zum Herzog, und wenn ihr mich nicht melden wollt, steht es mir frei, auch ohne eure Vermittlung bei ihm einzutreten."

Er hatte dies kaum gesagt, theilte sich der grüne Vorhang an der Thüre des Arbeitszimmers und Friedrich erschien in dem Saale.

„Was gibt es hier? — Ihr, Junker Bero?" fragte er verwundert.

„Der Herr Rechberger wünscht, eurer Herrlichkeit unterthänigst aufzuwarten", stotterte der von Spaur.

Ein zurechtweisender Blick traf ihn aus des Herzogs Auge. „Mein Rechberger tritt jederzeit bei mir ein, auch ohne Meldung", lautete die strenge Antwort.

Der Hofjunker Spaur zog sich zurück und ließ den Herzog mit seinem Besuche allein.

„Durchlauchtigster Herzog", nahm jetzt Bero das Wort, „verzeiht dem kühnen Eindringling, der vielleicht zu ungelegener Stunde kommt, von seinem fürstlichen Herrn Abschied zu nehmen. Es ist beschlossen, daß ich heute noch Tirol verlasse und in meine Heimath abreise."

„Der Rechberger", entgegnete Friedrich verbindlich, „ist mir willkommen zu jeder Stunde, nur bedaure ich, einen hirschgerechten Waidmann wie ihr, Junker, nicht wenigstens heute noch in meinem Jagdgefolge zu haben."

„Meine Zeit drängt", entschuldigte sich Bero von Rechberg, „der Abend, an welchem Eure Herrlichkeit erst zurückkehren dürfte, wird mich wol kaum mehr in Innsbrucks Mauern finden; auch ist es noch eine besondere Angelegenheit, die mich eben um diese Stunde zu Euch, gnädigster Herzog, führt."

Friedl war durch diese Einleitung neugierig geworden.

„Redet, Junker Rechberger."

„Ein elternloses, verlassenes Fräulein", fuhr dieser fort, „bittet Eure fürstlichen Gnaden um gütiges Gehör. Gar viel, ja ihr ganzes Lebensglück steht auf dem Spiele, wenn sie diesen Morgen nicht vor Euch treten darf. Ich bitte Euch um die Gunst, sie anzuhören."

„Es ist edel von euch, Junker", bemerkte Herzog Friedl, „daß ihr der Verlassenen euch angenommen, daran erkenne ich meinen ritterlichen Rechberger. Noch nie hat Friedrich von Oesterreich einen Bedrängten abgewiesen, der seiner Hülfe bedürftig war. Laßt eure Schutzbefohlene vor mich kommen; wo ist sie?"

„Hier im Vorgemach."

„So führet sie herein."

Bero entfernte sich und trat bald darauf mit einer in tiefste Trauer gekleideten Dame ein, deren Antlitz ein dichter schwarzer Schleier bedeckte. Sie schlug ihn zurück und sank in flehender Stellung vor dem Herzog in die Knie.

„Gott, was sehe ich", rief dieser, „Barbara von Rottenburg! Was habt ihr gethan, Junker! Steht auf, Fräulein!"

„Nicht, bis Ihr meine Bitte gewährt", sagte diese mit erstickter Stimme, „oder mich in's Elend gestoßen. Gnade für meinen Vater!"

Friedrich blickte sie eine Zeit stumm und zürnend an.

„Ich kann nicht", sagte er dann, sich abwendend, „es ist des Fürsten erste Pflicht, Gerechtigkeit zu üben."

Barbara blieb in ihrer Stellung und schlug bittend die schönen Augen zu ihm auf.

„Gnädigster Herzog", sprach sie, „wol ist es die erste, strengste Pflicht des Fürsten, mit Gerechtigkeit zu walten in seinem Lande, aber schöner als die strenge Pflicht ist noch ein Recht, das dem Fürsten allein zusteht, das ihn eine große, edle Seele zeigen läßt — das Recht der Gnade. Ich weiß es, mein Vater ist schuldig, schwere Verbrechen lasten auf seinem Haupte, die beleidigte Majestät des Landesfürsten verlangt ihre Sühne! — — Herzog Friedrich von Tirol", fuhr sie jetzt unter Thränen fort, „die einzige Tochter des Rottenburgers kniet zu Euren Füßen; denkt zurück an jene Zeit, wo dieser Heinrich von Rottenburg Euer treuester Rathgeber, Euer Alles war, wo seine leitende Hand dem jugendlichen Fürsten die Wege gezeigt, die er zu seinem und des Landes Wohl wandeln möge. Vergeßt den unseligen Augenblick, der Euch mit ihm entzweit, wo vielleicht neidische Verleumder das edle Herz eines Habsburgers umstrickten, und zwischen Euch und den einstigen väterlichen Freund den Samen des Hasses und der Zwietracht geworfen. Vergebt dem, den Eure Feinde gegen Euch aufgereizt, vergebt dem Verirrten, der sich durch falschen Ehrgeiz verblenden ließ."

Sie schwieg. Die Eisesrinde um Friedrichs Herz schien zu schmelzen. Diese Worte, welche alte traute Erinnerungen in ihm wach riefen, die Schönheit der Bittenden, rührten für den Augenblick sein Gemüth; aber das Andenken an seine verletzte Hoheit trat wieder in den Vordergrund. Lange stand er nachdenkend, endlich schien sein Entschluß gereift.

„Ich kann nicht", sagte er kurz.

Junker Bero, der bisher rückwärts von der Rottenburgerin der Szene angewohnt, trat jetzt vor und ergriff das Wort: „Durchlauchtigster Herzog, es war gestern, als ihr mir gütigst erlaubtet, von Eurem Hofe zu gehen, da nanntet ihr mich den Retter Eures Lebens und gabt mir Euer fürstliches Wort zum Pfande, mir eine Gnade zu gewähren."

Nachdem er dies gesprochen, ließ er sich neben dem Fräulein auf ein Knie nieder und faßte die Rechte des Herzogs, während er mit erhobener Stimme fortfuhr:

„Friedrich von Oesterreich, der Rechberger bittet um das Leben Heinrichs von Rottenburg!"

Der Herzog war überrascht, sprachlos blickte er den unerwarteten Fürsprecher an.

„Junker Bero", entgegnete er endlich ernst und feierlich, „ich weiß nicht, ob es recht ist, was ich thue, doch mein Fürstenwort ist euch verpfändet, das Friedrich noch nie gebrochen, eure Bitte sei gewährt." — —

Der Junker ließ des Herzogs Hand los und stand auf, die Rottenburgerin ergriff sie und küßte sie. Huldvollst hob Friedrich die Knieende von der Erde.

„Ihr müßt mir nun ein Versprechen geben, edles Fräulein", sprach er freundlich, „wollt ihr das?"

„Ja, gnädigster Herzog", gab sie zur Antwort.

„Ihr dürft euren Vater nicht sehen vor seiner Heimkehr. Reiset deshalb unverzüglich zurück auf die Rottenburg, wir werden Sorge tragen, daß Ritter Heinrich unter sicherem Schutzgeleite gegen Abend dort einlangt, und ihr sollt ihn auf eurer Väterburg willkommen heißen. Was wir weiteres in dieser Angelegenheit thun werden, erheischt noch unsere Erwägung."

Hierauf wandte er sich an den Rechberger.

„Ihr, Junker, habt mich heute überlistet, dafür verlange ich, daß ihr eure Abreise noch aufschiebt, und das Fräulein unter eurem Schutze auf die Rottenburg zurückbringt. Glaubt übrigens nicht", setzte er lächelnd und mit drohendem Finger bei, „daß euch eure List auch in anderen Dingen gelungen. Ich müßte mich schlecht auf junge Männer verstehen, sollte mich nicht bedünken, daß ihr dem Burgfräulein näher steht als nur ein ritterlicher Anwalt, ja irrt mein Sinn nicht, steht wol ein Brautpaar vor mir."

Barbara schlug erröthend die Augen nieder, während der Junker mit Freimuth entgegnete:

„Ich sehe wahrlich keinen Grund, durchlauchtigster Herr, vor euch irgend welch' Geheimniß zu hegen. Es ist, wie ihr sagt, wenn es mir auch noch nie gegönnt war, vor dem Vater um des Fräuleins Hand zu werben. Die Kluft zwischen ihm und euch, gnädigster Fürst, mußte auch uns Beide einander ferne halten, obwol wir im Herzen längst einander angehörten."

„So geht nun hin, mein wackerer Junker", entgegnete der Herzog, „als Brautwerber zu Heinrich von Rottenburg. Gewiß wird er euch nicht mehr seiner Tochter Hand verweigern. Mein Glückswunsch sei segnend euer Geleite."

Im Hofe ertönten die Jagdhörner, Friedrich verbeugte sich gegen das Brautpaar und begab sich, ohne diesem zu einer dankenden Entgegnung Zeit zu gönnen, rasch zurück in sein Arbeitszimmer.

Kurz darauf verließ er mit dem glänzenden Jagdzuge die Burg und sprengte unter lautem Hörnerschall über den Stadtplatz durch das Neuthor hinaus.

Die heutige Hofjagd, welche in den Mittelgebirgen südlich von Innsbruck stattfand, dauerte nicht lange. Herzog Friedl fand diesmal am edlen Waidwerk nicht das gewünschte Vergnügen. Die Szene, die er am Morgen erlebt, beschäftigte seine Gedanken; zudem mußte ein Urtheil über den Rottenburger gefällt werden, das diesen wenigstens für die Folgezeit unschädlich machte. Er befahl daher schon gegen Mittag, die Jagd abzublasen, und trat, nachdem im Walde beim Dorfe Mutters offene Tafel gehalten worden, den Rückweg in die Stadt an.

Fast um dieselbe Zeit wurde der Abt von St. Georgenberg durch den Gefängnißwärter in die Zelle Heinrichs eingeführt. Dieser trat ihm entgegen und hieß ihn willkommen. Nachdem er hierauf dem Wärter einen Wink gegeben, sich zu entfernen, bot er dem Abte den Stuhl und setzte sich ihm gegenüber auf das niedrige Lager.

„Ihr ließt mich rufen, Ritter Heinrich“, begann der Priester, „wie ich hörte, bei euch ein trauriges Amt zu erfüllen.“

„Nicht dies allein, Herr Abt“, entgegnete der Rottenburger, „ihr wißt, ich habe euch einmal großes Unrecht zugefügt, ich möcht' euch deshalb um Vergebung bitten und mich mit euch aussöhnen.“

„Laßt das, Ritter“, versetzte darauf der Mönch, „ein Streit um einige Morgen elenden Weidegrundes ist zu geringfügig, als daß wir seiner in dem gegenwärtigen Augenblicke noch gedenken sollten, wo ihr in wenigen Stunden schon vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen werdet.“

„Nicht doch“, fiel Heinrich ein, „ich habe das Kloster St. Georgenberg an seinem Gute geschädigt, indem ich eure Rinder wegtreiben ließ.“

„Sprecht nicht mehr davon“, versetzte der Abt, „es ist Alles längst vergeben und vergessen.“ — —

Der Rottenburger reichte ihm die Hand und sprach: „Seid mein letzter Freund auf dieser Erde. Nehmt diesen Ring hier nach meinem Tode zum Andenken an einen armen Sünder und les't die Messe für meine abgeschiedene Seele. Auch habe ich euch noch etwas zu danken: Ohne Zweifel war es euch nicht unbekannt, daß wir uns in der Freistatt des Klosters verborgen hielten.“

„Allerdings“, antwortete der greise Priester, „habe ich darum gewußt. Ich habe auch eure Tochter davon verständigt, indem ich heimlich auf die Rottenburg ging und sie zur Vorsicht mahnte, euch nicht unkluger Weise durch ihre kindliche Liebe selbst zu verrathen.“

„Ihr thatet das“, fiel der Ritter staunend ein, „und doch mußtet ihr mich für euren Feind halten. Herr Abt, ihr seid ein edler Mann. Und wie nahm Barbara die Kunde auf?“

„Traurig, Herr, doch ergeben in Gottes Fügung.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich des Rottenburgers Brust, er blickte gegen Himmel und fuhr dann zum Priester gewendet fort:

„Ich danke euch, daß ihr mir das stille Plätzchen vergönnt.“

„Herr Heinrich“, entgegnete der Abt, „ich habe nur gethan, was mir die Klosterregel und die Pflicht des Christen gebot. Es war nicht recht vom Herzoge, daß er die heilige Freistatt verletzte; doch was kann ein Mönch gegen des Mächtigen Gewalt. Schon vom Anfange ahnte ich, daß es so kommen werde. Der Verräther, der euch wol bekannt sein wird, hat übrigens seinen Lohn empfangen. Eben hörte ich auf meiner Reise, daß er in den Wellen ertrunken.“

„Gott ist gerecht", sagte der Gefangene.

Jetzt hörte man draußen Jemanden hastig die Treppe heraufsteigen.

„Was soll das bedeuten?" fragte Heinrich, „sie kommen, mich auf's Blutgerüst zu führen, ich hätte doch sollen heimlich in der Nacht sterben." — —

Seine Wangen waren bleich geworden.

Der Abt erhob sich und legte dem Verurtheilten die Hand auf die Schulter.

„Muth, mein Sohn", sprach er, „kniet nieder und empfehlt Gott eure Seele, während ich euch lossprече von euren Sünden."

Der Rottenburger that es, der Mönch streckte segnend die Hände über sein Haupt.

In diesem Augenblicke rasselten wieder die Riegel der Kerkerthüre, Mülinen mit einer Pergamentrolle in der Hand trat ein.

Heinrich stand auf und warf ihm einen fragenden Blick zu.

„Ihr kommt, mich zum Tode abzuholen, Mülinen?"

„Mit nichten", entgegnete dieser, „ich komme, euch die Freiheit anzukünden!"

Der Rottenburger sah staunend auf.

„Hier ist Brief und Siegel", fuhr Mülinen fort, indem er ihm das Pergament überreichte. „Seine Herrlichkeit, der Herzog, schenkt euch auf besondere Fürbitte des Fräuleins von Rottenburg Leben und Freiheit unter der Bedingung, daß ihr euch sogleich auf euer Schloß verfügt und dort der weiteren Befehle harret, die euch Herzog Friedrich ertheilen wird."

„Meine Tochter hat für mich Fürbitte eingelegt?" fragte Heinrich.

„So ist es", entgegnete Mülinen, „und harret auf Rottenburg eurer Ankunft."

Der Abt von St. Georgenberg, der mit wohlwollender Theilnahme diese Kunde vernommen, mischte sich jetzt in das Gespräch.

„Ritter Heinrich, ihr habt ein frommes Kind, danket dem Herrn, der euch damit gesegnet; möge das Fräulein der Trost und der Stab eures Alters sein! Laßt aber auch den Groll fahren, der etwa noch gegen den Fürsten in eurer Brust glimmen mag, seht, er ist gütig und gerecht."

„Ihr sprecht weise als Priester", antwortete der Rottenburger, „und ich will euer Wort beherzigen; doch vergebt mir, wenn ich eine Ahnung nicht unterdrücken kann, die mich selbst unter dem Mantel der fürstlichen Gnade eine Tücke besorgen läßt."

„Ritter Heinrich", fiel Mülinen ein, „wahrlich nicht verdenken kann man euch eine vorgefaßte Meinung nach dem, was ihr Alles erfahren; doch glaubt mir, daß euer Urtheil über Herzog Friedrich diesmal härter als billig sei. Gewiß wird die Zeit noch manches klären, was jetzt dunkel, und auch ihr werdet dann versöhnlicher gestimmt werden."

„Glaubt ihr?" fragte der Rottenburger.

„Mit vollster Zuversicht", bekräftigte Mülinen.

Der Schließer war indessen hereingetreten, des Rottenburgers Schwert und einen Bund kleiner Schlüsselchen in den Händen. Mülinen nahm ihm beides ab, und nachdem er den Gefangenen von den Fesseln befreit, reichte er ihm das Schwert mit den Worten:

„Tragt es auf's Neue zu Glück und Heil, das Zeichen des freien Ritters. Nun aber laßt uns aufbrechen, das Geleite des Herzogs, das euch auf euer Schloß bringen soll, harret im Hofe, euer Roß steht gesattelt. Ich selbst will euer Führer sein."

„Gott segne euren Eingang auf Rottenburg", setzte der Abt bei.

Ritter Heinrich gürtete sich das Schwert um, dann stiegen sie mit dem Schließer die enge Treppe hinunter.

Im Gefängnißhofe hielten vier berittene Knappen und dabei stand des Rottenburgers grauer Hengst, den bei der Gefangennehmung die Kriegsknechte mitgeführt. Als das Thier seines Herren ansichtig wurde, hob es den Kopf auf und wieherte ihm entgegen. Heinrich klopfte ihm schmeichelnd auf die Schulter und schwang sich in den Sattel. Mülinen und der Abt, denen man ihre Rosse vorgeführt, thaten dasselbe, und bald ritt die kleine Schaar aus dem Saggenthor über Ambras und die Hochstraße des Rottenburgers Heimath zu.

Eine Stunde später schritt die hagere Gestalt Ulrichs von Freundsberg über die Gänge der fürstlichen Burg. Die Schildwachen vor dem Gemach des Herzogs senkten zum kriegerischen Gruße vor ihm die Piken und ließen den alten Haudegen eintreten.

Friedrich überdachte eben bei sich selbst, welchen Abschluß die Dinge zwischen ihm und dem einstigen Hofmeister endlich finden sollten. Er war in Gedanken vertieft und schien den Eintretenden nicht zu bemerken. Dieser blieb eine Weile stehen.

„Gnädigster Herr“, redete er endlich den Fürsten an.

Dieser sah sich um.

„Was habt ihr gethan, durchlauchtigster Herzog“, sprach der Ritter in sichtbarer Aufregung, „euer Todfeind ist in Freiheit! — Er, dessen Kopf dem Henker verfallen war, ritt soeben unter eurem Geleite aus der Stadt! Ich konnte“, fuhr er fort, „das Gerücht von seiner Begnadigung nicht glauben, da sehe ich ihn selbst unter meines Hauses Fenstern vorübertraben. Herzog Friedrich, ich wünsche, daß euch eure Großmuth nicht gereuen möge!“

Friedrich warf ihm einen unwilligen Blick zu.

„Ich sollte wol über die Rechte meiner Fürstenherrlichkeit zuerst meine Feldhauptleute befragen?“

„Nicht im Geringsten, gnädigster Herzog, doch das habt ihr schlecht gemacht“, versetzte der Freundsberger mit soldatischer Derbheit.

Eine tiefe Zornesröthe flammte in des Herzogs Antlitz.

„Welche Sprache führt ihr gegen euren Landesherrn.“

„Es ist die Sprache der Wahrheit“, gab Ulrich zur Antwort.

„Ihr könnt es dem Rottenburger nicht vergessen“, versetzte Friedrich im Tone des Vorwurfs, „daß er euch um die Paar hundert Goldstücke, die ihr ihm schuldig wart, eure Bauern auf dem Nonsberg gebrandschatzt.“

Der Freundsberger entgegnete gereizt: „Herr Herzog, ihr selbst habt ein Stücklein erwähnt aus des Hofmeisters wüstem Treiben. Glaubt ihr nun, daß dieser Heinrich von Rottenburg, der stets nur mit Willkür und Gewalt im Lande gehaust, der den übermüthigen Bischof von Trient gegen euch mit den Waffen vertheidigt hat, der den Bund des unzufriedenen Adels euch zum Trotz aufgerichtet, ja euch selbst vom Herzogsstuhle herunterstoßen wollte, nun auf einmal umkehren werde? — Mein durchlauchtigster Herr und Landesfürst, das wird er nie und nimmermehr, es sei denn — — daß ihr ihn zermalmet.“

„Was ihr da sagt, Ritter, ist nicht unwahr“, erwiderte der Herzog darauf, „doch mein Wort hat ihm sein Leben verbürgt, ich kann's nicht mehr ändern.“

„Nicht sein Leben, Herr Herzog,“ sprach Ulrich, „ist es, das euch Gefahr bringt, es ist seine Macht.“

„Die, dächte ich, ist gebrochen“, bemerkte Friedl, „da ja seine Schlösser bis auf Rottenburg uns anheim gefallen.“

„Damit noch keineswegs", gab der Feldhauptmann zur Antwort. „Er ist frei, bald wird sich der stolze Adel wieder um ihn schaaren, und dann wehe euch und eurem Throne."

Friedrich ging nachdenkend im Gemach auf und nieder.

„Und was meint ihr, was ich thun soll?"

Dem Ritter von Freundsberg schien die geeignete Stunde gekommen, er trat nahe an den Herzog und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Kein freier Ritter, euer Vasall soll er werden."

„Wie das?"

„Die Herrschaft Kaltern, die einst sein eigen war, gebt ihm zum Lehen, und die Rottenburg sei geschleift, dann ist er ohnmächtig in euren Händen."

Der Fürst sah ihn betroffen an.

„Ritter Ulrich, der Geist des Hasses spricht aus eurem Munde; doch überlege ich die Sache, wie sie ist, so denkt ihr recht, nur auf diese Weise kann seine gefährliche Macht gebrochen werden. Ich werde eurem klugen Rathe folgen."

Der ränkevolle Freundsberger jubelte in seinem Herzen, sein Racheplan war gelungen.

„Eure Herrlichkeit", sagte er, „es dürfte wol gut sein, wenn ihr heute noch diese Verfügung treffen würdet, da jeder Tag unter solchen Umständen dem Lande und euch neue Gefahr bringen könnte."

„Es soll geschehen", antwortete der Herzog und setzte sich an den Schreibtisch. „Sorget selbst für schnelle Beförderung meiner Verfügung."

„Das will ich, hoher Herr!"

Friedrich schrieb, siegelte das Dokument und übergab es schweigend dem Feldhauptmann. Dieser entfernte sich mit triumphirendem Hohnlächeln.

Der Tag ging zur Rüste, die Sonne war längst hinter die Martinswand hinunter, und der frühe Herbstabend lagerte sich mit seinem eigenthümlich wehmüthigen Zauber über die Landschaft. Im Burghofe auf Rottenburg brannte ein lustiges Feuer und beleuchtete die Gruppen der Schloßknechte, welche unter Rupert's Leitung emsig damit beschäftigt waren, aus grünem Tannenreisig Kränze und Guirlanden zu winden, mit denen sie zu ihres Herrn Einzug festlich Thor und Treppe schmückten.

Auch der Rittersaal prangte heute in gleicher Festzierde. Marianne zündete eben die Kerzen des Kronleuchters an, und Barbara wand, auf einer Leiter stehend, die Tannenkränze um das Rottenburger Wappen über dem Hochsitz, wobei ihr der Junker hilfreich die Hand bot.

„So, nun wär' es fertig", sagte sie, von der Leiter herabspringend, „und es ist auch hohe Zeit; der Vater muß ja jeden Augenblick eintreffen. Nicht wahr, mein Vero", fuhr sie, während sie sich an dessen Arm hängte, ihr Werk betrachtend fort, „es sieht auch recht hübsch aus! Hier das grüne Reisig, wie es sich zwischen den Waffen und Hirschgeweihen durchwindet, und sich schmuck vom braunen Getäfel hebt, und dort unser Stammwappen im frischen Festkranz."

„Was soll nicht hübsch gedeihen unter deinen Händen", entgegnete der Junker und küßte sie.

„Ja", sprach sie, „der Vater wird sich freuen über die häuslichen Ehren, mit denen wir ihn empfangen; ist es doch auch der Tag seiner neuen Freiheit!"

„Und der Tag unserer Verlobung", ergänzte der Rechberger.

Barbara blickte ihn an und senkte dann nachdenkend das Köpfchen.

„Was ist dir", fragte Vero, „warum plötzlich so traurig, glaubst du, daß Ritter

Heinrich mir noch die erwählte Braut meines Herzens versagen wird? Laß mich nur sorgen, Kind."

„Nicht das ist's, mein Bero, was mich traurig macht", entgegnete das Fräulein, „wol wird mein Vater den Mann, dem er Leben und Freiheit dankt, anders beurtheilen als einst den Hofjunker seines fürstlichen Gegners, aber eine Ahnung ängstigt mich vor dem Ausspruch, den Herzog Friedrich sich vorbehalten."

„Laß dir darum nicht bange sein", fiel der Rechberger ein, „Herzog Friedl ist kein böser Mensch, wenn er auch an Schwächen leidet, und sich nach des Augenblickes Laune bald von guten, bald von bösen Geistern leiten läßt. Gewiß wird er diesmal dem guten folgen."

Barbara sah forschend zu ihm auf.

„Und wer sind die Geister? — Wilhelm von Mülinen der eine, Ulrich von Freundsberg der andere", war Bero's Erklärung.

„Fräulein, sie kommen!" rief jetzt Rupert, durch die weit geöffnete Saalthüre hereinstürzend. „Sie kommen, die Fackelträger, die ich ihnen entgegen sandte, sind schon am äußeren Burgthor. Knapp hinter ihnen reitet Herr Ritter Heinrich, zu seiner Rechten ein Mönch, zur Linken ein Ritter, dahinter vier Reisige in des Herzogs Farben. Eilet schnell entgegen, ich will im Hofe harren, zum ersten Male wieder als treuer Schildknappe meines Herrn Hengst am Zügel zu halten. Und du, Marianne", rief er dieser zu, „steig' auf den Wartthurm, laß die gelbblaue Fahne Rottenburgs aufziehen!"

Eine schmetternde Hornfanfare unterbrach die Hast seiner Rede.

„Da sind sie schon!" Mit diesem Ausruf flog er hinaus, Marianne eilte dem Wartthurme zu.

Zitternd vor freudiger Aufregung stand das Fräulein da, unschlüssig, was sie beginnen sollte.

Der Junker bot ihr seinen Arm.

„Du zögerst, komm, ihm entgegen!"

Barbara legte bedächtig die Hand auf die Schulter ihres Geliebten.

„Nicht, mein Bero, hier sollst du ihn erwarten, ich selbst will dem Vater den Bräutigam vorführen."

Mit diesen Worten verschwand sie.

Der Rechberger trat in einen Erker des Saales, wo er von der Hauptthüre aus nicht gleich bemerkt wurde, und aus dessen Fenster er den erleuchteten Burghof überschauen konnte.

Jetzt ritten sie durch das innere Burgthor herein, deutlich erkannte er im Scheine des Feuers den Abt und Mülinen. Der Schildknappe schritt ehrfurchtsvoll auf seinen Herrn zu und faßte dessen Streitroß am Zügel. Ritter Heinrich sprang aus dem Sattel und umarmte seine Tochter.

Mittlerweile waren auch die übrigen abgestiegen, und nun kam der Rottenburger, seine Tochter am Arme führend, mit Mülinen und dem Mönch die Treppe herauf.

Nicht ohne leises Herzpochen hatte Bero dies Alles beobachtet, ein entscheidender Moment seines Lebens stand ihm bevor.

Jetzt traten sie in den Saal, der Rottenburger blickte zufrieden um sich, und nachdem er Hut und Reisemantel abgeworfen, wendete er sich an seine Gäste:

„Verzeiht, ihr Herren, wenn ich in der ersten Freude des Wiedersehens vergaß, euch meine Tochter vorzustellen."

Der Abt verbeugte sich anstandsvoll gegen Barbara.

„Bin ich doch dem Fräulein nicht unbekannt."

„Und auch ich", fiel Mülinen nicht minder höflich ein, „darf mich rühmen, des Burgfräuleins Bekanntschaft schon früher bei Hofe gemacht zu haben."

„So erlaubt, meine werthen Gäste", sagte darauf Ritter Heinrich, „daß ich vor euch meinem Kinde feierlich des Vaters Segen ertheile für Das, was sie an mir gethan hat."

Die Rottenburgerin that einige Schritte gegen den Erker.

„Nicht mir allein, Vater, deinen Segen", entgegnete sie, den Junker vorführend, „hier dieser Jüngling war es, der seine Bitten mit den meinigen verband, der dem widerstrebenden Herzog endlich das Gnadenurtheil abzwang: Der Rottenburger sei frei!"

„Wie, ihr, Junker Bero von Rechberg?" fragte Heinrich mit Staunen.

Der Junker verneigte sich.

„Ich war so glücklich, edler Ritter, Seine Herrlichkeit an eine alte Schuld mahnen zu können, die er bei seinem Fürstenwort versprochen, mir durch eine Gnade heimzuzahlen. Dafür verlangte ich euer Leben."

Der Rottenburger reichte dem Jüngling bewegt die Hand.

„Ich denke die Schuld zu kennen, waret nicht ihr es, der im Gefecht an der Hochstraße den bayerischen Landsknecht niederschoß, der den Friedl vom Pferde stoßen wollte, und darauf den Herzog aus dem Gedränge brachte?"

Der Rechberger schwieg bescheiden.

„Eure ritterliche Tapferkeit", fuhr Heinrich fort, „hat euch schon damals meine Achtung erworben, wenn ihr auch in den feindlichen Reihen die Bogenschützen gegen uns anführtet. Ihr habt uns weidlich heiß gemacht, Junker, doch sagt, wie soll ich euch den Dienst vergelten, den ihr mir heute erwiesen?"

„Ritter Heinrich von Rottenburg", gab der Junker zur Antwort, „wollt ihr mir meine That belohnen, so bitte ich nur um eines: Segnet mich dafür als euren Sohn."

Der Ritter blickte Bero und das Fräulein, die daneben stand, schweigend an, endlich sprach er mit Rührung:

„Kniet nieder, meine Kinder, mein väterlicher Segen komme über euch und begleite euch glücklich alle Tage eures Lebens."

Barbara und der Junker waren niedergekniet, Heinrich hob sie nach einander auf, umarmte und küßte sie.

„Eure Werbung", wandte er sich dann an Bero, „kommt mir nicht unerwartet. In jener Stunde, als ich Abschied nahm, um gegen Herzog Friedrich zu Felde zu ziehen, hat mir meine Barbara das Geheimniß ihres Herzens entdeckt. Nehmt sie hin, die einzige, letzte Tochter des Hauses Rottenburg."

Indessen war der Schildknappe, stets der Befehle seines Herrn gewärtig, und Marianne wieder im Saale erschienen und standen halb verdeckt unter dem Vorhang der Seitenthüre.

Der Rottenburger bemerkte sie, sie schienen mit einander zu reden.

„Komm her, mein wackerer treuer Knappe", rief er mit freundlicher Herablassung.

Rupert trat vor.

„Dieser, ihr Herren", sprach Heinrich zu den Anwesenden, „hat treulich stets Kampf und Gefahr, Glück und Unglück mit mir getheilt, hat in der Verbannung treu bei mir ausgehalten, hat mehr als einmal sein Leben für mich in die Schanze geschlagen. Rupert", redete er ihn an, „es wäre heute der erste Tag, wo dein Herr deiner vergessen hätte, sollst heute nicht der letzte Mann auf Rottenburg sein. Sag', wie kann ich dich für deine Treue belohnen?"

Der Schildknappe blickte frei und offen zu seinem Herrn auf.

„Gestrenger Herr Ritter", antwortete er, „darf euer Knecht eine Bitte thun, so gebt mir die kleine Jägerhütte am Raslkopf droben mit dem Feld zu eigen, was dazu gehört — und — —"

Er stockte.

„Und —" ermuthigte ihn Ritter Heinrich, „keine Scheu, wackerer Bursche — und —"

„Und die Marianne zum Weib", ergänzte Rupert die Bitte.

Das Mädchen, das bisher schüchtern unter dem Vorhang gestanden, sah verschämt zu Boden und tändelte mit ihrer Schürze. Der Rottenburger rief sie zu sich.

„Marianne", sprach er, „du warst stets eine treue Gefährtin meiner Tochter in guten und bösen Tagen. Ein braver Bursche wirbt um dich, willst du sein Weib werden?"

Marianne nickte bejahend.

„So gebt euch die Hände zur Verlobung", mahnte der Burgherr, „werdet ein Paar, und die Jägerhütte mit Grund und Boden schenke ich euch als freies Eigenthum vor diesen Zeugen. Ihr aber, ehrwürdiger Herr", wendete er sich dann an den Abt von St. Georgenberg, „sollt morgen beide Paare zugleich in der Schloßkapelle trauen."

Da horch — wieder erscholl auf dem Thurme das Wächterhorn, Ritter Heinrich fuhr überrascht auf.

„Was soll das bedeuten?"

Er ging an ein Fenster und sah hinab in den Schloßhof.

„Ein Edelknecht des Herzogs", sprach er zurückkehrend, „reitet in die Burg ein, er trägt eine Kuriertasche über die Schulter geschwungen. Rupert, geh' ihm entgegen."

Ein unheilvolles Ahnen lag in dem Ton seiner Worte, das sich auch den Anwesenden mittheilte. Alle waren schweigsam und harrten lange der Ankunft des Boten, der nun, von Rupert geleitet, eintrat. Nachdem er allseits stumm gegrüßt, wandte er sich an den Burgherrn:

„Seid ihr Ritter Heinrich von Rottenburg?"

„Der bin ich", entgegnete der Gefragte.

Der Edelknecht überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben.

„Ein Brief Seiner Herrlichkeit des Herzogs, mein Auftrag ist zu Ende."

Er verbeugte sich und ging.

Der Rottenburger erbrach das Siegel und besah im Scheine des Kronleuchters die Schrift, sein Antlitz entfärbte sich. Er übergab das Pergament dem Rechberger.

„Les't, Junker Bero!"

Dieser folgte dem Auftrag und las:

„Wir Friedrich, Herzog von Oesterreich, gefürsteter Graf von Tirol, gewähren unserem einstigen Hofmeister Heinrich von Rottenburg, obwol derselbe des Hochverrathes schuldig befunden und zum Tode verdammt worden, in sonderlichen Gnaden Leben und Freiheit. Doch hat besagter Heinrich von Rottenburg alle seine Burgen binnen zehn Tagen uns anheimzustellen, wogegen wir ihn mit der von ihm heimfallenden Herrschaft Kaltern auf Lebenszeit belehnen. Im Weiteren tragen wir ihm auf, daß in den nächsten zehn Tagen die Rottenburg gebrochen und dem Erdboden gleichgemacht werde. Gegeben zu Innsbruck am Quatemberfreitag des Herbstmonats 1410."

Ritter Heinrich war leichenblaß geworden, er schien zu wanken und stützte sich auf die Lehne eines Stuhles, der neben ihm stand.

„O Mülinen, hab' ich recht gesprochen!“ war sein erstes Wort, das er hervorbrachte.

Der Angeredete schwieg mit Bestürzung in seinen Mienen.

„Muth, Herr Ritter, und seid ein Mann!“ mahnte der Abt.

Heinrich that, als hörte er die Mahnung nicht.

„Die Rottenburg gebrochen“, sprach er dumpf vor sich hin, „der letzte des edlen Stammes ein Fürstenknecht zum Spott seiner Feinde!“

Wieder folgte eine Pause, die beiden Mädchen waren in Schluchzen ausgebrochen. Der Abt, Mülinen und der Junker blickten mit Trauer zu Boden.

„Seht, es ist Herbst in der Gotteswelt“, begann Heinrich wieder, „auch der Herbst des Hauses Rottenburg ist gekommen, die grünen Blätter sind gefallen und der entlaubte Stamm steht da in den Stürmen des Nords, denen er nimmermehr trotzen wird. Mag nun der Tod kommen!“

Er richtete seine Augen auf Barbara und den Rechberger.

„Dich, meine Tochter, laß ich zurück an der Seite eines edlen Mannes, du wirst fortan meinen Namen mit dem seinen vertauschen. Aber meinen Enkeln mögt ihr einst vom Großvater, dem Rottenburger, erzählen. Mögen sie glücklicher sein, als er es war.“

„Was sprecht ihr da vom Sterben, Ritter“, unterbrach ihn Wilhelm von Mülinen, „macht euren Kindern das Herz nicht weich.“

„Wer weiß es“, versetzte darauf der Rottenburger, „wann seine Todesstunde schlägt, die Minuten des Menschenlebens sind gezählt.“

Noch einmal sah er mit einem langen, schmerzlichen Blick auf seine Tochter und ihren Bräutigam, dann nahm er Hut und Mantel und schritt aus dem Saale.

Rupert ergriff eine Kerze vom Kronleuchter und folgte ihm, während die anderen stumm zurückblieben. Er stieg mit dem Schildknappen hinauf in sein Schlafgemach. Allmählich erloschen die Lichter auf der Rottenburg.

Der nächste Morgen war angebrochen. Rupert stand mit Tagesgrauen vor der Schlafkammer seines Herrn, um ihn, wie er von jeher gewohnt war, mit dem Frühroth zu wecken.

Leise pochte er an die Thüre, keine Antwort; er pochte stärker, alles stille. Dieser Umstand befremdete ihn, er versuchte die Thüre zu öffnen, sie war verschlossen.

„Gestrenger Herr Ritter“, rief er. Wieder kein Laut, keine Antwort. Ein unheimliches Gefühl ließ ihn ein Unglück ahnen, das seinem Herrn zugestoßen. Er stemmte sich mit aller Kraft gegen das Schloß, es gab nach, die Thüre flog auf.

Rupert trat an das Bett, da lag der Ritter angekleidet, ausgestreckt, die Hände über die Brust gefaltet, starr, stumm und todt.

Das Licht auf dem Nachttischlein war ausgebrannt, und daneben stand ein leeres Fläschchen von Krystallglas.

Der Knappe kannte es, es war dasselbe, mit dem einst der Jude Samuel den Rottenburger vergiften wollte.

„Allmächtiger Gott, er hat sich den Tod getrunken“, sprach Rupert entsetzt.

Regungslos starrte er eine Zeit lang die Leiche an, endlich ergriff er das Fläschchen und schleuderte es aus dem offenen Fenster, daß es unten an den Felsen zerschellte. Niemand sollte ahnen, daß sein Herr als Selbstmörder gestorben sei.

Hierauf ging er, dem Junker die Todeskunde mitzutheilen.

Kein Schlaf war in dieser Nacht über des Schloßfräuleins Auge gekommen. Am frühen Morgen erhob sie sich, ihren Hochzeitsanzug zu ordnen, und Marianne

war ihr dabei behilflich, das reiche blonde Haar in Locken zu ordnen und den grünen Myrthenkranz auf's Haupt zu setzen.

„Horch, Marianne", sprach plötzlich das Fräulein aufmerksam, „hörst du nicht draußen jemanden hastig über den Gang eilen, jetzt die Treppe hinauf — —"

„Es wird Rupert sein, der die Gäste zur Hochzeit weckt", gab jene zur Antwort.

„Nein, horch", entgegnete Barbara, „das ist nicht Rupert, es muß etwas vorgefallen sein, es sind ihrer mehrere — sie sprechen — der Schall kommt von der Treppe her, die zu des Vaters Schlafzimmer führt."

Während sie dies sagte, ging die Thüre auf und Bero trat ein. Sein Blick war verstört, die Unordnung in seinem Anzuge verrieth, daß er denselben nur eiligst übergeworfen.

Das Fräulein sah ihn erschrocken an.

„Um Gottes willen, was ist dir", rief sie, „das ist nicht die Miene eines Bräutigams!"

„Fass' dich", entgegnete der Junker, „deinem Vater ist ein Unglück widerfahren."

„Er ist — krank?" forschte Barbara ängstlich, „todtkrank?"

Der Junker schwieg.

„Sag' mir's, mein Bero", bat sie nochmals.

„Todt!" gab dieser zur Antwort.

Ein Schreckensschrei entfuhr den Lippen des Fräuleins. Sie sprang auf und eilte händeringend der Schlafkammer des Burgherrn zu. Bero folgte ihr auf den Schritt. Dort hatten sich bereits Mülinen und der Abt von St. Georgenberg am Lager des Verstorbenen eingefunden. Im tiefsten Schmerz warf sich Barbara vor der Leiche nieder und küßte unter lautem Schluchzen die eiskalten Hände und das Antlitz. Die Männer standen mit dem Ausdruck des tiefsten ernsten Leides um sie her.

„Steht auf, meine Tochter", redete endlich der Abt das Fräulein an, „und blicket empor in eurem Schmerze zum Allgütigen im Himmel; der Gott, der die Geschicke der Menschen lenkt, wird euren Vater gnädiger gerichtet haben, als die Mächtigen dieser Erde." — —

Noch am Abende desselben Tages wurde Junker Bero von Rechberg mit der Rottenburgerin in aller Stille vor dem Altare der Schloßkapelle getraut. Nachdem sie darauf dem Vater im Sarge noch das letzte Lebewohl gesagt, reisten sie ab nach Schwaben in des Rechbergers Heimat. Ein blühendes, mächtiges Grafengeschlecht zählt sie zu seinen Ahnen.

Der Schildknappe und Marianne, welche einige Tage später auf St. Georgenberg eingesegnet worden, bezogen das Häuschen, das ihnen der Rottenburger geschenkt, und lebten glücklich bis in's späteste Alter. Ueber den Tod seines Herrn bewahrte Rupert stets das tiefste Schweigen. Erst auf dem Sterbebette enthüllte er seinem Beichtvater das Geheimniß von Ritter Heinrich's selbstmörderischem Ende.

Herzog Friedrich hörte die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden des einstigen Hofmeisters mit Theilnahme an. Das Schicksal eines Mannes, den das Verhängniß von den höchsten Ehrenstellen zu Kerker und Todesurtheil herabgestürzt hatte, ging ihm tief zu Herzen. Er befahl, die Leiche sogleich nach Kaltern zu überbringen und dort mit Ehren zu bestatten. Die Rottenburg zog er zwar als Krongut an sich, gab jedoch keinen weitern Befehl mehr zu ihrer Zerstörung, sondern ließ sie verödet stehen. Unter dem Zahn der Zeit zerfiel sie allmählich in Trümmer. Die übrigen Schicksale dieses Fürsten stehen in den Blättern der Weltgeschichte aufgeschrieben.

Als er wenige Jahre später, vom Kaiser Siegmund mit der Acht und vom Papste mit dem Bann belegt, aus dem Kerker zu Konstanz entkommen, ein heimatloser Flüchtling, von einer Sennhütte zur andern Schutz suchte, war Mülinen sein treuer Gefährte. Gewiß trat ihm dabei manchmal das ähnliche Schicksal des Rottenburgers vor die Seele.

Der Einfluß des Freundsbergers auf den Herzog scheint nach den Unglücksfällen zu Konstanz gesunken zu sein. Ulrich zog sich vom Hofe zurück und übersiedelte später nach Mindelheim. Sein Sohn war der berühmte Georg von Freundsberg, der Feldhauptmann des schwäbischen Städtebundes.

Die Ritter Albrecht von Plochingen, Markart Stor und Hans der Tobelheimer verschwanden spurlos, ohne daß jemals wieder von ihnen gehört worden.

Heinrich's Leichnam wurde, wie der Herzog befohlen, noch am Abend des Sterbetages nach Kaltern überführt und dort am dritten Morgen mit großem Trauergepränge in der Pfarrkirche beigesetzt. Der Abt von St. Georgenberg begleitete den Todten zur kühlen Ruhestätte, Mönche mit brennenden Wachskerzen sangen die Hora an seiner Gruft.

So stieg mit Schild und Helm zu Grabe der letzte Rottenburger.

Aus unserm Album.

Edelweiß.

Du weißt, wie hoch fast bis zum Himmel ragen
Der Heimat Berge, stolz und schön vor Allen,
Wo ewig blüht — wem müßt' es nicht gefallen? —
Das Edelweiß, das welkt in keinen Tagen.

Wie es zur Erde kam, willst Du mich fragen,
Zu dessen Ruhm der Lieder viel erschallen;
Ach Wenige, die durch die Thäler wallen,
Sie wissen es, der Dichter kann's Dir sagen:

Ein Stern des Himmels, treu und rein im Lieben,
Der einst in einer hellen Sommernacht
Den Berg geküßt, ist dort zurück geblieben.

So blüht es fort! — Du wirst es sorgsam hegen;
Der es gepflückt, und Dir in's Thal gebracht,
Ist glücklich, es in Deine Hand zu legen.

Balthasar Hunold.

Kleine Mittheilungen.

Moritz Schleifer †. Unser geschätzter Mitarbeiter Moritz Schleifer ist am 17. Oktober zu Salzburg nach langer Krankheit gestorben. Er war der Sohn des österreichischen Dichters Mathias Schleifer (vide Wurzbach, Biographisches Lexikon) und wurde am 27. Juni 1816 zu Sirming in Oberösterreich geboren. Er widmete sich dem Staatsdienste und war bis zu seiner Pensionirung k. k. Bezirksrichter zu Haag in Oberösterreich. Er hinterläßt vier Töchter und einen Sohn. Seine Gattin Emilie ist ebenfalls der Poesie zugewendet und veröffentlichte Novellen. Von Schleifer sind Gedichte in verschiedenen Blättern erschienen; er entnahm seine Stoffe der Natur und der Geschichte, vorzugsweise der Alpen.

Unsere Leser kennen in dieser Beziehung manche schönen und sinnvollen Poesien, z. B. Lizzana, Schloß Rungelstein, Das Moidele von Dux, Stamms, Tschötsch, Eine Duxermagd, Die drei Seen in Obervintschgau, Der Antlaßritt im Brixenthal, Landeck, Unsere liebe Frau von Kaltenbrunn, Meransen, Abschied von Kaltern, An eine junge Grödnerin, Meran, Die Klage Oswald's von Wolkenstein.

Das letzte uns von demselben zugegangene Gedicht veröffentlichen wir in Folgendem:

Die Römerstraße bei Kuchl.*)

Drückend war der Nachmittag
Als ich heim von Golling kehrte,
Eine dumpfe Schwüle lag,
Die die Sinne mir beschwerte.

In dem blüthenreichen Thal
Schritt ich auf der Römerstraße;
Unzerstört schlingt sich ihr Wall
Durch die ländlichen Gelasse.

Unter'm Laubdach eines Baums
Ruht' ich endlich, schlafbefangen,
Und die Schatten eines Traums
Sind an mir vorbeigegangen.

Neu belebt vom Grab erstand
Das Geschlecht versunk'ner Zeiten,
Von der Lammer Uferrand
Sah ich es im Zuge schreiten.

Fernher kamen sie heran
Durch des Lungau's kalte Schluchten,
Und sie brechen sich die Bahn
Längs der Tauern steilen Fluchten.

Staunend sah der Hohe Göll
Auf die fremden Kriegsgesellen,
Ueber Kies und Steingeröll,
Murmelten neugier'ge Quellen.

Ehern klang ihr schwerer Tritt,
Denn sie sind's, die Legionen,
Die mit stolzem Siegesschritt,
Rings zermalmt die Nationen.

Ist ein Winkel noch der Welt,
Wo die Adler Roms nicht horsten?
Fern zum eisbedeckten Belt,
Ziehn sie jetzt in deutschen Forsten.

Strahlend in der Sonne Gluth
Funkeln Panzer, Helm und Speere,
Aus den Augen blitzt der Muth,
Dräuend klirrt die blanke Wehre.

Mavors ruft man und Quirin
Und den Zeus mit der Viktorie,
Daß sie alten Römersinn
Krönen mit der alten Glorie.

*) Kuchl ist das altrömische cuculli.

Auch der Prätor naht im Zug
Und sein Liktor schwingt die Ruthen,
Wer des Joches sich entschlug,
Mag nun unter'm Beile bluten.

Auf der Hängematte Pfühl
Läßt er sich von Sklaven tragen,
Und ihm folgt ein bunt Gewühl
Seines Trosses, seiner Wagen.

Sein Bedarf für's leck're Mahl:
Ferner Zonen Ueppigkeiten,
Und ein reiches Arsenal
Für des Schlemmers Lüsternheiten.

Zartes Malakingewand,
Köstliche Murrhinervasen
Und der Becher goldner Tand
Für des Schaumweins leichte Blasen.

Und der Parasiten Chor,
Die im Staub sich kriechend nähren,
Und sein Zwerg drängt sich hervor
Und im Florkleid die Hetären.

Nun vorbei der weit're Zug
Und dann wieder and're Krieger,
Drohend wie im Sturmesflug
Nahten sie, die Weltbesieger.

Aber dort der hohe Mann,
Zierlich fein, voll kluger Listen,
Seht dort, das ist Hadrian,
Er, der Erstling der Touristen.

Und die Dame, stolz und hehr,
Ist die Kaiserin Sabine,
Ungeliebt und liebeleer
Lächelt vornehm kalt die Miene.

Wie ihr Peplon zierlich wallt,
Wie die Steine magisch blinken,
Wie sie duftet, wie sie strahlt
Von Essenzen und von Schminken!

Er besieht der Berge Kreis,
Grüßt des Flusses leichte Wendung,
Und es fördert sein Geheis
Schnell des Straßenzugs Vollendung.

Wie vordem in Isis' Land,
An des Reiches fernsten Grenzen,
Will nun an Iuvavus' Strand
Er als weiser Ordner glänzen.

Und nun schallt sein donnernd „Halt!“
Paßt zum Schutz in diesen Gauen,
Gegen nordische Gewalt
Uns Cuculli's Burg erbauen.

Doch erst bringt ein Opfer dar!
An dem kühlen Alpenborne
Führe man vor den Altar
Einen Stier mit gold'nem Horne.

So geschah's. Sie hielten Rast,
Schweiften durch die schöne Gegend,
Herr und Sklaven, frei der Last,
Fröhlich heitrer Ruhe pflegend.

Und die Kaiserdame hold
Eilt zum Sturzfall der Kaskade,
Und ein Armband, schwer von Gold,
Reicht sie preisend der Najade.

Aber sieh', der Wolkenzug
Will sein Wetter drohend lenken,
Und er sinkt in schwarzem Flug
Nieder an den Fuß des Schlenken.

Blitze fuhren durch das Land,
Und ein Sturm, der Wälder schüttelt —
Da hat plötzlich eine Hand
Mich aus meinem Traum gerüttelt.

Um mich stand ein fremder Schwarm,
Mich um Dies und Das zu fragen,
Und ich sah' sie unter'm Arm
Winkelmaß und Richtstab tragen.

„Wo der Roggen golden sprießt,
Soll ein Bahnhof prangend stehn,
Wo im Grund die Taugel fließt,
Wird der Zug vorüberwehn.“

Ah, hier soll die Eisenbahn?
Fragt ich ruhig und gelassen;
Zieht denn friedlich nebenan
Schienengleis und Römerstraßen!

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Ed. Amthor** in Gera.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalt des zehnten Bandes.

Größere Artikel.

Kleinere Mittheilungen.

Aus unserm Album.

Kunstbeilagen.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.